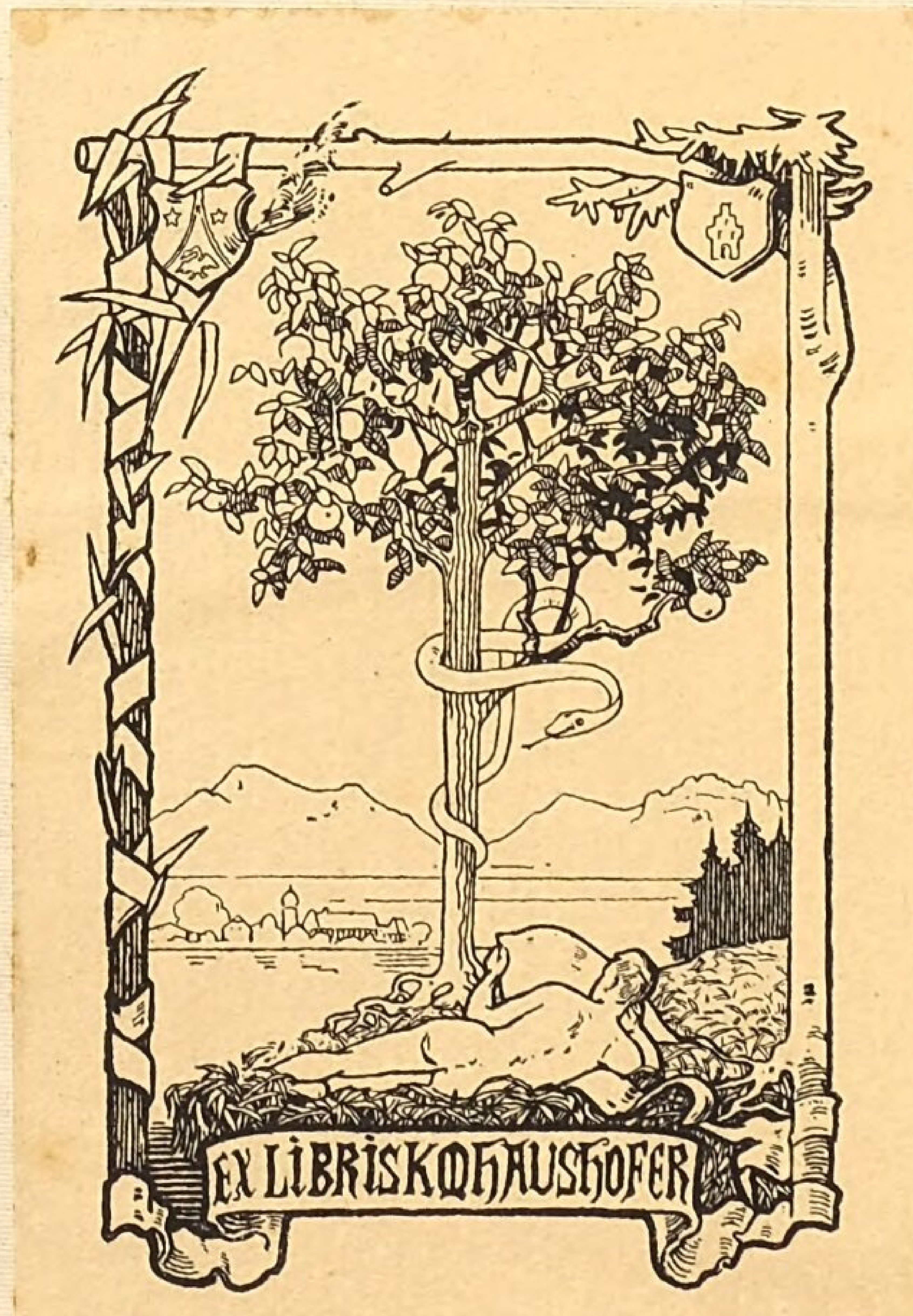

EX LIBRIS K M HAUSHOFER

Allgemeine Weltgeschichte.

Vierter Band.

Allgemeine
Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage.

Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet.

Vierter Band.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1883.

Geschichte

des

Römischen Kaiserreichs,

der Völkerwanderung

und

der neuen Staatenbildungen.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1883.

Vorrede.

Die Geschichte der sechs Jahrhunderte, welche den Inhalt des vorliegenden Bandes bildet, ist der historische Beleg für die Wahrheit des Dichterspruchs: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen." In ihr sollen, wie schon im Eingang des Buches bei der Uebersicht der Geschichtsliteratur bemerkt ist, die großen weltgeschichtlichen Erscheinungen: der Niedergang des Römerreichs, die Anfänge und Entwicklung der christlichen Kirche und der Ansiedelungsprozeß der germanischen Völkerstämme zum Verständniß der gegenwärtigen Menschheit gebracht werden. Für die Wichtigkeit der Aufgabe gibt der Eifer und das Interesse Zeugniß, welche die moderne Geschichtschreibung diesen großartigen Phänomenen zugewendet hat und noch immer zuwendet.

Es ist nicht ganz unrichtig, was unlängst ein Alterthumsforscher gegen mich äußerte: „Die Geschichte des römischen Kaiserreichs ist erst im Werden." Er meinte offenbar, daß durch das eifrige Sammeln und Erklären der zahlreichen Inschriften und monumentalen Ueberreste über die Periode der Cäsarenherrschaft ein neues Licht aufgehen, die Mangelhaftigkeit und Dürftigkeit der Quellen durch neue Anschauungen ergänzt werden würde. Ohne Zweifel wird durch diese Thätigkeit, durch den zusammenwirkenden Forschungseifer das Verwaltungs- und Regierungssystem des mächtigen Reiches deutlicher hervortreten; wird der wunderbare Mechanismus, mit welchem das Staatswesen in Gang gehalten ward, die Organe des öffentlichen Lebens in einander griffen, die Verkehrswege, die Pflege der materiellen Interessen und die Kriegs- und Vertheidigungsanstalten unterhalten und überwacht wurden, klarer zu Tage kommen und dem Verständniß näher geführt werden.

Ohne Zweifel werden auch über das Privatleben, über Aemter und Berufsarten, über religiöse Vorstellungen, Gebräuche und Feste weitere Gesichtspunkte und umfassendere Anschauungen gewonnen werden. Aber

wie hoch man immer diese Errungenschaften des gelehrten Fleißes und Scharfsinnes mit Recht anschlagen muß, zu einem weltgeschichtlichen Gesammtbilde reichen sie nicht aus; es sind immer nur Bausteine, die eines genialen Künstlers bedürfen, um zu einem harmonischen, zugleich wohlgefälligen und soliden Werke zusammengefügt zu werden.

Und wenn sich ein solcher genialer Werkmeister fände, der mit kunstvoller Hand, mit Geist und Phantasie ein derartiges Gebäude aufzuführen vermöchte, so würde dies doch nur Eine Seite des weltgeschichtlichen Organismus darstellen, allerdings die wichtigste, den staatlichen Pragmatismus, die Formen und Factoren des Verwaltungs- und Rechtswesens, des öffentlichen Lebens. Aber wäre denn damit die Aufgabe der Weltgeschichte erschöpfend gelöst? Die öffentlichen Staats- und Lebensformen sind doch nur das Gehäuse, in das die menschlichen Individualitäten eingeschlossen sind; das Wesen der Geschichte aber liegt in der Wechselwirkung der individuellen Kräfte und der gegebenen Verhältnisse. Die lebendige Geschichte muß auch in die lebendige Menschenwelt eindringen. Die äußeren Formen und Zustände, die Verfassungen und Einrichtungen sind doch nur der Schauplatz und das Arbeitsfeld für menschliche Charaktere für hervorragende Persönlichkeiten. Muß denn aber der Universalhistoriker nicht auch bestrebt sein, in das geistige Wirken und Schaffen, in das Gemüths- und Seelenleben einzudringen, von dem die Generation jenes ereignißvollen Zeitalters vorherrschend erfüllt und bewegt war? Gerade bei dem römischen Kaiserreich, dem die Kraft und der Begriff der Nationalität abhanden gekommen war, das nur als kosmopolitischer Staatencomplex durch die materiellen Interessen zusammengehalten, durch eine aus allen Völkern und Zungen zusammengesetzte Armee geschützt ward, ist das Erforschen der ethischen Kräfte und die Klarlegung der bestimmenden Persönlichkeiten ein nothwendiger Factor. Nur auf diesem Wege wird das Geheimniß der historischen Entwicklung begriffen. Dazu bedarf es aber eines philosophischen und psychologischen Erkenntnißvermögens, eines Blickes in die Geistes- und Gefühlszustände, in die Regungen und Affekte des Herzens, wie sie in der Literatur, vorab in der Poesie zu Tage treten; dazu bedarf es eines verständnißvollen Eingehens in die geheimen und verschlungenen Gänge der religiösen Seelenthätigkeit, in die mannichfachen Versuche und Bestrebungen, den göttlichen Funken in der Menschenbrust zu entflammen und die Räthsel des Erdenlebens, die Zwecke und Ziele des Daseins zu errathen und zu lösen. Und ist denn nicht das Zeitalter, mit dem sich die folgenden Blätter beschäftigen, mehr als irgend eine andere Periode der

Weltgeschichte gerade mit diesen wichtigsten Anliegen und Lebensfragen erfüllt und durchzogen? Der großartige Geisteskampf, in welchem die alte heidnische Culturwelt mit der neuen Offenbarungslehre ihre Kräfte maß, ist das merkwürdigste Phänomen in der Geschichte des römischen Kaiserthums der drei ersten Jahrhunderte. Es ist daher sehr begreiflich, daß sich der Forschungstrieb der Schriftgelehrten aller Nationen und Zeiten vorzugsweise diesen tiefsinnigen Problemen zugewendet hat.

In diesen Geisteskampf traten bald auch die germanischen Völker ein, denen die Provinzen des Römerreichs nach und nach zufielen. Und damit eröffnet sich dem Geschichtsforscher ein neues weites Feld hochwichtiger Aufgaben, schwer zu lösender Räthsel. Was man die Völkerwanderung nennt, ist ein dreihundertjähriger Zersetzungsprozeß, aus dem ein tief verflochtenes Gewirre von Völkermischungen und Rechtsverhältnissen hervorging. Hier hat der Historiker zu ergründen, mit welchen Staats- und Lebensordnungen die Germanen in die Provinzen des Cäsarenreichs eintraten, wo sie ihre Wohnsitze aufschlugen, und unter welchen gesellschaftlichen Formen und Vertragsbedingungen die alten und neuen Bewohner ihr weiteres Zusammenleben ordneten und gestalteten. Hier hat der Historiker die Fäden zu knüpfen zu den drei Stadien der Entwicklung, die uns in der Darstellung germanischen Lebens bei Cäsar, bei Tacitus, in den Volksrechten angedeutet sind. Auch dieses bedeutungsvolle Geschichtsfeld, in dem die Fundamente der nationalen und socialen Entwicklung für viele Jahrhunderte in den Boden gesenkt wurden, hat in unsern Tagen viele Bearbeiter gefunden, die, unterstützt von der antiquarischen Forschung, mit Eifer und Sympathie das Dunkel der verwickelten Zustände und Einrichtungen aufzuhellen, die Keime des öffentlichen und socialen Lebens, aus denen die späteren Organisationen emporwuchsen, zu entdecken bemüht waren. Hat doch ein namhafter Schriftsteller der Gegenwart diese Periode des Vordringens der germanischen Stämme und den Ansiedlungsprozeß unter der romanischen Bevölkerung zum Objekte seiner fruchtbaren schriftstellerischen und dichterischen Thätigkeit gemacht.

Bei dieser Arbeit muß die Geschichtschreibung schöpferisch vorgehen; nach Logik und Analogien aus dem Gegebenen auf die Wurzeln und Ursprünge Schlüsse ziehen; sie muß mit der Reproduction die productive Thätigkeit verbinden; sie muß aus dem Chaos der Uebergangszeit die festen Bildungen des historischen Lebens herausfinden.

So können wir denn drei Hauptgruppen geschichtlicher Lebensgestaltung als den Inhalt des vorliegenden Bandes bezeichnen: Das Cäsaren-

reich mit seinen staatlichen Functionen; das Geistes- und Seelenleben der römisch-griechischen Menschheit in den vier oder fünf ersten Jahrhunderten unserer Aera und den Verschmelzungs- und Gestaltungsprozeß der germanisch-romanischen Völker am Ausgang der antiken Welt. Es sind großartige Aufgaben für eine zusammenfassende historiographische Thätigkeit. Jedes einzelne dieser Gebiete ist reich an monographischen Werken und Untersuchungen, und gewinnt unter den Händen eifriger Forscher und Sammler immer mehr an innerer Sicherheit und Gediegenheit. Von dieser Seite angesehen darf man wohl sagen, daß die Geschichte des römischen Kaiserreichs erst im Werden ist, ja man darf noch weiter hinzufügen, daß sie fort und fort im Werden sein wird, da die Materialien sich stets vermehren und die Auffassungen der Historiker sich stets verschiedenartig gestalten werden. Aber mit demselben Rechte darf man auch behaupten, daß die Geschichte des Römerreichs bis zu seiner Auflösung eine abgeschlossene Welt bildet, in der die Grund- und Ecksteine fest und unwandelbar gelegt sind, die aber in Angesicht und Organen in jeder Generation verändert und verjüngt erscheinen wird. Unter den Händen des Geschichtschreibers wird das Gewordene zu einem Werdenden, wie in der germanischen Götterlehre die Norne Urdh oder Ward die Schwester der Verdandi ist. Ich war redlich bemüht, so viel in meinen Kräften lag, aus den Quellen und aus der modernen Geschichtsliteratur mir eine wahre und richtige Vorstellung von den einzelnen Erscheinungen zu bilden und sie in präciser Form und Darstellung zusammenzufassen. Möge mein Bestreben wohlwollend beurtheilt, die Arbeit sympathisch aufgenommen werden!

Heidelberg, im Juni 1883.

Dr. Georg Weber.

Inhaltsverzeichniß.

Geschichte

des

Römischen Kaiserreichs.

Quellen und Hülfsschriften über das römische Kaiserreich. Die drei ersten Jahrhunderte der christlichen Aera, die in den folgenden Blättern zur Darstellung gelangen sollen, haben eine reiche Geschichtsliteratur aufzuweisen. Je dürftiger die Quellen selbst fließen, desto eifriger war die moderne Geschichtschreibung beflissen, die zerstreuten Angaben und Andeutungen zu sammeln und zu einer zusammenfassenden Darstellung zu verarbeiten. Gilt es doch die großen weltgeschichtlichen Erscheinungen: den Niedergang des Römerreichs, die Anfänge und Entwickelung der christlichen Kirche und den Ansiedelungsprozeß der germanischen Völkerstämme zum Verständniß der gegenwärtigen Menschheit zu bringen. Da aber bei diesen Arbeiten die Auffassungen weit auseinander gehen, so schien es dem Verfasser geboten, von allen namhaften Schriften Einsicht zu nehmen, um zu einem sicheren Urtheil und Resultat zu gelangen. Bis auf Constantin, wo eine neue Uebersicht der Geschichtsliteratur angeführt werden soll, konnte von vielen Werken allgemeinen und speziellen Inhalts Gebrauch gemacht werden. Außer den Quellenschriftstellern, die im Laufe des Werks ihre nähere Darstellung finden werden, wie Tacitus, Vellejus Paterculus, Suetonius (Kaiserbiographien) Cassius Dio, Flav. Josephus, Plinius Secundus der Aeltere und der Jüngere, Florus, Aurelius Victor, Eutropius, Herodian, Ammianus Marcellinus, Zosimus, den kleineren Geschichtschreibern der Kaiserzeit, der Kirchengeschichte des Eusebius u. A. m. und außer den schon erwähnten Werken von Drumann, der Real-Encyclopädie der Alterthumswissenschaft von Pauly, der Geschichte des röm. Rechts v. Walter, den Literaturwerken von Bernhardy, Westermann, Bähr, Teuffel, der Geschichte der Philosophie v. Heinr. Ritter u. A. m., wurden folgende neuere Werke zu Rathe gezogen und benutzt: Tillemont, histoire des empereurs etc. (Paris 1720, 6 voll. 4°.); Gibbon, history of the decline and fall of the Roman empire; Charles Merivale: history of the Romans under the empire. (t. 1—7. Lond. 1850—62 und seitdem in neuer Aufl.); Karl Hoeck, Römische Geschichte, vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin. Bd. I. Abth. 1—3 (bis zum Tod Nero's). (I. 1. 2. Braunschw. 1841—43, I. 3. Götting. 1850); L. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengesch. Roms, 2. Aufl. Leipz. 1865—71, 3 Bde.; A. Schmidt, Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im 1. Jahrh. des Kaiserherrschaft u. des Christenthums. Berl. 1847; K. Peter, Römische Geschichte, Bd. III. (4. Aufl.) Halle 1881; Duruy, hist. des Romains. Paris 1870 ff. 6 voll.; Herm. Schiller, Gesch. des röm. Kaiserreichs. Gotha 1883, Bd. I; Hertzberg, Gesch. des röm. Kaiserreichs (Allg. Gesch. in Einzeldarstellungen), Berl. 1880, und von demselben Verf.: Gesch. Griechenlands unter der Herrschaft der Römer. Halle 1866—75, 3 Bde., und das englische Buch über denselben Gegenstand von Finlay: Greece under the Romans (auch D. Leipz. 1861). — 1. Zur Chronologie: Clinton, Fasti Romani, und Zumpt, Annales vet. Regn. et pop. imprimis Romanorum. 3. Aufl. Berl. 1862; Peter, Zeittafeln der röm. Gesch. Halle 1882. 6. Aufl. — Von den zahlreichen Monographien, die in den letzten Jahrzehnten über die römische Kaiserzeit erschienen sind, wurden benutzt: Büdinger, Untersuchungen zur römischen Kaisergesch. Lpz. 1868 ff. Spezialarbeiten jüngerer Historiker in 3 Bden.; A. Stahr, Tiberius. Berl. 1863; Sievers, Studien zur Gesch. der röm. Kaiser. Berl. 1876; H. Schiller, Das

röm. Kaiserreich unter Nero. Berl. 1872; mehrere Vorträge aus der römischen Kaisergesch. von Beulé (le sang de Germanicus, Aug. Tib. Tit.) Paris 1867—69; auch D. von Döhler. Halle 1873/74; Lehmann, Ueber Claudius und Nero und ihre Zeit. Gotha 1858; A. Imhof, Ueber Fl. Domitianus. Halle 1857; H. Franke, Zur Gesch. Trajans und seiner Zeitgenossen. 1837. 2. Ausg. 1840; Höfner, Zur Gesch. des Sept. Severus u. seiner Dynastie. Gießen 1875; Ferd. Gregorovius, Gesch. Hadrian's u. seiner Zeit. Königsb. 1851; Jul. Dürr, Die Reisen des Kaisers Hadrian. Wien 1881; Münter, Der jüdische Krieg unter Trajan u. Hadrian. Leipz. 1821; Noel des Vergers, Essai sur Marc-Aurèle d'après les monum. épigraphiques. Paris 1860. Vor Allem wurde die Diocletianische und Constantin'sche Zeit fleißig bearbeitet. So außer dem älteren Buche von Manso (Leben Const. d. Gr. Wien 1819): Vogel, Ueber Diocletian. Gotha 1857; Th. Preuß, Kaiser Diocletian u. seine Zeit. Leipz. 1869; Jac. Burckhardt, Die Zeit Constant. d. Gr. Basel 1853. 2. Aufl. Leipz. 1880 u. A. m. — 2. Zur Religions- und Kirchengeschichte: Ewald, Geschichte des Volkes Israel. Bd. 6. 7. Göttingen 1858 ff.; die Kirchengeschichten von Neander, Gieseler, Hagenbach, Hase u. A.; Hausrath, Neutestamentl. Zeitgesch. 4 Bde. Heidelb. 1873—77. 2. Aufl.; Chr. Baur, Das Christenthum und die christliche Kirche in den drei ersten Jahrhunderten. Tübingen 1853 und 2. Aufl. 1860, und die Abhandlung: Apollonius von Tyana und Christus; Lutterbeck, Die neutestamentlichen Lehrbegriffe. Mainz 1852. 2 Thle.; A. Ritschl, Entstehung der altkathol. Kirche. Bonn 1857. 2. Aufl.; Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen, in Biographien. Zürich 1842; Herzog, Real-Encyclopädie für prot. Theologie und Kirche. Gotha 1854 ff. u. A. m. — 3. Zur deutschen Geschichte: J. J. Mascou, Geschichte der Teutschen bis zum Abgang der merovingischen Könige. Leipz. 1750. 2 Bde. 4°.; H. Luden, Geschichte des teutschen Volks. Gotha 1825—37; Gg. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte. 1. Bd. 3. Aufl. Kiel 1880. 2 Bd. ff. 2. Aufl. ib. 1870; Loebell, Gregor v. Tours und seine Zeit. Leipz. 1839; Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Göttingen 1843. 5. Aufl.; Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme. München 1837; Sybel, Entstehung des deutschen Königthums. Frankfurt 1881. 2. Aufl.; Künßberg, Das Recht der Deutschen, und Wanderung in das germ. Alterthum. Berl. 1861; J. Grimm, Deutsche Mythologie. 3. Aufl. Göttingen 1854. 2 Bde., Gesch. der d. Spr. u. and. Schriften u. Abhdlgen.; Wilh. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion. Götting. 1844; J. W. Wolf, Die deutsche Götterlehre. Götting. 1852; E. v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung. 2. umgearb. Aufl. v. Felix Dahn. Leipz. 1880; Pallmann, Gesch. der Völkerwand. 1863/64. 2 Thle.; Fel. Dahn, Die Könige der Germanen. Würzb. 1861—71, Urgesch. der germ. u. röm. Völker (Allg. Gesch. in Einzeldarst.). Berl. 1881; W. Arnold, Deutsche Urzeit. Gotha 1881. 3. Aufl.; Baumstark, Tacit. Germania. Leipz. 1876—80. 2 Bde.; Gg. Kaufmann, Die Germanen der Urzeit. Leipz. 1880. 2 Bde.

I. Cäsar Octavianus Augustus und seine Zeit.

1. Roms Staatsverfassung und das Principat des Augustus.

Sehnsucht nach Ruhe. Die blutigen Bürgerkriege mit ihren erschütternden Katastrophen hatten Roms Kraft gebrochen: die stärksten und treuesten Bekenner republikanischer Grundsätze moderten auf der Küste von Thapsos oder in der Ebene von Philippi, der Freistaat, den einst der ältere Brutus ins Leben eingeführt, war in

Wirklichkeit durch den Tag von Pharsalos, in der Idee durch die verzweiflungsvolle That des jüngeren Brutus aus der Welt geschieden. Der Kampf zwischen Volksstaat und einherrlicher Gewalt war zum Austrag gekommen; die politischen Leidenschaften schwiegen; das lebende Geschlecht sehnte sich nach Ruhe und Frieden, die Vornehmen, um sich an den Freuden und Genüssen zu ergötzen, welche die Fülle der Güter, welche Bildung, Kunst und Wissenschaft darboten, die Menge, um im behaglichen Müßiggang, fern von politischen Aufregungen und kriegerischen Anstrengungen und Gefahren, sorglos dahin zu leben, ihre Wünsche auf „Brod und Spiele“ (panem et circenses) beschränkend, welche ihnen die Machthaber in reichem Maaße zu bieten beflissen waren. Unter solchen Umständen gefiel es dem klugen Octavian, der tiefen Verstand und Herrschergaben mit Milde, Mäßigung und Beharrlichkeit verband und seinen brennenden Ehrgeiz und Fürstenstolz unter einfachen Formen, bürgerlichen Sitten und äußerer Fügsamkeit in Gesetz und Herkommen zu verbergen wußte, nicht schwer, in das Erbe des großen Cäsar einzutreten und die römische Republik in eine Monarchie umzuwandeln. Gewarnt durch das tragische Ende des genialen Imperators ging jedoch Octavian bei seinen organisatorischen Einrichtungen sehr vorsichtig und behutsam zu Werke. Statt auf einmal die ganze Fülle von monarchischer Macht und Ehre anzutreten, wie sie Cäsar bei seinem Tode besessen, folgte der Adoptivsohn dem gegebenen Beispiele der allmählichen und getheilten Aneignung der Gewalt und wiederholte somit den langsamen und gewundenen Gang zur Alleinherrschaft mit Pausen und Abstufungen. Konnte er doch in seiner Eigenschaft als Consul mit dem befreundeten und dienstwilligen Agrippa als Collegen seine reformatorische Thätigkeit in voller gesetzlicher Berechtigung ausüben! Dabei gab er den verjährten Vorurtheilen des Volkes in so weit nach, daß er sich nicht „König“ nannte, die Anrede „Herr“ mit Unwillen zurückwies, ja nicht einmal die immerwährende Dictatur annahm, auch nicht wie Cäsar auf Umwegen nach den Insignien der Königswürde strebte, sondern die republikanischen Namen, Formen und Magistraturen und die Benennung „Cäsar“ oder „Kaiser“ als Bezeichnung seiner Person und Würde beibehielt, sich aber allmählich alle Aemter und Gewalten vom Senat und Volk übertragen ließ, und somit die Monarchie unter dem Schleier der Republik verhüllte. So erhielt sein Regiment eine volksthümliche Unterlage und einen legitimen Charakter. Die monarchische Macht wurde gleichsam in die Formen der Republik neu hineingebaut. Die Volkssouveränetät blieb der Form nach bestehen; die alten Magistraturen dauerten dem Namen nach fort, aber die Directive und oberste Controle stand bei dem Princeps und seinen freigewählten Räthen, Freunden und Vertrauten. Man hat das Principat des Augustus und seiner nächsten Nachfolger als „Dyarchie“ bezeichnet.

Octavian's Mäßigung.

Für den staatsklugen Fürsten hatte nicht der äußere Schein der Macht einen Werth, sondern das Wesen derselben. Er verzichtete gern auf den Herrscherprunk,

wenn er nur in Wahrheit herrschte, und scheute keine Umwege, wenn sie sicher zum Ziele führten. Ja damit der Schein der Wahl und freien Uebertragung fortbestehe und der Schwache oder der eigensinnige Republikaner sich über die wahre Lage der Dinge wissentlich oder unwissentlich täuschen könne, unterzog sich Octavian von Zeit zu Zeit dem Gaukelspiel einer freiwilligen Niederlegung und Erneuerung der Obergewalt durch den Senat, eine Komödie, die auch seine nächsten Nachfolger in Scene setzten. Dies geschah zuerst bei der wichtigsten Würde eines „Imperator", die früher nur von vorübergehender Dauer schon durch Cäsar als Inbegriff militärischer Machtfülle eine veränderte Bedeutung erhalten hatte (III, 908). Dieser Titel, den Octavian schon längst in dem Umfang wie sein kaiserlicher Oheim geführt, wurde ihm im Jahre 27 vom Senat auf Lebenszeit verliehen, als er in einem erheuchelten Vortrag erklärt hatte, daß er bereit sei, seine hohe Gewalt in die Hände des Senats zurückzugeben und in den Privatstand zu treten. Damit erhielt er den Oberbefehl über alle Streitkräfte des Reichs nebst dem damit zusammenhängenden Oberstatthalteramt über die Provinzen auf die Dauer seines Lebens. Wenn er sich dabei die Selbstbeschränkung auflegte, daß er dieses hohe Amt nur auf zehn Jahre zu übernehmen versprach, und unter den Provinzen nur diejenigen seiner eigenen proconsularischen Gewalt unterstellte, in welchen zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung die Gegenwart der Legionen erforderlich sei, die andern dagegen, die an ruhiges Gehorchen gewöhnt und von äußern Feinden nicht bedroht leicht zu behaupten waren, der Verwaltung des Senates überließ, so war dies nur eine Täuschung; denn innerhalb zehn Jahren mußte die Alleinherrschaft so feste Wurzeln geschlagen haben, daß dann von einer Entziehung oder Niederlegung der Obergewalt keine Rede mehr sein konnte; und da kein Provinzland, mochte es näher oder entfernter von der Hauptstadt liegen, der militärischen Besatzungen gänzlich entbehren konnte, alle Befehlshaber und Unterfeldherren aber von dem obersten Kriegsherrn abhingen, so standen mithin alle Statthalterschaften unter dem Oberbefehl des kaiserlichen Proconsuls; das ganze römische Herrschaftsgebiet war dadurch „mit dem Netze seiner militärischen Macht umstellt"; alle Siege und Eroberungen wurden dem Kaiser zugeschrieben, nur er war fortan zu Triumphen berechtigt. Es war daher nur eine Rechtsform, wenn der Senat, vollständig entwaffnet, einige Zeit nachher die lebenslängliche proconsularische Gewalt auch in den senatorischen Provinzen auf den Imperator übertrug und alle Statthalter ihm unterordnete. Zugleich ertheilten ihm die willfährigen Rathsherren den religiösen Ehrennamen „Augustus" oder der Geweihte, den Octavian forthin führte. In Folge des „Imperium" gebot der Kaiser unter Vermittelung seiner Legaten über 23 oder 25 Legionen, die über das ganze Reich zerstreut waren, dem Kriegsherrn mit Hingebung dienten und mit militärischem Standesgeist ihren eigenen Ruhm und ihre eigene Ehre an die Macht und Größe des römischen Namens und des Gebieters knüpften; in Rom selbst

Octavianus als Imperator.

war seine Person von neun Cohorten Leibwächter (Prätorianer) geschützt, die zur Erhöhung ihrer Treue und Ergebenheit doppelte Löhnung und beim Abschied reiche Geldgeschenke erhielten und zum Theil in einem Flügel seines „Palastes" — so genannt von dem palatinischen Hügel — sich aufhielten, zum Theil bei den Bürgern in Rom und in der Umgegend untergebracht waren. Er hatte die Befugniß gegen Gesetz und Herkommen innerhalb der Mauern der Stadt Kriegskleid und Schwert, die Zeichen der Herrschergewalt, zu tragen, und die Lorbeerbäume vor seiner Wohnung und der Eichenkranz am Giebel verkündigten den glücklichen Ueberwinder seiner Feinde und den großmüthigen Retter der Bürger.

Bereits war der Senat selbst in eine abhängige Stellung gerathen. Wir haben im dritten Theil gesehen, wie rücksichtslos Cäsar die Väter der Stadt zu behandeln pflegte; er und nach ihm die Triumvirn hatten die Curie mit ihren Creaturen gefüllt ohne Rücksicht auf Würde, Stand oder Verdienste. Dadurch war diese Körperschaft in der Achtung und im Vertrauen des Volkes gesunken. Augustus suchte sie aus der Erniedrigung und Verachtung zu reißen und den Mitgliedern wieder neues Ansehen zu verleihen. Kraft der censorischen Gewalt, die der neuen ihm übertragenen Würde eines „Sittenmeisters" (Präfectus Morum) inwohnte, nahm er im Verein mit seinem Gehülfen Agrippa eine Reinigung des Senats vor. Gegen 200 Rathsherren wurden in möglichst schonender Weise zum Austritt bewogen und durch würdige, der neuen Ordnung ergebene Männer ersetzt, bei deren Wahl die Senatoren selbst mitwirkten. Ein hoher Census beschränkte die Wahllisten. Zur rascheren Erledigung der Geschäfte wurden vorberathende Ausschüsse gebildet. Dann ließ er sich den Ehrentitel eines Princeps Senatus beilegen, wodurch die Leitung der Verhandlungen und Abstimmungen ganz in seine oder seines Stellvertreters Hände kam. Der Senat.

August's Absicht bei dieser in der Folge noch mehrmals wiederholten Reinigung war, den Senat, dessen Zahl auf 600 Mitglieder festgesetzt ward, zum Repräsentanten der Nation zu erheben, und indem er dessen Befugnisse erweiterte und dessen Mitwirkung bei der Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung neu ordnete, in ihm die ganze Nation zu beherrschen, vom Ersten des Senats zum Ersten des Volkes emporzusteigen und durch die Theilung der Hoheitsrechte zugleich einen Theil der Verantwortung auf ihn zu übertragen. Dieser Versuch, den Senat aus seiner bisherigen Macht herabzudrücken, erregte dem Kaiser viele Feinde, daher er sich von der Zeit an mehr gegen Nachstellungen sichern zu müssen glaubte, theils durch Majestäts-Anklagen, theils durch strengere Ueberwachung. Wenn er den Sitzungen beiwohnte, trug er einen Harnisch unter seiner Toga. Ohne besondere Erlaubniß durfte kein Mitglied des Senatorenstandes außerhalb Italiens sich aufhalten. Der Machthaber wollte verhindern, daß unzufriedene Große sich in den Provinzen Anhang verschafften und feindselige Unternehmungen gegen ihn ausführten. Ueberhaupt zeugte die Haltung des Princeps gegenüber dem Senate von einem gewissen Mißtrauen und von großer Vorsicht und Behutsamkeit. Indem er äußerlich das Ansehen und die Autorität der Körperschaft erhöhte, ihr in vielen Dingen die Initiative und Mitwirkung einräumte, war er doch zugleich bedacht, ihre reale Machtstellung einzudämmen. Es war mehr der Schein der Gewalt,

die dem Senate belassen ward, als die Gewalt selbst. Das Wahlrecht der Beamten wurde den Centuriat- und Tribut-Comitien belassen, aber da die Magistraturen nur die Befehle des Kaisers auszuführen hatten, so war ihre Stellung eine untergeordnete, ihre Amtsthätigkeit eine gebundene, und es war daher nur eine Vereinfachung des Staatsorganismus, wenn in der Folge die Volksversammlungen zu einer bedeutungslosen Schein-Institution herabsanken, und die Beamten vom Kaiser unmittelbar oder durch den Senat ernannt wurden. Die Aufsicht über Rom und über Italien legte indessen schon Augustus ohne alle fremde Mitwirkung in zuverlässige Hände, indem er den Stadtpräfecten mit ausgedehnten Vollmachten, insbesondere mit der Oberaufsicht über das Getreidewesen, die Wasserleitungen u. A. ausrüstete und zu seinem Delegaten und Stellvertreter einsetzte, und in der Präfectur des Prätoriums ein militärisches Commando über die in Rom und Italien stehenden Truppen schuf. Beide Stellen, auf Lebenszeit besetzt, trugen den Keim des späteren Militärdespotismus in sich und verletzten am meisten die Formen des Freistaats, die der neue Herrscher sonst in allen andern Dingen zu wahren beflissen war. Zugleich ließ sich Augustus die Vollmacht ertheilen, die in Folge der Bürgerkriege bedeutend verminderte Zahl der Patricier durch neue Aufnahmen zu ergänzen; dabei war die Absicht, den aus patricischen und plebejischen Geschlechtern zusammengesetzten Amtsadel der Nobilität, wie er in den letzten Jahrhunderten Rom beherrscht hatte, durch Hervorziehen des ebenso ehrwürdigen wie politisch bedeutungslosen Patriciats zu verdunkeln. Natürlich mußte nun auch der Kaiser Patricier sein: Die ersten bis auf Nero gehörten schon durch Geburt oder Adoption patricischen Geschlechtern an, für die Folgezeit wurde der Rechtsgrundsatz geltend, daß die Erhebung eines Mannes aus plebejischem Geschlecht auf den Kaiserthron demselben zugleich den patricischen Adel verleihe. — So versuchte Augustus seinen jungen Thron mit dem Glanze der Vorzeit, der noch an dem alten Namen hing, zu verherrlichen. Und nicht nur das Patriciat suchte Augustus zu erhalten, auch die alten bürgerlichen Ständeunterschiede wurden möglichst geschont. Die Senatoren, durch Ausstoßung unwürdiger und ungeeigneter Mitglieder in der öffentlichen Achtung gehoben, trugen auch unter dem Principat den breiten Purpursaum als äußere Auszeichnung ihres Standes, hatten besondere Sitze im Theater und erhielten durch Augustus noch die bevorzugte Gerichtsbarkeit, daß Verbrechen von Senatoren nur von der Senatsgemeinde selbst gerichtet werden konnten. Auch sollten sie nur mit Freigebornen gültige Ehen eingehen. In gleicher Weise wurde die Ritterschaft von den unwürdigen Elementen gereinigt und als besonderer Stand mit einem bestimmten Vermögen und äußeren Vorrechten erhalten. Die jüngeren Glieder der angesehensten Ritterfamilien dienten wie in der republikanischen Zeit als „Nobelgarde" mit einem vom Staat gelieferten Streitroß im Felde und bei den prunkenden Aufzügen an dem großen Stadtfeste. Den Rittern standen alle curulischen Aemter und Militärstellen offen, so daß sie die Pflanzschule wurden für den Kriegs- und Civildienst, wie für den Senat. Aus ihnen wählte Augustus vorzugsweise die Procuratoren und Steuerbeamten für die Provinzen; aus ihnen wurden die Geschwornen für die Gerichte entnommen, so daß auch hierbei Augustus die Traditionen der Republik beibehielt. Doch wurde die Steuerverwaltung einer schärferen Controle unterstellt. Selbst die freie Bürgerschaft suchte der Kaiser vor der Mischung mit Fremden so viel als möglich zu wahren, indem er die Freilassung von Sclaven beschränkte und erschwerte und die bürgerliche Rechtsstellung der unterthänigen Gemeinden und Municipien seiner Legislation vorbehielt.

Comitien.

Die Präfecten der Stadt und des Prätoriums.

Patriciat u. Ritterschaft.

Die tribunicische Gewalt.

Als Oberbefehlshaber aller Streitkräfte und als Haupt des Senats war

Augustus Herr und Gebieter des Staats; eine Ergänzung fand diese Machtvollkommenheit durch Uebertragung der tribunicischen Gewalt, freilich ohne den Amtstitel eines tribunus plebis, da der Kaiser als Patricier (s. oben) dieses Amt niemals bekleiden konnte. Die tribunicia potestas wurde dem Augustus im Jahre 23, aus Freude über seine Genesung von einer Krankheit und weil er den L. Sestius, einen Freund und Gefährten des M. Brutus, zur Theilnahme am Consulat berufen, auf Antrag des Senats von den Comitien auf Lebenszeit verliehen. Die Tribunenwürde hatte in den Augen der Römer einen geheiligten Charakter. Die glorreichsten Thaten der Volksgemeinde in der großen Zeit der Republik waren an das Volkstribunat geknüpft; in ihm erblickten die Plebejer das Palladium ihrer Freiheit und ihrer Rechtsstellung; die inneren Parteikämpfe von den Tagen Coriolan's bis zum Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus hatten diese volksthümliche Magistratur zum Ausgangspunkt. Die feierliche Uebertragung auf Augustus verlieh diesem mithin eine religiöse Weihe; erst dadurch wurde zwischen dem Volk und dem Oberhaupte des Staats ein unlösbares heiliges Band geknüpft, der „Fürst" (Princeps) als Schirmherr des Volkes anerkannt, die Hoheit der Volksgemeinde auf den Machthaber übertragen.

Das Provocations- und Begnadigungsrecht.

Das mit dem Tribunat verbundene Schutz- und Intercessionsrecht bei gerichtlichen Verurtheilungen wurde nunmehr zu einem kaiserlichen Appellations- und Begnadigungsrecht erweitert und über das ganze Reich ausgedehnt. Von allen Gerichtshöfen und aus allen Theilen des Reiches war in Sachen des peinlichen wie des bürgerlichen Rechts die Berufung an die kaiserliche Richtergewalt gestattet, somit im ganzen Herrschaftsgebiet die höchste richterliche Macht in August's Hände gegeben; und bei der gepriesenen Milde und Humanität desselben mehrten sich diese Berufungen an das kaiserliche Tribunal ins Unendliche, so daß bald eigene Gerichtshöfe für Appellationen in der Stadt und in den Provinzen errichtet werden mußten, dort unter dem Vorsitz des Stadtpräfecten, hier unter eigenen Consularen, auf welche der Imperator seine richterliche Hoheit übertrug. So wurde nicht nur die kaiserliche Appellations-Instanz, wie sie schon Cäsar zu begründen unternommen, im ganzen Reiche als höchster Gerichtshof eingeführt, der alle wichtigen Klagsachen, nachdem von den Prätoren oder Senatsgerichten das Urtheil gefällt war, nach und nach vor sein Forum zog, sondern auch ein tief eingreifendes Begnadigungsrecht als Attribut der Imperatorenmacht anerkannt, ein Gnadenrecht, das sein Füllhorn über Freie und Unfreie, über Bürger und Provinziale in gleicher Weise ergießen konnte. „Jeder Tempel, jede Kapelle des Kaisers in Italien wie in den Provinzen waren schützende Asyle; ihre Statuen und Bildnisse wurden zu rettenden Gnadenbildern, die den Arm der Gerechtigkeit oder Rache lähmten." Selbst Sclaven fanden Schutz am Altare des Kaisers gegen Härte und Unmenschlichkeit von Seiten ihrer Herren. Augustus legte auf die Uebertragung des volksthümlichen tribunicischen Schutzamtes solchen Werth, daß er

selbst den Tag (27. Juni 731 d. St., 23 v. Chr.) als den Anfangspunkt seiner Herrschaft auf Münzen und Denkmälern bezeichnete. Drei Jahre nachher erhielt die kaiserliche Machtfülle ihren Abschluß durch die Ertheilung der consularischen Gewalt auf Lebenszeit an Augustus mit der Befugniß, seine Collegen oder Stellvertreter zu bezeichnen und zur Wahl vorzuschlagen, und mit einer Erweiterung des Rechts, gesetzliche Verordnungen (Edicte) zu erlassen. Von der Zeit an nahm er im Senat seinen Sitz inmitten der beiden Consuln auf einem erhöhten curulischen Stuhle.

Die Consular-Gewalt.

Das Pontificat. 12.

Damit war die gesammte Staatsgewalt in seiner Person concentrirt, und als bald darauf durch den Tod des Lepidus das höchste Pontificat erledigt wurde, ließ sich Augustus auch diese Würde zutheilen und vereinigte somit noch die Oberpriestermacht mit der höchsten Staatsgewalt. Kraft dieses Amtes stand dem Kaiser die Aufsicht über die Staatsreligion und den Cultus, die Befragung der Orakelbücher und die Deutung ihrer Aussprüche, die Besetzung der geistlichen Stellen, sogar die Wahl der Vestalinnen zu. Und wie der Kaiser vermöge seiner imperatorischen und consularischen Machtfülle die höchste Richtergewalt über die Armee und in allen die Sicherheit des Staats betreffenden Rechtsfällen übte, so besaß er als Oberpontifex kraft des von nun an dem Staatsoberhaupt inwohnenden Jus sacrum die Entscheidung über alle Religionsfrevel und priesterliche Vergehungen.

Gesetzgebende Autorität des Kaisers.

Diese Vereinigung des höchsten Priesterthums mit der weltlichen Gewalt vollendete den kunstvollen Bau des Principats. Dadurch lag die ganze vollziehende und richterliche Gewalt in geistlichen und weltlichen, in göttlichen und menschlichen Dingen in der Hand des Kaisers; und wenn die gesetzgebende Macht noch einige Zeit der Form nach bei der Volksgemeinde stand, so war diese doch nur ein Schatten der alten Volkshoheit, da das herkömmliche Recht, welches den Edicten der Magistrate während ihrer Amtszeit Gesetzeskraft verlieh, nun, wo alle Amtsgewalt in Einer Hand auf Lebenszeit concentrirt war, jede anderweitige legislatorische Autorität zu einer leeren Form herabdrückte. Die kaiserlichen Verordnungen hatten im ganzen Reich gesetzliche Geltung. Sie bildeten den Kern und die Grundlage der „Constitutionen“, die mit der Zeit gleichen Rang mit den Comitialgesetzen erlangten. Die kluge Mäßigung des Augustus, der bei Kriegs- und Friedensbeschlüssen gewöhnlich die Meinung oder Bestätigung des Senats einholte, der das Recht über Leben und Tod der Senatoren und Bürger niemals in verletzender Weise in Anwendung brachte, der die herkömmlichen Formen stets mit schonender Ehrfurcht beobachtete, war der Befestigung und Wahrung der gesetzgeberischen Autorität des Kaisers sehr fördersam.

Die kaiserliche Machtfülle.

So bildete die Verfassung des jungen Kaiserreichs eine Monarchie, deren Hoheitsrechte zwischen der Nation und dem Oberhaupte getheilt waren. „Neben den Bildern des Augustus hat man überall das Bild der weltbeherrschenden Roma aufgestellt. Die Idee der höchsten Gewalt, die einer einzigen Persönlichkeit zu-

gefallen war, und die Idee von Rom und seiner Weltherrschaft ließen sich nicht von einander trennen."

„Gegen den entschiedenen Willen des Kaisers," so faßt Hoeck das Wesen des Principats zusammen, „konnte kein Gesetz und keine Wahl zu Stande kommen, da sein tribunicisches Veto jede Aeußerung der Magistrats- und Volksgewalt vereitelte; auf der anderen Seite war aber auch, dem Rechte nach, sein Wille allein nicht hinreichend, die Annahme eines Candidaten oder eines Gesetzes zu bewirken; denn der Kaiser hatte weder dem Volke noch dem Senate zu gebieten. Indeß diese wechselseitige Beschränkung und Ergänzung der höchsten Staatsgewalt war nur in der Theorie vorhanden, nicht in der Wirklichkeit. Denn wo die gesetzlichen Befugnisse des Kaisers endeten, da wurden sie ersetzt durch eine Macht, von der die Constitution freilich nichts wußte, deren allmächtiger Arm aber jedes Staatsverhältniß umschlungen hielt. Es war die Alles überflügelnde und beherrschende factische Gewalt August's, welche die Schutzwehren gegen Unumschränktheit niederriß und dem Despotismus seiner Nachfolger die Bahn eröffnete. Der Senat bestand aus seinen Creaturen, das Volk war durch Brod und Spiele gewonnen, das Heer durch Beute und Geschenke an ihn gefesselt: und so hatte er in der Curie ein gehorsames Werkzeug seiner Pläne, die Comitien waren ein Wiederhall seiner Wünsche, und die Legionen vollstreckten bereitwillig die von ihm erhaltenen Befehle. Daneben mochten nun Senat und Volk sich der alten Formen des Freistaates freuen; sie waren nichtige Schatten, wenn es dem Oberhaupte galt, seinen Willen durchzusetzen." Doch ging Augustus allen Conflicten mit den institutiven Gewalten sorgfältig aus dem Wege. Bei allen wichtigen Entscheidungen zog er einsichtsvolle Vertrauensmänner aus den Senatoren-, Ritter- und Beamtenkreisen zu Rathe. Als „Freunde" des Kaisers bildeten sie sein Concilium, eine Art Staats- oder Cabinetsrath, ohne daß sich jedoch diese Vertrauensstellung zu einem ständigen Amte ausgebildet hätte. Den größten und dauerndsten Einfluß hatten Agrippa und Mäcenas.

2. Reich und Provinzen.

Als Augustus in den sicheren Besitz der Alleinherrschaft trat, umfaßte das römische Reich die schönsten und berühmtesten Länder des Erdbodens, und alle Culturvölker der alten Welt hatten in seinem weiten Schooße eine Stelle gefunden. Es reichte vom westlichen Weltmeer bis an den Euphrat und von der Donau und vom Rhein bis zu den Wasserfällen des Nil und den Sandwüsten Afrikas und Arabiens. Eine allgemeine Zählung aller römischen Bürger in dem gesammten Herrschergebiet ergab eine Summe waffenfähiger Männer, gegen welche kein Volk aufkommen konnte. Und wenn auch in den ersten Jahrzehnten der Kaiserherrschaft innerhalb dieses unermeßlichen Raumes noch einige Völkerschaften nicht vollständig in das römische Rechts- und Culturleben eingetreten waren, wenn auch in den Alpen und Pyrenäen, an der unteren Donau und in den unzugänglichen Schluchten des Taurus einige kriegerische Stämme noch in ihrer wilden Freiheit beharrten und ihren Nacken nicht beugten unter die Ruthen und Beile der mächtigen Weltbezwingerin Roma, so war dies doch nur ein ohnmächtiger Trotz, mehr geeignet, die kriegerische Kraft der Legionen in Uebung

Umfang des Reichs.

und Thätigkeit zu halten, als den Herren der Welt Furcht einzuflößen oder ihrer Macht Schranken zu setzen. Die Kriege, die Augustus selbst oder seine Legaten in den cantabrischen Bergen des nordwestlichen Spaniens oder in den Alpengegenden und in den dalmatischen Waldgebirgen führten, dienten nur zur Sicherung und Befestigung der Herrschaft und der Reichsgrenzen und gaben dem kaiserlichen Machthaber Gelegenheit, die Kriegsthaten und Triumphe der Republik zu erneuern. Die spanischen Gebirgsbewohner wurden in die Ebene verpflanzt und zu einem friedfertigen Verhalten gezwungen. Neugegründete Militärcolonien erleichterten die Ansiedelung der einheimischen Bevölkerung. Ihrer wilden Ungebundenheit entrissen gewöhnten sie sich an Ackerbau und geselliges Leben und nahmen die Sprache, die Sitten und die religiösen Vorstellungen und Gebräuche der Römer an. Bald wurden die spanischen Städte, mit Rechten und Freiheiten ausgestattet und durch Landstraßen mit einander verbunden, die Sitze römischer Bildung, der Tummelplatz regsamer Kräfte in Handel und Verkehr. Die Producte des Bodens, die Gaben des Meeres, die Erzeugnisse des Kunstfleißes, Oel und Wein, Honig und Wachs, Wolle und gesalzene Seefische, wurden aus den spanischen Häfen in Menge ausgeführt und füllten die Seestädte mit Reichthum. Aus den spanischen Coloniestädten gingen während der Kaiserzeit, wie wir später erfahren werden, mehrere der größten Herrscher und Gelehrten hervor.

Spanien.

Die Alpenvölker.

Die wilden räuberischen Stämme der Alpenkette von Savoyen und Piemont bis nach Istrien wurden wiederholt mit der Schärfe des Schwerts geschlagen und zur Unterwerfung gebracht; die neu gegründete Militärcolonie Augusta Prätoria (j. Aosta) im Lande der Salasser, da wo die grajischen und poeninischen Alpen zusammenstoßen, diente fortan als Schutzwehr des römischen Eigenthums im nordwestlichen Italien, nachdem der Trotz des kräftigen Bergvolks durch Wegführung der waffenfähigen Mannschaft auf den Sclavenmarkt zu Eporedia (Ivrea) gebrochen war. Im Jahre 15 v. Chr. wurden die freien Stämme in Rhätien, Vindelicien und Noricum vom Bodensee und vom Innthale bis zum Busen der Adria bezwungen, als Tiberius von Gallien aus seine Legionen in das Quellgebiet des Rheins führte und dem von Süden vorrückenden Drusus die Hand reichte, dem kräftigen Jüngling, dem die Ehre bestimmt war, „der Freiheit des Gebirges die letzte Stunde zu bringen". Ein einziger Feldzug reichte hin, die Freiheit der vielfach gespaltenen und durch kein nationales Band zu einem Staatsganzen vereinigten Alpenvölker für immer zu vernichten. Ein Siegesdenkmal am südlichen Abhange des Gebirgswalles verkündete der Nachwelt, daß unter August's Führung und Auspicien vierundvierzig Völkerschaften, die alle mit Namen aufgeführt waren, durch das Schwert Roms bezwungen und unterworfen worden seien. Verpflanzungen der kräftigsten Volkstheile nach fernen Gegenden, Anlegung von Alpenstraßen, Errichtung von Burgen und Castellen mit Besatzungen, Gründung von Militärcolonien, unter denen Augusta Vindelicorum, die

Mutterstadt von Augsburg, und Regina Castra, das heutige Regensburg, bald die erste Stelle einnahmen, sicherten die Eroberungen und gewannen der Herrschaft Roms neuen Boden, so daß in Kurzem alles Land zwischen Donau und Alpen dem Provinzgebiete des römischen Kaiserreichs angehörte. Zu gleicher Zeit wurde auch das große Ländergebiet von Istrien bis Makedonien und vom adriatischen Busen bis zur Save dem Reiche gewonnen und nicht nur die bisherige Küstenprovinz Illyricum durch die Gebiete der Japyden (Japoden) und Dalmatier vergrößert, sondern auch durch Eroberung der Pannonierstadt Siscia am Einfluß des Colapis (Kulpa) in die Save für die Feldzüge an der unteren Donau ein Standort und Vorrathsplatz geschaffen. Umsonst hatten die Japyden ihre Hauptstadt Metulum mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigt; der Kaiser selbst, an Schenkel und beiden Armen verwundet, setzte den Angriff so lange fort, bis alle wehrhaften Männer im Kampfe gefallen und die Weiber, Greise und Kinder entweder in den Flammen der brennenden Stadt oder durch eigene Hand umgekommen waren. In Kurzem erstreckten sich feste Militärlinien durch Pannonien und Mösien bis an die Südufer des Donaustromes, wo bald eine zusammenhängende Kette von Festungen unter dem Schutze von sechs Legionen die Gründung neuer Provinzen anbahnten und den räuberischen Einfällen der nördlichen Barbaren wehrten. Die thracischen Fürstenthümer südwärts des Hämus geriethen mehr und mehr in Abhängigkeit. Kotys, ein milder, freundlicher Fürst, wurde unter Tiberius von seinem grausamen Oheim Rhescuporis ermordet. Die Wittwe führte deshalb in Rom Klage, worauf der Thäter durch Senatsbeschluß abgesetzt und das Land unter die Söhne beider Könige getheilt ward. Unter diesen Verhältnissen faßte Roms Herrschaft immer mehr Boden, bis endlich der letzte Schatten von Freiheit und Selbständigkeit verschwand und ganz Thrakien in den weiten Schooß des Weltreichs einging.

Das Gebiet der unteren Donau.

Die in den Jahren 12 und 11 v. Chr. versuchten Aufstände der Pannonier und Dalmatier wurden von Agrippa und nach dessen Tod von Tiberius blutig unterdrückt. Die Wegführung der kriegsfähigen Mannschaft auf den Sclavenmarkt und die Entwaffnung der Zurückgelassenen stellte auf längere Zeit Ruhe und Gehorsam her. Aber der Freiheitssinn des streitbaren Volkes war noch nicht gebrochen. Empört über die Erpressungen Roms, das nach dem Ausdruck eines der Führer „zur Bewachung der Heerden nicht Hirten und Hunde, sondern Wölfe" schickte, und über die Aushebung ihrer mannhaften Jugend zum fernen Waffendienst, griffen die Dalmatier und Pannonier im Jahre 6 n. Chr. abermals zum Schwert, um sich von der Steuerlast und dem Heerbann zu befreien. Rasch verbreitete sich der Aufruhr über das ganze Land; unternehmende Führer, von denen zwei den Namen Bato trugen, rückten verwüstend auf die römischen Waffenplätze Sirmium und Salona los; andere bedrängten mit großer Heeresmacht Makedonien; ein kühner Gewalthaufen drohte über Tergeste (Triest) in Italien einzubrechen; auch in den grasreichen Steppenländern jenseits der Donau waren die wilden Reiterschwärme der Dacier und Sauromaten in unheimlicher Bewegung; römische Handelsleute wurden beraubt und ermordet. Der Schrecken, der bei der

Die Kriege in Dalmatien und Pannonien.

Trauerbotschaft die Weltstadt überfiel, und die kriegerischen Anstrengungen, die man in ganz Italien machte, bewiesen sattsam, daß man die Gefahr, die vom Osten der Adria drohte, nicht unterschätzte. Entlassene Veteranen wurden aufs Neue in die Legionen eingereiht; zur Bestreitung der Kriegsbedürfnisse ward eine Sclavensteuer angeordnet; mit Marbod, dem Markomannenfürsten, den man zu bekriegen im Begriffe stand, wurde Frieden geschlossen. Drei Jahre dauerte der verheerende Krieg, nach Sueton der schrecklichste seit dem punischen. Mit 15 Legionen durchzogen Tiberius und sein Neffe Germanicus, des Drusus Sohn, das pannonische und dalmatische Land von einem Ende zum andern, bald das Glück der Waffen versuchend, bald die Wege des Verraths und Zwietracht nährender Unterhandlungen wandelnd. Nach vielen blutigen Kämpfen übergab Bato die unüberwindliche Bergveste Anderium, unweit Salona, vertragsweise den Römern und zog mit den Seinigen nach Ravenna, wo ihm Tiberius als Preis des Abfalls von der vaterländischen Sache einen reichlichen Unterhalt bis zum Ende seiner Tage gewährte. Länger widerstand die auf einer steilen Höhe erbaute und von einem reißenden Strom geschützte Festung Arduba, in die sich der entschlossenste Theil der Insurgenten nebst vielen Ueberläufern geworfen hatten. Aber endlich nahte auch ihre Stunde. Nachdem der Kern der Besatzung bei einem Ausfall im blutigen Handgemenge gefallen war, warfen die Ueberlebenden die Brandfackel in die Wohnungen und suchten mit den Frauen und Kindern den Tod in den Flammen oder in den Wellen des vorbeirauschenden Stromes. Darauf unterwarfen sich die übrigen Orte freiwillig, und von der Adria bis zur unteren Donau kehrte Alles zum stummen Gehorsam zurück. Aber das Land war verwüstet und die Menschen waren selten geworden in den blutgetränkten Gefilden. Bald bildete der große Strom von der Quelle bis zur Mündung die Nordgrenze des Reichs. Die thrakischen Fürstenthümer gingen in der Provinz Mösien auf.

Asien. Auch in den asiatischen Ländern waren noch manche Kämpfe zu bestehen, noch manche verwickelte Verhältnisse zu lösen, ehe die Staaten und Völkerschaften westwärts vom Euphrat sich der Herrschaft Roms in Furcht und Gehorsam fügten. War auch die von Pompejus gegründete Ordnung (III, 776 f.) im Ganzen bis auf Augustus in rechtsgültigem Bestand geblieben, so waren doch in Folge der Bürgerkriege gewaltige Umkehrungen in den einzelnen Staaten eingetreten. Sowohl die Republikaner Brutus und Cassius als die Triumvirn Antonius und Octavian hatten die freundlichen oder feindlichen Gesinnungen der Fürsten, Städte und Landschaften mit Lohn oder Strafe vergolten, Rechte und Herrschaften verliehen oder geraubt, Gnaden und Ungnaden nach Verdienst oder Gunst zugetheilt oder entzogen. Als Augustus zehn Jahre nach der Schlacht bei Actium im Orient erschien, bestanden noch wie früher neben den vier römischen Provinzen (Asia, Bithynien, Kilikien und Syrien) einheimische Königreiche, weltliche und geistliche Fürstenthümer, Freistädte und andere Territorien in größerer oder geringerer Abhängigkeit von Rom und mit der Verpflichtung der Heeresfolge. Viele von diesen verloren bei verschiedenen Veranlassungen ihre bisherige Stellung und wurden in den römischen Provinzialverband hineingezogen.

Galatia. So schuf Augustus nach dem Tode des gewandten Parteigängers Amyntas, des Dejotarus Feldherrn und Nachfolgers, aus dem größten Theil seiner Besitzungen die

Provinz Galatia, welcher Lykaonien und einige Zeit nachher (als Dejotarus Philadelphus, der Urenkel des bekannten Galaterkönigs, starb) auch das binnenländische Paphlagonien beigefügt ward. Das pontische Königreich mit Kleinarmenien, Pontus und Kappadokien. Kolchis und den Küstenstädten Pharnakia und Trapezus beherrschte durch die Gnade des Antonius und Octavian der kluge und tapfere Polemon als „Freund und Bundesgenosse des römischen Volks" und verband damit noch das bosporanische Königreich, die Erbschaft seiner Gemahlin Dynamis. Nach seinem Tode reichte seine Wittwe Pythodoris ihre Hand dem König Archelaos von Kappadokien, der seine Herrschaft gleichfalls der Gunst des Antonius und Octavian und seiner Ergebenheit für Rom verdankte. Auf diese Weise wurden die beiden Königreiche verbunden, eine gute Schutzwehr gegen die östlichen Barbaren. Aber die neue Schöpfung war nicht von Dauer. Schon unter Tiberius gingen Kleinarmenien und Kappadokien, nachdem Archelaos aus Angst vor der Anklage, die der ihm abgeneigte Kaiser im Senat wider ihn erhob, in Rom gestorben war, in die Provinz Kappadokien auf, der auch das Priesterfürstenthum von Comana beigefügt ward. Unter der Herrschaft Roms stiegen die alten Städte, vor Allen Nicomedien in Bithynien und Cäsarea in Kappadokien, zu hohem Glanz und Reichthum. Dioscurias und die sagenreiche Gegend am Phasis wurden der Knotenpunkt einer ausgebreiteten Handelsthätigkeit, der Markt der Welt, wo römische Kaufleute Wolle und Pelzwerk aus den Ländern des Nordens, Edelsteine, serische Gewänder (Seide) und Luxuswaaren aus dem fernen Osten einkauften.

In ähnlicher Weise suchten Augustus und seine Nachfolger auch im Süden Klein- Lykien und Kilikien. asiens die zerrissenen Gebietstheile zu vereinigen und in das römische Provinzialverhältniß zu bringen. Der Staatenbund von Lykien dauerte als „Ruine der Vorzeit" noch einige Jahrzehnte in seiner Freiheit fort und Antonius und Octavian waren bemüht, die Wunden, die ihm Brutus geschlagen (III, 939), nach Kräften zu heilen; aber durch innere Zwietracht gelockert und in seinem Wohlstande geknickt, vermochte der Bund sich nicht mehr zu erholen, so daß die Verwandlung in eine römische Provinz unter Claudius als eine Wohlthat erschien. Die Provinz Kilikien wurde durch Pisidien und die Insel Cypern erweitert. Die Bewachung der nach Syrien führenden „kilikischen Pässe" war einer römischen Besatzung anvertraut; die Bekämpfung der räuberischen Stämme, die noch unbezwungen in den Gebirgen und Schluchten des Taurus und Amanus in wilder Freiheit fortlebten, überließ Augustus einigen einheimischen Clientelfürsten. Erst unter Vespasian wurden sie der unmittelbaren Herrschaft Roms einverleibt. Syrien mit seinen Nebenländern kehrte nach der Schlacht bei Syrien. Actium wieder in das alte Verhältniß zurück, das vorübergehend durch die Einfälle der Parther und durch die Schenkungen des Antonius an Kleopatra und ihre Kinder gestört worden war. Vier Legionen sorgten für die Ruhe im Innern, wie für die Sicherheit gegen die Nachbarstämme im Süden und Osten. Die nördliche Gebirgslandschaft Commagene mit der Stadt Samosata, der letzte Rest des Seleukidenreichs, blieb noch einige Zeit im Besitz eines abhängigen Fürsten, bis sie nach dessen Tod mit der Provinz Syrien vereinigt ward. Ein ähnliches Schicksal traf die Landschaft Judäa, welche die Römer lange mit besonderer Gunst behandelt hatten. Denn Judäa. das julische Geschlecht war den Juden von jeher gewogen. Nach dem Tode des Königs Herodes, der sich durch Schmeichelkünste, Geschenke und Dienstleistungen das Wohlwollen und Vertrauen des Kaisers und seines Feldherrn und Schwiegersohnes Agrippa zu erwerben und zu bewahren gewußt, ging auch, wie wir gesehen haben, das von Parteiwuth und Zwietracht zerrissene jüdische Reich in die römische Weltherrschaft auf. Es wurde als kaiserliches Provinzland einem Procurator unterstellt, der, wenn gleich dem syrischen Statthalter zu Antiochien untergeordnet, doch die meisten Rechte übte,

die in andern Ländern den Proconsuln und Proprätoren zustanden, insbesondere das Verhängen der Todesstrafe. Doch war Judäa noch lange „Roms verzogenes Schooßkind"; das „Volk Gottes" blieb im Besitz seines Glaubens, seines Gesetzes und seiner Volksthümlichkeit (III, 331 ff.); es war vom Kriegsdienst befreit und genoß in allen Ländern mancherlei Rechte und Privilegien.

Die Römerherrschaft in Judäa. Der Procurator („Landpfleger") von Judäa hatte seinen Sitz in der von Herodes angelegten neuen Hafenstadt Cäsarea (III, 331), die durch Handel und Verkehr unter der Römerherrschaft rasch emporblühte. Unter dem Schutze der römischen Besatzung, die an dem Sitze des Statthalters ihr Hauptlager hatte, ließen sich viele Fremde daselbst nieder. Der Landpfleger oder Statthalter war dem Proconsul von Syrien in allen Kriegssachen in der Weise untergeordnet, daß dieser auf sein Anrufen ihm Kriegshülfe leisten mußte. Denn die geringe Besatzung in Cäsarea und die kleine Mannschaft, die in Jerusalem auf der Burg Antonia ihr Lager hatte, genügte nur zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung in Friedenszeiten. An Festtagen, wenn große Volkshaufen sich in Jerusalem sammelten, begab sich der Statthalter mit einem Heerhaufen nach der heil. Stadt, bei welcher Gelegenheit auch wohl mancherlei oberrichterliche und administrative Geschäfte erledigt wurden. Er wohnte dann in dem „Prätorium" neben der Antonia. Das Recht sprach er vom hohen Richterstuhle herab auf einem mit schönen Marmorsteinen verzierten Vorsprunge am Hause, das Verhör war in einem inneren Hofe. Auch in Samarien war ein kleines Heerlager. Wenn das jüdische Volk unter der römischen Herrschaft sich in seinen inneren Anliegen freier bewegen konnte als unter den Herodäern, so empfing es dagegen in Zöllen und Abgaben keine Erleichterung. Die Römer erhoben eine Vermögenssteuer (Kopf- und Grundsteuer), eine Abgabe von Häusern, von Marktfrüchten und mancherlei Gefälle. Die Tempelsteuer dagegen (auf zwei Drachmen berechnet) wurde als eine freiwillige Steuer angesehen und von Priesterbeamten erhoben, ohne daß sich die Römer um dieselbe bekümmerten. Eine allgemeine Schatzung, die Augustus nach der Besitzergreifung des Landes, etwa 10 Jahre nach Chr. G. durch den proprätorischen Legaten der Provinz Syrien, P. Sulpicius Quirinius, anstellen ließ, um zu erfahren, wie viele Steuern das Land jährlich seiner Kopfzahl, seinen Fruchtäckern und seinen sonstigen Verhältnissen nach aufbringen könne, erregte die erste tiefe Mißstimmung unter den strenggläubigen Juden.

Die „Vierfürsten" aus dem herodeischen Geschlechte. Die kleinen Herrschaften, welche Augustus und sein Nachfolger der Familie des Herodes noch als Vasallenstaaten zu eigener Verwaltung überließen, wie die nordöstliche Landschaft mit der alten Stadt Paneas, in der zuerst der gerechte und thätige Herodäer Philippos regierte und Paneas zur großen Stadt Cäsarea (Philippi) erweiterte, und Galiläa und Peräa, das Erbtheil des klugen, begehrlichen, den Römern schmeichelnd ergebenen Vierfürsten (Tetrarchen) Antipas, gewöhnlich Herodes genannt, des Gründers der Städte Sepphoris (Diocäsarea) und Tiberias, gingen nach einigen Jahrzehnten durch kinderloses Absterben der Clientelfürsten in das römische Weltreich auf. Dieser letztere, aus den Evangelien bekannte Herodes (Antipas), verliebte sich einst auf einer Reise nach Jerusalem in Herodias, die schöne Gemahlin seines Halbbruders Herodes, gleichfalls aus dem herodeischen Geschlechte und beredete sie, ihren Gatten zu verlassen und ihm die Hand zu reichen. Dieser verbrecherische Ehebund trug dem Vierfürsten schlimme Früchte. Seine bisherige Gattin entfloh zu ihrem Vater, dem Araberfürsten von Petra, und reizte denselben zum Krieg wider ihren ungetreuen Gatten, der sich von Herodias ganz und gar leiten ließ, unbekümmert um die dumpfe Unzufriedenheit seines Volkes wie um die laute Rüge des Täufers und Bußpredigers Johannes. Unter Caligula wurde Antipas auf die Anklage seines Vetters und Schwagers Herodes Agrippa seines Fürstenthums beraubt und nebst seiner Gattin Herodias nach Gallien verwiesen, wo Beide starben. Aber unter Kaiser Claudius erlangte Herodes Agrippa, der in Rom erzogene Enkel des großen Herodes, noch einmal die Herrschaft über Judäa und Samarien, die er drei Jahre lang (41—44)

behauptete. Abwechselnd Abenteurer und Glücksritter, dann Günstling und Schmeichler der Cäsaren, wurde er nach einer Christenverfolgung in Jerusalem plötzlich beim Anschauen der Circusspiele von einer schrecklichen Krankheit ergriffen, die ihm wenige Tage nachher den Tod brachte.

Die Wüstenländer im Südosten der syrischen Provinz waren von freien Araberstämmen bewohnt, welche das schweifende Raubleben als Erbtheil aus Urzeiten überkommen hatten. Augustus verfuhr wie einst Pompejus (III, 775). Er schloß mit dem Nabatäerfürsten Malchus von Petra, dem Nachfolger des Aretas, und mit dem Stammhaupte Jamblichus von Emesa, dessen gleichnamiger Vater von Antonius hingerichtet worden war, Bündniß und Vertrag, wodurch ihnen der Besitz der väterlichen Reiche gewährleistet ward mit der Verpflichtung, den Raubfahrten der Wüstensöhne zu wehren. Ein Versuch des Statthalters von Aegypten, Aelius Gallus, im Jahre 24 das glückliche Arabien zu unterjochen, um neue Handelswege zu schaffen, hatte keinen glücklichen Fortgang. Die Gluth der Sonne und die Gefahren des Klimas scheuchten die Eindringlinge bald zurück und schützten die Bewohner vor dem römischen Schwerte. Der Feldherr des Nabatäerfürsten, der den Wüstenzug geleitet hatte, büßte für den muthmaßlichen Verrath mit dem Leben. Doch wurde seinem Gebieter die Treulosigkeit des Dieners nicht zur Last gelegt. Die Araberstämme.

Mit den **Parthern** hatte Rom noch eine Ehrensache auszufechten; der Tag von Karrhä war noch nicht vergolten, das Blut der beiden Crassus und ihrer Waffengefährten schrie um Rache. Augustus trug jedoch kein Verlangen, sich und seine Legionen den Pfeilen der Eisenreiter bloszustellen. Aber das Glück war auch hier sein Bundesgenosse. Parthien und Armenien, damals in inniger Wechselbeziehung, wurden durch Thronkämpfe verwirrt. Tigranes, der Sohn des unglücklichen Artavasdes (III, 952, 958) rief Roms Hülfe an gegen seinen von dem Partherkönig eingesetzten Bruder Artaxias. Tiberius rückte mit Heeresmacht in Armenien ein und verlieh, da bei seinem Erscheinen Artaxias von den Einwohnern erschlagen ward, den Thron dem römischen Schützling (20 v. Chr.). Dieser Ausgang erfüllte den Partherkönig Phraates mit der Besorgniß, die Römer möchten sich für den Thronbewerber Tiridates erklären und ihm selbst das Schicksal des Artaxias bereiten. Er fügte sich daher der Forderung des Augustus und sandte die römischen Feldzeichen und Gefangenen zurück, die sich noch seit dem Unfalle bei Karrhä in dem fernen Ostlande befanden. Der Kaiser feierte die Rückgabe der Adler wie einen Sieg durch ein Opferfest und gelobte dem rächenden Mars einen Tempel. Parthien und Armenien.

Aber Armenien gelangte zu keiner dauernden Ruhe; bald stand es unter dem Einfluß Roms, bald erlangten die Parther darin die Oberhand; Könige wurden eingesetzt und vertrieben; Thronkämpfe und Parteifehden füllten das Land. Unter Nero setzte der parthische König Vologäses I. seinen Bruder Tiridates auf den armenischen Thron. Dadurch wurde der Krieg zwischen den Römern und Parthern von Neuem angefacht. Die treulosen Armenier gaben selbst die Veranlassung dazu, indem sie einerseits die Hülfe Roms anriefen, um nicht ganz unter die Botmäßigkeit des östlichen Nachbars zu gerathen, anderseits die Parther begünstigten, um nicht von Rom unterdrückt zu werden. Doch waren sie durch die Lage des Landes und die Aehnlichkeit der

Sitten mehr den Parthern verwandt, bemerkt Tacitus, und auch durch Heirathen vermischt und aus Unkenntniß der Freiheit zur Knechtschaft geneigt. Damals erwarb sich Domitius Corbulo großen Kriegsruhm und erneuerte die Ehrfurcht vor Roms Waffen selbst unter der Regierung des elendesten Kaisers. Nachdem er die Mannszucht in den Legionen hergestellt, drang er siegreich in das gebirgige Land ein, eroberte die Hauptstädte Artaxata und Tigranocerta und setzte dem parthischen Thronbewerber einen römischen entgegen, der den Namen Tigranes führte (58 n. Chr.). Fünf Jahre behauptete sich dieser und sein Nachfolger, ein Abkömmling der Familie Herodes, unter Roms Beistand; dann gewannen die Parther wieder das Uebergewicht und verliehen den Thron von Neuem ihrem Prätendenten Tiridates (63), ohne daß Corbulo's Nachfolger Cäsennius Pätus diesen Umschwung zu verhindern vermochte. Erst als Corbulo abermals mit Heeresmacht in Armenien einrückte, verzweifelten die Parther, gegen den Willen der Römer sich in dem Nachbarlande behaupten zu können. Man kam daher zu einem Vergleich. Tiridates verstand sich dazu, bei einer Zusammenkunft mit Corbulo seine königliche Kopfbinde vor dem Bilde des Kaisers niederzulegen und sie dann in Rom selbst aus dessen Händen wieder zu empfangen. Von dem an (67) blieb die Ruhe in den Ostländern längere Zeit ungestört.

Provinz Asia. In der Provinz Asia wurde an dem bisherigen Bestand wenig geändert: einige Städte wurden je nach ihrer Haltung während des Bürgerkriegs in ihren Rechten erhöht oder verkürzt; das Asylrecht der ephesischen Artemis, das die Stadt zu einer Herberge für Verbrecher machte, erlitt eine Beschränkung. Durch die frischen Kräfte, die Augustus in die zerrütteten Gemeinwesen einführte, wurde in den alten Culturſitzen eine schöne Nachblüthe erzeugt. Die Künste des Friedens nahmen unter der Ordnung, der „segensreichen Himmelstochter", einen neuen Aufschwung, so daß im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft die Provinz Asia 500 bevölkerte Städte zählte. Von den griechischen Inseln und Städten bezogen die Römer die Gegenstände des Luxus und der Genußsucht, den parischen und phrygischen Marmor für ihre Prachtbauten, den Wein von Chios, die Seefische von Rhodos, das Geflügel aus Kleinasien, den Honig vom Hymettos für ihre Leckermahle. Ephesos und Apamea waren die Markt- und Stapelplätze für die Producte und Kunsterzeugnisse des Ostens. Hier holte der römische Kaufmann die feinen Gewebe aus Babylon, Räucherwerk und Salben aus Arabien und Persien, Purpurgewänder aus Tyrus. Auf der Insel Kos wurden die feinen Frauenkleider bereitet, welche die Glieder mehr zeigten als verhüllten, jene wahrscheinlich aus Seidenstoffen bereiteten „coischen Gewänder", gegen welche Seneca so sehr eiferte.

Achaia und Makedonien. Eben so wenig wurde in den Provinzen Achaia und Makedonien geändert; beide hatten sich schon lange an die römische Herrschaft gewöhnt, und wenn auch die erstere, welche das alte Griechenland bis zu den cambunischen und keraunischen Bergen nebst den Inseln des ägäischen Meeres umfaßte, noch nicht, wie die letztere, allem politischen Leben entsagt, sondern während der Kriege der römischen Machthaber für den einen oder andern Partei genommen hatte, so waren doch die Römer jener Tage zu große Bewunderer der griechi-

schen Bildung, als daß sie, wie früher Sulla, das Mutterland humaner Studien die Vergehungen Einzelner hätten mögen entgelten lassen. Cäsar, Antonius und Augustus vergaßen mit gleicher Großmuth die Unterstützung, welche Pompejus und Brutus bei den wankelmüthigen Hellenen gefunden, und vergalten ihre Unarten mit Wohlthaten. Doch mäßigte Augustus die Gnadenfülle, die Antonius über Athen ausgegossen, indem er die Insel Samos, wo er mehrmals einen längeren Aufenthalt genommen, mit der Freiheit beschenkte. Aber wie sehr auch Hellas geschont und begünstigt ward, seine Lebenskraft war gebrochen; es vermochte sich zu keinem gesunden Staatsleben mehr aufzurichten.

Das transalpinische Gallien.

Die größte Sorgfalt richtete Augustus auf die Eroberungen seines Adoptivvaters im Keltenlande und auf seine eigenen Erwerbungen am Nil. Das große gallische Ländergebiet jenseit der Alpen erhielt erst durch ihn eine feste Provinzialordnung. Der Ueberwinder Cäsar hatte nicht Zeit gehabt, den Errungenschaften des Schwertes durch dauernde Organisationen Halt und Sicherheit zu verleihen; die alte Gauverfassung bestand fort, die Besteuerung war ungleich und willkürlich. Dieser lockere Zustand fand sein Ende durch Augustus, der auf einer Versammlung der angesehensten Stammhäupter und Aeltesten zu Narbo eine neue Eintheilung des Landes festsetzte und zugleich, behufs einer gerechten Vertheilung der Staatslasten, eine Schatzung der Bewohner und ihres Grundvermögens vornehmen ließ. Neben das alte Provinzland, das von der Zeit an den Namen „Narbonensisches Gallien" führte, traten nun noch drei weitere Provinzen: Aquitanien, von den Pyrenäen und Sevennen bis zur Loire; Gallia Lugdunensis, zwischen Loire, Seine und Marne bis Lugdunum östlich; Belgica, das große Nordgebiet, wozu auch die Sequaner und Helvetier gerechnet wurden. Die neuen Städte an der Rhone, Vienna, Lugdunum, ferner Augustodunum (Autun) und Burdigala (Bordeaux) wetteiferten bald an Reichthum, Handelsthätigkeit und Bildung mit der alten Provinz, mit Massalia, Nemausus, Arelate und Narbo; Lugdunum (Lyon), wo die Heerstraßen von allen Seiten mündeten, gewann eine große Bedeutung. Da wo der Arar sich in den Rhodanus ergießt, errichteten die gallischen Völkerschaften auf gemeinsame Kosten dem Imperator Augustus ein prachtvolles Denkmal sammt Heiligthum, dessen Einweihungstag fortan als Nationalfest mit musischen und gymnischen Spielen gefeiert wurde, wobei zugleich Berathungen über die Anliegen der südlichen Provinzen auf dem gemeinsamen Landtage stattfanden. Im Norden wurde Augusta Trevirorum (Trier) der Mittelpunkt römischen Culturlebens; unter den Segnungen des Friedens erhob sich allenthalben Ackerbau, Industrie und Wohlstand. Bürgerliche Freiheit, gleiches Recht und römisch-griechisches Religionswesen an den Kaisercult geknüpft, verdrängten die despotischen Herrenrechte des alten keltischen Adels- und Fürstenstandes und den grausamen Opferdienst der Druiden (III, 807 ff., 841). Gallische und spanische Provinzialen wurden häufig in den Senatoren- und Ritterstand aufge-

nommen. — Das Land auf dem linken Ufer des Rheins, größtentheils von deutschen Völkern bewohnt, stand als oberes und unteres **Germanien** unter besonderer Militärverwaltung. Zur Sicherung der Rheingrenze gegen die kriegerischen Germanen wurden längs des Stromes feste Standlager und Schutzwehren errichtet und die Besatzungsarmee nach und nach auf acht Legionen gebracht. Damit nahm der Städtebau an dem schönen Grenzfluß seinen Anfang. **Köln**, wo Agrippa die den Römern wohlgesinnten germanischen Ubier ansiedelte, wurde durch Steuerfreiheit und andere Vorrechte besonders begünstigt.

Afrika. Mit gleicher Umsicht und Sorgfalt ordnete Augustus die Besitzungen über dem Mittelmeer. Das Gebiet von Karthago und das Königreich Numidien, früher in zwei Statthalterschaften getrennt, wurden nunmehr zur Provinz „**Afrika**" vereinigt. An diese schloß sich westwärts das abhängige Königreich **Mauretanien**, das Augustus nach einigem Zögern dem in Rom erzogenen Juba, einem treuen und ergebenen Clientelfürsten, verlieh, bis unter Claudius die Stunde der Einverleibung in das Weltreich kam. Ostwärts der großen Syrte erstreckte sich bis an die Grenze Aegyptens die fruchtbare Landschaft von **Kyrene**, welche mit **Kreta** zu einer zweiten Provinz verbunden war.

Kyrene und Kreta.

Aegypten. Wenn Augustus diese beiden Statthalterschaften dem Senat zur Verwaltung überließ, so hielt er um so fester seine Hand über die Provinz **Aegypten**, die von der Oase der Wüste bis zum arabischen Meerbusen und von den Strommündungen bis an das Felsgebirg von Syene reichte. Der erwähnte Versuch des ägyptischen Präfecten Gallus, die Westküste Arabiens zu erobern, mißlang, und ein vorgeschobener militärischer Posten im Lande Aethiopien wurde später zurückgezogen, da es nicht in August's Plan lag, die Grenzen des Reichs zu erweitern. Aegypten betrachtete der Imperator als seine eigentliche Domäne, die er eifersüchtig hütete. Kein Senator durfte ohne seine ausdrückliche Erlaubniß das Land bereisen; ein vertrauter, zuverlässiger Mann des Ritterstandes führte als praefectus Aegypti die Verwaltung und den Oberbefehl über das beträchtliche Besatzungsheer. In Alexandrien leitete ein von dem Kaiser ernannter Procurator die oberste Gerichtsbarkeit. Die Fruchtbarkeit des Bodens und die günstige Lage lohnten die Sorgfalt, die Augustus dem Ackerbau, den Bewässerungsanstalten und dem Handel angedeihen ließ: Aegypten erreichte in der ersten Zeit der Römerherrschaft eine Blüthe, welche die Jahre der Pharaonen und Ptolemäer in Schatten stellte.

Aegypten wurde nicht nur die Kornkammer für die hungernde Bevölkerung der Hauptstadt; die feinen Gewänder aus Linnen und Baumwolle, mit Stickereien geschmückt, waren noch jetzt, wie im hohen Alterthume, hochgeschätzte Waaren, und bei der Schreibluft der Römer bildete die Papyruspflanze einen wichtigen Ausfuhrartikel. Zugleich war Alexandrien der Stapelplatz und Markt für die indischen und arabischen Güter, für die zarten Gespinnste aus Baumwolle, vom gewöhnlichen Kattun bis zu den feinsten Musselinen, für die edlen Gewebe, die als „serische Gewänder" die Luxus-

kleider der römischen Frauen bildeten, ja sogar bereits von verweichlichten Männern als Tracht gewählt wurden, ein Product der Seidenraupe, über dessen Erzeugung und Vaterland im ganzen Alterthume ein geheimnißvolles Dunkel schwebte. Vom rothen Meer aus fuhren jährlich über hundert römische Transportschiffe nach Indiens Westküste und nach dem persischen Meerbusen, um die geschätzten Erzeugnisse der Tropenländer und die edeln Güter der östlichen Länder und Meere, Gewürze und Spezereien, Weihrauch und Myrrhen, wohlriechende Salben und Färbestoffe, Elfenbein, Edelsteine und Perlen und andere Gegenstände des Luxus in ihrer Heimath zu erwerben und mit großem Gewinn in Rom, in Bajä und in den reichen Landsitzen der Nobilität zu verkaufen. Die serischen (chinesischen), indischen und arabischen Waaren, die ihren Weg über Alexandrien nach Italien nahmen, sollen jährlich über dreißig Mill. Mark unseres Geldes betragen haben. Aber der große Wohlstand gereichte den Eingebornen weniger zum Vortheil als dem herrschenden Volke. Das drückende Besteuerungssystem, das die Ptolemäer eingeführt hatten, dauerte fort und wurde mit der Zeit so unerträglich, daß das in Verzweiflung gebrachte Volk wiederholt zur Selbsthülfe schritt, dadurch aber nur seine Leiden vermehrte und die Provinz immer mehr der Verarmung, dem Verfall und der Verwilderung entgegenführte. Besonders nöthigte das Unwesen der Bukolen oder „Rinderhirten", jener zahlreichen Räuberbanden, die in dem unzugänglichen Röhricht der Sümpfe am mittleren Nilarm hausten, ihre Frauen und Kinder auf kleinen Barken schützten und jeder bürgerlichen Ordnung entgegen feindselige Raubzüge in die benachbarten Gegenden unternahmen, die folgenden Kaiser zu häufigen Kriegszügen in das Nilland.

Aus allen diesen Einrichtungen und Organisationen erkennt man den klaren Plan des verständigen Herrschers, den losen Zuständen der Republik mit ihren Erpressungen und Willkürlichkeiten ein Ende zu machen, den Freveln am fremden Eigenthum zu wehren und das ganze Reich in eine feste monarchische Form zu bringen. Was Cäsar in Zeiten heftiger Aufregung und Parteikämpfe begonnen, führte der glücklichere Nachfolger unter ruhigeren Verhältnissen im großartigsten Maaßstabe zum Ziele. Die Provinzen, durch Gesetze und Rechtsordnungen vor Druck und Mißhandlung geschützt, erhoben sich zu neuer Blüthe, ja manche, wie die Alpenvölker, wie Gallien und Spanien, traten jetzt erst in ein würdiges Staats- und Culturleben ein. Die hellenischen Staaten freilich vermochten sich unter Roms eisernem Arm nicht mehr zu der früheren Größe emporzuringen; aber davon lag die Schuld mehr in der eigenen Entkräftung, die sie sich schon vor der Römerherrschaft durch ihre selbstzerfleischende Wuth bereitet hatten. Die Rollen ihrer Geschichte waren ausgespielt; sie siechten langsam dahin an den Wunden, die sie sich mit eigener Hand geschlagen. „Jugendzeit und geistige Schöpferkraft vermochte Rom den hellenischen Stämmen nicht wieder zu erwecken," bemerkt Hoeck, „aber es verlieh, was in seiner Macht stand. Es bewahrte Vorderasien vor dem ärgsten Loose, den östlichen Barbaren zur Beute zu fallen, es rettete hier die Nachblüthe der hellenischen Cultur und bereitete diesen wie andern Völkern den Zustand eines erfreulichen Privatlebens am Abend ihres alten geschichtlichen Daseins." Der Hellenismus durchdrang das ganze Reich und bildete mit dem Romanismus vereinigt eine geistige Macht, Resultate.

die erhaben über Nationalität und Eigenart, über die antike Welt die Bande des Kosmopolitismus und der Humanität knüpfte.

Provinzial-Verwaltung. Die Monarchie heilte die Wunden, welche der Freistaat den Unterthanenländern geschlagen, durch zweckmäßige Einrichtungen und löbliche Verwaltung. Der egoistischen Auffassung der altrömischen Aristokratie, daß die Provinzen nur zur Befriedigung ihrer Raubsucht und Habgier vorhanden seien, daß alle werthvollen Güter, welche edlere Völker und Zeiten geschaffen, alle Kunstschätze und Reichthümer den Statthaltern und Beamten, den Steuerpächtern und Wucherern als Beute gehörten, wurde Halt geboten. Waren auch die Abgaben und Gefälle, die Grund- und Vermögenssteuer, das Kopfgeld und andere Leistungen, welche von den Senatsprovinzen durch Quästoren für das Aerar oder den Staatsschatz, von den cäsarischen durch Procuratoren für den Fiscus oder die fürstliche Kammer und Kriegskasse von den Provinzialen erhoben wurden, nicht gering; wurden auch in der monarchischen Zeit wie in der Republik die Bergwerke, die Hafen- und Grenzzölle für die Regierung in Anspruch genommen und an Staatspächter vergeben; war auch die Verpflichtung zum Kriegsdienst hie und da drückend; so wurden alle diese Lasten weit aufgewogen durch den Zustand der Ordnung und Gerechtigkeit, den Augustus allenthalben zu begründen bemüht war; durch die Verantwortlichkeit der Statthalter und Landpfleger, die der Kaiser entweder unmittelbar oder unter Beiziehung von Senat und Volk anstellte mit festen Jahresgehalten und genau bestimmten Bezügen für Ausrüstungen und Reisen; durch den geregelten Geschäftskreis, der gegen alle eigenmächtige Handlungen und Ueberschreitungen der Proconsuln und ihrer Legaten und Unterbeamten einen Damm bildete und die Berufung an das kaiserliche Appellationsgericht als Schutzmittel gewährte; durch die Oberleitung und höchste Militärgewalt des Kaisers, welche die Provinzbeamten in die gesetzlichen Schranken wies; durch die immer häufiger eintretende Umwandlung der Naturallieferungen (des Zehnten vom Getreide, des Fünften von der Wein- und Oel-Ernte) in feste Geldabgaben nach einem Durchschnittspreis und billigen Census; durch Milderung der Kriegs- und Steuerpflicht mittelst Befreiungen einzelner Gemeinden und Landschaften; durch die Fernhaltung verheerender Kriege und feindlicher Einfälle und durch die Gleichberechtigung Aller zu Führerstellen und militärischen Ehren. Mit rastloser Thätigkeit bereiste der Kaiser die Provinzlande, überzeugte sich durch eigene Anschauungen von den Zuständen und Bedürfnissen, und traf zweckmäßige Anordnungen und Einrichtungen. — Augustus legte den Grund zu dem großartigen

Heer- und Poststraßen. Straßensystem, durch welches die Provinzen unter sich und mit dem kaiserlichen Rom in Verbindung gesetzt wurden. Heerstraßen, deren Structur und Länge noch jetzt mit Bewunderung erfüllt, erleichterten den Verkehr nach allen Richtungen. Sie waren mit Meilensteinen geschmückt, die ihren gemeinsamen Ausgangspunkt in dem goldenen Meilenzeiger hatten, den Augustus selbst in der Mitte des Forum errichtete, und mit Stationshäusern (Mutationes) und

Herbergen (Mansiones) versehen, jene zum Wechsel der Eilboten, Pferde und Wagen, da die Militärwege zugleich für die von dem Kaiser angeordnete Staatspost dienten, diese für Nachtlager. Auch die Verkehrswege zu Wasser mehrten sich; die räumliche Entfernung hörte auf, eine trennende Kluft zu bilden. Mit größter Schnelligkeit konnten sich die Heere von jeder Gegend des Reiches nach einem andern Bestimmungsort bewegen, konnten die Befehle des Kaisers in die entlegensten Theile befördert werden. Was in Rom vorging, trugen die Tagesblätter in kürzester Zeit nach allen Weltgegenden; Rom war der Mittelpunkt des Reiches, das Herz des öffentlichen Lebens.

Der umsichtige Colonisationsplan, den Augustus nach Cäsar's Vorgang in großartigem Maaßstab zur Ausführung brachte, und der auch von den folgenden Kaisern befolgt wurde, trug vor Allem bei, römische Cultur, Sprache und Rechtskunde zu verbreiten und dem großen Reiche ein uniformes Gepräge zu geben. Die kaiserlichen Coloniegründungen waren von den segensreichsten Folgen. Denn während sie in den Ländern der Barbaren die Keime edler Menschenbildung und praktischen Rechts- und Staatslebens in einen jungfräulichen Boden senkten oder den alten verkommenen Culturstaaten frische Lebenskräfte und feste Staats- und Rechtsordnungen zuführten und dadurch den über das ganze Reich zerstreuten Männern der Toga einen Halt- und Mittelpunkt für ihre Handels- und Industriethätigkeit schufen, boten sie zugleich dem Imperator die zweckmäßigste Gelegenheit und den heilsamsten Weg zur Versorgung seiner ausgedienten Legionare und zur Ansiedelung verarmter Römer und Italiker. Und damit diese Ausführung nach überseeischen Colonien einen höheren Reiz erhalte, wurden die Pflanzstädte in der Regel mit dem römischen Vollbürgerrecht ausgerüstet und zu einem freien würdigen Staatsleben befähigt. Sie waren von der Jurisdiction der Statthalter befreit; ihren Gemeinderath und ihre Magistrate wählten sie in der Volksversammlung; ihre Prozesse wurden nach römischem Recht entschieden; kurz die Colonie war ein Abbild Roms im Kleinen, war eine Tochterpflanzung, in der die Sprache und Religion, die Sitten und gesellschaftlichen Lebensformen, das Recht und die Staatseinrichtungen der Mutterstadt auf gesundem Boden emporwuchsen und die verschiedenen Volkselemente sich unter dem Schirme politischer und bürgerlicher Rechtsgleichheit zu einem städtischen Gemeinwesen vereinigten. War in einer Provinzstadt die fremde Bevölkerung im Uebergewicht oder machten andere Ursachen die Einreihung einer Gemeinde unter die römischen Colonialstädte unthunlich oder unerwünscht, so trat sie in das Rechtsverhältniß der Municipien, die wohl das römische Bürgerrecht besaßen und wie die Coloniebürger einer Tribus zugetheilt waren, aber eine verschiedene Gemeindeverfassung und Beamtenordnung hatten und das Recht nicht nach römischen Instituten, sondern nach eigenen Gesetzen und Formen suchten. Es waren Freistädte, in denen entweder keine oder nur wenige römische Bürger wohnten. Ihrer Verfassung lag in der Regel die italische Städteordnung zum Grunde. In allen Provinzen gab es solche Municipalstädte, bei deren Einrichtung man so viel als möglich altheimische Gewohnheitsrechte und Traditionen schonte. Selbst die religiösen Institute und Cultusstätten mit ihren Priesterschaften und Stiftungen wurden nicht angetastet. Die griechischen wie die orientalischen Glaubenskreise mit ihren Festen, Mysterien, Opfern und Orakeln dauerten fort. Daneben erhob sich aber der neue Kaisercult, der mit der Zeit die Localculte und Feste verdunkelte, überwucherte und in Vergessenheit brachte. Nur dem Druidenthum in Gallien und Britannien, das eine Hauptstütze des nationalen Particularismus bildete, trat die Cäsarenherrschaft streng entgegen. Die Municipal-

Colonisation.

Municipien.

städte und Provinziallandtage beförderten die Civilisirung der Eingebornen, befreundeten diese mit römischen Zuständen und näherten sie dem römischen Leben. Ueberhaupt war das kaiserliche Rom beflissen, die in Italien seit Jahrhunderten zur Ausbildung gekommenen Einrichtungen, Verfassungen und Rechtsverhältnisse auch auf die Provinzen zu übertragen und einzelne Stadtgemeinden durch bevorzugte Rechtsstellung, durch Befreiung von der Amtsgewalt der Statthalter und durch Erleichterungen in der Besteuerung zu gewinnen; während man aber die Gemeinden in Spanien, in Gallien und in anderen weniger cultivirten Ländern dadurch an die römische Herrschaft zu fesseln suchte, daß man sie in die Zahl der Municipien einreihte, oder sie durch Ertheilung des italischen Rechtes von der Grundsteuer befreite oder durch die Aufnahme in das latinische Rechtsverhältniß den Communalbeamten das Bürgerrecht der herrschenden Stadt zusicherte und damit allen diesen Communen Eigenthumsrecht auf Grund und Boden, Handelsverkehr und eine selbständige Gemeindeverwaltung gewährte; gewann man die Griechenstädte in Hellas und Asien, welche auf die glänzenden Namen von Freiheit und Autonomie selbst dann noch hohen Werth legten, als diese längst zu einem leeren Schatten geworden, durch die Erhebung zu „freien Städten", eine ihrer nationalen Eitelkeit schmeichelnde Auszeichnung, die ihnen die Selbstverwaltung ihrer Communalangelegenheiten mit freier Beamtenwahl und heimischen Gesetzen und Gerichtsformen zugestand, sie von Besatzungen und Einquartierungen befreite und ihnen das Münzrecht und das Eigenthumsrecht an Grund und Boden gewährte.

Freistädte.

Provinzial-Ordnung im Allgemeinen.

So waren die Provinzländer von einem Netze verschiedenartiger Verhältnisse durchzogen und mit allen Banden an Rom geknüpft. Lag auch dieser Mannichfaltigkeit der Rechtsstellungen zunächst die alte Politik des „Theilens und Herrschens" zu Grunde, indem man die Besserstellung als Lohn der Treue, der Hingebung, der Verdienste um die Regierung darbot und damit die Einflußreichen und Ehrgeizigen an das Interesse Roms kettete, so war diese Provinzialorganisation doch eine folgerichtige Entwicklung des Staats- und Rechtslebens, wie es sich in der Republik ausgebildet hatte. Die römische Regierung strebte nicht nach Uniformität und Centralisation. Augustus und seine nächsten Nachfolger übertrugen nur das von dem Senat für Italiens Volksstämme und Gemeinden aufgestellte Vorbild auf die Provinzlande: je nach der Haltung und Ergebenheit wurden die Verhältnisse der Stadtgemeinden durch Verträge und Verleihungen geordnet. Die politische Stellung durchlief alle Stufen vom römischen Vollbürgerrecht in den Colonien und Municipien durch das italische und latinische Recht und die befreiten Communen bis zu den Unterthanenstädten, die der Jurisdiction des Statthalters in allen öffentlichen Angelegenheiten, sei es der Verwaltung oder der Rechtspflege, unterworfen waren. Aber selbst diesen letzteren blieb noch ein Schatten von Selbstregiment und Autonomie in der Wahl ihrer städtischen Beamten durch Bürgerversammlungen, in dem ungehinderten Fortbestand religiöser Vereine, Cultusfeste und Communalverbände, in dem Eigenthumsrecht über das städtische Vermögen. So treten uns fast überall in den Provinzen die Beweise eines wiedererweckten Wohlstandes, eines geordneten Rechtszustandes, eines durch Handel,

Betriebsamkeit und Kunstthätigkeit belebten Daseins entgegen, und wo die Schriftsteller schweigen, da sind die großartigen Monumente der Baukunst, die Ueberreste von Tempeln und Hallen, von Theatern und Amphitheatern, von Bädern und Wasserleitungen deutlich redende Zeugen.

Anders sah es in der Hauptstadt und in Italien aus. Auch hier trat die Italien.
Monarchie in das Erbe der Republik ein, aber sie fand einen Zustand socialer Zerrüttung, der nicht mehr zu heilen war. Wir haben im vorigen Bande die Ursachen kennen gelernt, welche den italischen Bauernstand allmählich zu Grunde richteten und die einst blühenden Landschaften einer Verödung entgegenführten. Wir wollen das traurige Bild der agrarischen Nothstände und Kämpfe, welche seit den Tagen der Gracchen Kraft, Wohlstand und Lebensmuth der Völkerschaften des mittleren und unteren Italiens verzehrten, nicht noch einmal aufrollen. Die Bürgerkriege mit ihren Aechtungen und Confiscationen, die Ansiedelungen verwilderter zum Ackerbau und zu den Werken des Friedens unfähiger Soldaten in den schönsten und ergiebigsten Gegenden, die Bewirthschaftung der Felder durch Sclavenhorden, die Vereinigung großer Landcomplexe zu geschlossenen Gütern und Latifundien hatten den freien Bauernstand früherer Jahre fast gänzlich vernichtet und die Halbinsel mit einer fremden Bevölkerung gefüllt, die keine Liebe und Anhänglichkeit an die Scholle hatte, die keine Pietät an die väterliche Hütte, an die ererbte Hufe knüpfte. Die ehrbaren, fleißigen und genügsamen Bauerschaften alter Zeit waren verschwunden und der Grundbesitz theils in die Hände der Reichen gerathen, welche das Getreideland entweder in Parks und Gartenanlagen, in Haine und Fischteiche zum Schmuck ihrer Landhäuser umschufen oder dasselbe aus Gewinnsucht behufs des Handels mit Wolle, Wein und Baumöl als Weideplätze für ihre Schaaf- und Rinderheerden oder als Oliven- und Weingärten benutzten, theils den Veteranen als Lohn ihrer Kriegsdienste überwiesen worden. An der Stelle, wo einst freie Bauernfamilien in zahlreichen Dörfern und Gehöften ein zufriedenes Dasein verbrachten und mit emsigem Fleiß ihr Kornfeld bestellten, sah man jetzt die kerkerartigen Herbergen der erkauften Sclavenhorden oder die halbverfallenen Wohnhäuser fremder Legionare, die mit Widerwillen und Mißmuth den ungewohnten Geschäften und Besorgungen oblagen. Und um die Nothstände noch zu mehren, durchstreiften zahlreiche Räuberbanden das Land und gefährdeten Eigenthum, Freiheit und Leben. Nur in der schönen und fruchtbaren Po-Ebene, die erst später in das römische Staatsleben eingetreten war, bestellten noch freie Leute die ergiebigen Ackerfluren, herrschte noch Wohlstand und Sicherheit in geordneten Verhältnissen, blühte noch Handel und Industrie in volkreichen Städten. Patavium, Cremona, Placentia, Parma versorgten Italien mit wollenen Tüchern und Teppichen und das Heer mit gesalzenem Fleisch. Noch Plinius konnte das Land als den Hort alter Einfachheit und guten römischen Geistes rühmen.

Rom. Am wenigsten erfreulich war die Lage der Dinge in der Hauptstadt. Von den Bewohnern, deren Zahl man in dieser Periode auf etwa ein und eine halbe Million annehmen darf, gehörte beinahe die Hälfte dem Sclavenstande an, der in den Häusern und Villen der Vornehmen zerstreut, die verschiedenen Geschäfte verrichtete, die ein großes Hauswesen mit sich bringt. Dazu gehörten nicht blos die Arbeiten und Dienstleistungen, die auch bei uns dem Gesinde und den Dienstboten anheimfallen, sondern auch solche Verrichtungen, die in unsern Städten den Handwerkern überlassen werden, wie die Bereitung der Kleidungsstücke und Nahrungsmittel, wie die Bauarbeiten und die Verfertigung von Hausgeräthe. Diese Sclavenmenge diente dem Luxus und der Bequemlichkeit der Senatoren- und Ritterfamilien, deren Zahl sich höchstens auf 10,000 belaufen haben kann, von denen viele nicht viel mehr als den gesetzlich bestimmten Vermögenscensus (1,200,000 Sesterzien oder ca. 144,000 Mark für den Senator und den dritten Theil dieser Summe für den Ritterstand) besitzen mochten. Die ganze übrige Bevölkerung, etwa eine Million Menschen, bildete die freie hauptstädtische Einwohnerschaft, die ohne festen Erwerb der Mehrzahl nach von der Hand zum Mund lebte und wovon ein großer Theil aus Fremden und Freigelassenen bestand. Sie waren, da die Gewerbe und Fabrikgeschäfte meistens von Sclaven zum Vortheil ihrer Herren betrieben wurden, der Großhandel und die Geldgeschäfte fast ausschließlich in den Händen der Ritter und Staatspächter lagen, die zu dem Behuf häufig in den großen Provinzstädten ihren Aufenthalt nahmen, besonders auf den Kleinverkauf, auf den Handel mit den Bedürfnissen des alltäglichen Lebens, oder auf die untergeordneten Schreiber- und Beamtenstellen angewiesen. Es fehlte mithin der wohlhabende Mittelstand, die Grundlage jeder gesunden Staatsgesellschaft; wie groß auch die Reichthümer sein mochten, die jährlich aus allen Himmelsgegenden in der Weltstadt zusammenflossen, sie mehrten nur die Genüsse und den Luxus der Vornehmen, die Kluft, die zwischen der senatorischen und ritterschaftlichen Nobilität und der hauptstädtischen Volksmasse gähnte, wurde nicht geebnet; es führten keine Uebergänge und Ausgleichungen von den Palästen prunkender und prassender Reichen zu den Hütten der armen und darbenden Menge. An diesem Mißverhältniß krankte die hinsterbende Republik, und wie sehr auch Augustus bemüht war, das Uebel zu mildern, die Schäden wurzelten zu tief, als daß sie gründlich hätten geheilt werden können. Die Zahl der Stadtbürger, die durch regelmäßige Getreidegaben aus den Staatsspeichern und durch mildthätige Gaben erhalten werden mußten, belief sich auf viele hunderttausend; und doch war diese Unterstützung nur ein ungenügender Nothbehelf; viele der Ausgeschlossenen waren in keiner bessern Lage. „Es gab Tausende von freien Römern, die kein anderes Obdach hatten, als die öffentlichen Hallen und Säulengänge der Tempel, deren Hoffnung auf die Gunst des nächsten Augenblicks gestellt war und deren Sorge nicht zum folgenden Morgen reichte.“ Diese Nothstände waren um so unheil-

barer, als der freie Römer selbst in der drückendsten Lage doch noch das Gefühl in sich trug, ein Glied des weltbeherrschenden Volkes zu sein, so daß er durch den angebornen Nationalstolz und durch das ererbte Vorurtheil von den gemeinen Geschäften des Tages, die dem Fremden, dem Freigelassenen, dem Sclaven einen leidlichen Unterhalt, mitunter Reichthum gewährten, zurückgehalten wurde. Der süße Müßiggang in der genußreichen Stadt unter dem heitern Himmel galt dem freien Bürger als Vorrecht seiner Geburt. Es schien ihm weniger schimpflich, zu darben oder von Gaben und Almosen zu leben, als die Hände zur Arbeit zu regen; er verschmähte die körperliche Anstrengung des Feldbaues und Handwerks und die Mühe im Dienste eines Andern; aber er trug kein Bedenken Unterstützung zu heischen, und betrachtete die Getreidespenden und Volksbelustigungen als ein ihm gebührendes Recht. „Der freie Bettler sah noch immer mit Stolz auf den geschmückten Sclaven, dessen Gabe er nahm, wie die Frucht des Waldbaumes oder den Trunk aus der Quelle.“ Das leichte Leben in der Hauptstadt lockte aus allen Gegenden Italiens dürftige und arbeitscheue Menschen herbei; Rom wimmelte von Bettlern und Landstreichern, von Müßiggängern und Proletariern, welche vom Staat ihre Ernährung verlangten; von armen Clienten und Schmarotzern, welche sich in die Häuser der Reichen drängten, von Bummlern aller Art, für die man einen eigenen Namen „Ardelionen“ erfand.

Allen diesen Uebelständen suchte Augustus, wie schon vor ihm Cäsar, nach Kräften abzuhelfen. Um die brodlose Menge der Hauptstadt zu mindern, schuf er Wege der Auswanderung nach den Colonien; sorgte er für Ansiedelungen auf angekauften Staatsländereien; beschränkte er die Zahl der Getreideempfänger durch sorgfältige Prüfung der Vermögensverhältnisse und durch Ausschließung aller Fremden, aller Nichtbürger, aller solcher, welche die öffentliche Mildthätigkeit mißbrauchten. Aber alle diese Beschränkungen waren nur Palliativmittel; die Quelle des Elends wurde dadurch nicht geschlossen. Die Versorgung der Hauptstadt mit billigem Getreide war eine der schwierigsten Obliegenheiten der Regierung. Um die regelmäßige Zufuhr aus den „Kornprovinzen“ Sicilien, Afrika und Aegypten sicherer zu leiten, ließ sich Augustus selbst das Amt eines „Getreidepräfecten“, wie es einst Pompejus innegehabt hatte, übertragen und bestellte dann eine beständige Magistratur zur Beschaffung und Ueberwachung der Einfuhr, des Marktes und der öffentlichen Speicher, aus denen die Bedürftigen monatlich ihr bestimmtes Quantum gegen Vorzeigung einer Marke bezogen. In Zeiten des Mangels und der Theuerung, die nicht selten einkehrten, wurden die Vertheilungen in größerem Umfange vorgenommen und jedes frohe oder glückliche Ereigniß war dem Kaiser stets eine willkommene Gelegenheit, durch außerordentliche Gaben und Geldgeschenke sich die Volksgunst zu erkaufen.

Augustus' Fürsorge für die Hauptstadt.

Gleiche Sorgfalt wendete Augustus auf die übrigen Theile der italischen Halbinsel; durch Ansiedelungen suchte er die verödeten Gegenden wieder für den Ackerbau und die Industriethätigkeit zu gewinnen und benutzte Belohnun-

Für Italien.

gen und Vorrechte als Sporn und Aufmunterung zur Thätigkeit. Durch bewaffnete Schaarwächter und Geschwader säuberte er das Land von den Räuberbanden, schützte die Küstenorte vor den Piraten und löste durch genaue Untersuchung der Sclavenherbergen (Ergastula) alle Freigeborne, die von den streifenden Rotten gefangen und verkauft worden waren, aus der Knechtschaft. Wie in den Provinzen trat auch in Italien mit der Monarchie ein neues Leben ein, schuf auch hier die hergestellte Sicherheit und Rechtsordnung Lebensmuth und Wohlstand. Die 28 Colonien, die Augustus theils mit Veteranen, theils mit hauptstädtischen oder italischen Ansiedlern aus den ärmeren Klassen bevölkerte, erhielten eine zweckmäßige Staats- und Rechtsstellung. Ihre Gemeindeverfassung war der römischen nachgebildet und diente zugleich wieder zum Vorbild für die übrigen Municipal- und Präfecturstädte der Halbinsel. Alle besaßen neben dem heimischen Ortsbürgerrecht auch noch das römische Staatsbürgerrecht, die Civität; alle hatten das freie Wahlrecht ihrer Gemeindebeamten und Gemeindevorsteher (Decurionen) in der Volksversammlung, die Selbstverwaltung ihres Gemeindevermögens, den freien Religionsdienst in den überlieferten Formen und Festen, das städtische Gerichtswesen nach römischem Rechte; und wer nach Rom zog, trat in allen Dingen in eine Reihe mit den Altbürgern der Hauptstadt. Die frühere Verschiedenheit in der Rechtsstellung der einzelnen Gemeinden verlor sich allmählich unter dem Kaiserthum; alle Landstädte standen in demselben Verhältniß zur Hauptstadt und zur kaiserlichen Regierung, und auch in ihrer eigenen Verfassung und Verwaltung nahmen sie immer mehr ähnliche Formen und Einrichtungen an.

Gemeinde-Verfassung in Italien. Ueberall begegnet man einem Decurionen- oder Stadtverordneten-Collegium von einer größeren oder geringeren Anzahl von Mitgliedern, die auf Lebenszeit aus den reicheren Bürgern gewählt oder aus den städtischen Magistraturen ergänzt, allmählich alle Gewalt an sich brachten und unter der Leitung von zwei oder vier Vorstehern (Duumviri oder Quatuorviri) die oberste Regierungsbehörde der Municipien und Colonien bildeten. Nur in den Präfecturstädten lag die Leitung der Verwaltung und des Gerichtswesens in der Hand des in Rom alljährlich ernannten Präfecten, unter dem eine Anzahl frei gewählter Gemeindebeamten die laufenden Geschäfte besorgten. Anfangs war der senatorische Stand der Decurionen eine Auszeichnung, für die sie gewisse Ehrendienste und Ehrenpflichten zu leisten hatten. Aber mit der Zeit, als sich die Anforderungen steigerten, wurde, wie wir später erfahren werden, die Rangstellung mehr eine Bürde als eine Würde. Auch die in der Kaiserzeit gegründete Klasse der „Augustalen", welche die wohlhabenderen Einwohner, Bürger zweiten Ranges und Freigelassene umfaßte, und eine Mittelstellung zwischen der Plebs und den vornehmen Geschlechtern einnahm, hatte als Entgelt für die Zulassung zu den Gemeindeämtern manche Opfer für Communalzwecke und Religionsfeste zu bringen. — Die Magistraturen sämmtlicher Landstädte waren denen der Hauptstadt in Namen und Geschäftskreisen nachgebildet. Die beiden obersten Gemeindebeamten (Duumvirn) theilten sich in die Amtsverrichtungen der Consuln und Prätoren und wurden bei ihrem öffentlichen Erscheinen von Lictoren mit Steckenbündeln begleitet; Quästoren verwalteten das Gemeindevermögen und den öffentlichen Haushalt; Aedilen überwachten den Markt

und den Kleinhandel und übten die städtische Polizei. Die Geschäfte der Censur, die Aufstellung der Bürgerlisten und Schatzungsrollen, wurden in jedem fünften Jahr den beiden Oberbeamten, die dann Quinquennalen hießen, übertragen; dieses Amt galt als die höchste Stufe der municipalen Beamtenlaufbahn. Aber in Sachen des peinlichen Rechts wurde das entscheidende Urtheil in der Regel in Rom gesprochen. Das kaiserliche Appellationsgericht war für das ganze Reich die höchste juristische Instanz. In Oberitalien, das erst durch Cäsar aus dem Provinzialverhältniß in den römischen Staats- und Rechtsverband gezogen ward, unterlag auch die Rechtspflege in Civilsachen, die in den älteren Municipalstädten den Gemeindegerichten überlassen war, einer erheblichen Beschränkung. Da unter dem strammen monarchischen Regiment und bei der strengen Gliederung und Ueberwachung der Gemeindebeamten keine Volkserhebungen, keine unruhigen Bewegungen von Bedeutung zu fürchten waren, so war Italien, mit Ausnahme der Hauptstadt und der nächsten Umgebung, von Besatzungstruppen frei. Zur Beschützung der Küstenländer und Seestädte diente die bei Ravenna und Misenum aufgestellte Seemacht und in drohenden Zeiten konnte man leicht aus Dalmatien und Pannonien genügende Streitkräfte herbeiziehen. Dagegen bestand die Kaisergarde der Prätorianer, von welcher drei Cohorten zu je 1000 Mann in Rom, die übrigen sechs in den benachbarten Städten in Quartier lagen, meistens aus Italikern. Die Bewachung des Palastes und der geheiligten Person des Herrschers theilten sie mit einer germanischen und batavischen Reiterschaar.

Steuer- und Finanzverhältnisse.

Es liegt in der Natur jeder monarchischen Staatsverfassung, alle Verhältnisse in Uebereinstimmung zu setzen, die zwischen den Unterthanen obwaltenden Unterschiede auszugleichen, dem ganzen Staate das Gepräge der Gleichförmigkeit aufzudrücken. Dies geschah sowohl in der Organisation der Provinzen als in den Gemeindeordnungen, die trotz der Abstufung in den Rechtsstellungen doch alle nach Einem Zuschnitt geformt, nach bestimmten Gattungen gegliedert waren. In ähnlicher Weise wurden auch die Steuer- und Finanzverhältnisse geordnet und dabei die Doppelnatur der Verfassung in der Art berücksichtigt, daß das Aerarium, die Reichshauptkasse, der Mitwirkung des Senats unterstellt war, der Fiscus dagegen allein zur Verfügung des Kaisers stand. Während in der republikanischen Zeit Rom und Italien eine bevorzugte Stellung behaupteten, und das Ausland für die herrschende Stadt ausgebeutet wurde, strebte das Principat nach einer Ausgleichung in den Pflichten und Leistungen wie in den Rechten. Die Zölle, die früher nur in den Unterthanenländern bestanden, wurden unter dem Principat auch auf Italien ausgedehnt und theils der Staatskasse, theils den italischen Stadtgemeinden zugewiesen; die Vermögenssteuer, von welcher Italien in den letzten Zeiten der Republik befreit gewesen, wurde für das ganze Reich nach Maaßgabe des Census, der Vermögensschatzung, in gleicher Weise eingeführt; für alle in Rom und Italien zum Verkauf gebrachten Gegenstände wurde ein Kaufaccis (ein Procent des Preises, für Sclaven zwei, später sagar vier vom Hundert) für den Fiscus erhoben; von jeder Erbschaft, die nicht an Blutsverwandte fiel, mußte der zwanzigste Theil an die Militärkasse abgegeben werden; jede Freilassung von Sclaven war mit einer Abgabe belastet. Wurden schon dadurch unter dem Kaiserthum die Staatseinnahmen gemehrt, so

geschah dies noch mehr durch die geordnete Finanzverwaltung, durch die Beseitigung der Staatspächter für die regelmäßige Grund- und Vermögenssteuer in den Unterthanenländern, durch die genaue Controle der Steuererheber, so daß nach Gibbons Berechnung die jährlichen Einkünfte sich auf mindestens dreihundert Millionen Mark beliefen. Mochten auch davon über 90 Millionen auf Heer und Flotte kommen, mochten auch die Getreidevertheilungen an die Stadtarmen einige Millionen verschlingen, mochten auch die Besoldungen der Staats- und Provinzbeamten und die Ausgaben für die Polizei eine nicht geringere Summe in Anspruch nehmen, so reichten die Ueberschüsse doch noch hin, um großartige Bauwerke aufzuführen, um das Reich mit einem Netze von Landstraßen zu durchziehen, um die Schaulust des Volkes durch prachtvolle Spiele zu befriedigen, um durch Geschenke und Feste Soldat und Bürger zu erfreuen.

Bauwerke. Die öffentlichen Bauwerke und Anlagen, die glänzenden Privathäuser und Villen, mit denen schon die Republik die Weltstadt und die Umgebung zu schmücken begonnen, mehrten sich mit jedem Jahre und wurden immer mächtiger und kunstvoller. August's Forum mit dem Tempel des „rächenden Mars", das Heiligthum des Jupiter Tonans auf dem untersten Theil des capitolinischen Hügels, der Apollotempel aus weißem Marmor auf dem Palatin, der Tempel des Quirinus auf der quirinalischen Höhe u. a. m. gehörten zu den glänzendsten Prachtbauten der Stadt. Die Denkmale, an die sich die älteste Geschichte und die Größe von Rom knüpfte, wurden mit denen verbunden, welche das cäsarische und augusteische Haus betrafen. Herrliche Säulenhallen verewigten die Namen seiner Gemahlin, seiner Schwester, seiner Enkel; die Zahl der von ihm restaurirten Tempel wird auf 82 berechnet. Das Beispiel des Imperators wurde von seinen reichen und mächtigen Freunden nachgeahmt. Agrippa, dessen Verdienste um die Gesundheit und Reinlichkeit der Stadt durch die Herstellung der großartigen Abzugsgewölbe (Kloaken) schon früher erwähnt wurden (III, 953), verewigte seinen Namen noch durch eine Reihe glänzender Anlagen zum Nutzen und zur Verschönerung Roms. Er ließ zwei neue Wasserleitungen aufführen und die älteren in Verfall gerathenen wieder herstellen, so daß noch nie eine Stadt der Welt mit reinem Quellwasser in solchem Ueberfluß versehen war als das alte Rom, ein Vorzug, den die Stadt noch heute besitzt. Er vollendete und schmückte die von Cäsar begonnenen Saepta Julia auf dem Marsfelde zu Comitien und Spielen und umgab den Raum mit drei kolossalen Prachtwerken, dem Porticus des Neptun, den Bädern und dem Pantheon, dem herrlichen Rundgebäude zu Ehren des rächenden Jupiter und der Venus und des Mars, der Ahnen des julischen Geschlechtes. Balken von Erz trugen das kuppelartige Dach mit seinen vergoldeten Ziegeln; Wände und Fußboden waren mit Marmor bekleidet. Noch jetzt gehört die „runde Marienkirche" zu den merkwürdigsten Bauwerken der ewigen Stadt. Auch das „Diribitorium", das umfangreichste Gebäude, das sich je unter Einem Dache befand, wo das Volk seine Getreidespenden und Stimmtäfelchen, der Soldat seine Löhnung empfing, war Agrippa's Werk.

Römische Zustände unter Augustus. So war das große Weltreich beschaffen, über welches Augustus seit dem Tage bei Actium als Alleinherrscher 44 Jahre mit unbeschränkter Machtfülle gebot. Die Grenzländer waren durch stehende Heere geschützt, die, aus allen Ländern und Völkern zusammengesetzt, den Militärdienst als Lebensberuf gewählt hatten und ohne Vaterland und nationale Gefühle nur den Geboten des

Kriegsherrn gehorchten; die Küstenländer standen unter der Aufsicht gut bemannter Kriegsflotten. Längs des Rheines bildeten acht in festen Standquartieren aufgestellte Legionen (zu je 6100 Mann zu Fuß und 726 Reitern) eine starke Schutzwehr gegen die Germanen und hielten zugleich Gallien im Gehorsam; Spanien war von drei Legionen besetzt; zwei standen in Afrika und eben so viele wachten für die Sicherheit Aegyptens. Vier Legionen schirmten Roms Herrschaft in Syrien und am Euphrat; die Donauländer wurden durch sechs über Mösien, Pannonien und Dalmatien vertheilte Legionen bewacht. Während somit die Ostgrenze durch 50,000, die Donauufer von 70,000 und die Rheinlande von 100,000 Mann Besatzungstruppen hinlänglich vertheidigt waren, hielten die in den Häfen von Misenum, Ravenna, Forum Julii (Fréjus) u. a. O. aufgestellten Flotten die Inseln und Seestaaten in Gehorsam und gewährten dem Handel und Verkehr Schutz und Sicherheit. Ein geregeltes Steuer- und Zollwesen brachte den Staatshaushalt in guten Stand und füllte Aerar und Fiscus; eine wachsame Polizei und Feuerwehrmannschaft, die Augustus über die vierzehn Regionen der Hauptstadt vertheilte, sorgte für Ruhe und Ordnung, bewahrte Leben und Eigenthum vor Frevelsinn und Bosheit und setzte den Ausbrüchen wilder Leidenschaften Schranken. Großartige Wasserleitungen, dauerhafte Landstraßen, stattliche Gebäude, Tempel und Hallen erregten die Bewunderung von Mit- und Nachwelt. Auf dem Marsfelde erwuchs aus Tempeln und Hallen, aus öffentlichen Gebäuden für Staatszwecke und zur Belustigung des Volks eine neue Stadt von Prachtbauten, die den Glanz der Siebenhügelstadt überbot, „einzig in ihrer Art, unübertroffen in alter und neuer Zeit", so daß sich Augustus rühmen konnte, er habe eine Ziegelstadt angetroffen und hinterlasse eine Marmorstadt. In den Provinzländern schuf die verbesserte Verwaltung und Rechtspflege, die Beförderung des Handels und der Gewerbthätigkeit Wohlhabenheit und äußern Glücksstand. Eine Staatspost mit zahlreichen Stationen erleichterte und förderte die Verbindung und den Verkehr mit den Provinzlanden. Aber bei allen diesen Vorzügen krankte das kaiserliche Rom an schweren sittlichen Gebrechen. Das Freiheitsgefühl, der vaterländische Gemeinsinn, die Kriegstugend und die Kraft der republikanischen Zeit waren dahin; über dem Wohlleben, der Ruhe und den verweichlichenden Genüssen erlahmte der Arm des Bürgers und die Selbstachtung und der Männerstolz früherer Tage arteten in Knechtsinn und in kriechende Schmeichelkunst aus. Das Cliententhum verlor jede Spur des patriarchalischen Charakters von ehedem und sank zu einem Stande von Schmarotzern und Wohldienern herab, die sich die verächtlichste Behandlung gefallen ließen. Die Erbschleicherei wurde zu einem Gewerbe. Die Stadt wimmelte von fremden Glücksrittern und reichgewordenen Freigelassenen. Die alten Culturländer des Ostens sandten nicht blos Gelehrte und Künstler, sondern auch Diener des Luxus, der Schwelgerei, der Wollust. Rom wurde der Sammelplatz aller Nationen des Erdkreises. Fremde, Freigelassene und Sclaven

theilten sich in die Geschäfte; unter dem Einfluß der Philosophie entstand eine kosmopolitische Weltanschauung und eine humanere Gesetzgebung, welche auch den nichtbürgerlichen Klassen zu gute kam, aber das altrömische Nationalgefühl abschwächte. Das Interesse für das öffentliche Leben verschwand mehr und mehr, seitdem die Aemter und Würden nur leere Ehrenstellen ohne Macht geworden. Die Senatoren mußten oft durch Strafen zum Besuch der Sitzungen angehalten werden, obschon diese auf zwei monatliche Hauptversammlungen beschränkt waren; das Aedilenamt wurde als Last gemieden, bis der Staat die Kosten für die Veranstaltung der Spiele hergab; für das Tribunat mußten häufig Bewerber vom Kaiser aufgestellt werden. Die Bürger schämten sich nicht, in die Armenlisten sich eintragen zu lassen und an den öffentlichen Kornspenden und Almosen Theil zu nehmen; ja statt einem ehrlichen Erwerbe sich zu widmen, zogen es viele freie Römer, besonders aus dem Ritterstande, vor, als Gladiatoren um Kost und Lohn in die Dienste der Unternehmer von Fechterspielen zu treten und ihr Leben für eine rohe Volksbelustigung einzusetzen, die von nun an immer weiter um sich griff und um so verwildernder auf die Gemüther einwirken, die ungebändigten Triebe um so mehr wecken und reizen mußte, als die Laune der zuschauenden Menge, nach deren Wink der Sieger den daniederliegenden Besiegten entweder verschonte oder durchbohrte, über Leben und Tod entschied, ein Berufungsrecht, das unmenschlicher war, als der alte Gebrauch, den Zweikampf nur mit dem Tode des Einen der Fechter zu beendigen. Mit der rohen Schaulust hielt die sittliche Entartung und der Verfall der häuslichen Tugend gleichen Schritt. Wie sehr auch der Kaiser bemüht war, das Familienleben zu heben, durch Luxus- und Sittengebote dem übermäßigen Aufwand in Kleidung und Mahlzeiten und der wachsenden Ausschweifung der Frauen zu steuern, durch gesetzliche Bestimmungen mit Rechtsverkürzungen und Belohnungen das Eingehen anständiger Ehen und eheliche Kindererzielung als eine Pflicht und Ehre einzuschärfen, die Scheidungen zu erschweren und dem wuchernden Laster des Ehebruchs zu wehren (Lex Papia Poppaea), die bequeme Ehelosigkeit mit der damit verbundenen Ausschweifung beider Geschlechter griff immer mehr um sich, in den höheren Ständen aus Neigung zu einem ungebundenen Leben und zu verbotenen Liebesgenüssen, in den geringeren Klassen aus Armuth und Arbeitscheu. „Das sittliche Verderben, nur in geringem Maaße durch Augustus gehemmt, nahm bald nach ihm seinen raschen Fortgang; vor Allem als die Herrscher selber den Schleier zerrissen, der unter dem ersten Principat das Anstößige noch verhüllte." Doch hat selbst Augustus nie seinen Ursprung von der Venus-Aphrodite, der Stammmutter des julischen Geschlechtes, verläugnen können.

3. August's häusliche Verhältnisse, Tod und Charakter.

Octavian hatte sich von seinen beiden ersten Gemahlinnen, der Tochter des P. Servilius, mit der er schon in seinem achtzehnten Jahre sich vermählte, und der Clodia, des Triumvirs Antonius Stieftochter, nach kurzer Zeit geschieden; auch von seiner dritten Gemahlin **Scribonia** trennte er sich ein Jahr nachdem sie ihm eine Tochter **Julia** geboren, gefesselt von den Reizen der **Livia**, der Gemahlin des Ti. Claudius Nero, die nun mit Einwilligung ihres bisherigen Gatten als vierte Ehefrau in das Haus des Augustus eintrat. Ihre beiden Söhne **Tiberius** (geb. 42 v. Chr.) und **Drusus**, den sie drei Monate nach ihrer Verbindung mit Augustus zur Welt brachte, wurden im Hause des Vaters Ti. Claudius Nero erzogen, aber bei dessen Tod von Augustus, den der Verstorbene zum Vormund eingesetzt, in sein Haus aufgenommen*).

Das Haus des Augustus. v. Chr. 38. 39. 38. 34.

Die größte Aussicht auf die Nachfolge in der Herrschaft hatte M. Claudius **Marcellus**, Sohn der kaiserlichen Schwester Octavia aus ihrer ersten Ehe. Augustus behandelte ihn mit der größten Auszeichnung, häufte in schneller Folge eine Menge Ehrenrechte auf sein Haupt und vermählte ihn in jungen Jahren mit seiner Tochter Julia, zum großen Verdruß der stolzen und herrschsüchtigen Livia, welche, da sie dem kaiserlichen Gemahl keine eigenen Kinder gebar, die erste Stelle nach dem Herrscher mit der Anwartschaft auf die Nachfolge ihren Söhnen Tiberius und Drusus zusichern wollte. Ein zweiter Rivale erstand dem jungen Marcellus in seinem eigenen Schwager **Agrippa**, dem

Marcellus u. Agrippa. 25.

---

*) Hauptglieder des julisch-augusteischen Hauses.

1) Octavianus Augustus. Gem. Scribonia
Julia, d. ält. Gem. Vips. Agrippa.
Gaius u. Lucius Cäsar, Agrippa Postumus, Julia d. jüng., Agrippina.
Julia d. jüng. Gem. L. Aemilius
Aemil. Lepidus, Aemilia Lepida.

2) Octavia Gem. a) Marcellus b) M. Antonius
a) Marcellus † 23
b) Antonia d. ält. Gem. Domit. Ahenobarbus; Antonia d. jüng. Gem. Drusus. s. unten.; Domitius, Gem. Agrippina d. j.
Antonia d. ält.: Messalina.
Domitius: Nero Claudius.

3) Livia Drusilla Gem. Ti. Claudius Nero
Tiberius Gem. Vipsania Agrippina; Drusus Gem. Antonia (s. ob.)
Tiberius: Drusus Gem. Livilla
Drusus und Livilla: Julia. Tiberius.
Drusus und Antonia: Livilla Gem. Drusus; Germanicus Gem. Agrippina; Tiberius Claudius Gem. Messalina.
Tiberius Claudius: Octavia. Britannicus.
Germanicus: Nero. Drusus Gem. Aemil. Lepida. Gaius (Caligula). Agrippina d. j. (s. ob.) Drusilla. Livia (Julia).

berühmten Feldherrn, dem Augustus hauptsächlich seine Siege über Sextus Pompejus und über Antonius verdankte, und den er selbst durch die glänzendste Auszeichnung und durch Beweise von hoher Gunst zu den kühnsten Hoffnungen berechtigt hatte. Als die Feindseligkeiten zwischen Agrippa und Marcellus immer mehr hervortraten, entsandte der Kaiser den ersteren unter einem ehrenvollen Vorwande nach Asien. Allein Agrippa, in dem Auftrag eine Art Verbannung erblickend, ließ die Provinz durch seine Legaten verwalten, während er selbst auf Lesbos weilte, das Auge unverrückt auf Rom gerichtet. Das Schicksal bewahrte Augustus vor unangenehmen Erfahrungen von dem ge-
23. kränkten Stolze eines ehrgeizigen Mannes. Marcellus starb schon im Jahre 23, allgemein betrauert von dem römischen Volke, dessen Liebling er gewesen war. Der Verdacht lag nahe, daß er ein Opfer der ränkevollen leidenschaftlichen Livia geworden sei, welche den ganzen Hochmuth und herrschsüchtigen Sinn des altpatricischen Claudiergeschlechtes, aus welchem sie stammte (ihr Vater war durch Adoption in die gens Livia übergegangen), geerbt hatte. Nun versöhnte sich
22. Augustus, bestürzt über die unruhigen Auftritte des Jahres 22 in Rom und die dabei zu Tage gekommenen Anzeichen einer Verschwörung gegen sein Leben, schnell mit Agrippa, und räumte ihm durch dessen Verheirathung mit Julia den
21. ersten Rang nach ihm selbst mit der Anwartschaft auf die Nachfolge ein. Aus Neid und Eifersucht auf Livia willigte Octavia, des Kaisers Schwester, mit Freuden in die Scheidung ihrer Tochter Marcella von Agrippa, um dadurch die ehrgeizigen Pläne der kaiserlichen Gemahlin zu durchkreuzen. Einige Jahre
17. nachher reiste Agrippa in Begleitung der Julia nach dem Osten, um die verwirrten Verhältnisse und Thronkämpfe zu ordnen, die in verschiedenen Landschaften vom Bosporus bis nach Syrien eingetreten waren. Seine Anwesenheit war ein Segen für die asiatischen Provinzen und Clientelstaaten; er versöhnte die hadernden Reichsglieder durch Zuspruch und Machtgebote und verewigte den Namen seiner Gemahlin durch Gründung der Colonie Julia Felix an der Stelle der zerstörten alten Küstenstadt Berytus, die mit einer Besatzung von zwei Legionen versehen der Mittelpunkt der römischen Herrschaft im syrischen Lande wurde. Als Agrippa nach einem mehrjährigen Aufenthalte im Osten nach Ita-
März 12. lien zurückkehrte, erlag er im 51. Lebensjahre einer Krankheit. Er starb in Campanien im Jahre 742 d. St. Augustus erwies dem Manne, dem er so viel verdankte und der eben so sehr für das Beste des Staats wie für den Vortheil seines kaiserlichen Freundes bedacht war, die höchsten Ehren. Er ließ ihn aufs Feierlichste in der Kaisergruft zu Rom beisetzen, wobei er selbst die Leichenrede hielt, und überwies nicht nur, wie derselbe gewünscht hatte, dessen Gärten und Bäder der Stadt Rom, sondern theilte auch in Agrippa's Namen bedeutende Geldgeschenke unter das Volk aus.

Nun schöpfte Livia neue Hoffnungen für ihre Söhne. Sie brachte es durch
Livia und ihre Söhne. ihre Ränke dahin, daß ihr Erstgeborener, Tiberius Claudius Nero, damals

dreißig Jahre alt, von seiner bisherigen Gemahlin Vipsania Agrippina geschieden und mit der verwittweten Kaisertochter, die dem Agrippa drei Söhne (Gaius, Lucius und Agrippa) und zwei Töchter (Julia und Agrippina) geboren hatte, vermählt ward. Mit Mühe unterdrückte Augustus seine Abneigung gegen den ehrsüchtigen, anmaßenden und finstern Stiefsohn, der auch seinerseits „nicht ohne tiefe Seelenqual" die Ehe mit der leichtfertigen Kaisertochter einging und sich von einer Gattin schied, die er liebte.

Den Kreis von Freunden, den Augustus um sich gesammelt, hatte der Tod innerhalb weniger Jahre sehr gelichtet. Agrippa, Octavia, Drusus, Mäcenas waren in einem Zeitraume von vier Jahren (von 12—8) ins Grab gesunken. Desto ausschließlicher wendete der alternde Kaiser seine Liebe den beiden Enkeln **Gaius** und **Lucius**, den Söhnen seiner Tochter Julia und seines Freundes Agrippa, zu. Er nahm sie durch Adoption in das julische Geschlecht auf, legte ihnen den Namen „Cäsar" bei und ließ sie unter seinen eigenen Augen erziehen; ja er widmete selbst einen Theil seiner Muße ihrem Unterrichte und ihrer Ausbildung; sie waren seine gewöhnlichen Tischgenossen und wurden mit solcher Auszeichnung behandelt, daß man sie allgemein als die künftigen Reichserben betrachtete. Volk und Senat wetteiferten in Huldigungen und Schmeicheleien gegen die kaiserlichen Enkel, auf deren Haupt mit jedem Jahre neue Ehren und Würden gehäuft wurden. Dieser Glanz sollte den jungen Fürstensöhnen zum Verderben gereichen. Nicht nur, daß ihr eigenes Herz frühe mit Uebermuth und Herrscherdünkel sich füllte; Livia und Tiberius blickten mit Neid und Groll auf die Beglückten. Der claudische Familienstolz mißgönnte den Juliern den Vorrang. Als Augustus, dem diese Gesinnung nicht verborgen blieb, den Stiefsohn durch den ehrenvollen Auftrag eines Feldzuges nach Armenien von der Hauptstadt zu entfernen suchte, lehnte derselbe in gekränktem Stolze die ihm zugedachte Ehre ab und bat um die Erlaubniß, auf der Insel **Rhodos** einige Jahre in wissenschaftlicher Muße verleben zu dürfen. Sie wurde ihm gewährt und über seinen Wunsch ausgedehnt. Sieben Jahre verweilte er auf der griechischen Insel, mit mathematischen und philosophischen Studien beschäftigt und in nächtlichen Stunden unter Leitung des Thrasyllos die Gestirne beobachtend und aus ihrer Stellung die Geschicke der Zukunft deutend. Diese Entfernung, der anfangs durch den Glanz der tribunicischen Gewalt, mit welcher er vor seinem Abgang bekleidet worden und durch äußere Ehrenbezeugungen der Schein der Ungnade benommen war, die aber mit den Jahren immer mehr den Charakter einer Verbannung annahm, benutzte Julia, um die Abneigung ihres Vaters gegen ihren verhaßten Gatten zu steigern.

Gaius und Lucius Cäsar.

Hatte auch die leichtfertige, putzsüchtige und buhlerische Tochter durch ihren freien Lebenswandel und ihren Hang zu Vergnügungen dem Kaiser schon manches Herzeleid bereitet, so wußte sie durch ihre Liebenswürdigkeit, durch ihre Gabe witziger und anmuthiger Unterhaltung, durch ihre Bildung und feinen

Julia.

Schmeichelkünste den Zürnenden immer wieder zu versöhnen und zu gewinnen Er verschloß die Augen, wenn sie den Schein der Wohlanständigkeit und Ehrbarkeit, den er über das häusliche Leben der Kaiserfamilie zu verbreiten bemüht war, verletzte, wenn sie sich vor den Augen der Welt von einem Schwarm vornehmer Jünglinge von lockeren Sitten umflattern ließ. Grollte er ihr wegen eines zu freien Anzugs, so erschien sie bald darauf in dem ehrbaren Gewande einer Matrone und erheiterte den Vater durch eine scherzhafte Bemerkung. Der Kreis von blühenden Enkeln, mit denen sie seinen Thron umgeben und der die Herrschaft seinem Stamme zu sichern schien, stimmte ihn zur Nachsicht und Milde. Aber Livia's ränkevoller Geist fand Mittel und Wege, durch schwarze Kabalen das Band zu zerreißen und den lange bewahrten Glauben an die Unschuld der Tochter aus dem Herzen des Vaters zu tilgen. Sie wußte den finstern Argwohn in ihm zu wecken, daß Julia nicht nur durch ausschweifenden Wandel die Ehre des Kaiserhauses schände, sondern daß sie sogar mit ihren Buhlen feindselige Pläne gegen die Sicherheit des Reichs und seiner Person gefaßt habe. Denn nur auf diese Weise läßt sich der harte Schritt erklären, daß Augustus ohne Untersuchung die Tochter plötzlich nach der kleinen Insel Pandataria unweit der campanischen Küste verbannte und dem Senat melden ließ: sie habe sich im frechen Uebermuth so weit verirrt, daß sie Forum und Rednerbühne zum Schauplatz nächtlicher Orgien und zu Zeugen ihrer Buhlereien gemacht. Ihre wirklichen oder angeblichen Mitschuldigen, größtentheils Feinde und Widersacher des Tiberius, theilten das Schicksal der Verbannung oder wurden, wie Julius Antonius, der geistreiche, gebildete, als Staatsmann und Krieger ausgezeichnete Sohn des Triumvirs, mit dem Tode bestraft. Das Mitleid und die Theilnahme des Volks begleitete die 38jährige Kaisertochter nach der Stätte ihres Elends. Ihre Schuld und Vergehen waren das Erbtheil einer entarteten Zeit und einer in Lüste und Laster versunkenen Stadt, ihre Strafe die Frucht des Neides und der Bosheit einer ränkesüchtigen Stiefmutter.

Julia's Leben in der Verbannung, das ihre Mutter Scribonia freiwillig theilte
14 n. Chr. war reich an Handlungen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Sie starb in Rhegium kummervoll und lebenssatt bald nach dem Vater, wie es heißt durch Mangel langsam getödtet. Der geistreiche und redegewandte Sempronius Gracchus, der in den Tagen des Glücks ihre Gunst und Liebe besessen und deshalb nach der afrikanischen Insel Cercina verbannt worden war, starb um dieselbe Zeit unter den Streichen der Mörder, die von Rom gegen ihn ausgesandt worden waren, durch seine Standhaftigkeit im Tode nicht unwürdig des sempronischen Namens, den er im Leben geschändet hatte.

Tod der Enkel Gaius und Lucius. Mit der Verbannung der Julia begann die Reihe der Unglücksschläge, welche das Haus des Augustus einer Verwaisung entgegenführten und dem väterlichen Herzen tiefe Wunden schlugen. Noch in demselben Jahre trat ihr Erstgeborner, der 18jährige Gaius Cäsar als Oberbefehlshaber einer beträcht-

lichen Streitmacht den Feldzug nach Asien an, um die mit Hülfe der Parther von der römischen Herrschaft abgefallenen Armenier wieder zur Unterwerfung zu bringen und die unbotmäßigen Araberstämme zu züchtigen. Ausgerüstet mit dem proconsularischen Imperium über alle Provinzen des Orients, so daß die unumschränkte Militär- und Civil-Gewalt in seine Hand gelegt und alle Statthalter ihm untergeordnet waren, zog der junge Oberfeldherr, begleitet von 1.
M. Lollius und anderen erfahrenen und kenntnißreichen Männern, die ihm Augustus als Rathgeber an die Seite gesetzt, über Samos nach Aegypten. Tiberius, der den Stiefsohn während seines Aufenthaltes auf jener Insel begrüßte, konnte aus dem kühlen Empfange den Schluß ziehen, daß sein Stern im Sinken sei und daß Gaius Cäsar allgemein als der Reichserbe angesehen und geehrt ward. Von Aegypten ging der Zug über Palästina nach Syrien. Alles beugte sich vor dem kaiserlichen Jünglinge, dem die Weltherrschaft als künftiges Erbtheil beschieden zu sein schien, und wetteiferte in Huldigungen, Gunstbuhlereien und Ehrengeschenken. Man erkaufte von Lollius den Zutritt zu dem jugendlichen Imperator um hohen Preis. Den Feinden Roms imponirte diese Entfaltung von Macht und Hoheit. Die Nabatäer von Petra traten freiwillig in das frühere Verhältniß der Abhängigkeit zurück, und der Partherkönig Phraates schloß in einer persönlichen Zusammenkunft mit dem römischen Oberfeldherrn auf einer Insel des Euphrat einen Frieden, wie ihn der mächtige Gebieter vorschrieb, und räumte Armenien, das dann nach kurzem Widerstand von den Legionen leicht bewältigt ward und wieder in die Zahl der Clientelstaaten eintrat. Nun schickte sich Gaius Cäsar zur Rückkehr an. Schwächlich von Körper und wegen einer bei der Belagerung der Stadt Artagira am Euphrat erhaltenen Wunde tief bekümmert, trug er nicht weiter Verlangen nach den Beschwerden und Gefahren des Krieges; er sehnte sich mehr nach Genuß und Ruhe als nach Ehre und Waffenruhm. Beides ward ihm versagt. Auf der Rückreise ereilte ihn der Tod in Lykien. Er hatte noch vorher die be- nach Chr. Gebr. 4.
trübende Nachricht erhalten, daß sein jüngerer Bruder Lucius Cäsar auf einem Feldzug nach Spanien achtzehn Monate früher in Massalia plötzlich einer Krankheit erlegen sei. Aug. 2.

Mit dem Tode der beiden Cäsaren blühten des Tiberius' Hoffnungen von Tiberius.
Neuem auf. Es erschien daher nicht unglaubwürdig, daß sie an Gift gestorben sind, das ihnen durch Livia's frevelhafte Kabalen bereitet worden. Schon die Zeitgenossen hegten diesen Verdacht. Man kannte die leidenschaftliche Natur der Kaiserin, die vor keiner Gräuelthat zurückbebte, und den rachsüchtigen, neidischen Geist ihres ältesten Sohnes, der kurz vor dem Tode des Gaius nach Rom zurückgekehrt war und sich nun aus allen Kräften bemühte, in die offene Stelle einzutreten. Und wirklich gelang es den schmeichlerischen Verstellungskünsten des Sohnes und den Intriguen der Mutter, den Widerwillen des Kaisers gegen Tiberius einigermaßen zu überwinden. Er nahm den Stiefsohn wieder zu

Gnaden an und kam durch dessen Adoption und Aufnahme in das julische Geschlecht den stolzen Hoffnungen und Wünschen Livia's huldvoll entgegen. Doch geschah es auch, wie er selbst sagte, aus Rücksicht auf das allgemeine Wohl; denn Tiberius hatte sich stets als Feldherr und Staatsmann rühmlich hervorgethan. Julia d. J. u. Agrippa Postumus. Die Enkelin Julia, an Geist und Schönheit, wie an leichtfertigen Sitten und üppigem Wandel der Mutter ähnlich, und der jüngere Agrippa, der „Nachgeborne" (Postumus) genannt, weil ihn Julia erst nach dem Tode ihres Gatten zur Welt gebracht, ein wilder Jüngling von trotziger, unbändiger Natur, rohen Sitten und leidenschaftlicher Heftigkeit, waren für die ränkesüchtige Livia und ihren tückischen Sohn keine gefährlichen Rivalen.

Als selbst der Kaiser und die Kaiserin von Agrippa's Zornausbrüchen nicht verschont blieben, bewirkte die letztere, daß der unbesonnene zuchtlose Jüngling, obschon er zugleich mit Tiberius von Augustus adoptirt worden war, auf der kleinen Insel Planasia in militärischer Aufsicht gehalten wurde, wo er unmittelbar nach dem Tode des Augustus durch ausgesandte Mörder, angeblich in Folge eines hinterlassenen Befehles des verstorbenen Kaisers, aus der Welt geschafft wurde; und die jüngere Julia wurde wegen ehebrecherischen Umgangs mit D. Junius Silanus auf eine öde Insel in der Nähe Apuliens verwiesen und mußte den Rest ihrer Tage, zwanzig lange Jahre, in der Verbannung zubringen. Den „falschen Agrippa", einen Sclaven, der sich für den Kaisersohn ausgab, brachte Tiberius im ersten Jahr seiner Regierung durch List in seine Gewalt und ließ ihn hinrichten.

Des Kaisers Tod. Das Glück, das dem Imperator in seinem öffentlichen Leben treu zur Seite stand und ihn durch viele dornenvolle Wege auf den Gipfel irdischer Herrlichkeit begleitete, verließ ihn in seinem Familienleben, in seinem häuslichen Kreise. Haß und Neid, genährt durch weibliche Leidenschaft, schieden Hof und Familie in zwei feindliche Parteien, welche mit Ränken und mit allen Künsten der Falschheit und Hinterlist einander entgegenarbeiteten und Frieden und Eintracht aus den Gemächern des Kaiserpalastes verscheuchten. Livia's Ehrgeiz und leidenschaftliche Natur war so allgemein bekannt, daß man sie sogar beschuldigte, sie habe die natürliche Lebensdauer ihres Gemahls durch Gift verkürzt, damit er nicht seinen Enkel Agrippa, mit dem er sich kurz zuvor auf seiner einsamen Verbannungsinsel unter heißen Thränen und Umarmungen ausgesöhnt hatte, in Ehren und Rechte wieder herstelle. Sie allein war um den Kaiser, als ihn auf einer Reise zu Nola in Unteritalien in seinem 14 n. Chr. 76. Lebensjahr der Tod ereilte, und verheimlichte den Hingang desselben durch sorgfältige Bewachung des Hauses und falsche Gerüchte, bis der Sohn, der schon seit mehreren Jahren als Reichsgehülfe dem Adoptivvater zur Seite gestanden, aus Illyricum herbeigerufen war. Dann wurde die Welt mit der großen Doppel-Botschaft überrascht, Augustus sei gestorben und Tiberius trete die Herrschaft an. Die glänzende Beerdigungsfeier war das erste Geschäft des neuen Gebieters. Unter dem Geleite des gesammten Ritter- und Senatorenstandes mit den Frauen, der Leibwache und einer zahllosen Volksmenge wurde

der Leichnam nach dem Marsfelde getragen und dort den Flammen übergeben. Als die Asche gesammelt und in der kaiserlichen Gruft beigesetzt war, wurde der Verstorbene durch Senatsbeschluß unter die Götter erhoben und ihm Tempel und Cultus dekretirt. Livia, seit ihrer Aufnahme in das julische Geschlecht Julia Augusta genannt, sollte als Oberpriesterin dem neuen Priestercollegium des göttlichen Herrn vorstehen. Sie starb im Jahre 29 in dem hohen Alter von 86 Jahren.

Ueber wenige Persönlichkeiten der Weltgeschichte gehen die Urtheile der Menschen so weit auseinander als über Augustus; und von wenigen Männern mag es so schwierig sein, ein wahres und zutreffendes Bild zu entwerfen als von dem Begründer des römischen Principats, schon aus dem Grunde, weil bei dem Manne der Verstellung und Heuchelei die innere Beschaffenheit ein verschlossenes Buch war, weil das schärfste Auge nicht mit Bestimmtheit zu ergründen vermochte, welches die wahre oder angenommene Gestalt sei, weil man bei seinem ganzen Thun das Wesen vom Schein, die echte Gesinnung von der äußern Kundgebung strenge scheiden mußte, weil kein Sterblicher diesen fein berechnenden, in der Kunst der Selbstbeherrschung wunderbar erfahrenen Fürsten zu durchschauen vermochte, weil sein Leben so ganz von der Politik durchschlungen war, daß der Mensch im Staatsmann aufzugehen schien. Je nachdem man also das äußere Thun und Lassen zum Maaßstab des Urtheils macht, oder aber die unter der Hülle verborgene Gestalt hervorzukehren sucht, wird das Charakterbild ein verschiedenes sein, wird Licht oder Schatten vorherrschen. Leider sind die Denkwürdigkeiten, die auch er wie sein Großoheim geschrieben, nicht auf die Nachwelt gekommen; sie würden uns seine Gesinnung und Persönlichkeit mit mehr Sicherheit erkennen lassen. August's Charakter.

Wenn Horaz in der fünften Ode des vierten Buches schildert, mit welcher Liebe und Anhänglichkeit das römische Volk dem Herrscher ergeben sei, der ihm Recht, Frieden und Wohlstand gebracht, so hat er darin, mag man auch immerhin einige poetische Schmeicheleien in Rechnung bringen, sicherlich der Gesinnung und Stimmung eines großen Theiles der römischen Nation Ausdruck gegeben. Millionen priesen August's Alleinherrschaft als die größte Wohlthat, die dem Reiche durch die Gnade der Götter verliehen worden, und beteten für seine Erhaltung und sein Leben. Mit allgemeiner Uebereinstimmung begrüßte im Jahre 752 (2 v. Chr.) Senat und Volk den Schöpfer der neuen Staatsordnung, den Verbesserer der Rechtspflege, der Provinzverwaltung, der Gesetze als „Vater des Vaterlandes". Und dies geschah nicht blos aus Wohldienerei und Servilität. Niemand verstand besser als er, sich die Liebe und Gunst des Volkes zu erwerben, ohne durch unwürdige Mittel und Künste darum zu buhlen. Wenn seine große Befähigung zum Herrschen, die Verbindung von Kraft und Milde, der feine durchdringende Verstand, die geschickte Verwendung fähiger Männer zu seinen Diensten und Zwecken, auf der einen Seite die feste Hand des Staats-

lenkers kund gaben und in den Unterthanen das Gefühl der Sicherheit und Ehrfurcht weckten und sie zum Gehorchen willig machten, so erzeugte auf der anderen Seite seine Leutseligkeit, sein herablassendes Wesen, seine einfache prunklose Lebensweise, seine Achtung vor den herkömmlichen Gesetzen und Sitten Liebe und Ergebenheit. Er vermied jede äußere Auszeichnung, jede Schaustellung seiner Macht. Im Senat, in der Volksversammlung, vor Gericht hielt er sich streng innerhalb der gesetzlichen Schranken; er gestattete freie Rede in Wort und Schrift, er ertrug Widerspruch und Trotz in der Curie, er beobachtete bei den Wahlen in den Comitien den alten Brauch der persönlichen Stimmwerbung für sich und die von ihm empfohlenen Candidaten, er unterwarf sich bei gerichtlichen Untersuchungen den herkömmlichen Formen. Er vermied es die Römer zu erinnern, daß ein Imperator mit unumschränkter Machtvollkommenheit ihnen gebiete; er ließ ihnen den süßen Traum, daß die Republik noch fortbestehe. Nichts verrieth den Herrscher, wenn er in der einfachen Toga mit mäßigem Purpurstreif ohne Lictoren in den Straßen einherging, nie trug er in der Stadt die Zeichen der Feldherrnwürde, Schwert und Kriegskleid; nach längerer Abwesenheit zog er meistens bei Nacht in Rom ein, um keinen Anlaß zu prunkenden Empfangsfeierlichkeiten zu geben. Viele Senatoren hatten stattlichere Paläste und Landhäuser als der Herr der Welt; seine häusliche Einrichtung war weit entfernt von dem Luxus und der Eleganz der meisten Vornehmen; er trug gewöhnlich Kleider, welche seine Gattin und Tochter mit ihren Händen für ihn gearbeitet hatten; seine Tafel und seine gesellschaftlichen Genüsse im Kreise der Gäste waren einfach und mäßig. Nur in Einem Punkte scheint er der Unsitte der Zeit gehuldigt zu haben — in der Hinneigung zum weiblichen Geschlechte und zur Buhlschaft; denn wenn er auch in seinem häuslichen Leben nie die Regeln des Anstandes verletzte und in seiner Familie den Schein strenger Wohlanständigkeit zu wahren bemüht war, so waren doch seine Liebschaften mit schönen Frauen kein Geheimniß und boten seinen Widersachern manchen Stoff zu Lästerungen und Nachreden. Livia erhielt sich in späteren Jahren ihren Einfluß durch die Nachsicht, womit sie seine Untreue ertrug. „Sie bemerkte es nicht, wenn er insgeheim Besuche empfing." Tugend und Keuschheit wurden von ihm mehr durch Gesetze, Strafreden und Ermahnungen befördert als durch sein Beispiel.

Konnte August's äußeres Leben, den Dienst der Venus abgerechnet, in vielen Beziehungen als Muster und Vorbild gelten, so war man dagegen in alter und neuer Zeit über seinen Charakter und sein inneres Wesen getheilter Meinung. Daß er ein Mann der Verstellung, der Heuchelei, des Scheines gewesen, darüber haben sich die Stimmen so ziemlich geeinigt; die Frage, die der Sterbende an die Umstehenden richtete, ob er seine Rolle im Drama des Lebens gut gespielt habe, schien diese Ansicht zu bekräftigen. Aber es würde ihm Unrecht geschehen, wollte man ihm alle Tugend, alle edleren Empfindungen und Gemüthsregungen absprechen, wollte man Selbstsucht und Eigenliebe für die

einzigen Triebfedern seines Handelns halten, wollte man in allen jenen Zügen der Milde und Menschlichkeit, der Hingebung und Aufopferung für Volk und Vaterland, der Sorge für die öffentliche Wohlfahrt, welche die Zeitgenossen so sehr gepriesen, nur die Früchte kalter Berechnung, politischer Ueberlegung, erheuchelter Gefühle sehen, an denen Herz und Gemüth ohne Antheil gewesen. Es ist wahr, daß er bei den Proscriptionen nicht weniger Schuld getragen als Antonius und Lepidus; es ist wahr, daß er nach der Eroberung von Perusia den Manen des göttlichen Julius blutige Opfer gebracht; es ist wahr, daß er in Aegypten zwei Jünglinge hinrichten ließ, welche nichts verbrochen hatten, als daß der Eine seinen Vater Antonius begleitete, der Andere nach der Bestimmung seiner Mutter Cäsarion hieß; es ist wahr, daß er einen anderen Sohn seines ehemaligen Rivalen, weil er mit seiner Tochter Julia buhlte, hinrichten ließ; und dennoch wäre es Unrecht, Blutgier und Grausamkeit als die Grundzüge seiner Natur zu bezeichnen. In allen jenen Fällen galt es, mächtige und gefährliche Feinde niederzuwerfen und unschädlich zu machen und die Ermordung Cäsar's, für den der Erbe stets eine aufrichtige Pietät bewahrte, an den Urhebern zu rächen; die That war folglich mehr das Ergebniß der Blutrache und der Politik, als das Zeichen eines grausamen Gemüthes. Als er im Besitz der Alleinherrschaft war, hat er Verschworene, wie L. Cornelius Cinna, einen Enkel des Pompejus, u. A., begnadigt, hat er Empörer gelinde bestraft, hat er Schmähungen in Wort und Schrift übersehen. Es hätte also auch dem Imperator nicht an Gelegenheit zur Strenge gefehlt, wäre er von Natur grausam gewesen. Er zog es vor, die auf blutigem Wege begründete neue Ordnung der Dinge durch Milde und Menschlichkeit zu befestigen, ein Verfahren, das seiner Natur und angebornen Gemüthsrichtung mehr entsprach, als die frühere Härte. Man erzählte sich viele Züge von gutmüthiger Laune und Nachsicht gegen Uebelgesinnte und Widersacher. Erst in seinem Alter, als er ein verdrießlicher und strenger Herr geworden, verbannte er den Redner Cassius Severus, einen leidenschaftlichen Republikaner und herben Oppositionsmann, nach Kreta und gestattete oder bewirkte, daß der Senat die Zeitgeschichte des Historikers Titus Labienus, eines Freundes und Gesinnungsgenossen des Severus, zur Vernichtung verurtheilte. Noch weniger gegründet ist der Vorwurf, Augustus habe ohne besondere Eigenschaften des Geistes und Charakters nur die Ernte eingethan, die Glück und Umstände ihm entgegengebracht; er habe nur die Thaten und Werke Anderer ausgebeutet und zu seinem Vortheil und Ruhm gekehrt. Schon Drumann widerlegt diese Einwendung: wie ermattet auch die Republik aufgetreten, wie sehr schon die Monarchie in ihren Grundzügen durch Cäsar vollendet dagestanden, gleichwohl erforderte es die Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes und umsichtigen Kriegsherrn, um sich vom Privaterben zum Reichserben emporzuschwingen und vierundvierzig Jahre den Herrschersitz zu behaupten, für dessen Berührung Cäsar mit dem Leben büßte.

Eben so ungegründet ist der Vorwurf der Feigheit. Allerdings schritt Octavian nicht auf der gewaltigen Siegesbahn zur Herrschaft empor, wie der göttliche Julius: sein schwächlicher, von häufigen Krankheiten heimgesuchter Körper hatte ihn nicht zum Krieger geschaffen. Nichtsdestoweniger hat er sich als Triumvir und Kaiser stets muthig allen Gefahren des Krieges ausgesetzt, hat sich bei Mutina in das Kampfgewühl gestürzt und in den Feldzügen gegen die Japyden und Dalmatier Wunden davongetragen. Dabei hat er mit Kraft und Entschlossenheit den Uebermuth der Legionen gebändigt, wo sich derselbe hervorwagte, und in der Schlacht durch kaltblütige Besonnenheit und Ausdauer den Sieg an seine Fahnen gefesselt. Zum Helden war er nicht geboren; seine glänzendsten Erfolge errang er auf dem Felde der Politik; doch hat er auch das Schwert nicht ruhmlos geführt.

Cäsar Octavianus Augustus war klein von Gestalt, aber bei dem schönen Ebenmaaß seiner zart gebauten Glieder machte seine Erscheinung einen wohlthuenden, in späteren Jahren sogar einen würdevollen Eindruck. „Mochte er schweigen oder reden," bemerkt Hoeck, „ein heiterer Friede ruhte auf seinem Gesichte, der solchen Zauber übte, daß der Arm des Meuchelmörders bei dem Anschlag auf ihn erlahmte. Sein Auftreten wirkte auf die Umgebung zunächst wie das eines biedern würdevollen Alten. Nur dem genauern Betrachter gewährte er einen bedeutsameren Eindruck; denn die großen und klaren Augen, vor denen sich jeder getroffene Blick senkte, offenbarten die Schärfe seines durchdringenden Verstandes." Wie diese Seelenkraft bei ihm alle anderen überragte, so hat auch die Politik, bis er das Ziel seiner Bestrebungen erreicht, den Menschen in ihm verdunkelt. Doch würde es der historischen Gerechtigkeit nicht entsprechen, wollte man den Tadel, der mit Recht den Triumvir Octavian trifft, auch auf den Imperator Augustus werfen, den werdenden Herrscher zum Maaßstab des Urtheils für den gewordenen nehmen.

4. Roms goldenes Zeitalter in Literatur und Kunst.

Griechische Cultur in Rom.

Wie in der Staatsverfassung und im politischen Leben trat auch in Literatur und Bildung die Monarchie in das Erbe der Republik ein und gab ihr ein zeitgemäßes Gepräge. Die Literatur und Kunst des augusteischen Zeitalters ist das Product der durch die römische Welteroberung begründeten universalen Bildung. Wir haben früher bemerkt, wie die griechische Cultur mehr und mehr ihren Sitz in der Weltstadt Rom aufschlug, wie alle Errungenschaften geistiger Regsamkeit guter und schlimmer Art bei der römischen Bevölkerung Eingang und Aufnahme fanden; wie Cäsar beflissen war, die edlen Keime dieser kosmopolitischen Weltbildung zusammenzufassen und zur Grundlage und Trägerin seines monarchischen Weltstaats zu gestalten. Dieser Vermischungsprozeß

verschiedenartiger Bildungselemente nahm unter Augustus und seinen nächsten Nachfolgern immer mehr zu und dehnte seine Kreise immer weiter aus, so daß die griechische Sprache und Literatur in der apenninischen Halbinsel bald eben so heimisch war als die italische, daß die Culte und Religionsgebräuche der hellenischen Welt in Rom und in andern Städten Italiens neben den altitalischen heimisch wurden, daß in den Palästen und Landhäusern der Reichen die Meisterwerke griechischen Geistes und griechischer Kunstfertigkeit in Erz und Marmor wie in den geschriebenen Bücherschätzen prangten, daß die hellenische Philosophie ihre eifrigsten Bekenner in den Reihen der römischen Aristokratie zählte.

Wurde schon in früheren Jahren die Erziehung der vornehmen Jugend in Rom großentheils von Griechen geleitet, die als Sclaven, Freigelassene oder Schutzbürger in der Weltstadt ihren Unterhalt suchten, so kam in der gegenwärtigen Periode der Jugendunterricht fast ausschließlich in ihre Hände. Gelehrte Griechen ließen sich in Menge in Rom nieder; sie gründeten Lehranstalten, in denen sie über alle Zweige des Wissens, welche der eherne Fleiß alexandrinischer Gelehrten angebaut hatte, Unterricht ertheilten; sie erlangten die Gunst der Vornehmen, die aus ihrem Umgang Belehrung schöpften, und je mehr man Kenntnisse und Bildung in Rom achten und schätzen lernte, desto mehr hob sich auch die Bedeutung und gesellschaftliche Stellung der Lehrer und Gelehrten. Schon Cäsar beschenkte sie mit dem Bürgerrechte; unter den Kaisern gelangten viele zu Ansehen und Reichthum. Von griechischen Männern wurden die Schuldisciplinen eingeführt, die in der Folge durch römische Lehrer in die Provinzen verpflanzt das ganze Mittelalter hindurch als die Summe und der Inbegriff aller freien Erziehung und Geistesbildung galten. Erziehung.

Die wichtigsten dieser graeco-romanischen Schuldisciplinen waren Grammatik und Rhetorik. Die Grammatiker lehrten an der Hand der griechischen Autoren, besonders der alexandrinischen Zeit, die Sprachregeln und die Wort- und Silbenmaaße und erläuterten schwierige Stellen durch Erklärung und Kritik. Die Rhetorik befaßte sich mit den Gesetzen und Regeln des Vortrags und der Darstellung, und indem sie somit als Vorbereitung und Uebung zur Beredsamkeit diente, half sie dem römischen Staatsmanne zu glänzenden Siegen auf dem Forum. An der Hand der griechischen Vorbilder wurde dann auch die römische Sprache und Redekunst wissenschaftlich behandelt und zu der Ausbildung geführt, auf der wir sie zur Zeit Cicero's und Cäsar's finden. Cicero verlieh der römischen Sprache eine der griechischen nahe kommende Geschmeidigkeit, indem er sich in ihren Genius hinein vertiefte und ihre Bildungsfähigkeit entwickelte. Dieser als „klassisch" geltenden Sprachbildung verdankte die Periode des Augustus die Bezeichnung des „goldenen Zeitalters". Man mied mit gleicher Sorgfalt veraltete Worte, wie die Ausdrücke der vulgären Volkssprache, und hütete sich vor der entstellenden Sprachmengerei. Je mehr die freie Rede unter der neuen Ordnung verstummte, desto mehr flüchtete sich die Beredsamkeit Schuldisciplinen: Grammatik u. Rhetorik.

vom Forum und von den Gerichtsstätten in die „Schattenwelt" der Rhetorschulen, wo die Jünglinge unter der Leitung griechisch gebildeter Lehrer sich an fernliegenden Gegenständen im Disponiren und in der Declamation übten. Den Uebergang zur rhetorischen Manier bildete der letzte namhafte Redner Cassius Severus, ein Mann von großem Talent aber von schneidender Schärfe. Seine Worte waren blitzend und zuckend „wie das Wetterleuchten der untergegangenen Freiheit".

Philosophie. Neben der Grammatik und Rhetorik war noch die Philosophie die Modewissenschaft der Römer dieser Zeit. Je mehr die Volksreligion ihre Macht auf die gebildeten Stände einbüßte und Unglaube und Aberglaube sich um die Herrschaft in der Menschenbrust stritten, desto begieriger erfaßte man den schwachen Lebensstab, den die Philosophenschulen, sowohl die Akademie als die Männer der Stoa und die Jünger Epikurs darboten. Wir haben diese Doctrinen in ihrer praktischen Richtung im dritten Bande des vorliegenden Werkes kennen gelernt (S. 422 f.), und wenn sie auch vielfach entstellt und entartet zu den Römern gekommen sein mögen, so verdankte doch die hinsinkende Republik noch einige ihrer erhabensten Gestalten der Lehre der Stoa und ihren begabtesten Dichter der Begeisterung für Epikur. Der schreckliche Verfall der heidnischen Religionen, den wir später werden kennen lernen, ließ die praktische weltbürgerliche Philosophie als ein Frucht- und Blumenbeet für die Sehnsucht des Herzens, als einen Ersatz für den abgestorbenen Volksglauben, als einen Stecken und Stab für die verschlungenen Pfade des Lebens erscheinen.

Astronomie. Aus derselben Quelle floß auch das Studium der Astronomie, zu dem das beim Jugendunterricht vorzugsweise angewendete Werk des Aratos (III, S. 414) führte. Zu ihrem Verständniß waren aber Geometrie und Arithmetik, die Lieblingswissenschaften der gelehrten Alexandriner, unentbehrlich; und wenn auch weder die Musik, die als siebenter Zweig den Kranz der liberalen Wissenschaften und Künste schloß, noch die Gymnastik bei dem Ernste des römischen Volkscharakters zu der Höhe der Ausbildung und zu der gesellschaftlichen Bedeutung gelangte, wie in Griechenland, so bildeten doch beide einen nicht unwichtigen Bestandtheil der Jugenderziehung im kaiserlichen Rom.

Geometrie u. Arithmetik. Musik.

Griechische Studienorte. Aber die vornehme Jünglingswelt begnügte sich nicht mit den Früchten, welche sie an dem Baume der Erkenntniß und Belehrung in der Heimath brach; es gehörte zum guten Ton, die berühmten Bildungsstätten in Griechenland und Asien zu besuchen, um die Wissenschaften und liberale Bildung gleichsam an der Quelle zu schöpfen, um Philosophie und Rhetorik in den Hörsälen und im Umgang mit berühmten Lehrern und Weltweisen zu erwerben. Die besuchtesten Musensitze damaliger Zeit waren Athen und Rhodos, Mytilene und Apollonia, denen sich bald Alexandria anschloß. Auch waren die Griechenstädte sowohl in Hellas selbst als in Kleinasien und anderwärts trotz der schweren Schicksalsschläge, die über sie ergangen, noch reich an

Kunstschätzen aller Art, an denen der junge Adel Roms seinen Geschmack bilden konnte, um in der Vaterstadt oder auf den Landgütern stattliche Wohnhäuser aufzuführen und die säulengeschmückten Hallen mit Werken der Plastik oder der Malerei zu beleben. Denn wie Rom selbst, seitdem es die Weltherrschaft erworben, sich als rechtmäßigen Erben aller Güter und Gaben der überwundenen Völker und Städte ansah, so traten viele vornehme Römer an die Stelle der griechischen Fürstenhöfe des Ostens und suchten wie diese ihren Namen zu verherrlichen durch Erwerbung von Kunstwerken und Büchern und durch Gunst und Freigebigkeit gegen Dichter, Philosophen und Schriftsteller. In den Marmorsälen der lucullischen Prachtgebäude, wo Statuen, Bilder und Schriftrollen von seltenem Werthe vereinigt waren, wimmelte es von griechischen Literaten und Poeten, die dem hohen Gönner in Demuth huldigten, und in den Prunkgemächern eines Asinius Pollio, der in einer Vorhalle des Tempels der Freiheit eine griechische und römische Bibliothek errichtete, eines Agrippa, eines Mäcenas wetteiferten Römer und Griechen in Unterwürfigkeit und Schmeichelei. Griechische Gelehrte von Namen und Verdienst, wie der Arzt Asklepiades, der Polyhistor Alexander von Milet, der Dichter Parthenios von Nicäa, der gefeierte Reisende Poseidonios von Apamea, berühmt als Philosoph und Geschichtschreiber, und viele andere siedelten sich in Rom an und suchten die Gunst der Großen. So wurde Rom der Mittelpunkt aller Wissenschaften, der Sammelplatz aller Gelehrten. Die reichen Büchersammlungen, die sich mehr und mehr daselbst anhäuften, regten zum Studium an und gewährten die Hülfsmittel zu gelehrten Forschungen. Besonders eifrig wurde die Sprach- und Alterthumskunde gepflegt, wodurch manche noch in der Kaiserzeit gültigen Gebräuche, Religionssatzungen und Rechtsbestimmungen ihre historische Erklärung erlangten. Damit hing auch die wissenschaftliche Behandlung des Landbaues zusammen, der mit dem altitalischen Leben so innig verflochten war.

Auch für grammatische und antiquarische Forschungen empfingen die Römer die Anregungen von den Griechen; aber mehrere übertrafen ihre Meister an Fülle und Umfang des Wissens. Schon in den Zeiten des Freistaats setzte der gelehrte M. Terentius Varro, einem altsabinischen Senatorengeschlechte aus Reate entsprossen, seine Zeitgenossen durch die Menge seiner Kenntnisse in Erstaunen. Er verfaßte gegen 500 Schriften über alle Zweige des römischen Alterthums, die aber bis auf wenige verloren gegangen sind, und unter diesen wenigen befindet sich ein Theil der Schrift „über die lateinische Sprache" und drei Bücher „über den Landbau", während die wichtigeren Bücher über die öffentlichen und Privatalterthümer, die nach Cicero's Urtheil den Zweck hatten, die Römer, die in ihrer eigenen Stadt Fremdlinge geworden, wieder in ihrem Hause einheimisch zu machen, bis auf geringe Andeutungen untergegangen sind. Die erste Hälfte, die „Alterthümer der menschlichen Dinge", schilderten die Urzeit Roms, die Land- und Stadteintheilung, die Wissenschaft von den Jahren, Monaten und Tagen, endlich die öffentlichen Handlungen daheim und im Kriege; in der zweiten Hälfte „von den göttlichen Dingen",

Sprach- und Alterthumskunde.

Terentius Varro. 116–27.

wovon sich bei dem heil. Augustinus Auszüge und Angaben des Inhalts erhalten haben, war der Stoff so vertheilt, daß die ersten drei Bücher sich mit den Priesterthümern, die folgenden drei mit den Tempeln und Heiligthümern, die nächsten mit den Weihungen und dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste beschäftigten und erst in den drei letzten von den Göttern selbst gehandelt ward. Zugleich suchte Varro darin den verwilderten Götterglauben der Zeit auf die Wege einer richtigeren Erkenntniß zu leiten, wobei er eine dreifache Religion unterschied: eine mythologische, eine natürliche und eine bürgerliche. Dazu kam noch außer einer Anzahl von Monographien die Schrift „vom Leben des römischen Volks" als Nachtrag, ein merkwürdiger Versuch einer Sitten- und Bildungsgeschichte in den verschiedenen Perioden, ein Schatz von Nachrichten über alte Gebräuche und Gewohnheiten, über Herkommen und Glauben der Väter. Mit unermüdlicher Thätigkeit bis in sein hohes Greisenalter beschäftigt, das Leben der untergegangenen Geschlechter nach allen Richtungen und Erscheinungen zu durchforschen und darzustellen, hat sich Varro um seine Nation unbestrittene und dauernde Verdienste erworben, dabei fehlte es ihm aber an Klarheit, Scharfsinn und gesundem Urtheil und an einem leichten gefälligen Stil; seine Schreibweise war trocken und nachlässig, seine Sprache incorrect, seine Darstellung litt an einer gewissen Verworrenheit. Varro war ein kräftiger tapferer Mann, der sich im Piratenkrieg den Schiffskranz erworben hatte und als Anhänger der Verfassungspartei das erste Triumvirat, das „dreiköpfige Ungeheuer", in Flugschriften bekämpfte. Nach dem Tode Cäsar's, der ihn mit großer Auszeichnung behandelt hatte, lebte er in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien und dem Umgang mit Freunden. Neben Varro glänzte als gelehrter Nigidius Figulus. † 44. Alterthumsforscher der Senator P. Nigidius Figulus, Cicero's Freund und Gesinnungsgenosse, der sich mit ähnlichen Studien wie jener abgab, nur daß er neben seinen sprachlichen Forschungen sich vorzugsweise mit physikalischen, mathematischen und astrologischen Untersuchungen beschäftigte und dabei durch seinen Hang zur Geheimweisheit, zum Mysticismus und zur dunkeln Lehre der Pythagoreer oft auf falsche Bahnen geleitet ward. Als Aristokrat und Republikaner von Cäsar des Landes verwiesen, starb er in der Verbannung. Unter Augustus zeichneten sich als gelehrte Sprachforscher und Sammler aus: Hyginus, Verrius Flaccus und Asconius Pedianus, der Erklärer der ciceronischen Reden.

1) Von Julius Hyginus, dem belesenen Vorsteher der palatinischen Bibliothek, des Kaisers Freigelassenen, besitzt man eine Sammlung mythologischer Notizen und Erzählungen unter dem Namen „Fabeln" und vier Bücher „poetischer Astronomie", Elemente der Himmelskunde und der Sternbilder, meist nach Eratosthenes, beide ursprünglich zum Schulgebrauch bestimmt und wegen der Auszüge aus älteren verlornen Werken nicht ohne Bedeutung. Wegen der nachlässigen Schreibart und Zersetzung in Stil und Form wollten jedoch viele Kritiker die vorhandenen Schriften einem späteren Verfasser zuschreiben oder erklärten sie für Compilationen aus den echten Schriften des Hyginus. 2) Verrius Flaccus, ein geschätzter Lehrer, dem Augustus seine Enkel in den Unterricht gegeben, hat sich besonders um die Pränestiner verdient gemacht durch Anordnung ihrer fasti oder Festkalenders, von dem sich noch einige Bruchstücke erhalten haben. Zum Dank dafür errichteten ihm die Bürger jener Stadt ein Standbild. Ein anderes Werk von ihm: „über die Bedeutung der Wörter", eine Art Reallexikon, wurde in der Folge von S. Pompejus Festus in eine verkürzte Form gebracht, von der uns ein Theil erhalten ist, während wir für das Uebrige uns mit der abermals stark verkürzten Bearbeitung, die von einem Geistlichen Paulus aus der Zeit Karl's des Großen herrührt, begnügen müssen. Von den übrigen Schriften dieses gründlichen Sprach- und Alterthumskenners sind manche lehrreiche Notizen in die Werke späterer Schriftsteller, besonders des Plinius, übergegangen.

Die geistigen Schöpfungen der alten Culturvölker gingen somit auf die Römer über; und diese waren nicht die schlechtesten Träger und Hüter des heiligen Feuers. Fehlte auch dem Volk an der Tiber die ideale Richtung und die kunstfertige Hand der Hellenen, so besaß es doch Empfänglichkeit genug, die edeln Güter fremder Kunstthätigkeit sich anzueignen, Verständniß genug, ihnen ein zeitgemäßes und nationales Gepräge zu geben, und Ausdauer genug, sie als theure Gabe zu bewahren und andern Volksstämmen zuzuführen zur Aussaat für die kommenden Geschlechter. Nicht nur ganz Italien, das seit der bürgerrechtlichen Gleichstellung aller Bewohner mehr und mehr in das Geistes- und Culturleben der Hauptstadt eingetreten war, wurde durch römische Vermittelung mit den Schöpfungen des griechischen Genius und mit den Früchten des alexandrinischen Fleißes vertraut gemacht, das ganze Abendland kam dadurch in den Besitz der griechischen Bildung, die erst unter römischem Einfluß sich zur Weltbildung gestaltete. Es ist wahr, die Dichter Latiums entlehnten von den Griechen die poetischen Formen, die metrischen und prosodischen Gesetze, einen großen Theil der Mythen und Stoffe; es ist wahr, die römischen Historiker und Redner gingen bei den Griechen in die Schule, folgten in Gedanken und Redeformen griechischen Vorbildern, entlehnten dem begabten Hellenenvolke die kunstvolle Anordnung und technische Fertigkeit; aber in der fremden Erde gediehen die verpflanzten Keime zu heimischen Gewächsen, nahm das Ausländische einen nationalen Charakter an. Das römische Wesen war von so kräftiger Natur, daß es alles Fremdartige in seinem weiten Schooß sammeln konnte, ohne doch seine angeborene Eigenthümlichkeit darüber einzubüßen. Und ging auch der ideale Ton und die formale und technische Vollendung der hellenischen Kunst und Literatur der älteren Tage bei der Verpflanzung unter, so erlangte dafür das Gemeingültige durch die Behandlung und Verarbeitung der praktischen Römer Festigkeit und Dauer.

Die Römer als Träger u. Vermittler griechischer Cultur.

M. Tullius Cicero. 106–43.

Cicero, ein fleißiger Forscher und Leser und Meister in Stil und Darstellung, wenn auch ohne schöpferischen Geist und Erfindungskraft, hat in seinen philosophischen Werken nur die Schätze griechischen Forschens und Nachdenkens aufgestellt und in seinen rhetorischen Schriften die Lehren und Erfahrungen griechischer Rednerschulen zur Richtschnur genommen; und dennoch fühlt man darin den Luftzug römischen Lebens und die Macht großartiger Staatsverhältnisse. Indem er sich fern hielt von dem schroffen Formelwesen und Sektengeist der Schule, verstand er es, die philosophischen Probleme, die wichtigen Fragen der Religion, des Staats, der Moral ins Leben einzuführen und die Resultate griechischer Weltweisheit, mit dem Glanze rednerischer Darstellung ausgestattet, zum Eigenthum einer der Speculation abgewendeten Nation zu machen und den höheren Kreisen der Gesellschaft die Reichthümer griechischen Nachdenkens zu erschließen. Freilich hat er sich dabei von Mißverständnissen, Unklarheiten und Ungenauigkeiten in der Wiedergabe der griechischen Lehren nicht frei gehalten, was zum Theil aus

der Eilfertigkeit, mit der die philosophischen Schriften abgefaßt sind, sich erklären mag. In Cicero's Reden und Briefen wird man mitten in die gährende Zeit hineinversetzt, erkennt man das mächtige Wirken gewaltiger Menschenkräfte auf dem Markt und im Rathhaus und das reiche und bewegte Leben der Großen auf dem Schauplatz der Oeffentlichkeit wie im Innern der Familie. Die Ueberlegenheit, die Cicero im Laufe der Jahre über seinen älteren Zeitgenossen Hortensius in der Beredsamkeit erlangte, war ein sprechender Beweis, wie vortheilhaft die rhodische Rednerschule und das Studium griechischer Muster auf den römischen Staatsmann eingewirkt habe; seine klassische Sprache, sein glatter Stil, der sorgfältige Bau seiner Perioden, der Wohllaut und die kunstreiche Anordnung seiner Satzgefüge, die elegante Diction trugen den Sieg davon über die mehr im Volkston und der Vulgärsprache sich bewegende praktische Beredsamkeit seines Nebenbuhlers, so sehr auch das der asiatischen Rhetorschule entlehnte üppige Colorit des Hortensius und die Lebendigkeit in Vortrag und Action anfangs den Zeitgenossen und dem jungen Cicero selbst imponirte. Die Wortfülle und der gewählte Ausdruck in Cicero's Reden, sein treffender Witz, der mit zauberhafter Gewalt auf die Richter wirkte und den Gegner zu Boden schlug, seine rednerischen Wendungen, sein reiches durch ein sicheres Gedächtniß unterstütztes Wissen, sein gewandter Vortrag, seine Geberden fesselten und bezauberten die Menge und seine Ueberredungsgabe machte ihn der Nobilität unentbehrlich. Ein Mann von schneller Auffassung und lebhafter Einbildungskraft wußte er durch ergreifende Darstellung Furcht, Haß und Mitleiden zu erregen und die Zuhörer in jede Gemüthsverfassung zu versetzen, sie zu jeder ihm zusagenden Stimmung zu entflammen. Dazu kam noch die schlanke würdevolle Gestalt, sein bedeutsames Gesicht, in dem man sogleich den geistreichen Redner von großer Erregbarkeit erkannte, „der jede Leidenschaft durch Blick und Miene auszudrücken wußte und um dessen Mund ein ironisches Lächeln spielte". Die meisten seiner Reden wurden erst nach dem mündlichen Vortrag ausgearbeitet, wobei er den Zauber des lebendigen Worts durch stilistischen Schmuck zu ersetzen suchte. Und wie die Reden sind auch Cicero's Briefe von großer Wichtigkeit. Sie geben ein anschauliches Bild von jener tiefbewegten Zeit und den handelnden Personen, so daß sie nicht selten als zuverlässigste Quelle über manche historische Erscheinung dienen. Besonders gilt dies von den Briefen an T. Pomponius Atticus, den durch seine Reichthümer, seine Geldspeculationen, wie durch seine Bildung höchst einflußreichen römischen Ritter, der mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in Verbindung stand und welchen Cicero seit seinem Aufenthalt in Athen zum Vertrauten aller seiner Pläne und Gedanken machte. Cornelius Nepos sagt im Leben des Atticus von diesen Briefen: Wer sie liest, wird nicht leicht eine zusammenhängende Geschichte jener Zeiten vermissen. Denn Alles über die Bestrebungen der Häupter des Staats, über die Fehler der Führer, über die Veränderungen im Staate ist

so ausführlich beschrieben, daß Jegliches im hellsten Lichte erscheint. Die Briefe sind ein Spiegelbild sowohl des hauptstädtischen Treibens als des Lebens der Vornehmen auf den Villen; sie zeigen uns den merkwürdigen Mann in seinem innersten Wesen: als treuen Familienvater und gefälligen Freund, empfänglich und dankbar für Beweise wohlwollender Gesinnung, aber auch voll Zorn und Rachgier gegen Feinde und Widersacher; als wohlhabendes, selbstzufriedenes Glied der Nobilität, unter der er eine hervorragende Stelle einnahm sowohl durch seine ererbten, erheiratheten und erworbenen Reichthümer, durch sein stattliches Wohnhaus auf dem Palatin, dem vornehmen Quartier, durch seine Villen und Landgüter, worunter sein mit Anlagen, Kunstwerken, Büchersammlungen reich versehenes **Tusculanum** als Lieblingssitz in erster Linie glänzte, als durch seinen äußeren Aufwand in Hausgeräth, Silberzeug, Weinlagern und reichbesetzten Mahlzeiten, wobei ihm ein angenehmes belehrendes und witziges Gespräch mit gebildeten Freunden und Tischgenossen, „ein geistiges Zusammenleben (convivium) mit geistig Ebenbürtigen", für die schönste Würze galt. Cicero war berühmt wegen seines Witzes und seiner anregenden Unterhaltung. Es gab sogar Sammlungen von seinen witzigen Aussprüchen und geistreichen Bemerkungen. Wir lernen ihn ferner kennen als einen ehrbaren, mäßigen und keuschen Familienvater, der sich fern hielt von der herrschenden Sittenlosigkeit und Entartung seiner vornehmen Zeitgenossen; als emsigen arbeitsamen Geschäftsmann, der mit seinen Stunden haushälterisch umging, von unermüdlichem Fleiß im Forschen und Ringen nach Erkenntniß und von großer schriftstellerischer Thätigkeit, aber auch als einen Mann von höchst beweglicher Natur und von grenzenloser Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, dem äußere Anerkennung, Ehre und der Beifall der Welt über Alles gingen, auf den fremdes Lob und fremder Tadel den größten Eindruck hervorbrachten, der mit merkwürdiger Eigenliebe stets den redseligen Herold seines eigenen Ruhmes machte und alle Neider und Widersacher mit unversöhnlichem Haß verfolgte. Wir lernen ihn ferner kennen als einen Mann, dem das Leben den höchsten Werth hat, der mit Furcht und Zagen jeder Gefahr auszuweichen sucht, der bei allem seinem Thun vorerst auf die eigene Sicherheit bedacht ist; der aus Aengstlichkeit mitunter gegen seine Pflicht und Ueberzeugung, gegen Wahrheit und Recht handelt. Kurz Cicero zeigt sich in seinen Briefen als einen Mann von reicher geistiger Begabung und vielen bürgerlichen Tugenden, von Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe, von politischem Verstand und Rechtssinn, aber ohne Festigkeit, ohne sittlichen Muth und ohne jene Charakterstärke, die in gewaltigen Zeitlagen Bewunderung und Vertrauen erweckt.

In keinem Manne sind alle Strahlen römisch-griechischer Bildung so sehr zu einem Ganzen vereinigt als in **M. Tullius Cicero**. Wir haben ihn im dritten Bande dieses Werkes von der Seite kennen gelernt, wo er am wenigsten glänzte, wo er in der sturmbewegten Zeit der politischen Parteikämpfe unsicheren Trittes und in

Cicero's Bildungsgeschichte.

schwankender Haltung einherschritt, bis, nachdem die Beweglichkeit und Schmiegsamkeit seiner Natur ihn über manche Klippe hinausgeführt, die von Antonius gesandten Mörder seinem reichen Leben ein Ziel setzten. Früher über Gebühr bewundert, ist er von der modernen Kritik, insbesondere durch Drumann und Mommsen mißliebig behandelt worden. Cicero wurde geboren am 3. Jan. 106 v. Chr. (648 u. c.) auf dem väterlichen Gute bei Arpinum, jenem Municipium, welches auch den Marius erzeugt, also „biegsames Wachs und starres Eisen" hervorgebracht hat. Nachdem er seine erste Jugendzeit in der schönen Gebirgsheimath verlebt, zog der Vater behufs der besseren Erziehung seiner beiden Söhne Marcus und Quintus nach Rom. Hier wurde der talentvolle Jüngling, der das glühende Verlangen in sich trug, „immer der erste zu sein und vorzustreben den andern", von geschickten Lehrern in alle Wissenschaften jener Zeit eingeführt. Er übte sich in den Rhetorschulen und genoß des Umgangs der berühmten Redner L. Crassus, M. Antonius u. A. Die beiden Scävola weihten ihn in die Kunde des bürgerlichen Rechts und in die Staatswissenschaften ein; der Dichter A. Licinius Archias von Antiochia machte ihn mit der griechischen Poesie vertraut; er achtete sorgfältig auf die Geberden und den Vortrag des Schauspielers Roscius. Frühe schon übte er Sprache und Ausdruck durch Uebertragungen aus dem Griechischen ins Lateinische; von den „Himmelszeichen" des Aratos haben sich Bruchstücke erhalten; Xenophon, Homer, Euripides gehörten zu den Autoren, die er theilweise übersetzte. Zugleich versuchte er sich in eigenen Dichtungen nach griechischen Vorbildern; in einem epischen Gedichte pries er die Thaten des Marius. Aber ihm fehlte der schöpferische Geist und damit die Weihe zum Dichter. Seine Größe erblühte auf andern Feldern. Nach dem marsischen Kriege, in welchem Cicero unter Pompejus Strabo die Waffen führte, studirte er die griechische Philosophie und zwar die platonische unter dem während des mithridatischen Krieges von Athen nach Rom geflüchteten Akademiker Philo von Larissa. Die epikureische Lehre, die er schon vorher durch Phädrus kennen gelernt, hatte wenig Reiz für ihn. Mehr sagte ihm die stoische zu, die er einige Zeit nachher unter der Leitung des Philosophen Diodotos kennen lernte. Während er die erste, wie sie sich in der mittleren Akademie entwickelt hatte, als Führerin in der Theorie und Beweisführung vorzog, folgte er der stoischen im praktischen Leben. Unter diesen griechischen Gelehrten, denen sich auch noch Molon von Rhodos zugesellte, übte sich Cicero zugleich eifrig in der Rhetorik und Dialektik, den wichtigsten Hülfswissenschaften der Beredsamkeit. Diese war von Anfang an das Ziel, dem er mit allen Kräften zustrebte, wo er die Erfüllung seiner ehrgeizigen Pläne hoffte.

1. Cicero's Reden. Wohl vorbereitet durch solche Studien und der griechischen wie der lateinischen Sprache gleich mächtig trat Cicero in seinem 26. Lebensjahre (81 v. Chr.) als Sachwalter des P. Quinctius in einer Erbschaftsklage auf, und hatte den Triumph, daß er, ein angehender Redner, der noch überdies zuerst das Wort nehmen mußte, über den gerichtlichen Beistand des Gegners, den gefeierten Hortensius, den Sieg davon trug. Von größerer Bedeutung war die im nächsten Jahre gehaltene Rede für Roscius Amerinus.

pro Quinctio.

pro Roscio Amerino.

Der Vater dieses Mannes, ein reicher Gutsbesitzer aus der umbrischen Municipalstadt Ameria, war in Rom bei der Heimkehr von einem Gastmahl ermordet worden. Zwei Verwandte, welche die That veranlaßt hatten, ließen durch Chrysogonus, Sulla's Freigelassenen und Günstling, den Namen auf die Proscriptionstafel setzen, obwohl die Verfolgung der Geächteten einige Monate vorher gesetzlich verboten worden war. Dann eigneten sich die drei die großen Güter an und stießen den Sohn Sextus Roscius aus dem Erbe. Die Freventhat

war so auffallend, daß sie selbst in jener an Verbrechen so reichen Zeit Aufsehen erregte. Die Schuldigen hielten sich nicht für sicher, so lange der Sohn am Leben sei; sie suchten ihm daher dasselbe Schicksal zu bereiten, das den Vater betroffen, und als Sextus Roscius durch die Flucht nach Rom ihren Nachstellungen sich entzog, ließen sie ihn durch einen feilen redegewandten Menschen vor dem senatorischen Gerichte des Vatermordes anklagen, in der Hoffnung, die Furcht vor Chrysogonus werde seine Verurtheilung herbeiführen. Cicero übernahm die Vertheidigung; er wies mit so überzeugenden Gründen die Unhaltbarkeit der Anklage nach, daß die Richter, die bei diesem ersten Criminalfall sich scheuten, dem verdrängten Ritterstand und dem Volke eine Blöße zu geben, den Angeschuldigten frei sprachen. Allgemein bewunderte man den Muth des Sachwalters und nicht minder das Rednertalent, wenn er gleich hie und da im jugendlichen Feuer die Farben etwas stark auftrug und ins Declamatorische gerieth, wie in der Schilderung der Strafe des Vatermords.

Weniger aus Furcht vor Sulla, wie Plutarch berichtet, als um seine geschwächte Gesundheit herzustellen und sich weiter zu bilden, begab sich Cicero im Todesjahr des Dictators (79) nach Griechenland. Nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte in **Athen**, wo er mit seinem Freunde **Atticus** die Hörsäle der Philosophen besuchte, reiste er nach **Rhodos** und durchwanderte dann mehrere Städte Kleinasiens, überall neue Belehrung schöpfend. Mit Kenntnissen bereichert kehrte er nach zweijähriger Abwesenheit nach Rom zurück (77), um sich den öffentlichen Geschäften zu widmen. Er wurde zum Quästor gewählt (76) und verwaltete die eine der beiden sicilischen Quästorstellen mit dem Amtssitze zu Lilybäum, wobei er sich durch seine rechtschaffene Amtsführung die Achtung und das Vertrauen der Einwohner in solchem Grade erwarb, daß sie ihn drei Jahre nach seiner Rückkehr, gerade als er sich um die Aedilenwürde bewarb und sie erlangte, zum Sachwalter in ihrer **Klage gegen Verres** wählten, jenen ungerechten Statthalter, der als Proprätor drei Jahre lang (73—70) die Insel auf die schrecklichste Weise mißhandelt, der alle Unthaten begangen hatte, zu denen Habsucht, Wollust, Grausamkeit und Rachgier einen gewissenlosen Mann im Besitze hoher Amtsgewalt führen können.

Cicero in Athen und Kleinasien. 79—77.

Quästor in Sicilien.

Die **verrinischen Reden** sind für die Kenntniß der römischen Provinzverwaltung und der politischen und socialen Verhältnisse von unschätzbarem Werthe; aus ihnen erkennt man die Ursachen des raschen Verfalls der hellenischen Culturstaaten unter der ehernen Herrschaft Roms. Verres und seine Genossen suchten die Anklage den Händen Cicero's zu entreißen. Daher trat Q. **Cäcilius Niger**, der Quästor des Proprätors, von Verres selbst veranlaßt und von Hortensius unterstützt, als Kläger auf. In der einleitenden Rede (divinatio) gegen Cäcilius suchte daher Cicero zuerst das Trugbild dieser Scheinklage zu enthüllen; die von Cäcilius, einem Genossen des Verres und Theilnehmer seiner Verbrechen, angestellte Klage habe den Zweck, eine Freisprechung des räuberischen Statthalters zu bewirken und den wahren Sachverhalt zu entstellen. Als das Gericht sich für Cicero entschied, unterzog sich dieser der schwierigen Aufgabe mit solchem Ernst und Erfolg, daß Verres schon nach der **ersten Rede** alle Hoffnung auf ein freisprechendes Urtheil aufgab und ohne das Ende des Prozesses abzuwarten sich durch freiwillige Verbannung dem gerichtlichen Urtheil entzog. Cicero hatte den reichen Stoff, den er während eines fünfzigtägigen Aufenthalts auf der Insel selbst gesammelt, in fünf Actionen getheilt, wovon aber nur die erste zum mündlichen Vortrag kam. Die vier anderen wurden schriftlich abgefaßt, ein Meisterstück sowohl in Anordnung und Behandlung des Stoffes als hinsichtlich der Sprache und Darstellung, die durch eingestreute Beschreibungen und Erzählungen Leben und Abwechselung erhält*). In der ersten schildert er das frühere Schand-

Die Reden gegen Verres.

*) Z. B. V, 31: „Verres auf der Insel von Syrakus, mehr als nachlässig gekleidet, durch die Freuden der Nacht und der Tafel erschlafft, schwankt am Arme einer Dirne nach der Küste,

leben des Angeklagten, in der zweiten seine Mißverwaltung in Sicilien durch feile Rechtspflege, durch Verkauf von Aemtern und Würden, durch Unterschleife öffentlicher Zölle u. A., die dritte enthüllt seine Betrügereien bei Erhebung der Zehnten und bei dem Ankauf des nach Rom zu liefernden Getreides; in der vierten wird er als Räuber von Kunstwerken, die er leidenschaftlich liebte, als Tempelplünderer und „Bilderstürmer" dargestellt, eine für die Kunstgeschichte und Alterthumskunde besonders wichtige Rede. In der fünften wird nachgewiesen, wie der ruchlose Statthalter sogar im heimlichen Bund mit den Piraten gestanden und römische Kaufleute habe ausplündern helfen. Verres wurde zum Schadenersatz und zur Verbannung verurtheilt, behielt aber noch Geld genug, um gemächlich leben zu können, und noch Kunstschätze, welche die Habgier des Antonius reizten. Kurz nachdem er den Tod Cicero's erfahren starb auch Verres durch die Proscriptionen der Triumvirn (43).

pro Roscio comoedo. Nach einigen Reden in Privatklagen (z. B. für den Schauspieler Roscius) hielt Cicero zum Prätor gewählt im Jahre 66 die erste Staatsrede vor dem Volke. Es pro lege Manilia. war die früher erwähnte Rede für das manilische Gesetz, kraft dessen dem Cn. Pompejus der Oberbefehl gegen Mithridates mit außerordentlicher Machtvollkommenheit ertheilt wurde, eine Lobschrift auf Pompejus, dessen Bild er mit allen Farben der Kunst verschönerte. In der gleichfalls als Prätor gehaltenen Rede für pro Cluentio. Cluentius, den die eigene Mutter der Vergiftung seines Stiefvaters angeklagt, entrollt Cicero ein schreckliches Gemälde des sittlichen Abgrundes und der thierischen Verwilderung, in welche durch die Bürgerkriege das Familienleben gerathen war. Von pro Cornelio. den zwei Reden für C. Cornelius, einen des Hochverraths angeklagten früheren Volkstribunen, die der Redner selbst unter seine besten zählte, sind nur Bruchstücke Cicero als Consul. 63. erhalten. Die größte oratorische Thätigkeit entwickelte Cicero als Consul, in dem Jahre seines Glanzes und Stolzes. Gleich im Anfang bekämpfte er mit Erfolg den Antrag Gegen das servilische Ackergesetz. des Volkstribun P. Servilius Rullus auf ein Ackergesetz in drei noch vorhandenen Reden. Es war nur das Vorspiel der agrarischen Reformen Cäsar's. Cicero aber nahm „die Vorhut für das Heer, das Scheingefecht für die Schlacht" und suchte mit vielem Wortaufwand sich als Schirmer der Verfassung darzustellen. Durch diese pro Rabirio. Rede wie durch die Vertheidigung des Rabirius, eines alten Senators, den der Tribun T. Labienus als Mörder des Saturninus angeklagt hatte, und durch die Bekämpfung des Antrags, die Söhne der durch Sulla Geächteten wieder in ihren Rechten und Ehren herzustellen, empfahl sich Cicero der Optimatenpartei, in deren Reihen er nunmehr eingetreten war, daher ihn diese auch so eifrig in seinem Kampfe gegen Catilina unterstützte (III, 784).

Die catilinarischen Reden. Ueber die in Gegenwart des Angeschuldigten im Senate gehaltene erste catilinarische Rede spricht Drumann folgendes Urtheil aus: „Die Rede besticht durch ihre äußere Schönheit. Sieht man von den Worten ab auf die Gedanken, so macht sie einen widrigen Eindruck. Nur schlecht verbirgt sich die Feigheit unter einem erkünstelten Muthe, der persönliche Haß und die Ruhmsucht unter dem Eifer für den Staat; man vermißt eine angemessene Haltung und sittliche Würde." Am nächsten Tag, als während der Nacht Catilina nach Etrurien entwichen war, rechtfertigte Cicero in der auf dem Forum vor dem versammelten Volke gehaltenen zweiten catilinarischen Rede sein Verfahren, indem er den Urheber der Verschwörung und seine Bande in ihrer ganzen Verdorbenheit und bodenlosen Entartung schildert. Die dritte Rede machte dem Volke Mittheilung über die Vorgänge im Senat nach der Haft-

---

die wegen seiner Unterschleife unbrauchbare Flotte gegen die Seeräuber auslaufen zu sehen; am Bord erblickt man ein Griechlein, welches das Unglücks-Geschwader für ihn befehligt, weil es von einer schönen Frau getrennt werden soll." (Drumann.)

nahme der allobrogischen Gesandten und von den Gefahren, denen Rom durch des Consuls Wachsamkeit entgangen sei. Er wurde beauftragt, den Göttern ein Dankfest anzuordnen, „weil er die Stadt vom Brande, die Bürger vom Morde, Italien vom Krieg gerettet habe". In der vierten catilinarischen Rede suchte der Consul im Senat bei den Verhandlungen über das Schicksal der verhafteten Genossen Catilina's den Eindruck von Cäsar's Rede zu verwischen und die Nothwendigkeit der Todesstrafe darzuthun.

Seit seinem Consulat zählte sich Cicero zu den größten und ausgezeichnetsten Männern des Volks; mit Selbstgefälligkeit spiegelte er sich fort und fort in dem Gefühle, Retter des Staats gewesen zu sein; er hielt sich für einen zweiten Romulus, weil er die Stadt aufs Neue gegründet, und für einen zweiten Brutus, weil er das Volk von der Tyrannei der Bösen befreit habe.

Bei seinem Verfahren gegen Catilina wurde Cicero nicht weniger von persönlichen Beweggründen als von der Sorge für die Wohlfahrt der Republik geleitet. Catilina hatte ihn vielfach verletzt; er hatte seinen Verwandten Gratidianus gemordet, hatte Fabia, die Schwester seiner Gemahlin, der Schande preisgegeben, hatte ihn als Mitbewerber vom Consulat auszuschließen gesucht, hatte ihm seine niedrige Herkunft vorgeworfen und sein Leben bedroht. Es bestand also zwischen ihnen eine Feindschaft auf Leben und Tod. Ein zweites Motiv war sein Bestreben, durch ungewöhnliche Leistungen seine stolzen Gegner in der Nobilität zu beschämen und zu verdunkeln. Er wollte als der bedeutendste Mann in der Republik gelten.

In die Zeit seines Consulats fällt auch noch die Rede für L. Licinius Murena, pro Murena. den für das folgende Jahr designirten Consul, den er gegen die von Servius Sulpicius Rufus und M. Porcius Cato gegen ihn erhobene Anklage wegen Amtserschleichung durch Bestechung vertheidigte. Im nächsten Jahr (62) bewirkte Cicero die Freisprechung des P. Cornelius Sulla, der der Theilnahme an der catilinarischen Verschwörung angeklagt war und vertheidigte dann (61) seinen Lehrer und Freund, den Dichter Archias, dessen Ansprüche auf das römische Bürgerrecht streitig gemacht worden waren, in einer Rede, die wegen der darin ausgesprochenen Verherrlichung der Wissenschaften und der Dichtkunst zu den gefeiertsten gehört. Die nächsten Jahre waren getrübt durch Leiden und Verfolgungen. Die Rede für L. Valerius Flaccus, der unter seinem Consulat Prätor gewesen und nun (59) der Erpressung in der Provinz Asia angeklagt, aber durch Cicero's Vertheidigung freigesprochen ward, ist fast das einzige schriftliche Denkmal seiner öffentlichen Thätigkeit aus dieser Zeit. Wir haben im dritten Bande (S. 797. 843) gesehen, welche bittere Früchte dem Redner die Hinrichtung der catilinarischen Genossen brachte: er wurde verbannt und verlor seine Güter. Die Briefe an seine Frau und an seinen Freund Atticus geben Zeugniß von dem Schmerze und der Verzweiflung, die ihm dieser Schlag verursachte. Er trug sein Unglück mit wenig Fassung. Er weinte und jammerte und verwünschte sein Leben. Nach seiner Rückkehr entwickelte Cicero eine große Thätigkeit, theils in seinem eigenen Interesse (wie die Rede für sein Haus an die Pontifices von zweifelhafter Echtheit), theils um sich seinen Freunden und Gönnern dankbar zu erweisen (Verwendung für Pompejus in Betreff der Zufuhr), theils um seinen Widersachern, besonders dem Clodius, entgegenzutreten. Er vertheidigte den P. Sestius, der als Volkstribun für Cicero gewirkt hatte und nun (56) von der Clodischen Bande wegen aufrührerischer Umtriebe angeklagt aber von den Richtern freigesprochen wurde. Damit hing die Rede gegen Vatinius zusammen, der als Zeuge gegen Sestius aufgetreten war. Durch die Rede für M. Cälius, der beschuldigt war, Gewalt geübt und der Clodia, der Schwester des Bandenführers, seiner früheren Buhlerin, nachgestellt zu haben, bewirkte er die Freisprechung des Angeklagten und geißelte zugleich

pro P. Sulla. pro Archia poeta. pro Flacco. pro Domo. pro Sestio. in Vatinium. pro Caelio.

pro Cornelio Balbo. de provinciis consularibus. in Pisonem. seine Feinde. Durch die Reden für Cornelius Balbus, dem man das von Pompejus verliehene Bürgerrecht streitig machte, und über die Consular-Provinzen suchte er sich den Triumvirn zu empfehlen, während die Rede gegen Piso, deren Anfang nur verstümmelt auf uns gekommen ist, aufs Neue von dem tödtlichen Hasse zeugt, den der Consular allen Freunden und Genossen des Clodius trug.

Unter Piso's Consulat war Cicero verbannt worden, hatte Clodius ungestraft sein Unwesen getrieben; darum hatte Cicero die Abberufung desselben aus der Provinz Makedonien bewirkt und als dieser ihn deshalb angriff, rächte sich Cicero im Senat durch eine Rede, die an Ruhmredigkeit über seinen eigenen Werth und an Schmähungen des Gegners alles Maaß überschreitet.

Nur aus Rücksicht für die drei Machthaber mäßigte Cicero sich hie und da in seinem Zorn und sprach wohl auch zu Gunsten seines früheren Gegners Vatinius. pro Plancio. Auch die beiden Vertheidigungsreden des Jahres 54 für Cn. Plancius und für pro Rabirio postumo. Rabirius Postumus standen mit seiner Person in Beziehung. Den ersteren, der ihn nach seiner Verbannung als Quästor in Thessalonike aufgenommen und geschützt hatte, befreite er von der Anklage sodalicischer Wahlumtriebe bei Bewerbung um die Aedilenwürde; der letztere, der Adoptivsohn des früher von Cicero vertheidigten Senators, war bei der Rückberufung des Verbannten thätig gewesen. Aber diesmal reichte die Vertheidigung nicht hin, die Freisprechung des wegen Wucher und Erpressung in Aegypten angeklagten Rabirius zu bewirken; er mußte gleich seinem Gefährten und Mitschuldigen Gabinius ins Exil wandern. Endlich fiel Clodius durch Milo's Bande. Cicero übernahm die Vertheidigung des Straßenhelden, dem er seine Rückkehr vorzugs- pro T. Annio Milone. weise zu verdanken hatte, vor dem Richterstuhle des Pompejus (52). Aber das drohende Geschrei der Clodianer soll den Redner so sehr außer Fassung gebracht haben, daß seine Worte erfolglos blieben. Milo wurde verurtheilt und zog in die Verbannung. Später arbeitete Cicero die Rede um, mit solcher Meisterschaft, daß sie zu den glänzendsten Erzeugnissen römischer Beredsamkeit gezählt wird. „Hätte M. Tullius so gesprochen," soll Milo bei dem Lesen der ihm übersandten Rede geäußert haben, „so würde ich jetzt nicht genöthigt sein in Massalia Seebarben zu essen."

Cicero Proconsul in Kilikien. 51. 50. In den Jahren 51 und 50 weilte Cicero als Proconsul in Kilikien. Sein Feldzug am Amanus brachte ihm den Soldatentitel „Imperator", aber nicht den Triumph, nach dem er strebte. Große Verdienste erwarb er sich um die verarmte Provinz durch gute Verwaltung und Uneigennützigkeit. Durch seine Gerechtigkeit, Enthaltsamkeit und Milde lebten die Bewohner wieder auf. Auch weigerte er sich den Aedilen des Jahres Während des Bürgerkriegs. 49—46. 50 Panther zu den Spielen fangen zu lassen. Während des Bürgerkriegs von 49 bis 46 war für Cicero's Beredsamkeit keine Stätte in Rom. Seine schwankende Haltung in dieser schwierigen Zeit haben wir früher kennen gelernt. Als Cäsar nach dem Sieg bei Thapsus auf Bitten des Senats gestattete, daß der in Mytilene weilende Republikaner M. Marcellus nach Rom zurückkehre, ergriff Cicero die Gelegenheit, durch die pro Marcello. in der Curie gehaltene Dankrede für Marcellus dem Machthaber seine Huldigung darzubringen. Marcellus kehrte im nächsten Jahr zurück, wurde aber auf der Reise im Piräeus ermordet. Man hat mit Unrecht die Echtheit der Rede in Frage gestellt. pro Ligario. Einen ähnlichen Zweck hatte die auf dem Forum vor Cäsar gehaltene Rede für Ligarius. Dieser hatte in Afrika in den Reihen der Republikaner gekämpft und war deshalb verbannt worden. Der Redner hatte den Triumph, daß Cäsar seinen Clienten begnadigte. Zwei Jahre nachher war Ligarius unter den Mördern des Imperators. Uebrigens gehört die Rede zu den besten, so schwierig auch die Verhältnisse waren, unter denen sie gehalten ward. Im folgenden Jahr 45 vertheidigte er im Hause Cä-

sar's seinen alten Gastfreund, den König Dejotarus, gegen die Beschuldigung seines Enkels Castor und eines bestochenen Dieners, daß er dem Imperator nach dem Leben getrachtet habe. Cäsar verschob die Entscheidung. Der Galaterkönig, der übrigens des Lobes, das ihm sein Vertheidiger spendet, keineswegs würdig war, sondern sich durch Härte, Raubsucht und Grausamkeit geschändet hatte, starb 2 Jahre nach der Schlacht von Philippi, wo sein Feldherr Amyntas von Brutus zu Antonius überging, im hohen Alter und hatte in einem Theil seines Reichs seinen Ankläger, dessen Eltern er aus Rache hatte tödten lassen, zum Nachfolger, einen andern erhielt sein Feldherr Amyntas zum Lohn seines Abfalls. pro rege Dejotaro.

Cicero hatte schon in den drei letzten Reden bewiesen, daß er sich in die neue Ordnung unter einem Alleinherrscher zu finden wisse, als ihn die Ermordung Cäsar's abermals in das politische Leben führte. Wir haben im dritten Theil dieses Werkes die Umstände näher angegeben, unter denen Cicero die vierzehn philippischen Reden gegen Antonius theils im Senat, theils vor dem Volke gehalten hat (nur die zweite ist überhaupt nicht gehalten, sondern nur schriftlich verbreitet worden), Reden, die man wegen ihrer Kraft und ihres Schwunges als die „Krone und den Triumph" der ciceronianischen Beredsamkeit bezeichnen darf. Zunächst berechnet, den M. Antonius als den gefährlichsten Feind der Republik und den verworfensten Menschen darzustellen, seine ehrgeizigen und verderblichen Absichten zu vereiteln und den Kampf wider diesen Verbrecher und Vaterlandsverräther als heilige Pflicht dem Senat und Volke einzuprägen, sind die philippischen Reden zugleich das getreue Abbild der tiefbewegten Zeit von Cäsar's Tod bis zur Schlacht vor Mutina. Sie waren aber zugleich sein Schwanengesang und seine Leichenrede. Der Triumvir Antonius rächte die Schmähung mit blutiger Vergeltung. Die philippischen Reden.

Waren auch die Reden, sowohl die gerichtlichen als die Staatsreden, der Glanzpunkt von Cicero's geistiger Thätigkeit — von 100 Reden, deren Titel wir kennen, sind 56 mehr oder minder vollständig erhalten, von 20 nur einige Bruchstücke — so hat er doch noch Muße zu anderen schriftstellerischen Arbeiten gefunden. Zunächst besitzen wir von ihm eine große Anzahl von Briefen, die mit den Jahren vor seinem Consulat beginnend im vorgerückteren Alter bis zu seinem Tode immer zahlreicher werden. Sie zerfallen in drei durch seinen Freigelassenen Tiro veranstaltete Sammlungen: 1. Sechzehn Bücher an verschiedene Personen (Epistolae ad Diversos s. ad familiares) während des Zeitraums von 63—43. Neben Cicero's eigenen Briefen werden auch oft die Briefe der Personen mitgetheilt, auf welche sich jene beziehen. 2. Cicero's Briefe. ad familiares.

Das 8. Buch enthält die Correspondenz des M. Cälius Rufus, eines jungen Redners von Talent, aber leichtfertigem Lebenswandel; B. 14 ist eine Sammlung von Familienbriefen Cicero's an seine Frau Terentia und an seine Kinder; B. 15 sind officielle Berichte an die Staatsbehörden während seines Aufenthalts in Kilikien; Bd. 16 enthält die Briefe an Tiro.

2. Die zweite Sammlung umfaßt 16 Bücher Briefe an T. Pomponius Atticus nach der Zeitfolge geordnet, die 11 ersten aus den Jahren vor seinem Consulat, die übrigen von diesem Zeitpunkt bis zu seinem Tode; nur einige Briefe sind an Andere gerichtet. 3. Die dritte Sammlung bilden die drei Bücher Briefe an Quintus Cicero (Epist. ad Quintum fratrem). Eine vierte Sammlung von 18 Briefen an M. Brutus, sämmtlich nach Cäsar's Tod geschrieben, wird von einigen Kritikern für unecht gehalten. ad Atticum. ad Quintum fratrem. ad M. Brutum.

In engster Verbindung mit den Reden stehen Cicero's rhetorische Schriften, in denen der Verfasser sich zur Aufgabe stellte, theils aus griechischen Rhetorikern, mehr 3. Rhetorische Schriften.

aber noch aus der eigenen reichen Erfahrung schöpfend und mit vorwiegender Rücksicht auf die praktische Anwendung die vornehme römische Jugend in der Redekunst zu unterrichten. Schon als Jüngling verfaßte er mehr zu eigener als fremder Belehrung die zwei Bücher Rhetorica s. de inventione, eine trockene Jugendarbeit, die mit der älteren Schrift des Cornificius oder des sogenannten Auctor ad Herennium ähnlichen Inhalt hat und wahrscheinlich aus denselben griechischen Quellen geschöpft wurde. Cicero selbst betrachtete die Schrift als ein unreifes Werk, das er nicht vollenden, sondern durch gediegenere Leistungen übertreffen wollte. Dies geschah durch die treffliche an seinen Bruder Quintus gerichtete Schrift: Vom Redner, drei in Gesprächsform abgefaßte Bücher, die durch ihren blühenden und gefeilten Stil glänzen. Die Schrift wurde verfaßt um das Jahr 55, als Cicero durch die inneren Unruhen von der Rednerbühne abgehalten, zu „sanfteren Musen" zurückgekehrt war.

de inventione. auctor ad Herennium. de oratore.

In den Dialogen, welche den drei berühmten Rednern L. Crassus, Q. Scävola und M. Antonius in den Mund gelegt werden, wird zuerst das Ideal eines vollkommenen Redners aufgestellt und die zur Erreichung dieses Ziels nothwendigen Mittel angegeben, nämlich wissenschaftliche und philosophische Bildung, Naturanlage und Uebung; dann wird im zweiten Buch die Auffindung, Anordnung und Behandlung des Stoffes mit Rücksicht auf die Bestimmung der Reden und die danach zu treffende Eintheilung in drei Gattungen erörtert und endlich die Kunst des Vortrags mit Bezug auf Sprache, Ausdruck, Redefiguren und Action abgehandelt.

Brutus s. de claris oratoribus. Orator.

Gewissermaßen als Vervollständigung dieses Meisterwerks können die beiden kleineren in den Jahren 46 und 44 verfaßten Schriften gelten: Brutus oder über die berühmten Redner, eine Geschichte der römischen Beredsamkeit mit belehrenden Charakterzeichnungen und vielen treffenden, wenn auch nicht ganz unparteiischen Urtheilen, nebst Andeutungen über Cicero's eigenen Bildungsgang; und die durch Inhalt und Form gleich ausgezeichnete Schrift „Der Redner", worin Cicero dem M. Brutus, dem beide Werke gewidmet sind, die Summe seiner eigenen Erfahrungen über die Stilarten der Beredsamkeit und die rednerische Composition und Form zusammenstellt, um zu zeigen, wie man ein vollkommener Redner werden könne.

Topica. de Partitione oratoria. de optimo genere oratorum.

Von geringerer Bedeutung sind noch drei andere rhetorische Schriften: Topica oder Lehre von den Gründen und Beweisen gerichtlicher Reden, eine auf Ersuchen des Rechtsgelehrten Trebatius verfaßte Formenlehre der Dialektik nach der Topik des Aristoteles; über die rednerischen Eintheilungen (Partitiones oratoriae), ein in Gesprächsform abgefaßter Abriß der Rhetorik, eine Art Katechismus, in dem Cicero seinem Sohn Marcus die Hauptpunkte der Rhetorik nach griechischen Lehren vorträgt; endlich von der besten Gattung von Rednern, eine Art Vorrede zu einer Uebersetzung der Reden des Aeschines und Demosthenes „vom Kranze", in welcher er der attischen Beredsamkeit vor der asiatischen den Vorzug gibt.

4. Philosophische Werke.

Außer diesen mehr praktischen Richtungen war Cicero's Thätigkeit vorzugsweise der Philosophie zugewendet. Bei diesen Arbeiten hatte er den Zweck, seine Landsleute mit den Ergebnissen griechischer Speculation, die ihm selbst in seinen Mußestunden so viele Erholung und Erhebung gewährten, vertraut zu machen. Als er durch die Zeitverhältnisse vom öffentlichen Leben zurückgedrängt und durch Mißgeschicke in seiner Familie niedergebeugt wurde, gewährte ihm die Philosophie Trost und befriedigende Beschäftigung. Daher gehören seine bedeutendsten philosophischen Schriften den letzten Jahren seines Lebens an, während deren er sich mit großem Eifer in die Lehrsatzungen der Akademiker, Peripatetiker und Stoiker versenkte und die Errungenschaften ihres Nachdenkens in klarer philosophischer Sprache, die durch ihn zuerst zum Ausdruck des reinen Denkens ausgebildet wurde, und nicht selten mit Wärme und innerer Begeiste-

rung darstellte. Ohne Trieb und Anlage zu eigener Speculation begnügte er sich die vorhandenen Resultate zu verarbeiten und die Summe ihrer Wahrheiten für das praktische Leben zu verwerthen. Nach dem Vorbilde Plato's, dessen Schriften er vor allen anderen den Vorzug gab, bediente er sich gewöhnlich der dialogischen Form, doch ohne den poetischen Zauber des attischen Weisen.

Das älteste philosophische Werk Cicero's (außer einigen Uebersetzungen) sind die sechs Bücher vom Staat (de republica), die im Jahre 52 vollendet wurden. De republica. Früher kannte man nur den von dem Grammatiker Macrobius erhaltenen Schluß, „der Traum Scipio's", und einige Bruchstücke, bis im Jahre 1822 Angelo Mai in einem Vaticanischen Palimpsest einen Theil des Ganzen auffand und herausgab. somnium Scipionis. Doch sind immer noch bedeutende Lücken vorhanden. Nach Art des platonischen Werkes und in derselben dialogischen Form werden in der Republik Untersuchungen über den besten Staat angestellt und dieser nicht wie bei Plato in einem Idealstaat gefunden, sondern in der (freilich etwas idealisirten) römischen Verfassung vor der Zeit der Gracchen. Aehnlich wie bei Plato reiht sich an den „Staat" die Schrift „von den Gesetzen" (wahrscheinlich ebenfalls sechs Bücher, von denen aber nur drei erhalten sind), in welcher Cicero nach stoischen Grundsätzen aber mit Anklängen an Plato und gleichfalls in Gesprächsform zuerst von dem Naturrecht handelt, dann von dem göttlichen Rechte und endlich von den menschlichen Gesetzen, die von den Obrigkeiten ausgehen. de legibus. Indem er das Prinzip der Gesetze aus der Natur des Menschen herleitet, sucht er die Rechtswissenschaft philosophisch zu begründen. Die zwei letzten Jahre Cicero's sind mit einer Reihe philosophischer Schriften zum Theil von großer Geistesfrische ausgefüllt, so daß man nicht genug die Arbeitskraft des sechzigjährigen Greises bewundern kann. Freilich gestand er selbst, daß er nur die griechischen Gedanken in Worte kleide, „die ihm reichlich zuströmten". Außer mehreren verlornen Werken und Uebersetzungen, wie die im dritten Band erwähnte „Lobschrift auf Cato von Utica", das dem Atticus gewidmete Buch „vom Ruhm", der Dialog „Hortensius oder über die Philosophie", eine im Alterthume sehr geschätzte Arbeit, die „Trostschrift über die Linderung der Trauer" nach dem Tode seiner geliebten Tochter Tullia verfaßt (die noch vorhandene ,,Consolatio'' ist untergeschoben), Consolatio. das nach Plato frei bearbeitete Bruchstück Timäus und außer dem Dialoge „Academica", von dessen vier Büchern nur das erste der zweiten Bearbeitung und das zweite der ersten Bearbeitung erhalten sind, Academicae quaestiones eine Darstellung der Philosophie Plato's und seiner Nachfolger in der Akademie, verfaßte Cicero noch in den Jahren seines thätigen Alters, wo er öfters an Schlaflosigkeit litt, mehrere seiner berühmtesten nach Inhalt und Darstellung gleich ausgezeichneten Werke. Dahin gehören zunächst die vier größeren Schriften: 1. Vom höchsten Gut und vom höchsten Uebel, fünf Bücher in Gesprächsform, worin die Grundsätze der griechischen Philosophenschulen, der Epikureer, Stoiker, Akademiker und Peripatetiker über den Zweck des Lebens und die wahre Glückseligkeit entwickelt und nach De finibus bonorum et malorum. ihren Vorzügen und Mängeln geprüft werden, so daß Torquatus das ethische System der Epikureer vertheidigt, aber von Cicero widerlegt wird; Cato gibt eine Darlegung der stoischen Sittenlehre in ihren Gründen und Ergebnissen, gegen welche Cicero gleichfalls seine Bedenken und Einwendungen vorbringt. Piso endlich entwickelt die ethischen Ansichten der ältern Akademie und der Peripatetiker. 2. Die fünf Bücher Tusculanischer Disputationen, die nach seiner eigenen Angabe (de divin. II, 1) Tusculanae disputationes. darlegen sollten, was zum Lebensglück besonders nothwendig sei, daher im ersten Buch gehandelt wird: über die Verachtung des Todes; im zweiten: über die Ertragung des Schmerzes; im dritten: über die Milderung des Kummers; im vierten: über die übrigen Gemüthsstörungen; das fünfte Buch verbreitet sich über einen Gegenstand, der

die ganze Philosophie zumeist verherrlicht, nämlich: daß die Tugend für sich selbst schon zum glücklichen Leben genüge. Die Tusculanischen Untersuchungen sind Cicero's bekanntestes und gelesenstes philosophisches Werk, reich an glänzenden Stellen und eingestreuten Sentenzen und Geschichten, aber hier und da nachlässig im Ausdruck, was von der Eile der Abfassung zeugt. 3. Die religionsphilosophischen Schriften: „Vom Wesen der Götter", „Von der Divination" und „Vom Fatum", drei Schriften, die trotz mancher Lücken und Interpolationen des Textes und mancher Härten und Unebenheiten der Sprache von größter Bedeutung sind, weil wir aus denselben die religionsphilosophischen Begriffe und Lehren der wichtigsten Philosophenschulen jener Zeit nach verlornen griechischen Werken kennen lernen. Die von dem Epikureer Vellejus im ersten, von dem Stoiker Lucius Balbus im zweiten Buche vorgetragenen Lehrsätze über das Wesen der Götter werden von dem Akademiker Cotta kritisirt und ihre Unhaltbarkeit dargethan. An diese Unterredungen schließen sich die zwei Bücher „über die göttliche Offenbarung" (Divination), eine klare und freisinnige Prüfung des herkömmlichen Wahrsagerwesens und der stoischen Ansicht, daß eine auf Beobachtung und Erfahrung gegründete Divination möglich sei. Eine Ergänzung dieser Untersuchung enthält die lückenhafte Abhandlnng „vom Fatum", in der Cicero die Widersprüche der Stoiker über dieses unerforschliche Problem enthüllte.

De natura Deorum. — *de divinatione.* — *de fato.*

4. Die an seinen in Athen studirenden Sohn Marcus gerichteten drei Bücher „von den Pflichten", ein Handbuch der Sittenlehre für das praktische Leben, das neben den Tusculanen am fleißigsten gelesen und ausgeschrieben wurde. Die zwei ersten Bücher „vom sittlich Guten" und „vom Nützlichen" sind der stoischen Pflichtenlehre des Panätios nachgebildet, das dritte „vom Conflicte des sittlich Guten und des Nützlichen" enthält eigene Belehrungen, wie sich ein Staatsmann in den verschiedenen Lagen des Lebens und im Widerstreit der Pflichten zu verhalten habe. Der Werth des Buches besteht theils in den Wahrheiten, die von einer reichen Erfahrung zeugen und in der „sittlichen Feinheit und Würde des Autors", theils in der populären und natürlichen Behandlung. Außerdem besitzen wir von Cicero noch zwei kleinere Schriften philosophischen Inhalts: Cato oder über das Alter und das dem Theophrast nachgebildete Gespräch: „Lälius oder über die Freundschaft", beide dem Atticus gewidmet, und ausgezeichnet durch gediegenen Inhalt wie durch Schönheit und Anmuth in Sprache und Darstellung. Die „Paradoxa" sind eine freiere rednerische Entwickelung von sechs stoischen Kernsprüchen („Das Sittliche ist allein das Gute". „Die Tugend genügt zum glücklichen Leben". „Nur der Weise ist frei und der Thor ein Sclave". „Alle guten Handlungen sind unter sich gleich und ebenso alle schlechten Handlungen" u. s. w.). Cicero's Gedichte und geschichtliche Arbeiten über seine Zeit, in Versen und in griechischer Prosa, sind bis auf geringe Reste und Andeutungen untergegangen, ein leicht zu verschmerzender Verlust.

de officiis. — *Cato major s. de senectute.* — *Laelius s. de amicitia.*

Die römische Poesie.

Nicht minder abhängig von griechischen Einflüssen und doch in eigenen Bahnen einherschreitend zeigten sich die römischen Dichter: T. Lucretius Carus schöpfte den Stoff zu seinem großen Lehrgedicht, in welchem er den ihm befreundeten Staatsmann und Dichter Memmius über die Natur der Dinge unterrichtet, aus der Lehre des Epikur und entlehnte Form und Darstellung dem Naturweisen Empedokles, zeigte aber eine solche geniale Meisterschaft in Beherrschung des schwierigen Stoffes und in poetischer Naturschilderung, daß er mit Recht als ein Stern erster Größe in dem Himmelsraum der römischen Literatur bezeichnet werden kann. Der erwähnte Alterthumsforscher Teren-

tius Varro hat in seinen zahlreichen Schriften viele aus griechischen Werken geschöpfte Belehrung seinen Landsleuten mitgetheilt und in seinen „Menippeischen Satiren", in denen Verse und Prosa abwechselten und Sittenzeichnungen und Bilder aus dem Leben mit Heiterkeit, Witz und Laune und in originellen Ausdrücken und Wortbildungen dargestellt waren, einen sonst wenig bekannten griechischen Philosophen, den Cyniker Menippus von Gadara in Syrien, zum Vorbild gewählt; und dennoch ist Terentius Varro in Schrift und Leben ein echter Römer von alter Zucht und Sitte geblieben, dem es vergönnt war, „die Sorgen aus dem Herzen zu bannen durch das Lied und die heitere Dichtkunst", dessen Satiren noch der letzte grüne Sproß waren, den die volksthümliche Poesie Italiens getrieben hat, und der gegen die grübelnde Weltweisheit der Griechen und die „Hundephilosophie" nicht minder seine Geißel schwang als gegen das entartete Rom. Die drei Elegiendichter, der feurige Catullus, der seelenvolle Tibullus und der schwungvolle Propertius lehnten sich in Form, Versmaaß und künstlerischer Behandlung an die Alexandriner, besonders an Kallimachos (III, 412) an; und dennoch wird man sowohl in der genialen Leidenschaft und sinnlichen Lebenslust des ersten als in den weichen Tönen liebeschwärmender Naturdichtung des zweiten und in der feurigen Liebeselegie des letzten den Ausdruck römischer Gesinnung und Empfindung nicht verkennen; nicht verkennen, daß diese Dichter die fremde Form mit eigenem Reichthum, mit heimischen Eindrücken aus dem italischen Leben beseelt haben. Der berühmte Dichter P. Virgilius Maro hat freilich sein Epos „die Aeneide" dem Homer und seine „Hirtengedichte" (Bucolica) dem Theokrit nachgebildet, aber mit solcher Meisterschaft, daß sie nirgends den Charakter der Ursprünglichkeit vermissen lassen und daß sein Heldengedicht, worin das kaiserliche Rom an den heiligen Mythenkreis der Vorzeit geknüpft ist, als das gefeiertste Denkmal des römischen Nationalstolzes dasteht; und was sein treffliches Lehrgedicht „vom Landbau" (Georgica) betrifft, in welchem die Liebe des alten Römers zum Ackerbau und zur Landwirthschaft ihren warmen Ausdruck findet, trägt dasselbe nach Inhalt und Form eine volksthümliche italische Prägung, „etwas Italienisch-Landschaftliches". Der geistreiche und gewandte Q. Horatius Flaccus hat in seinen durch Mannichfaltigkeit der Formen und Versmaaße wie durch Wohlklang und Correctheit der Sprache ausgezeichneten Oden die griechischen Lyriker, besonders Alkaios und Sappho (II, 333), in seinen Epoden den Jambendichter Archilochos als Muster gewählt und in seiner „Poetik" die Vorzüge der griechischen Kunstform vor dem heimischen „Knittelvers" dargethan; aber in seinen „Satiren" (Sermonen) und „poetischen Briefen" steht er auf eigenen Füßen, indem er im Geiste des Lucilius (III, 614) das ganze Leben seiner Zeit nach allen Richtungen und Erscheinungen im Spiegel aristippischer Heiterkeit, Lebenslust und Ironie gepaart mit Gemüth und sittlicher Würde überblickt und darstellt, ein echtes Kind des augusteischen Zeitalters mit seiner

Bildung, Genußliebe und philosophischen Weltanschauung. P. Ovidius Naso, der formgewandte und anmuthige Erzähler, hat in seinen „Metamorphosen" und „Heroiden" die griechische Mythenwelt behandelt und in seinen elegischen Dichtungen von der Liebe viele griechische Sagen seinen Landsleuten mitgetheilt, dabei verstand aber Niemand besser als er, das gelehrte Gerippe der alexandrinischen Dichter mit einem üppigen Kranze frischer Blätter und Blüthen zu umgeben und dem fremden Gut ein eigenthümliches Leben zu verleihen; und wenn er in seinem „Festkalender" (Fasti) den Beweis lieferte, daß auch die religiösen Traditionen der Römer und die altitalischen Feste nicht ohne Poesie seien, so zeigt er sich in seinen „Trauerbriefen" aus der Verbannung am Pontos ganz als den Sohn jener verweichlichten Zeit, dem nur das Leben in der Hauptstadt Reiz und Werth hat. Selbst die äsopische Thierfabel hat unter den Händen des Phädrus, angeblich eines von Augustus in Freiheit gesetzten thrakischen Sclaven, einen italischen Charakter, eine praktischere Haltung bekommen. Ist auch sein Vortrag im Ganzen kurz, trocken und unbelebt, so ist doch die Sprache einfach, klar und correct, und die nutzbare Moral oder Lebensregel, die den Hauptzweck und Kern seiner Fabeln bildet, mußte der praktischen Verstandesrichtung der Römer besonders zusagen.

Lucretius Carus. c. 98—55. Cicero's Zeitgenosse, T. Lucretius Carus, aus vornehmem Geschlechte, hat sich der schweren Aufgabe unterzogen, die dürre unpoetische Naturphilosophie Epikur's in einem Lehrgedicht „Von dem Wesen der Dinge" in einer für abstrakte Vorstellungen wenig geeigneten spröden und ungefügigen Sprache dichterisch zu behandeln. Aber so undankbar der Stoff uns erscheinen muß, auf den der begabte Dichter sein Talent verwendete, so sehr müssen wir die Kunst bewundern, womit er ein auf Begriffen und Schlüssen aufgebautes Lehrgebäude scharfsinnig und klar zu entwickeln und darzustellen verstand und doch zugleich den poetischen Anforderungen genügte, den denkenden Geist wie die Phantasie in gleicher Weise beschäftigte und befriedigte. Der Zweck dieses speculativen, mit Schwung und Begeisterung erfaßten und mit feuriger Beredsamkeit und lebendigen Schilderungen ausgeführten Lehrgedichts besteht darin, durch die Entwickelung der Naturlehre Epikurs den Menschen von religiösen Traditionen und Vorurtheilen und von der Furcht vor Tod und Vergeltung zu befreien und ihn durch Zerstörung alles religiösen Aberglaubens und durch Belehrung über den wahren Urgrund und das Wesen der Dinge zu höherem Selbstbewußtsein und zu persönlicher Freiheit zu führen. Hinter der naturwissenschaftlichen Darstellung liegt somit eine moralische Tendenz verborgen. Indem Lucrez nach Epikurs Atomenlehre die Entstehung und das Ende des Weltalls auf mechanische Weise zu erklären unternimmt, indem er nachzuweisen sucht, daß die Welt aus ewigen Grundstoffen durch Zufall entstanden, daß die Götter um die Welt und die Menschen sich nicht bekümmerten*), daß die Seele gleich dem Körper bei

---

*) Aber die Götter müssen durch sich und ihrer Natur nach
In der seligsten Ruh unsterbliches Leben genießen,
Weit von unserem Thun und unseren Sorgen entfernet.
Denn von jeglichem Schmerze befreit und befreit von Gefahren,

dem Tode sich wieder in ihre Grundstoffe auflöse*); indem er somit den stoischen Götter- und Vorsehungsglauben und die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele rücksichtslos und scharf bekämpft, hat er die Absicht, den Menschen von der beengenden und feigen Sorge zu befreien und ihn auf die Kraft des eigenen Willens als der einzigen Quelle alles Friedens und alles Glücks hinzuweisen und die Ueberzeugung zu begründen, „daß der Tod, das ewige Ausruhen von allem Hoffen und Fürchten, besser sei als das Leben; daß die Höllenstrafen nicht nach dem Leben den Menschen peinigen, sondern während desselben in den wilden und rastlosen Leidenschaften des klopfenden Herzens", und daß die Aufgabe des Menschen sei, seine Seele zum ruhigen Gleichmaaß zu stimmen; nur die Kraft seines Gemüthes, die Erhabenheit der Gesinnung, das Losreißen von allem Nichtigen und Zufälligen sichern ihm die Ruhe des Herzens und erheben ihn über den zufälligen Wechsel der Dinge. Sprache und Darstellung sind kräftig und männlich, der Wechsel der Empfindung steigert ihren Schwung bis zur „Majestät des Ausdrucks", gehoben durch glückliche Bilder, durch Wortfülle und durch rechtzeitige Ironie, und manche Naturschilderungen im VI. Gesang, z. B. die Pest in Athen nach Thukydides, zeugen von großartiger Phantasie; dabei leidet aber das Gedicht an manchen Härten und alterthümlichen Redensarten und der Versbau ermangelt des Wohllauts. „Seine Hexameter wälzen sich nicht wie die elegischen zierlich hüpfend gleich dem rieselnden Bache, sondern mit gewaltiger Langsamkeit gleich dem Strome flüssigen Goldes."

P. Virgilius Maro, geboren im Jahre 70 zu Andes bei Mantua, war ein Dichter voll Gemüth, Unschuld und Sittenreinheit, der sowohl wegen seines edlen liebenswürdigen Charakters und seiner anspruchslosen gemüthlichen Natur als wegen seines höheren Strebens, seiner Liebe zu Kunst und Wissenschaft und seiner dichterischen Talente von Augustus und seinen Freunden mit Auszeichnung behandelt wurde. Nachdem er in Cremona und Mailand sich die Schulkenntnisse erworben und dann in Neapel unter der Leitung des Grammatikers und Dichters Parthenius sich der griechischen Sprache und Literatur beflissen, begab er sich im Jahre 47 nach Rom, wo er sich vielseitigen Studien widmete. Nach zweijährigem Aufenthalt in der Weltstadt kehrte er in seine stille Heimath zurück, um, da seine schwächliche Gesundheit ihm nicht gestattete, die schwierige Laufbahn eines Staatsmannes zu ergreifen, in der Bewirthschaftung seines Gutes und in der Dichtkunst den ihm entsprechenden Lebensberuf zu suchen. Angeregt von Asinius Pollio, der im Jahre 42 Statthalter im transpadanischen Gallien war, dichtete er nach dem Vorbilde Theokrits, mitunter in wörtlicher Ueber-

Virgilius Maro. 70–19.

Selbst sich in Fülle genug, nicht dürftig unseres Beistands
Rührt sie nicht unser Verdienst, noch reizet sie unser Begehren.
(Lucrez folgte also hierin wie in vielen anderen Stellen der Ansicht des älteren Dichters Ennius:
„Götter freilich wird es geben, Himmelsbewohner allerdings,
Doch sie kümmern keineswegs, scheint mir, sich um des Menschen Loos".) (Ges. I.)

*) Da nun die Seel' ein Theil des Menschen ist: ihren bestimmten
Sitz in dem Körper hat, wie die Augen oder die Ohren,
Oder die anderen Sinne, die Steuermänner des Lebens; —
Und gleichwie nun die Hand, das Aug' und die Nase, besonders
Abgeschnitten vom Leib, nicht fühlen können, noch da sein,
Sondern in kurzer Zeit hinschwinden müssen in Moder:
Also kann auch der Geist für sich nicht selber und ohne
Körper des Menschen besteh'n, der gleichsam dessen Gefäß ist;
Oder ein Näheres noch, wenn sich irgend etwas Verbundners
Denken noch läßt, dieweil fest an ihm hanget der Körper. (Ges. III.)

Bucolica. setzung, die „bukolischen Gedichte", auch „Eklogen" genannt, in denen er unter idyllischen Formen und Namen Verhältnisse und Personen seiner Zeit und Beziehungen aus seinem eigenen Leben darstellte. Als er die drei ersten Idyllen „Alexis" (II.), „Palämon" (III.), und „Daphnis" (V.) vollendet hatte, sollte bei der Landvertheilung an die cäsarischen Legionen auch sein Gut bei Mantua eingezogen werden; da legte Pollio dem Triumvir Octavian die letzte Ekloge vor, in welcher der Dichter unter dem Namen „Daphnis" Cäsar's Tod und Vergötterung gefeiert, und erwirkte ihm den Schutz des Machthabers. Dafür zeigte sich Virgil sein Leben lang dankbar; schon die nächste Ekloge „Tityrus" (I.) war eine Huldigung für Augustus den „göttlichen Jüngling". Nach dem perusinischen Krieg war Andes abermals von einer Ackervertheilung bedroht. Alfenus Varus, an den die sechste Ekloge „Silenus" gerichtet ist, vermochte den räuberischen Veteranen keinen Einhalt zu thun; Virgil mußte fliehen. Auf dem Landhause seines Lehrers Siron in Rom dichtete er die Idylle „Möris" (IX.), die sein eigenes Geschick darstellte*) und erhielt dann unter Vermittelung von Pollio und Mäcenas sein Gut zurück (40). Zum Dank verherrlicht er seinen Gönner Pollio in der vierten Ekloge und begrüßt dessen neugebornen Sohn als den Bürger eines neuen goldenen Zeitalters, und auch in der achten, „Pharmaceutria", bringt er ihm seine Huldigung dar. Die letzte Ekloge (X.) weihte Virgil seinem Freunde, dem Elegiendichter Cornelius Gallus.

Aus diesen Angaben über die Entstehung und Beziehungen der Eklogen geht hervor, daß die virgilischen Idyllen in Haltung und Sprache sehr verschieden sein mußten von den Hirtengedichten Theokrits, von dessen Anmuth und Natürlichkeit sich bei dem römischen Nachahmer keine Spur findet. Denn während der sicilische Sänger das einfache Naturleben in der Sprache und Denkweise des Volkes darstellt und in Gefühlen und Anschauungen nicht aus den Kreisen der geschilderten Hirtenwelt heraustritt, mithin Form und Inhalt zu einem harmonischen Gemälde verbunden erscheinen, reden die Hirten Virgil's die gebildete Sprache vornehmer Römer und tragen die Anliegen und Empfindungen der hauptstädtischen Gesellschaft in Flur und Wald. Die Hirten des römischen Dichters sind mithin nicht sicilische oder arkadische Schäfer, sondern Leute der großen Welt im Hirtengewande, denen er seine eigenen Gefühle und Gedanken in den Mund legt. Die bukolischen Dichtungen Virgil's sind nicht harmlose Darstellungen eines einfachen ländlichen Stilllebens, nicht Bilder und Scenen aus den Kreisen des Landvolks, die durch naturgetreue Zeichnung und die Wahrheit der Auffassung und Schilderung befriedigen und interessiren sollen; sie dienen häufig nur als Rahmen und Form, um gewisse Zeitverhältnisse in halbverhüllter Gestalt anzubringen, um politische Beziehungen anzudeuten, um Huldigungen und Schmeicheleien in feiner versteckter Weise einzuflechten; kurz die bukolische Poesie trägt bei Virgil das Gepräge der Absichtlichkeit und Künstlichkeit und dient ihm zum Ausdruck seiner eigenen Wünsche und Empfindungen. Aber bei allen diesen Mängeln sind die Hirtengedichte reich an einzelnen Schönheiten und an gelungenen Schilderungen; die Sprache ist elegant, der Versbau glatt und correct, und wo das Gemüth des Dichters lebhaft erregt ist, fehlt es auch nicht an Wärme.

Aehnlich in Inhalt und Behandlung mit den Eklogen sind vier kleinere Gedichte, die ebenfalls unter Virgil's Namen gehen, aber nur Nachbildungen zu sein scheinen, nämlich: die „Mücke" (Culex), „Ciris", ein kleines Epos, „das Mörsergericht" (Moretum) und „die

*) Lycidas, ach! wir haben erlebt, was nie wir gefürchtet,
Daß ein Fremder Besitz von unserem Gütchen genommen,
Sprechend: Dies Alles ist mein! Zieht fort, ihr alten Bebauer!

Wirthin" (Copa), zwei reizende Genrebildchen aus dem gemeinen italischen Leben voll Treue und Wahrheit.

Als nach der Schlacht bei Actium ruhige und friedliche Zeiten in Italien einkehr- Georgica. ten, nahm Virgil seinen Aufenthalt abwechselnd in Rom und Neapel. An letzterem Orte, der ihm des milden Klima's halber besonders zusagte, verfaßte er auf Anregung des Mäcenas das Lehrgedicht „vom Landbau" (Georgica), in der Absicht, die den Römern angeborne Liebe zum Feldbau, der unter den Stürmen des Bürgerkriegs und der Ackervertheilungen so sehr Noth gelitten hatte, neu zu beleben und ihn als das segensreichste Mittel zur Herstellung des erschütterten Wohlstandes zu empfehlen. Die vier Bücher „Georgica", von denen das erste vom Ackerbau, das zweite von der Baumzucht, das dritte von der Viehzucht und das vierte von der Bienenzucht handelt, sind Virgil's Meisterwerk, in dem sich alle Vorzüge seines Geistes und Gemüthes wie seines Talentes aufs Glänzendste bewähren, so wenig auch der Inhalt geeignet ist, poetische Begeisterung zu erwecken. „Die Georgica sind die glücklichste Leistung des Alterthums im Lehrgedicht," urtheilt Bernhardy, „und vereinigen in der schönsten Harmonie Gemüth und feines Gefühl mit geschmackvollem Wissen. Die Fülle von Empirie und sittlicher Bildung macht das Gedicht zum reinsten Denkmal der Humanität selbst und weder im Adel der Gesinnung noch in Wohllaut der Rhythmen und Milde des Ausdrucks kann die Kunstpoesie des Alterthums ihm ein anderes an die Seite stellen." Nirgends tritt das Gemüth des Dichters, seine tiefe Verehrung für das arbeitsame, sittenreine häusliche Leben des Landmannes und seine eigene Sehnsucht nach dem beseligenden Frieden eines harmlosen Stilllebens mehr hervor als in dieser Dichtung; nirgends gibt sich ein solcher Reichthum von Erfahrungen und Beobachtungen über die Natur und das menschliche Dasein kund. Es sind freilich nur einzelne Bilder und Episoden lose aneinander gereiht und von keinem ideellen Bande umschlungen, aber der tiefe Gehalt und die Schönheit der Form läßt jedes Einzelne als ein Vollkommenes und Ganzes erscheinen.

Wie in den bukolischen Gedichten, so fand Virgil auch im Lehrgedicht viele Nachahmer; doch hat sich von den Nachbildungen meistens nichts weiter erhalten als die Titel. So richtete Valgius Rufus ein Lehrgedicht über die Kräuter an Augustus; so schrieb nach dem Vorbild Nicander's Aemilius Macer aus Verona ein Gedicht über die Zucht des Geflügels, über die Mittel gegen Schlangenbiß, so Gratius Faliscus, Ovid's Freund, ein Lehrgedicht über die Jagd (Cynegetica), das sich noch, wenn auch lückenhaft und verstümmelt, erhalten hat u. a. m.

Nach Beendigung des Gedichts „vom Landbau" begann Virgil das dem Octavian Aeneis. früher versprochene Epos, die Aeneis, von dem man so große Erwartungen hegte, daß Propertius schrieb:

> Weichet ihr Dichter der Römer, ihr Griechen weichet: geboren
> Wird ein Werk, das selbst über die Ilias ragt!

Diesen Erwartungen zu entsprechen machte Virgil ausgedehnte Studien. Er las nicht nur die epischen Gedichte der Griechen, des Homer, der Kykliker, der Alexandriner und die älteren römischen von Ennius und Nävius bis Lucrez, er unterrichtete sich auch aus den Schriften Cato's und Varro's über die Urgeschichte und Alterthümer der italischen Städte und Landschaften. Um das Werk mit größerer Muße vollenden zu können, unternahm er eine Reise nach Griechenland. Dort traf ihn Augustus, vom Orient zurückkehrend, in Athen und beredete ihn zur Rückkehr. Aber kaum hatte er Brundisium erreicht, so raffte ihn plötzlich der Tod hin, ehe er die letzte Hand angelegt. Nach einer

Sage wollte er das Gedicht vor seinem Hinscheiden verbrennen, stand aber auf Bitten seiner Freunde Tucca und des Dichters Varius von diesem Vorhaben ab und trug ihnen auf, das Fehlerhafte zu streichen aber Nichts hinzuzusetzen. Daher manche unvollendete Verse. Er wurde in Neapel begraben, wo die fromme Pietät der nachgebornen Geschlechter noch Jahrhunderte lang sein Grab zeigte.

Die Aeneide erzählt in 12 Gesängen die Schicksale und Irrfahrten des Aeneas, des göttlichen Stammvaters des römischen Volkes und des julischen Geschlechts, und die Sage von der troischen Niederlassung in Latium nach einem klaren Plan und in schönem ruhigem Fluß der Rede. War schon der Stoff selbst mit seinen Anklängen an die große Sagenzeit der Griechen ein günstiger, so erhielt er für das kaiserliche Rom noch ein besonderes Interesse durch die Beziehungen des Helden zu der Tiberstadt und zum julischen Herrschergeschlecht, durch die vaterländische Gesinnung, die über die ganze Dichtung ausgegossen ist, durch die treffliche Schilderung der italischen Vorzeit und aller der Orte, die in den Sagen und Ueberlieferungen der Väter eine so bedeutende Rolle einnahmen, von denen jeder Römer schon in den frohen Jahren der Kindheit so manche Kunde vernommen, auf welche die Stiftung heiliger Gebräuche, der Ursprung uralter Sitten, so manche theure Erinnerung der vaterländischen Geschichte hinwiesen. Zweck und Ziel der ganzen epischen Handlung ist die Gründung der hohen Roma und ihrer Weltherrschaft unter der glücklichen Waltung des Augustus, des glorreichen Sprößlings aus dem Stamme der Aeneaden. Diese große Zukunft, die im Hintergrund der Dichtung hervorschimmert und als Rathschluß der Himmelsmächte angekündigt wird, ist unter Augustus in Erfüllung gegangen; und wie groß auch die Hemmnisse waren, welche Götter und Menschen dem gewaltigen Werke der Gründung des römischen Reiches bereiteten, sie alle wurden unter dem Schutze der Himmlischen vom „frommen" Aeneas überwunden und dienten zu seiner Verherrlichung. Der göttliche Nationalheros, der Stammvater des Romulus und der Julier ist der würdige Repräsentant des römischen Volkes. Er besitzt alle Tugenden, welche die Römer groß gemacht: Ausdauer, Vertrauen auf die Götter und auf die eigene Kraft, Pietät, Beharrlichkeit, Muth und Tapferkeit; schon in der Vorzeit werden die feindlichen Geschicke geflochten, die Karthago und Rom im langen Weltkampfe gegen einander führten, einem Weltkampf, der trotz seines siegreichen Ausganges in der Brust des Römers den Stachel eines untilgbaren Hasses gegen den punischen Namen zurückließ. Was in der geschichtlichen Wirklichkeit entscheidend in den Entwickelungsgang eingegriffen, das Alles erscheint in der Dichtung im verklärten Lichte der Weissagung oder im dunkeln Gefühl der Ahnung angedeutet. Auf diese Weise offenbart sich das römische Kaiserthum des julischen Geschlechtes als ein zum Glück und Segen des Volkes gefaßter göttlicher Rathschluß; die blutigen Wege, auf denen es zur Herrschaft emporstieg, werden verhüllt durch den anmuthigen Schleier der Dichtung; die glückliche Gegenwart reiht sich als Erfüllung an die heilige Vorzeit an. Zu diesen Vorzügen des Inhalts gesellen sich noch die poetischen und künstlerischen Vorzüge der Form: Schönheit der Sprache, Wohlklang des Versbaues, unübertreffliche Schilderungen großartiger Naturscenen und gewaltiger Leidenschaften, die durch den Haß der Juno erzeugten Katastrophen, wodurch die Handlung immer wieder in neue Bahnen gelenkt wird, Genauigkeit der örtlichen Beschreibungen, die von großer Localkenntniß des Dichters und von seiner umfassenden Gelehrsamkeit in Geschichte und Alterthümern zeugen u. A. m. In der That es ist begreiflich, daß die Aeneide der Stolz des kaiserlichen Roms, das Entzücken der lateinisch lesenden Menschheit durch das ganze Mittelalter war, daß man den gottgeweihten Sänger mit einer Art religiöser Verehrung betrachtete, ihm übermenschliche Weisheit und Zauberkräfte zuschrieb, seine Person ins Mythische verflüchtigte, daß Grammatiker und Commentatoren, wie Servius, Donatus u. A. sein Werk erklärten und sein Leben darstellten, daß man sogar aus abgerissenen Versen und Halbversen (Centonen) ganze Gedichte verfaßte. Selbst die Kirchenväter und christlichen Schrift-

steller des Mittelalters beriefen sich auf ihn und führten seine religiösen Ansichten und prophetischen Aussprüche als Zeugnisse der Offenbarungen des wahren Gottes an. Aber die Kritik der Gegenwart stimmt nicht ein in das überschwengliche Lob. Wie sehr man auch das künstlerische Talent Virgil's anerkennen, wie hoch man die gerühmten Vorzüge stellen mag, dennoch fehlt ihm die poetische Begeisterung, der Glaube an den eigenen Genius und an die Wahrheit der heiligen Sagen, die Kraft und Fülle der Erfindung und die Gabe klarer und fester Charakterzeichnung. „Statt mit Phantasie das Wesen der Heroenzeit, die Charaktere von Göttern und Helden zu ergreifen und durch plastischen Guß in einer gewissen Wahrheit anschaulich zu machen, hat er verschliffene Figuren, auf gleicher Linie mit seiner Gegenwart, gebildet, die Wunder des Mythus und der Götterwelt in die Prosa seiner Tage gezogen, überhaupt die verschiedenen Zeiten und Culturstufen vermischt; seinen Charakteren ist hierdurch Lebensluft und freie Bewegung entzogen." Der fromme Aeneas selbst ist mehr der Träger eines großen Schicksales, der im Bewußtsein seiner göttlichen Sendung die ihm auferlegten Thaten vollbringt, als ein Held von selbständiger Willenskraft und männlichem Geiste und Unternehmungssinn. Er ist mehr in Worten als in Thaten groß. Eine wahrhaft poetische Gestalt ist nur die jungfräuliche Camilla; die Darstellung ihres Heldentodes ist die gelungenste und ergreifendste Schilderung des ganzen Gedichts. Virgil's eigene Natur, die Herder als eine „jungfräuliche" bezeichnet hat, war mehr geeignet zu sanften Tönen, zur Darstellung zarter Empfindungen, zur Zeichnung weiblicher Charaktere als zur Schilderung männlicher Thaten und Gesinnungen. In ihm sind schon die Keime und Elemente der romantischen Heldendichtung des Mittelalters enthalten.

Q. Valerius Catullus war angeblich im Jahre 87 unweit Verona auf dem väterlichen Gute am lieblichen Gardasee geboren. Sein Vater, aus dem alten Geschlechte der Valerier stammend und mit den angesehensten Männern z. B. mit Julius Cäsar befreundet, hinterließ ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen, das indeß nicht immer für die Bedürfnisse des lebenslustigen jungen Mannes hinreichen mochte; wenigstens klagt er, „sein Beutel sei mit Spinnweben überzogen". Er lebte fern von der großen Welt und von öffentlichen Geschäften bald in Rom oder auf einer Villa bei Tibur, bald in der Nähe seiner Vaterstadt auf der Halbinsel Sirmio, wo sein väterliches Haus stand. Nach dem Tode seines Bruders, der im fernen Troas begraben ward und den er in wehmüthigen Trauergesängen beklagte, nahm er seinen dauernden Aufenthalt in Rom, wo er sich der Freundschaft geistvoller und bedeutender Männer, eines Cicero, Cornelius Nepos, Hortensius, Memmius u. A. erfreute. Den letzten begleitete er nach Bithynien, wo dieser als Prätor die Verwaltung leitete; aber es scheint, daß die Philosophie seines Freundes Lucretius denselben nicht gegen die Laster und Thorheiten der Zeit geschützt habe. Daher die Klage des Dichters, „daß er einen Wollüstling zum Prätor gehabt, dem das Gefolge nicht ein Haar gegolten".

Q. Valerius Catullus. 87–54.

Catullus führte das ungebundene Leben eines Künstlers, „das der Flamme gleicht, die durch ihr Leuchten Andere erfreut und sich selbst aufzehrt". Das Treiben und die Sitte des Kreises, in dem er sich bewegte, mochte nicht gar streng gewesen sein. Er stand in den zärtlichsten Verhältnissen zu einer vornehmen Römerin, der er den Namen „Lesbia" beilegt, die aber von Vielen für jene Clodia, die Schwester des bekannten Volkstribuns, gehalten wird, welche Cicero in der Rede für Cälius als ein verworfenes Weib schildert. Nach heftigen inneren Kämpfen sagte er sich endlich von der Ungetreuen los, aber mit blutendem Herzen. „Die Wunde heilte nicht mehr." Er verschied in der Blüthe männlicher Jahre. Seine Gedichte erlangten großen Ruhm und wurden vielfach nachgeahmt, aber die Sammlung von 116 Liedern, die wir von ihm besitzen und die dem Cornelius Nepos gewidmet sind, befindet sich in zerrüttetem Zustand, „ein wilder Blumenstrauß" von gestörter Ordnung. Seine Gedichte sind theils Nach-

bildungen der Griechen, besonders der Alexandriner, theils der Erguß eigener Gefühle und Stimmungen. Diese letzteren sind von unwiderstehlichem Reiz, bald derb und beißend von epigrammatischer Natur, bald zart und gefühlvoll. „Für Catull ist nichts Gegenstand der Poesie, als was er empfindet," urtheilt der neueste Uebersetzer Fr. Pressel, „wo er haßt, oder wo er liebt, worüber er sich freut oder betrübt, nur persönliche Erlebnisse, persönliche Stimmungen, und wären sie noch so flüchtiger Natur. Daher jener morgenfrische Duft, der seine Gedichte umspielt, als Erzeugnisse des Augenblicks, als Eingebungen ohne Absicht und Zweck." Mag er die unverhüllte Sinnlichkeit und derbe Nacktheit in Ausdrücken des Muthwillens bis zu den keckften Einfällen schildern*), mag er mit beißendem Spott die angesehensten Personen, wie Cäsar, geißeln, immer ist er originell und geistreich. In ihm geben sich noch die letzten Regungen des republikanischen Geistes kund. Dabei ist er Meister in Sprache und Rhythmus, wenn auch seinen Versen noch einige alterthümliche Härten ankleben.

Pervigilium Veneris. Lange pflegte man auch die vielbewunderte „Nachtfeier der Venus" (Pervigilium Veneris), ein aus 93 trochäischen Tetrametern mit wiederkehrendem Schaltverse bestehendes, zur Frühlingsfeier der Liebesgöttin bestimmtes Gedicht, dem Catullus zuzuschreiben. Jetzt ist aber die Kritik darin einverstanden, daß dieses poetische Product mit seiner affektirten Empfindung, seiner rhetorischen Haltung, seinem unrömischen Sprachcharakter ein „Denkmal provinzialer (gallischer) Lyrik" des zweiten oder dritten Jahrhunderts sei.

In der monarchischen Zeit wurde die römische Elegie zur klassischen Vollendung geführt durch Tibullus und Propertius. Von einem dritten Dichter Cornelius Gallus. Gallus aus Forum Julii in Gallien, einem der ältesten Freunde Virgil's, sind die Elegien, durch welche er seine Geliebte Lycoris feierte, verloren gegangen. Er war ein angesehener Mann, der unter Augustus mehrere Feldzüge mitgemacht hatte, aber als Statthalter von Aegypten der Härte und Bedrückung beschuldigt, entzog er sich der Anklage durch Selbstmord. Die noch vorhandenen sechs Elegien, die seinen Namen Tibullus. (. 54–19. tragen, stammen aus weit späterer Zeit. Albius Tibullus, einer römischen Ritterfamilie angehörig, die aber durch die Proscriptionen einen Theil ihres Vermögens verloren hatte, wurde etwa um das Jahr 54 geboren. Im Jahre 30 begleitete er den M. Messalla Corvinus, an dem er einen eifrigen und mächtigen Gönner hatte, auf dem Feldzug gegen die Aquitaner; dann lebte er in stiller behaglicher Muße größtentheils auf seinem Landgute zwischen Tibur und Präneste, im Besitze hinreichenden Vermögens und im Umgange mit gleichgesinnten Freunden, unter denen Horaz und Ovid in erster Linie standen, und in Liebe hingegeben zuerst an Delia, dann nach deren Untreue an Nemesis. Er starb in jungen Jahren etwa gleichzeitig mit Virgil.

Von den vier Büchern Elegien, die dem Tibull zugeschrieben werden, sind nur die beiden ersten, die sich hauptsächlich um die Liebe zur Delia und zur Nemesis bewegen, entschieden echt; die sechs Elegien des dritten Buchs, die Liebe des Lygdamus und der Neära besingend, rühren

*) Er selbst verwahrt sich jedoch, daß man nach den derben und unzüchtigen Versen, die übrigens in den Tagen republikanischer Freiheit weniger anstößig waren als sie uns erscheinen, auf das Leben des Dichters schließe:

„Die ihr schließet aus meinen Dichtereien
Weil sie schlüpfrig, ich sei zu wenig ehrbar.
Keusch sein ziemt dem frommen Dichter freilich;
Seinen Dichtungen aber ist's nicht nöthig.
Denn dann sind sie pikant und witzig grade,
Wenn sie schlüpfrig und allzuwenig sittsam."

wahrscheinlich von einem jüngern Zeitgenossen, vielleicht von Ovid, her; das vierte Buch enthält die gelehrte Prunkarbeit eines mittelmäßigen Dichters: „Panegyricus an Messala“ in Hexametern und 14 anmuthige Gedichte der Liebe der Sulpicia und des Cerinthus gewidmet, theils Elegien, theils Liebesepisteln, kleinere idyllische Poesien voll Zartheit und Lieblichkeit. Tibull galt schon im Alterthum für den ersten Elegiker. Zartheit und Wahrheit der Empfindungen, Natürlichkeit und Einfachheit der Darstellung, Reinheit und Klarheit der Sprache und Vollendung in der dichterischen Anlage sind seine unbestrittenen Vorzüge. An Lieblichkeit und Innigkeit kommen ihm nur wenige Dichter gleich, doch fehlt seiner Lyrik zuweilen die männliche Kraft; seine Weichheit streift mitunter an Empfindsamkeit und zerflossene Gefühlsamkeit. Tibull's ganzes Wesen ist Liebe, und wenn auch diese Liebe, dem Charakter des Alterthums gemäß, eine sinnliche ist, so erscheint sie doch bei ihm mehr als bei irgend einem anderen erotischen Dichter geadelt und geläutert durch die Blüthe idealer und schöner Gemüthsverklärung, die aus ihrem Schooße hervorstrahlt. Es ist bereits ein romantischer Zug in seiner Hingebung und Treue, in dem unaufhörlichen Wogen und Schweben zwischen Freude und Schmerz, in der Abhängigkeit seiner Stimmung von dem Begegnen der Geliebten. Diese Innerlichkeit seiner Lyrik hat eine treffliche Unterlage in dem ländlichen gemüthlichen Stillleben, in dem sie sich bewegt und das ihr einen idyllischen Anstrich verleiht, und in der reichen Phantasie, die dem Dichter eine Fülle poetischer Bilder zuführt, so wie in der natürlichen Grazie und Anmuth, die sich in dem lieblichen Fluß seiner Sprache, in dem Wohlklang seines Rhythmus und in dem harmonischen Wechsel zwischen dem hochaufstrebenden Hexameter und dem „melodisch herabfallenden“ Pentameter kund gibt.

Sextus Propertius war von gleichem Alter und ähnlichen Lebensschicksalen wie Tibullus. Geboren in Umbrien, begab er sich frühzeitig, da sein Vater in Folge der Proscriptionen sein Vermögen und wahrscheinlich im perusinischen Krieg sein Leben verloren, nach Rom, wo er sich ganz der Dichtkunst widmete und in jungen Jahren starb. Seine Talente verschafften ihm Eingang in die vornehmen Kreise; er hatte Zugang bei Messalla, Mäcenas, vielleicht sogar bei Augustus, und genoß des Umgangs eines Virgil, Gallus, Ovid u. A. Die Bekanntschaft mit der ebenso reizenden als geistreichen Hetäre Hostia entschied sein Lebensgeschick. Die leidenschaftliche Liebe, die er zu ihr faßte, machte ihn zum erotischen Dichter; die Elegien auf „Cynthia“, wie er die Geliebte nannte, führen uns ein ganzes Liebesleben vor: Wohlgefallen und Verehrung für die mit allen Reizen des Körpers und Geistes geschmückte Geliebte, Jubel des Genusses und Zorn des Verstoßenen, hingebende Treue und verletzende Untreue, Eifersucht und Versöhnung. Alle diese Gefühle und wechselnden Stimmungen sind der Boden, auf welchem Properz mit dem jugendlichen Feuer einer sinnlichen Phantasie und einer leidenschaftlichen Natur, aber gepaart mit dem stolzen Bewußtsein eines Römers und mit männlichem Selbstgefühl die Liebeselegie aufbaute, welche an Kühnheit, sinnlicher Lust und glühender Leidenschaft eben so sehr die Tibull'sche Lyrik übertrifft, als sie derselben an Anmuth, Lieblichkeit und Zartheit nachsteht.

Propertius. 49—c. 15.

Während Tibull über die Untreue seiner Geliebten sich in schmelzenden Klagen ergießt, spricht Properz seinen Unwillen in glühenden Zornworten aus, die sich bis zur stolzen Verachtung, ja Verhöhnung des ganzen weiblichen Geschlechtes steigern. Fünf Jahre dauerte seine Liebe zu „Cynthia“, und während dieser Zeit blieben seine Elegien eine wahre „Tonleiter der Liebe“ in den vollsten und reinsten Klängen, „von dem trunkenen Jubel der sinnlichen Befriedigung bis zur kalten Entsagung des verletzten Stolzes“, überall gleich wahr und kräftig, mitunter belebt durch kecken Humor und spottende Ironie. Als er endlich arm und enttäuscht von der unwürdigen Hetäre sich losriß, um der ernsteren Wissenschaft zu leben, war seine Kraft gebrochen. Sie starb bald nach der Trennung und er folgte ihr nicht lange nachher ins Grab,

nachdem er noch eine Trauerelegie ihrem Andenken geweiht (VI, 7). Auf dem Gebiete der Liebe entwickelte Properz sein eigentliches Talent; die „Cynthia-Elegien", die das erste Buch füllen, scheinen von ihm selbst zusammengestellt zu sein. Die Gedichte der übrigen drei Bücher vermischten Inhalts, darunter Lobgedichte auf Augustus und Mäcenas, wurden nach seinem Tode gesammelt und ohne Plan und Anordnung bekannt gemacht. Bei längerem Leben hätte er sich wohl der Ausarbeitung eines Epos, wozu ihn Mäcenas aufforderte, unterzogen. Mehrere Gedichte der beiden letzten Bücher können als Versuche in Behandluug solcher epischen Stoffe angesehen werden. Properz war im Alterthum nicht so verbreitet als Tibull; wie seine alexandrinischen Vorbilder Kallimachos und Philetas, an die er sich eng anschloß, liebte er es, entlegene Mythen bald in flüchtigen Andeutungen, bald in weiterer Ausführung in seine Darstellung zu verflechten, was seinen Dichtungen den Anstrich studirter Gelehrsamkeit verlieh und die Gluth der Poesie dämpfte. Nur wo er die griechischen Muster vergessend seinen eigenen Gefühlen folgt, ist sein Stil von hinreißender Fülle und Wärme, sein Vers volltönend und schwunghaft. Die übrigen Schilderungen machen den Eindruck, als liege zwischen dem Genuß und der Aufzeichnung eine Zeit mühevoller Arbeit, als sonne sich der Dichter „in Erinnerungen und Studien", während die geschilderte Empfindung der Vergangenheit angehöre.

Ovidius Naso. 43 v.—17 n. Chr. Die sinnliche Liebe, die sich bei Tibull noch in den Schleier der Schaam hüllt, bei Propertius offen als Recht des Mannes hervortritt, nimmt bei dem vierten Elegiendichter, dem genialen P. Ovidius Naso, den Charakter der Lust und des Genusses an. In keinem Dichter spiegelt sich die beginnende Monarchie mit ihrer Genußliebe und Frivolität wie mit ihrer geselligen Bildung und ihrem geistreichen Wesen in gleicher Schärfe ab, als in Ovid; und keiner hat wie er mit solcher selbstbewußten Hingebung, mit so unverhüllter Lebenslust sich den Reizen der Sinne und den Genüssen einer verfeinerten Zeit überlassen*). Ovidius Naso, geboren im Jahre 43 v. Chr. zu Sulmo im Lande der Päligner, war der Sohn eines reichbegüterten Ritters, der seinen Aufenthalt in Rom nahm, um seinen beiden Söhnen eine standesmäßige Erziehung in der Hauptstadt zu geben. Hier besuchte der junge Ovidius die Lehranstalten bis zu den Rhetorschulen und gab bald Beweise von dem großen formalen Talente, von der Leichtigkeit in Vers und Diction, die ihn zum Dichter befähigten, zum großen Verdruß seines ehrgeizigen Vaters, der ihn zur Rechtswissenschaft und zum praktischen Staatsdienste bestimmt hatte, besonders da der ältere ernstere Bruder frühe starb**). Er fügte

*) Mögen das Alte die Anderen loben; ich preise mich glücklich,
Jetzo geboren zu sein, da mir das Heute behagt;
Nicht weil jetzt das geschmeidige Gold man entziehet der Erde,
Weil man die Perl' uns bringt her von verschiedenem Strand;
Nicht weil Berge man ebnet, um Marmorpaläste zu bauen,
Noch weil Dämme zurück drängen das bläuliche Meer:
Sondern weil Bildung herrscht, weil nicht bis zu unseren Jahren
Fort von den Vätern sich hat bäurische Sitte gepflanzt.
(Ars am. III, 113 ff.)

**) Schon der Knabe gefiel in der Himmlischen heiligem Reich sich;
Zog doch die Muse mich hin, heimlich zu üben ihr Werk.
Häufig schalt mich der Vater: Was treibst du so nutzlose Arbeit?
Wisse daß selber Homer sterbend nicht Schätze verließ.
Eindruck machte sein Wort. Ich stieg vom Helikon nieder,
Worte vom Versmaß frei müht' ich zu schreiben mich ab.
Unwillkürlich entstand ein Gedicht mit passendem Rhythmus,
Was ich nur sagte, das hat stets sich gestaltet zum Vers.
(Trist. VI. 10, 19—26.)

sich dem väterlichen Willen, übernahm nach beendigter Lehre einige untergeordnete Aemter, die ihm den Weg zu höheren Ehrenstellen bahnen sollten, und verheirathete sich „fast noch ein Knabe" mit einem Mädchen aus vornehmem Stande, aber nach seiner Behauptung „weder tüchtig noch würdig". Wenn der Vater bei dieser Verbindung die Absicht gehabt hatte, den Sohn der leichtfertigen Gesellschaft der jungen Cavaliere und dem ausschweifenden Leben zu entziehen, so ging sie nicht in Erfüllung; die Ehe wurde gelöst; wahrscheinlich stand der Dichter schon damals in naher Beziehung mit der in den „Liedern der Liebe" besungenen Corinna. Eine zweite Ehe war nicht glücklicher; nach der Geburt einer Tochter, Perilla, führten die Eltern der jungen Frau eine Scheidung herbei. Nun überließ sich Ovid, der sich bereits von den Staatsgeschäften zurückgezogen, um sich ganz der Dichtkunst zu widmen, dem üppigen Leben der Hauptstadt und genoß im Umgang mit vornehmen Wüstlingen und Hetären den Becher sinnlicher Lust in vollen Zügen, wobei er nur sich hütete, „daß sein Name zum Stadtgespräch würde". Erst als er sich bereits in reiferen Jahren mit einer Jungfrau aus dem edlen Geschlechte der Fabier in dritter Ehe verband, wurde sein Leben geordneter, sein Sinn ernster und männlicher. Sie war ein edles Weib, ihrem Manne in guten und schlimmen Tagen mit gleicher Liebe und Treue ergeben. Durch sie kam er in die ersten Kreise, selbst der Person und Familie des Augustus scheint er nahe gestanden zu haben; die berühmtesten Männer der Zeit gingen in seinem reichen Hause ein und aus. Dieses glückliche Leben erlitt aber einen unerwarteten Schlag. Er wurde von Augustus nach Tomi am schwarzen Meere verbannt. Dort an der Grenze des Reichs, fern von den Genüssen der Hauptstadt, getrennt von seiner Familie und seinen Freunden, mußte er sein Leben zubringen, für seine Natur ein Schicksal wie ihn kein härteres hätte treffen können. Die Veranlassung zu dieser strengen Bestrafung ist nirgends bestimmt angegeben. Aus einigen dunkeln Andeutungen scheint hervorzugehen, daß Ovid Zeuge eines Liebesabenteuers der buhlenden Julia gewesen war und unterlassen hatte ihren kaiserlichen Vater davon in Kenntniß zu setzen. Vielleicht gehörte der Dichter der „Liebekunst" zu den vertrauten Genossen der buhlerischen Ausschweifungen der kaiserlichen Tochter und Enkelin, und Augustus rächte somit an ihm zugleich die verletzte Sitte und die gekränkte Ehre seines Hauses. Vergebens suchte Ovid durch demüthige Gedichte und durch Verwendung hoher Gönner den erzürnten Augustus zur Milde zu bewegen. Er mußte die letzten neun Jahre seines Lebens unter dem unfreundlichen nordischen Himmel des rauhen Skythenlandes verweilen, bis „im trüben Kampfe mit schmerzlichen Gefühlen und in der düsteren Einsamkeit sich seine Kraft verzehrte und er dem Uebermaaß von Leiden und Entbehrungen gebrochenen Herzens erlag" (17 n. Chr.).

Ovid's Dichtungen sind der Spiegel seines Lebens. Wie jenem Ernst, Sittlichkeit, Begeisterung für höhere Ideen und edle Charakterfestigkeit abging, so diesen Tiefe, Idealität und Gehalt; wie der Dichter in der Wirklichkeit nur nach den Süßigkeiten des Lebens haschte, sich auf den Wellen des Genusses behaglich wiegte und im gesicherten Schooße des kaiserlichen Roms die Freuden der Welt und des gebildeten Umganges in vollem Maaße einsog, so sind auch seine Gedichte der Ausdruck eines inneren Wohlbehagens, einer heiteren behaglichen Stimmung, die aber nicht selten ins Leichtfertige, Lüsterne und Frivole überschlägt, eines mühelosen Schaffens, geeignet, in dem Leser ähnliche Empfindungen zu erzeugen, ihn zu ergötzen und angenehm zu beschäftigen. „Ovid's Dichtungen," bemerkt Bernhardy, „sind Poesie der Gesellschaft, zur Unterhaltung der gebildeten Welt bestimmt und mit aller Grazie des gewandten Weltmannes ausgeführt." Seine Vorzüge sind mehr äußerlicher formaler und technischer Art: Er besaß eine große Leichtigkeit in Sprache und Versbau, eine bewegliche Phantasie, geistreichen Witz und eleganten Vortrag. Fließendere und gefälligere Hexameter

und Pentameter hat die lateinische Sprache nicht aufzuweisen, so sehr sie auch mitunter gegen Correctheit und Regel verstoßen; das Dichten war ihm selbst ein Genuß, den er sich nicht durch mühsame Arbeit verleiden oder erschweren wollte. An feinem Beobachtungssinn der Außenwelt und des menschlichen Lebens kam ihm keiner gleich und in seiner reichen Phantasie gestaltete sich Alles zu Bildern und poetischen Schilderungen. Ein feiner Anflug von Ironie und Schalkhaftigkeit ist über viele seiner Dichtungen ausgegossen. Ovid ist ein echtes Kind seiner Zeit. Aufgewachsen unter der Monarchie hat er mit dem politischen Ernst der Vergangenheit gänzlich gebrochen. Die daraus entstandene Leere des Gemüthes und Geistes sucht „der verzogene Zögling der Musen" durch üppigen Sinnengenuß und durch geistreiche und witzige Unterhaltung auszufüllen. Seiner Poesie fehlt daher ein höheres Ziel und eine tiefere Unterlage; sie dient nur zum angenehmen Zeitvertreib; zur Erhöhung der Reize und Genüsse des Daseins.

Heroiden. Die Liebe, die in Ovid's Leben eine so bedeutende Stelle einnahm, bildet auch den Inhalt seiner ersten poetischen Werke. Die „Heroiden", eine Sammlung von 21 poetischen Episteln im elegischen Versmaaße, unter denen aber nur die Hälfte echt ist, sind rhetorische Declamationen in Versen ohne poetische Wahrheit, wenn auch nicht ohne formale Vorzüge. Es sind fingirte Briefe von Frauen und Jungfrauen des heroischen Zeitalters an ihre Männer oder Geliebten, Klagen über Entfernung, Verlust oder Untreue des Geliebten; die drei „Bücher der Liebe" (Amores) enthalten Scenen und Schilderungen aus seinen eigenen Liebesverhältnissen, theils Erlebtes, theils Phantasiestücke; die bedeutendste Rolle spielt darin die sonst unbekannte Corinna. Die in glatten elegischen Versen dargestellten Züge und Situationen sind mit Witz, Muthwillen und unverhüllter Sinnlichkeit gezeichnet, mehr um die Lust zu reizen, als um das Herz zu rühren, Ergüsse einer sinnlichen Natur, die sich allen Eindrücken rückhaltlos hingibt, unbekümmert um Sitte und Keuschheit. Nach dem zierlichen mit Sachkenntniß verfaßten Schriftchen „von den Verschönerungsmitteln des Gesichtes" (in welchem gelehrt wird, wie ein Mädchen durch Benehmen und Toilettenkünste stets liebenswürdig erscheinen könne), das in lückenhafter Gestalt zu uns gelangt ist, folgte Ovid's erotisch-didaktisches Meisterwerk: „die Kunst zu lieben" in drei Büchern und als Gegenstück dazu: „die Heilmittel der Liebe"; dort wird gelehrt, durch welche Künste und Mittel der Verführung man eine Geliebte oder einen Liebhaber gewinnen und fesseln, hier, wie man von den „unwürdigen Ketten der Liebe" sich befreien könne. In beiden Lehrgedichten wird ein schlüpfriger frivoler Stoff mit heiterer, zuweilen ironischer Laune, mit psychologischem Scharfsinn und Menschenkenntniß und mit feiner Correctheit und Grazie in Anlage und Stil behandelt. „Wort und Gedanken athmen das allseitige Verständniß eines gesellschaftlichen Lebens, aus dem bereits die Sittenstrenge gewichen war; auch hat sich der Dichter nicht gescheut, die geheimsten Winkel und Nachtstücke desselben vor die Oeffentlichkeit zu ziehen." Die „Kunst zu lieben" ist ein „verführerisches" Buch, weil das Laster im reizenden Gewande der Anmuth erscheint und die Wollust sich in gefällige Formen und heitere Scherze einhüllt. — Die 15 Bücher „Metamorphosen" enthalten 246 mythologische Erzählungen, die sämmtlich mit einer Verwandlung endigen. Es sind Mythen und Sagen, vom Chaos beginnend und mit der Vergötterung Cäsar's schließend, größtentheils der griechischen Fabelwelt entnommen und nur in den letzten Gesängen auf italische Göttersagen übergehend. Die einzelnen Mythen sind trotz der losen Composition und lückenhaften Zeitfolge kunstvoll unter einander verknüpft, so daß der Faden der Erzählung nie abbricht, voll Abwechselung und Mannichfaltigkeit, „indem uns bald eine rührende und ergreifende Scene, bald eine üppige Liebesgeschichte, bald ein gemüthliches Stillleben, bald ein phantastisches Märchen, bald eine humoristische Erzählung vorgeführt wird in der lebendigsten Darstellung, im leichtesten Fluß der Rede und in den wohlklingendsten Versen". Bernhardy nennt die „Metamorphosen" das Vollendetste, was die alte Literatur an glücklicher und lichtvoller Erzählung im Vers aufweisen kann, den ersten genießbaren „Roman", der im ganzen Mittelalter das

Amores.

Ars amandi. Remedia amoris.

Metamorphosen.

Ansehen eines allbeliebten Lese- und Fabelbuchs gehabt habe. Von großer Wichtigkeit für die Alterthümer und Religionsgebräuche Italiens sind Ovid's »Fasti« in elegischem Versmaaß, ein poetischer Commentar für die erste Hälfte des Kalenders, in welchem die Ursprünge der römischen Feste, Gottheiten und religiösen Gebräuche, verbunden mit astrognostischen Beobachtungen, nach den Quellen im leichtesten Tone vorgetragen sind. Das Werk, ursprünglich auf 12 Bücher nach der Zahl der Monate angelegt, wurde durch die Verbannung des Dichters nach Tomi unterbrochen, daher er die zweite Hälfte theils aus Mangel an den nothwendigen wissenschaftlichen Hülfsmitteln, theils aus Kummer über sein Unglück nicht ausarbeitete. Besonders anziehend sind die Schilderungen der altitalischen ländlichen Feste. Die 50 Elegien in den „Klageliedern" (Tristien) schildern die Leiden seiner Verbannung im eisigen Skythenlande, dem römischen Sibirien. Unter diesen Trauerelegien, welche den Schmerz und die Verzweiflung des verzärtelten Dichters über seine Entbehrungen in unzähligen Variationen vorführen, ist die des zweiten Buches, an Augustus gerichtet, am wichtigsten. Ovid gesteht darin, daß er sich vergangen, entschuldigt sich aber mit großer Feinheit und weist jede schlimme Absicht von sich; er bereut seine leichtfertigen Dichtungen, beruft sich aber zugleich, zum Beweis, daß er auch ernste Studien getrieben, auf seine Fasti, Metamorphosen und Tragödien. Aber die erbetene Milderung der Strafe trat nicht ein. Augustus zürnte dem leichtfertigen Poeten, dessen Hauptvergehen doch nur darin bestand, die Sitten der vornehmen Welt des monarchischen Roms unverhüllt dargestellt zu haben. Seine Verbannung machte die Gesellschaft nicht besser, nur die Dichter vorsichtiger. Aehnlich an Inhalt und Zweck sind die „Briefe aus Pontus" in 4 Büchern, der Form nach von den Tristien nur dadurch verschieden, daß sie sämmtlich an bestimmte Personen gerichtet sind und daher mehr individuelle Verhältnisse berühren. Je mehr Ovid die traurige Wahrheit gewinnt, daß alle seine Bitten um Verwendung bei Hof erfolglos seien, desto mehr schwinden seine Geisteskräfte unter der gedrückten Stimmung, daher auch in Ausdruck und Versbau ein Nachlaß der früheren Meisterschaft sich kund gibt. Nur hie und da flackert auch noch hier durch die Einöde seines Geistes der leuchtende Blitz seines Talents. Die letzte im Exil verfaßte Arbeit Ovid's ist das Schmähgedicht Ibis, einem ähnlichen des Kallimachos nachgebildet. Hier geißelt er mit heftiger Bitterkeit einen treulosen unbekannten Freund, der den literarischen Ruf des Dichters herabzusetzen, sein Weib zu verlocken und den Rest seines Vermögens an sich zu bringen gesucht habe. Als Dramatiker ist uns Ovid durch kein erhaltenes Werk bekannt; daß er aber auch auf diesem Gebiete Bedeutendes leistete, verbürgen uns die Zeugnisse der Alten, nach welchen seine „Medea" und der „Thyestes" des L. Varius die besten unter allen römischen Tragödien waren.

Fasti. Tristia. Briefe vom Pontus. Ibis.

Q. Horatius Flaccus, geboren am 8. December 65 in der alten Militär-Colonie Venusia, auf der Grenze von Apulien und Calabrien, war der Sohn eines bemittelten Freigelassenen, unter dessen Augen und väterlicher Leitung und Ueberwachung er in Rom von geschickten Lehrern, wie Orbilius, eine gute und sittliche Erziehung erhielt, die er dann in Athen durch umfassendere Studien erweiterte und vervollständigte. Mit M. Brutus befreundet gerieth er hier in den Strudel des Bürgerkriegs; er focht bei Philippi in den Reihen der Republikaner, floh aber, wie er selbst scherzend erzählt, mit Zurücklassung seines Schildes nach Rom, wo er arm und nur auf sein Talent angewiesen sich in die Zunft der Schreiber aufnehmen ließ, um seinen Unterhalt zu erwerben. Von seinem Republikanismus war er geheilt. „Alle die schönen Hoffnungen seines Herzens, die Segnungen der Freiheit, für die er gekämpft hatte, die glänzenden Bilder seiner jugendlichen Phantasie von der Wiederkehr vergangener schöner Zeiten: sie waren ein Raub der rauhen Wirklichkeit geworden." Dichterische Versuche machten ihn bekannt und erwarben ihm die Freundschaft des Varius und Virgil, auf deren Empfehlung er Zutritt bei Mäcenas erlangte, der ihn bald in die Zahl seiner Vertrauten und Genossen aufnahm. Im Hause seines

Horaz. 65–8.

Gönners, des feinsinnlichen Welt- und Lebemannes, und im Umgang mit den vielen geistreichen und hochgebildeten Männern, welche der gastliche Tisch des reichen Hausherrn versammelte, erwarb sich Horaz die feine Urbanität in Sitte und Sprache, die seine Gedichte durchzieht. Aber noch mehr: „sein Ideenkreis und seine Weltanschauung bereicherten, erweiterten und klärten sich dort; sein Kunstgeschmack bildete sich feiner aus; das Urtheil der Kundigen belehrte ihn und sie ermunterten ihn durch ihren Beifall, was sein Selbstvertrauen hob und die Schüchternheit dem Sohne des Freigelassenen benahm". Mäcenas setzte seinen Lieblingsdichter, der dieselben Grundsätze und Lebensanschauungen hegte und durch Huldigungen und Zueignung seiner meisten poetischen Producte so viel zum Ruhm und zur Verherrlichung des vornehmen Gönners beitrug, in eine sorgenfreie Lage, indem er ihm ein mit allen Bedürfnissen ausgestattetes Landgut im Sabinerland nicht weit von dem reizenden Tibur zum Geschenk machte. Hier verbrachte Horatius seine Tage in ländlicher Muße, die nur durch kleine Reisen nach Rom oder anderen Orten Italiens und durch den Besuch der Bäder in Bajä, zur Herstellung seiner schwächlichen Gesundheit, unterbrochen ward. Genügsamen Sinnes zog er freies unabhängiges Dasein unter mäßigen Verhältnissen und bescheidenen Genüssen, aber erheitert durch die Dichtkunst und durch den Verkehr mit wenigen ausgezeichneten Männern, dem Glanz und Luxus der großen Welt vor. Sogar das Anerbieten des Augustus, der den berühmten Mann als Geheimschreiber an seine Person fesseln wollte, wurde von diesem bescheiden abgelehnt. Mit Mäcenas blieb er in ungestörter Verbindung; selbst der Tod scheute sich die 30jährige Freundschaft zu trennen, beide starben in demselben Jahr und wurden in dem Garten des Mäcenas auf dem Esquilin neben einander begraben. — Horaz besaß in hohem Grade das Talent, seine Persönlichkeit durch Weltklugheit, Verstand und Witz geltend zu machen: mit großem Takte bewegte er sich am Hofe und in den Kreisen der Großen in der schwierigen Mittellinie, weder anzustoßen noch sich etwas zu vergeben. Seine Werke wurden bald das Eigenthum aller Gebildeten und sind bis in die neueste Zeit das Gemeingut der europäischen Cultur geblieben. „Weltkenntniß und feine Beobachtung, mit sokratischer Ironie verbunden, gaben seinen Gedanken einen objektiven Werth, den die vollkommene Klarheit und Schärfe der Form eben so faßlich als reizend machte. Ohne genial oder produktiv zu sein war er der Gipfel und das reinste Organ der augustischen Dichtergruppe". Ein Anflug gutmüthiger Schalkhaftigkeit und Selbstironie verleiht seinen Versen einen eigenen Reiz. Die Forderung, welche Horaz dem Dichter zur Aufgabe stellt, „daß er zugleich nütze und ergötze, daß er lehre, was dem Leben zugleich angenehm und dienlich sei", hat er an sich selbst erfüllt. Seine Größe besteht nicht im „Erfinden und Dichten", sondern in der Mannichfaltigkeit und Wahrheit der Gedanken, in der correcten Form, in der großen Meisterschaft in Stil und Versbau. Verstand und Reflexion waren mächtiger in ihm als die Phantasie; daher suchte er durch künstlerischen Fleiß und feilende Technik zu ersetzen, was ihm an schöpferischer Einbildungskraft und sinnlicher Anschauung mangelte.

Charakter und Lebensanschauung. Horaz hat in neuerer Zeit viele Anfechtungen erfahren. Schon Lessing sah sich veranlaßt, den gefeierten Dichter gegen die wider ihn erhobenen Beschuldigungen zu rechtfertigen. „Ja, spricht man, er sang die zärtlichsten und artigsten Lieder, Niemand aber war wollüstiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken und war selbst ein feigherziger Flüchtling; er hatte die erhabensten Begriffe von der Gottheit, aber er war ihr schläfrigster Verehrer." Er pries die Freiheit, könnte man noch hinzufügen, und war der niedrigste Schmeichler der Großen. Diese Vorwürfe sind eben so wenig ganz aus der Luft gegriffen, als sie ganz wahr sind Horaz war freilich ein Lebemann in einer verweichlichten, genußsüchtigen Zeit, der weder

die Kraft noch den Willen hatte, gegen den Strom zu schwimmen, der Wein und Liebe nicht blos im Liede pries, sondern auch in der Wirklichkeit genoß, der an der schwelgerischen Tafel des reichen Mannes sich wohl und behaglich fühlte; aber er ist nicht abhängig von den Reizen der Sinnlichkeit; die Liebe wird bei ihm nie zur Leidenschaft; nach dem aristippischen Grundsatz, „daß man die Dinge beherrsche, nicht von ihnen beherrscht werde", verliert er nie den Gleichmuth; er ist eben so vertraut mit der Kunst zu entbehren wie zu genießen. Die Freuden genießen, die das Leben bietet, ohne mit Begierde danach zu streben, ist der Kern seiner Lebensphilosophie. In einer von Lastern und Leidenschaften verzehrten Zeit kann Maaß im Genießen, kann der Grundsatz: „Nichts anstaunen" (Nil admirari), sich nicht zum Knecht seiner Triebe und Begierden herabzuwürdigen, als Tugend und Lebensweisheit gelten, wenn auch die Kraft mangelt, den Gebrechen der Zeit mit scharfen Waffen entgegenzutreten. Es ist nicht zu loben, daß er über die sittliche Entartung scherzt, statt mit blutendem Herzen darüber zu trauern, denn „wem wahres Gut verloren ging, dem blieb oft viel, wenn des Verlusts Gefühl ihm blieb"; aber es ist unrecht, den Dichter zu tadeln, daß er nicht als Rigorist und Sittenrichter seiner Zeit entgegentrat, sondern sich von den ruhigen Wellen des Lebens forttreiben ließ, nur bedacht die äußeren und inneren Stürme zu meiden. — Noch ungerechter ist der Vorwurf der Feigheit. Zum Kriegshelden war der kleine schmächtige Mann mit dem kränklichen Körper nicht geschaffen, und eben so wenig konnte er für eine Staatsform schwärmen, der in der Wirklichkeit alle Stützen fehlten. Seine Theilnahme am Bürgerkrieg war eine jugendliche Uebereilung, für die er mit dem Verlust seines Vermögens büßte; für seine Gaben und seine Natur bot nur die monarchische Ruhe und künstlerische Bildung einen geeigneten Boden. — Von einer Religion des Herzens konnte in jener Zeit des absterbenden Heidenthums keine Rede sein. Die griechische Mythenwelt war ein Reich voll schöner Gebilde und Formen für Dichter und Künstler; die Volksreligion war ein von der Regierung aus politischen Gründen geschütztes und festgehaltenes Convolut von superstitiösen Gebräuchen, von überlieferten Formeln, von Opfern und Wahrsagungen, von Festen und Sühnungen; für die Gebildeten ersetzte die Philosophie und ein auf Uebereinkunft beruhendes Moralgebot die fehlende Religion. Und in diesem Punkt gehört Horaz zu den Besseren seiner Zeit. Fern von Heuchelei und Frivolität lehrt er, daß zum Lebensglück Tugend und Mäßigung nothwendige Bedingungen seien, und empfiehlt eine auf Gleichmuth und Selbstbeherrschung gegründete Sittlichkeit als Grundlage eines glücklichen und zufriedenen Daseins. Und was endlich den Vorwurf der Schmeichelei betrifft, so klebt diese Makel jeder höfischen Literatur an. Horaz wurde von Augustus und Mäcenas mit Beweisen von Gunst und Gnade überschüttet, die ein Lob aus dem Munde des Dichters erklärten und rechtfertigten; und seine Huldigungen und Lobpreisungen überschreiten nicht die Grenzen der Würde und Selbstachtung. Der verpestende Odem der Servilität, die Schmach knechtischer Unterwürfigkeit und Wohldienerei sind seinen Gedichten fern geblieben. Es heißt absichtlich zwischen den Zeilen lesen, wenn die moderne Kritik entdecken will, „daß die Empfehlungen der Mäßigung und des ruhigen, ehrgeizlosen Genusses des Lebens vorzugsweise an solche Männer gerichtet sind, deren hohe Geburt, deren Reichthum oder stolzer Sinn dem Augustus am meisten Besorgnisse einflößen konnte". Horaz ist ein sittlicher Dichter, heißt es in der Biographie von Arnold. „Nur das Wahre, Gute, Schöne erfüllte ihn, das wollte er lehren, dafür begeistern. Keine Heuchelei und Schmeichelei befleckte sein aufrichtiges Lob, keine persönliche, gehässige archilochische Bitterkeit seinen Tadel. Ein treffender Witz, feine Ironie und harmlose Scherze würzen die ernsten Gegenstände. Was man nach unseren Begriffen bei ihm unsittlich nennen könnte: öftere Unzüchtigkeit in Worten und Bildern bei sinnlichem Liebesgenuß, gehört seiner Zeit an und galt im ganzen Alterthum für erlaubt." Der leichtlebige Epikureismus, zu dem er sich in der Jugend bekannte, hielt ihn im späteren Alter nicht ab, den sittlichen Ernst des Stoicismus anzuerkennen.

Die „Satiren" oder „Sermonen" („Tischgespräche") wurden zuerst von Horaz in Satiren (Sermonen).

zwei Büchern der Oeffentlichkeit übergeben und zwar in den Jahren 39—32. Wie die Satiren des Lucilius, nur in feinerer Form und mit Rücksicht auf die veränderten Zeitverhältnisse, sind auch die horazischen Sermonen gegen die Laster und Thorheiten der Zeit gerichtet, aber so, daß nur selten bestimmte Personen darin genannt werden. Der Spott, der hier angewendet wird, ist nicht die scharfe Zuchtruthe, mit der ein über die entartete Zeit empörtes Gemüth die Frevler straft, vielmehr „das ironische Lächeln einer wolkenlosen Seele über die thörichten Menschen, die in einem so unerquicklichen und drückenden Qualm der Leidenschaften sich selbst vergraben mögen". Ueber das Ganze ist eine heitere Laune und Ironie, welche seine eigene Person nicht verschont, in unnachahmlicher Grazie ausgegossen, die noch durch die leichte rhythmische Conversationssprache erhöht wird. Die Satiren des Horaz vermeiden es, das Gebiet der Politik zu betreten oder alte Wunden aufzureißen; ihre Rüge trifft nur sociale und literarische Gebrechen; doch liegt unter der heiteren scherzenden Form ein ethisches Ideal verborgen. Die Verkehrtheiten und Fehler, welche in den Satiren des Horaz lächerlich gemacht werden, faßt ein neuerer Schriftsteller in folgenden Zügen zusammen: „Die dumpfe Befangenheit und Inconsequenz der Menge, wie die eingebildete Weisheit der Schulphilosophen; — gemeine Scurrilität, wie die vornehme Schlemmerei und Ueppigkeit; — die regellose Wollust und Genußgier, wie die rasende Hab- und Gewinnsucht nebst den Erbschleicherkünsten; — der darbende, schmutzige Geiz, wie die sinnlose Verschwendung; — die ungebändigte Ehrbegier, wie die sich andrängende Gemeinheit; — die hämische Tadel- und Verkleinerungssucht, wie die lieblose Härte und Strenge gegen Andere; — die blinde Superstition mit ihrem Trug und Alfanzereien, wie die alberne Verehrung des alt Herkömmlichen in Leben und Kunst; — die Ruhmsucht und eitle Selbstgefälligkeit der Schriftsteller und Dichterlinge, wie die launenhafte Unbeständigkeit der Künstler; — die wichtig thuende Küchenweisheit des Gourmands, wie die Geschmacklosigkeit und innere Gemeinheit des reichen Emporkömmlings."

Epoden. Neben der Abfassung der Satiren geht die Bearbeitung der Epoden her, jener dem Archilochos nachgebildeten sechs- und vierfüßigen Jamben, die gleichfalls satirischen und ironischen Inhaltes sich von jenen hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß sie zum Theil gegen einzelne bestimmte Personen gerichtet sind und einen schärferen und bitterern Ton anschlagen. So Ep. 5 und 17 gegen die verbuhlte Canidia; Ep. 8 und 12 gegen alte und häßliche Buhldirnen; Ep. 15 an die ungetreue Neära; Ep. 10 gegen den schlechten Dichter Mävius u. s. w.; andere sind allgemeiner und harmloser wie Ep. 2, und einige wie Ep. 3 und 14 an Mäcenas scherzhafter oder schalkhafter Art. Zwei, Ep. 7 und 16, sind Strafreden an das römische Volk, als der Krieg zwischen Octavian und Antonius auszubrechen drohte. Die Epoden, in den Jahren 32 und 31 v. Chr. verfaßt, sind witzig und trefflich geschrieben; „sie überraschen durch den schlanken und zierlichen Gang der Rhythmen und bewahren in der guten Laune stets den Geist der höheren Gesellschaft, vor dem allmählich die Bitterkeit schwindet und die anfangs sinnlich aufgetragenen Farben".

Oden. Die Oden, die in den Jahren 29—22 gedichtet und einzeln bekannt gemacht worden waren, wurden im Jahre 20 in drei Büchern gesammelt und als abgeschlossenes Ganzes herausgegeben. Es sind lyrische Gedichte der mannichfachsten Art, theils Nachbildungen der Griechen, besonders des Alkaios und der Sappho, wobei Reflexion, gelehrtes Studium und Ueberlegung vorwaltet, theils eigene Schöpfungen, in denen er seine ganze Gedanken- und Empfindungswelt bald in leichten, heiteren und gemüthlichen Tönen, bald in ernsten und feierlichen Gesängen ausspricht. Ein großer Theil der Oden sind Gelegenheitsgedichte in dem Goethe'schen Sinne, daß die Wirklichkeit dazu Veranlassung und Stoff gegeben, daß sie mithin ihren Grund und Boden in den Erlebnissen und Stimmungen des thatsächlichen Lebens hatten. Geht auch im Ganzen der Verstand über die Einbildungskraft, so daß das Nützliche und Belehrende, Besonnenheit und praktischer Sinn das vorherrschende Element bilden, so ist doch eine fortschreitende Entwickelung und Vervollkommnung zur dichterischen Reife in den einzelnen

Gesängen und Büchern nach Inhalt, Schwung und Ausführung zu bemerken. Wenn Horaz im ersten Buch sich noch ängstlich an seine griechischen Vorbilder hält und seine Muse auch das Unbedeutende nicht verschmäht, so beurkundet er im zweiten eine größere Selbständigkeit und eigenthümliche Dichterthätigkeit in Gedanken und Vortrag, und das dritte zeigt den Dichter auf der Höhe der Kunst, „wo die Beherrschung des Sprachschatzes mit dem gemessenen Ideenkreis gleichen Schritt hält, sittlicher Ernst mit erotischem Scherz wechselt und die mannichfaltige Darstellung in den Geist des geselligen Lebens einführt". Lange nach der Herausgabe der drei ersten Bücher entschloß sich Horaz auf den Wunsch des Augustus, denselben noch ein viertes Buch beizufügen (14 v. Chr.), in welchem die Siegesoden auf das Herrscherhaus den Kern und Mittelpunkt bilden sollten und zu dem der einfach schöne „Säcularische Festgesang", ein von Knaben und Mädchen an dem großen hundertjährigen Sühn- und Dankfest (im Jahre 17 v. Chr.) vorgetragener Chorgesang, den Schluß machte. Sie waren der Schwanengesang, durch den der Dichter „des Ruhmes gewiß und müde" von der Welt Abschied nahm, daher auch in ihnen alle Vorzüge und Mängel der horazischen Lyrik: Schönheit und Eleganz in Form, Sprache und Rhythmus, dabei aber ein nüchterner realer Gedankenkreis ohne Schwung und erhabene Idealität, am deutlichsten hervortreten. Gleichzeitig mit dem vierten Buch der Oden kamen auch die zwei Bücher „Episteln", die spätesten und gereiftesten Arbeiten des Dichters, zum Abschluß. Gleich den „Sermonen" in leichten Hexametern sich bewegend, sind sie doch von diesen Gedichten verschieden sowohl durch den vorherrschend ernsten Ton und belehrenden Zweck wie durch die philosophische Ruhe und die humane Gesinnung. Die Sermonen sind das Werk eines jüngeren Mannes von heiterer Weltanschauung und ironischer Laune; die Episteln zeugen von einem durch Erfahrung und Nachdenken gereiften Geist. Ueber die Leidenschaften hinaus, wenn auch nicht ohne Spuren von Verstimmung, verfolgt der Dichter bestimmte Zwecke persönlicher oder allgemeiner Belehrung mit ruhiger Erwägung der socialen Zeitverhältnisse. Ueberall verrathen sie die feine Bildung des Weltmannes, der die Verhältnisse beherrscht. Die „Epistel an die Pisonen" handelt, wie die Ueberschrift besagt, „von der Dichtkunst", ist aber kein Lehrsystem der Poesie oder auch nur eine Anweisung zur Verskunst (Poetik), sondern eine kleine Dichtung von lockerer Composition, in welcher Horaz den beiden Söhnen des L. Piso, Consul des Jahres 15 v. Chr., die sich gleich dem Vater mit der Poesie beschäftigten, seine Ansichten über einzelne bei dichterischen Productionen besonders zu beachtende Punkte ausspricht. Er verweilt hauptsächlich beim Drama, das am meisten in Verfall gerathen war, verbreitet sich aber auch über andere Dichtungsarten, wenn gleich ohne Methode in Plan und Entwickelungsgang und mit der deutlichen Absicht, auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, welche angehende Dichter zu überwinden haben, und vor dem unberufenen Dichten, der Modekrankheit der Zeit, zu warnen. Der hohe Werth, den Horaz in dem Lehrbrief auf Correctheit und technische Vollendung legt, wirft zugleich ein Licht auf sein eigenes dichterisches Verfahren. Man wird auch hier Gelegenheit finden, mehr den hellen Verstand und reinen Geschmack des Dichters als die Gelehrsamkeit und Originalität seiner Ideen anzuerkennen.

Carmen saeculare — *Episteln.* — *Epistel an die Pisonen von der Dichtkunst.*

Selbständiger und unabhängiger von griechischen Vorbildern bewegte sich die römische Geschichtschreibung, die unter dem Einflusse großartiger Ereignisse und Persönlichkeiten aus dem trockenen Annalistenstil (III, 618) in die pragmatische und künstlerische Historiographie überging und in der Gattung historischer „Denkwürdigkeiten" die früheren Aufzeichnungen eines Catulus, Scaurus, Sulla u. A. weit übertraf. Mag auch das verlorene Werk des L. Cornelius Sisenna über die bürgerlichen Kämpfe zur Zeit Sulla's gleich der „römischen

Geschichtschreibung.

Geschichte" des Titus Livius nach Art der griechischen Historiker mit erfundenen Reden, Schilderungen und Beschreibungen rhetorisch und poetisch ausgeschmückt gewesen sein, mag auch C. Sallustius Crispus in seinem ergreifenden Gemälde der sittlichen Fäulniß und bürgerlichen Kämpfe und Parteistellungen während des catilinarischen und jugurthinischen Krieges den großen Thukydides vor Augen gehabt haben, so ist doch in der lebensvollen dramatischen Erzählungskunst des Livius, in seiner beredten und malerischen Darstellung effectvoller Scenen und Situationen eben so wenig die originale Naturgabe zu verkennen, wie in den trefflichen Charakterzeichnungen und den geistreichen Reflexionen Sallust's die umfassende Welt- und Menschenkenntniß eines unter großartigen politischen Verhältnissen herangebildeten römischen Staatsmannes; und in den Denkwürdigkeiten („Commentarien") über den gallischen und bürgerlichen Krieg hat Cäsar in reinster lateinischer Prosa und mit plastischer Klarheit und Objectivität dem römischem Volke von seinen eigenen Thaten einen Rechenschaftsbericht abgelegt, über welchen der Zauber heiterer Anmuth ausgegossen ist und die höchste Kunstvollendung mit natürlicher Einfachheit in reizender Harmonie gepaart erscheint (III, 925). Diese Kunst einfacher Erzählung, diese Reinheit und Frische des Vortrags geht den zum Theil von Hirtius herrührenden Fortsetzungen über den alexandrinischen, afrikanischen und spanischen Krieg ab. Vergleicht man diese Werke, denen man auch noch die durch Eleganz des Stils wie durch Reinheit der Sprache ausgezeichnete Lebensbeschreibung des T. Pomponins Atticus von seinem Freunde Cornelius Nepos beizählen darf, mit den gleichzeitigen griechischen Historikern, Diodor von Sicilien und Dionysios von Halikarnaß, so wird man leicht erkennen, daß die Römer in der Kunst der Geschichtschreibung die Griechen jener Tage überholt hatten; denn wie viele nützliche Belehrung wir auch aus der „historischen Bibliothek" oder „Völkergeschichte" des ersteren und aus der „römischen Archäologie" des letzteren ziehen mögen, die kritiklose Verworrenheit des Diodor und die rhetorische Künstlichkeit des Dionysios vermindern den Werth ihrer Arbeiten. Nur in Strabo aus Amaseia in Pontus, dessen Erdbeschreibung einen reichen Schatz von geographischen, historischen und ethnographischen Kenntnissen über alle bekannten Völker und Länder des Alterthums darbietet, ist uns ein würdiges Denkmal des griechischen Forschungsgeistes dieser Periode erhalten. Er sowohl wie die anderen griechischen Gelehrten, die in die weltbürgerlichen Ideen der Zeit eingegangen waren, fanden in der Weltstadt Rom die Anregung und die nöthigen Hülfsmittel zu solchen gelehrten Sammelwerken und umfassenden Arbeiten, wie sie außer den Genannten noch Nikolaos von Damaskos, Gesandter des jüdischen Königs Herodes, in seiner bis auf wenige Bruchstücke verlorenen „Völkergeschichte" in 140 Büchern und Trogus Pompejus aus dem narbonensischen Gallien in der nach dem Muster des Theopomp angelegten „Philippischen Geschichte" veranstaltet haben. (Von der

letzteren hat sich noch ein kurzer trockener Auszug von einem unbekannten Geschichtschreiber Justinus erhalten.) Die fernen Kriegszüge der römischen Legionen und der dadurch herbeigeführte Weltverkehr, die Anwesenheit vieler gebildeten Fremden in Rom, verbunden mit Schatzungen, Vermessungen und statistischen Aufnahmen im römischen Kaiserreich förderten und erleichterten solche wissenschaftliche Arbeiten über Erd- und Völkerkunde. Das um einige Jahrzehnte jüngere geographische Werk des Pomponius Mela, eines Spaniers, der unter Claudius ein in blühender Sprache und rhetorischem Vortrag gearbeitetes „Compendium des Weltreichs" (de situ orbis) verfaßt hat, in welchem „mythische Vorstellungen und Irrthümer der Vorgänger mit den sicheren Berichten der Neuzeit vorzüglich über den Westen zusammenfließen", steht dem griechischen Sammelwerk Strabo's an Umfang und Gediegenheit weit nach. Ohne Zweifel würde auch das Geschichtswerk des geistreichen und gelehrten C. Asinius Pollio über die bürgerlichen Kriege seiner Zeit den besten Erzeugnissen beizuzählen sein, hätte nicht die Ungunst des Schicksals uns dasselbe vorenthalten. In seiner alterthümlichen Redeweise bildete es den Uebergang von der republikanischen Strenge zu der Glätte des Principats. Auch in der wissenschaftlichen Behandlung praktischer Künste folgten die Römer den Spuren der Griechen; doch ist das Werk, das unter Cäsar und Augustus der Römer Vitruvius über die Baukunst verfaßt hat, eben sowohl aus eigenen Beobachtungen wie aus griechischen Vorbildern hervorgegangen.

Rechtswissenschaft.

Wie viel übrigens die Römer in Bildung und Literatur dem hochbegabten Volke der Hellenen abgelernt haben, in einer großen Geistesarbeit waren sie unübertroffene und unerreichte Meister — in der Rechtswissenschaft; sie ist das eigenthümlichste und großartigste Erzeugniß des römischen Geistes. Seit den Tagen eines Mucius Scävola (III, 621) hat jede Generation an der Entwicklung der Rechtsbegriffe, an dem Ordnen und systematischen Zusammenfügen richterlicher Aussprüche und gesetzlicher Bestimmungen fortgearbeitet und das Material herbeigeschafft, das dann mit wunderbarer Schärfe der Form, der Beobachtung und des praktischen Verstandes zunächst durch Servius Sulpicius Rufus und seine Schüler zu einem universellen System zusammengefügt wurde. Von den Kaisern vorzugsweise bei allen Gerichts- und Staatsgeschäften verwendet, hatten die Juristen den Vortheil, „ihre Wissenschaft mit der Fülle der Erfahrung stets in Einklang zu setzen und wiederum die wachsende Praxis durch die Theorie der Rechtsschulen, die von einer ausgedehnten Schriftstellerei begleitet war, zu berichtigen". Die Entstehung einer Klasse juristischer Geschäftsmänner, welche die Befugniß hatten, Rechtsgutachten abzugeben, die bei den Gerichten eine gewisse Autorität besaßen, war der Ausbildung der römischen Rechtswissenschaft besonders förderſam. Schon unter Augustus entstanden die zwei in ihren Methoden auseinander gehenden Juristenschulen der Sabinianer oder Cassianer, die den Rechtsgelehrten Atejus Capito als ihr Haupt verehr-

ten, von dessen Schülern Masurius Sabinus und Cassius Longinus jene Namen herrührten, und der Proculejaner, als deren Gründer M. Antistius Labeo und nach diesem Proculus galten; jene mehr conservativ am historischen und positiven Recht festhaltend, diese mehr rational, mehr den Geist der Gesetze als das geschriebene Wort ins Auge fassend. In den juristischen Werken blieb auch der rhetorische Charakter fern, der sonst den meisten Erzeugnissen der römischen Muse aufgeprägt war.

Sallustius. 86–34. Der Sabiner C. Sallustius Crispus von Amiternum ist der geistreiche und talentvolle Geschichtschreiber einer entarteten aber hochgebildeten Zeit, der jedoch weder in der Politik noch im häuslichen Leben sich einen tadellosen Ruf zu erwerben wußte. Zuerst von den Optimaten aus dem Senat gestoßen schloß er sich an die Volkspartei und ihr mächtiges Haupt Cäsar an. Als redegewandter, staatskluger Parteigänger des Imperators erlangte er durch denselben die Verwaltung der Provinz Numidien, wo er sich vieler Bedrückungen schuldig machte, was so wenig als sein nachheriger Luxus mit der in seinen Schriften zur Schau getragenen sittenrichterlichen Strenge harmonirt. Uebrigens ist er ein vollendeter Meister der historischen Kunst, der mit dem Blick eines Staatsmannes und Menschenkenners seine Zeit durchdringt, den bodenlosen Sittenverfall in seiner ganzen Größe kräftig und anschaulich schildert und in kunstvoller Anordnung und objektiver Darstellung so sehr hervorragt, daß man ihn häufig mit Thukydides zusammengestellt hat, den er sich auch in der Kürze und Gedrängtheit des Stils und in der pragmatischen Behandlung des historischen Stoffes zum Vorbild genommen. Allein was bei dem attischen Historiker Erzeugniß angeborner Schöpferkraft und eigener Erlebnisse ist, ist bei Sallust Product der Reflexion und der Kunst; und während der Grieche, im Gefühl seiner edeln Natur, an Tugend glaubt und das Hohe und Edle in der Menschheit anerkennt und gelten läßt, sieht der von der sittlichen Entartung seiner Zeit tief berührte und in alle Laster verflochtene Römer nur die schlechte Seite der menschlichen Natur, legt den Handlungen und Bestrebungen meistens nur gemeine Motive unter und kehrt, indem er die Tugend als unerreichbares Ideal hinstellt und rühmt, nur die moralische Schattenseite des Lebens hervor und straft sie gelegentlich mit sittenrichterlicher Strenge und Bitterkeit. Sein größeres Geschichtswerk über die Zeit der Bürgerkriege ist uns bis auf einige Bruchstücke verloren gegangen; wir besitzen nur die Monographien über den catilinarischen und jugurthinischen Krieg, zwei großartige Bilder aus der inneren Geschichte des Reichs, die zugleich großes Licht über die vorhergehende und nachfolgende Periode Roms werfen. Es sind geschickte Tendenzschriften zu Gunsten der demokratischen Partei, die erstere in der Absicht verfaßt, von Cäsar's Charakter den dunkelsten Flecken, seine Betheiligung an dem catilinarischen Complot, abzuwischen. Seine Darstellung ist ernst und würdig. „Seine Sprache zeichnet sich durch absichtlich gedrängte Kürze, durch eine sorgfältige Feile, und durch ein künstlich-alterthümliches Gepräge aus, das seinen Sittengemälden ein gewisses ehrwürdiges Ansehen gibt. Seine Darstellung wirkt durch den anziehenden Ton rascher und lebendiger Erzählung, durch den Wechsel von Schilderung, Reflexion und Charakterzeichnung, durch die Präcision und Bündigkeit des in leichte Sätze aufgelösten Stils und durch die gedrungene doch mannichfaltige Gliederung und geschickte Anordnung des Stoffs." Den Gegensatz zu Sallust's Gemälde menschlicher Verdorbenheit bilden die Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Feldherren, die Cornelius Nepos. c. 94–24 v. Chr. dem Freund Cicero's und Catull's Cornelius Nepos zugeschrieben werden; wie jener die abschreckende, egoistische Seite hervorkehrt, so dieser die glänzende und edle.

Die größeren historischen und biographischen Werke des patriotischen Römers sind verloren gegangen. Nur das im Text erwähnte Leben seines Freundes Atticus hat sich erhalten. Die kurzen Lebensbeschreibungen hervorragender Griechen und Römer, ohne Macht über Stil und Satzbau, die wir noch besitzen, sind zum Theil dürftige und kunstlose Auszüge aus größeren Werken und von zweifelhafter Echtheit. — **Titus** Livius. 59 vor bis
Livius aus Patavium, vermuthlich Erzieher eines der Enkel des Augustus, befolgt 17 n. Chr.
bei seiner **römischen Geschichte** die Vorschriften Cicero's über die nothwendige Verbindung der Rhetorik mit der ganzen Literatur. Seine rhetorische Volksgeschichte, wobei es ihm weniger um eine kritisch-gesichtete und rein pragmatische Geschichtsforschung als um lebendige und ergreifende Darstellung durch anziehende und unterhaltende Schilderungen zu thun ist, ist ein Nationalwerk geworden und ins Leben der Römer übergegangen. Der Zweck seiner an rednerischen und poetischen Ausschmückungen reichen Geschichte ist, das römische Volk an den Herrlichkeiten der Vergangenheit für Vaterlandsliebe zu erwärmen, insbesondere den Sinn desselben für den ehrlichen Glauben an die Tugenden der Vorfahren zu wecken und es so an dem Hochgebilde besserer Vergangenheit aus dem Verderben der Gegenwart emporzurichten. Livius besitzt Sinn für Poesie und Sage, Gewandtheit im Charakterzeichnen und Schildern bedeutender Persönlichkeiten, und ein wohlwollendes, freundliches, liebenswürdiges Gemüth. Er hat ein offenes Herz für Menschengröße und Menschenschicksal; er zeigt für alles Sittliche in menschlichen Beweggründen und Handlungen eine Sympathie, welche den wohlthuendsten Eindruck macht. Dagegen ist ihm der staatsmännische Gesichtspunkt eines Thukydides und Polybios ganz fremd; ein Mann der Schule und des Studiums, nicht des Lebens, hat er für das Staats- und Verfassungsleben, für die Entwicklung und Gestaltung socialer Verhältnisse und Standesvorrechte für die Ausbildung des öffentlichen Rechts, für die Stellung der verschiedenen Factoren des Staats zu einander wenig Sinn und Interesse und sehr unklare und oberflächliche Kenntnisse davon. Ein zweiter Mangel ist seine unzureichende Quellen- und Urkundenforschung, welche zur Folge hatte, daß sich mancherlei Ungenauigkeiten, Lücken und Widersprüche in seinen Angaben finden. Aber wiewohl sein Werk weder gelehrt und quellenmäßig noch aus **einem** Guß gearbeitet war, besitzt es doch wie kaum ein anderes Geschichtswerk des Alterthums Harmonie und Schönheiten jeder Art. Wenn er auch bei der Fülle zierlicher Reden hie und da ins Wortreiche verfiel — worin vielleicht der von Asinius Pollio als „Patavinität" gerügte Fehler kleinstädtischer Bildung sich zu erkennen gab — so hielt er sich doch auf der Höhe des reinen Geschmacks und der edelsten Beredsamkeit. Seine Sprache besitzt Wohlklang und Correctheit, seine Composition ist kunstvoll und durch einen mächtigen Periodenbau schön ausgestattet. Seine Vorliebe für die Partei des Senats und seine Abneigung gegen die Volksherrschaft ist nicht so hervorstechend, daß man ihn ungerechter Parteinahme beschuldigen könnte. Dagegen tritt er als patriotischer Vorfechter des Römerthums im Kampfe mit dem Ausland mit Schärfe und Entschiedenheit hervor. Von seiner römischen Geschichte von Beginn der Stadt bis zum Tode des Drusus (9 n. Chr.) in 142 Büchern, sind nur die ersten zehn und dann B. 21—45 nebst einigen Fragmenten erhalten. Die ältere Geschichte erzählt er nach römischen Annalisten, vornehmlich nach Claudius Quadrigarius, Valerius Antias, Licinius Macer, Aelius Tubero. Von der dritten Dekade an benutzt er, zunächst für griechische Angelegenheiten Polybios, wahrscheinlich bis zum dreißigsten Buch nur in einem lateinischen Auszug, von da an im griechischen Original, später auch dessen Fortsetzer Poseidonios.— Der griechische Geschichtschreiber **Diodoros** Diodor.
von Sicilien (Siculus), der nach vielen ausgedehnten Reisen zuletzt seinen Wohnsitz c. 50 v. Chr.
in Rom nahm und dort zur Zeit Cäsar's und Augustus' seine „**historische Biblio-**

thek", eine ethnographisch angeordnete Universalgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 60 v. Chr. in 40 Büchern verfaßte, von denen wir noch 15 nebst einigen Bruchstücken besitzen, ist von untergeordnetem schriftstellerischen Werthe, da er ohne Urtheil und Kritik alle auch die unwahrscheinlichsten mythischen und fabelhaften Angaben älterer Schriftsteller nacherzählt und in seiner Darstellung verworren und ungeordnet ist. Seine Hauptbedeutung besteht darin, daß er aus älteren, nunmehr verlorenen Schriften, wie aus Ephoros, Ktesias, Hieronymus von Kardia, Timäus u. A. Auszüge mittheilt. Er suchte den Römern die Welt, die sie besaßen, auch historisch bekannt zu machen, indem er aus den besten Werken die Geschichte sämmtlicher Völker des römischen Erdkreises zusammentragen wollte. Aber von dem philosophischen Geist, dessen er sich in der Vorrede rühmt, trägt sein Werk keine Spur, wenn nicht etwa in der moralisirenden Tendenz oder in dem Bestreben, die göttliche Vorsehung in den menschlichen Dingen an einzelnen Beispielen zu beweisen und somit den alten Volksglauben zu stützen. Dagegen vermag Diodor weder in das innere Wesen der Staaten und ihrer Verfassungen einzudringen, noch die Geschichte in ihrer philosophischen Tiefe und Bedeutsamkeit zu verstehen. Durch gerechtes Zuwägen von Lob und Tadel an die Sterblichen soll sie das göttliche Richteramt auf Erden ausüben. Die Ausführung des Werks, ein bloßes Aneinanderreihen von Nachrichten nach der Zeitfolge und nach Völkern angeordnet, entspricht somit keineswegs dem von ihm selbst mit einer Art von Begeisterung entwickelten Plan einer vollständigen Universalgeschichte, welche alles über alle Zeiten und Völker Bekannte und zu Erfahrende zusammenfassen sollte. Die erhaltenen Bücher 1—5 enthalten ägyptische, äthiopische, asiatische und griechische Urgeschichte, die übrigen, Buch 11—20, behandeln die Zeit vom zweiten Perserkrieg bis Alexander's Tod. — Wichtiger für die ältere römische Geschichte ist die „römische Archäologie" oder Geschichte Roms von der Gründung der Stadt bis zum ersten punischen Krieg von dem in Rom wohnhaften griechischen Geschichtschreiber

Dionysios von Halikarnassos. c. 30 v. Chr.

Dionysios von Halikarnaß, einem Zeitgenossen des Livius. Von seinen rhetorisch und künstlich abgefaßten 20 Büchern besitzen wir noch neun vollständig und zwei unvollständig, die bis zur Vertreibung der Decemvirn gehen. Sie sind als wahrheitsgetreue, sorgfältige Forschung über die Urgeschichte der Römer, deren Ursprung er von den Griechen abzuleiten bemüht ist, von höchster Wichtigkeit. Als Zweck seiner Geschichtschreibung gibt Dionysios in der Einleitung selbst an, „den Griechen, seinen Landsleuten, eine günstigere und würdigere Vorstellung von dem römischen Volke beizubringen; ihnen geschichtlich nachzuweisen, daß dasselbe nicht, wie von den Griechen aus Unkunde geglaubt und von griechischen Schriftstellern aus Mißgunst behauptet werde, von zusammengelaufenem, heimathlosem, barbarischem Gesindel abstamme, sondern vielmehr griechischen Bluts und achtbarsten Ursprungs sei; daß es nicht durch bloße Laune des Glücks, das oft dem Unwürdigsten seine Geschenke in den Schooß werfe, auf diesen Gipfel der Macht gelangt sei, sondern durch eine Fülle von Tugenden, wie sie keine andere Nation aufzuweisen habe. Irrthümer und gehässige Vorstellungen jener Art, die bei den Griechen aus dem Grunde so verbreitet seien, weil die Römer keinen einzigen namhaften Schriftsteller gefunden hätten, wolle er durch sein Werk berichtigen". Die Geschichte ist dem Verfasser mithin nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel; sie ist ihm mehr der Inbegriff nützlicher Kenntnisse als die Bildnerin des Geistes und Charakters. Auch Dionysios spricht von einer philosophischen Behandlungsweise der Geschichte, aber seine Philosophie besteht nur in „Beschreibungen, Bemerkungen und Urtheilen über die Verfassungen, Gesetze und Einrichtungen der Staaten, über Sitten und Charakter der Helden der Geschichte, in Lobreden auf die Tugend und rednerischer Schmähung des Lasters, auch wohl in Untersuchungen über die entfernteren Ursachen und

Veranlassungen der Thaten und Begebenheiten". Mit Diodor theilte auch er die religiöse Tendenz und nimmt den Volksglauben gegen Zweifelsucht und Unglauben in Schutz. Strabo (geb. 65 v. Chr. in Amasea † 24 n. Chr. in Rom) stammte aus einer reichen, griechischen Familie, welche in Pontos angesiedelt gewesen und mit dem Königshaus des Mithridates verwandt war. Er befaßte sich zuerst mit Geschichte und schrieb eine Fortsetzung des Polybios bis auf den Tod Cäsar's, von der sich aber nichts mehr erhalten hat, dann wandte er sich den geographischen Studien zu und verfaßte in hohem Alter (etwa 18 n. Chr.) das noch vorhandene Werk über Erdkunde in 17 Büchern, in welches er zugleich die seit Eratosthenes (III, 418) gemachten Entdeckungen und Bereicherungen mit aufnahm. In den beiden ersten Büchern gibt er eine Einleitung über den Begriff der Geographie, über die (vermeintlichen) Fehler des Eratosthenes und über die mathematische Seite derselben. Mit dem dritten Buch beginnt die Beschreibung der einzelnen Länder, wovon 8 Bücher auf Europa, 6 auf Asien fallen, das letzte Afrika umfaßt. Strabo's Werk ist für uns von höchstem Werth, da es in der Beschreibung der Länder die Sitten und Gebräuche, Geschichte und Verfassung, das öffentliche Leben, Gesetzgebung und Cultus berücksichtigt. Er setzt Erdkunde und Geschichtschreibung in innige Verbindung und lenkt stets den Blick von der äußeren Natur in das Innere des Menschen. In ihm liegt schon der Keim der modernen Idee, wonach die Erde berufen sei, ein „Erziehungshaus der Menschheit" zu sein, von ihrem Entstehen und Werden an einer höheren Bestimmung gemäß eingerichtet, also höher organisirt als die anderen Körper der sogenannten organischen und unorganischen Natur, eine Anschauung, die man mit Recht als „geographische Teleologie" bezeichnet hat.

Strabo. 65 vor bis 24 nach Chr.

War schon in den letzten Jahrzehnten der Republik die Liebe zur Literatur und der Geschmack an Lectüre aller Art tief in die höheren Kreise eingedrungen, so daß Staatsmänner und Feldherren ihre Mußestunden gewöhnlich mit Lesen zubrachten und die hohe Aristokratie auf Feldzügen und Reisen mit Büchern versehen war, so nahm die Leselust und das Interesse an Kunst und Wissenschaft in dem monarchischen Rom noch bedeutend zu. Vornehme Herren und Frauen wetteiferten in Versemachen; die gesellschaftliche Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Literatur; selbst die Tafelgenüsse wurden noch durch Lesen und Vorträge griechischer Dichter gewürzt*). Der Laden und die Halle des Buchhändlers war der Versammlungsort der Gelehrten und Gebildeten, die Bibliothekzimmer der Reichen dienten zum Empfang der glücklichen Gäste; und als Augustus, Cäsar's Plan zur Ausführung bringend, die Schätze der Literatur in der ersten öffentlichen Bibliothek neben dem Apollotempel auf dem Palatin sammeln ließ, verdiente er sich den Dank von Tausenden. Der buchhändlerische Vertrieb stieg durch technische Vervollkommnung des Abschreibens und

Das literarische Leben in Rom und die hohen Gönnerschaften.

---

*) Ueber diese Umkehr des Zeitgeschmacks spricht Horaz in den Episteln (II, 1, 108) sein Mißfallen aus:

Doch das bewegliche Volk hat ganz sich verwandelt und glühet
Nur von der Schreibluft; Söhne, mit ihnen bedächtige Väter
Schmausen von Laube umkränzt, und lesen Gedichte den Gästen.
Ungelehrt und gelehrt, gleichviel, wir Alle sind Dichter.

durch ausgedehnte Versendungen in die Provinzen zu einer bedeutenden Höhe und wurde ein einträgliches Gewerbe. Feine Bildung, Kunstgeschmack und Literaturkenntniß wurden immer mehr das Eigenthum und Kennzeichen der aristokratischen Kreise der Hauptstadt, daher man die höhere gesellschaftliche Bildung, die sich in der reinen correcten Sprache wie in den eleganten Formen des Umgangs und der geistreichen Unterhaltung kund gab, mit dem Ausdruck „Urbanität" bezeichnete. Als Beweis von dem feinen Formsinn der städtischen Bevölkerung wird erwähnt, daß der geringste Verstoß gegen Sprache oder Metrum auf der Bühne sogleich vom Publikum bemerkt und gerügt worden sei. Zu dieser Verbreitung der hellenischen Weltliteratur über die Weltstadt trug außer dem angebornen Bildungstrieb des römischen Volkes besonders das Beispiel bei, das Augustus selbst, ein Freund der Poesie und Bildung, der sich selbst in Gedichten versuchte, und die Günstlinge und Freunde desselben, Mäcenas, Pollio, Agrippa, Messalla u. A. gaben. Besonders war C. Cilnius Mäcenas, ein reicher Ritter von altadeligem etruskischen Lucumonengeschlecht, der als Staatsmann und Diplomat hoch im Vertrauen des Princeps stand, ein hervorragender Gönner der literarischen und ästhetischen Bildung, so daß sein Name zum Gattungsbegriff geworden ist. Alle diese Männer waren Kenner der griechischen Kunst und Literatur und Gönner und Beschützer der Künstler, Dichter und Schriftsteller griechischer und lateinischer Zunge; und im kaiserlichen Rom richteten sich schnell Aller Blicke nach dem Hofe und den ihm zunächst stehenden Kreisen, wo der vertraute Umgang mit Gelehrten und talentvollen Männern und die freigebige Unterstützung ihrer literarischen Arbeiten als guter Ton und Ehrensache galt. Denn Augustus und seine Freunde erkannten mit richtigem Scharfblick die Macht und Bedeutung der Literatur für die öffentliche Meinung und waren daher bemüht, sie durch Gnade und Gunst in den Dienst der neuen Ordnung zu ziehen, und indem sie gelinde aber sicher von oben her eingriffen, ihr Gang und Richtung zu bestimmen. Und ihre Bemühungen waren nicht erfolglos. Wie die alexandrinischen Schriftsteller, ihre Vorbilder in Inhalt und Form, die freigebigen Fürstenhöfe zu Alexandrien und Pergamum feierten, so vergalten auch die römischen Dichter und Gelehrten die Gunst, die ihnen Augustus und seine Freunde erwiesen, mit schmeichelnder Erkenntlichkeit und mit fügsamem Eingehen auf den Hofton. Hat doch Virgil, der populärste Dichter seiner Zeit, sein Epos an das julische Geschlecht gekettet und daraus vielfach Motive „zur Erwärmung eines kalten Stoffes" gezogen; bei Horaz hat nicht selten der Widerwille gegen die Lobpreisungen und feine Schmeichelei, womit er seine hohen Gönner verherrlichte, den hohen Werth seiner Dichtungen verkennen lassen, und in Ovid verschwinden die letzten Töne der Freiheit und Vaterlandsliebe unter den Ergießungen der Ergebenheit und dem Buhlen um Fürstengunst. Zu dem wirksamen Beispiele von Oben kam noch die große Leere und das einförmige Leben, das unter

dem ruhigen Fluß des monarchischen Regiments bald in der Hauptstadt einkehrte und die Interessen der Bevölkerung vom Handeln zum Denken und Dichten, von der That zum Wort hinlenkte. Die Zeit der großen staatsbürgerlichen Thätigkeit war für die Mehrzahl vorüber, seitdem Augustus die Macht und Befugnisse der Magistratur gebrochen und die letzten Entscheidungen in Verwaltung und Rechtspflege an seine Person geknüpft. Der Kaiser und seine Beamten regierten das Innere, die fernen Kriege wurden durch untergebene Feldherren im Auftrage des Imperators mit stehenden Heeren ausgefochten; die Volksversammlungen verloren mit ihrer Macht und Bedeutung auch die leidenschaftliche Aufregung früherer Jahre, und mit der Volksgemeinde starb auch das Interesse am öffentlichen Leben und an den Staatsämtern ab. Die „eingehegten Felder und Aemter der Verwaltung" hatten keinen Reiz mehr für freie patriotische Männer. Die Dichtkunst wurde zu einem Beruf, der oft Vortheil und Ehre brachte, aber auch eine Unzahl talentloser Dichterlinge und Versemacher in den Dienst der Musen führte. Alles drängte zu gelehrten Studien, zum Lesen und Schreiben, und suchte in der Literatur Ziel und Einheit des Lebens. Die Vorträge der Grammatiker und Rhetoren, der Philosophen und Aerzte wurden immer häufiger besucht; das gesammte Wissen der griechischen Welt zog in Rom ein. Asinius Pollio, ein gewandter Redner und Staatsmann von vielseitigen Kenntnissen, sammelte strebsame Jünglinge um sich, die sich unter seiner Leitung im Vortrag übten; es bildeten sich gelehrte Genossenschaften, die aus jungen für das Studium der Griechen begeisterten Männern bestehend, für die Verpflanzung der alexandrinischen Literatur nach Italien, und für die Pflege und Ausbildung der verschiedenen Gattungen und Formen der Poesie thätig waren und bald einen entscheidenden Einfluß auf den Geschmack und die literarische Zeitrichtung gewannen. Sich fern haltend von der politischen Aufregung und den großen nationalen Fragen führten sie in die Leiden und Freuden des persönlichen Daseins, in ein „von Liebe und kleiner Polemik bewegtes Privat- und Stillleben" ein, und mehr auf formale Vollendung, auf Bereicherung der poetischen Sprache mit Versmaaßen und Bildern und auf Leichtigkeit und Correctheit des Stils bedacht, halfen sie jene „geistige Gleichförmigkeit" begründen, welche den Ton des ersten Jahrhunderts im Gegensatz zu der individuellen und nationalen Eigenthümlichkeit der republikanischen Zeit bezeichnet. Die Sitte, in Dichtervereinen die poetischen Entwürfe und Productionen vorzulesen und zu beurtheilen, erhöhte diese Uebereinstimmung und bewirkte, daß alle Dichter dieser Zeit als Glieder einer Familie erschienen. Der Kaiser selbst veranstaltete mitunter solche Zusammenkünfte und wohnte den Vorträgen bei. Aber mit der Zeit wurden diese literarischen Vereine ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet. Statt nach dem Urtheile sachverständiger Kunstrichter zu streben und ihre Belehrungen und Bemerkungen zu beherzigen, benutzten sie Viele zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und erkauften sich Lob

und Beifall durch Geschenke und Gastmähler. Nach und nach nahmen solche Vorlesungen ihren Weg aus dem engen Kreise der Gebildeten und Kunstverständigen in die Oeffentlichkeit, in Theater und Hallen, wo eine große Volksmenge anwohnte. Bald entstanden auch periodische Schriften, Zeitungen und öffentliche Anzeigeblätter (Acta, Acta diurna), welche unter Anderem Berichte und Auszüge von den bedeutenderen Reden im Senat und in den Gerichtshöfen enthielten und durch regelmäßigen Postverkehr rasch über das ganze Reich bis in die fernsten Provinzen verbreitet wurden. Mit der äußeren Ausbreitung hielt aber die innere Gediegenheit nicht gleichen Schritt. Namentlich litten die beiden Literaturgattungen, die nur in freier Luft gedeihen können, Geschichte und Beredsamkeit, durch den Uebergang in die monarchische Staatsordnung; ihr Ton wurde gedrückt, ihr Gesichtskreis enger, ihr Object sogar flach und der Gegenwart abgewandt. Nachdem bei Actium gestritten worden, bemerkt Tacitus, und alle Gewalt auf Einen überzutragen der Friede wünschenswerth machte, verschwanden die großen Geister, welche früher mit Freimuth und Beredsamkeit die Geschicke des römischen Volkes dargestellt hatten. Nunmehr wurde die Wahrheit auf mancherlei Weise entstellt, theils aus Unkenntniß des immer mehr entfremdeten Gemeinwesens, theils aus Schmeichelei oder blindem Haß gegen die Machthaber. Schriftsteller, welche die Republik priesen, wurden verfolgt, ihre Schriften verboten. Je mehr aber der Freimuth Gefahr brachte, desto mehr hielten die Historiker mit ihrem politischen Urtheil zurück oder wandten sich, wie Trogus Pompejus, der gefahrloseren Geschichte des Auslandes oder der fernen Vorzeit zu. Das Werk des freisinnigen Labienus über die Bürgerkriege wurde kraft eines Senatsbeschlusses verbrannt (S. 39); aus Kummer und Verdruß gab sich der Verfasser selbst den Tod, indem er sich in die Gruft seiner Ahnen einschloß; Cremutius Cordus, in dessen „Annalen“ Brutus und Cassius gepriesen und dieser „der letzte Römer“ genannt war, wurde des Hochverraths angeklagt und endete sein Leben durch freiwilligen Hungertod; Vellejus Paterculus, ein geistreicher, lebhafter Mann von allgemeiner, wenn auch oberflächlicher Bildung, aber ohne Charakter und sittliche Würde, der unter Kaiser Tiberius hohe Aemter in Feldzügen und zu Rom verwaltete und seinen Gebieter dafür mit den überschwenglichsten Lobpreisungen überschüttete, gab das erste widrige Beispiel einer Geschichte im Hofstil, die größeren Werth auf rhetorischen Effect und glänzenden Schein, als auf Wahrheit und gerechtes Urtheil legt und die despotische Fürstengewalt mit schimmerndem Farbenglanz umhüllt. Noch empfindlicher wurde durch den politischen Wechsel die Beredsamkeit beeinträchtigt. Der üppige Stoff, den bisher die Leidenschaften und Verbrechen der Vornehmen nährten, war entweder erloschen oder durch die neuen polizeilichen Ordnungen verschleiert und den Volksgerichten entzogen. Die Kunst der Rede beschränkte sich daher theils auf die durch die Auctorität des Kaisers bedingten und gezügelten Verhand-

lungen im Senat, theils auf den Privatprozeß vor den Centumvirn. „Am kleinlichen Stoff verschrumpfte ihre Kraft, und es verwelkte immer mehr das prachtvollste Gewächs des römischen Geistes."

Wenngleich unter dem monarchischen Regiment die Literatur und Kunstbildung immer mehr an Verbreitung gewannen, so überschritten sie doch nicht die Grenzen der vornehmen Kreise, so bewahrten sie doch einen aristokratischen Anstrich. Ja die Schriftsteller des augusteischen Zeitalters entfernten sich absichtlich von der volksthümlichen Redeweise früherer Jahre, die ihren Schriften weitere Leserkreise erworben hätte; unbekümmert um den Beifall der Menge strebten sie in Sprache und poetischen Formen nach griechischer Vollendung, nur bedacht, den classisch gebildeten Cirkeln zu gefallen, die unter dem Schutze und der freigebigen Gunst vornehmer Edelleute in der Hauptstadt vereinigt waren, und spotteten der Männer des Stillstandes oder des alten Geschmackes, welche mit angestammter Liebe zur alten Zeit und ihrem „geheiligten Roste" die Trefflichkeit des Ennius oder Lucilius und der Dramatiker behaupteten. Die Dichter der goldenen Zeit versenkten sich in einen idealen Gedankenkreis; dem Staatsleben und den vaterländischen Interessen mehr und mehr entfremdet, suchten sie Befriedigung in dem Reiche der schönen Formen; Kunst und Wissenschaft wurde ihnen Lebenszweck, und die griechische Muse und Weisheit diente ihnen zur Verschönerung und Erheiterung des Daseins. Die alexandrinischen Gelehrten und Literaten schlugen ihnen die Brücke und zeigten ihnen die Wege zu den Gefilden hellenischer Kunstideale; aber so gelehrig und lenksam sie ihrer Führung folgten, das große weltmännische Leben in Rom, die praktische Natur des Volkes und die reichere poetische Anlage bewahrten sie vor den Irrgängen ihrer Lehrmeister, vor den trockenen Schaustücken einer todten Gelehrsamkeit. Erreichten die classischen Dichter der augusteischen Zeit auch nicht die geniale Höhe und Kunstvollendung der alten Hellenen, so verbanden sie doch mit schönen Formen, mit correcter und edler Sprache männliche Würde und leichte Anmuth, und der vaterländische Hauch, der in der Aeneis weht, hat dieses Heldengedicht zu einem Nationalwerk erhoben.

Charakter der römischen Literatur.

Unter dem Einfluß dieser klassischen Sprache und Literatur erstarben die italischen Volksidiome und Nationaldichtungen, wie unter dem Druck der Monarchie die italischen Volkselemente. Nur in Einer Gattung der Poesie hielt man sich an die früheren Erzeugnisse, im Drama. Die griechische Bühnendichtung hatte bereits alle Formen durchlaufen, als Plautus und Terentius die Stücke des Menander und Diphilos für das römische Theater bearbeiteten; Anderes hatte man auch in der monarchischen Zeit nicht zu bieten. Die kunstgerechten Versuche gelehrter Dichter, wie Varius, Pomponius Secundus, Ovidius u. A., eine klassische Tragödie zu schaffen, hatten geringen Erfolg. Während aber die dramatische Dichtung ruhte, kam die Schauspielkunst zu desto höherer Blüthe und wurde ein geehrter und einträglicher

Drama und Theater.

Beruf. Dem Einfluß berühmter Schauspieler, wie Clodius Aesopus und Q. Roscius war es zuzuschreiben, daß sich die alten Stücke aus der republikanischen Zeit fortwährend auf der Bühne erhielten und die dramatische Poesie nicht gänzlich verwilderte oder zum Possenspiel herabgewürdigt ward. Um das Volk, dem das kunstvolle Spiel unverständlich oder langweilig sein mochte, zu entschädigen, wurde dem altitalischen Geberdenspiel mit Charaktertanz und eingelegtem Dialoge eine größere Bedeutung und Vollendung gegeben. Im Gegensatz zu den ländlichen Atellanen entwickelten sich unter den gewandten Händen eines Decimus Laberius und Publilius Syrus die Mimen, jene alterthümlichen Bühnenvorstellungen, welche in lockerer und kunstloser Composition unter Späßen, Tänzen und Flötenspiel das hauptstädtische Leben in seiner „grenzenlosen Freiheit und Frechheit" auf den Brettern vorführten, zu Sittengemälden des alltäglichen Lebens, der letzte noch grünende Trieb nationaler Literatur, der selbst in den ersten Jahrhunderten der Kaiserherrschaft, als aller Freimuth im politischen Leben erstarb, noch einige satirische Ausfälle und Anspielungen auf Personen und Verhältnisse der Gegenwart sich gestattete. Bald trat jedoch dem volksthümlichen Mimus unter dem Einfluß des Augustus und Mäcenas das „monarchische Prachtstück" der Pantomimus für die gebildeteren Klassen zur Seite, eine Kunstgattung, in welcher Ballet und Oper sich vereinigte und der Aufwand an scenischer Pracht und prachtvoller Gewandung, auf sinnlichen Reiz und für lüsterne Augen berechnet, den höchsten Grad erreichte. Der Pantomimus, in dem berühmte und gefeierte Künstler, wie Pylades, Bathyllus, Hylas u. A. ihre Triumphe feierten und dem sich die ganze vornehme Welt der Kaiserzeit mit Leidenschaft zuwandte, verdrängte mehr und mehr das recitirende Drama. Im stummen Pantomimenspiel waren alle Rollen in Einer Person vereinigt, indem ein gewandter Schauspieler unter Begleitung von Musik und wahrscheinlich unterstützt von dem Gesange eines Chors die meistens der griechischen Mythenwelt entlehnten tragischen oder komischen Begebenheiten durch Geberden, Tanz und rhythmische Bewegungen darstellte und veranschaulichte, „das vollendetste Resultat der antiken Orchestik". Von ähnlicher Beschaffenheit war die den Griechen entlehnte Pyrrhiche, ein dramatischer Kunsttanz wie das moderne Ballet. Die Aufführung dieser scenischen Prachtstücke, bei denen die reizenden und lüsternen Liebesgeschichten der Mythenwelt, des Ares und der Aphrodite, der Phädra, der Danae, des Jupiter und der Leda, oder auch leidenschaftliche Scenen, wie der wüthende Hercules, der rasende Ajax, die Geschichte des Oedipus, mit Vorliebe gewählt wurden, ward noch gehoben durch den großartigen Eindruck der stehenden Theater, die nach dem Vorgange des Pompejus mit immer mehr Pracht und architektonischer Kunst errichtet wurden. Als Ersatz für die unteren Klassen hob man noch die scenischen Darstellungen durch glänzende Aufführungen und sinnliche Reizmittel nach dem Geschmack des Volkes. So wird berichtet, daß in der „Klytämnestra" (oder Aegisthus) des Livius Andro-

nicus 600 Maulesel über die Bühne zogen, und in dem „Trojanischen Pferde“ desselben Dichters 3000 vergoldete Schilde und ganze Reihen von Reiterei und Fußvolk den Zuschauern vorgeführt wurden. Auf diese Weise näherte sich das Schauspiel den Belustigungen des Circus und Amphitheaters, den Umzügen zu Roß und Wagen, den Fechterspielen und Thierkämpfen, welche stets das Hauptvergnügen des römischen Volkes ausmachten und daher seit den letzten Jahren der Republik mit immer größerem Aufwand und in wachsendem Umfang veranstaltet wurden. Jeder suchte seinen Vorgänger zu überbieten und durch Hinzufügung neuer Erfindungen und ungesehener Schaustücke Abwechselung in die Welt der Genüsse zu bringen. Es wurde schon früher beschrieben, wie Pompejus und Cäsar sowohl durch großartige Bewirthung und Geschenke als durch die Pracht der Spiele mehrere Tage lang das Volk in einem wahren Rausch hielten. Die Kaiser und ihre Günstlinge wollten hinter der republikanischen Zeit nicht zurückbleiben: daher wurde die Zahl der wilden Thiere, der Löwen, Panther, Leoparden, Elephanten, die in der Arena sich zeigten, immer größer und mannichfaltiger, und der Zudrang zu den Gladiatorenkämpfen nahm mit jedem Jahre zu. Bei dem dreitägigen Siegesfest, das Augustus nach seiner Rückkehr von Alexandrien mit unerhörter Pracht feierte, schaute man zum ersten Mal das Rhinoceros und den Hippopotamos in den Mauern Roms, und gefangene Sueben und Dacier in ihrer Landestracht sich bekämpfen. Es gehörte bald zu den alltäglichen Erscheinungen, freigeborene Römer von Stand, Senatoren und Ritter als Fechter in den Amphitheatern auftreten zu sehen. Und um die wachsende Schaulust des Volkes zu befriedigen, traten zu den gewohnten Belustigungen im Circus und in der Arena und zu den religiösen Festen und Umzügen in der Kaiserzeit noch die glänzenden und kostspieligen Seegefechte (Naumachien).

5. Germanien.

A. Die Freiheitskämpfe der Deutschen*) gegen Rom.

a) Drusus und Tiberius am Rhein.

Augustus liebte den Krieg nicht; er pflegte zu sagen, die Lorbeeren seien schön aber unfruchtbar; daß der Friedenstempel in Rom unter seiner Regierung Die Feldzüge des Drusus. 12–9 v. Chr.

*) Der Name „Deutsch“ kommt erst im neunten Jahrhundert vor und zwar als Bezeichnung der „Volkssprache“. Im zehnten bedeutet der Name „Deutsche“ die Gesammtheit der Völker, welche zum ostfränkischen Reich gehörten und jene Sprache redeten, im Gegensatz sowohl der „Welschen“ d. i. der Westfranken und Langobarden, als der Wenden. Nach dem Vorgange anderer Geschichtschreiber gebrauchen wir denselben schon hier und zwar als gleichbedeutend mit „Germanen“, wenn gleich die letztere Benennung auch zur Bezeichnung derjenigen Stämme gebraucht wird, die nicht mehr zum deutschen Volke gezählt werden.

wiederholt geschlossen werden konnte und die Parther freiwillig die Feldzeichen und Gefangenen aus Crassus' Heer zurückgaben, war sein Ruhm und sein Stolz. Sein Sinn stand nicht auf Mehrung und Vergrößerung des Reichs, sondern auf Begründung und Erhaltung der Staats- und Rechtsordnungen; seine Kriege in Spanien und in den Alpengegenden galten der Beschützung und Befestigung der Reichsgrenzen, und der Krieg in Dalmatien und Pannonien war ein Vertheidigungskampf. Nur am Rhein trug er sich mit Eroberungsplänen; hier sollten Cäsar's gallische Feldzüge fortgesetzt und die Kriegsehre des julischen Geschlechts und Namens gemehrt werden. Die Bezeichnung der Rheinlande als Ober- und Untergermanien deutete auf den geheimen Plan, die Ostgrenze des Reichs bis zur Elbe auszudehnen, durch die Eroberung Germaniens das römische Weltreich zu vollenden. So lange Gallien noch nicht vollständig beruhigt war und in den Alpenthälern trotzige Völkerstämme ihre ererbte Freiheit vertheidigten, wurden die Germanen mit Schonung behandelt. Uebertrug doch der Imperator Augustus die Sicherheit seiner Person und die Hut des Capitols einer germanischen Reiterschaar, wie schon vor ihm der göttliche Julius gethan, und Vipsanius Agrippa siedelte, wie erwähnt, die von den Sueben gedrängten
38. Ubier auf der linken Seite des Rheines an und gründete die „Agrippinische Colonie", die Mutterstadt von Köln. Selbst der Angriff der östlichen Anwohner
16 v. Chr. des Niederrheins auf das Lager des M. Lollius, welcher einen Streifzug in ihr Land unternommen, weil sie einige römische Kundschafter ergriffen und ans Kreuz geschlagen hatten, blieb ungestraft. Als aber die neue Provinzeintheilung Galliens vollendet und die Alpenländer unter die Obmacht Roms gebracht waren, faßte August's tapferer und kühner Stiefsohn Drusus den Plan, die Grenzen des Reichs über den Rhein auszudehnen und auf der Bahn des großen Cäsar fortzuschreiten. Nachdem er zum Schutze des Stromes die alten Bundesstädte von Basel (Augusta Rauricorum) bis Köln (Colonia Agrippina), also Straßburg (Argentoratum), Speyer, Worms, Mainz, Bonn u. a. (III, 818) mit starken Festungswerken versehen und durch die Gründung des „Alten Lagers" (Castra vetera) bei dem heutigen Xanten und anderer Castelle neue Bollwerke und Stützpunkte zur Abwehr wie zum Angriff geschaffen, suchte er sich zunächst
12. der nördlichen Landschaften zu versichern. Er bewog die Bataver, die Anwohner der sumpfigen Niederlande vom Rhein und Waal bis zur Nordsee, und ihre östlichen Nachbarn, die Friesen, an der Meeresküste bis zur Ems, mit den Römern in Freundschaft und Bundesgenossenschaft zu treten, und verband dann durch die Anlegung eines schiffbaren Kanals, der noch jetzt den Namen Drusus-Furt führt, den Rhein in seinem unteren Laufe vermittelst der Yssel mit dem Binnensee Flevo, der damals durch den schiffbaren Fluß gleichen Namens mit der See zusammenhing, den aber seitdem die Fluthen zu einem offenen Meerbusen (Zuyder-See) ausgeweitet haben. Hierauf segelte er mit der auf dem Rheine erbauten Flotte in das germanische Meer und gelangte, längs der frie-

sischen Küste hinsegelnd, an die Mündung der Ems, wo die Legionen mit den Bructerern und Chauken einige Gefechte bestanden. Hier gerieth die Flotte in große Gefahr, indem die eintretende Ebbe den Schiffen das Fahrwasser entzog und sie aufs Trockene setzte. Nur die Hülfe der Friesen, welche die Römer mit einem Landheer begleitet hatten, rettete sie vom Verderben. Als die eintretende Fluth die Schiffe wieder flott gemacht, kehrte Drusus nach Batavien zurück.

Die Kühnheit dieses wenn gleich erfolglosen Unternehmens scheint die Germanen in Schrecken gesetzt zu haben. Die Völkerschaften zwischen Rhein und Weser schlossen daher ein Bündniß zur Vertheidigung ihres Landes gegen den drohenden Feind. Die Chatten weigerten sich aber in die Genossenschaft einzutreten und wurden deshalb von den benachbarten Sigambrern bekriegt, gerade als Drusus, der den Winter in Rom zugebracht hatte, wieder am Rhein erschien und von dem „alten Standlager" (Xanten) aus über den Grenzstrom setzte. Er unterwarf die Usipeten, durchzog, nachdem er eine Brücke über die 11.
Lupia (Lippe) geschlagen, das von der streitbaren Mannschaft verlassene Land der Sigambrer ohne Widerstand und bekriegte die Cherusker am linken Ufer der Weser. Mangel an Lebensmitteln und die Nähe des Winters nöthigten ihn jedoch zum Rückzug. Auf diesem setzten ihm die Germanen von allen Seiten heftig zu. In einer engen Schlucht eingeschlossen und hart bedrängt wäre er mit seinem ganzen Heere ohne Rettung verloren gewesen, hätten nicht die Germanen, den Feind schon für überwunden haltend, mit wildem Ungestüm ohne Ordnung und Schlachtplan den letzten Vernichtungskampf gewagt. Dadurch verloren sie den sicher geglaubten Sieg an die römische Kriegskunst. Die Germanen wurden zurückgeschlagen und mußten zusehen, wie die Römer das Castell Aliso anlegten, das durch eine zurückgelassene Besatzung geschützt als Stützpunkt für spätere Unternehmungen diente. Es lag wohl in der Nähe der heutigen Stadt Paderborn am Zusammenflusse der Lupia und Eliso (Alme), da wo das Dorf Elsen steht. Den Ehrennamen „Imperator", mit dem das Heer den Feldherrn begrüßte, versagte der Kaiser, gestattete aber dem siegreichen Sohne den kleinen Triumph zu Pferde und die triumphalischen Ehrenzeichen.

Um für die Eroberungszüge eine feste Basis zu gewinnen, ließ Drusus, nach persönlicher Zusammenkunft mit dem kaiserlichen Vater an dem deutschen Strome, im nächsten Jahr großartige Befestigungswerke anlegen. Die Ufer 10.
des Rheins erhielten über fünfzig Castelle, wovon das bedeutendste, dem Standlager Moguntiacum (Mainz) gegenüber, mit der Zeit zu einer Stadt (Castel) sich erhob; Bonn wurde durch eine Brücke mit der rechten Seite des königlichen Stromes verbunden; den hohen Winkel zwischen Rhein, Main und Lahn schützte eine Reihe von Festungslinien auf dem Taunus, die durch ihren Namen „Drususgraben" noch jetzt den ersten Urheber anzeigen. Ihren Mittelpunkt bildete das Castel Artaunum (Saalburg) bei Homburg v. d. Höhe. Sie legten den Grund zu jenem großartigen Grenzwall, der in der Folge das römische

Gebiet von dem freien Germanien trennte. Nach solchen Vorbereitungen unternahm Drusus seinen dritten größten Feldzug nach Mittel-Deutschland. Unterstützt von den streitbaren Nerviern und anderen gallischen Hülfsvölkern, und im Bunde mit den Friesen, die Kriegsbedürfnisse stellten, zog der kühne Feldherr an dem rechten Mainufer hinauf nordostwärts, schlug die Chatten in blutiger Feldschlacht, drang dann über die Werra und den hercynischen Wald (Thüringerwald) in das Land der Cherusker und gelangte an das westliche Ufer der Elbe durch Gegenden, die noch nie ein Römer betreten, zu Völkerschaften, die noch nie den römischen Namen vernommen. Als Drusus auch diesen fernen Strom überschreiten wollte, trat ihm, wie Dio nach einer Sage meldet, eine Frau von übermenschlicher Größe entgegen und redete ihn in lateinischer Sprache an: „Wohin, Drusus, Unersättlicher? Es ist dir nicht beschieden vom Schicksal, dies Alles zu schauen; kehre um; schon stehst du am Ziel deiner Thaten und deines Lebens!" Er eilte zurück, da der Winter herannahte; aber er sollte den Rhein nicht wieder erblicken. Er starb auf dem Rückzug, nach Einigen an einer Krankheit, nach Anderen an den Folgen eines Beinbruchs,
9. durch den Sturz seines Pferdes herbeigeführt. Er verschied im dreißigsten Jahr seines Alters in den Armen seines herbeieilenden Bruders Tiberius. Seine Leiche wurde unter großen Trauerfeierlichkeiten von Mainz durch Gallien und Italien nach Rom getragen, dort auf dem Marsfelde dem Scheiterhaufen übergeben und die Asche in der Kaisergruft beigesetzt. Ein Altar in der Nähe der Lippe, ein Standbild im kriegerischen Schmuck sammt einem leeren Grabmonument bei Mainz (dessen Ueberreste noch in dem „Eigelstein" erhalten sein sollen), bei welchem die Legionen alljährlich den Todestag mit Leichenspielen feierten, und ein Triumphbogen an der appischen Straße sollten den nachgebornen Geschlechtern das Andenken an den tapfern und geliebten Fürstensohn erhalten, der unter allen Römern zuerst bis an die Elbe gedrungen war. Der Ehrenname Germanicus, „Besieger der Deutschen", den ihm Augustus beigelegt, ging auf seinen Sohn über.

Tiberius am Rhein. 8.

An die Stelle des heldenmüthigen Drusus trat sein Bruder Tiberius, gleich gewandt und erfahren im Kriege wie in der Politik. Dieser wählte die Wege der List, des Verraths, der klugen Unterhandlung, und erreichte durch diese Mittel mehr als der ritterliche Bruder durch Waffengewalt. Er bewirkte, daß die germanischen Völkerschaften, auch die Sigambrer, welche sich anfangs weigerten, eine Anzahl angesehener Stammhäupter mit Friedensvorschlägen an den in Gallien weilenden Kaiser absandten. Diese wurden gegen Ehre und Recht festgenommen und in gallischen Städten als Geißeln zurückgehalten. Es half nichts, daß sie sich selbst den Tod gaben, um ihre Landsleute nicht durch die Rücksicht auf die Gefangenen in ihrer freien Bewegung zu lähmen; die Römer erreichten durch die treulose That dennoch ihren Zweck. Tiberius benutzte die Bestürzung der Germanen, um seine Legionen alsbald über den Rhein zu

führen. Zwieträchtig und ihrer Häupter und Führer beraubt vermochten die deutschen Völkerschaften dem eindringenden Feinde keinen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen. Siegreich durchzog der Feldherr die verwaisten Gaue und bewirkte durch die Gewalt der Legionen und den Schrecken des römischen Namens, daß die Bewohner, nachdem gegen 40,000 derselben, größtentheils Sigambrer, weggeführt und auf der linken Seite des schönen Stromes angesiedelt worden, überrascht und hoffnungslos sich vor der Uebermacht beugten, (Zwischen 6 u. 1 v. Chr.) worauf zwischen Rhein und Weser eine römische Statthalterschaft errichtet wurde. Bekannt ist die Erzählung, wie einer der germanischen Volkshäupter sich auf einem Kahn in das römische Lager bringen ließ und vor Tiberius geführt in die Worte ausbrach, er preise den Tag glücklich, an welchem er die Götter, von denen er bisher nur gehört, mit Augen erblickt habe. „Die Religion der Waffen, welche die Römer zusammenhielt, übte auch auf die Germanen einen überwältigenden Einfluß aus."

Die Vorgänge der nächsten Jahre sind in Dunkel gehüllt. Der Triumph, (Die Thaten des Domitius Ahenobarbus.) den Tiberius für den germanischen Sieg feierte, war zugleich der Anfang der kaiserlichen Ungnade, die ihn sieben Jahre auf Rhodos festhielt. Während dieser Zeit sind die Nachrichten über Deutschland verstummt; nur eines Feldzugs des **Domitius Ahenobarbus**, eines stolzen, trotzigen und übermüthigen Mannes aus der kaiserlichen Verwandtschaft, geschieht Erwähnung. Er überschritt die Elbe, deren östliches Ufer er mit einem Altare des Augustus schmückte, wies dem germanischen Volksstamme der Hermunduren Wohnsitze in Süddeutschland zwischen Main und Donau an und begann den Bau der „langen Brücken", jener Knüppeldämme zwischen Rhein und Weser, welche die Verbindung der Legionen auf dem unsicheren Boden voll Moor und Sümpfen erleichtern sollten. Domitius wie sein Nachfolger **Vinicius** verdienten sich durch Kriegsthaten in Germanien die triumphalischen Ehrenzeichen; doch besitzen wir von diesen Thaten keine nähere Kunde. Daß Augustus ausdrücklich den Uebergang über die Elbe untersagte, scheint anzudeuten, daß die bisherigen Unternehmungen nicht von Erfolg gewesen seien. Man beschloß in Rom, statt der (Tiberius abermals am Rhein. 4—6 n. Chr.) Waffengewalt wieder zu den erprobten Mitteln der Arglist, der Verführung, des Verraths zu schreiten; daher begab sich der Meister der Trugkünste, **Tiberius**, abermals an den Rhein, begleitet von dem niederträchtigen Schmeichler **Vellejus Paterculus**, damals Anführer der Reiterei. Mit prunkendem Redeschwulst preist dieser die Großthaten seines vergötterten Helden, um zugleich einige Strahlen dieses Ruhmes auf sein eigenes Haupt zu sammeln. Auf zwei Feldzügen wurden die Völkerschaften zwischen Weser und Elbe, die Cherusker, die riesenhaften Chauken, die Langobarden, „wilder noch als die germanische Wildheit", zur Unterwerfung gebracht, indeß die Flotte die Küsten der Nordsee umsegelte und nach Bezwingung der Caninefaten, der Attuarier und der Bructerer in die Elbe einfuhr und sich dann mit dem Landheer vereinigte. Aber trotz

dieser gepriesenen Kriegsthaten faßte die römische Herrschaft in jenen Gegenden keine Wurzeln; die alte Freiheit wurde nur vorübergehend gefährdet und kehrte nach dem Abzug der Legionen bald zurück. Desto mehr gelang es dem gewandten Fürsten, die Völker zwischen Rhein und Weser an Rom zu fesseln. Die Macht der Kriegsheere, die an den Standlagern Xanten und Aliso feste Stützpunkte hatten, und die Künste der Verführung, der Arglist und Bestechung, welche Tiberius mit großer Meisterschaft in Anwendung brachte, verfehlten ihre Wirkung nicht bei den getheilten zwieträchtigen Germanen. Das römische Saturninus Statthalter. Wesen fand immer mehr Eingang, besonders als Sentius Saturninus, ein rechtschaffener und verständiger Mann, der mit dem Ernste eines strengen Feldherrn die freundlichen Manieren eines gebildeten Staatsmannes vereinigte, die germanische Statthalterschaft verwaltete. Er wußte das arglose Naturvolk für die Sitten und Vortheile eines civilisirten Lebens zu gewinnen, indem er demselben „die Ueberlegenheit römischer Art und Kunst" in liebenswürdiger Gestalt vorführte. Die Germanen fingen an, „ihre eigene Rohheit zu erkennen" und Gefallen zu finden „an der Welt strenger Ordnung, scharfer Gesetze, mannichfaltiger Künste und Genüsse". Die Standlager der Legionen wurden der Markt, wo der fremde Kaufmann die Waaren des Südens feilbot, wo die Söhne der Natur die Reize und Süßigkeiten eines reichen Culturlebens kennen lernten. Ein reger Verkehr gewöhnte die Eingebornen an römische Sprache und Sitten; römisches Recht fand immer mehr Geltung und Anerkennung; schon fochten germanische Jünglinge in den Schlachtreihen der Römer und brüsteten sich mit fremdem Waffenschmuck und mit dem römischen Bürgerrecht. Die deutsche Volkseigenthümlichkeit war in hohem Grad gefährdet, wenn es den Römern gelang, ihre Herrschaft über den Rhein und über die Donau zu tragen, wenn die deutschen Fürsten, die sie in ihre Dienste lockten, wie Marbod und Armin, ihnen Treue und Ergebenheit bewahrten. Aber hier sollten sie erfahren, daß die Liebe für Freiheit und Vaterland noch nicht erstorben war.

Marbod. Marbod, der Heerführer der Markomannen, eines dem Suebenbunde angehörenden kräftigen Volksstammes, dem die Hut der Grenzmarken südwärts des Maines anvertraut war, stammte aus edlem Geschlechte und besaß einen starken Körper und einen kühnen Geist. Während eines zweijährigen Aufenthaltes in Rom hatte er sich als junger Mann die Gunst des Augustus erworben und sich so sehr die fremde Bildung angeeignet, „daß der Römer an ihm kaum den Barbaren zu erkennen vermochte". Um die Zeit, da Drusus die römischen Adler an die Elbe trug, kehrte Marbod, in die römische Kriegskunst und Politik eingeweiht, nach der Heimath zurück. An die Spitze seines Volkes gestellt, faßte er den kühnen Plan, die Markomannen aus den durch Roms Nähe gefährdeten Sitzen an den Ufern des Rheines und Maines wegzuführen und ihnen weiter ostwärts eine gesicherte Wohnstätte zu erringen. Er bemächtigte sich durch Vertrag oder Gewalt des bergumgürteten Landes der Bojen (Bojohaemum oder Böhmen) und machte diese „gewaltige Festung der Natur" zum Mittelpunkt eines Völkerbundes, der bis an das Nordufer der Donau vorgeschoben der Ausbreitung des römischen Weltreiches eine Schranke setzen sollte. Im Besitze eines streitbaren in römischer

Kriegsweise geübten Heeres und umgeben von einer Leibwache gleich dem Imperator, war Marbod im Stande, in wenigen Jahren dem Markomannenbund eine Geltung zu geben, die den Römern gerechte Besorgnisse einflößte. Denn wie sehr der kluge und vorsichtige Fürst anfangs in seinem äußern Benehmen Freundschaft und Ergebenheit gegen Rom kund gab, wie sehr er den römischen Kaufleuten und Händlern den Zugang in sein Land und den Verkehr mit seinem Volke erleichterte, mit dem Gefühl seiner Macht wuchs auch sein Selbstvertrauen; aus seinem Auftreten und seiner entschiedenen Sprache konnte man wahrnehmen, daß er sich seiner Stellung bewußt sei. Sein Reich wurde bald der Zufluchtsort aller Unzufriedenen und Verfolgten.

Marbod's Stellung zu Rom während des Aufstandes der Pannonier. 6—9.

In Rom glaubte man der Machtentwicklung des Markomannenreiches an der Donau nicht länger zusehen zu dürfen. Ein gleichzeitiger Angriff von Osten und Westen sollte demselben ein Ende bereiten. Während Tiberius in Carnuntum eine große Kriegsmacht sammelte, um stromaufwärts zu ziehen, sollte Sentius Saturninus vom Lande der Chatten her über den hercynischen 6 n. Chr.
Wald vordringen. Dieser wohlüberdachte Kriegsplan kam jedoch nicht zur Ausführung. Die Erhebung der pannonischen Völker nöthigte Tiberius, die Legionen nach der unteren Donau zu führen, und Augustus beeilte sich, durch einen günstigen Frieden den Markomannenfürsten in seinen Bergen festzuhalten, damit er nicht die im Osten der Adria drohende Gefahr durch seinen Anschluß noch vergrößerte. Wir haben früher (S. 12) des schrecklichen Krieges Erwähnung gethan, durch den das Land an der unteren Donau zugleich bezwungen und zur Einöde gemacht wurde. Als Germanicus die Botschaft von dem siegreichen 9.
Ausgange des dreijährigen Kampfes nach Rom brachte, erhob sich in der Stadt unermeßlicher Jubel. Man wetteiferte, durch Freudenfeste und Denkmäler die Siegesthaten zu verherrlichen. Aber schnell verwandelten sich die Jubelfeste in Tage der Trauer, die Dankgebete in angstvolles Flehen, als die Schreckenskunde von den Unfällen in Germanien wie ein Blitz aus heiterem Himmel in die lärmende Stadt eindrang.

b) Die Varusschlacht im Teutoburger Wald.

Quinctilius Varus.

Der Nachfolger des umsichtigen Sentius Saturninus in der germanischen Statthalterschaft war **Quinctilius Varus**, ein Mann von beschränkter Einsicht, der neun Jahre lang Landpfleger des verweichlichten Syriens gewesen war, wo er unter einer an knechtischen Gehorsam gewöhnten Bevölkerung seinem Hang zum Wohlleben und seiner Bereicherungssucht sich ungestört hingeben konnte. Denn wie Vellejus behauptet, hatte er das reiche Land arm betreten und das verarmte Land reich verlassen. Er stand schon hoch in Jahren, als er an den Rhein kam, und hatte sich in dem üppigen, ruhigen Osten an ein behagliches, genußreiches Leben gewöhnt, das er auch in dem neuen Wirkungskreise fortzusetzen gedachte; darum entschlug er sich gern den Mühen und Sorgen und begegnete den Schwierigkeiten mit leichtem Sinn und mit Unbedachtsamkeit. Wenn, wie man vermuthet, der Hildesheimer Silberfund einst im

Besitze des Varus war, so gibt das prachtvolle Geräthe einen deutlichen Beweis von dem vornehmen und luxuriösen Haushalt des römischen Proconsuls. Aber als geübter Geschäftsmann von reifer Erfahrung schien er dem Kaiser der rechte Mann zu sein, das eroberte Germanien in eine römische Provinz umzuwandeln. Darum erhielt er mit dem militärischen Oberbefehl auch die Civilverwaltung und wurde somit der erste eigentliche Statthalter auf der rechten Rheinseite.

Die Germanen unter der Römerherrschaft. Das öffentliche Leben hatte bereits eine so ruhige Gestalt gewonnen, daß Varus sich leicht der Täuschung hingeben konnte, die Germanen würden sich in die neuen Verhältnisse ohne Widerstreben fügen: sie bezeugten Verlangen nach höherer Bildung und feineren Künsten; sie drängten sich zum Kriegsdienste, sie trugen die Neigung für fremde Sitten und Lebensformen offen zur Schau. Varus verkannte die deutsche Natur, die, während sie äußerlich sich leicht in das Ausländische fügt, die höheren Güter um so tiefer bewahrt und um so heiliger hält. Unvorsichtig führte er die römische Besteuerung und Rechtspflege ein, entfaltete die Macht der Ruthen und Beile und öffnete dem Schwarm von Beamten, Sachwaltern und Schreibern, von Zöllnern, Pächtern und Wechslern eine breite Bahn. Und während der Statthalter selbst, ein reicher Mann von vornehmem dem Kaiserhause verwandten Geschlechte, durch seine Bildung, durch sein glänzendes Hoflager inmitten des deutschen Landes, durch die Entfaltung von Pracht und Herrlichkeit die Häupter des Volkes bezauberte und an sich kettete, waren die Geschäftsleute, Steuererheber und Rechtskundigen bemüht, das Land in ihrer Weise zu romanisiren und zu ihrem Vortheil auszubeuten. Das nördliche Germanien nahm mehr und mehr die Ordnungen und die Verwaltungs- und Rechtsformen der römischen Provinzländer an. Wie der Prätor am Markt zu Rom, so hielt Varus in seinem Standlager an der Lippe im Lande der Cherusker Gerichtssitzungen, wo die Anliegen deutscher Männer, ihre Streitigkeiten unter einander, ihre Zwiste mit römischen Kriegern oder Kaufleuten nicht nach altgermanischem Gewohnheitsrecht, das jeder Freie im Gedächtniß und im Gewissen trug, sondern nach römischen Gesetzen und proconsularischen Rechtssprüchen von gelehrten Sachwaltern in lateinischer Sprache und nach unbekannten Grundsätzen und Rechtsformen entschieden wurden, worauf dann fremde Gerichtsdiener die Strafbestimmungen mit unerbittlicher Strenge vollzogen. „Also sah der Deutsche, was er nie gesehen hatte, den blutigen Rücken freier Männer; er sah ihn wund gegeißelt durch römische Gerichtsdiener. Auch sah er das nicht minder Unerhörte: die Köpfe deutscher Männer fielen unter römischen Beilen." Durch den Machtspruch eines fremden Richters erlitten freie Germanen für geringe Vergehen Ruthenstreiche, die sie für das ganze Leben entehrten, wurde auf Todesstrafe erkannt, die nach germanischem Herkommen nur von der freien Volksgemeinde ausgesprochen werden durfte, wurden sie mit Steuern und Lieferungen belegt, die ihnen bis dahin unbekannt geblieben waren. Auch mochte der geringe Mann, während die Fürsten und Volkshäupter sich von den feinen Lebensformen und den reichen Tafelgenüssen verlocken ließen, von dem Uebermuth der Unterbeamten und Legionssoldaten viel Kränkendes zu leiden haben.

Armin. Es bedurfte der ganzen Noth einer drückenden Fremdherrschaft unter einem habgierigen, rücksichtslosen und unbesonnenen Statthalter, um den eingeschläferten Freiheitssinn der germanischen Völker zu wecken. Unter der Leitung des ebenso kühnen als umsichtigen Cheruskerfürsten Arminius, der in römischem Kriegsdienst den Feinden selbst ihre Kriegsweise abgelernt und sich das römische Bürgerrecht und den Rang eines Ritters erworben hatte, schlossen die Cherusker,

Bructerer, Chatten und andere deutsche Stämme einen Bund zur Abschüttelung des fremden Joches. Das Vertrauen, das Varus dem feurigen muthvollen Fürsten, der damals in der Blüthe des Alters stand und durch Schönheit der Gestalt wie durch die Stärke seines Arms und die Schnelligkeit seines Verstandes hervorragte, so wie seinem Vater Segimer und dem verwandten Fürsten Segestes zuwandte, erleichterte das Vorhaben. Umsonst warnte der den Römern ergebene und auf Armin's Ruhm und Ansehen neidische Segest den nachlässigen in argloser Sicherheit sich wiegenden Statthalter; er hielt dessen Enthüllungen für Verleumdungen; „denn eine höhere Macht verblendete sein Gemüth, auf daß Germanien frei erstände".

Die Schlacht im Teutoburger Wald. (Sept. ?) 9.

Im Spätherbst des Jahres 762 d. St. wurde Varus in seinem Sommerlager, wo er ein vergnügliches Leben führte, durch die Nachricht erschreckt, eine entfernte Völkerschaft habe sich gegen Rom erhoben. Es war, wie es scheint, ein von den Häuptern des Freiheitsbundes absichtlich erregter Aufstand, durch den die Römer in eine ungünstige Gegend gelockt werden sollten. Arglos brach der Statthalter sogleich mit der um ihn versammelten Streitmacht auf, um die Ruhe und Ordnung herzustellen und dann in die festen Winterlager an den Rhein zurückzukehren. Deutsche Fürsten mit ihren Hülfstruppen geleiteten das Heer; und die Menge von Weibern und Kindern und der ganze Troß des Lagers mit Wagen, Lastthieren und Gepäck schlossen sich an, den Zug zu unabsehbarer Länge ausdehnend. Als die Legionen in das von Thalgründen durchschnittene Waldgebirge unweit der Weser, bei der heutigen Stadt Detmold, gelangten, sahen sie ihren Marsch gehemmt durch große in den Weg gelegte Baumstämme, durch Schluchten und Waldesdickicht; und während sie sich mühsam auf dem von unendlichen Regengüssen durchnäßten schlüpfrigen Boden fortbewegten, wurden sie plötzlich auf allen Seiten von feindlichen Schaaren angegriffen, die verstärkt durch die germanischen Führer und Hülfstruppen in den römischen Schlachtreihen immer dichter herandrängten und Alles mit Schrecken, Angst und Verwirrung erfüllten. Unter beständigen Angriffen, die weder vermieden noch erwiedert werden konnten, erreichte Varus am Abend eine lichte Stelle, wo er ein Lager aufschlagen ließ. Am nächsten Morgen setzten die Römer den Zug fort, nachdem sie einen Theil der Wagen mit dem entbehrlichen Gepäck den Flammen übergeben. Sie wendeten sich westwärts, um wo möglich die Festung an der Lippe zu erreichen; aber in dem dichten Waldgebirge des Osning, zwischen den Quellen der Lippe und Ems, dem die Römer den Namen Teutoburger Wald beilegten, wiederholten sich die Schrecken des vorhergehenden Tages in erhöhtem Maaße, indem jetzt die Angriffe unter Armin's Feldhauptmannschaft planmäßiger und verderblicher wurden. Der deutsche Heerführer hatte es auf Vernichtung der Römer abgesehen. Hoffnungslos bezog am Abend der Rest der Legionen ein dürftig befestigtes Lager, um am dritten Morgen den Leidensgang von Neuem anzutreten. Kaum

vermochten sie sich unter dem herabströmenden Regen und den feindlichen Geschossen auf dem unwegsamen Boden nach der sumpfigen Waldebene fortzubewegen, wo der letzte Todeskampf ihrer wartete. Nach der Anordnung Armin's, der von einer Anhöhe herab die Schlacht lenkte, drang der deutsche Landsturm von allen Seiten auf die ermatteten Römer ein, ehe sie ihre Schlachtreihen bilden konnten. Bald war alle Ordnung aufgelöst, Varus verwundet und an aller Rettung verzweifelnd stürzte sich in sein Schwert, um die Schmach der Niederlage nicht zu überleben; viele der Führer ahmten sein Beispiel nach, oder suchten den Tod im Kampfgewühl; die Adler gingen verloren, die Feldzeichen wurden verhöhnt, weithin war die Waldschlucht mit römischen Leichen bedeckt; nur wenige Flüchtlinge retteten sich nach Aliso; was nicht fiel, wurde gefangen. Furchtbar war die Rache, mit welcher die Germanen den Frevel an ihrer Freiheit vergalten. Mehrere angesehene Römer, Feldobersten und Hauptleute, bluteten auf den Altären der Götter; Sachwalter und Rechtspfleger starben unter Martern; die Köpfe vieler Gefallenen wurden als Siegeszeichen an die Baumstämme um das Schlachtfeld geheftet; wer mit dem Leben davon kam, sah sich zu schimpflicher Sclaverei verdammt: „mancher Römer aus ritterlichem oder senatorischem Hause alterte bei einem deutschen Bauer als Knecht oder Heerdenhüter". Selbst die Todten verschonte die Rache nicht. Des Varus Leichnam, den seine Krieger aus Pietät verscharrt hatten, wurde aus der Grube gerissen und sein abgetrennter Kopf als Siegeszeichen an Marbod geschickt, der ihn später dem Kaiser nach Rom auslieferte. So ging das herrliche Heer, gegen 50,000 Mann, elendiglich zu Grunde. Wohl hatte Augustus Ursache bei der Botschaft von den Unfällen im Teutoburger Wald zu trauern und verzweiflungsvoll auszurufen: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Viele alte Geschlechter hatten den Verlust naher Verwandten und Angehörigen zu beklagen. Die Feste und Spiele hörten auf; die germanische Leibwache wurde auf die Inseln entfernt; das sonst so laute Rom war stumm und still. Nächtliche Wachen durchzogen die Straßen; Gelübde an die Götter und ausgedehnte Werbungen kündigten die innere Angst an. Man fürchtete, die Schreckenstage der Cimbern und Teutonen möchten wiederkehren.

Aliso fällt. Der varianischen Niederlage folgte die Eroberung der römischen Castelle zwischen Rhein und Weser auf dem Fuße. Am längsten hielt sich Aliso, wo die Römer ihre Weiber und Kinder geborgen und die flüchtigen und zerstreuten Trümmer des Heeres Sicherheit gesucht hatten. Als aber die Lebensmittel zu Ende gingen, versuchten die Eingeschlossenen unter dem Schutze einer stürmischen Nacht sich durch die Wachposten der Belagerer durchzuschleichen. Aber nur der bewaffneten Mannschaft glückte es, sich mit dem Schwerte einen Weg zum Rhein zu bahnen, wo der Legat L. Asprenas, des Varus Neffe, sie aufnahm, die Wehrlosen dagegen fielen größtentheils in die Hände der Sieger und theilten das Loos der anderen Gefangenen. Darauf wurde auch die Feste Aliso

zerstört. Asprenas, der mit seinen zwei Legionen die Rheinufer bewachte, damit nicht der Aufstand auch die beweglichen Gallier erfaßte, konnte den Sturm nicht beschwören. So wurde die Römerherrschaft auf dem rechten Rheinufer gebrochen. Nur die Bewohner der Nordküste, die Friesen, Chauken und einige andere Stämme blieben noch in dem bisherigen Bundesverhältniß zu Rom. Tiberius, der mit den neugeworbenen Truppen schnell herbeieilte, beschränkte seine Thätigkeit auf die Befestigung und Sicherung der Rheingrenze und auf die Ueberwachung Galliens, die Rache für die geschändete Waffenehre der Zukunft überlassend. Zwar überschritt er im nächsten Jahr den Rhein, um den Deutschen zu zeigen, daß Roms Macht noch nicht gebrochen sei; aber er entfernte sich nicht weit vom Ufer; und die strenge Mannszucht, die er beobachtete, und das harte Kriegsleben, das er den Legionen zur Pflicht machte und durch sein eigenes Beispiel einschärfte, gaben Zeugniß, daß man die Gefahren, welche der römischen Herrschaft von den Germanen drohten, wohl erkannt und aus der bitteren Erfahrung eine Lehre gezogen habe. Wie sehr auch Vellejus seinen Helden preist; als der Feldherr im Jahre 12 den Rhein verließ, um in Rom über das beruhigte Germanien einen Triumph zu feiern, konnte er sich keiner Kriegsthaten rühmen, welche die im Teutoburger Wald erlittene Schmach getilgt hätten. Dies geschah erst durch seinen Neffen **Germanicus**, des Drusus hochherzigen Sohn, dem nach des Tiberius Entfernung die Statthalterschaft über Gallien mit dem Oberbefehl über die gesammte Kriegsmacht am Rhein übertragen ward.

Tiberius zum dritten Mal am Rhein. 10–12.

c) Die Feldzüge des Germanicus.

Um die Zeit, da Augustus in Nola aus dem Leben schied, wurde Germanicus durch die Nachricht erschreckt, daß im „alten Lager" (Vetera) ein Soldatenaufstand ausgebrochen sei. Der Thronwechsel und in Folge davon eine Reihe von Trauerfesten hatte die Kriegsübungen unterbrochen, die Mannszucht gelockert und die Gemüther der Soldaten mit allerlei Hoffnungen und Wünschen erfüllt und aufgeregt, so daß fast gleichzeitig bei den pannonischen und germanischen Legionen drohende Bewegungen und Meutereien stattfanden. Germanicus eilte aus Gallien, wo er mit der Schatzung beschäftigt war, an den Niederrhein; er traf ein verwildertes Heer, das alle Bande des Gehorsams und der Zucht abgestreift hatte, das sich über den harten und langen Kriegsdienst beschwerte und erhöhten Sold und Geldgeschenke verlangte, das ihm selbst mit lautem Toben die Herrschaft anbot und die Abgesandten des Senats, welche die Botschaft des Regierungswechsels brachten, an den Altären mißhandelte. Nur mit großer Mühe, nachdem unter den Stürmenden selbst eine Spaltung entstanden und die Aufwiegler und verwegensten Gesellen von den eigenen Lagergenossen im blutigen Handgemenge gräßlich ermordet worden*), gelang

Der Aufstand der Legionen am Niederrhein. 14.

*) Tacit. Ann. II, 49. „Von allen Bürgerkriegen, die je gewesen, bot noch keiner ein

dem Oberfeldherrn die Herstellung der Ruhe und Ordnung. Der illyrische Aufstand wurde durch des Kaisers Sohn Drusus gebändigt. Zur Sühne für die begangenen Frevel verlangten nun die germanischen Legionen wider den Feind geführt zu werden: sie glaubten die Geister der erschlagenen Waffenbrüder nur dadurch beruhigen zu können, daß sie die sündige Brust mit ehrenvollen Wunden bedeckten. Und Germanicus willfahrte gern ihrer Kriegslust durch einen Feldzug nach dem überrheinischen Lande.

Germanicus. Germanicus war eine der letzten Heldengestalten des sinkenden Roms. In der Blüthe der Jahre stehend vereinigte er alle körperlichen und geistigen Vorzüge mit den Tugenden des tapfern Kriegsmannes. Von edler Gestalt und Haltung, eingeweiht in die griechische Weltbildung der Zeit, als Redner und Dichter gefeiert und mit trefflichen Eigenschaften des Gemüthes und Herzens ausgerüstet, war er der Liebling der Legionen und des Volkes. Man ehrte in ihm den Sohn des Drusus, dessen Bild in veredelter Gestalt in ihm wieder auflebte, den Gemahl der trefflichen Agrippina, der Enkelin August's, die ihm eine Anzahl blühender Kinder geboren, den Abkömmling des Triumvir Antonius, dessen Tochter Antonia seine Mutter war; und wenn ihm seine Kriegsthaten in Pannonien und Dalmatien das Vertrauen und die Anhänglichkeit seiner Waffengefährten erworben hatten, so gewann er durch die Leutseligkeit seines Charakters, durch sein freundliches mit Würde und Hoheit gepaartes Wesen die Herzen Aller. Wenn er, wie Tacitus erzählt, im abendlichen Dunkel vermummt durch die Gassen des Lagers schlich, um die Stimmung des Heers zu erlauschen, so vernahm er aus den Zelten sein begeistertes Lob; kam er nach der Stadt, so war er stets umdrängt von Freunden und Anhängern aus allen Ständen. Auf den Wunsch des Augustus hatte ihn Tiberius an Kindesstatt angenommen; aber die Vorzüge und Talente des jungen Helden erfüllten die finstere Seele des Kaisers mit Neid und Argwohn, besonders seitdem die Vorgänge am Niederrhein ihm gezeigt hatten, wie gefährlich der hochgestellte von der Gunst der Legionen getragene Feldherr ihm werden könnte. Von Drusus hatte das Volk erwartet, er würde den Freistaat wieder aufrichten; ähnliche Hoffnungen hegte man vom Sohne. Der Aufstand im Ubierlande hatte seine tiefste Quelle in dem Glauben der Legionen, Germanicus werde die Herrschaft eines Andern nicht ertragen können; und wie viele Beweise von Treue und Ergebenheit derselbe auch darlegen mochte, sie waren nicht vermögend die Schreckbilder aus dem mißtrauischen Herzen des Oheims zu verscheuchen. Dieser glaubte fortwährend die Anrede der Legionen an den geliebten Feldherrn zu vernehmen: „Wolle Germanicus die

---

solches Schauspiel dar: nicht in Schlachtreihen, nicht aus entgegenstehenden Lagern, sondern aus denselben Gezelten, wo der Tag sie beim Speisen, die Nacht im Schlafe vereinbart hatte, trennen sie sich in Parteien und werfen das Geschoß: Geschrei, Wunden. Blut sind offenbar, die Ursache verborgen; das Uebrige lenkt der Zufall."

höchste Gewalt, so stehe man für ihn bereit"; in dem volksfreundlichen freisinnigen Wesen erblickte er nur die Absicht, sich den Weg zur Herrschaft zu bahnen.

Germanicus unternahm den Feldzug nach dem überrheinischen Lande unter günstigen Verhältnissen. Die Germanen hatten sich nach dem Siege über Varus einer sicheren Sorglosigkeit hingegeben; ihr Völkerbund war gelockert; die Stammfürsten haderten; Segestes, schon früher voll Neid und Groll auf Armin, zürnte dem Cheruskerhelden noch mehr, seitdem er ihm die Tochter Thusnelda entführt und die willig folgende zum Weibe genommen. Daher war auch der erste Feldzug, den Germanicus noch im Herbste desselben Jahres mit Legionen und Hülfstruppen antrat, von Erfolg begleitet. Er überfiel in einer sternenhellen Nacht die Marsen, die gerade ein Religionsfest mit fröhlichen Gelagen feierten, ließ die arglistig Umstellten unbarmherzig niederhauen, zerstörte ein hochverehrtes Heiligthum und verwüstete ihr Land auf zehn Meilen mit Feuer und Schwert. Ergrimmt über den verrätherischen Ueberfall griffen die Bructerer, Tubanten und Usipeten zu den Waffen und setzten den abziehenden Römern hart zu. Aber Dank der trefflichen Führung und umsichtigen Tapferkeit erreichten sie ohne erheblichen Verlust das Winterlager am Rhein. Im nächsten Jahr drang Germanicus von Mainz aus in das Gebiet der Chatten, verbrannte ihren Hauptort Mattium und verheerte das Land. Hierauf befreite er den Segestes, der, von Armin belagert, die Hülfe der Römer angerufen hatte, führte Thusnelda, die der treulose Vater ihrem Gatten mit Gewalt entrissen und den Feinden übergeben, in Gefangenschaft ab und sandte den Sohn des Segest, Segimund, der, obwohl Priester der Ubier, einst die heilige Binde zerrissen und dem Rufe des Vaterlandes folgend im Teutoburger Wald für die Freiheit gestritten, unter sicherer Bedeckung nach Gallien. Thusnelda, mehr von des Gatten als von des Vaters Geist beseelt, folgte dem Sieger, nicht zu Thränen erniedrigt, nicht flehend, sondern stolzen Blicks die Hände auf die Brust gefaltet und des Kindes gedenkend, das sie unter dem Herzen trug und das zur Knechtschaft geboren werden sollte. Voll Wuth und Ingrimm über diese häusliche Schmach durchflog Arminius die Gaue der Cherusker und rief alles Volk zur Rache auf wider die Römer, die sich nicht schämten, Krieg durch Verrath und gegen schwache Weiber zu führen. Es gelang ihm, die Cherusker und mehrere Nachbarstämme zu einem großen Waffenbund zu vereinigen und seinen Oheim Inguiomer, der in der Nähe des Thüringer Waldes sein Herrschergebiet hatte, zur Kriegsgenossenschaft herbeizuziehen. Germanicus begegnete dieser neuen Gefahr mit Muth und Umsicht. Während er selbst, wie einst sein Vater, mit vier Legionen zu Schiffe durch den Drususgraben und die Zuyder-See längs der Küste hinsegelte, durchzog sein Legat Cäcina das Land der Bructerer und der Reiterführer Pedo die Gaue der Friesen. Am Ufer der Ems vereinigten sich die drei Heerabtheilungen und rückten dann, durch die Mannschaft der unterworfenen Chauken verstärkt, unter wilden Verheerungen

Sein erster Feldzug. 14.

Zweiter Feldzug. 15.

nach der Lippe zu, wo sie das Schlachtfeld im Teutoburger Wald aufsuchten und den Gebeinen der Gefallenen die letzte Ehre erwiesen.

Germanicus auf dem Schlachtfelde im Teutoburger Wald.

Als das Heer in die Nähe des Teutoburger Waldes kam, erzählt Tacitus, wandelte den Cäsar das Verlangen an, den gefallenen Kriegern und dem Heerführer die letzte Pflicht zu erweisen; das ganze Heer, der Freunde und Verwandten, der Kriegsunfälle und des Looses der Menschheit gedenkend, wurde von Mitleid und Rührung ergriffen. Nachdem Cäcina vorausgesandt worden, die Schluchten des Waldes zu erspähen und Brücken und Dämme über sumpfiges Moorland und trügerische Felder zu legen, betraten sie die Trauerstätte, gleich schauderhaft für den Anblick wie für die Erinnerung. Die Lager des Varus standen noch; an der engen Umwallungslinie des zweiten konnte man erkennen, daß es nur noch die Trümmer des Heeres umfaßt habe. Auf der Wahlstatt bleichten die Gebeine der Gefallenen, hier gehäuft, dort zerstreut, je nachdem Flucht oder Widerstand versucht worden war; zwischen den Menschenleichen lagen zerbrochene Waffen und Gerippe von Rossen; von den Baumstämmen starrten hohle Schädel herab, in den nahen Hainen erblickte man Altäre, wo die Tribunen und Centurionen den Göttern geschlachtet worden. Einige der Schlacht oder der Gefangenschaft Entronnene zeigten die Stellen, wo die Legaten gefallen, wo Varus die erste Wunde erhalten, wo er sich das Schwert in die Brust gestoßen; wo Armin zu der Menge geredet, wo die Gefangenen aufgeknüpft, wo die Adler geraubt und gehöhnt worden. Das Heer, zugleich von Wehmuth und Zorn erfüllt, beerdigte die Gebeine der drei Legionen, sechs Jahre nach der Niederlage, und Keiner wußte, wessen Ueberreste er mit Erde bedecke, ob eines Verwandten oder Fremden. Der Cäsar selbst legte die erste Scholle zu einem Grabhügel, den Geschiedenen das letzte Geschenk, den Anwesenden ein Zeugniß theilnehmenden Schmerzes. Tiberius aber mißbilligte die Leichenbestattung, entweder weil er glaubte, daß die Soldaten durch den schrecklichen Anblick niedergeschlagen und muthlos geworden, oder weil er in der Handlung des Feldherrn ein Buhlen um die Gunst des Heeres und Volkes argwohnte.

Cäcina's gefahrvoller Rückzug.

Nach einem Gefechte mit Armin, in welchem die römische Reiterei im sumpfigen Waldesgrund große Verluste erlitt, ordnete Germanicus den Rückzug an. Während er selbst mit seinen Legionen von der Mündung der Ems auf dem früheren Wege längs der Küste hinsegelte, zu Lande begleitet von der geschwächten Reiterei, zog Cäcina, ein erfahrener Kriegsmann, der vierzig Feldzüge durchgemacht, mit dem größten Theil des Heeres auf dem langen Dammwege, den einst Domitius über die Moorgründe angelegt, links von der Lippe dem Rheine zu. Dieser Kriegsplan brachte die Römer in große Noth. Die vierzig Cohorten, welche Cäcina auf dem hie und da durchbrochenen Knüppeldamm über schlüpfrigen Boden hinführte, waren, von unwegsamen Schluchten und Morästen eingeschlossen, und von den Germanen umringt und durch stete Angriffe beunruhigt, in Gefahr, das Schicksal des Varus zu erleiden. Am Tage im ungleichen Kampfe ermattet und mit Wunden bedeckt, wurden sie in der Nacht durch die wilden Schlachtgesänge der auf den Höhen gelagerten Feinde in Furcht und Schrecken gesetzt; ihre Einbildungskraft führte ihnen die grausen Bilder des Todes, die sie auf der Wahlstatt im Teutoburger Wald erblickt, vor die aufgeregte Seele. Cäcina sah im Traume die blutige Gestalt des Quinti-

lius Varus aus den Sümpfen emporsteigen und ihm winken. Schon hatten sie in zweitägigem fruchtlosem Kampfe ihr Feldgeräthe verloren und sahen mit erschöpften Kräften den sichern Untergang vor Augen. Da brachte ihnen der Siegesübermuth der Germanen und das überlegene Kriegstalent des besonnenen Cäcina unerwartet Rettung. Ein voreiliger Angriff, den die Deutschen gegen den Rath Armin's auf Antrieb des Inguiomer wider das feindliche Lager unternahmen, wurde durch die plötzlich hervorbrechenden Römer zurückgeschlagen. Inguiomer verließ schwer verwundet den Kampfplatz; in Unordnung und von den Feinden verfolgt zogen sich die Germanen in die Berge. Nun führte Cäcina die Legionen rasch dem Rheine zu. Aber das Gerücht von ihrem Unfalle war ihnen vorausgeeilt. Man glaubte das Heer vernichtet und sah im Geiste die Feinde heranstürmen. Schon traf man Anstalten, die Brücke bei Vetera abzutragen, als Agrippina herbeieilte und die feige That verhinderte. Und als das Heer ankam, empfing die heldenmüthige Frau, gleich einem Feldherrn am Brückenkopf stehend, die Heimkehrenden mit freundlichem Zuspruch, beschenkte die Beraubten und pflegte die Verwundeten.

Bald traf auch Germanicus mit seinen Truppen ein, deren Untergang das Gerücht gleichfalls verkündigt hatte. Und allerdings hatten auch sie große Gefahren bestanden. Wegen des seichten Wassers konnten nur zwei Legionen zu Schiffe fortgebracht werden, die beiden andern sollte der Legat Vitellius am Saume des Meeres hinführen. Aber diese wurden von der Fluth eingeholt, die den Soldaten bis an die Brust reichte und alle Ordnung auflöste; Wirbel und Wellen rissen Menschen und Thiere fort; Zugvieh, Gepäck und Leichen trieben auf dem Wasser umher. Nur mit Noth und großen Verlusten entgingen sie dem gänzlichen Verderben. Germanicus und Agrippina aber waren aufs Eifrigste bemüht, durch Leutseligkeit und freundlichen Zuspruch, durch Belohnung und Pflege die Leiden und Beschwerden in Vergessenheit zu bringen, und Gallien, Spanien und Italien wetteiferten in dem Bestreben, durch Waffen, Pferde und Geld den Schaden zu heben. Rückzug zur See.

Mehr aus Besorgniß über die wachsende Liebe und Anhänglichkeit der Legionen zu dem Feldherrn und seiner Familie als aus Verdruß über die Unfälle der germanischen Heerfahrt beschloß der Kaiser, den Germanicus vom Rheine abzurufen und ihn nach dem Morgenlande zu entsenden. Um so mehr drängte es den Feldherrn, den germanischen Krieg, dessen Beendigung er als eine Ehrensache ansah, zu einem rühmlichen Ziele zu führen. Eine Flotte von tausend Schiffen mit flachen Kielen zur Fluth und Ebbe eingerichtet und mit Zufuhr und Mannschaft reich versehen, sammelte sich an den batavischen Inseln. Auf dieser fuhr er mit acht Legionen an die Mündung der Ems und zog dann zu Lande an die Weser, auf deren rechtem Ufer die Deutschen unter Armin's Führung aufgestellt waren. Im römischen Heere diente ein Bruder des Cheruskerfürsten, Flavius genannt, der für seine Kriegsdienste in Pannonien und Dritter Feldzug. 16. Armin und Flavius.

den Verlust eines Auges mit Sold und Ehrenzeichen belohnt worden war. Armin begehrte und erlangte eine Unterredung mit ihm; aber wie warm er denselben im eigenen und in der Mutter Namen ermahnte, sich ans theure Vaterland anzuschließen, für die angestammte Freiheit und für die heimischen Götter zu kämpfen, an der Brust des verblendeten und entarteten Mannes prallten seine Worte wirkungslos ab. Hätte nicht der Weserstrom die ungleichen Brüder getrennt, so wäre es zum Zweikampf gekommen. So bietet Deutschland schon in der frühesten Zeit das Schauspiel des Bruderkampfes und der nationalen Spaltung dar.

Die Heere bei Idistaviso (Idisiaviso). Am andern Tag führte Germanicus seine Heere über den Fluß. Die batavische Reiterei, die der Hauptmacht vorauszog, wurde von den Cheruskern mittelst einer Scheinflucht in eine von Waldhöhen umringte Ebene gelockt, wo die Mehrzahl derselben sammt ihrem tapferen Führer Cariobald den Streichen der Gegner erlag. Bald darauf kam es in einer zwischen der Weser und der angrenzenden Hügelkette sich hinziehenden Ebene (zwischen Minden und Hameln), von Tacitus Idistaviso genannt, zur Schlacht.

Ehe der Kampf begann, bemüheten sich die beiden Führer ihre Krieger anzufeuern, Germanicus indem er den Seinigen die Furcht vor dem ungleichen Kampfe in der waldigen Gegend und vor den hohen Gestalten und den wilden Blicken der Feinde zu benehmen suchte und die Vorzüge ihrer eigenen Bewaffnung vor der elenden Wehr der andern hervorhob; vor ihren Schilden aus Holz und Weidengeflecht, vor ihren kurzen Speeren oder im Feuer gehärteten Stangen; Arminius indem er die Germanen an die früheren Siege und an die römische Habsucht, Grausamkeit und Uebermuth erinnerte und sie dann fragte, ob ihnen etwas Anderes übrig bleibe, als die Freiheit zu behaupten oder zu sterben ehe die Knechtschaft über sie käme?

Niederlage der Germanen. Aber wie muthig auch die Germanen in den Kampf rückten, die Kriegskunst der Legionen, unterstützt durch das Feldherrntalent und die entschlossene Führung des Cäsar Germanicus, trug den Sieg davon. Umsonst suchte Armin durch kühnes Vordringen und Zuruf die Schlacht zu halten; an der frischen Kraft der anrückenden Bundestruppen, der Gallier, Rhätier, Vindelicier brach die Heersäule der Cherusker; verwundet und das Gesicht von Blut entstellt, um unerkannt zu bleiben, entkam der deutsche Fürst durch die Anstrengung seines Schlachtrosses in das Gebirge. Auch den Inguiomer rettete dieselbe List und die Schnelligkeit seines Pferdes. Die Uebrigen wurden niedergemacht. Viele, die über die Weser zu schwimmen versuchten, fanden ihren Tod durch die feindlichen Geschosse, durch die Gewalt der Wellen, durch die Masse der Nachstürzenden und die weichenden Ufer. Einige, die sich in den Wipfeln und Aesten hoher Eichen versteckten, wurden von den Bogenschützen getödtet oder durch das Fällen der Bäume erschlagen. Bis in die Nacht dauerte das Schlachten; zwei Meilen weit war Alles mit Leichen und Waffen bedeckt. Das römische Heer begrüßte den Germanicus als Imperator und errichtete auf dem Schlachtfeld ein stolzes Siegesdenkmal mit den Namen der überwundenen Völker.

Die Deutschen waren der römischen Uebermacht erlegen, aber ihr Muth war nicht gebrochen; die Errichtung des Siegesdenkmals auf ihrem Grund und Boden entflammte sie zu Zorn und Rache. Vornehme und Geringe, Alte und Junge griffen zu den Waffen und drangen abermals, von Inguiomer und dem verwundeten Armin geführt, auf das römische Kriegsheer ein. So ereignete sich wenige Tage nachher eine zweite Schlacht, zwei Meilen östlich von der vorigen Wahlstatt, bei einem breiten Damm, den einst die Angrivarier als Grenzwehr gegen die Cherusker aufgeworfen hatten. Erneuerung der Schlacht.

Furchtbar war die Schlacht: durch den Wall geschützt leisteten die Germanen einen verzweifelten Widerstand; und als sie, endlich durch die Schleuderer und Bogenschützen zum Weichen gebracht, sich aufs Neue im Wald aufstellten, wo sie einen Sumpf im Rücken hatten, erneuerte sich der Kampf mit gleicher Heftigkeit, bis die Nacht die Streitenden trennte. Die Germanen waren im Nachtheil durch den engen Raum und durch die mangelhafte Bewaffnung; „ihr helmloses Haupt, ihre unbeschirmte Brust war den Schwertstößen des wohlgepanzerten römischen Soldaten ausgesetzt". Dennoch kämpften sie mit wunderbarer Tapferkeit. Inguiomer durchflog die Reihen und mahnte zum Ausharren; auch Germanicus nahm den Helm vom Haupt, um von Allen erkannt zu werden, und befahl Alles niederzustoßen.

Der Sieg der Römer war kein entscheidender, wenn schon ein stolzes Denkmal verkündete, daß die Legionen des Kaisers Tiberius die Völker zwischen Rhein und Elbe überwunden hätten. Noch im Sommer führte Germanicus das Heer zurück, ohne Fürsorge für die Behauptung des Landes getroffen zu haben. Einige Legionen gelangten auf dem Landwege an den Rhein, mit den andern zog der Feldherr selbst nach der Ems, um sich wieder einzuschiffen. Aber kaum hatte die Flotte die hohe See erreicht, so erhob sich ein heftiger Sturmwind, der die Fluthen mächtig emportrieb. Die Schiffe, weit in das Meer hinausgeschleudert, geriethen auf Felsen und Klippen oder wurden auf verborgene Untiefen geführt. Pferde, Lastvieh, Gepäck, sogar Waffen wurden über Bord geworfen, um die Schiffe zu erleichtern und flott zu halten. Viele gingen zu Grunde, andere wurden an entlegene Inseln verschlagen, wo der Soldat in menschenleerer Gegend durch das Fleisch angeschwemmter Pferde sein Leben fristete. Das Schiff des Germanicus wurde an das Land der Chauken getrieben. Dort stand er Tag und Nacht auf einem vorspringenden Felsenriff und blickte verzweifelnd in den Aufruhr der Natur, sich selbst die Schuld des entsetzlichen Unglücks beimessend. Kaum hielten ihn die Gefährten ab, den Tod in der Brandung zu suchen. Endlich legte sich der Sturm und es gelang den Schiffern, die minder beschädigten Fahrzeuge mit dem Rest des Ruderwerks und mittelst ausgespannter Kleider in die Mündung des Rheins zu führen. Von den Verschlagenen und Schiffbrüchigen wurden viele durch ausgesandte Boote zurückgebracht, manche lieferten die deutschen und britischen Völker gegen Lösegeld aus. Die Heimgekehrten erzählten Wunderdinge von Wirbeln und Stru- Rückzug. Sturm auf der Nordsee.

deln, von Seeungeheuern und Zwittergeschöpfen, wie sie Angst und Schrecken ihrer Einbildung vorgeführt.

Streifzug zu den Chatten und Marsen.

Um den schlimmen Eindruck zu brechen, den die Kunde von diesen Unfällen auf die Germanen und das nahe Gallien hervorbringen konnte, und zu beweisen, daß Roms Macht am Rhein ungeschwächt sei, unternahm Germanicus noch in demselben Herbst einen neuen Feldzug in das überrheinische Land. Während sein Legat Silius in das Gebiet der Chatten einfiel, zog er selbst verheerend mit großer Macht zu Fuß und zu Roß gegen die Marsen. Aber die einzige Ausbeute, welche dieser unwürdige Streifzug den Römern einbrachte, war einer der verlornen Adler aus der Varus-Schlacht. Ein vertriebener Fürst dieses Volkes, der als Flüchtling zu den Römern gekommen war, verrieth die Stelle, wo er in einem Haine verscharrt worden. Einen andern soll Germanicus schon auf seinem ersten Zuge zurückgebracht haben.

Germanicus abberufen.

Damit nahm der Krieg der Römer im nördlichen Deutschland sein Ende. Unter großen Entwürfen zu einer neuen Heerfahrt gegen die Germanen, deren Unterwerfung der tapfere Kaisersohn als die ruhmvolle Aufgabe seines Lebens betrachtete, wurde er durch ein Schreiben des Tiberius abberufen. Es seien der Erfolge und der Unfälle genug: er möge zu dem Triumphe heimkehren, den er ihm für seine Thaten bestimmt habe. Da die Kriegsehre hergestellt und Roms Rache Genüge geschehen, so könne man die Cherusker und die andern empörten Völker Germaniens ihrer eigenen Zwietracht überlassen. Umsonst bat Germanicus den Kaiser, er möge ihm nur noch ein Jahr gönnen, dann werde er den Krieg zu einem rühmlichen Ende führen: die Antwort war, er solle zur Uebernahme des Consulats heimkehren; sei der Krieg noch weiter nöthig, so möge sich sein Bruder Drusus am Rhein Lorbeern und den Feldherrnnamen verdienen.

Sein Triumph über die Deutschen. 17.

Germanicus gehorchte. Im nächsten Jahr feierte er in Rom seinen glänzenden Triumph über die deutschen Völker, wobei die wiedergewonnenen und die erbeuteten Feldzeichen und Waffen nebst den Bildern deutscher Ströme Berge und Schlachten durch die Straßen der geschmückten Stadt getragen wurden. Vor dem prachtvollen Siegeswagen, auf welchem der stattliche Imperator umgeben von seinen fünf blühenden Kindern thronte, schritten viele gefangene Männer, Frauen und Kinder von vornehmem Stande in Sclavenketten einher Unter ihnen befand sich Armin's Gattin Thusnelda und ihr Sohn, Thumelicus den sie in der Gefangenschaft geboren. Beide starben in fremder Knechtschaft. Aus der dunkeln Angabe bei Tacitus, daß Armin's Sohn zu Ravenna (wo eine Gladiatorenschule war) aufgewachsen und einem schmachvollen Schicksal anheimgegeben worden, haben neuere Forscher und Dichter geschlossen, er sei zum Gladiator erzogen worden. („Der Fechter von Ravenna.") Nach Strabo zogen auch noch Segimund, Thusnelda's Bruder, und sein Vetter Sisithacus nebst dessen fürstlicher Gemahlin Rhamis in Sclavenketten einher. Segestes aber

stand auf einem Ehrenplatz und sah von demselben herab die Feier der Römer und das Unglück seiner Kinder. „Das war der Lohn seines Verrathes am Vaterland.“

Armin's und Marbod's Ausgang.

Der Geist der inneren Zwietracht, dem Tiberius die Germanen überantwortete, trat bald zu Tage. Der niederdeutsche Cheruskerbund im Nordwesten gerieth mit dem Markomannenbund im Südosten in Krieg. Armin, stolz auf seine Thaten, mochte die Führerschaft über die ganze Nation angestrebt haben und deshalb mit dem klugen und ehrgeizigen Markomannenfürsten Marbod, der während des deutsch-römischen Krieges eine ruhige Haltung beobachtet hatte, in Streit gerathen sein. Die Stammhäupter scheinen sich mehr zu Marbod, die Völker mehr zu Armin hingeneigt zu haben, wenigstens finden wir Armin's Oheim Inguiomer auf Seiten der Markomannen, dagegen die an den Ufern der Elbe seßhaften Langobarden und Semnonen mit Armin im Bunde. Im dritten Jahre nach dem Abzug des Germanicus kam es zwischen beiden Bundesgenossen zur blutigen Entscheidung. Die Schlacht fand wahrscheinlich an 19.
der Saale statt und endete mit dem Rückzug Marbod's nach Böhmen. Den weiteren Verlauf kennen wir nicht; nur so viel geht aus den späteren Ereignissen hervor, daß die Trennung fortbestand, daß umsonst deutsches Blut durch deutsche Hand vergossen ward und daß die durch die Zwietracht erzeugte Schwäche den Römern Gelegenheit gab, das germanische Land von Süden her aufs Neue zu verwirren. Marbod, durch äußere Angriffe und inneren Abfall geschwächt, wandte sich um Hülfe an Tiberius. Dieser aber zog es vor, den Streit zu nähren und Marbod's stolzen Staatsbau an der eigenen Auflösung hinsterben zu lassen. Der deutsche Herzog ließ sich bewegen über die Donau zu setzen und den Beistand des Cäsar Drusus, der weiter abwärts ein Standlager hatte, anzurufen. Dieser hielt ihn mit Versprechungen und Unterhandlungen so lange hin, bis das durch Parteigänger und Aufwiegler verführte deutsche Heer seinen Feldobersten verließ und diesem nur die Wahl blieb zwischen selbstgewähltem Tode oder Ergebung an die Römer. Er zog das Leben dem ruhmvollen Untergang vor. Nach Ravenna gebracht lebte er noch 18 Jahre lang 20.
von dem Gnadenbrode, das ihm der Erbfeind seines Vaterlandes reichte. Seine Soldaten wurden in Mähren angesiedelt. Gleiches Schicksal hatte der Gothonenfürst Catualda, der Marbod's Fall am nachdrücklichsten bewirkt hatte, dann aber, als er an dessen Stelle treten wollte, von den Hermunduren vertrieben ward. Die Römer nahmen den schutzflehenden Flüchtling auf und wiesen ihm das gallische Forum Julium zum Aufenthaltsort an.

Die in Mähren angesiedelten Kriegsleute Marbod's und Catualda's erhielten von den Römern den Vannius zum König, der anfangs bei dem Volke beliebt sein Reich durch Raub und Zins bereicherte, dann aber, durch eine gegnerische Partei im eignen Lande geschwächt, den feindlichen Angriffen der Hermunduren und Ligier (in Schlesien) erlag. In einer unglücklichen Feldschlacht nach rühmlichem Kampfe überwunden, floh er verwundet zu den Römern, die ihm und seinem Gefolge Wohnsitze in Pannonien anwiesen. Seine beiden Neffen, die seinen Fall

hauptsächlich bewirkt hatten, theilten sich in das verlassene Reich und versicherten sich des römischen Schutzes durch treue Anhänglichkeit und Hingebung an das herrschende Volk. So erreichten die Römer durch Hinterlist und Tücke und durch die Zwietracht der Feinde mehr als durch die Gewalt der Waffen.

Um dieselbe Zeit fand auch Armin seinen Ausgang. Wir haben von dem Ende des Helden keine weiteren Nachrichten als die kurzen Worte, mit denen Tacitus das zweite Buch seiner Annalen schließt: Armin hatte, nach dem Abzug der Römer und nach Marbod's Vertreibung die Königsgewalt anstrebend, den Freiheitssinn seiner Volksgenossen wider sich; und als er, mit den Waffen angegriffen, mit abwechselndem Glücke stritt, fiel er durch den Verrath seiner Verwandten. (Wahrscheinlich wollte er die herzogliche oder fürstliche Gewalt, die ihm die Volksgemeinde übertragen und die er zehn Jahre lang besessen hatte, in ein dauerndes Königthum verwandeln.) „Unstreitig war er Germaniens Befreier. Er hat nicht, wie andere Könige und Heerführer, das römische Volk in seiner Schwäche, sondern zur Zeit seiner größten Macht bekämpft. In Schlachten nicht immer glücklich, ist er im Kriege unbesiegt geblieben. Er hat siebenunddreißig Jahre des Lebens, zwölf der Heerführung erfüllt. Noch wird er besungen bei den barbarischen Völkern. Den Jahrbüchern der Griechen ist er unbekannt, denn diese bewundern nur das Ihrige; auch bei den Römern wird sein Ruhm nicht genug gepriesen, da wir nur das Alte erheben, das Neue nicht beachten." Ein herrliches Lob aus einer fremden aber edeln Feder, die auch im Feinde Tugend und Seelengröße ehrte. Die Lieder, in welchen das deutsche Volk seinen ersten Helden verherrlicht hat, sind verklungen; keine heimische Sage ist aus dem Dunkel der Vorzeit zu uns gedrungen. Aber das kolossale Standbild, das unser Zeitalter dem Befreier Deutschlands auf dem Teutberge bei Detmold zu setzen unternommen hat, ist in Tagen neuer patriotischer Erhebung zur Vollendung gekommen. Die Worte des Tiberius, des klugen Menschenkenners, haben sich von jener Zeit an fort und fort bewährt. Der Feind braucht nur die alte Saat der Zwietracht auszustreuen, um die Kraft der deutschen Völker durch sich selbst zu zerstören.

B. Die Zustände im Innern.

Roms Stellung zu den Germanen. Vorurtheile und mangelhafte Erkenntniß.

Der germanische Name schuf in dem Gemüthe der Römer bittere Empfindungen und in ihrer Phantasie düstere Bilder der Erinnerung. Von dem Tage an, da die Cimbern und Teutonen durch die Alpenthore brachen und sich wie eine verheerende Lawine Verderben bringend auf das schöne Italien stürzten, betrachtete man in Rom die unbekannte Völkerwelt, die hinter dem großen Gebirgsvorhang in ewiger Bewegung auf- und niederwogte, mit unheimlichem Grauen. Selbst Cäsar's kriegskundige Legionen konnten sich eines bangen Gefühles nicht erwehren, als sie gegen die suebischen Kriegsschaaren Ariovist's in die Schlacht zogen. Diese Schreckbilder wurden noch vermehrt durch die Er-

zählungen von der varianischen Niederlage im Teutoburger Wald, durch die Schilderungen, welche die Soldaten und Gefangenen von dem rauhen Lande und den wilden Bewohnern, von den hohen Gestalten und den blutigen Opfergebräuchen in der Heimath verbreiteten. Die Männer des Südens machten sich die schauerlichsten Vorstellungen von dem Lande Germanien; von den undurchdringlichen Wäldern, die von den Ufern des Rheins bis in das Quellgebiet der Elbe neun Tagereisen weit sich nach Osten erstreckten, und in dem märchenhaften herc;nischen Wald voll unbekannter Wunderthiere ihren Kern und Mittelpunkt hatten; von den sumpfigen Einöden und Haiden, die im Norden bis an die stürmische See reichten, wo dichte Nebel den belebenden Sonnenstrahlen den Zugang wehrten und Schnee und Winterkälte über die mit Gras und Haidekraut bedeckten Felder und Marschen gelagert waren, wo keine gangbaren Straßen von einem Lande zum andern führten. Und so fest wurzelten diese Vorstellungen von dem unwirthlichen freudeleeren Deutschland in der Seele des Römers, daß noch der vorurtheilsfreie Tacitus den Ausspruch that: „Wer möchte Asien, Afrika oder Italien verlassen, um Germanien aufzusuchen, ein Land ohne Schönheit, mit rauhem Klima, unerfreulich für den, der es bewohnt oder auch nur besieht, außer es wäre sein Vaterland?“ Dazu kam noch die Einbildung der Römer, die außerhalb ihres Reiches nur Wildniß und Barbarei erblickte. So heißt es bei Seneca: „Betrachte alle Völker, bei denen der römische Friede aufhört, die Germanen und die an der unteren Donau umherschweifenden Völkerschaften, drückt nicht auf sie ein beständiger Winter, ein trauriger Himmel; nährt sie nicht mit boshafter Kargheit ein unfruchtbarer Boden?“ Und doch wuchsen damals schon neben der majestätischen Eiche und der dichtbelaubten Linde auch Fruchtbäume mancherlei Art, und neben Gras und ärmlichen Moosen prangten Getreidefelder voll Roggen, Weizen, Hafer und Gerste; und doch gaben damals schon die Berge Eisen zu Wehr und Waffen, und in Mattiacum (Wiesbaden) und im Lande der Tungern (Spaa oder Aachen) trieben schon damals die Heilquellen ihren heißen Sprudel aus der Erde hervor; und doch rühmten selbst die Römer die Menge des Rindviehes und der Pferde, die Heerden der Gänse, deren weiche Federn sie zu Kissen und Polstern verwendeten, den Reichthum an Fischen, Geflügel und Wild, mit dem sie selbst ihre Tafelgenüsse mehrten. Nur die Gold und Silber tragenden Berge hatten ihren Schooß noch nicht geöffnet. „Silber und Gold haben ihnen die Götter, soll ich sagen aus Huld oder Zorn? — versagt.“ Im Innern beruhte der Verkehr noch auf Tauschhandel, und nur in den Grenzländern war römisches Geld in Menge vorhanden. Die goldenen und silbernen Gefäße, mit welchen die Gesandten und Häupter beschenkt wurden, standen bei ihnen, wie Tacitus versichert, nicht höher im Werth als irdene.

Die Furcht, welche die Römer anfangs vor den Deutschen hegten, ging mit der Zeit in Bewunderung ihrer körperlichen Vorzüge und kräftigen natio-

nalen Eigenthümlichkeit über. Die „Germania“ des Tacitus, aus welcher wir die bedeutsamsten Züge in den folgenden Blättern mittheilen werden und von deren literarischem Charakter später die Rede sein wird, kann als der Ausdruck dieser Anschauungsweise gelten. Der persönliche Verkehr nach der Beendigung des Krieges, als wissenschaftlich gebildete Männer das Land bereisten und Aufzeichnungen machten, mochte manches frühere Vorurtheil abstreifen und einer günstigeren Auffassung, einer wohlwollenderen Gesinnung Raum schaffen. So kam es, daß während die Ansichten über Land und Klima von den ungünstigen Eindrücken zeugten, welche man in Rom aus dem Munde von Gefangenen, von Kaufleuten, von Abenteurern oder aus den übertreibenden Erzählungen der Soldaten schöpfte, wenigstens der deutsche Mensch größere Anerkennung und Würdigung fand, — ja daß zuletzt das Verlangen entstand, „ihm ähnlich zu werden an Gestalt und Art“. Man bewunderte den hohen Wuchs und den schlanken kraftvollen Körperbau der deutschen Männer und Frauen, die wallenden goldenen Haare, die hellen lichtblauen Augen, in denen Stolz, Trotz und Hoheit der Gesinnung wohnte. Ja die vornehmen Damen der Weltstadt suchten durch künstliche Mittel ihrem Haare dieselbe Färbung zu geben, die ihnen an den germanischen Frauen und Jungfrauen so sehr gefiel. Den Muth, die Stärke und Tapferkeit und die ganze kriegerische Haltung, die man in der Schlacht und im Handgemenge kennen und fürchten gelernt, ehrte man im friedlichen Umgang; und der Reinheit der Sitten, der Tugend der Gastfreundschaft, der Treue und Redlichkeit des Gemüthes, der Keuschheit des Ehebundes und der zarten Ehrfurcht gegen das weibliche Geschlecht zollte der römische Geschichtschreiber solche Anerkennung, daß man in seinem Werke über die Sitten, Lebensweise und Einrichtungen unserer Vorfahren die Absicht erkennen wollte, in der Schilderung des Naturvolkes seinem entarteten, in Lüsten und Laster versunkenen Zeitalter einen Spiegel vorzuhalten, die Verderbniß des eigenen Volkes am fremden Gegensatz zu zeichnen und zu strafen. Die freudige Bewunderung, die aus seiner Schilderung des ehelichen Lebens mit seiner Kraft und Sittenreinheit hervorleuchtet, durchbricht ein Schmerzensruf über die römische Verderbniß. Je mehr auf dem römischen Erdkreise nur der Abglanz einer schönen Vergangenheit leuchtete, Alles einem ruhmlosen Untergang entgegenreifte, in desto verklärterem Lichte erschien ihm das germanische Volksleben, in dem sich noch ein Bild der ursprünglichen Menschheit abspiegelte. Dabei zieht sich eine dunkle Ahnung durch das Buch, daß von dem Volke, welches, wie er sagt, sich dem Gedächtnisse der Römer tiefer eingeprägt, als die Samniten, die Punier und die Parther, und über das man in einem Zeitraum von zweihundert Jahren mehr Triumphe gefeiert als Siege erfochten, einst Gefahr und Verderben über Rom kommen werde, daß die dunkle Wetterwolke am nördlichen Saume des italischen Horizontes noch neue und stärkere Schläge aussenden könne, als die bereits erlittenen, denn „gewaltiger als die Macht des Parther-

königs sei die germanische Freiheit“. Sein Trost und seine Hoffnung beruht allein auf der Feinde Zwietracht und gegenseitigem Hasse. „Möge den germanischen Völkern doch bleiben und dauern, wo nicht die Liebe zu uns, doch der Haß gegen sich selbst; denn bei des Reiches drohendem Geschick kann das Verhängniß uns schon nichts Größeres mehr gewähren, als der Feinde Zwietracht.“

Fassen wir nun die einzelnen Züge, welche die „Germania“ über die deutschen Völker, ihre Einrichtungen, Lebensformen und Sitten ohne strenge Ordnung und Eintheilung mehr skizzenhaft uns vorführt, zu einem Ganzen zusammen, so werden wir ein Charakterbild erhalten, in dem sich zwar viele Lücken und dunkle Stellen finden, das manches Mißverstandene und Ungenaue enthält und das in einzelnen Theilen den römischen Standpunkt des Verfassers oder seiner Gewährsmänner und die trübe Quelle nationaler Ueberlieferung und Vorurtheile verräth, das aber dennoch die Grundzüge der germanischen Natur und die Keime der nachfolgenden Entwickelungsformen erkennen läßt und dessen Angaben, durch anderweitige Nachrichten, durch Traditionen und durch Rückschlüsse aus späteren Verhältnissen ergänzt und erläutert, die Wurzeln des Lebensbaumes der germanischen Nation bilden.

a) Germanische Völkerschaften.

Uebereinstimmend mit Cäsar beschreibt Tacitus die Germanen als ein Begrenzungen.
zahlreiches Volk, das ohne Städte und ohne größere zusammenhängende Menschenmassen von den Ufern des Rheins und der Donau bis an die nördlichen Meeresküsten und in die unbekannten Regionen der Weichsel und des karpathischen Bergrückens zerstreut und in viele Völkerschaften gespalten, sein Dasein in fest ausgeprägten Lebensformen verbrachte. Die Alpenländer bis zur Donau, damals von Kelten bewohnt und der römischen Herrschaft bereits unterworfen, zählten nicht zu Deutschland; eben so wenig die Bewohner des linken Rheinufers, wenn schon mehrere derselben, wie die Tungern an der Maas, die Trevirer, Nervier, Eburonen u. a. sich noch ihrer germanischen Abkunft rühmten (III, 803). Die Völkerschaften, die von den Tagen Cäsar's an bei verschiedenen Gelegenheiten auf der westlichen Seite des Grenzstromes angesiedelt worden waren, hatten bereits ihr heimisches Wesen mit der römischen Cultur und Sprache vertauscht. Die Ubier, in deren Land Agrippa einst eine Die Ubier in Köln.
Militärcolonie mit einem gefeierten Tempel des Kriegsgottes gegründet, führten bereits den Namen „Agrippiner“, seitdem durch die jüngere Agrippina, des Kaisers Claudius Gemahlin, die Stadt, die noch bis zur Stunde durch den Namen Köln ihren Ursprung von der agrippinischen Colonie ankündigt, erweitert und zum Anfang ihrer Blüthe gebracht worden war. Aber von einer aus 50.
Ubiern, Römern, Galliern gemischten Bevölkerung bewohnt, die der leichte Gewinn, der lebhafte Verkehr und das lockere Lagerleben dahin zog und die als

Handelsleute, Wirthe, Handwerker und Dienstleute leicht die Vortheile und Genüsse des Augenblicks mehr achteten als Tugend und Sittlichkeit, war die römische Coloniestadt den Germanen ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung, besonders nachdem sie im Bataverkrieg ihre Stammesgenossen treulos an Rom verrathen hatte. — Auch auf der Ostseite des deutschen Stromes, zwischen Rhein, Main und Donau, da wo einst die Markomannen die Grenze gehütet, hatten die Römer bereits ihre Herrschaft ausgedehnt und den aus allerlei Volk gemischten Einwanderern, welche sich nach und nach in diesen vorgeschobenen und darum noch unsicheren Besitzungen niedergelassen und gegen Entrichtung einer Abgabe von Getreide, Baumfrüchten und Vieh den Schutz der Kaiser erworben, den Stempel ihrer Cultur und Nationalität aufgedrückt. Dies ist das von Tacitus als Zehentland (Agri decumates) bezeichnete Gebiet, welches die Römer wahrscheinlich unter Domitian oder Trajan in Besitz nahmen und in der Folge durch den Grenzwall oder Pfahlgraben (Limes) gegen die Einfälle der Germanen schützten, „als Ausläufer des Reichs und Theil der Provinz" (s. unten).

Das Decumatland. Dieser Grenzwall, ausgedehnte Vertheidigungslinien mit Gräben, Mauern und Wachthürmen und kleinen Kastellen, dessen Spuren das Volk noch jetzt als „Teufelsmauer" bezeichnet, reichte vom Main über Kocher und Jaxt bis zur baierischen Donau. Da die römischen Legionen zwei Jahrhunderte lang das Land gegen die andringenden Feinde vertheidigten, so entwöhnten sich die Einwohner der Waffen. Sie verloren die Freiheit und die kriegerische Tugend der Ahnen, gewannen aber unter römischem Schutz und römischer Pflege eine Bodencultur und verfeinerte Lebensweise, welche den jenseitigen Stammländern noch ein Jahrtausend fremd blieben. „Denn nicht allein, daß die Römer die von Barbaren spärlich bewohnte Wüste, der wiederholten Einfälle ungeachtet, schnell in blühende Provinzen umschufen, indem sie überall erst feste Kriegsplätze anlegten, und in deren Bereich Municipalstädte mit Märkten, Tempeln, Theatern, Gerichtshäusern, Wasserleitungen, Bädern, mit dem gesammten städtischen Luxus der überalpischen Heimath gründeten, die neuen Pflanzungen mit trefflichen Straßen und Brücken verbanden und in kurzer Frist die noch seßhaften Bewohner an Sitte, Sprache und Denkart in Römer umwandelten, sie waren auch befähigt, untrüglichen Blickes die Naturgaben der neuen Provinz zu erspähen und alles Vorhandene zur sinnreichsten Benutzung auszubeuten. Sie verpflanzten gedeihlich ihre edeln Obstbäume, Getreidearten und Gemüse unter den fremden Himmelsstrich und schickten eigenthümliche Feld- und Walderzeugnisse, selbst Spargel und Rüben zum Genuß in ihre Hauptstadt; sie bewässerten künstlich Wiesen und Ackerland und zwangen die Oede bisher unbekannte Frucht zu tragen; sie durchforschten Ströme und Bäche nach neuen leckeren Fischgattungen und veredelten die Hausthiere; sie schürften nach Metallen, gruben nach Salzquellen, fanden überall den dauerbarsten Stein zu Staats- und häuslichen Bauten, wandten bereits die noch jetzt gesuchten härtesten Steinarten (Lava) zu ihren Mühlwerken, den zähesten Thon zu ihren Ziegelöfen an; sie leiteten Kanäle, regelten den Lauf der Wässer, bauten in Gegenden, die wie das Moselland reich an Marmor, Sägemühlen zum Schneiden des Gesteins; kein heilkräftiges Wasser, kein warmer Quell, so erwünscht dem verwöhnten Südländer, verbarg sich ihnen; von Aachen bis Wiesbaden, von Baden-Baden bis nach Baden in der Schweiz, von Partenkirch (Parthanum) in den rhätischen Alpen bis Baden bei Wien hinab benutzten sie nicht allein

diese Gabe einer reichen Natur, sie sammelten die Wässer in künstlichen Becken, überbauten die Brunnen mit zierlichen Hallen und Sälen, schmückten sie mit Bildwerken und Inschriften, dergleichen die Nachwelt noch jetzt staunend aufgräbt, ja sie würdigten den ärmlichen Kunstfleiß der Eingeborenen ihrer Aufmerksamkeit, machten ihn ihrem Bedürfniß dienstbar." Noch jetzt zeugen die Reste breiter gemauerter Heerstraßen, die große Menge ausgegrabener Denkmäler, Bildsäulen, Altäre, Waffen, Bäder, Münzen, Vasen und Schmucksachen aller Art von dem reichen Culturleben, das sich in dem Decumatland unter römischer Pflege entfaltete. Augsburg war der Mittelpunkt des Verkehrs, der Stapelplatz der Handelsgüter, welche die östlichen und südlichen Länder mit den nördlichen und westlichen tauschten; aber auch Constanz und Bregenz am Bodensee, Badenweiler und Baden-Baden (Aquä Aureliä) an den Vorhügeln des Schwarzwaldes, Ladenburg am Neckar u. a. O. nahmen regen Theil an den Vortheilen der Bildung und des römischen Städtelebens und freuten sich des Friedens und der Ordnung. In ähnlicher Weise faßte unter Trajan und den Antoninen auch in den unteren Donauländern römische Sprache und Cultur feste Wurzeln. Städte wie Vindobona (Wien), Carnuntum (St. Petronell), Mursa (Esseк), Taurunum (Semlin) und vor Allen Sirmium (westlich von Belgrad), dann weiter abwärts Naissus (Nissa), Sardica (Sophia), Nikopolis am Hämus und das ganze reiche Itinerarium der Donau lassen auf ein Dasein schließen, welches an Fülle und Wichtigkeit vielleicht der Rheingrenze nicht nachstand.

Nicht weit von der Gegend, wo der erwähnte Grenzwall die alten Schanzwerke auf dem Taunus erreichte, saßen am Ufer des Rheins, nordwärts von dem Decumatlande, dem „Busen des Reiches", die **Mattiaker**, die vorgeschobenen Aeste des streitbaren Chattenvolks, welche gleich den stammverwandten **Batavern** den Römern treu und ergeben waren. Beide Völkerschaften zählt Tacitus unter Roms Bundesgenossen, die frei von Lasten und Steuern nur zum Heerdienst als Hülfstruppen und zur Stellung von Kriegspferden verpflichtet gewesen. Von dem großen Krieg, den die Bataver erregten, als die Römer ihrer bisherigen klugen Milde entsagten und ihnen Unrecht und Bedrückung zufügten, wird bei Vespasian die Rede sein. — An den weiter hin (nordostwärts) wohnenden **Chatten** (Chazzi, Hazzi, Hessen), den „Hütern des germanischen Urwalds", rühmt Tacitus den kräftigen Körperbau, die gedrungenen Glieder, den kühnen Blick und die Lebhaftigkeit des Geistes. Für Deutsche, meint er, hätten sie viel Verstand und Gewandtheit. Sie ließen Bart und Haupthaar wachsen, bis sie einen Feind erlegt hatten. „Dann erst glaubten sie die Schuld des Daseins abgetragen zu haben, dann erst des Vaterlandes und der Eltern würdig zu sein."

Mattiaker und Bataver. — *Chatten.*

Unter Kaiser **Claudius** unternahm ein Haufen Chatten einen Streifzug über den Rhein und drang raubend in die Provinz Ober-Germanien ein. Der Legat L. **Pomponius** schickte die verbündeten Vangionen und Nemeter nebst einer Reiterschaar unter Plinius d. Ae. wider sie aus, um sie abzuschneiden. Diesem Auftrag kamen die Soldaten mit großem Eifer nach. Der eine von den beiden Heerhaufen überfiel die vom Raubzuge zurückkehrenden Chatten, als sie beschwert vom übermäßigen Genuß der Beute zum Kampfe unfähig waren, ein Sieg, der nach Tacitus Versicherung dadurch erhöht ward, daß bei dieser Gelegenheit noch einige Römer, die vor vierzig Jahren in der Varusschlacht in Gefangenschaft gerathen waren, aus der Scla-

verei befreit wurden. Die anderen drangen in das Land der Chatten ein und kehrten, nachdem sie denselben im Felde eine Niederlage beigebracht, mit Beute beladen zu dem Feldherrn zurück, der mit den Legionen am Taunus ihrer wartete, um, wenn die Germanen einen Rachezug wagen würden, bei der Hand zu sein. Aber die Chatten, fürchtend, die Cherusker, ihre alten Feinde, möchten, wenn sie gegen die Römer im Kampfe lägen, in ihr Land einfallen, schickten Gesandte und Geißeln nach Rom. Dem Pomponius, mehr durch seine dramatischen Gedichte als durch seine Waffenthaten bekannt, wurde für diesen Sieg die Ehre eines Triumphes zu Theil.

Usipier und Tenkterer. Nordwärts von der Lahn am rechten Rheinufer wohnten die Usipier (Usipeten) und die Tenkterer (III, 823), berühmt und gefürchtet wegen ihrer trefflich geübten Reiterei. Die Spiele der Knaben, die Wettkämpfe der Jünglinge, die Beschäftigungen der Greise standen mit dem Reiterleben in Verbindung. Der tapferste unter den Söhnen war der Erbe des Schlachtrosses. Tiefer ins
Bructerer u. A. Land an der Lippe und oberen Ems lebte das Volk der Bructerer und daneben bis zur Weser die Chamaven und Angrivarier. Tacitus hat von einem inneren Krieg gehört, in welchem die Bructerer dem gemeinsamen Angriff der Nachbarstämme erlegen seien, „den Römern ein froher Anblick". Dort
Marsen. müssen auch die Marsen ihre Wohnplätze gehabt haben, jenes mannhafte Volk, das durch Germanicus im ungleichen Kampfe seinen Untergang fand. An den Gestaden der Nordsee von der Mündung der Ems bis zu den Batavern und Caninefaten am wasserreichen Niederrhein und auf den nahen Eilanden
Friesen. hatten die Friesen ihre „unbeneideten Sitze". In ruhiger Ergebung fügten sie sich lange Roms Macht, wenig bekümmert um das Schicksal ihrer Brüder, aber der Heimath in Treue zugethan.

Zum Dank für das römische Bündniß lieferten die Friesen alljährlich eine Anzahl Stierhäute für die Bedürfnisse des Heeres. Als aber diese Abgabe durch die Habsucht des Statthalters drückend zu werden anfing, griffen sie zum Schwert und zerrissen
27. durch eine siegreiche Schlacht das unwürdige Band, das sie an Rom knüpfte. Aber dem unternehmenden Feldherrn Corbulo gelang es unter Claudius die Friesen wie-
58. der zu dem Bündniß mit Rom zurückzuführen. Unter Nero brach ein neuer Streit aus, als die Friesen einige öde Landstriche am rechten Rheinufer in Besitz und Anbau genommen und dem Gebot des römischen Statthalters, sie wieder zu verlassen, nicht Folge leisteten. Umsonst schickten sie zwei Fürsten als Fürsprecher nach Rom; sie wurden von dem Statthalter überfallen und theils niedergemacht, theils in Sclaverei geführt. Das Land, wo sie sich angesiedelt hatten, verödete von Neuem und wurde von den römischen Grenzsoldaten als Viehweide benutzt.

Chauken. Ostwärts von der Ems bis zur Niederelbe und landeinwärts bis zu den Chatten sich einbiegend lebten die Chauken, nach Tacitus das edelste Volk unter den Germanen, das seine Größe am liebsten durch Gerechtigkeit schirmt. „Ohne Vergrößerungssucht, ohne Uebermuth, ruhig und abgeschieden reizen sie nicht zum Kriege und schädigen die Länder nicht durch Raub und Plünderung. Das aber ist der höchste Beweis ihrer Tugend und Kraft, daß sie ihr Uebergewicht nicht auf Beeinträchtigung Anderer gründen. Kampfbereit ist jedoch

Alles und für den Fall der Noth stets ein Heer unter Waffen: sie haben Ueberfluß an Männern und Rossen und ihr Name ist auch im Frieden groß."

Mit diesem Lob stimmen freilich die Angaben in den Annalen schlecht überein, daß die Chauken mit ihren kleinen Kähnen häufig Raubzüge gegen die Rheinschiffe und Grenzländer der Römer unternommen und daß sie sich der Wohnsitze der Ansibarier bemächtigt und dieses Volk verdrängt und heimathlos gemacht hätten.

Südlich von den Chauken lag das Land der Cherusker. Jenes tapfere Volk, das einst so heldenmüthig für Freiheit und Vaterland gestritten, hatte zur Zeit des Tacitus die Tage seines Ruhmes und seiner Größe hinter sich. Unter Claudius wurde Italicus, des Flavius Sohn und Armin's Neffe, ein Jüngling von schöner Gestalt und in den Waffen geübt, von den Cheruskern herbeigerufen und herrschte über sie als „König", anfangs gerecht und leutselig, dann aber, als er von einer feindseligen Partei vertrieben und mit Hülfe der Langobarden wieder eingesetzt worden, streng und gewaltthätig. Ueber sein Ende ist nichts bekannt. Durch Unfälle und innere Zwietracht gebrochen und durch längeren Frieden erschlafft, waren die Cherusker und ihre Nachbarn, die Fosen, in der Achtung gesunken und machtlos geworden. Von den Cimbern, „einem kleinen Volk, aber groß an Thatenruhm", weiß Tacitus nichts zu berichten, als daß sie in den Tagen des Marius das römische Volk mit schweren Kriegen bedrängt hätten, und daß ungeheure Feldlager noch von ihrer ehemaligen Größe Zeugniß ablegten. Cherusker. Cimbern.

Die Völkerschaften, die weiter nach Osten von den Gestaden des baltischen Meeres bis zu den Karpathen ihre unbekannten Wohnsitze hatten, belegt Tacitus, wie schon vor ihm Cäsar, mit dem Gesammtnamen der „Sueben" und führt als besonderes Kennzeichen an, daß alle Freigeborne bis ins graue Alter ihr Haar in die Höhe strichen und auf dem Scheitel zusammengebunden in einem Schweife herabwallen ließen, um den Feinden größer und furchtbarer zu erscheinen. Wie viel man auch über das Volk der „Sueben" geforscht und gestritten hat, so ist es doch noch nicht gelungen, das in den Schriften der Alten über sie verbreitete Dunkel aufzuhellen, die Widersprüche und schwankenden Angaben auszugleichen. Die einfachste Auslegung des Namens führt auf „schweifende Leute", und in der Phantasie der Römer umfaßte er die zahlreichen Stämme, die sie sich fern von den Reichsgrenzen hinter den dichten Wäldern in stetem Auf- und Niederwogen dachten. Denn sie hörten den Namen gewöhnlich nur von flüchtigen Völkerschaften, die durch die Sueben aus ihren Wohnsitzen verjagt worden. Die unbestimmten und übertriebenen Berichte über die wahre Beschaffenheit und Größe dieses echt germanischen Volkes und seiner hundert Gaue von 10,000 waffengeübten Kriegern, und von der weiten Wüste rings um ihr Land, nährten das unheimliche Gefühl, das schon Cäsar's Legionen empfunden. Ohne Zweifel begriff man unter dem Gesammtnamen „Sueben" einen Völkerbund, bestehend aus einer Anzahl verwandter Stämme, bei denen Sueben.

der Feldbau das ursprüngliche bewegliche Leben von Hirten, Jägern und Kriegern noch nicht völlig verdrängt hatte. Unter ihnen werden die Semnonen an der Elbe als der älteste und edelste, die Langobarden, ihre nördlichen Nachbarn, als der kühnste und verwegenste Stamm bezeichnet. — Ostwärts vom Decumatland waren die Hermunduren seßhaft, ein den Römern treu ergebenes Volk, denen der ungestörte Handelsverkehr mit Augsburg, der vornehmsten Pflanzstadt Rhätiens, gestattet war, und die in Rom großes Vertrauen genossen. Stromabwärts gegen Morgen gelangte man zu den Nariskern, sodann zu den Markomannen und Quaden, Völkerschaften, welche noch immer die Tapferkeit und Kriegslust bewahrten, durch die sie einst in den Besitz des Landes gekommen. Diese Länder bilden gleichsam die Vormauer Germaniens längs der Donau. Lange von Nachkommen Marbod's beherrscht, duldeten sie später auch ausländische „Könige", die von den Römern eingesetzt und unterstützt wurden. Im Rücken der Markomannen und Quaden liefen die Grenzen zusammen und Deutsche berührten sich mit fremden Stämmen. Von den Völkerschaften, die dort in Schluchten und Berghalden ihre Sitze hatten, rechnet Tacitus einige, wie die Marsigner und Burier, zu den Sueben, andere, wie die Gothiner, hält er für Ueberreste der Kelten, wie aus ihrer Sprache hervorgehe, und noch mehr daraus, daß sie im Dienste ihrer sarmatischen Herren Eisen ausgrüben und Tribut entrichteten. Hinter diesen Gebirgen (Riesengebirge, Sudeten, Karpathen) saßen noch viele Völker, die der römische Geschichtschreiber den Germanen beizählt; unter ihnen waren die Ligier, wahrscheinlich im heutigen Schlesien, am verbreitetsten. Sie lebten in einem Völkerbund, dem die Harier, Naharvalen u. A. angehörten. Ueber die Ligier hinaus gen Mitternacht wohnten die Gothen, dann die Rugier und Lemovier, alle drei von Königen regiert, „etwas schärfer als die übrigen Germanen, doch nicht über die Freiheit hinaus". Der Burgundionen und Vandalen, die, wie wir von Plinius und Ptolemäos erfahren, im Nordosten Deutschlands, etwa von der Wartha bis zur Ostsee wohnten, geschieht bei Tacitus keine Erwähnung.

Langobarden. Hermunduren. Markomannen und Quaden. Ligier. Gothen. Burgunder u. Vandalen.

Mit den Weichsel- und Ostsee-Bewohnern schloß die germanische Welt. Auf einer großen Insel im Norden (Skandinavien) bestanden die Staaten der Suionen und Sitonen, stark durch ihre Landmacht wie durch ihre auf beiden Seiten geschnäbelten Schiffe. Sie unterschieden sich von den Deutschen dadurch, daß Könige mit Willkür über sie herrschten und die Waffen verschlossen hielten und von Knechten bewachen ließen; die Sitonen waren nach Tacitus sogar in der Knechtschaft so weit entartet, daß sie sich von einer Frau regieren ließen. Jenseit der Suionen, berichtet der römische Geschichtschreiber weiter, sei ein anderes Meer, starr und unbeweglich. Man glaube es begrenze den Erdkreis. Denn der letzte Strahl der untergehenden Sonne dauere hier bis zum Aufgang in solcher Stärke fort, daß er die Sterne verdunkele. Rechts bespüle das suebische (baltische) Meer die Gestade der Aestyer (Esthland), die an Sitten

Suionen und Sitonen in Skandinavien. Aestyer.

und Tracht den Sueben, an Sprache den Briten nahe kämen. Das Eisen sei bei ihnen selten; im Kampf bedienten sie sich gewöhnlich einer Keule; sie baueten emsiger Getreide als die trägen Germanen; auch durchschifften sie das Meer und sammelten allein den Bernstein, bei ihnen „Glas" genannt, in Untiefen und am Ufer. Lange habe dieser unter den Auswürfen des Meeres dagelegen, bis durch römische Prachtliebe die Aufmerksamkeit auf denselben gelenkt worden sei. „Für sie selbst unbrauchbar wird er roh gesammelt und unverarbeitet ausgeführt, und staunend empfangen sie den Preis." Nach den Aestyern nennt Tacitus noch einige Völker, von denen er nicht weiß, ob er sie den Germanen oder Sarmaten beizählen solle: die Veneder (Wenden), Peuciner und Fennen. Von den ersten bemerkt er, daß sie von Krieg und Raub lebten, aber dadurch von den sarmatischen Nomaden verschieden seien, daß sie Häuser baueten und zu Fuße kämpften; die Peuciner, von Einigen Bastarner genannt, wären an Sprache, Anzug, Wohnung und Bauart den Germanen ähnlich, aber durch Verkehr und Mischehen mit den Sarmaten verbunden, hätten sie sich gleich diesen dem Schmutz und der Faulheit ergeben. Hoch im Norden endlich kennt der römische Geschichtschreiber noch die Fennen oder Finnen, die letzten der Sterblichen von grenzenloser Wildheit und schrecklicher Armuth. Ohne Waffen, ohne Pferde, ohne Heerd lebten sie von Kräutern und von dem Wilde, das sie mit ihren aus spitzen Knochen verfertigten Pfeilen erlegten, kleideten sich in Thierfelle und brauchten den Boden zum Lager, als Schutzwehr gegen stürmische Witterung und reißende Thiere Geflechte von Baumzweigen bereitend. Unbekümmert um Menschen und Götter hätten sie das Schwerste erreicht, selbst keines Wunsches zu bedürfen. Ueber sie hinaus liege das Reich der Fabel.

Veneder und Fennen.

Aber wie groß auch die Zahl der Völkerschaften und Volksnamen war, unter denen die germanische Nation sich den Blicken der Römer darstellte, und wie verschieden das öffentliche Leben bei den königlichen und bei den republikanischen Stämmen sich gestaltet haben mochte, dennoch blieb es dem sinnigen Beobachter nicht verborgen, daß alle einem nationalen Ganzen angehörten, daß sie Glieder eines großen Völkerstammes seien, der unvermischt mit fremdem Blute seine ureigene Naturanlage zur Entwicklung gebracht, dessen Grundwesen durch die Mannichfaltigkeiten des Sonderlebens, durch die Scheidungen und Spaltungen nicht verloren oder verwischt worden; daß Sprache, Volksart und Lebensweise auf gemeinsame Abstammung hinwiesen. Tacitus selbst meldet, daß die Germanen in alten Volksliedern den erdentsprossenen Gott Tuisco und dessen Sohn Mannus als Stammväter und Gründer des Volkes gepriesen hätten, daß die Söhne des letzteren den drei Urstämmen der Ingävonen (Friesen), Herminonen (Sueben) und Istävonen Namen und Dasein gegeben; ein in mythischer Hülle erhaltenes Zeugniß, daß trotz der Spaltungen und Gliederungen der Volkseinheit in größere und kleinere Gemeinschaften das Bewußtsein der Bluts- und Stammesverwandtschaft und der gemeinsamen Abkunft noch nicht erloschen war.

b) Staats- und Lebensformen.

Beschäftigung und Lebensordnung. „Daß die Völker Germaniens nirgends in Städten wohnen, ist hinlänglich bekannt; nicht einmal zusammengebaute Häuser dulden sie. Abgesondert und zerstreut siedeln sie sich an, wie ein Quell, eine Flur, ein Gehölze sie anzieht.“ Aus diesen Worten des römischen Geschichtschreibers geht deutlich hervor, daß die Germanen das unstete Leben kriegerischer Hirten- und Jägervölker bereits aufgegeben und sich an das seßhafte Leben mit heimischem Heerde, wie es der Landbau mit der Viehwirthschaft bedingt, gewöhnt hatten. Der Ackerbau, der „am Boden wurzelnd den beweglichen Menschen bindet und keimend ein neues Leben für ihn hervortreibt“, war mithin dem deutschen Volke die Grundbedingung des Daseins. Dies geht auch aus einer Stelle der Annalen hervor: Als die Ansibarier, von den Chauken aus ihren Wohnsitzen vertrieben, heimathlos umherirrten, bat ihr greiser Fürst Bojocal den Statthalter von Niedergermanien um die Erlaubniß, sich mit seinem Volke auf den Landstrichen niederlassen zu dürfen, welche die Römer unbebaut ließen zur Weide des Viehes der Soldaten, indem er sprach: „wie der Himmel den Göttern, so seien die Länder der Erde den Menschen gegeben, unwillig blicke die Sonne auf Oedung und Wüstenei“. Neben Krieg und Jagd war mithin die Landwirthschaft die Hauptbeschäftigung der Germanen und ein seßhaftes Leben der normale Zustand. Wenn Tacitus sagt: „Nicht so leicht beredet man sie die Erde zu pflügen und den Jahreslauf abzuwarten, als Feinde herauszufordern und Wunden zu erkämpfen, ja sie sehen es als Trägheit und Erschlaffung an, mit Schweiß zu erwerben, was mit Blut zu gewinnen ist,“ so liegt darin kein Widerspruch. Diese Worte gehen nur auf die waffenfrohe Jugend der Gefolgschaften. Die gewählte Stätte, wo der freie Mann seinen „Hof“, seine Wohnung und Wirthschaftsgebäude errichtete, wo er den Gehülfen bei der Arbeit ihre Hufen und Hütten zuwies und Lohn und Dienstleistung mit ihnen festsetzte, wo er die Genossen, die durch Verwandtschaft oder freiwilligen Anschluß zu seinem „Geschlechte“ gehörten, in seinen „Bann“ aufnahm, war vielleicht anfangs kein Eigengut. Wenigstens berichtet Cäsar: „Keiner hat ein bestimmtes Maaß Ackerlandes oder eigenen Grundbesitz, sondern die Fürsten und Volkshäupter der einzelnen Gaue weisen immer auf ein Jahr den Geschlechtern und Familien, die unter sich zusammengetreten sind, Ackerland an, so viel und wo es ihnen gut dünkt, und zwingen sie, das Jahr danach sich anders wohin zu wenden,“ eine Angabe, die von Tacitus mit den Worten wiedergegeben ist: die Feldflur wird in sich wiederholendem Wechsel von der Gesammtheit in Besitz genommen und dann unter einander nach Rang und Würde (nach Schätzung?) vertheilt, nur mit der weiteren Bemerkung begleitet, daß man mit dem Anbau der Aecker alljährlich gewechselt und einen Theil des Bodens brach gelassen habe. Die Ansichten über die Agrarverhältnisse und wirthschaftlichen Einrichtungen gehen bei den Germanisten weit auseinander. Wie aber auch das Güterleben in der Urzeit beschaffen gewesen sein

mag, daß der Grund und Boden frühzeitig als Eigenthum der Bebauer angesehen wurde, entweder so, daß neben dem beträchtlichen Gemeinlande (Allmende), zu dem Weide, Wald und Haideland gehörte, dem einzelnen Siedler ein Eigenland zugetheilt ward, oder daß die Geschlechtergemeinde, als solidarische Eigenthümerin, das Besitz- und Nutzungsrecht festsetzte und in der Bestellung der Felder einen Wechsel eintreten ließ („Dreifelderwirthschaft", „Feldgraswirthschaft"), ist außer Frage gestellt. Die ganze bürgerliche und gesellschaftliche Lebensordnung der Folgezeit, die Scheidung in Freie und Unfreie, in Grundeigenthümer und Gutshörige, beruht auf der Voraussetzung geschlossener Eigengüter von größerem oder geringerem Umfang, mag auch in der Idee der Grund und Boden noch als Gesammteigen der Gemeinde angesehen worden sein.

Denn schon bei Tacitus tritt eine Gliederung des Volkes nach Ständen deutlich hervor, wenn auch ohne nähere Bezeichnung der Unterschiede. Je nach dem Maaße des Grundbesitzes, der Rechte und der Freiheit schied sich bei den Germanen, wie im gesammten Alterthum, die Menschheit in Freie und Unfreie mit verschiedenen Abstufungen. Die Geschlechtshäupter und großen Grundbesitzer mußten bald eine so hervorragende Stellung im Gemeinwesen erlangen, daß sie als fürstliche Männer (Principes) und Adelige (Nobiles) den Gemeinfreien (Liberi oder Ingenui) entgegengesetzt werden konnten und ihnen an Rang, Ehren und Ansehen voranstanden, wenn auch ihre bevorzugte Stellung nicht auf Blut und Abstammung oder erblichen Vorrechten beruhte, sondern auf Sitte und Herkommen, auf der Macht des Vermögens und der Ueberlieferung, auf den Thaten und Verdiensten der Vorfahren. Die großen Gutsbesitzer, durch Wechselheirathen zu grundherrlichen Geschlechtern verbunden, erlangten nach dem natürlichen Verlaufe gesellschaftlicher Entwicklung in allen öffentlichen Angelegenheiten mehr Macht und Ansehen, und ihre Häupter wurden als „Aelteste" von dem Volke in der Regel zur Leitung des Gemeinwesens berufen. Und was der Vater an Ehren gewonnen, ging auf den Sohn über, der dann bedacht war, die Erbschaft zu erhalten und zu mehren und das Andenken an die gefeierten Vorfahren stets lebendig zu erhalten. So gewöhnte sich das Volk, dieselben Geschlechter und Familien in allen wichtigen Anliegen an der Spitze zu sehen, und je mehr sich diese durch Thaten oder Verdienste, durch Tapferkeit und Tugend auszeichneten, desto mehr wuchs ihr Ansehen und das Vertrauen des Volks. Es war daher natürlich, daß die grundherrlichen Geschlechter, die Adelinge, mit der Zeit einen bevorrechteten Stand bildeten und als erblicher Adel oder Herrenstand über die Menge der niederen Freien, die nur selten Gelegenheit zur Auszeichnung hatten, emporragten. Am schnellsten mag sich die ständische Abschließung mit dem Begriffe der Ebenbürtigkeit bei den Völkerschaften vollzogen haben, die unter königlicher Herrschaft standen, da nach Tacitus die Könige aus dem Adel genommen wurden. Der Grundherr war das Haupt und der gesetzliche Vertreter der ganzen Familie (Sippschaft), die um

Edle u. Freie.

das Hofgut angesiedelt war. Das Vermögen ging nach einem bestimmten Gewohnheits-Erbrecht auf die Söhne oder nächsten männlichen Verwandten über. Testamente waren unbekannt; Frauen und Töchter konnten nicht in das Grunderbe eintreten; ihre Versorgung und Beschützung war eine heilige Pflicht der männlichen Anverwandten. Diese Entwicklung der grundherrlichen Geschlechter zu einem erblichen Adel geschah um so leichter, als mit den Ehrenämtern keine regelmäßigen Einkünfte verbunden waren, folglich die Uebernahme keinen Gewinn brachte und daher bei den Geringeren keinen Neid oder Widerstand erregte. Die freiwilligen Gaben, die ihnen das Volk an Vieh und Feldfrüchten darbrachte, waren Zeichen der Hochachtung und wurden aufgewogen durch die Opfer, die ihnen die Bedürfnisse des gemeinen Wesens auflegten, und durch die freigebige Bewirthung, zu welcher die Edlen ihrerseits durch Sitte und Herkommen verpflichtet waren.

Unfreie. Auch bei den Unfreien lassen sich verschiedene Abstufungen erkennen. Außer den Sclaven (Servi) und Freigelassenen (Liberti), die im ganzen griechisch-römischen Alterthume einen sehr großen Bestandtheil der Gesammtbevölkerung bildeten, erwähnt Tacitus noch eine dritte Klasse unfreier Leute, welche zwar nicht an den bürgerlichen Ehren- und Waffenrechten der Freien Theil hatten, aber Grundstücke mit eigener Wohnung und eigenem Heerde besaßen, die sie gegen Dienst und Abgaben zum eigenen Nutzen bewirthschafteten. Diese gutshörigen oder leibeigenen Leute (Liten), die wahrscheinlich durch Krieg und Eroberung dem Loose der Unfreiheit verfallen waren, blieben an die Scholle gefesselt; sie wurden vor Gericht und in der Volksgemeinde von dem Grundherrn vertreten und entrichteten ihm einen Zins von den Feldfrüchten und Heerden, und das „Besthaupt" von der Verlassenschaft. Diejenigen unter ihnen, welche durch den freien Willen des Herrn oder durch Loskaufung der Unfreiheit ledig wurden (die Lassen), traten wahrscheinlich erst nach mehreren Generationen in den Stand der vollkommen Freien ein; bis dahin bildeten sie eine Mittelstufe, die nach dem römischen Geschichtschreiber nicht viel von dem Zustande der hörigen Leute verschieden war. Vermuthlich waren die Handwerke, deren auch die einfachsten Naturvölker nicht entbehren können, ihnen überlassen. Nur die freigelassenen Diener des Königs, welche in ein persönliches Verhältniß zu ihrem Herrn traten, nahmen nach Tacitus eine höhere Stellung ein, ja sie konnten selbst über die Freien und Adelinge emporsteigen. — So wurde der Knechtsdienst, sonst so hart und unmenschlich, durch den gerechten und milden Sinn der germanischen „Barbaren" von Willkür und Grausamkeit befreit. Selten wurden die Unfreien gegeißelt oder mit Fesseln und Zwangsarbeit belegt; und noch seltener wird es vorgekommen sein, daß der Herr in einem Anfall von Zorn den leibeigenen Mann erschlug, wenn gleich ein solcher Fall unbestraft blieb. Denn wie im griechisch-römischen Alterthum wurde auch bei den Germanen der Sclave als Sache oder Waare angesehen, mit welcher der Herr verfahren konnte wie er

wollte. Auch sind Spuren vorhanden, daß in manchen Gegenden Deutschlands der Sclavenhandel in großem Umfang betrieben ward.

Jede Völkerschaft bildete ein freies Gemeinwesen, einen selbständigen Staat (Civitas). Häufig traten jedoch mehrere Völkerschaften durch freie Einigung zu einer Eidgenossenschaft, zu einem Staatenbund zusammen, wobei der mächtigste eine Art Hegemonie geübt und dem Ganzen den Namen gegeben zu haben scheint. Jeder Staat, mochte er unabhängig sein oder Glied eines Bundes, zerfiel in eine größere oder geringere Anzahl von kleineren staatlichen Verbänden, beruhend auf einer Gliederung des Volkes selbst nach Geschlechtsverbänden und zugleich auf territorialer Abgrenzung. Diese Gebietstheile oder Landschaften wurden wahrscheinlich schon in der Urzeit Gaue genannt, die dann wieder Hundertschaften und Marken oder Dorfschaften als Unterabtheilungen umfaßten. Der Haupthof des Grundherrn mit allen um denselben angesiedelten Geschlechts- und Familiengliedern bildete den Kern der Dorfgemeinde oder Markgenossenschaft, einer freien Vereinigung von Grundeigenthümern derselben „Gemarkung", mit Rechtsbestimmungen über die Benutzung des Gemeingutes (Allmende), über welche gewählte Markrichter zu wachen hatten. Etwa hundert oder zehnmal zwölf solcher Geschlechtergemeinden bildeten den weiteren Verband der Hundertschaft, mit einem den Reihen der „Principes" oder „Hundertfürsten" entnommenen Vorsteher oder Oberrichter, der später den Namen Centgraf führte und zugleich der Anführer der Hundertmänner im Heer war. Sowohl die Vorsteher der Hundertschaften, als die Obmänner der Gaue, in der Folge Gaugrafen oder Gaukönige genannt, wurden in der Volksgemeinde (Concilium, Landesthing) gewählt, zu welcher in bestimmten Zeiten, am Neumond oder Vollmond, die vollfreien Grundeigenthümer aller Bezirke der Landschaft, kleine wie große, zusammentraten, um über gemeinsame Anliegen zu berathen und Beschlüsse zu fassen. Die Versammlung fand gewöhnlich im Freien statt, und es dauerte oft zwei bis drei Tage, bis alle stimmberechtigten Männer eintrafen, nicht wie Tacitus meint, aus Mißbrauch der Freiheit, sondern wegen der weiten Entfernung der zerstreuten Gehöfte. Die Männer trugen Waffen, die der Germane überhaupt nie ablegte, aber ein heiliger Gottesfriede herrschte an geweihter Stätte. Nach dem gewöhnlichen Geschäftsgang zogen die Volkshäupter zuerst alle Gegenstände in Vorberathung; geringere Sachen erledigten sie auf eigene Hand; die wichtigeren wurden der Versammlung, die im „Ring" umherstand, zur Entscheidung vorgelegt. Die Zustimmung wurde durch Waffengeklirr, die Verwerfung durch Murren zu erkennen gegeben. In der mit religiöser Weihe eröffneten und priesterlicher Obhut unterstellten Volksgemeinde wurde unter dem Vorsitz eines der berühmtesten und angesehensten Geschlechtshäupter oder fürstlichen Volksvorsteher über Krieg und Frieden berathen und beschlossen; hier wurden die Botschaften fremder Völker gehört und beantwortet; hier wurden die freien Jüng-

Staats- und Landesverbände.

Die Volksversammlung.

linge mit Schild und Speer bewehrt und als selbständige Glieder in die Gaugenossenschaft und in die Reihen des Volksheeres aufgenommen; hier wurden die Gesetze festgestellt, welche in mündlicher Ueberlieferung oder in kurzgefaßter Runenschrift fortgepflanzt den Kern des Gewohnheitsrechts bildeten, das bei den Gerichts- oder Malstätten in Anwendung kam; hier wurden wohl auch ursprünglich die feierlichen Freilassungen vorgenommen oder bestätigt, hier kamen auch die Rechtsklagen zur Entscheidung, welche den Tod im Gefolge hatten. Hier wurden endlich die Obrigkeiten gewählt, die Vorsteher der Gaue und Hundertschaften, die mit Beiziehung einer Anzahl freier Kreisgenossen das Recht feststellten und die Gesetze vollzogen, wohl auch religiöse Handlungen verrichteten, sei es mit oder ohne Beiziehung eines Priesters. Die Volksgemeinde war mithin der Mittelpunkt aller öffentlichen Geschäfte; in ihr ruhte die Hoheit des Staats. Oeffentliche Angelegenheiten und Rechtssachen von untergeordneterer Bedeutung wurden auf Landtagen der einzelnen Abtheilungen, der Hunderte oder wie sie sonst hießen, die in kürzeren Zwischenräumen zusammentraten, verhandelt und entschieden. Den allgemeinen Charakter des altgermanischen Staatswesens bezeichnet Waitz als eine republikanische Verfassung, wo gewählte Fürsten die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten haben. Sie ruht auf der Gesammtheit der Freien, d. h. der selbständigen Landbesitzer. Nicht der Adel als solcher, nicht ein Priesterstand, nicht übermächtige Parteiführer beherrschen das Volk: aber Verdienste der Väter kommen auch neben den eigenen in Betracht, geben Anspruch und finden Anerkennung: die natürlichen Bedingungen der Macht, Reichthum und angesehene Verwandtschaft, müssen sich geltend gemacht haben. Die aber, welchen die Leitung des Staats oder seiner Abtheilungen übertragen ist, entbehren nicht der Mittel zur Handhabung des Rechts und der gemeinsamen Interessen. Als eine wahre staatliche Gewalt erscheint das Fürstenthum, wie es bei den meisten Stämmen bestand; und die Bedeutung der Volksversammlungen in dem regelmäßigen Landesthing faßt derselbe Historiker in folgende Grundzüge zusammen: „Eine Theilnahme des Volks bei der Weisung des Rechts, seine Zustimmung, wenn dasselbe geändert oder neu geordnet werden sollte, eine Mitwirkung auch bei den Angelegenheiten des Krieges und Friedens, eine Wahrung des Grundsatzes, daß was dem Fürsten oder König für seine Bedürfnisse dargebracht ward, freiwillige Gabe sei, dazu ein Antheil an der Bestellung der Obrigkeiten, an der Erhebung auch des jedesmaligen Herrschers aus dem königlichen Geschlecht, das sind die Grundlagen staatlicher Ordnung bei den Germanen, die in allem Wechsel und Wandel der folgenden Zeit nicht zerstört worden sind." Im Uebrigen geht aus dem taciteischen Sittenbilde hervor, daß zu seiner Zeit schon monarchische, aristokratische und demokratische Ordnungen wenigstens im Keime vorhanden waren.

Wergeld. Blutrache. Eideshülfe. Gottesurtheil.

Auch über die gerichtlichen Geschäfte des Landesthing und der Kreistage der Hunderte erhalten wir bei Tacitus Andeutungen, die uns spätere Rechtsgewohn-

heiten und Rechtsinstitute erkennen lassen: Landesverräther und Ueberläufer, sagt er, wurden an Bäumen aufgeknüpft, Feige, Ausreißer und solche, die ihren Leib mit unnatürlichen Lastern befleckt hatten, in Sumpf und Moor versenkt und mit Flechtwerk verdeckt, „damit die Schande verborgen bliebe". Alle andern Verbrechen gegen den gemeinen Frieden, sofern sie von Freien verübt wurden, konnten auf Anrufung der Beleidigten durch Beschluß der Gesammtheit mit Geld und Gut, „Wergeld", gebüßt werden. Von diesem, gewöhnlich in einer Anzahl von Rindern oder Schafen bestehenden Ersatz (Fredus, Friedensgeld) fiel ein Theil an die Verletzten, ein Theil an das gemeine Wesen oder an den König als Oberrichter. Mord und Todtschlag wurden ursprünglich der Blutrache der Verwandten überlassen und es blieb ihrem guten Willen anheimgestellt, ob sie gegen freiwillige Sühne den Zustand der Feindseligkeit (Fehde) aufgeben wollten. Damit aber dieses auf der Rache beruhende „Fehderecht" nicht einen Zustand allgemeiner Friedlosigkeit herbeiführe, kam mit der Zeit der Rechtsbrauch auf, daß auch Blutschuld durch Erlegung einer gesetzlich bestimmten Vermögensbuße an die Verwandten oder Geschlechtsgenossen gesühnt werden konnte, so daß es für den Freien keine Leibes- oder Lebensstrafe mehr gab, wenn er das festgesetzte Wergeld zu erlegen vermochte. Nur im Felde konnte der das Heer begleitende Priester im Namen der schützenden und rächenden Gottheit des Volkes auf Todesstrafe erkennen. Bei Freien hafteten die Verwandten und die Geschlechtsgemeinde, bei Unfreien der Hausherr für die Sicherheit des Wergeldes. Aus dem höheren oder geringeren Ansatz des Sühnegeldes läßt sich auf die Rangstellung des Verletzten schließen. Die Schuld oder Unschuld wurde nicht durch Zeugenbeweise vor Gericht dargethan, sondern durch Eid und Eideshelfer. Das Institut der Eideshelfer wurzelte in dem Wesen der Familie und der Verwandtschaft, ging aber wohl nicht auf Gemeinde- und Dorfgenossen als „Gesammtbürgschaft" über. Diese Eidhülfe war eine Pflicht der durch Volkssitte dazu berufenen Sippgenossen. War das Urtheil von allen im Gerichte anwesenden freien Männern gefällt und rechtskräftig geworden, so galt keine weitere Berufung. Widerstand gegen seine Vollziehung führte zur Fried- und Rechtlosigkeit des Ungehorsamen. In zweifelhaften Fällen suchte man das Recht durch ein Gottesurtheil, bei Freien durch den gerichtlichen Zweikampf, bei Unfreien durch die Probe des siedenden Wassers. — Da die Volksversammlungen mehrere Tage fortdauerten, so mögen wohl die Abende und Nächte bei Schmaus und Gelagen verbracht und dabei die öffentlichen Dinge in lärmenden Gesprächen und Streitreden verhandelt worden sein, ehe sie am folgenden Tag in der Tagsatzung zur Entscheidung kamen. Dies hat wahrscheinlich Tacitus im Sinne, wenn er meldet: „Wechselseitige Aussöhnung von Feinden, Abschließung von Ehebündnissen, Wahl der Häupter und endlich Krieg und Frieden wird meistens beim Mahle verhandelt, als ob zu keiner Zeit die Seele so empfänglich wäre für aufrichtige Gedanken und so feurig für große;" und dann hinzusetzt: „Dieses Volk ohne List und Trug öffnet noch das Innere der Brust bei zwangloser Fröhlichkeit. Hat nun Jeder ohne Rückhalt seine Meinung dargelegt, so wird dieselbe des folgenden Tages neuerdings vorgenommen und jedem Zeitpunkt widerfährt sein Recht. Sie rathschlagen, wo keine Verstellung, und beschließen, wo keine Bethörung stattfindet."

Als Tacitus die Germania verfaßte, fand er Volksstaaten in monarchischer und in republikanischer Form vor, so daß keine von beiden als Regel, keine als Ausnahme erschien. Ursprünglich wird wohl, wie im alten Griechenland, bei den allermeisten Völkerschaften der Germanen eine beschränkte Königsherrschaft bestanden haben, die dann aber an manchen Orten durch republikanische Formen Herzöge und Könige.

und Institute verdrängt und aufgehoben ward. Nach dem römischen Historiker wurde bei der Wahl des Königs die Abstammung oder das Geschlecht, bei der Wahl des Heerführers oder Herzogs Kriegsruhm und Tapferkeit besonders berücksichtigt. Die Gewalt und Würde beider ging also vom Volke aus, nur daß dort die Wahl an ein bestimmtes Geschlecht gebunden war, während der Kriegsfürst frei gewählt wurde. So deutlich aus der Geschichte selbst hervorgeht, daß der Herzog aus den durch Ehre, Reichthum und Gefolge hervorragenden Geschlechtshäuptern oder Fürsten von der gesammten freien Wehrmannschaft an die Spitze des Heeres gestellt ward und als Leiter und Vorsteher der gesammten Volksgemeinde fast in allen Dingen nach freiem Ermessen oder nach dem gesetzlichen Herkommen schaltete und waltete, so schwierig ist es, die Bedeutung und Stellung des germanischen Königthums richtig zu fassen. So viel geht jedoch aus Allem hervor, daß dabei an keine erbmonarchische Gewalt zu denken ist. Weder war die Erblichkeit ohne Bestätigung durch das Volk, sagt J. Grimm, noch die Wahl ohne Rücksicht auf das herrschende Geschlecht. Bei einigen Völkerschaften mögen die gewählten Heerführer, besonders wenn sie glückliche Feldzüge ausgeführt und andere Völker unterworfen hatten, zu königlicher Würde und Macht emporgestiegen sein; hie und da mag auch das Heerführeramt in bestimmten durch Kriegsthaten ausgezeichneten Familien bei wiederholten Wahlen factisch nach und nach erblich geworden und somit dem Königthum nahe gerückt sein; jedenfalls besaßen die von Tacitus als „Könige" bezeichneten Volkshäupter diese Würde nicht in dem späteren Sinn. Der römische Geschichtschreiber selbst bemerkt, daß ihre Gewalt beschränkt gewesen. Den Römern, die sich um die inneren Einrichtungen der „Barbaren" nicht viel kümmerten, mag die Heerführerwürde als gleichbedeutend mit der Königsgewalt erschienen sein, oder sie mögen befreundete Fürsten, die in ihren Heeren gedient, mit diesem Ehrentitel belegt haben, oder er kam nur in Beziehung auf unterworfene Völkerschaften in Anwendung. Wo das Königthum in deutschen Landen als herkömmliches Institut bestand, war es stets an die Mitwirkung der freien Volksgemeinde gebunden und der Inhaber sowohl wegen seiner Abstammung von einem altehrwürdigen Geschlechte als wegen des an der Würde haftenden religiösen Charakters als Oberpriester und Richter mehr eine geheiligte als eine mächtige Person. Er ist der Schützer des Friedens, der Vormund des Volkes. Zu einem Kriegszug bedarf er der Zustimmung der Volksgenossen; eben so bei Friedensschlüssen und Verträgen mit fremden Staaten. Erst auf dem Boden des römischen Reiches fand im Laufe der Zeiten das Herzogthum den Raum zu einer bedeutungsvolleren Entfaltung, gestaltete sich das herzogliche Führeramt zu einem Heerkönigthum. Daß indessen in den monarchischen Staaten zu allen Zeiten der König auch der gesetzliche Oberherr des Heeres gewesen sein wird, entspricht so sehr dem Begriffe des Königthums, daß darüber selbst bei der ausgesprochensten Vorliebe für altgermanischen Demokratismus kaum ein Zweifel erhoben werden kann. Gerichts-

und Heergewalt waren stets und allenthalben für das Königthum die Hauptsache.

Es ist daher nicht gerade nothwendig mit v. Sybel anzunehmen, „daß in dieser früheren Periode nur das Herzogthum eine Basis zur Entwickelung der eigentlichen Monarchie enthält und daß fast überall, wo eine solche angestrebt wird, das Beispiel oder die Hülfe Roms in Wirksamkeit ist". Mögen auch jene Heerkönige nach der Völkerwanderung, wie Alarich, Theoderich, Chlodovech, welchen die lateinischen Historiker Cassiodorus, Jordanis, Gregor von Tours eine königliche Abkunft zuschrieben, ursprünglich nur Gefolgsfürsten oder Oberhäupter von Hundertschaften gewesen und in römischem Kriegsdienst emporgekommen sein, so ist doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auch altgermanische Volkskönige solche Führer von Kriegsschaaren gewesen und zu monarchischer Würde in ausgedehnterer Machtfülle gelangt seien.

Nach Tacitus war es ein großer Sporn zur Tapferkeit, daß im Krieg die Aufstellung der Streiter in den Keilrotten oder in den Reiterfähnlein nicht nach dem Ungefähr oder nach einer zufälligen Aeußerlichkeit vorgenommen wurde, sondern nach Verwandtschaft und Geschlechtsverbänden. Die gentile Organisation, welche die Grundlage der Gemeinde- oder Markgenossenschaft bildete, bestand demnach auch im Heerbann, zu dem jeder waffentüchtige Mann verpflichtet war. Nur Alter und Gebrechlichkeit befreite vom Felddienst. Unter der Leitung des selbstgewählten Heerfürsten und begleitet von dem Priester, der das Strafrecht im Namen des Kriegsgottes ausübte, zog der germanische Kriegsmann ins Feld, in einfacher Rüstung, das Haupt mit einer Sturmhaube aus der Kopfhaut eines Waldthieres bedeckt, einen kleinen Schild von Holz oder Weidengeflecht und mit Farben bemalt in der Linken, die Rechte bewehrt mit der Framea, dem kurzen zu Hieb, Stoß und Wurf geeigneten Speer mit schmaler Eisenspitze. Meistens wurde im Nahgefecht gestritten, Mann gegen Mann; als gewöhnliche Kriegslist erwähnt Tacitus das scheinbare Zurückweichen, um dann mit neuem Ansatz vorzugehen. Den Schild zurückzulassen galt für die größte Schmach; wer solche Schande auf sich lud, wurde als Ehrloser aus der Volksgemeinde und von den Religionshandlungen ausgeschlossen, und mancher Ueberlebende hat sich später durch eigene Hand den Tod gegeben. Vor dem Ausrücken wurden die Feldzeichen mit Sinnbildern in Thiergestalt aus den heiligen Hainen, wo sie in den Tagen des Friedens geborgen wurden, hervorgeholt. Kriegsweise

Daß Frauen und Kinder dem Heere folgten, gehörte sicherlich zu den Ausnahmen und mag bei solchen Kriegen stattgefunden haben, die zugleich mit einer Auswanderung des ganzen Volkes verbunden waren oder wo man sich vor dem eindringenden Feinde schützen mußte. Dann wird allerdings eingetreten sein, was Tacitus berichtet, daß ihre Nähe, ihre Zurufe, ihr Geschrei, ihr Flehen dem Manne eine Aufmunterung zur Tapferkeit und zum Sieg gewesen; ja daß sogar schon wankende und weichende Schlachtreihen durch die Hinweisung auf ihr jammervolles Schicksal in der Gefangenschaft wieder hergestellt worden seien. Bei der Wagenburg, wo sie während der Schlacht

aufgestellt waren, wohin man die Verwundeten trug, fand dann der letzte Verzweiflungskampf statt.

Der Schlachtgesang, begleitet von Hörnerklang, „glich einem wilden Meeresgetose, wenn die sturmgepeitschten Wellen an der Brandung anprallen". Zur Kräftigung des Schalles hielten die Krieger den Schild vor den Mund und aus der Stärke und dem Klange deutete man sich den Erfolg des Kampfes. Der Angriff war heftig und stürmisch, und nur der trefflichen Kriegskunst der Römer gelang es, die ungestüme und ungeregelte Kraft der germanischen Keilrotten zu bestehen und zu brechen. Die Schnelligkeit der jungen leichtbewaffneten Fußkämpfer im Vordertreffen, die mit den Reitern gleichen Schritt hielten, im Lauf die Mähnen der Pferde erfassend, hatte schon Cäsar mit Bewunderung erfüllt. Von den Chatten rühmt der römische Geschichtschreiber, daß sie allein unter allen Germanen Krieg zu führen verständen: während die übrigen nur zum Schlagen auszögen, legten sie großen Werth auf Verschanzung, Aufstellung, Führung und Disciplin. Die Tapfersten unter ihnen trügen einen eisernen Armring, gleichsam als Fessel, von der sie nur die Erlegung eines Feindes zu lösen vermöge; und die Meisten hätten solches Wohlgefallen an diesem Abzeichen, daß sie dasselbe noch in grauen Haaren führten. Sie ständen immer im Vordertreffen, ein furchtbarer Anblick dem Feinde. Diese beringten Männer besäßen weder Haus noch Feld noch eine andere Beschäftigung; sie lebten auf Kosten der Gaugenossen, um fremdes wie um eigenes Gut wenig bekümmert, bis das Alter ihre Kraft gebrochen. Dann mögen Jüngere an ihre Stelle getreten sein. Einen wunderlichen Kriegsgebrauch schreibt Tacitus dem Volksstamme der Arier zu: sie pflegten in schwarzgefärbter Rüstung, gleich einem Todtenheer, in den Kampf zu ziehen und häufig die dunkle Nacht zum Angriff zu wählen, um durch Schrecken zu wirken, eine Nachricht, die einem Märchen ähnlich sieht.

Geleitwesen. Verschieden vom Heerbann waren die Gefolgschaften. Wenn ein Volk gar zu lange in Frieden und Ruhe lebte, so verließen öfters unternehmende Führer aus der Reihe der Fürsten, ohne Zweifel mit Bewilligung der Volksgemeinde, die Heimath, um an der Spitze junger Waffengefährten, die sich ihnen freiwillig als „Geleite" anschlossen, und sich durch einen heiligen Eidschwur dem erkornen Feldhauptmann zum Treudienst verpflichteten, anderwärts Krieg und Beute zu suchen, eine Sitte, die das Volk vor Erschlaffung bewahrte und die Kriegsübung thätig erhielt. Die Wehrgenossen hoben den durch Tapferkeit und Kriegsthaten bekannten Fürsten, den sie sich zum Führer gewählt, auf den Schild und zeigten ihn im feierlichen Umzuge der Heergemeinde. Tacitus beschreibt mit lebhaften Zügen, welchen Werth die Heerfürsten auf ein glänzendes und zahlreiches Gefolge gelegt und mit welchem Wetteifer die einzelnen Geleitsmänner nach dem ersten Rang und nach Auszeichnung gestrebt hätten.

„Nicht blos bei den Landsleuten, auch bei benachbarten Völkerschaften erwirbt

Name und Ruhm, wer durch zahlreiches tapferes Geleite hervorragt. Söhne berühmter Geschlechter und ausgezeichneter Väter dienen schon im frühen Alter im Gefolge der Fürsten, um den Kriegsdienst zu lernen und ihre Treue und Tapferkeit zu zeigen. Kommt es zur Schlacht, so ist es Schande für den Fürsten an Tapferkeit nachzustehen, Schande für das Gefolge, nicht dem Fürsten an Tapferkeit gleich zu kommen. Ehrlos und geschändet auf Lebenszeit ist, wer den Anführer überlebend aus der Schlacht zurückkehrt. Ihn zu vertheidigen, ihn zu schirmen, ja eigene Heldenthaten ihm zum Ruhme anzurechnen, ist die höchste Eidespflicht. Die Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Beute und Gewinn werden brüderlich getheilt, aber dem Heerführer das Kostbarste als Ehrengeschenk ausgesucht." Man sieht deutlich, bemerkt v. Sybel, daß in den Augen des Schriftstellers die Wehrhaftmachung des Jünglings gleichbedeutend mit dem Eintritt in eine Gefolgschaft ist, da sogar der Knabe erlauchtesten Blutes sich ohne Sträuben dieser Sitte unterwirft.

Bei dieser Hingebung und Treue des Dienstgefolges an den Kriegsfürsten konnte es einem unternehmenden Führer nicht schwer fallen, sich zur königlichen Würde emporzuschwingen. Solche auf gegenseitige Treue gegründete und durch feierliche Gelöbnisse geheiligte Waffenverbrüderungen galten für die innigste Verbindung. Für das Ansehen und die Ehre, welche ein glänzendes und tapferes Gefolge dem Führer nicht blos bei dem eigenen Volke, sondern auch bei den Nachbarn verschaffte, so daß diese die Gunst mächtiger Geleitsfürsten oft mit freiwilligen Gaben suchten, belohnte der Dienstherr die Genossen mit Unterhalt und Geschenken an Waffen und Gewändern. Diesem Gefolgswesen verdankten die germanischen Volksstämme ihre Eroberungen, ihren Kriegsruhm und ihre Waffenehre. In ihm lag der Keim der Herrschaft und Kriegsverfassung der folgenden Jahrhunderte.

Waffenspiele.

Wie dem Römer des Freistaats ging auch dem deutschen Manne die Waffenehre über Alles. Selbst in Friedenszeiten wurde der Krieg wenigstens im Spiel nachgeahmt. Aber während in Rom die Kampfliebe des Volks zu den unwürdigen Fechterspielen entartete, waren die Waffenspiele der Germanen eine edle Turnerei, wobei nackte Jünglinge vor den Augen des Volks ihre Gewandtheit und Geschicklichkeit zeigten, bald mit dem Schwerte sich messend, bald im Sprunge die Framea gegen einander schwingend, ohne anderen Preis als den Beifall der Zuschauer, ohne anderen Zweck, als Kunst und Anstand zu erwerben.

Sitten und Lebensformen.

Reichhaltiger als die lückenhaften Andeutungen über die öffentlichen Einrichtungen sind die Nachrichten des Tacitus über die Sitten und das Privatleben der Germanen. Der Ausspruch, „daß bei ihnen gute Sitten mehr gelten als anderwärts gute Gesetze", die Bemerkungen, „daß dort Niemand über Laster lache und daß Verführen und Verführtwerden nicht heiße auf der Höhe der Zeit stehen", daß die Unschuld und Reinheit der Sitten „dort nicht durch verführerische Schauspiele noch durch wollustreizende Gastmähler verdorben werde" u. dgl. m., hat man mit Recht als eine Rüge auf Rom, als eine

tadelnde Anspielung auf die in der Weltstadt herrschende sittliche Entartung gedeutet.

Ehe und Familienleben. Am ausführlichsten verbreitet sich der Historiker über das häusliche Leben, über Ehe und Familie. Die Kinder werden an der Mutter Brust genährt und nicht den Mägden und Ammen überlassen. Ohne Unterschied des Standes verbringen sie ihre Knabenjahre auf dem Hofe, wo sie, gleich dem Vieh auf bloßer Erde gelagert, einen gesunden abgehärteten Körper erlangen. Erst das Jünglingsalter sondert den Freigebornen vom Knechte und führt sie auf verschiedene Lebensbahnen. „Einfach unter Arbeit erzogen ohne Lockung und Reizung erwacht in dem Jüngling erst spät die sinnliche Begierde und in voller Manneskraft nur naht er sich der Jungfrau. Auch mit dieser eilt man nicht. Aus solchem Ehebund gehen starke Kinder hervor; die Nachkommenschaft gibt Zeugniß von der Kraft der Eltern." — Das größte Lob spendet der Römer dem ehelichen Leben der Germanen; nirgends seien ihre Sitten mehr zu rühmen als in diesem Punkte. Das Band der Ehe war durch Gesetz und Volkssitte geheiligt. In Gegenwart der Eltern geschah die Verlobung; die Geschenke, welche dabei gereicht wurden, ein gerüstetes Schlachtroß, ein Schwert, ein Rindergespann, waren symbolische Zeichen, dem Ernst der Handlung angemessen. Sie sollten andeuten, daß die Frau in das Haus des Mannes komme „als Genossin der Arbeiten und Gefahren, um Gleiches im Frieden, Gleiches im Kriege zu tragen und zu wagen". Der Ehebruch war äußerst selten und die Bestrafung der Schuldbefleckten dem Ehemann anheimgegeben. „Mit abgeschnittenem Haar, entkleidet, wird die Ehebrecherin in Gegenwart der Verwandten von dem Gatten aus dem Hause gestoßen. Für preisgegebene Züchtigkeit gibt es keine Verzeihung. Weder Jugend noch Schönheit noch Reichthum verschaffen der Unglücklichen einen Mann." Bei einigen Völkerschaften sei das Ehebündniß so heilig, daß nur Jungfrauen sich verheiratheten, nicht Wittwen. „Die Frau soll nur Eine Hoffnung, nur Einen Wunsch haben; wie sie nur Einen Leib hat und nur Ein Leben, so soll sie auch nur Einen Gatten erhalten, damit ihr Verlangen in bestimmten Grenzen bliebe und sie nur den Mann liebe, nicht die Vermählung."

Ritterlicher Charakter. Und nicht blos in der sittlichen Auffassung des Ehebundes, der nur nach Neigung, nicht nach äußeren Rücksichten auf Reichthum und Mitgift geknüpft ward, sondern auch in der Hochachtung des Weibes im Allgemeinen gab sich ein gewisser ritterlicher Sinn bei den Germanen zu erkennen. „Sie sehen im Weibe etwas Heiliges, Vorahnendes; sie achten ihres Rathes und gehorchen ihrem Ausspruche." Im Erbrecht ging bei manchen Stämmen die weibliche Verwandtschaft der männlichen voran. Man glaubte, daß die Gemeinden ihren Verpflichtungen gewissenhafter nachkämen, wenn unter den von ihnen gestellten Geißeln Jungfrauen sich befänden, und bei allen wichtigen nationalen Unternehmungen der Germanen begegnet man weissagenden Frauen, deren Aussprüche als Eingebungen der Gottheit verehrt und befolgt wurden. Dieser ritterliche Charakter leuchtet auch aus andern Zügen hervor: wenn sie nicht im Krieg oder auf der Jagd waren, so zechten und schmausten sie in den schmucklosen Hallen ihrer Gehöfte, tranken Meth oder Bier, „eine aus Gerste und Weizen gebraute Flüssigkeit, die einige Aehnlichkeit mit Wein hat", hörten dem Liede des Sängers zu von den Thaten der Helden und dem Ruhm der Väter, und ergötzten sich am Würfelspiel, das sie leidenschaftlich liebten. Fügen wir zu diesen

Zügen noch das strenge Festhalten am gegebenen Worte, das so weit ging, daß sie sich fesseln und als Sclaven verkaufen ließen, wenn sie ihre Freiheit im Spiel verloren; die Gastfreiheit, die als heilige Pflicht geübt ward, so lange der eigene Vorrath ausreichte, und wenn dieser zu Ende war, der Wirth sammt dem Gaste ein anderes Haus aufsuchte, die Treue, die in allen Lebensverhältnissen in Haus und Familie, in Gemeinde und Staat walten soll, so wird man in allen diesen Zügen den deutschen Mann des Mittelalters erkennen in seinen Tugenden wie in seinen Fehlern. Ein durch Krieg und Jagd, durch tägliches Baden, durch Anstrengungen und Entbehrungen abgehärtetes Leben und daneben ein träges Hinbrüten auf der Bärenhaut neben dem Feuerheerde, langes Schlafen in den hellen Tag hinein, ein Zechen, das ganze Tage und Nächte ununterbrochen fortdauert und häufig mit Zank und Streit, mit Wunden und Todtschlag endigt; einfache Wohnungen aus unförmlichem Material ohne Steine und Ziegel, ohne Ansehen und Schmuck, und daneben eine gewisse Zierlichkeit in der Kleidung, in dem mit geflecktem Pelzwerk besetzten Ueberwurf des Mannes über die eng anliegenden Unterkleider, und in dem ärmellosen mit Purpurstreifen durchzogenen Rock der Frau, der die weiße Schulter und Brust unverhüllt sehen ließ.

Die Germania des Tacitus enthält wie jedes kräftige Gemälde Licht und Schatten; es ist keineswegs eine ideale Lobschrift in der Absicht verfaßt, dem römischen Volke einen strafenden Spiegel für seine eigene Häßlichkeit vorzuhalten, wenn gleich einzelne Anspielungen und Seitenhiebe nicht geläugnet werden sollen; aber eben so wenig haben diejenigen Recht, welche eine feindselige Gesinnung oder gar eine Art Satire erkennen wollen. In dem ganzen Gemälde tritt uns aus den einzelnen Umrissen ein gesundes kräftiges Naturvolk entgegen, bei dem die Tugenden auf edler Anlage und heiliger Sitte beruhen, die Fehler in schwacher Hingebung an überlieferte Gewohnheiten. „Seltsamer Widerspruch der Natur," ruft Tacitus verwundert aus, „daß dieselben Menschen so sehr den Müßiggang lieben und die Ruhe hassen." Die wohlwollende Gesinnung und eine gewisse anerkennende Theilnahme gibt sich auch in den Worten kund, mit denen die Schilderung der Sitten und Gebräuche in der Germania geschlossen wird: „Bei Bestattungen keine Rangsucht. Weder Prachtdecken noch Wohlgerüche werden auf den Holzstoß gehäuft. Jedem wird seine Rüstung, Manchem auch sein Streitroß ins Feuer mitgegeben. Die Grabstätte bildet ein Rasenhügel. Der Denkmäler stolze thürmende Pracht verschmähen sie als die Abgeschiedenen drückend. Klagen und Thränen legen sie schnell ab, langsam Betrübniß und Schmerz. Frauen ziemt Trauer, Männern Andenken." Schluß.

c) Deutsches und nordisches Religionswesen.

Die religiösen Vorstellungen des gesammten heidnischen Alterthums hingen ursprünglich mit den Naturerscheinungen zusammen; selbst in der Mythologie der Griechen erkennt man noch unter den ethischen anthropomorphischen Götter-

gestalten die Personificationen von Naturkräften als Kern und Urgrund des ganzen Gebildes. Bei dieser Uebereinstimmung alles heidnischen Religionswesens in seinem tiefsten Grunde war es begreiflich, daß die griechischen und römischen Schriftsteller die Götterwesen fremder Nationen mit ihren eigenen zusammenstellten und ihnen dieselben Namen beilegten. Sie beachteten überhaupt weniger die Götterbegriffe als die religiöse Entwicklung in Cultus und Opferdienst. Daraus läßt es sich erklären, daß besonders über das Religionswesen der Deutschen die Nachrichten der Alten so äußerst dürftig sind. Cäsar sagt, die Deutschen hätten weder Priester, um dem Gottesdienste vorzustehen, noch kümmerten sie sich viel um Opfer. Zur Zahl der Götter rechneten sie nur diejenigen, welche sie sähen, und durch deren Segnungen sie offenbar gefördert würden, nämlich die Gottheiten der Sonne, des Feuers und des Mondes; von den übrigen wüßten sie nicht einmal vom Hörensagen. Ihre älteste Religion war mithin ein an Sonne, Mond und die Elementarkräfte geknüpfter Naturdienst, wie es scheint ohne persönlich gedachte Götterbegriffe. „Wasser, Feuer, Luft und Erde sieht der Mensch in unablässig reger Thätigkeit und Kraft auf die gesammte Natur einwirken," bemerkt J. Grimm, „und so widmet er ihnen Verehrung, auch ohne das Walten eines Gottes in ihnen zu erkennen." Mit dieser Auffassung scheinen auch die Angaben bei Tacitus übereinzustimmen, daß der erwähnte Fürst Bojocal, als er die Römer um Ueberlassung des ungebauten Landes anflehte, zur Sonne aufgeschaut und die übrigen Gestirne angerufen habe, und daß die Völkerschaften am nördlichen Meere in dem Glanze des Abendrothes die Gestalten der Götter wahrzunehmen und ihre strahlenden Häupter zu erblicken geglaubt hätten.

Doch kann man in der letzteren Erzählung auch schon die Spuren der entwickelteren Religionsbildung erkennen, die im Ganzen bei Tacitus hervortritt. Denn offenbar hatten in dem Zeitraum von hundertfünfzig Jahren, der die beiden römischen Geschichtschreiber von einander trennt, durch die schaffende Phantasie des jugendlichen Volks, vielleicht auch durch den Einfluß und das Beispiel der Römer, jene Naturmächte persönliche Gestaltung gewonnen, so daß Wirkung und Ursache in einem göttlichen Urheber zusammenflossen. Die Verehrung Wuotans, als Schöpfer und Träger höherer Bildung, hat bei den rheinischen Stämmen, den Nachbarn des Römerreichs, ihren Ursprung genommen und sich erst von dort aus nach Osten verbreitet. Und wenn auch in der bekannten Stelle: „die Germanen hielten es der Hoheit der Himmlischen nicht für angemessen, sie in Tempelwände einzuschließen oder in Menschengestalt abzubilden, vielmehr weihten sie ihnen Haine und Wälder und bezeichneten mit dem Namen „Götter" jenes unerforschliche Wesen, das sie nur mit Ehrfurcht schauen", der Beweis enthalten sein mag, daß im Allgemeinen der Cultus nicht über die Verehrung unbestimmter göttlicher Naturmächte hinausgegangen sei, so beweisen andere Nachrichten desselben Schriftstellers, daß er bei einzelnen Stämmen bereits

die Formen heidnischer Gottesdienste mit Priestern, Altären und heiligen Gebäuden, mit Opfern und Wahrsagungen angenommen hatte. In den Annalen gedenkt er eines hochverehrten Heiligthumes der Tanfana, welches die Römer unter Germanicus dem Boden gleich gemacht, und in der Germania erzählt er, daß sieben suebische Völkerschaften eine gemeinsame Gottheit „Nerthus" verehrt hätten, von der sie geglaubt, sie walte über die Schicksale der Menschen und besuche die Völker.

„Auf einem Eilande des Oceans ist ein heiliger Hain und darin ein geweihter mit Tüchern bedeckter Wagen, den nur der Priester berühren darf. Dieser erkennt es, wenn die Göttin im Heiligthum zugegen ist, und geleitet sie, von Kühen gezogen, in tiefer Ehrfurcht. Fröhliche Tage alsdann, Feste an allen Orten, welche die Göttin ihres Besuches und Aufenthalts würdigt. Kein Krieg wird geführt, keine Waffen ergriffen; alles Eisen ist verschlossen. Friede und Ruhe herrscht, bis der Priester die Göttin, gesättigt an dem Verkehr der Sterblichen, dem Heiligthume wieder giebt. Dann wird Wagen und Gewand und, wenn man es glauben mag, die Gottheit selbst, in einem verborgenen See gewaschen. Den Dienst verrichten Sclaven, welche alsdann derselbe See verschlingt. Daher der geheime Schauer und die fromme Unwissenheit, was das wohl sein möge, das nur dem Tode Geweihte schauen dürfen." Es ist ungewiß, ob Rügen, Seeland, Oesel oder Helgoland der Sitz dieses geheimnißvollen Gottesdienstes gewesen. — Ein solcher Hain, „heilig durch Weihung der Väter und Ehrfurcht heischendes Alter" befand sich ferner im Lande der Semnonen, eines suebischen Volksstammes, wo zu bestimmter Zeit alle Völker desselben Blutes durch Gesandtschaften sich versammelten und ihr schauerliches Religionsfest mit einem öffentlichen Menschenopfer weihten. In diesen Hain durfte man nur gebunden eintreten zum Zeichen der Unterwürfigkeit vor der Gottheit Allmacht. „Fällt Einer," meldet Tacitus, „so darf er weder aufstehen noch sich aufrichten lassen; auf dem Boden wälzt er sich hinaus. Diese ganze Feierlichkeit deutet an, hier sei die Wiege des Volks, hier der Alles beherrschende Gott, das Uebrige unterwürfig und dienstbar." — Das göttliche Doppelwesen der Naharvalen, Alken genannt, das Tacitus mit Castor und Pollux vergleicht und dem ein Priester in weiblicher Tracht vorstand, war nach seiner Versicherung ohne Bildniß und ohne eine Spur ausländischen Götterdienstes.

Aber mögen auch die Götter, welche die Germanen in den heiligen Hainen, unter altehrwürdigen Eichbäumen, an Quellen und stillen Weihern anriefen, in der Regel ohne Tempel und Bildniß verehrt worden sein, was schon bei dem Mangel aller Kunstfertigkeit von selbst geboten war, so unterliegt es dagegen keinem Zweifel, daß man ihnen an heiligen Altären eifrig mit Gebet und Opfer gedient habe, die bald an bestimmten Festtagen von aufgestellten Priestern verrichtet, bald von dem Hausvater oder von Einzelnen für sich und die Familie dargebracht wurden, und daß man die kommenden Dinge und den Willen der Himmelsmächte aus Zeichen und Vorbedeutungen zu erforschen gesucht. Bald waren es Hausthiere oder Früchte des Feldes, durch deren Darbringung man den Göttern den Dank für ihre guten Gaben und Wohlthaten abzustatten, oder sich ihrer Versöhnung, ihrer Huld und Gnade zu versichern gedachte; bald waren es kostbarere Güter, Pferde- und Menschenopfer, wodurch man das Verhältniß zwischen der Gottheit und den erdbewohnenden Geschlechtern zu einem freundlichen und wohlwollenden gestalten zu können vermeinte. Wenn ein

Menschenleben entströmte, oder des Mannes Genosse, das edle Schlachtroß, an heiliger Stätte blutete, dann glaubte man den Groll der Himmlischen am wirksamsten zu sühnen, ihrer Gnade am sichersten theilhaftig zu werden.

Nach Tacitus hielten die Germanen es für ihre Pflicht, solche feierliche Menschenopfer zu gewissen Zeiten und bei bestimmten Gelegenheiten den höchsten Göttern darzubringen. So hätten in einem Krieg zwischen den Chatten und Hermunduren über den Salzfluß die Sieger dem „Mars" und dem „Mercur" in Folge eines Gelübdes Pferde, Menschen und alles Lebendige als Opfer geschlachtet. Kriegsgefangene, erkaufte Sclaven oder Verbrecher wurden vorzugsweise zum Opfertode ersehen.

Als einen vorherrschenden Charakterzug der Deutschen bezeichnet Tacitus das Verlangen, die Zukunft zu erforschen, und er erwähnt verschiedene Arten, wie sie die kommenden Dinge durch Zeichen und göttliche Offenbarung zu errathen gesucht.

„Der abgerissene Zweig eines Fruchtbaumes wird in Stäbchen zerschnitten und mit gewissen Merkmalen bezeichnet aufs Gerathewohl auf ein weißes Tuch hingeworfen. Dann verrichtet bei öffentlichen Berathungen der Priester, bei besonderen der Hausvater ein Gebet zu den Göttern, hebt zum Himmel emporblickend drei der Stäbchen nach einander auf und deutet die eingeschnittenen Zeichen. — Auch kennt man hier die Wahrsagung aus dem Flug und Geschrei der Vögel. Eigenthümlich ist diesem Volke dagegen, von Pferden Weissagungen und Mahnungen herzunehmen. In jenen geweihten Wäldern und Hainen werden auf öffentliche Kosten weiße Pferde unterhalten, von keiner Arbeit jemals berührt. Diese vor den heiligen Wagen gespannt begleitet der Priester und der König oder Fürst des Staats und beobachtet ihr Wiehern und Schnauben. Und keine Vorbedeutung findet größeres Vertrauen, nicht blos bei der Menge, sondern auch bei den Vornehmen, bei den Priestern. — Noch gibt es eine andere Art von Vorbedeutungen, durch welche sie den Ausgang schwerer Kriege erforschen. Sie stellen den ersten besten Gefangenen aus dem Volke, mit dem man im Krieg ist, einem auserwählten der Ihrigen entgegen und lassen sie, jeden mit seinen vaterländischen Waffen, miteinander kämpfen. Der Sieg des Einen oder des Andern wird als Vorentscheidung angenommen."

Priester. Orakeldeuter. Weissagende Frauen.

Hier ist also im Gegensatz zu Cäsar ausdrücklich von Opferpriestern und Orakeldeutern die Rede. Aber dieser scheinbare Widerspruch läßt sich leicht beseitigen, auch wenn man keine innere Fortbildung des Religionswesens in dieser äußerlichen Beziehung annehmen will. Die Denkwürdigkeiten Cäsar's sprechen von einem geschlossenen und politisch bevorrechteten Priesterstand gleich den Druiden der Kelten, und einen solchen haben die germanischen Völker in der heidnischen Zeit nie besessen. Nirgends finden sich Spuren von einem geistlichen Stande, der im Alleinbesitz der heiligen Wissenschaften gewesen, der den Religionsdienst allein besorgt, allein die Kunde der Zeichendeutung geübt, allein Gesetz und Recht gekannt hätte. Der deutsche Priester war, wie schon sein Name „Êwart", Wart oder Hüter des Gesetzes, andeutet, der Beamte des gemeinen Wesens, dessen Hauptberuf in der Wartung der Ordnung sowohl bei allen gottesdienstlichen Handlungen, als in den Ding- und Malstätten bestand, dem als Diener des Kriegsgottes die Bestrafung der Feigen und Verbrecher im Heer zukam und der die öffentlichen Opfer und Zeichenforschung für die gesammte

Volksgemeinde anzustellen hatte. In allen eigenen Anliegen konnte der Hausvater sich unmittelbar dem Altar nahen und den Willen der Götter erforschen. — Bei großen nationalen Unternehmungen ist in Germanien nirgends von einer hervorragenden Einwirkung der Priesterschaft die Rede, wie sie in Gallien die Druiden geübt. Diese Rolle scheinen vielmehr die wahrsagenden Frauen übernommen zu haben, jene für Freiheit begeisterten Seherinnen, eine Veleda, Aurinia, Ganna, deren einflußreiche Thätigkeit bei allen wichtigen das Gesammtvolk betreffenden Anliegen wir im Laufe der Geschichte kennen lernen werden. Schon bei dem Cimbernzug und bei Ariovist's Heer befanden sich weissagende Frauen, die dort aus dem rinnenden Blut der geopferten Kriegsgefangenen, hier aus den Strudeln und Wellen des Rheinstromes die Zukunft deuteten. Ohne Zweifel war auch das hehre Riesenweib an der Elbe, das dem Drusus die unheilverkündenden Worte zurief, eine solche „weise Frau".

Resultate.

So weit reichen die Nachrichten der Alten über das germanische Religionswesen. Wir lernen daraus, daß unsere Vorfahren ihre Abhängigkeit fühlten von höheren Mächten, deren Walten sie in der Natur wie im Menschenleben ahnten und erkannten, daß sie bemüht waren, den Willen dieser Mächte zu erforschen und ihr Leben und Wollen demgemäß zu ordnen, daß sie denselben durch Opfergaben und Gebete in den Tagen des Glückes den Dank für Segen und Gedeihen darbrachten, in Tagen der Noth und Angst deren Gnade und Hülfe erflehten oder ihren Zorn zu sühnen suchten, daß sie zu Stätten ihrer Verehrung Wälder und Haine, Flüsse und Quellen erkoren, wo sie im Schatten geheiligter Bäume ihre Opferstätten, ihre Steinaltäre erbauten, ihren blutigen Opferdienst feierten, ihre Symbole und religiösen Gegenstände bargen, sich in Demuth und Ehrfurcht vor der heiligen Nähe der Unsichtbaren beugten. Mit welchen Namen aber sie die drei höchsten Naturmächte bezeichneten, deren Cäsar Erwähnung thut, oder welche Götterdreiheit Tacitus unter den Namen Merkur, Mars und Herkules begreift, denen an bestimmten Tagen Menschenopfer bluteten, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Aber die natürliche Religion kriegerischer Völker wird stets in erster Linie den Mächten göttliche Verehrung darbringen, welche das Naturleben in ihrem geordneten Lauf lenken und das Schicksal der Schlachten bestimmen; und in der deutschen Mythologie, die der Scharfsinn und Forschungseifer neuerer Gelehrten aus anderen Quellen aufgebaut hat, nehmen die Götter, die den Natur- und Himmelserscheinungen vorstehen und über die Geschicke des Krieges walten, die erste Stelle ein.

Schicksale des germanischen Heidenthums. Quellen und Traditionen der Mythologie.

Was die römische Gleichgültigkeit unbeachtet ließ, hat in der Folge, als das Christenthum seinen Weg nach den deutschen Wäldern nahm, der fromme Eifer absichtlich zu vertilgen und in das Dunkel der Vergessenheit zu bannen gesucht. Wir werden später erfahren, wie die christlichen Glaubensboten ihr Werk der Bekehrung damit begannen, daß sie die heiligen Bäume fällten oder verbrannten, die Altäre und geweihten Steine umstürzten, die religiösen Zu-

sammenkünfte an den Stätten der Andacht in den Hainen und Wäldern untersagten und verhinderten; die Götterfeste und Religionsgebräuche abschafften, die alten Volkslieder, in denen noch religiöse Festgesänge und Lobpreisungen der Götter enthalten waren, vernichteten oder durch christliche ersetzten, die heidnischen Gebräuche, Volkssitten und abergläubischen Ueberlieferungen abstellten, kurz das ganze germanische Heidenthum mit allen seinen Wurzeln aus dem Herzen des Volkes zu reißen, die Vergangenheit durch eine unübersteigliche Kluft von der Gegenwart zu trennen beflissen waren. Oft wurde an der Stelle des heidnischen Heiligthums eine Kirche errichtet, um die Angewöhnungen des Volkes zu schonen und dem Glauben Raum zu geben, „daß die alte Heiligkeit der Stätte nicht gewichen sei, sondern fortan von der Gegenwart des wahren Gottes abhänge". Und in der That erreichte der christliche Klerus, der sehr bald beherrschenden Einfluß in dem germanischen Volksleben errang, seinen Zweck so vollständig, daß die mittelalterliche Menschheit der heidnischen Vorzeit gänzlich vergessen zu haben schien und die religiöse Poesie und Sagenwelt sich ausschließlich an dem Borne des Christenthums nährte. Man scheute sich die Namen der heidnischen Götter auszusprechen und belegte sie gewöhnlich mit den Namen Dämonen oder Teufel. Aber nicht alle Spuren konnten vertilgt werden; einige Trümmer und Fäden entgingen noch der zerstörenden Hand der Zeit und der religiösen Wuth und dienten, durch den emsigen Fleiß sorgfältiger Sammler und Forscher mit jedem Jahre sich mehrend, als treffliche Bausteine zur Begründung der deutschen Götterlehre, wie sie Jacob Grimm mit Beiziehung nordischer Mythen ins Dasein gerufen. Man entdeckte Concilienbeschlüsse mit einem Verzeichniß heidnischer Religionsgebräuche und Sitten, die als Reste des Aberglaubens und der Abgötterei verboten wurden; in einer niederdeutschen Abschwörungsformel entsagten die Neubekehrten den Göttern Thonar, Wodan und Saxnot, und allen den Unholden, welche ihre Genossen sind; in den von Paulus Diaconus, Jordanes und Widukind erhaltenen deutschen Stammsagen finden sich mythische Elemente und Götternamen; zwei kleine alliterirende Gedichte in thüringischer Mundart, vor einigen Jahrzehnten zu Merseburg entdeckt, erwiesen sich als Zaubersprüche zur Lösung der Fesseln eines Kriegsgefangenen und zur Heilung eines verrenkten Fußes mittelst Anrufung mehrerer altgermanischer Götter, wie Wodan, Balder, Freia u. A.; man fand in alten Volkssagen, Traditionen, Märchen, in den Namen, unter denen alte Heiligthümer, Opferstätten, religiöse Orte im Munde des Volkes fortlebten, in der Benennung der Wochentage, in uralten Beschwörungsformeln, Volkssprüchen und überlieferten Bräuchen und Gewohnheiten eine Menge von Anklängen und Andeutungen an das Religionswesen und die Götter der Vorzeit, die „aus der Oeffentlichkeit vertrieben ihr Dasein unter christlichen Namen und Gestalten retteten". Und da aus allen diesen Spuren eine Uebereinstimmung der deutschen Mythologie mit der altnordischen Religion und Sagenwelt, wie sie sich in den Liedern der „Edda" vorfindet, hervorging, so hat man mit Recht

geschlossen, daß, wie in der Sprache und in den dichterischen Formen zwischen den deutschen und skandinavischen Stämmen eine unläugbare Verwandtschaft bestand, so auch in der Religion kein wesentlicher Unterschied obgewaltet haben wird, und hat demnach die Mythen des Nordens, wo das Heidenthum sich länger erhielt, wo mithin im Volksglauben und in der Volkssage die heidnischen Elemente ungetrübter fortlebten und durch frühzeitige Aufzeichnung vor dem Untergange gerettet wurden, bei Aufstellung der deutschen Götterlehre zu Hülfe gezogen.

Die Hauptbestandtheile der aus Mythen, Heldensagen und gnomischen Dichtungen bestehenden älteren Edda, besonders die Völuspa, reichen in das achte und den Anfang des neunten Jahrhunderts hinauf; auch die dem 13. Jahrhundert angehörende „jüngere Edda" hat aus älteren Quellen geschöpft. Viele wichtige Ergänzungen finden sich bei dem Dänen Saxo Grammaticus, welcher die alten Sagen und Mythen seines Volkes, so weit sie sich bis auf seine Zeit in Liedern und ungebundener Rede erhalten hatten, in seine „Dänische Geschichte" aufnahm. Die nordische Mythologie lieferte also den Grundriß zur Wiederherstellung der deutschen Götterlehre aus den beschädigten Trümmern des eigenen Alterthums. Und diese Götterlehre in ihren hervorragendsten Gestalten nach Jacob Grimm kurz darzustellen, ist der Zweck der folgenden Blätter.

1. Götter.

Das höchste allwaltende Wesen heißt in allen deutschen Zungen „Gott"; aus Scheu vor dem heiligen Namen nannte ihn das Volk als den Ursprung alles Erschaffenen „Allvater". Er vereinigte die Eigenschaften aller übrigen Götter in sich, die gewissermaßen nur als seine „Ausflüsse, Verjüngungen und Erfrischungen" zu betrachten sind. Am vollkommensten ist diese höchste Gottesidee in Wodan (Wuotan), dem Odin des Nordens, ausgeprägt, der wie bei den Griechen Zeus als oberster Lenker des Weltalls und Götterkönig verehrt ward. „Er ist die weltdurchdringende schaffende und bildende Kraft, der den Menschen und allen Dingen Gestalt wie Schönheit verleiht, von dem Dichtkunst ausgeht und Lenkung des Kriegs und Siegs, von dem aber auch die Fruchtbarkeit des Feldes, ja alle höchsten Güter und Gaben abhängen." Er ist der Gott des „Wunsches", womit die alte Sprache den Inbegriff von Heil und Seligkeit, die Erfüllung aller Gaben bezeichnete. Er verleiht die „Wünschelruthe", durch die man zu dem Besitz verborgener Schätze gelangt. Das kriegerische Volk der Germanen dachte sich seinen höchsten Gott in vollem Waffenschmuck, mit Helm, Schwert und Speer auf weißem Rosse die Lüfte durchschneidend und über die Wasser fliegend. Wenn er an der Spitze seiner Helden auf die Jagd ausfährt, bebt das Volk vor dem Nahen des „wilden Heeres". Als König und Oberster der Götter thront er in seiner himmlischen Wohnung auf einem Hochsitz, von leuchtendem Golde gefertigt, von wo aus er durch ein Fenster die Erde und die Wohnungen der Menschen überschaut. In vielen Namen lebt das Andenken Wuotan's noch lebendig fort. Ihm waren besonders Berge heilig, so der Godesberg bei Bonn, früher Wudinsberg und Wodansberg genannt, der Gudensberg (Wuodenesberg) bei Geismar u. a. Sein heiliger Wochentag war der Mittwoch (Wodnesdag). Wodan (Allvater).

Wuotan umarmte die Erde; da gebar sie dem Himmelskönig den kraftvollsten und erhabensten seiner Söhne, den Donar, altnordisch Thorr genannt. Er ist seines Vaters rechte Hand, der über Regen und Wolken gebietet, sich durch Wetterstrahl und rollenden Donner ankündigt, aber bei aller Furchtbarkeit den Menschen freundlich gesinnt und hülfreich und besonders der unverdrossene Beschützer seiner Mutter Erde Donar (Thorr).

und derer, die sie bebauen. „Wie Wuotan vor Allem der Gott der Helden und kriegerischen Begeisterung, so ist Donar vorzugsweise der Gott des Landmannes und der friedlichen Pflege des Ackerbaues." Zu ihm flehten die Bauern um Segen, auf daß ihr Stroh kupferroth, ihr Getreide goldgelb werde. Wenn der rothbärtige Donnerer zürnend in seinem Wagen daherrollt, mit der Linken das Bockgespann lenkend, in der Rechten den allzerschmetternden Hammer, der nach jedem Wurf wieder von selbst in seine Hand zurückkehrt, „da ist kein Würmlein so klein, das nicht erbebte"; ehrfurchtsvoll verläßt der Mensch Arbeit und Mahl. Der „Donnerkeil", den der Gott niederschleuderte, so wie Alles, was vom Blitz getroffen ward, galt für heilig und wurde als besonders geweiht und wunderkräftig angesehen. Auch dem Donar waren die Berge geheiligt; dort loderten im Frühjahr die Opferfeuer, um welche sich das Volk singend und jubelnd im Kreise drehte. In dem Namen „Donnersberg", der in verschiedenen Gegenden vorkommt, und in der Bezeichnung des ihm geweihten Wochentages als „Donnerstag" hat sich das Andenken des Gottes bis auf unsere Zeit erhalten.

Zio (Tyr). Auch Zio (Tiu), der nordische Tyr, galt für einen Sohn Wuotan's und für dessen ausführende Hand, wo es sich um Schlacht und Kampf handelt; von Beiden geht der Ruhm des Sieges aus. Gleich dem Ares oder Mars der Griechen und Römer stellt er die schreckliche Seite des Krieges und die Wandelbarkeit des Kriegsglücks dar. Sein Symbol war das Schwert, sein heiliger Tag der Dienstag. Man pries ihn in Schlachtliedern und stellte ihm zu Ehren Kriegstänze an. Jener Saxnot, d. i. Schwertgenosse, dessen die erwähnte Abschwörungsformel gedenkt, scheint mit Zio identisch zu sein.

Fro (Freyr). Von gleichem Ansehen mit den genannten war Fro, nordisch Freyr, der frohe, frohmachende, beseligende, wunderschöne, heilige Herr. Er hat Wuotan's schöpferische Eigenschaft, verrichtet aber keine Kriegsthaten; Pferd und Schwert gab Freyr aus seiner Hand, als ihn Sehnsucht nach der schönen Jungfrau verzehrte, die er vom Hochsitz des Vaters erschaute, wie in einem der herrlichsten Lieder der Edda gesungen wird. Fro ist der Gott der Liebe und des Friedens, der Ehe und der Fruchtbarkeit, der den Bund der Liebenden durch reiche Nachkommenschaft segnet, daher er auch besonders von Mädchen und Frauen an bestimmten Festtagen angerufen ward. Aber Fro war auch Gott der Sonne; er führt, gleich dem griechischen Helios, das von Wodan erschaffene Sonnenlicht den Sterblichen zu; daher verehrte ihn der Landmann vorzugsweise als den Gott der Fruchtbarkeit, der den Heerden Gedeihen gibt. Wenn Seuchen ausbrachen, war er der Unheil abwehrende Herr, dessen Hülfe man durch angezündete Nothfeuer und Thieropfer anrief. Den Wagen des Gottes zog im Norden ein Eber, dessen goldene Borsten die Nacht erhellten, daher waren ihm die Schweine geweiht, auch Pferde und Stiere. Von den Pflanzen war ihm der Rosmarin, unter den Zahlen die Neun heilig.

Paltar (Balder). Paltar oder Balder, der weise, beredte und milde Gott, der gerechteste, dessen Ausspruch unumstößlich ist, dem die Menschen Gesetz und Recht danken, zugleich der schöne Herr, der wie Licht und Tag leuchtet, ein Sohn Wodan's und seiner Gemahlin Frigga, wohnte gleich dem Vater in einem leuchtenden Saale, worin Alles von Gold und Silber glänzte. In Thüringen und Baiern wurde der Gott unter dem Namen Phol verehrt. Als solcher erscheint er in der erwähnten Zauberformel. Der weiseste Richter bei Göttern und Menschen schlichtet Balder alle streitigen Sachen und ist der Vater des Forasizo, d. i. des Vorsitzenden, der als Gott des Rechts und der Gerechtigkeit und als Vorsteher der Gerichte einer großen Verehrung im Norden genoß, besonders auf Helgoland. Dem dürstenden Heer der Germanen hat Balder einst mit seiner Lanze oder mit dem Huf seines Pferdes eine sprudelnde Quelle geöffnet, daher ihm die Brunnen geweiht waren; auch Auen und Haine waren ihm heilig. Nach den

nordischen Mythen fiel Balder durch die Tücke eines bösen Gottes, des Unheilstifters Loki, nach dessen Rath der blinde Hadu den herrlichen Gott mit einer Staude tödtete, worauf Hellia, die furchtbare Göttin der Unterwelt, den Liebling aller Wesen mit unerbittlicher Macht gefangen hielt. Loki verbarg sich, aber er wurde von Wuotan entdeckt und büßte seine Unthat mit schwerer Strafe. Gleich dem griechischen Prometheus wurde er von den Göttern über die scharfen Kanten dreier Felsen gebunden, wo ein über ihm hängender Giftwurm Gift auf sein Angesicht träufelte; aber Loki's Weib Sigyn stand ihm treu zur Seite und fing die Gifttropfen in einer Schaale auf. Loki.

2. Göttinnen.

An solchen und ähnlichen Zügen weiblicher Treue, Liebe und aufopfernder Hingebung sind die nordischen Sagen reich. Die Achtung und Ehrfurcht, die nach Tacitus die Germanen den Frauen zollten, gab sich auch in ihrer Mythologie kund, prägte sich auch in den Vorstellungen von den Göttinnen aus. Allen weiblichen Gottheiten liegt ein gemeinsamer Begriff zu Grunde: sie sind hauptsächlich gedacht als umziehende einkehrende Mütter, von denen das Menschengeschlecht die Geschäfte und Künste des Haushalts wie des Ackerbaus erlernt: Spinnen, Weben, Säen und Ernten. Durch diese Annäherung an die Werke und Bedürfnisse des Tages gewinnen die Göttinnen etwas Vertrauliches, daher ihr Andenken im Volke tiefer haftete, als das der Schlachten- und Kriegsgötter. Fast in allen Sprachen wird die Erde weiblich und im Gegensatz zu dem sie umfangenden väterlichen Himmel als gebärende, fruchtbare Mutter aufgefaßt. Schon Tacitus erwähnt, wie wir gesehen haben, der fruchtbringenden, Freude und Segen spendenden Erdmutter Nerthus oder Nirdu auf dem nördlichen Eilande und ihrer geheimnißvollen Umzüge; und jene weibliche Gottheit, welcher derselbe Schriftsteller den Namen Isis („Frau Eisen") beilegt, weil sie unter der Gestalt eines Fahrzeuges verehrt wurde, war ihrem Wesen nach der Allmutter verwandt. Wenn das heilige Schiff auf Rädern durch die Lande geführt ward, wurde es von der herbeiströmenden Menge mit Reigen und Festgesang begrüßt; denn ihre Erscheinung brachte Friede und Fruchtbarkeit. Den festlichen Umzug theilte mit den beiden erwähnten noch eine dritte hochgefeierte Göttin, Holda genannt, die schon durch ihren Namen als die freundliche, milde, gnädige Frau, als Frau Hulda oder Holle sich kund gibt. Sie ist den Menschen hülfreich und wohlwollend und zürnt nur dann, wenn sie Unordnung im Haushalt wahrnimmt. Gleich der Nirdu fährt sie auf einem Wagen durch das Land, überall Fruchtbarkeit und Segen spendend. Wo der Flachs fein und reichlich gesponnen ward, da sprach sie ihren Segen über das Haus: „So manches (gesponnene) Haar, so manches gute Jahr!" Der trägen Hausfrau rief sie zu: „So manches (ungesponnene) Haar, so manches böse Jahr!" Ihr Umgang geschieht um Weihnachten: wenn es schneit, so macht sie ihr Bett, dessen Federn fliegen. Fleißigen Spinnerinnen schenkt sie Spindeln, die das Garn wunderbar vermehren. Hulda liebt die Seen und Brunnen; zur Mittagsstunde sieht man sie als schöne weiße Frau in der Flut baden und verschwinden. In der Tiefe des Wassers hat sie ihre goldglänzende Wohnung, wo sie sitzt umgeben von den noch Ungebornen; die Frauen baten von ihr den Kindersegen, denn sie ist die Beschützerin der Ehen. „Der schönsten deutschen Göttin grünte und blühte der schönste deutsche Baum, die Linde." Ihr Vogel war der Storch; ihr Opfer war ein nach der Ernte auf dem Felde zurückgelassenes Bündel Flachs. Wie dem Freyr war ihr der Rosmarin geheiligt. In der christlichen Zeit ging ihr Begriff auf die himmlische Mutter Maria über. In manchen Gegenden jedoch wurde „Frau Holla" auch als böse häßliche Hexe gefürchtet. — Im Süden Deutschlands verehrte man die der Hulda verwandte Perahta („Frau Berchte"), die glänzende, hehre,

Weibliche Gottheiten. Erde (Nerthus). Holda. Perahta (Frau Berchte).

weise Frau. Auch sie hält einen feierlichen Umzug durch die Lande, führt strenge Aufsicht über die Spinnerinnen, beschützt das eheliche Leben und gibt dem Ackerbau Gedeihen; darum ist der Pflug ihr heiliges Geräthe. — Allgemeine Verehrung bei allen deutschen Stämmen fanden zwei dem Begriff und Namen nach verwandte Göttinnen: Frouwa und Frigga. Frouwa (Freyja), die frohe, erfreuende gnädige Göttin, die Schwester Fro's, von welcher das Wort Frau abstammt, und Frigga (Fria), die Gemahlin Wuotan's, das freie, schöne, liebenswürdige Weib. Noch die Minnesänger streiten über den Vorzug der Namen Frouwe (Frau) und Wip (Weib), entscheiden sich aber für den ersteren; Weib bezieht sich mehr auf das Geschlecht, Frau auf die Würde. Wie Aphrodite den Gürtel der Anmuth, so trug Freyja einen kostbaren Halsschmuck. Bald fuhr sie auf einem mit Katzen bespannten Wagen durch die Luft, bald ritt sie gleich ihrem Bruder auf einem goldborstigen Eber. Der sechste Wochentag führt von ihr den Namen Freitag. Frigga theilt nach der nordischen Ansicht den Hochsitz des Allvaters, mit dem sie darum auch die Allwissenheit gemein hat. Wie Hulda, mit welcher sowohl Freyja als Frigga vielfach zusammentreffen, ist sie auch Beschützerin der Ehen, die den Kindersegen gewährt. Hellia. Zu den weiblichen Gottheiten gehört auch Hellia, die unerbittliche Göttin der Unterwelt, zu welcher die in Krankheiten und vor Alter Gestorbenen hinabfuhren, während die im Kampfe Gefallenen in Walhalla einzogen. Ihre Wohnung lag tief im Dunkel der Erde; da thronte sie in furchtbarer Gestalt, halb schwarz, halb menschenfarbig. Nach der Edda war Hel Loki's und einer Riesin Tochter, Schwester des Wolfes Fenris und der erdumgürtenden Schlange. „Ihr Saal heißt Elend, ihre Schwelle Einsturz, drohendes Unglück ihr Bett; Träge heißt ihr Knecht, Langsam ihre Magd; sie ißt von der Schüssel Hunger und schneidet mit einem Messer, dessen Namen unersättliche Gier heißt. Was sie einmal besitzt, läßt sie nicht mehr los, Barmherzigkeit kennt sie nicht." Nach der Einführung des Christenthums verschwand der persönliche Begriff und löste sich in einen örtlichen auf. Aus der Göttin Hella wurde die Hölle mit ihrem gähnenden Rachen und all den schrecklichen Eigenschaften, welche jener zugeschrieben worden.

3. Helden.

„Zwischen Gott und dem Menschen besteht eine Stufe, auf der sich beide einander vermitteln, das göttliche Wesen den irdischen Dingen näher gerückt, die menschliche Kraft verklärt erscheint." Gleich den griechischen Heroen mit übermenschlicher Kraft und Stärke begabt kämpfen die Helden gegen das Böse in der Außenwelt wie die Heiligen der christlichen Sage gegen die sündhaften Triebe der Menschenbrust und steigen durch ihre unsterblichen Thaten zur Gemeinschaft der Götter empor, von denen sie entsprossen sind. Sie wohnen auf Bergen und Felsen, welche den Namen „Stein" führen, so der Eigelstein, Kriemhildenstein, Wasgenstein, Gibichenstein u. s. w. Als Urahnherrn des Tuisco und Mann. Volkes verehrten die Deutschen nach Tacitus Tuisco, den erdgebornen Gott, dessen Sohn Mannus war, der erste der Helden, der Vater der Menschen, und feierten ihre Thaten und Schicksale in alten Volksliedern. Von den drei Söhnen des letztern, Ingo, Isto und Irmino, sollten, wie bemerkt, die drei Hauptstämme der Germanen, die Ingävonen, Istävonen und Irminonen (Herminonen) abstammen. Irmin ist wahrscheinlich der Held, den das deutsche Volk in Liedern pries und den Tacitus für gleichbedeutend mit dem Cheruskerfürsten Armin hielt. Die deutsche Mythologie hat keine so reiche Heroengeschichte aufzuweisen als die griechische. Ob unter den Mythengestalten, die Tacitus als Hercules und Ulysses bezeichnet, oder unter dem göttlichen Brüderpaar, das er mit Castor und Pollux zusammenstellt, deutsche Helden verborgen liegen, kann nicht ausgemittelt werden. Die meisten deutschen Stämme hatten in der Vorzeit ihre Stammhelden, aber nur wenige Namen und dürftige Sagen haben sich erhalten,

so von Skeaf, der als Knabe in einem Schifflein auf einer Garbe schlafend ans Land trieb und erster König der Angeln wurde; sein Enkel war Beowulf. Heller glänzen die Heldengestalten, deren Thaten und Schicksale die epischen Gedichte des Mittelalters feiern: Siegfried, der Erwerber des Horts der Nibelungen, dessen ganze Natur noch deutliche Spuren des Uebermenschlichen an sich trägt. Er wird von einer Elbe erzogen, von Brunhilt, einer Walkyrie, geliebt; er trägt einen unsichtbar machenden Helm und statt eines Panzers schützt ihn das verhärtete Blut des Drachen, den er erschlagen. Die in neuerer Zeit aufgestellte Ansicht, daß unter der Heldengestalt Siegfried's Arminius, des Sigimer's Sohn, der Befreier Deutschlands von dem starken „Zwerggeschlechte", verborgen liege, möchte nicht ganz zu verwerfen sein. Wieland (Völundr), der kunstreiche Schmied, der auf tückische Weise gefangen gehalten und am Fuße gelähmt zur kunstvollen Schmiedearbeit gezwungen wird, sich aber heimlich ein Federkleid verfertigt, mit dessen Hülfe er durch die Lüfte entflieht, nachdem er sich furchtbar gerächt. Er erinnert an den kunstreichen Dädalos und an den gelähmten Hephästos. Wieland's Bruder war Eigil, der berühmte Bogenschütze, der auf König Nidung's Geheiß den Apfel vom Haupte seines Sohnes schoß und dem fragenden König antwortete, die beiden andern Pfeile seien ihm zugedacht gewesen, wenn der erste das Kind getroffen hätte. Auch Mimir, der Weise, erscheint in der Heldensage als kunstfertiger Schmied. Andere Helden, wie Dietrich und Hildebrand, wie Wittich, Wieland's Sohn, und Wade, den riesenstarken, werden wir später bei der deutschen Heldendichtung kennen lernen. Die Sage vom Dietrich ist frühe mit historischen Erinnerungen verbunden worden.

4. Weise Frauen.

Die Deutschen glaubten, wie früher erwähnt, daß den Frauen etwas Göttliches und Vorahnendes inwohne, daß Zauber und Weissagung besonders ihre Gaben seien. Die deutsche Mythologie kennt daher auch eine Reihe anmuthiger oder furchtbarer Halbgöttinnen, welche die Gottheit den Menschen vermitteln. Sie führen den Namen „Idisi", kluge, weise Frauen, sind mit höheren geistigen Gaben ausgerüstet als die Helden und haben die Bestimmung, den Menschen Heil oder Unheil, Sieg oder Tod anzusagen. Unter ihnen nehmen den ersten Rang ein die Nornen, Schicksalsgöttinnen, die gleich Nornen. den griechischen Mören, den römischen Parzen, jedem Menschen seine Lebenszeit bestimmen. Es sind drei an Zahl: Urdhr (das Gewordene, die Vergangenheit), Werdandi (das Werdende, Gegenwart) und Scult (das Werdensollende, Zukunft). Die Vorstellung vom Drehen, Spinnen und Abschneiden des Lebensfadens haben sie mit ihren griechischen Schwestern gemein. Eine wichtige Rolle in der deutschen Mythologie spielen die Walküren, die göttlichen Botinnen Allvaters, welche die auf dem Schlacht- Walküren. felde (Wal) gefallenen Helden in Empfang nehmen (küren) und in Wuotan's himmlische Wohnung tragen. Kampfgerüstet reiten die Jungfrauen in die Schlacht: „golden leuchten ihre Helme, ihre Lanzen und Schilde glänzen; wenn sich ihre golden schimmernden Rosse schütteln, trieft von den Mähnen Thau in die Thäler. Ueber den Reihen der kämpfenden Helden sich tummelnd stehen sie ihren Freunden schützend zur Seite, bringen sie Entscheidung des Kampfes und geleiten die Gefallenen gen Himmel, wo sie ihnen beim Mahle den Meth kredenzen". Sie heißen Schlachtjungfrauen, Helmjungfrauen und als Wodan's, des Wunsches, Abgesandte, Wunschmädchen. Schutzengel der Helden im Leben sind sie beim Sterben ihre Todesengel. Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Kampf und Krieg treibt sie in die Schlacht. Ihre Zahl wechselt zwischen sechs, neun und dreizehn. Doch ziehen sie nicht immer zur Schlacht aus. Manchmal sitzen sie auch am Ufer, den köstlichen Flachs spinnend, dann vertauschen sie ihr Schlachtroß mit dem

Schwanhemde, daher sie auch als „Schwanjungfrauen", als „Waldfrauen", als „Meerminnen" auftreten. Gern geben sich die Walküren den Helden in Liebe hin.

5. Wichte und Elbe.

So standen die Götter und Göttinnen nach der Ansicht der Germanen mit den Anliegen und Sorgen der Menschen in der mannichfaltigsten Beziehung. Sie theilen mit ihnen die Jagd und die Kriegslust wie die Freuden des Mahles, die friedlichen Geschäfte des Landbaues wie die Arbeiten des Hauses; dabei sind sie die Lehrer und Erzieher des Menschengeschlechts. Freudig verlassen sie dazu ihre schönen himmlischen Wohnsitze und weilen unter den Sterblichen, die ihre Ankunft und Nähe, welche meistens zu bestimmter Zeit erfolgt, mit Jubel und Festen begehen. Oft bergen sie sich auch in unscheinbares Gewand und unansehnliche Gestalt und wandern umher, die Menschen zu prüfen und wahrgenommene Frevel zu bestrafen. Doch nicht blos die himmlischen Götter verkehren mit der Menschenwelt; der deutsche Volksglaube kennt noch eine Reihe von Wesen, die nicht von menschlicher Art und Natur ein Reich für sich bilden und die Kraft besitzen, dem Menschen zu schaden oder zu helfen — die Wichte und Elben, die Wasser- und Hausgeister. Erfüllt von einer gewissen Scheu vor dem Menschen, dem sie an leiblicher Kraft nachstehen, werden sie nur durch Zufall oder durch den Drang der Umstände bewogen, sich in das Erdenleben zu mischen, bald freundlich und hülfreich, bald störend, feindselig und Schaden stiftend. Es sind die bekannten Gestalten, die sich nach dem Sturz der alten Götter in die Sagen- und Märchenwelt geflüchtet haben: die lichten weißen Elbe oder Elfen, die winzig aber wohlgebaut in mondhellen Nächten ihre luftigen Tänze feiern; die schwarzen ungestalten höckerigen Zwerge, die unter mächtigen Königen wie Goldemar, Gübich, Laurin, Elberich oder Alberich, in dem Gestein der Berge hausen und die unendlichen Schätze bewachen; die anmuthigen freundlichen Nixen oder Wasserholden mit den langen Haaren und dem feuchten Schleier, die in der Tiefe des Wassers wohnend oft am Mittag auf den Wellen sich wiegen und sonnen und sich gern in die heiteren Tänze mischen, die des Abends unter der Dorflinde stattfinden; die schlimmen Wassergeister, die um Johanni ihr jährliches Menschenopfer fordern; die Haus- und Poltergeister, die als Gutgesell, Heinzelmännchen, Kobold, Katermann u. dgl. in Haus und Hof schalten, gleich den römischen Laren und Penaten am liebsten auf dem Heerde weilen, meist gutmüthig, hülfreich und thätig, mitunter auch schadenfroh, neckend und von derbem Humor. Alle diese Wesen, so wie die ungeschlachten Riesen mit ihrer wilden Kraftfülle, aber ohne geistige Ueberlegung, haben ihren Ursprung in dem germanischen Heidenthum. Sie machen den Eindruck eines bedrängten untergehenden Geschlechtes, das den neuen mächtigeren Ankömmlingen die alte Heimath überlassen muß. Darum verabscheuen sie den Landbau und das Ausroden der Wälder; darum hassen sie das christliche Glockengeläute, das sie in ihrer alten Heimlichkeit stört, darum grollen sie den Menschen, die sich treulos von dem alten Götterglauben abwenden. Alle jene wunderbaren Gestalten, die unsere Kindheit mit phantastischen Bildern füllten, mit denen der rege Natursinn Berge und Wälder, besonders das Riesengebirg, Bäume und Flüsse, Haus und Hof belebte, sind in der Volksdichtung mit übermenschlichen Kräften begabt, die Riesen mit übernatürlicher Stärke und Größe, die Wichte und Zwerge mit geistiger Ueberlegenheit, mit Wunder- und Zauberkraft, mit der Gabe der Weissagung, mit der Kunde der geheimen Kräfte der Pflanzen und Steine, mit der Eigenschaft, sich unsichtbar zu machen u. dgl. m. Ursprünglich dem Menschen hold, dienstbar und freundlich gesinnt, gestalteten sie sich in dem Volksglauben mehr und mehr zu Unholden und Schadenstiftern. „Durch das ganze Wesen der Elbe, Nixe und Kobolde," urtheilt J. Grimm,

Zwerge. Hausgeister. Riesen.

„geht ein leiser Grundzug von Unbefriedigung und Trostlosigkeit: sie wissen ihre herrlichen Gaben nicht recht geltend zu machen und bedürfen immer der Anlehnung an die Menschen. Nicht nur streben sie, ihr Geschlecht durch Heirath mit Menschen zu erfrischen, sie haben auch zu ihren Angelegenheiten des Rathes und Beistandes der Menschen vonnöthen. Obgleich geheimer Heilkräfte der Steine und Kräuter in höherem Grade als die Menschen kundig, rufen sie dennoch zu ihren Kranken und kreißenden Frauen menschliche Hülfe, leihen von den Menschen Back- und Hausgeräthe und feiern selbst ihre Hochzeiten und Feste in Sälen der Menschen; daher auch ihr Zweifel, ob sie der Erlösung theilhaftig werden können, und der unverhaltne Schmerz, wenn verneinende Antwort erfolgt."

6. Elemente. Heilige Pflanzen und Thiere.

Den Urstoffen, welche der Schöpfung aller anderen Dinge vorausgingen, weihten die Germanen zu allen Zeiten hohe Verehrung, auch nachdem sie die göttlichen Kräfte, deren Walten sie in denselben erkannten, als persönliche Wesen sich vorzustellen gelernt. Viele Gebräuche, die sich Jahrhunderte hindurch in der Volkssitte erhalten und als Aberglauben von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben, hängen in ihrem Ursprunge mit der Verehrung der reinen Elemente in der heidnischen Vorzeit zusammen. So galt das Wasser besonders da, wo es noch unentweiht durch menschlichen Dienst Wasser. als lebendige Quelle aus der Erde hervorsprudelte, für ein heiliges, Fruchtbarkeit und Gesundheit schaffendes Element, das erste Geschenk der Götter. An den Ufern des Flusses, am Rande der Quelle beteten und opferten unsere Vorfahren; Wasser zu heiliger Zeit, in der Stille der Mitternacht oder vor Sonnenaufgang geschöpft, hatte eine heilende, stärkende Kraft. Das Feuer, besonders das aus dem lebenden Holze durch Feuer. Reibung erzeugte „Nothfeuer" galt als geweihtes Reinigungs- und Heilmittel gegen böse Krankheit. Die noch bis zur Stunde erhaltene Sitte zur Zeit der Sonnenwende das „Johannisfeuer" zu entzünden und unter Volkslust und Gesang durch die Flammen zu springen, ist ein Ueberrest des heidnischen Feuerdienstes zur Abwehr des Unheils. Die Luft in ihrem bewegten Zustand als Wind und Wetter wurde gleichfalls als Luft. beseeltes Wesen verehrt. Man erblickte in den Winden die raschen beflügelten und überall gegenwärtigen Boten der himmlischen Götter, in der „Windsbraut" ein unglückliches nach ihrem verlorenen Gatten rastlos suchendes Weib. Wie hoch die Deutschen zu allen Zeiten die Erde verehrten, die große Allmutter, deren Schooß die Erde. reiche Frucht spendet und die Todten birgt, ist schon früher bemerkt worden und geht aus vielen heiligen Gebräuchen hervor: Auf grünem Rasen schlossen die Deutschen ihre heiligsten Verträge und schwuren ihre feierlichsten Eide; noch in christlicher Zeit finden sich Spuren von der altheidnischen Sitte, bei herannahendem Tode Erde in den Mund zu nehmen, um sich dem mütterlichen Schooß zu weihen. Diese Heiligkeit geht auch auf ihre Geschöpfe, die Pflanzen und Thiere über. Wir wissen bereits, welche Ehrfurcht unsere Vorfahren den Bäumen widmeten: eine heilige Eiche in Waldeseinsamkeit Bäume. diente häufig als Gebet- und Opferstätte; an die Linde im Dorf oder Schloßhof ist Glück und Heil der Bewohner geknüpft; die Esche, die Hasel, der Hollunder nahmen im Volksglauben und in der Volkssage eine wichtige Stelle ein; der Rosmarin bringt der Braut auf ihrem Kirchgang Segen und wird dem Todten auf dem Leichenzug nachgetragen. Die lebhafte Phantasie des Volkes verlieh ihnen Sinn und Empfindung. In noch höherem Ansehen standen die Thiere, besonders das zum Dienste der Götter und Helden bestimmte feurige Roß. Manchen Göttern wurden in der Nähe ihrer Das Roß. Heiligthümer geweihte Pferde unterhalten, die, wie bemerkt, besonders zu Orakelforschungen verwendet wurden. Von Thieren des Waldes standen Bär, Wolf und Fuchs,

die Helden des altdeutschen Thiermärchens, in besonderem Ansehen. Noch nähere Beziehung zu den Göttern hatten einige **Vögel**: dem Raben, der Schwalbe, dem Storch, dem Kukuk legte man prophetische Kräfte bei und erforschte bei ihnen die Zukunft. Schwalbe und Storch galten als Herolde des Frühlings. Das Rothkehlchen war des Donnerers heiliger Vogel, „darum schlägt der Blitz in das Haus, wenn man sein Nest stört, und wenn es einen Erschlagenen im Walde findet, trägt es Blumen und Blätter auf sein Gesicht". Mit einer heiligen Scheu betrachteten die Deutschen die **Schlange**; der Schlangenkönig mit seiner schimmernden Krone und der geflügelte Drache oder Lindwurm nehmen in der deutschen Märchen- und Sagenwelt eine wichtige Stelle ein.

Vögel.

Schlangen.

7. Himmel und Gestirne. Der Tod.

„Auch die Erscheinungen des Himmels greifen vielseitig in den heidnischen Glauben ein. Nicht nur ist die Wohnung der Götter und der ihnen näher stehenden Geister im Himmel, sondern auch irdische Wesen, nach ihrer Auflösung, werden dahin erhoben, ausgezeichnete Helden und Riesen leuchten als Gestirne. Von dem Himmel steigen die Götter herab zur Erde nieder, an dem Himmel fahren sie her und durch den Himmel beschauen sie unsichtbar das Treiben der Menschen. Wie sich alle Pflanzen nach dem himmlischen Licht kehren, alle Seelen zum Himmel wenden, so steigt der Rauch des Opfers und das Gebet der Menschen in die Höhe." Sonne, Mond und Sterne erschienen den alten Deutschen als beseelte Wesen; es werden ihnen bestimmte Stätten, Plätze und Stühle beigelegt, auf denen sie Sitz und Wohnung nehmen, wo sie ihr Gestell und Gerüste haben. Sonne und Mond dienten zur Eintheilung der Zeit; ein Sonnenjahr zählt zwölf, ein Mondjahr dreizehn Monate. Lange rechneten die Deutschen nicht nach Tagen, sondern nach Nächten. Die Sonnenwenden wurden im Sommer und Winter feierlich begangen mit leuchtenden Flammen. Den Sternen legte man eine Beziehung zu den Menschen bei. In dem Regenbogen sah unser Alterthum eine himmlische Brücke, über welche die Götter wandeln. Tag und Nacht, Sommer und Winter wurden gleichfalls als persönliche in das Erden- und Menschenleben tief eingreifende Wesen gedacht und das Eintreten und Verschwinden der letzteren mit Gebräuchen gefeiert, die in vielen Gegenden noch fortbestehen.

Der Tod war im Volksglauben kein schreckliches, schauerliches Wesen, wie das Sensengerippe im Todtentanz; er war ein milder aber seines Amtes streng wartender Bote der Götter, ausgesendet die Seele abzuholen, die nach den Vorstellungen der Alten bald als Blume aufblüht, bald als Vogel entfliegt, wenn der letzte Athemzug sie befreit hat, mitunter auch im Hause weilt, als Schutzgeist der Ihrigen oder auf nächtlichem Todtenkahn „nach dem anderen Lande" fährt. Diese Vorstellung von dem freundlichen Wesen des Todes tritt uns noch in einzelnen Zügen des Volkslebens, in der Bezeichnung als „Freund Hain" entgegen. In dem unbekannten Lande der „Heimath" führt der Verstorbene ein Leben, das man sich als Nachbildung und Fortsetzung des Erdenlebens dachte; daher auch im Volksglauben ein gewisser Zusammenhang zwischen dem Menschenleben und dem Todtenreich bestand, der durch die Todtenopfer noch fester geknüpft ward.

8. Weltschöpfung und Weltuntergang.

Ueber die letzten Dinge wie über die Weltschöpfung geben uns die deutschen Urkunden keinen Aufschluß: doch dürfen wir annehmen, daß die in der „Völuspa" enthaltene nordische Auffassung ihrem Wesen nach den altgermanischen Vorstellungen entsprochen haben wird. Diese aber erzählt: Im Anfang war die Kluft der Klüfte

(Ginungagap), da weder Meer noch Strand, noch erfrischende Winde waren, weder trockener Erdboden hier unten, noch fester Himmel oben, ein finsterer Abgrund ohne Gras und Gewächse. Noch kannte die Sonne nicht ihre Wohnung, der Mond nicht seine Macht und die Sterne wußten nicht, wo ihre Stelle war. Der nördliche Theil dieser unendlichen Oede hieß Niflheim (Nebelwelt), und darin herrschte Dunkel und grimme Kälte, der südliche Muspellsheim (Feuerwelt), und von hier ging Licht und Wärme aus. Durch die Wirkung der Wärme entstand aus der geschmolzenen Materie Ymir, ein bösartiger Riese, das Sinnbild des Chaos, der Stammvater der „Eisriesen". Ymir selbst und sein Riesengeschlecht wurden im Kampf erschlagen von Odin und seinen zwei Brüdern Wili und We, den Söhnen eines Riesenweibes und eines aus den salzigen Eissteinen entsprungenen Mannes. Nur ein einziger von den Enkeln Ymir's rettete sich mit seinem Weibe und von diesem stammte das jüngere Riesengeschlecht. Darauf schleiften Odin und seine Brüder den Leichnam Ymir's mitten in Ginungagap hinein und schufen aus seinem Blute das Meer und das Wasser, aus seinem Fleische die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Haaren die Wälder, aus den Zähnen und zerbrochenen Beinstücken die Felsen und Klippen. Den Schädel wölbten sie zum Himmel, befestigten daran die aus Muspellsheim lose umherfahrenden Funken und wiesen jedem dieser Lichter seine Stelle und seinen bestimmten Gang an. Allvater setzte die Nacht und ihren Sohn den Tag ein und gab jedem einen einspännigen Wagen, auf dem sie um den Himmel fahren. Das Hirn des Riesen warfen sie in die Luft und es wurden Wolken daraus. Die Erde war rund und vom tiefen Meer umgeben, dessen Strand die Riesen bewohnen sollten; zum Schutze gegen dieselben bauten die drei Brüder aus Ymir's Augenbraunen die Burg Midgard, die alles Land umfaßte. Aber noch fehlte der Mensch. Da gingen die drei Brüder zum Meeresstrand; dort fanden sie zwei Bäume, Esche und Erle, und schufen Menschen daraus, einen Mann (Asko) und ein Weib (Embla). Diesen gab Odin Seele und Leben, Wili Witz und Gefühl und We Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht und wiesen ihnen Midgard zur Wohnung an. Als die göttlichen Mächte auch noch die Zwerge geschaffen, ihnen Gestalt und Verstand der Menschen verliehen und Ymir's Fleisch, das Innere der Erde, zur Wohnung gegeben, wählten sie selbst den Himmel zu ihrem Aufenthalt und bauten sich daselbst die Stadt Asgard, von wo aus sie die Welt regieren und der Menschen Thun beobachten und ihre Geschicke lenken. Von den weltschöpferischen Mächten behielt Odin als „Allvater" die erste Stelle, während die beiden Brüder ganz aus dem Volksglauben verschwanden. Er umgab sich mit einer Menge Götter, „Asar" oder „Asagötter" genannt, welche die gemeinschaftliche Burg Asgard oder Asaheim bewohnen, von wo eine kunstvolle Brücke, von den Menschen Regenbogen genannt, auf die Erde führt. Mitten in Asgard war der goldschimmernde Hochsitz Odin's, Gladsheim (Heimath des Glanzes) geheißen, wo die zwölf obern Götter (Asen) sich zur Gerichtssitzung oder zum Mahl einfanden, wie die Göttinnen in einem andern Saale, „Wingolf" genannt. Dort tranken sie den Meth, den ihnen Iduna reichte, und dessen verjüngende Kraft ihre Lebensdauer weit über das menschliche Ziel ausdehnte. Außer diesem „Asenheim", wohin der Volksglaube auch „Walhalla", die Heimath der in der Schlacht gefallenen Krieger (Einherien), verlegte, wo sie im hochgewölbten, goldstrahlenden Saale an langen Tafeln sich des Bechers und des Mahles freuten, kennt die nordische Mythologie noch acht Regionen oder „Heime", in welche sich das Weltall theilte, und die durch die Esche Yggdrasill, den Himmel, Erde und Hölle durchdringenden und verbindenden Weltbaum zusammengehalten werden, Muspellsheim, die Flammenwelt, die Gluthregion, wo nur die eingebornen Muspellssöhne unter dem göttlichen Hüter Surtr wohnen können; Nebelheim, mit Helheim (Hölle), dem Aufenthalt

der Todtengöttin Hela, ein düsteres, kaltes Schattenland, der Todten Wohnung, tief nach Norden im Schooße der Erde; Mannaheim (Midgard), der Wohnsitz der Menschen, befestigt mit Berg- und Felsenwänden und versehen mit Kampfplätzen, fruchtbaren Thälern und Höfen. Außerdem hatten die Elben oder Alfen ihre eigenen Wohnplätze in „Alfheim", die Riesen in „Jotunheim", die Zwerge in „Svartalfheim". — In der Edda wird den Göttern der einstige Fall des Weltbaumes und die Zerstörung Asgards verkündigt. Am Ende der Dinge brechen die bisher in Bann und Zwang gehaltenen bösen Wesen los und streiten wider die Götter; ein Wolf verschlingt die Sonne, ein anderer den Mond, die Sterne fallen vom Himmel, die Erde erbebt und alle Berge stürzen zusammen, alle Bäume werden entwurzelt, das Meer treibt aus seinen Ufern und überfluthet das Land, die ungeheure Weltschlange (Midgardsschlange) ergriffen von Riesenwuth hebt sich aus dem Meer und zieht mit ihren Geschwistern (dem Wolf Fenris und der Todesgöttin Hela) und mit Loki, ihrem Vater, gegen die Götter. Zugleich reitet Surtr mit seinem leuchtenden Gefolge über den Regenbogen heran, und ihren vereinten Angriffen erliegen nach heftigem Kampfe die alten Götter; die Flammensöhne siegen, die Welt geht in Feuer auf. Aber aus dem Meere steigt jetzt eine neue, seligere Erde mit verjüngten Göttern, eine bessere, höhere Weltordnung beginnt, in welcher kein Uebel ist. Diese Kämpfe der Zukunft mit dem sie begleitenden Weltbrand und Weltuntergang im poetischen Bewußtsein des Volks nannte die alte deutsche Sprache mit dem schönen Namen „Götterdämmerung".

6. Jesus Christus.

Die Erfüllung der Zeit a) im Römerreich.

Als das römische Volk unter Augustus den Höhepunkt seiner Macht erstiegen und alle Nationen der bekannten Erde in seinen weiten Schooß aufgenommen hatte, da wurde im fernen Morgenlande der Grund zu dem „Reiche Gottes" gelegt, das bestimmt war, das römische Weltreich zu durchdringen und zu überwinden. Was der Mensch mit seinen natürlichen Kräften zu schaffen vermochte, das hatte die römische Welt damals in ihrem Besitze: Macht und Herrlichkeit nach Außen, gesetzliche Ordnung im Innern, eine Fülle geistiger Bildung, genährt an den glänzendsten Erzeugnissen der Literatur und Kunst der begabtesten Völker, die Resultate des Denkens und Forschens aller Weltweisen, die Güter und Schätze des Erdbodens; und dennoch lag das Menschengeschlecht in tiefer Versunkenheit, und eine Sehnsucht nach Erhebung und Erlösung durchzog Aller Herzen. Die heidnischen Religionen waren ausgelebt, die griechische Götterwelt und die römische Staatsreligion hatten ihre bindende Macht über die Gemüther verloren; die Mysterien und Geheimlehren, in denen Viele Heil und Befriedigung suchten, erwiesen sich als Blendwerke des Aberglaubens und füllten die Seelen der Getäuschten mit Verzweiflung; die Lehrsätze der Philosophen waren morsche Stützen für tiefere Naturen in den Wechselfällen des Lebens. Die Menschheit bedurfte eines neuen Lichtes, um aus dem dunkeln Wirrsal des Erdenlebens nach einem neuen Ziele mit neuer Hoffnung den rechten Pfad zu finden, und dem augusteischen Zeitalter war neben der Fülle weltlicher Macht und Herrlichkeit auch der höhere Glanz be-

schieden, daß damals im jüdischen Lande das Senfkorn in die Erde gesenkt ward, aus dem der Lebensbaum emporwuchs für die hülfsbedürftige Menschheit. Die dunkeln Aussprüche der Propheten, die Weissagungen der Seher, die Ahnungen der Dichter und Weisen, das sehnsüchtige Harren der Völker — Alles deutete auf die Ankunft eines Retters und Führers, mit dem eine neue Zeit des Heils für alle Bewohner des Erdbodens anbrechen würde. So wurden die Worte Virgil's (Ecl. IV, 4—10), daß mit der bevorstehenden Geburt des „Knaben" ein goldenes Weltalter beginnen und die „himmlische Jungfrau" auf die Erde zurückkehren werde, als prophetischer Seherspruch auf das Erscheinen Christi, des Sohnes der Jungfrau, gedeutet, und selbst in Tacitus fand man die dunkle Ahnung ausgesprochen, daß das Morgenland neu erblühen und von Judäa die Weltherrschaft ausgehen solle (hist. V, 13).

Auch in Israel waren die Gemüther für ein neues inneres Leben empfänglich. Die alte Verheißung, daß das Scepter nicht weichen werde von Juda, noch der Herrscherstab von seinen Füßen, bis daß der Held komme, dem die Völker gehorchen, lebte zwar noch im Herzen des Volkes in ungebrochener Stärke fort, und die große Mehrzahl hielt noch fest an der Hoffnung, daß in dem Messias ein König kommen werde von irdischer Macht und Herrlichkeit, der auf Zion seinen Herrschersitz nehmen und das auserwählte Volk Gottes zur weltlichen Größe und zur Herrschaft über alle Heiden führen würde. Nur in engeren Kreisen hatte der Messiasglaube bereits eine ideale Richtung eine verklärte Gestalt angenommen. Der Glaube zwar lebte auch hier fort, daß dereinst in Juda ein Sproß aus dem Stamme David's auferstehen, das Gesetz erfüllen und dem Gottesreiche seine Vollendung geben werde; aber dieser neue König wurde in der gläubigen Phantasie mehr und mehr mit himmlischer Glorie umgeben. In ihm sollte die ganze Gotteskraft vereinigt sein, die sich bisher in Mose, in David, in den Propheten nur in einzelnen Ausstrahlungen offenbart hatte; er galt als der Inbegriff aller der göttlichen Eigenschaften, welche die heilige Poesie des Volkes bisher ausgebildet, aller der idealen Güter, die den theuersten Schatz der Nation ausmachten. Für jetzt aber mußte man sich den bestehenden Verhältnissen fügen. Wie sehr man auch den tiefen Widerspruch zwischen dem Gottesreiche nach dem Gesetze und den Propheten und der heidnischen Zwingherrschaft in der Wirklichkeit empfand; die Nothwendigkeit gebot geduldige Ergebung Trotziges Widerstreben konnte nur zum sicheren Untergang, zur Vernichtung aller nationalen Güter führen. So schickte man sich denn in die Zeit. War ja doch die römische Herrschaft im Ganzen schonend gegen die religiösen Traditionen, Einrichtungen und Satzungen, und stand es doch außer Zweifel, daß das zeitliche Lebensglück des Volkes, daß Wohlstand und Sicherheit, daß Ruhe und gesetzliche Ordnung unter Roms starkem Arme trefflich gediehen, daß das Volk unter den Segnungen des Friedens glücklichere Tage verlebte als jemals in der sturmbewegten Vergangenheit.

b) In Israel.

Diejenigen, welche so dachten, gehörten allerdings zumeist zu der Partei der Sadducäer, deren religiös-patriotischen Eifer wir schon früher durch Rücksichten politischer Natur erheblich gedämpft erkannt haben (III, 326), während die Pharisäer, auf die buchstäbliche Erfüllung der heil. Schrift den höchsten Werth legend, zugleich die Zukunftshoffnungen Israels im Herzen trugen und mit kühner Phantasie immer höher steigerten. Aber auch unter ihrer Pflege ging am Ende doch die Religion einer Erstarrung, einem todten Gesetzesdienst, oder einer auflösenden Veräußerlichung entgegen. Die ewigen Wahrheiten, die seit den Tagen der Vorzeit im Volke Israel gelebt hatten, standen in Gefahr zu entarten oder unterzugehen. Nur in verklärter Gestalt und in höherer Auffassung konnten sie das höchste beseligende Gut der Menschheit bleiben.

Johannes der Täufer.

Es war daher an der Zeit, daß ein wirklich gottbegeisterter Mann im prophetischen Geiste auftrat und die Gemüther auf die Ankunft des Messias vorbereitete. Ein solcher war Johannes der Täufer. Durchdrungen von dem festen Glauben, daß die Erfüllung der alten Verheißung und Hoffnung nahe sei, suchte er nach Art der alten Propheten das Volk zur Buße und Bekehrung zu führen, damit es reinen Herzens dem Heile entgegensehen könne. Aus der Welt abgeschieden, in den Einöden und Wüsten am Jordan hausend und gleich dem Propheten Elia in ein rauhes Gewand von Kameelhaaren gekleidet und sich nährend von Heuschrecken und wildem Honig, wie sie die Wüste darbot, forderte er (im fünfzehnten Jahre der Herrschaft des Tiberius) das Volk auf, die Sünden zu bekennen, Buße zu thun und Erneuung des Sinnes und Lebens zu geloben, vollzog an Allen, die dieser Aufforderung nachzukommen versprachen, zum Zeichen des neuen Lebens die Taufe mittelst Eintauchen in die Tiefe des fließenden Wassers und entließ sie dann mit der Versicherung der Sündenvergebung und der neuen Gnade. Die Taufe sollte das Symbol sein des gottgefälligen reinen Lebens, zu dem sich die Willigen verpflichteten. So lehrend und so lebend sammelte Johannes einen Kreis engerer Freunde und Nachfolger um sich, denen er sein ganzes Inneres erschloß, die er zu den nächsten Mitkämpfern in seinem gewaltigen Unternehmen weihete. Aus allen Gegenden Judäa's und Galiläa's strömte das Volk in immer größerer Menge ihm zu, und der strenge Mann unterließ Nichts, die Einzelnen zum Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit und zum Vorsatz ernstlicher Besserung zu bringen. Nach den evangelischen Quellen hat er sogar die Ueberzeugung vertreten, daß die Juden nicht kraft ihrer Abstammung von Abraham, als das „auserwählte Volk", der Gnade Gottes theilhaftig würden, sondern nur durch Reinheit des Herzens und unsträfliches Leben. Der hohe Rath und die Pharisäer versuchten ihn mit verfänglichen Fragen, ob er Christus wäre; er aber wich ihnen aus und wies auf einen Stärkeren hin, dem er nicht würdig sei, die Schuhriemen zu lösen.

Jesus am Jordan.

Unter den Vielen, die zu Johannes an den Jordan zogen, um die Taufe

zu empfangen, war auch Jesus von Nazareth in Galiläa, der Sohn der Maria und Joseph's, eines Zimmermanns, der nach der heiligen Ueberlieferung aus dem Geschlechte David's stammte. In den letzten Regierungsjahren des Herodes geboren, stand er etwa im dreißigsten Lebensjahr, als er zu Johannes an den Jordan kam. In der Folge lebte er vorzüglich in Kapernaum am galiläischen See. Nach den heiligen Sagen sollte schon Herodes, durch arabische oder persische Sternkundige aufmerksam gemacht und mit Argwohn erfüllt, dem künftigen König von Israel nach dem Leben getrachtet und alle um die Zeit in Betlehem, wo Jesus als Davidssohn das Licht der Welt erblickt haben mußte, gebornen Kinder getödtet haben.

Das erste sichere Licht der Geschichte fällt auf Jesus jedenfalls erst in dem hehren Augenblick der Taufe, der wahren Geburtsstunde des Christenthums, da sich nach feststehender urchristlicher Anschauung der Geist Gottes in seiner Fülle auf Jesus niederließ und in ihm Wohnung nahm. Bald nachher fand Johannes sein blutiges Ende. Seine Strafreden gegen die sündige Ehe des Herodes Antipas reizten dessen leidenschaftliches Weib Herodias zum Zorn gegen den Bußprediger, so daß sie durch eine Ueberraschung dem Fürsten den Befehl zu seiner Hinrichtung entlockte. Seine Jünger setzten sein Bestreben fort, und viele von ihnen schlossen sich später der Sache Jesu an. Die Taufe.

Wie lange die Lehrthätigkeit Jesu gedauert habe, ist ungewiß, da die Evangelien die Zeitrechnung unbeachtet lassen; aber mag sie gegen drei Jahre gewährt haben oder auf etwas mehr als ein Jahr beschränkt gewesen sein, wie auf Grund der Andeutungen verschiedenartiger Berichte bald das Eine bald das Andere wahrscheinlich befunden werden will, immerhin war sie so gewaltig und erfolgreich, daß sie den Grund zu neuen Lebenszielen für die gesammte Menschheit legte, die alte Weltanschauung in ihrem innersten Kerne auflöste und den entscheidendsten Wendepunkt bildete in der gesammten Menschen- und Völkergeschichte; daß sie das zerrissene Band zwischen Erde und Himmel, zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe wieder fest knüpfte und der in der Zerstreuung und Irre umherschweifenden Menschenseele den rechten Weg nach der wahren Heimath zeigte. Sobald in Jesus das volle Bewußtsein erwacht war, daß er berufen sei das „Reich Gottes" zu gründen, daß er der Heiland sei, dessen die zerschlagene und leidende Menschheit bedürfe, der Messias, dem die Welt entgegenharrte, wendete er sich zunächst an sein Volk, das Volk Israel, das aus der heiligen Vorzeit einen Schatz von göttlichen Wahrheiten und religiösen Erkenntnissen in die Gegenwart gerettet hatte; indem er Alles in sich aufnahm und gläubig festhielt, was dieses Volk Gottes von edlen und erhabenen Lehren und Gütern gewonnen und gesammelt hatte, zeigte er, daß er nicht gekommen sei „das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen". Und während er selbst von dem Glauben beseelt war, der „Sohn Gottes" in einem viel tieferen und wahreren Sinne zu sein, als dieser Name bisher im Sinne einer messianischen Titulatur gebraucht Jesu Lehrthätigkeit.

worden war, so lebte er doch in der Mitte des Volkes wie der Geringsten Einer und fügte sich willig allen Satzungen, Gebräuchen und Geboten; so waltete er doch wie ein Mensch unter Menschen, wie ein Freund unter Freunden, ein stets liebevoller Heiler und Helfer aller Leidenden und Hülfsbedürftigen.

Christus und seine Jünger.

Umgeben von gläubigen Jüngern, deren Zahl er allmählich auf zwölf führte und unter denen die Brüderpaare Johannes und Jakobus, die „Zebedäussöhne", Andreas und Simon genannt Petrus („der Fels"), Fischer am galiläischen Meere, als seine „Erstlinge" vor Allen hervorragten, und denen sich dann der „Zöllner" Matthäus und andere galiläische Männer anschlossen, durchzog Jesus Galiläa und Judäa und richtete die leidende Menschheit auf durch Werke der Liebe und durch die Botschaft des Heils vom Reiche Gottes. Gleich dem Täufer Johannes forderte auch er Buße und Reinheit des Herzens von seinen Jüngern; aber höher und heiliger als der ältere Meister stellte er die Hingebung des ganzen Herzens an das Göttliche als Grundbedingung der Erlösung auf und lebte selbst unsträflich und heilig. Wenn er auch nicht unterließ zu rechter Zeit die Gottlosen und Hoffärtigen zu strafen und alles böse Trachten und alle heuchlerische Unlauterkeit mit Ernst zu rügen, so bildeten doch Wohlthaten und Handlungen der Liebe gegen alle Mühseligen und Beladenen, Milde und Mitleiden gegen reumüthige Sünder, Vergebung der ihm zugefügten Kränkungen, Aufrichtung und innere Erhebung Aller, die ihm nahten, den Hauptinhalt seiner Lebensgeschichte. Im Mittelpunkte seiner öffentlichen Verkündigung aber standen die drei Ideen des Reiches Gottes, des Menschensohnes und des Vaters im Himmel. Jenes, das Reich Gottes oder Himmelreich, bildete den umfassendsten Ausdruck für alle Zukunftsideale schon der alttestamentlichen Religion; jetzt sah Jesus in seiner Herbeiführung den einzigen und ausschließlichen Beruf seines Lebens. Aber nicht blos die Nähe dieses Himmelreiches als eines ausschließlich von der Idee des Guten durchleuchteten, vom göttlichen Willen getragenen, gesellschaftlichen Zustandes verkündete er; er wußte dasselbe auch schon thatsächlich vorhanden, wenngleich nur dem Keim nach und in der Verborgenheit. War doch als Bürge für das Kommen des Reiches er selbst da, der Menschensohn, in dessen Herz das Gottesreich seine erste Stätte hatte, der der gesammten Menschheit Führer und Leitstern sein sollte, auf daß sie alle „Kinder Gottes" würden, wie er selbst der „Sohn Gottes" war, als der starke Held, der mit der Macht der Liebe die Sünde und den geistigen Tod überwand, der kühne Kämpfer, der seine Anhänger von den Fesseln und Banden der starren Satzung und der religiösen Unmündigkeit frei machte. Indem aber Jesus den jüdischen Messiasbegriff in einer Weise vertiefte, daß daraus der Sohn wurde, welcher allein den Vater erkannt hatte, allein aber auch ihn Allen offenbaren kann, hat er den Namen „Vater", welcher im Alten Testament nur vereinzelt und wie zufällig einige Male anklingt, zum eigentlichen und wahrhaften

Namen Gottes erhoben und damit das religiöse Verhältniß auf seine vollendetste Form gebracht, in seiner krystallhellsten Reinheit offenbart.

Die Zahl der Jünger, welche den Kern der neuen Gemeinde, die ersten Träger des neuen Gottesreiches bildeten, entsprach den zwölf Stämmen, mit denen einst Mose den alten Bund geschlossen. Sie erhielten frühe, vielleicht von Jesus selbst, den Namen „Apostel" oder Sendboten, weil die Aussendung zum Arbeiten für das Gottesreich, die Verbreitung der guten Botschaft des Heils in der ganzen Welt ihre Hauptbestimmung war. Meistens verweilte Jesus mit seinen Jüngern in der von kräftigen Menschen bewohnten Landschaft Galiläa, wo sich stets eine Menge Volks um ihn sammelte, sich an seinen Lehren und Reden erbauend und seine Heilungen anstaunend. In der Apostelgemeinde herrschte vollkommene Gleichheit und Gemeinschaft; aber die Liebe und das Vertrauen des Meisters ruhte vorzüglich auf Petrus und den Zebedäussöhnen, daher auch der erstere, ohnedies hervorragend an Alter und Kraft des Willens, in besonderem Ansehen stand. Freilich schwankt sein Charakter, trotz der Bedeutung seines Namens, zwischen heftiger Entschlossenheit und momentaner Verzagtheit. Gleichwohl ist ihm nicht vergessen worden, daß er derjenige unter den Jüngern war, welcher zuerst das entscheidende Wort „du bist der Messias" zu Jesus gesprochen und damit gleichsam das älteste Bekenntniß der Christenheit formulirt hat.

Zur Zeit, in welche das entscheidende Ereigniß des Petrusbekenntnisses fällt, lagen die ungetrübten Tage der galiläischen Wirksamkeit Jesu schon abgeschlossen hinter ihm. Sein Aufenthalt war unstät geworden; er hatte sich sogar ins Heidenland, bis nach Cäsarea Philippi zurückgezogen, in dessen Nähe jene entscheidende Frage, für wen sie ihn hielten, an die Jünger gestellt wurde. Solche Rückzüge und Fluchtwege waren die naturgemäße Folge der steigenden Opposition gewesen, welche die eigentlichen Führer des Volkes, die pharisäischen Schriftgelehrten und Synagogenvorsteher, seiner Wirksamkeit bereiteten. Erschreckt über den großen Anhang, den er bei dem Volke gefunden, suchten sie den neuen Propheten zu verderben, ehe seine Lehre feste Wurzeln geschlagen und die Zahl seiner Anhänger sich gemehrt hätte. Bei dem kühnen und offenen Auftreten Jesu, bei der unverhohlenen Kundgebung seiner freieren erhabeneren Auffassung der religiösen Dinge fiel es den lauernden und lauschenden Feinden nicht schwer, allerlei Reden und Handlungen zu entdecken, die gegen das herrschende Gesetz verstießen oder dem starren Buchstabenglauben widersprachen. Sie nahmen Aergerniß, daß Jesus sich über die strenge Sabbathfeier wegsetzte; daß er mit Samaritern und Heiden verkehrte, daß er mit „Zöllnern und Sündern" zu Tische saß, daß er sich sogar herausnahm, Reumüthigen die Sünden zu vergeben. Hauptsache aber blieb doch immer, daß er nicht blos im Geist einer freien und gesunden, von innen erwachsenden Sittlichkeit sich selbst über den ganzen unabsehbaren Kram von Satzungen und Observanzen hinwegsetzte, damit sie das Leben des Men-

Die geistlichen Herrscher in Jerusalem.

schen auf Schritt und Tritt umgeben hatten, sondern auch diese ganze Art von Sittlichkeit, durch welche sie die fröhliche Befolgung des Willens Gottes zu einem mühsamen Werkdienst herabgewürdigt hatten, als einen zwar stolz prunkenden, genauer besehen aber fadenscheinigen und zerfetzten Tugendmantel nachwies, dem gegenüber sogar die traurige Blöße des seiner Schuld bewußten und nach Vergebung seufzenden Sünders vor Gott werthgehalten erschien. Dazu kam endlich, seitdem es deutlich wurde, daß Jesus messianische Ehren beanspruchte, eine politische Erwägung. Jede derartige Bewegung konnte für Land und Volk die nachtheiligsten Folgen haben. Denn die Römer waren wachsam und argwöhnisch, seitdem unter der Führung des Gauloniten Judas (s. unten) die Gesetzeseifrigen den Versuch gemacht hatten, die heidnische Fremdherrschaft zu brechen; und das Auftreten eines bedeutsamen Mannes, dessen Persönlichkeit eine zauberische Macht und Anziehungskraft auf seine ganze Umgebung übte, der von Vielen als Messias anerkannt und verherrlicht wurde, konnte leicht in dem Statthalter den Glauben erwecken, ein neuer Judenkönig bereite eine Volkserhebung vor. Diese äußeren politischen Gründe waren den Feinden Jesu ein willkommener Vorwand, als Kläger gegen ihn aufzutreten, und der Hohepriester sammt dem Synedrium ergriffen gern die Gelegenheit, sich durch Kundgebung loyaler Gesinnung und conservativen Eifers die Gunst der Römer zu erwerben. „Es ist besser," dachte der Hohepriester Kaiphas, „daß Ein Mensch sterbe für das Volk, als daß das ganze Volk verderbe."

Jesu Einzug in Jerusalem.

Diese von Furcht und Leidenschaft eingegebene ungünstige Stimmung des hohen Raths und aller Vorsteher und Lenker der Heiligherrschaft gegen Jesus wurde noch sehr gesteigert, als ihm bei seiner letzten Reise zum Osterfest nach Jerusalem seine Jünger und Anhänger einen feierlichen Einzug bereiteten. Gleich einem König ritt er in die heilige Stadt ein. „Und viel Volks breitete die Kleider auf den Weg, die anderen hieben Zweige von den Bäumen und streueten sie vor ihm aus. Das Volk aber, das voranging und nachfolgte, schrie und sprach: Hosianna, dem Sohne David's; gelobet sei der da kommt, ein König, im Namen des Herrn! Friede sei im Himmel und Ehre in der Höhe!" Entrüstet über diesen stolzen, einer messianischen Demonstration gleichkommenden Siegeseinzug trachteten die geistlichen Häupter des Volks nun nach seinem Tode. Die wenigen Männer unter ihnen, die bisher auf Jesus noch mit Theilnahme geblickt hatten, zogen sich furchtsam zurück; die Bewohner der Hauptstadt, mißtrauisch gegen jede Neuerung, und die bequeme Gegenwart mit ihren behaglichen Genüssen einer ungewissen mit Kämpfen und Gefahren verbundenen Zukunft vorziehend, wurden entweder in die feindselige Stimmung hineingezogen oder verhielten sich gleichgültig. Die alten Vorstellungen von einem Messias, der das „auserwählte Volk" um sich sammeln und zu irdischer Macht und Größe führen würde, hatten ohnedies wenig Uebereinstimmung mit dem Sohne des Zimmermanns, dessen Waffe das Wort, dessen Reich nicht von dieser Welt sein sollte,

der überhaupt den versuchlichen Traum eines politischen Messiasthums längst zurückgestoßen hatte, um vielmehr der arme Diener einer leidenden Menschheit zu sein. Dennoch suchte der hohe Rath und die Priesterschaft, aus Furcht vor drohenden Volksbewegungen, die an großen Festzeiten leicht ausbrachen, Aufsehen erregende Gewaltthaten zu vermeiden und ging daher gern auf den Verrath ein, der sich in der eigenen Mitte der kleinen Gemeinde darbot.

Judas Ischariot, der Schatzmeister der Gesellschaft, ließ sich durch eine Geldsumme bewegen, seinen Herrn und Meister in aller Stille auszuliefern. Als Jesus erkannte, daß die Zeit seines Hinganges zum Vater gekommen sei, versammelte er die Zwölfe um sich und genoß das letzte Abendmahl in ihrer Gemeinschaft mit Brod und Wein, sie ermahnend, solches auch ferner zu thun zu seinem Gedächtnisse, und ihnen den Lohn der Treue im Himmel verheißend. Nachdem er mit diesem Vermächtnisse der irdischen Welt entsagt, ging er mit ihnen in den Garten Getsemane am westlichen Abhange des Oelberges, wo sie die Nacht zuzubringen pflegten. Dort stärkte er sich, wie er in entscheidenden Stunden stets that, durch einsames Gebet und ließ sich dann voll Ergebung in den Willen seines himmlischen Vaters von der Schaar der Häscher, die von Judas begleitet mit Fackeln und Waffen herbeikamen, ruhig binden und zum Gericht führen. Der Verrath.

Jesus sollte noch vor dem bevorstehenden Osterfest die ihm zugedachte Todesstrafe erleiden. Deshalb mußte man mit dem gerichtlichen Verhör und Richterspruch eilen, da der hohe Rath die Befugniß des Blutbannes nicht mehr besaß, sondern der römische Landpfleger Pontius Pilatus das Urtheil bestätigen mußte. Das nächtliche Verhör vor dem Hohepriester und dem Rathe endigte mit der Verurtheilung des Angeklagten. Die feierliche Bejahung der Frage, ob er sich für den Messias, den Sohn Gottes halte, genügte, ihn als falschen Propheten zu verdammen. Damit aber die schwerste und schimpflichste Strafe ihn träfe, bezeichneten ihn die Richter als Empörer, der des Kaisers Recht angetastet. Aufruhr und Empörung wurde nach römischem Gebrauch mit dem Kreuzestode bestraft. Pilatus, der in dem Verurtheilten keine todeswürdige Schuld zu entdecken vermochte, zögerte mit der Bestätigung des Todesurtheils. Aber die Volkshäupter und die um das Gerichtshaus versammelte Menge drangen mit lautem Geschrei auf die Vollstreckung, und als ihnen der Statthalter, in Folge einer herkömmlichen Sitte, am Osterfest einen Gefangenen frei zu geben, die Wahl zwischen Jesus und dem als Aufrührer, Mörder und Räuber verurtheilten Barabbas ließ, forderten sie die Freilassung des letzteren. Nun wagte Pilatus, aus Furcht in Rom verdächtigt zu werden, nicht länger zu widerstreben. So wurde das Bluturtheil bestätigt und Jesus zum Kreuzestode verdammt. Verurtheilung.

Begleitet von Schaarwächtern und höhnenden Volkshaufen, das Kreuz mit den letzten matten Kräften selbst tragend, bis er darunter zusammenbrach und ein fremder Mann, Simon von Kyrene, es ihm abnahm, wurde der Der Tod am Kreuz.

„Menschensohn" nach dem Richtplatze außerhalb der Stadt, Golgatha oder die Schädelstätte genannt, geführt und dort zwischen zwei Verbrechern ans Kreuz geheftet. Der Bitte der Juden, die Ueberschrift „Jesus von Nazareth der Judenkönig" dahin abzuändern, daß er sich dafür ausgegeben habe, wurde von dem römischen Statthalter nicht entsprochen und damit unbewußt die erste öffentliche Anerkennung seines hohen Berufes ausgesprochen. Die Evangelien haben, jedes in seiner Weise, ganz übereinstimmend nur die beiden ältesten, die letzten bangen Stunden am Kreuz mit ergreifenden Zügen dargestellt. Nach der heiligen Sage gab die Natur ihre Trauer durch eine dreistündige Verfinsterung zu erkennen, und im Tempel riß der Vorhang entzwei, als sei für den alten Volksglauben die letzte Stunde gekommen. Der Leichnam wurde, in leinene Tücher gehüllt und mit Weihrauch und Wohlgerüchen versehen, von Joseph von Arimathäa in einem neuen Felsengrab seines Gartens beigesetzt.

Der verklärte Christus.

So besiegelte Jesus Christus mit seinem Tode die göttliche Wahrheit seiner Sendung. Aber eine so lebens- und liebesmächtige Erscheinung konnte das Grab nicht für immer bewahren. Nur den irdischen Leib hatte man getödtet, aber der verklärte Jesus nahm jetzt den himmlischen Wohnsitz ein. In den Herzen seiner Getreuen erwachte der beseligende Glaube, daß der Gestorbene und Begrabene am dritten Tage auferstanden sei und Grab und Tod besiegend sich zum Himmel erhoben habe, daß er aber zugleich in ihrer Mitte lebe und wirke und seine Wohnung habe in den Gemüthern seiner gläubigen Verehrer. Und mit solcher Lebendigkeit trat in den tiefbewegten Tagen nach des Meisters Hingang dieser erhebende Glaube vor ihre Seele, daß sie im andächtigen Entzücken den verklärten Heiland an den Stätten ihres ehemaligen Zusammenlebens noch in ihrer Mitte erblickten, sich noch wie ehemals an seinen Liebesworten aufrichteten, seine edle Gestalt in himmlischer Glorie verherrlicht erschauten und endlich in einer lichten Wolke vor ihren Augen gen Himmel aufsteigen sahen. Nun erschien ihnen der Heimgegangene als das „Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt", als der siegende Held, der Sünde und Tod überwunden hatte; und gewaltiger als der auf Erden wandelnde „Menschensohn" wirkte nun der verklärte Jesus, der „Gottessohn", auf seine Jünger, und der starke Glaube, daß er mit seiner göttlichen Kraft ihr Werk unterstütze und kröne, daß er bei ihnen sei alle Tage bis an der Welt Ende und einst wiederkommen werde in seiner ganzen Siegesherrlichkeit, um sein Reich zu vollenden, beseelte sie bei dem Vorsatze, sein Lehramt fortzuführen und die frohe Botschaft des Heils in alle Welt zu tragen, daß Jeder, der Gott verehre im Geist und in der Wahrheit, an Jesus Christus seinen eingebornen Sohn glaube und ihm nachfolge, der der Weg, die Wahrheit und das Leben sei, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben erlange.

Das Pfingstfest.

So führten die Apostel im Namen des gekreuzigten und auferstandenen Christus das hohe Werk fort, die Begründung des Reiches Gottes auf Erden.

Am siebenten Sonntage nach dem Osterfeste kam den in Jerusalem versammelten Jüngern zum ersten Mal der hohe Beruf zum vollen Bewußtsein, und im Aufschwunge der Begeisterung fühlten sie das Wehen des heiligen Geistes, der sie befähigte in frei und gewaltig sich ergießender Rede, gleichsam mit „neuen Zungen" Zeugniß zu geben von der Macht des christlichen Lebens in ihrer Seele und von der hohen Bedeutung ihres Werkes. Wie die alten Propheten die einströmenden Worte der Weissagung mit Zittern als eine „Last Gottes" empfanden, so gaben die Apostel die stürmisch auf sie einbrechenden Gedanken in schwärmerischen fremdartig klingenden Reden und Lobgesängen kund. Es war diese „Zungenrede" (Glossolalie) die Geistessprache des neuen Evangeliums, das nun allen Völkern verkündigt werden sollte.

II. Die römische Kaiserzeit bis auf Vespasian.

1. Das julisch-claudische Herrscherhaus.

A. Tiberius.

a) Sein Charakter und seine Regierung.

Tiberius 14—37. u. c. 767 bis 790. Tiberius folgte in manchen Dingen der von seinem Vorgänger betretenen Bahn, und selbst diejenigen Einrichtungen, welche die Begründung festerer monarchischer Formen bezweckten und aus seinem eigenen Geiste hervorgingen, führte er gern auf den volksbeliebten leutseligen Stiefvater zurück. Wie dieser war er dem Kriege abhold und mehr auf Beschützung als auf Erweiterung der Reichsgrenzen bedacht; wie dieser beobachtete auch er, wenigstens im Anfange seiner Regierung, eine weise Mäßigung, eine Schonung der herkömmlichen Formen und traditionellen Vorstellungen; wie Augustus widmete auch Tiberius die größte Sorgfalt der Verwaltung der Provinzen, indem er nur Männer von anerkannter Tüchtigkeit des Geistes und Charakters zu Statthaltern ernannte und sie längere Zeit in ihrem Amte ließ, indem er durch strenge Erlasse jede Art von Erpressung, von Steuerdruck, von Uebervortheilung untersagte und durch rücksichtslose Durchführung der Repetundenklagen den Verletzten Schutz gewährte. Und dennoch wie verschieden war im Ganzen Tiberius sowohl nach seiner Regierungsweise als nach seinem Charakter von Augustus! Aufgewachsen in einem ränkevollen Hofleben, umgeben von Neidern und Hassern, wurde Tiberius von Jugend auf mit den Künsten der Verstellung vertraut und an Zurückhaltung und Verschlossenheit gewöhnt. Niemand vermochte auf dem kalten schweigsamen Angesichte zu ergründen, welche Gefühle oder Gedanken er in der Tiefe seiner Seele barg. Ein Mann des berechnenden Verstandes und der klugen Ueberlegung war er ohne die Wärme des Herzens, ohne den Drang der Hingebung, die allein Liebe erwecken und Freude geben. Abhängig von einer Mutter, die nur aus Ehrgeiz und Familienstolz seine Erhebung beförderte, einem Stiefvater untergeben, der ihm nie gewogen war, ihn Jahre lang in einer Art von Verbannung hielt und erst gegen das Ende seiner Regierung ihm einiges Vertrauen zuwendete; aus Staatsräson zur Scheidung von einer geliebten Gat-

tin gezwungen und an einen verhaßten Ehebund gefesselt, hinsichtlich der Zukunft stets zwischen Hoffnung und Furcht schwebend, bald dem Throne nahe bald in unabsehbare Weite weggeschleudert, durch Adoption in die julische Familie aufgenommen, die ihn als Eindringling haßte und beneidete: diese und andere Verhältnisse trugen wesentlich bei, den seiner Natur inwohnenden Keim des Mißtrauens und der Menschenverachtung zur vollen Ausbildung zu bringen und ihm die Heiterkeit der Seele und die Zuneigung der Nation zu rauben. Der Tod des 19.
edeln freisinnigen Germanicus, den ihm die öffentliche Stimme zuschrieb, und die unversöhnliche Abneigung und Rivalität des Claudiers gegen alle Glieder des julischen Hauses beluden ihn zuerst mit dem Hasse und Mißtrauen der Nobilität, ein Gefühl, das immer allgemeiner wurde und zur Folge hatte, daß man in jeder Maßregel feindselige Absichten gegen die Freiheit und die Bekenner und Verfechter republikanischer Grundsätze erblickte und selbst in seinen löblichen Handlungen nur unlautere Motive argwöhnte. Die Ermordung des verwilderten Agrippa Postumus (S. 36) hatte man nachsichtig beurtheilt; aber der plötzliche und geheimnißvolle Ausgang des Germanicus, von dem wir in den Ausführungen das Nähere erfahren werden, war ein Schlag, welcher der römischen Nation tief ins Herz ging. Und freilich war weder der kalte, abgemessene Charakter des Fürsten und der dem claudischen Geschlechte von Alters her wie ein Familienerbtheil eingeprägte Stolz und Hochmuth noch seine auf unumschränkte Selbstherrschaft hinarbeitende Politik geeignet, ihm Liebe und Volksgunst zu erwerben. Die römische Bürgerschaft war noch nicht so sehr alles politischen Sinnes entblößt, daß sie nicht mit Schmerz und Grimm wahrgenommen hätte, wie man der Volksgemeinde alle Rechte entzog und die Comitien zu einem bedeutungslosen Schatten herabwürdigte, wie man in dem Senat Servilität und Charakterlosigkeit nährte und ihm dennoch die Wahl der Magistrate, die Hoheit der Gesetzgebung und eine ausgedehnte Jurisdiction übertrug, nur in der Absicht, damit alle feindseligen Maßregeln der unumschränkten Machtherrschaft von dem wahren Urheber auf die Curie übertragen, somit die Gehässigkeit und Verantwortlichkeit von Einem auf Viele abgelenkt würde. Es half nichts, daß Tiberius bemüht war, durch gute und unparteiische Rechtspflege Person und Eigenthum sicher zu stellen, Gewaltthat und Frevelsinn niederzuhalten, Sitte und Anstand zu schirmen; die Ausdehnung der Verwaltungsgerichte ohne Geschworne unter der Leitung des Stadtpräfecten als Polizeipräsidenten führte zur willkürlichen Criminaljustiz, und die Erweiterung der Majestätsgerichte und die Begünstigung der Angeberei, des heimtückischen Denunciantenwesens, war ein Schandfleck, der die ganze Regierung entstellte, auf alle übrigen Anordnungen dunkle Schatten warf. Sogar der morose Tacitus kann nicht umhin, manche rühmliche Seiten in der Regierung des Tiberius, wenigstens während der ersten Hälfte, anzuerkennen: die auswärtige Politik war, wie wir gesehen (S. 103), mit Klugheit und Erfolg gehandhabt; die Beamten wurden mit Umsicht und nach

Verdienst ausgewählt; die Staatshaushaltung und die Provinzverwaltung waren musterhaft: im Aerarium und im Fiscus herrschte vorzügliche Ordnung und eine weise Sparsamkeit; die Einfachheit und Mäßigkeit des Fürsten im häuslichen Leben bildete einen mächtigen Abstand gegen die Verschwendung, den Luxus, die Ueppigkeit der übrigen Großen, und wirkte mehr gegen den Mißbrauch des Reichthums, als die Erneuerung der alten Luxusgesetze und die Verbote gegen Verweichlichung und Ausschweifung. Und diese Sparsamkeit, die sich freilich auch zum Verdruß des hauptstädtischen Pöbels in der Beschränkung der Spiele und öffentlichen Volksbelustigungen kund gab, setzte den Herrscher in Stand, die Nothstände, die durch unglückliche Vorfälle eintraten, wie durch Getreidemangel, durch Feuersbrünste, durch das verheerende Erdbeben in Kleinasien, durch den Einsturz des Amphitheaters in Fidenä, bei dem 50,000
27. Menschen verletzt, zerschmettert oder begraben wurden, mittelst kräftiger Unterstützung zu mindern oder zu beseitigen. Selbst ohne hervortretende sinnliche Neigungen, oder sie wenigstens vor den Augen der Welt vorsichtig verbergend, konnte Tiberius der herrschenden Unsittlichkeit und den geschlechtlichen Ausschweifungen mit mehr Erfolg entgegentreten als Augustus. Und wie weit das damalige Geschlecht in diesem Punkte bereits alle Schranken der Zucht und des Anstandes überschritten hatte, beweist der Senatsbeschluß, der den Frauen
19. des Senatoren- und Ritterstandes verbot, sich in das Verzeichniß der öffentlichen Dirnen einschreiben zu lassen und ein Gewerbe mit dem Körper zu treiben. Aber wenn auch der römische Geschichtschreiber so gerecht ist, alle diese Verdienste des Herrschers anzuerkennen, wenn er rühmend erwähnt, daß Tiberius durch strengere Beaufsichtigung manche sittliche Gebrechen gehoben, daß er dem wachsenden Unwesen der geheimen Religionsdienste und der damit verbundenen Wahrsagerei, Geisterbeschwörung und dem ganzen „chaldäischen Aberglauben" mit Ernst entgegengetreten, daß er Theater und Schauspieler strenger überwacht, daß er dem Mißbrauch des Asylwesens gesteuert, daß er im Heer Zucht und Disciplin zu erhalten gewußt, so daß während seiner Regierung das Reich von keinem Soldatenaufstande zu leiden hatte; dennoch geht durch die ganze Darstellung ein düsterer Ton der Trauer, eine Wehmuth über das gesunkene Zeitalter, ein bitterer Groll über den heuchlerischen Fürsten, unter dessen Regierung die allgemeine Depravation immer tiefere Wurzeln schlug. Mag immer Sueton rühmend hervorheben, daß Tiberius als Kaiser jeden Prunk vermieden, jede demonstrative Verherrlichung und schmeichlerische Huldigung, die ihm von Senat und Volk zugedacht oder dargebracht ward, zurückgewiesen habe; man glaubte nicht an die Aufrichtigkeit seiner Worte. Und war man denn nicht zu diesem Unglauben berechtigt, wenn man bemerkte, wie unter dem Favoritenregiment des Sejanus bei der Nation der Geist der Servilität, der Schmeichelei und Wohldienerei immer mehr um sich griff, bei der Nobilität Titel- und Rangsucht, Eitelkeit und kleinlicher Ehrgeiz jede männliche Gesinnung verdrängte, dem römischen

Gemeinwesen, das selbst unter Augustus noch einen Schatten von Freiheit, von Menschenwürde und Volksrechten bewahrte, der letzte Rest politischer Lebensthätigkeit und nationaler Selbstregierung geraubt und dem ganzen Staat der Charakter einer absoluten Militärdespotie aufgedrückt ward?

Zu diesem Verfall der öffentlichen Moral und Tugend trug besonders die neue Organisation der kaiserlichen Leibwache oder Prätorianergarde 23.
bei. Auf den Rath des Aelius Sejanus nämlich, eines schönen stattlichen Mannes von tuskischer Herkunft, der unter schmeichlerischen Formen und gewinnendem Wesen einen brennenden Ehrgeiz und einen herrschsüchtigen Geist verbarg und sich die Gunst und das Vertrauen des sonst so zurückhaltenden und argwöhnischen Fürsten in solchem Grade zu erwerben wußte, daß dieser ihn für die sicherste Schutzwehr seiner Herrschaft und seines Lebens hielt, vereinigte Tiberius die zehn Cohorten der Kaisergarde, von denen bisher nur drei in Rom selbst gelegen, die übrigen in den Vorstädten zerstreut oder in den umliegenden Orten bei den Bürgern einquartiert waren, in einem festen Standlager vor dem viminalischen Thore. Seine Absicht war, durch diese Vereinigung und Absonderung den Leibwächtern mehr Einheit und Selbstvertrauen zu geben, den Standesgeist derselben zu nähren und sich ein dienstbares zu jedem Gewaltstreich bereites Werkzeug in ihnen zu schaffen. Dieser Zweck wurde allerdings erreicht; das Prätorianerlager, nunmehr der alleinigen Führung des Sejanus übergeben, war eine starke Schutzwehr des Kaisers und erleichterte ihm die Begründung der absoluten Monarchie und die Knechtung der Nation; aber es wurde bald auch eine Ruthe für den Thron; Schergen und Schaarwächter des Fürsten gegen das Volk, kehrten die Prätorianer, eine geschlossene Phalanx von 10,000 Mann auserlesener Krieger, nicht selten die gefürchtete Waffe gegen den Gebieter selbst und stürzten oder erhöhten die Kaiser nach Zufall, Leidenschaft oder Laune. Das Prätorianerlager war eine Zwingburg gegen das römische Volk, vor der aber die Herrscher nicht minder zitterten als die Unterthanen. Von der Zeit an war der Präfect des Prätoriums der erste Mann nach dem Kaiser, und Sejanus wußte diese wichtige Stellung und die maßlose Gunst seines Gebieters auf solche Höhe zu treiben, daß ihm Senat und Volk fast in ähnlicher Weise huldigten wie dem Gebieter selbst, besonders als dieser, menschenscheu und des zwangvollen Lebens müde, seinen Aufenthalt auf der reizenden Insel Capreä nahm und den Günstling, der diese Entfernung eifrig betrieb, als Vermittler und Geschäftsführer zwischen sich und dem Senat aufstellte, so daß er ihn bald um seine Person hatte, bald als seinen Stellvertreter nach Rom entsandte. Durch Ehrenämter und Gnadenbeweise erwarb sich Sejan viele Anhänger im Senatoren- und Ritterstand; durch Freundlichkeit und Herablassung gewann er sich die Liebe der Prätorianer und durch unermüdliche Thätigkeit und Wachsamkeit, wie durch seine Beweise von Hingebung für den Kaiser, dessen Rettung bei dem Einsturz einer Felsengrotte er einst mit eigener Lebensgefahr bewirkte,

fesselte er den Herrscher immer mehr an sich. Diese Machtstellung benutzte Sejan, eine dämonische Natur mit den Eigenschaften eines Mephistopheles und Don Juan, um durch schwarze Ränke, Verführungskünste und Freveltaten, die an die Sagengeschichte der letzten Tarquinier oder an Shakespeare's Richard III. erinnern, die angesehensten Glieder der kaiserlichen Familie zu beseitigen und
23. sich selbst den Weg zum Thron zu bahnen. Er hatte bereits den Drusus, den einzigen Sohn des Tiberius, einen jungen Mann von heftiger Natur und den Sinnengenüssen und Fechterspielen leidenschaftlich zugethan, mit Hülfe von dessen schöner aber lasterhafter Frau Livilla, die Sejan zu verbrecherischer Liebe und zum Ehebruch zu verführen gewußt, durch ein schleichendes Gift aus dem Wege geräumt und nach der Trennung von seiner eigenen Gattin Apicata bei dem Kaiser um die Hand der verwittweten Schwiegertochter angehalten; und wenn auch Tiberius, der erst acht Jahre später durch die verstoßene Frau des Günstlings von der Frevelthat unterrichtet ward, die Bitte in der schonendsten Weise versagte, so gab darum Sejan seine Pläne doch nicht auf; Agrippina „die Niobe des Cäsarenhauses", und zwei ihrer Söhne nebst anderen einflußreichen und hochgestellten Personen wurden durch Verbannung oder Haft entfernt und dann in der Stille auf grausenhafte Weise aus der Welt geschafft und dabei des Kaisers Argwohn durch Einflüsterungen und beunruhigende Gerüchte stets wach erhalten. Eifrige Anhänger der julischen Partei wie Titius Sabinus und Gaius Silius wurden conspiratorischer Anschläge gegen den Kaiser beschuldigt und als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Aber wie fein auch Sejan seine Netze gesponnen hatte, Tiberius durchschaute zuletzt dennoch das frevelhafte Ränkespiel, und als der verwegene Günstling, die Ungnade des Fürsten gewahrend, vermittelst eines Aufstandes sich der Herrschaft zu bemächtigen hoffte, wurde er vor der Ausführung entlarvt und auf Befehl des Kaisers durch den
31. Senat zum Tode verdammt. Und so ergrimmt war Tiberius über den ehemaligen Günstling, den er mehr als irgend einen Sterblichen erhoben und zum Vertrauten seines Herzens gemacht hatte, daß er dessen unschuldige Kinder im Kerker tödten ließ und gegen alle seine Verwandte und Freunde grausam
33. wüthete. Diese Erfahrung steigerte in Tiberius seinen Menschenhaß, seinen todbringenden Argwohn, seinen düstern Trübsinn und verstockte sein mitleidloses Herz vollends gegen jede menschliche Regung und Rührung. Endlich wurde er krank, und die abnehmende Lebenskraft verkündigte sein baldiges Ende. Aber er verbarg seinen Zustand, und um seine Umgebung zu täuschen, begab er sich nach der campanischen Küste, angeblich in der Absicht nach Rom zurückzukehren. Auf seinem Landgute in Misenum fiel er jedoch in eine todähnliche Ohnmacht, was einige seiner Begleiter bewog, den bei ihm weilenden kaiserlichen Großneffen Gaius Cäsar, des Germanicus jüngsten Sohn, als Nachfolger zu begrüßen. Allein Tiberius erholte sich wieder, worauf der Gardehauptmann Macro und Gaius selbst, um dem ihnen drohenden Verderben zu entgehen,

wie berichtet wird, dem zögernden Tod durch Ersticken mittelst Decken und Kissen zu Hülfe kamen. So starb Tiberius in seinem 78. Lebensjahr. Er war in seinen jungen Jahren ein stattlicher schöner Mann von hoher Gestalt und großer Körperkraft. Eine Geschichte seines Lebens, von ihm selbst verfaßt, ist nicht auf die Nachwelt gekommen. 16. März 790 u. c. 37 n. Chr.

Die Insel Capreä. Die Insel Capreä (j. Capri), eine Stunde vom surrentischen Vorgebirg entfernt, war August's Privateigenthum und einer seiner Lieblingsplätze gewesen und durch Erbschaft in den Besitz des Tiberius gekommen. Sie war von einem einfachen kräftigen Volke von Fischern und Gärtnern bewohnt, deren Sprache und Sitten noch die hellenische Abkunft verriethen. Ihre Ausdehnung beträgt von Westen nach Osten 3/4, von Norden nach Süden 1/2 Meile. „Vom nächsten Gestade erblickt," so schildert Hoeck die Insel, „erscheint sie wie eine undurchbrochene Gebirgsmasse, die jäh aus dem Meere sich hebt. Doch nähert man sich vom Norden aus dem einzigen sicheren Ankerplatze derselben, so sondert sich bald vor dem Auge die östliche Gebirgsmasse von der westlichen, und dem Landenden tritt ein Bild entgegen, das in überraschendem Contrast mit der schroffen und düstern Außenseite des Eilands steht. Denn zwischen jenen Bergen zieht sich in allmählicher Erhebung und Senkung von Norden nach Süden ein niederer Landstrich hin, welcher das Bild üppiger Fruchtbarkeit zeigt. Mit Getreidefeldern wechseln herrliche Wein- und Oelpflanzungen, während an anderen Stellen die trefflichsten Feigen-, Orangen- und Mandelbäume prangen. Und nicht blos auf dieser größeren Niederung, auch in den übrigen Thälern und Schluchten der vielfach zerklüfteten Gebirgsmassen, an den Abhängen und auf den Flächen der Berge treibt der dünne Fruchtboden die edelsten Gewächse hervor. Die Gunst des Klimas fördert hier in hohem Maaße das Gedeihen der Pflanzenwelt und die Gesundheit des Menschen. Denn die Hitze des Sommers wird gemäßigt durch kühlende Seelüfte, und gegen den winterlichen Nordost schirmen fast überall vorragende Felsenwände. Noch im December blüht der Narcissus, und zahlreiche aromatische Kräuter schwängern das ganze Jahr hindurch die Luft mit balsamischem Duft. Noch ausführlicher ergeht sich Merivale in der Beschreibung der Insel (V, 260 ff.). Auf den schönsten Stellen ließ Tiberius zwölf Villen errichten, denen er die Namen der olympischen Götter beilegte. — „Von allen Bauwerken, welche damals die Insel schmückten, sind wenig bemerkenswerthe Ruinen über der Erde erhalten; aber neben den Trümmerhaufen zeigen vorzüglich die Felsennischen und andere unterirdische Gemächer, wie Tiberius bemüht war durch zahlreiche Werke der Kunst den Schöpfungen der Natur nachzuhelfen, um Capreä zu einem lieblichen und prachtvollen Ruhesitz zu erheben."

b) Germanicus und Agrippina.

Germanicus im Orient. 17–19. Nach seinem glänzenden Triumphe über die Deutschen (S. 102) brach Germanicus nach dem Osten auf. Durch seine und Agrippina's Entfernung von Rom sollte den Feindseligkeiten und Kabalen in der kaiserlichen Familie zwischen den Claudiern und Juliern vorgebeugt werden. Die Thronstreitigkeiten in Parthien und Armenien, der Tod zweier Clientelfürsten in Kleinasien und die Klagen der Provinzen Syrien und Judäa über Steuerdruck gaben dem Kaiser Veranlassung, den ruhmgekrönten Neffen nach dem Orient zu entsenden. Mit dem Oberbefehl über alle Provinzen jenseit des Mittelmeeres ausgerüstet, so daß alle Statthalter und Befehlshaber der östlichen Länder ihm gehorchen und ihn mit Truppen und Zufuhr unterstützen sollten, setzte Germanicus über Griechenland nach Kleinasien über. Erfüllt von Wißbegierde und Bewunderung für die vergangene Herrlichkeit besuchte er alle Orte, auf denen der Glanz geschichtlicher Größe lag, wie Athen, Byzanz, Ilion, Kolophon u. a. O. und erwies sich gegen dieselben gnädig und huldvoll. Er mochte Gelegenheit genug zum Wohl-

thun und zur Milderung menschlichen Elends finden, da ein Jahr zuvor ein furchtbares nächtliches Erdbeben zwölf altberühmte Städte, darunter Sardes, Magnesia, Philadelphia, Kyme, zerstört und unsägliche Noth über die Gegend am Tmolus und Paktolus gebracht hatte.

Piso und Plancina. Wenn Tiberius die Absicht hatte, dem Neffen in seinem neuen Wirkungskreis Schwierigkeiten und Gefahren zu bereiten, so wählte er das rechte Mittel. Er ernannte an der Stelle des mit Germanicus befreundeten und verwandten Metellus Silanus den Cn. Calpurnius Piso zum Statthalter von Syrien, einen Mann, der den heftigen und trotzigen Sinn seines Vaters, eines eifrigen Pompejaners, geerbt hatte und dessen Stolz noch gehoben war durch den Reichthum und die hohe Geburt seiner Gemahlin Munatia Plancina, einer Freundin der Livia. Im Bewußtsein, nach dem Sinne des Kaisers und seiner Mutter zu handeln, suchte das feindselige Ehepaar in Syrien die Unternehmungen des Oberfeldherrn auf alle Weise zu lähmen und durch üble Nachreden sein und seiner Gemahlin Agrippina Ansehen und Ehre zu untergraben. Sie begünstigten den vertriebenen Arsaciden Vonones gegen seinen Rivalen Artaban III., für den sich Germanicus entschied. Aber auch ohne Piso's Hülfe ordnete der kaiserliche Prinz innerhalb Jahresfrist die Angelegenheiten in Armenien, Parthien und Kappadokien zum Vortheil und Ruhme seines Vaterlandes und flößte jenen fernen Ostländern Ehrfurcht vor dem römischen Namen ein. Vonones wurde bei einem Fluchtversuch eingeholt und getödtet. Und als Germanicus die Geschäfte, die ihm der Oheim überwiesen, zu Ende geführt, trieb ihn die Wißbegierde und die edle Begeisterung für die historische Vergangenheit in das Wunderland Aegypten. Im griechischen Gewande ohne militärischen Prunk reiste er den Nil hinauf bis an die Wasserfälle, ließ sich auf Thebens Trümmerwelt von kundigen Priestern die alte Herrlichkeit des untergegangenen Pharaonenreichs erklären, bewunderte die Riesenwerke der Pyramiden und die Denkmale der ägyptischen Kunstthätigkeit und erleichterte die Noth des Volkes bei dem obwaltenden Getreidemangel durch Eröffnung der römischen Vorrathshäuser in Alexandrien. Aber Tiberius zürnte, daß Germanicus gegen August's Gebot (S. 18) die kaiserliche Provinz ohne Erlaubniß betreten. Darum kehrte er schnell nach Syrien zurück, wo Piso's feindselige Gesinnung gegen den Oberfeldherrn immer offener hervortrat. Eine Krankheit, die ihn hier befiel, nahm bald einen so gefährlichen Charakter, daß der Glaube entstand, er sei vergiftet und durch verruchte Zaubermittel den unterirdischen Mächten geweiht worden. Piso's Benehmen verstärkte den Verdacht: er untersagte den Bewohnern von Antiochien, die Genesung des Kranken mit Opfern und Gelübden zu erflehen, und verzögerte die Abreise, die ihm der kaiserliche Prinz befohlen und für die schon die Schiffe gerüstet waren. Und als er die Kunde vernahm, daß Germanicus im 34. Lebensjahr zu Daphne, einer Vorstadt Antiochiens, verschieden sei, brach er in lauten Jubel aus, und Plancina vertauschte ihr Trauergewand, das sie wegen des Todes ihrer Schwester trug, mit dem Festkleide. Desto aufrichtiger war die Trauer der Provinzen und der fremden Völker und Könige des Orients um den frühen Hingang des hochherzigen, leutseligen Fürsten, den sie mit Alexander verglichen. Sein Leichenbegängniß fern von Rom ward nicht durch Ahnenbilder und Gepränge verherrlicht, wohl aber durch das Lob und Andenken seiner Tugenden. An seinen Namen hatten die Römer die Idee einer Wiederherstellung der Republik geknüpft. Mit seinem Tod erlosch jede Hoffnung der Freiheit.

(Margin notes in the passage above: "Germanicus in Aegypten." beside "rung für die historische Vergangenheit"; "Germanicus' Ausgang. 10. Oct. 19." beside "vortrat. Eine Krankheit".)

Agrippina's Rückkehr nach Rom. Nach der feierlichen Verbrennung der Leiche auf dem Markte von Antiochien sammelte Agrippina die Asche auf der Brandstätte und verließ dann mit der Todtenurne und ihren Kindern eilig das syrische Land, um in Rom den geliebten Gatten zu betrauern und auf Rache zu denken. Dorthin folgte ihr Piso, als sein Versuch, sich

mit Gewalt im Besitze Syriens zu behaupten, an dem tapfern Widerstande des von dem sterbenden Oberfeldherrn ernannten Befehlshabers Cn. Sentius gescheitert war. Tiberius verwehrte es nicht, daß die ganze Stadt den geliebten Todten mit Zeichen des tiefsten Schmerzes betrauerte und der Senat ihm eine Verehrung beschloß, die an Vergötterung grenzte. Triumphbogen, Denkmäler und Inschriften sollten seinen Namen an den Orten seines Ruhmes und seines Todes der Nachwelt in steter Erinnerung erhalten. In endlosem Trauerzug wurde die Asche des Verblichenen von Brundisium, wo Agrippina, die Todtenurne im Arm, mit ihren Kindern nach einer winterlichen Seefahrt landete, nach der Hauptstadt geführt. Die Freunde und Verwandten, die Krieger, die einst unter seinen Fahnen gedient, und eine zahllose Menge Volkes hatten sich in der Hafenstadt eingefunden. Tribunen und Centurionen trugen die theuern Reste auf ihren Schultern, voran die ungeschmückten Feldzeichen und die gesenkten Stäbe. In allen Orten, die der Trauerzug berührte, waren Altäre errichtet, wurden von den schwarzgekleideten Bewohnern Todtenopfer gebracht und Weihrauch verbrannt; und als am Abend bei Fackelschein der Aschenkrug zum Marsfelde getragen und in August's Mausoleum beigesetzt wurde, war die ganze Hauptstadt in Schmerz und Wehklagen wie aufgelöst. Nur Tiberius und seine Mutter nahmen an dem Leichenzug und der Trauer keinen Antheil, und das Herz des Kaisers schwoll von Neid und Ingrimm, als das Volk im Ungestüm seiner Gefühle ausrief: „gefallen sei der Staat, jede Hoffnung dahin!" und Agrippina als die „Zierde des Vaterlandes", als das „einzige Muster alter Tugend" pries und die Götter anflehte, ihre Kinder gegen die Nachstellungen der Feinde zu schützen. Er sah sich endlich bewogen, durch ein feierliches Ausschreiben der übermäßigen Trauer ein Ziel zu setzen und damit zugleich sein eigenes Verfahren zu rechtfertigen. Man möge zu den Geschäften zurückkehren und (bei den bevorstehenden megalesischen Spielen) sich dem Vergnügen wieder zuwenden.

Bald darauf kamen Piso und Plancina in Rom an und feierten im festlich geschmückten Palaste ihre Rückkehr mit Schmaus und Gelage, wodurch der Unwille des Volkes sich mehrte. Im Vertrauen auf die kaiserliche Gunst erschien der Statthalter zweimal vor den Schranken des Senates, bei dem die Klage wider ihn eingebracht worden war. Man beschuldigte ihn, daß er die Waffen gegen den Staat erhoben und den Germanicus durch Gift aus der Welt geschafft habe. Tiberius wohnte der Gerichtshandlung bei, verschlossen gegen jede Gemüthsbewegung, ohne Mitleid und Zorn in seinen Mienen. Diese Haltung des Gebieters und der laute Unwillen des Volkes, das lärmend die Curie umstellt hielt und mit Drohen die Verurtheilung verlangte, raubten dem Angeklagten das Vertrauen in seine Sache. Noch ehe der Richterspruch erfolgt war, fand man ihn eines Morgens in seinem Schlafgemache mit durchschnittener Kehle und auf dem Boden ein Schwert liegend. Nach der gewöhnlichen Meinung starb er durch eigene Hand; doch fehlte es nicht an Gerüchten, daß er durch gedungene Mörder gefallen sei, damit er nicht geheime Schriftstücke veröffentliche.

Piso's Prozeß u. Ende. 20.

Plancina wurde auf die Fürbitte der Livia begnadigt und Piso's Söhnen das väterliche Vermögen gelassen*). Tiberius sprach im Senat sein Bedauern aus, daß durch den Tod des Angeklagten die Möglichkeit genommen wäre, über den Hingang des Germanicus volles Licht zu erhalten; aber in dem Gemüthe des Volks, insbesondere der freigesinnten altrömischen Oppositionspartei, haftete der Verdacht, daß der hochherzige Fürstensohn an Vergiftung gestorben und daß Tiberius und Livia nicht ohne Theilnahme und Mitwissenschaft bei der dunkeln That gewesen. Germanicus, ein

*) Erst als Livia und Agrippina bereits im Grabe ruhten, siegte das Recht. Mehrerer Verbrechen angeklagt legte Plancina, an aller Rettung verzweifelnd, Hand an sich selbst.

offener freisinniger Mann von volksthümlichem Wesen und tugendhaftem Wandel, galt als das Haupt der Oppositionspartei, welche noch immer von der Herstellung des Freistaats träumte. In ihm sahen alle vaterländischen Römer ihren Halt und starken Hort. Sein Tod befreite den Kaiser von einer geheimen Furcht, daher lag auch der Argwohn nahe, daß er denselben gewünscht habe. Es war die erste Gelegenheit, bei welcher der versteckte mißtrauische Charakter des Herrschers zu Tage kam, und der Abscheu, den die Wahrnehmung dieser heimtückischen Gemüthsart in dem Volke erregte, wurde fortan der Maaßstab, nach dem man alle Handlungen desselben beurtheilte. So bildete sich die öffentliche Meinung über das Regentenleben des Tiberius, die sich in dem Geschichtswerke des Tacitus reflektirt. Man glaubte nicht an die Aufrichtigkeit seiner Worte und erblickte in seinem Thun und Wesen nur Verstellung und Heuchelei.

Schicksale und Ende der Agrippina u. ihrer Kinder.

Agrippina hatte drei Söhne, von denen der älteste, Nero, sechzehn, der zweite, Drusus, fünfzehn und der dritte, Gaius, elf Jahre zählte. Auf ihnen ruhte die Hoffnung des Volkes, besonders seitdem des Tiberius Sohn Drusus, der den verwaisten Knaben mit väterlicher Zärtlichkeit zugethan blieb, durch die Tücke Sejan's und den buhlerischen Frevelsinn der eigenen Gattin Livia oder Livilla, des Germanicus Schwester, dem Gifte und den Ausschweifungen erlegen war. Diese Hoffnung wurde noch gesteigert, als Tiberius sie in einer feierlichen Senatssitzung den versammelten Vätern empfahl, und sie somit gleichsam an Kindesstatt annahm. Aber die allgemeine Freude, welche diese Kundgebung eines wohlwollenden Gefühls gegen die Großneffen erzeugte, weckte aufs Neue den Argwohn und Neid in dem finstern Gemüth des Kaisers; und darauf baute der verruchte Sejanus seine verderblichen Pläne. Er nährte das Mißtrauen gegen Agrippina und den Stamm des Germanicus durch Verleumdung und Nachrede; seiner Bitte um die Hand der Livilla legte er den Beweggrund unter, durch diese Verbindung des Drusus Kinder gegen Agrippina's Feindschaft zu schützen, und als Tiberius unter anderen Ursachen seiner Weigerung geltend machte, daß durch diese Verbindung Agrippina's Haß um so heftiger entbrennen und durch die Eifersucht der beiden Frauen das kaiserliche Haus in zwei Parteien auseinander gehen würde, so wurde Sejan noch mehr zur Rache entflammt. Da bei der treuen Sorgfalt, mit welcher die Aufseher die Knaben überwachten, und bei der Keuschheit der Mutter Gift und Verführung nicht in Anwendung gebracht werden konnten, so umstrickte sie Sejanus mit den Netzen der Hinterlist und Verleumdung. Im Bunde mit Livilla ängstigte er den Tiberius durch übertriebene Schilderungen von den ehrgeizigen Plänen der Agrippina, die im stolzen Gefühle ihrer erlauchten Herkunft von Augustus nähere Ansprüche auf den Herrscherthron zu haben glaubte, und von der Macht und dem kühnen Streben ihrer Partei, und bewirkte, daß zuerst mehrere angesehene Personen, welche dem Hause des Germanicus ergeben waren, wegen Majestätsverbrechen angeklagt und verurtheilt wurden, unter ihnen Claudia Pulchra, Agrippina's Freundin und Verwandte, die man der Buhlerei und der Nachstellung gegen den Kaiser durch Verschwörung und Gift be-
26. schuldigte. Agrippina selbst beleidigte den Fürsten tödtlich, als sie bei einem Mahle die ihr dargereichten Früchte ungekostet den Sclaven gab, weil ihr vorher verrätherische Zungen den Glauben einer beabsichtigten Vergiftung beigebracht hatten. Tiberius vermied von der Zeit an allen Verkehr mit ihr und ihren Söhnen und gab sie den feindlichen Anschlägen Sejan's preis. Kaum hatte der Kaiser seinen Herrschersitz nach Capreä verlegt, so umstellte sie der Günstling mit Spähern und Verräthern, die unter der Maske wohlwollender Gesinnung Mutter und Söhne zu Reden und Handlungen zu verleiten suchten, denen man feindselige Absichten gegen den Herrscher unterlegen konnte. Diese wurden dann, ins Lügenhafte entstellt und übertrieben, zu Anklagen vor dem
28. Majestätsgerichte benutzt. Durch solche Mittel wurde zuerst Titius Sabinus, ein vor-

nehmer Ritter, welcher die alte Anhänglichkeit an Germanicus auch dessen Familie bewahrt hatte, als Hochverräther verurtheilt und am Neujahrsfest von den Schergen durch die entsetzte und zitternde Volksmenge verhüllten Hauptes zum Tode geführt, laut schreiend über das neue Opfer, mit dem Sejan das Fest einweihte. Zwei Jahre 30.
später erfüllte sich auch Agrippina's Schicksal. In einem Majestätsprozeß fand der Senat, daß sie und ihre Söhne Entwürfe zur Empörung geplant hätten. Sie und ihr ältester Sohn Nero wurden nach zwei entlegenen Inseln verwiesen, wo beide den Hungertod starben, der Sohn gezwungen, die Mutter freiwillig. Kummer und Verfolgung hatte ihre von Natur strenge und stolze Seele bitter und herbe gemacht. Bei ihrer Abführung hatte sie durch ihren Widerstand und ihre Schmähungen den sie begleitenden Centurio so sehr gereizt, daß dieser ihr in roher Wuth ein Auge ausschlug. Im 31.
folgenden Jahr wurde der zweite Sohn Drusus, dessen junge Gemahlin Aemilia Lepida Sejan gleichfalls zur Buhlschaft und zu verrätherischen Aussagen verleitet hatte, für einen Feind des Vaterlandes erklärt und im Erdgeschoß der Kaiserburg in Haft gebracht, um zwei Jahre nachher auf gleiche Weise sein Leben zu beschließen. Ein solches Ende nahmen die Hinterlassenen des edeln Germanicus; ihren Untergang theilten fast alle Freunde und Vertraute des Hauses. Auch Asinius Gallus, der Sohn des berühmten Asinius Pollio, litt unter dem tödtlichen Argwohn des Princeps. Als Gemahl der Vipsania, der geschiedenen Gattin des Tiberius, und als Freund der Agrippina war er dem Kaiser, dem er oft durch seinen Freimuth lästig fiel, von jeher ein Dorn im Auge. Doch verbarg er lange seinen Groll. Erst als Pollio ihm nach Capreä eine Botschaft des Senats überbrachte, gab er Befehl, denselben bei seiner Rückkehr zu verhaften, während er ihn zugleich zur Tafel zog. Asinius wurde einige Zeit im Gefängniß gehalten, wo er den Hungertod starb, ob freiwillig oder gezwungen, blieb ungewiß. „Endlich habe ich mich mit Gallus ausgesöhnt," sprach der Unmensch mit 33.
teuflischer Ironie auf Capreä, als er den Tod des verhaßten Mannes erfuhr, und entehrte sein und Agrippina's Andenken durch die lügenhafte Beschuldigung verbotener Buhlschaft mit einander. Aber Agrippina, bemerkt Tacitus, mit einer mittleren Stellung unbefriedigt, gierig nach Herrschaft und voll männlicher Entwürfe, war über weibliche Schwächen hinaus.

c) Ausbildung der Monarchie.

Unter Augustus war die monarchische Machtfülle in republikanische Formen gehüllt. Zufrieden mit der wirklichen Herrschaft, gönnte er dem Volk die süße Täuschung der Selbstregierung, den Schein der Wahlfreiheit in den Comitien. Es war nur ein Blendwerk, wenn die Volksgemeinde auf dem Forum oder Marsfelde zusammentrat, um die Beamten zu wählen, die der Imperator bestimmt hatte, die er der Versammlung empfahl, für die er Stimmen warb. Augustus fühlte sich wenig durch das Fortbestehen des alten Gebrauchs beschränkt, denn „wo seine legale Befugniß endete, da ergänzte er sie durch den factischen Einfluß seiner Popularität, und so war er allmächtig". Seinem Nachfolger war dieser unbestimmte Zustand, diese zwischen Republik und Monarchie hin und her schwankende Verfassung unbequem. Im Sinne der Claudier wollte er dem Staatswohl nach eigenem Ermessen dienen, aber in seinen Handlungen unabhängig sein. Darum suchte er zuerst die der Volksversammlung inwohnende Staatshoheit zu beseitigen und sie dem Kaiser und seinen

Regierungsorganen beizulegen. Aber klug wie er stets war und Meister in der Verstellung wußte er auch hier den Schein der Eigenmächtigkeit zu vermeiden, indem er sich das Ansehen gab, nach August's hinterlassenen Entwürfen zu verfahren, und somit die unvolksthümliche Maßregel durch den populären Namen deckte. Er ahmte das Beispiel des Antonius nach Cäsar's Ermordung nach.

Die Magistratur. So wurde also der Schatten von Wahlfreiheit, der bisher noch den beiden Comitien gelassen war, auf den Senat in der Curie übertragen und damit die Magistratur ganz und gar der willkürlichen Verfügung des Kaisers anheimgegeben. Das Consulat besetzte er fortan ohne alle anderweitige Mitwirkung aus eigener Machtvollkommenheit. Von den Bewerbern um die übrigen Aemter wählte er diejenigen aus, die ihm geeignet schienen oder gefielen, und ließ ihnen schriftliche Empfehlungen für den Senat zustellen, und dieser verfehlte dann nicht, dem kaiserlichen Gebot in Demuth und knechtischem Sinn nachzukommen. Einige untergeordnete Stellen blieben manchmal auch der Entscheidung der Väter selbst überlassen. Darauf erschienen die Erkorenen, je nach ihrer Bestimmung, vor der Centurien- oder der Tribus-Versammlung, wo ein Herold die Wahlen dem Volke verkündigte, das dann seinen Beifall durch die übliche Acclamation kund gab. Dieses Schattenspiel alter Formen bestand bis zur Ausbildung der vollständigen Militärherrschaft unter Septimius Severus.

Legislative Gewalt. Eben so wurde auch die gesetzgebende Gewalt der Volksversammlung mehr und mehr entzogen und auf die „Comitien der Curie" d. h. auf den Senat übertragen. Von der Zeit an erlangten die Senatsbeschlüsse auch ohne die Zustimmung oder Mitwirkung der Volksversammlung Gesetzeskraft, eine Machterweiterung, die wohl auch in der republikanischen Zeit hie und da angesprochen und geübt, aber stets als Eingriff in die Verfassung gerügt und zurückgewiesen worden war. Die legislative Gewalt, anfangs auf der Zusammenwirkung von Senat und Volk beruhend, dann zur Zeit der Demokratenherrschaft ausschließlich von der Volksgemeinde geübt, ging nun für immer auf die kaiserliche Rathsversammlung über, die sich aber willen- und gesinnungslos den Vorschlägen und Machtbestimmungen des Imperators fügte. Somit war die gesammte Staatsgewalt in der Hand des Machtherrschers vereinigt; alle Mitwirkung durch Senat und Volk war nur Schein und leere Form. Für die freie Meinungsäußerung gab es kein Organ mehr als die Literatur; aber auch diese stand unter strenger Censur. Mochte Tiberius auch anfangs mit heuchlerischer Bescheidenheit den Ausspruch thun, daß in einem freien Staat Gedanken und Worte frei sein müßten, die Ungnade, die jede freimüthige Aeußerung auf den Redner herabzog, bewies bald, wie wenig es dem Kaiser Ernst war mit solchen liberalen Phrasen. Schriftsteller, welche die Republik priesen, wurden verfolgt und ihre Schriften verboten. Die Zeitgeschichte ward entstellt durch unverdientes Lob, welches Gunstbuhlerei den lebenden Herrschern spendete. Cremutius Cordus, dessen Geschichtswerk von

den Aedilen öffentlich den Flammen übergeben wurde, gab sich selbst den Tod durch Enthaltung der Nahrung.

So unbeschränkt indessen auch die Machtfülle war, die sich in der Person des Kaisers concentrirte, dem autokratischen Sinne des Tiberius genügte sie nicht; der Despotismus schien noch unvollendet, wenn nicht auch die richterliche Gewalt in seine Hand gelegt war, wenn nicht auch sein Herrscherwille über Gut, Ehre und Leben aller Unterthanen unbedingt verfügte. Und auch zu diesem letzten Schritt ließ sich der Senat als Werkzeug gebrauchen. Tiberius traf die Anordnung, daß alle wichtigen Rechtsfälle in der Curie verhandelt werden sollten; daß der Senat nicht nur die ausschließliche Gerichtsbarkeit über alle Verbrechen seiner Glieder üben, sondern daß auch die Klagen wegen Hochverraths und Majestätsbeleidigung, wegen Gewaltthätigkeit und Erpressung, wegen Blutschuld und Ehebruch, wegen Bestechung und Raub u. dgl. m. der Jurisdiction des Senats unterliegen sollten. Die Curie wurde somit der umfassendste Gerichtshof für alle Criminalfälle, den gewöhnlichen Gerichten, den Quaestiones perpetuae, blieben nur Klagsachen von untergeordneter Tragweite zur Untersuchung und Entscheidung vorbehalten. Aber mit kluger Staatskunst wußte Tiberius die Senatsjurisdiction völlig von seinem Ermessen abhängig zu machen; „wo des Fürsten Interessen auf dem Spiele standen, da waren die Urtheile der Curie ein Ausdruck seines Willens und von ihm eingegeben“. Nicht nur, daß die Aufnahme in das Senatscollegium und die Ausschließung aus demselben ganz in seiner Hand lag, daß die Herabsetzung des senatorischen Alters auf 25 Jahre ihn in Stand setzte, die Listen mit jungen Männern zu füllen, welche die Tage der Republik nicht mehr mit eigenen Augen gesehen; der knechtische Sinn der Nation, die Eitelkeit der senatorischen Geschlechter, die in der scheinbaren Erweiterung des Geschäftskreises eine Mehrung von Ehre und Macht erblickten, der servile Ehrgeiz der um Hofgunst buhlenden Aristokratie, die zur Mode gewordene maaßlose Schmeichelei erleichterten dem schlauen Tyrannen das Bestreben, durch den Senat das römische Volk in Fesseln zu legen, mit autokratischer Allgewalt über Leben, Eigenthum und Ehre seiner Unterthanen nach Willkür zu schalten und dabei den Haß, den der Raub der Volksrechte erzeugte, auf Andere zu laden. In Rom wie in den Provinzen verschwand nun alle freie Selbstthätigkeit der Beamten und jeder geistige Aufschwung wurde in den einförmigen Gang maschinenartiger Verwaltung gebannt. Wohl gab es auch jetzt noch einige Männer, in denen nicht alles Freiheitsgefühl erstorben war, die noch hie und da im Senat ein Wort der Widerrede wagten, noch hie und da die häßliche Gestalt errathen ließen, die von der heuchlerischen Hülle des Despoten verdeckt war; aber solche vereinzelte Stimmen wußte der Machthaber zum ewigen Schweigen zu zwingen; gegen diese vermessenen Widersacher richtete er „die grausige Schutzwehr des Majestätsgesetzes“, welches den Schlußstein seiner despotischen Politik bildete.

Die richterliche Gewalt

d) Die Majestätsgerichte.

Majestätsgesetz. Schon unter Cäsar und Augustus waren die strafrechtlichen Bestimmungen, durch welche zur Zeit der Republik alle gegen den Staat und die Magistrate gerichteten Handlungen und hochverrätherische Unternehmungen bedroht waren, auch auf solche ausgedehnt worden, welche sich gegen das Oberhaupt des Staats vergehen würden, so daß jede Verletzung der Ehre und Macht des Princeps als „Majestätsverbrechen" gelten sollte. Da der Fürst Inhaber aller Amtsgewalt war und der tribunicischen Heiligkeit theilhaftig, so war die Uebertragung der auf der Magistratur und dem Tribunat ruhenden „Majestät" auf die Person des Kaisers eine folgerichtige Rechtsentwickelung, und es fehlte schon in den ersten Jahren der einheitlichen Herrschaft nicht an wohldienerischen Anträgen und Rathschlägen, welche die schützenden Schranken des Principats durch Ausdehnung des Majestätsgesetzes gestärkt und die Heiligkeit des Staatsoberhaupts gesteigert wissen wollten. Aber Augustus wehrte dem Eifer der monarchischen Heißsporne; Angriffe oder Schmähungen auf seine Person durch Schrift oder Rede wurden nicht in den Bereich der Majestätsbeleidigung gezogen und in der Regel unbeachtet und unbestraft gelassen. Anders der argwöhnische und menschenfeindliche Tiberius. Nicht nur daß die Majestätsverbrechen gegen den Staat nunmehr in überwiegender Weise auf die Person des Herrschers bezogen wurden, der Kreis der hochverrätherischen Handlungen und Majestätsbeleidigungen nahm immer größere Dimensionen an. Je mehr der Mangel eines Erbfolgegesetzes die ehrgeizigen Glieder der kaiserlichen Familie und andere hervorragende Männer der Aristokratie mit Hoffnungen auf künftige Herrschaft erfüllen mochte, desto mehr erwachte das Mißtrauen des Gebieters. Es war natürlich, daß man Unternehmungen gegen das Leben des Kaisers für Majestätsverbrechen erklärte und mit Verbannung oder Tod und mit Verlust des Vermögens bedrohte; allein man dehnte den Begriff persönlicher Nachstellung auch auf die Erkundigungen bei Wahrsagern über das Leben des Kaisers und die künftigen Schicksale der kaiserlichen Familie aus und belegte den Forschenden und den Antwort Ertheilenden mit derselben Strafe. Den strafrechtlichen Bestimmungen wegen Ehrenverletzung wurde unter Tiberius eine unerhörte Tragweite gegeben. Nicht nur Pasquille und Schmähschriften jeglicher Art wurden in den Kreis der Majestätsverbrechen gezogen, sondern auch unehrerbietige und schmähende Reden auf ihn selbst oder auf Glieder des Herrscherhauses; ja sogar an den kaiserlichen Bildnissen in Stein oder Erz konnte man sich versündigen. Wer so vermessen war, ein Standbild des Kaisers zu verkaufen, ein ehernes Weihebild desselben einzuschmelzen, eine andere Statue höher zu stellen als die kaiserliche oder gar einer kaiserlichen Bildsäule den Kopf abzunehmen, der machte sich eines Majestätsverbrechens schuldig; selbst ein Ring mit dem eingeschnittenen Kaiserbild oder eine mit dem fürstlichen Brustbild versehene Münze konnte dem, der damit Mißbrauch trieb, verderblich werden.

Delatoren. Und daß diese Gesetze gegen Hochverrath und Majestätsbeleidigung nicht blos Schreckbilder blieben, sondern sehr häufig in Anwendung kamen, dafür sorgte der finstere Argwohn des Tiberius und die Bosheit und Tücke der heillosen Rotte von Delatoren, von Spionen und Angebern, die das erweiterte Majestätsgesetz heranzog und die wie eine Pestseuche das innere Leben Roms vergiftete, Treue und Glauben vernichtete und den letzten Funken der Freiheit erstickte. Die Angeberei wurde zu einem einträglichen Gewerbe, da jede erwiesene Anklage reichlich belohnt wurde; angelockt durch den Sündenlohn und begünstigt durch das wachsende Mißtrauen des Kaisers mehrte sich die feile Rotte in furchtbarem Fortschritt. Männer und Frauen jedes Standes, selbst Senatoren trieben das ehrlose Geschäft der Delatoren, bald offen, bald geheim. Damals wurde das Sprichwort: „Die Wände haben Ohren" zur furchtbaren

Wahrheit. Jeder Scherz, jede übereilte Aeußerung, jedes in der Hitze oder Aufregung ausgestoßene Wort wurde zur Majestätsanklage benutzt und zum Todesverbrechen gestempelt. „Sclaven wurden gegen ihre Herren, Freigelassene gegen ihre Patrone bestochen, nicht blos der Feind stürzte den Feind, sondern die Habsucht trieb auch den Freund zur Anklage des Freundes.“ Die Majestätsanklage war gewöhnlich das letzte Mittel, Männer von freier Gesinnung, denen man auf anderen Wegen nicht beikommen konnte, sicher zu verderben. Die gerichtliche Untersuchung wurde entweder vor dem Senat geführt oder auch vor das unmittelbare Forum des Kaisers gezogen. Jedermann, selbst bescholtene Personen, wurden zur Anklage zugelassen; und um die Thatsache zu beweisen, durften nicht blos Sclaven, die man zuvor freiließ oder verkaufte, als Zeugen wider ihre Herren auftreten, man brachte auch Freie und römische Bürger auf die Folter. Durch die mit der Verurtheilung verbundene Confiscation und Bescholtenheit wurden auch die Kinder und Erben in die Strafe hineingezogen. Mit ergreifenden Zügen erzählt Tacitus, wie L. Scribonius Libo, ein junger Mann Scribonius Libo.
von vornehmer Abkunft aber schwachem Charakter, von einem Senator, der sich in sein Vertrauen einschlich, zuerst zu Ausschweifungen und zum Schuldenmachen verleitet wurde, wie der Verführer dann den unbesonnenen Jüngling, der mit Scribonia, des Augustus erster Gemahlin, verwandt war, mit thörichten Hoffnungen auf künftige Herrschaft erfüllte und ihn beredete, sich von Wahrsagern und Traumdeutern die Zukunft verkünden zu lassen, bis mit Hülfe von Angebern und gefolterten Sclaven eine Klage auf Hochverrath vor dem Senat erhoben werden konnte. Mit einer Seelenkenntniß, wie sie nur dem tiefen Menschenkenner eignet, wird dann weiter entwickelt, wie der Kaiser selbst dem Bethörten Schlingen und Fallstricke legte, um die Schuld zu mehren, wie der Geängstete in Trauerkleider gehüllt vergebens um Gnade schrie, um Fürsprache bei den furchtsamen Verwandten flehte, bis er endlich verzweiflungsvoll Hand an sich selber legte, worauf der Senat die Schuld als erwiesen erklärte. Sein Name wurde geschändet, der Tag, an dem seine Verbrechen entdeckt wurden, im Calendarium als Festtag bezeichnet, sein Vermögen unter die Ankläger vertheilt, und diejenigen von ihnen, welche senatorischen Standes waren, erhielten Ehrenämter zum Lohn. Libo's Schicksal war nur eine kleine Schauderscene in dem großen Gemälde menschlicher Verworfenheit, das der tiefblickende, herzenskundige Historiker vor uns aufrollt, aber es beleuchtet mit grellen Streiflichtern den Abgrund von Laster, von sittlicher Entartung und von schwarzer Bosheit, über welchem das gesunkene Rom seine Orgien feierte. Von der Zeit an, bemerkt Tacitus, zehrten die Majestätsklagen wie ein Krebsschaden an dem Gemeinwesen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse der höheren Kreise waren trübe und zerrissen; Furcht erzeugte Heuchelei, Mißtrauen nagte an den Banden der Freundschaft und Verwandtschaft. Die Wohldienerei des Senats und die Niederträchtigkeit und Habsucht der Delatoren späheten unaufhörlich nach neuen Opfern. Der brennende Eifer des Gerichtshofes und seiner Schergen stieg zu solcher Höhe, daß Tiberius zuweilen ihrer Hitze Einhalt gebieten mußte und durch Niederschlagung von Klagen oder durch Begnadigung einzelner Verurtheilten sich mit dem Schein der Milde umgeben konnte. So bei Rubrius, der beschuldigt war, durch einen Meineid August's Namen entweiht zu haben, und den Tiberius mit der Bemerkung lossprach: „Beleidigung der Götter zu rächen, sei der Götter Sorge“; so bei L. Ennius, einem römischen Ritter, dem man vorwarf, ein Bild des Fürsten eingeschmolzen und das Silber zu andern Zwecken verwendet zu haben. Der Kaiser sprach ihn frei trotz der Einrede, durch welche der berühmte Rechtsgelehrte Atejus Capito aus Augendienerei sich entehrte. Und als die Ausdehnung der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Fürsten auf seine Bildnisse und Tempel zu groben Mißbräuchen Veranlassung gab, so daß Leute der unteren

Volksklassen, Freigelassene und Sclaven, ein Bild des Kaisers oder ein Geldstück mit dessen Kopf in der Hand, angesehene Männer mit Schmähreden und Drohungen verfolgten und die Altäre und Heiligthümer der vergötterten Herrscher als Freistätten und Schutzorte für Frevler und entlaufene Sclaven dienten, da erließ Tiberius Verordnungen, welche dem Mißbrauche der kaiserlichen Heiligkeitsidee steuerten, und verhütete, daß man ferner unter dem Schutze der Religion Straflosigkeit für Schandthaten suchte. Erst in den späteren Regierungsjahren wurde die scharfe Waffe der Majestätsgerichte schonungsloser geschwungen.

e) Tiberius auf Capreä. Sejan's Schreckensherrschaft und Ende.

23. Mit dem Tode des Drusus, bemerkt Tacitus, begann das Schicksal das bis dahin wohlgeordnete Gemeinwesen zu verwirren. Der Fürst selbst wüthete oder lieh Andern die Macht zu wüthen. Die Majestätsanklagen mehrten sich durch die feindselige und hinterlistige Thätigkeit Sejan's und seiner Geschöpfe; die Hinrichtungen, Verbannungen und Vermögenseinziehungen wurden immer häufiger; und als der
26. Kaiser selbst drei Jahre später sich zuerst nach Campanien, dann auf die Insel Capreä begab, um dem lästigen Verkehr mit einer verächtlichen Menschheit und dem unbequemen Einfluß der herrschsüchtigen und ränkevollen Mutter Livia Augusta zu entgehen und im Umgang mit wenigen Vertrauten, mit Gelehrten und Dichtern in behaglicher Muße zu leben oder fern von den Augen der Welt sich seiner Grausamkeit und seinen heimlichen Neigungen zur Wollust hinzugeben oder auch, wie die Lästerzunge aussagte, seinen entstellten Leib den Blicken der Hauptstadt zu entziehen, da erreichte die Tyran-
Sejan's Macht und Uebermuth. nenherrschaft in Rom eine furchtbare Höhe. Während der elf Jahre, die Tiberius auf dem anmuthigen Felseneilande zubrachte, ging Alles durch die Hände Sejan's, der bald nach Rom entsandt mit seinen Creaturen im Senat und in der Magistratur die Staatsgeschäfte besorgte und die Gerichtssachen entschied, bald in einem Küstenorte Campaniens den herbeiströmenden Senatoren und Rittern Gehör gab oder den Zutritt zu dem Fürsten vermittelte. Wie sehr immer die altrömische aristokratische Gesellschaft im Innern dem übermüthigen „Tusker" grollen mochte, äußerlich brachte man ihm die ausgesuchtesten Huldigungen entgegen. „Tag und Nacht fand man die Großen Roms in den Feldern Campaniens oder am Ufer liegend, ausgesetzt der Gnade oder dem Uebermuth der Pförtner vor Sejan's Schwelle, ängstlich auf den glücklichen Moment wartend, wo diesem Allmächtigen beliebe, sie eines Worts oder eines Blicks zu würdigen; zitternd kehrten die zur Stadt zurück, welchen die hohe Gnade versagt worden. In Sejan's Händen lag jetzt das Loos eines jeden Römers, vor Allen der Hochgestellten: sein Haß vermochte zu zerschmettern, seine Gunst hatte die Vollmacht zu belohnen. Und die letztere erlangte man nur durch niedrige Schmeichelei oder durch Theilnahme an seinen Kabalen und Schandthaten." So lange die Kaiserin-Mutter lebte, die in ihrem Alter häufig einen milderen Sinn beurkundet und für manchen Bedrängten wirksame Fürbitte eingelegt hatte, zeigte Tiberius noch einige Scheu und Zurückhal-
29. tung; als sie aber in einem Alter von 82 oder 86 Jahren endlich ins Grab sank, folgte er ganz seiner argwöhnischen Natur und den Einflüsterungen und Ränken Sejan's. Und nun erreichte die Schreckensherrschaft ihre volle Höhe. Jede Senatssitzung endigte mit Auftritten blutiger Gräuel; ganz Rom lag in Angst und Furcht gefesselt; alle Stände beugten sich in Knechtssinn vor dem allmächtigen Günstling; man wetteiferte in Ehrenbezeugungen und Huldigungen, um durch die niederträchtigsten Schmeicheleien dem Verderben zu entgehen; man opferte vor den Altären des Tiberius und Sejanus und schwur bei ihrem Namen die feierlichsten Eide. An allen öffentlichen Orten

erblickte man ihre Bildnisse vereinigt aufgestellt. Die Umgebung des Kaisers bestand aus dienstbeflissenen Anhängern des Günstlings; mit ihrer Hülfe erfüllte er die leichtgläubige und mißtrauische Seele des Herrschers mit Schreckbildern über feindliche Nachstellungen und erwirkte die Blutbefehle, die ihm den Weg zur Herrschaft frei machen sollten. Wir haben gesehen, wie das ganze Haus des Germanicus seiner tückischen Rachsucht zum Opfer fiel. Nichts schien dem übermüthigen Emporkömmling, der über die Curie wie über das Prätorianerlager gebot, unerreichbar. Das Gedränge vor seinen Thüren und die Unterthänigkeitsbeweise aller Stände machten den Eindruck, als sei er Herrscher von Rom und Tiberius Gebieter von Capreä.

Dieses Uebermaaß von Macht und Verehrung in der Person des Sejan weckte endlich den Neid des Kaisers. Er beschloß sein Verderben, aber er hatte ihn so hoch erhoben, daß er mit großer Vorsicht verfahren mußte. Verbote gegen die übertriebenen Verherrlichungen und einige Maßregeln zur Beschränkung seiner Macht waren die Einleitung zum Sturze. Sejan merkte bald, daß die Sonne der kaiserlichen Gnade für ihn im Sinken sei; seines Untergangs gewiß scheint er wie ein verzweifelter Spieler Alles auf Einen Wurf gesetzt zu haben; nur in dem Falle des Fürsten sah er die Möglichkeit der eigenen Rettung. Er betrieb eine Verschwörung gegen das Leben des Kaisers. Die näheren Umstände des Complotts sind in Dunkel gehüllt und der Umstand, daß Tiberius durch Antonia, die Mutter des Germanicus, von dem Vorhaben Kunde erhielt, ist geeignet, einigen Verdacht gegen die Wahrheit desselben zu erregen. Allein die Lage der Dinge und die Angaben mehrerer Schriftsteller zerstreuen die Zweifel. Tiberius ging mit der ihm eigenen Schlauheit und Verstellung zu Werke. Während er neue Ehren in Aussicht stellen ließ und dadurch die Befürchtung und Gerüchte von dem bevorstehenden Fall des Günstlings zu zerstreuen wußte, umgarnte er ihn mit argem Trug. Sertorius **Macro**, an Sejan's Stelle zum Hauptmann der Prätorianer ernannt, brachte durch das Versprechen kaiserlicher Gnadengeschenke die Garde auf seine Seite und übergab dann dem Senat das Schreiben, dessen Schluß den Befehl enthielt, sich der Person des Sejan zu versichern. Wie erstaunte der mächtige Mann, der selbst im Rathhause anwesend war, als er statt der erwarteten neuen Ehren seinen Fall vernahm und von dem Consul sofort in Gewahrsam genommen ward. Unter dem Rache- und Jubelgeschrei des Volkes wurde der gestürzte Günstling ins Gefängniß abgeführt und dort, da man die Absicht des Kaisers errieth, noch an demselben Tage getödtet. Sein Kör- 31.
per wurde auf die gemonischen Stufen geworfen und der Verhöhnung des Pöbels preisgegeben. Sueton erzählt, der Kaiser habe sich durch Feuerzeichen von Berg zu Berg von der Vollstreckung Kunde geben lassen und sich dann neun Monate lang in sein Landhaus eingeschlossen. Ein wilder Aufruhr tobte mehrere Tage in den Straßen der Stadt. Die Statuen des Verhaßten wurden umgestürzt, seine Anhänger mit dem Tode bedroht, mehrere Häuser geplündert und niedergebrannt. Der älteste Sohn fiel als Opfer der Volkswuth, die beiden andern Kinder, ein Knabe und ein junges Mädchen, wurden auf schaudervolle Weise im Kerker erdrosselt und ihre Leichen gleichfalls auf die Seufzertreppe geschleift. Ihre Mutter Apicata gab sich selbst den Tod, nachdem sie dem Kaiser die Vergiftung seines Sohnes in einer Schrift kundgegeben. Wüthend über die Entdeckung des schmachvollen Frevels ließ dieser die buhlerische Schwiegertochter Livilla hinrichten und ihr Gedächtniß verfluchen. Dem blutigen Ende Sejan's folgte eine Zeit des Schreckens wie nie zuvor. Delatoren und Blutrichter waren 32.
in emsiger Thätigkeit; wer mit dem gefallenen Günstling in näherer Beziehung gestanden oder von ihm erhoben worden war, wurde als Theilhaber seiner Schuld angesehen und in sein Todesgeschick verflochten. Die Blutgerichte waren fortan fast die einzige Beschäftigung des Senats, und da Ankläger und Beklagte gewöhnlich in der Curie

Sejan's Ausgang.

Schreckensherrschaft.

saßen, so bestand die Hauptthätigkeit der Väter in der Selbstvernichtung. Die Kerker füllten sich mit Gefangenen jedes Alters und Geschlechtes; selbst die Frauen blieben nicht verschont. Ihre Thränen galten als Verbrechen. Die finstere Leidenschaft des
33. Kaisers forderte immer neue Opfer. Zwei Jahre nach Sejan's Fall wurden Alle, die als Mitwisser oder Theilnehmer seines Verbrechens noch im Kerker lagen, auf einen Schlag hingerichtet und ihre Leichen auf die Seufzerstufen geworfen. Dort waren Wächter aufgestellt, welche alle Freunde und Verwandte abhielten die Getödteten zu beweinen, ja nur anzuschauen. Endlich wurden die faulenden Körper den Wellen der Tiber übergeben, und wo sie umherfluthend ans Ufer trieben, erfüllte Niemand die Todespflicht an ihnen. Der Schrecken hielt Alle gefesselt und verscheuchte jedes Mitgefühl. Aber den Fürsten floh auch die Ruhe der Seele, die er sich durch diese blutige Vergeltung zu erjagen hoffte. Tacitus hat uns ein Schreiben an den Senat aufbewahrt, in dem sich die Seelenangst und das zerrissene, an sich und der ganzen Welt verzweifelnde Gemüth des menschenfeindlichen Herrschers abspiegelt. Aber als ob er die Schatten der Gemordeten, die seine Ruhe störten, durch neue Unthaten verscheuchen könnte, schritt er auf dem Wege blutiger Tyrannei immer weiter fort. Des Germanicus zweiter Sohn Drusus starb nach dreijähriger Haft im Kerker der Kaiserburg des Hungertodes, nachdem er neun Tage durch das Füllwerk seines Lagers sein Leben gefristet, und der Kaiser verläugnete so sehr seine frühere Zurückhaltung, daß er die Verwünschungen und Flüche des Hinschmachtenden, die der aufgestellte Wächter in sein Tagebuch eingetragen, zum Entsetzen der Väter im Senate vorlesen ließ und so „gewissermaßen die Kerkerwände entfernend, seinen Enkel zeigte, wie er unter den Geißelhieben des Centurio und unter den Stößen der Sclaven um die letzte Lebensnahrung vergebens flehte". Der Senat verlor unter solchen Scenen des Gräuels so sehr alles Gefühl von Anstand und Würde, daß er auf die Kunde von dem freiwilligen Hungertod der Agrippina dem Kaiser für die Milde dankte, daß die Verruchte nicht mit einem Stricke erdrosselt und ihr Leib auf die Gemonien geworfen worden. Zum Andenken an diese Gnade sollte ihr Todestag (18. October) alljährlich durch ein Dankopfer begangen werden. Die Niederträchtigkeit der Senatoren und Ritter, die durch gegenseitige Anklagen einander Nachstellungen und Verderben bereiteten, und die wilde Gemüthsart des neuen Prätorianerhauptmanns Macro, der dem Vorgänger an Grausamkeit und roher Leidenschaft nicht nachstand, trugen nicht weniger Schuld an den Gräueln und blutigen Auftritten der letzten Regierungsjahre des Tiberius als der Groll und Ingrimm des über die Verrätherei des einst so geliebten Günstlings empörten Kaisers selbst. Immer häufiger und düsterer werden die Bilder, die der große Historiker von den Gerichtsscenen hochgestellter Personen und ihrem gewaltsamen Ende durch eigene oder fremde Hand entwirft. Wie manche gefürchtete Delatoren ereilte noch endlich nach einem langen verbrecherischen Leben die Göttin der Strafgerechtigkeit und stieß sie in denselben Abgrund, den sie Anderen bereitet. Auch Aemilia Lepida, die treulose Gattin des unglücklichen Drusus und Buhlerin Sejan's, gab sich, des Ehebruchs mit einem Sclaven überführt, selbst den Tod. Die meisten der Verurtheilten fielen als Opfer des Majestätsgesetzes, welches in seiner schauderhaften Ausdehnung zuletzt sogar die Trauer um die Gefallenen zu einem todeswürdigen Verbrechen stempelte. L. Arruntius öffnete sich in hohem Alter die Adern, „um den gegenwärtigen und künftigen Gräueln zu entfliehen"; und der Rechtsgelehrte Coccejus Nerva, lange der Freund und Vertraute des Fürsten, suchte durch freiwilligen Hungertod ein ehrenvolles Ende, ehe auch ihn Ungnade und Schande auf dem schlüpfrigen Boden träfe. Nur wenige hochgestellte Männer bewahrten, wie L. Aemilius Paullus aus dem Geschlechte der Scipionen und L. Piso, der Oberpriester und Stadtpräfekt, die gemessene Haltung und

Vorsicht, die sie über die Klippen und Strudel des gefahrvollen Lebens hinüberführte bis zum ruhigen Tod im Alter; aber auch nur Wenige hielten die Seele rein von Schuld. Die Meisten bereiteten sich ihr Geschick durch die eigene frevelhafte Gesinnung.

Bis auf unsere Zeit war das geschichtliche Urtheil über Tiberius ein sehr ungünstiges: Konnte man auch nicht läugnen, daß er während seines langen Lebens sich als Feldherr und Staatsmann rühmlich hervorgethan, daß er Verstand und Einsicht in hohem Maaße besessen und die Kunst der Rede geschickt zu handhaben gewußt, daß sein Lebenswandel ohne Tadel gewesen in einer Umgebung voll Unsittlichkeit, Lasterhaftigkeit und sinnlicher Ausschweifungen, daß er auch als Kaiser viele Mißstände abgestellt, in der Verwaltung und Rechtspflege Ordnung und gerechtes Gericht zu begründen gesucht, die Provinzen in Frieden und Sicherheit gehalten und gegen Bedrückung und Erpressung geschützt habe, so sind diese Verdienste und Tugenden doch nicht vermögend gewesen, das schlimme Verdict zu vernichten, das die Geschichtschreibung und die öffentliche Meinung zu allen Zeiten über ihn ausgesprochen hat. Man hat dem Verfasser dieses Werkes zum Vorwurf gemacht, daß er in der ersten Auflage dem ungerechten und parteiischen Urtheile, wie es in den Geschichtswerken des Tacitus und anderer Historiker des Alterthums enthalten ist, zu scharfen Ausdruck gegeben, daß er den zahlreichen Gegenstimmen eines Merivale, Sievers, Stahr u. A., die in neuester Zeit zu Gunsten des zweiten römischen Imperators laut geworden, nicht genügend Rechnung getragen; daß er den Nachfolger des Augustus, der einer der ausgezeichnetsten Fürsten gewesen, als einen menschenfeindlichen Gewaltherrscher dargestellt habe. Wir sind nicht so rechthaberisch und eigensinnig, daß wir nicht gern uns stets eines Bessern belehren lassen sollten; und ich denke, die obigen Aenderungen und Modificationen werden den Beweis dafür liefern. Aber die ganze Persönlichkeit Tiber's hatte so viele herbe Seiten, war so fern von jeder Humanität und Menschenliebe, von jeder fürstlichen Grazie und Huld, daß die Ungunst der öffentlichen Meinung sich erklären ließ. Die Freundlichkeit und Leutseligkeit, die bei Augustus so bestechend wirkte, und ihm die Volksgunst in so reichlichem Maaße eintrug, fehlte dem finster ernsten Manne gänzlich. Selbst die Geschäftsführung seines hohen Amtes, so eifrig und gewissenhaft er auch allen Arbeiten und Pflichten oblag, hatte etwas Peinliches und Pedantisches. Dies gibt auch Merivale zu und bemerkt dabei, „daß ein Pedant auf dem Thron in Gefahr ist, ein Tyrann zu werden". Die geschichtlichen Aufzeichnungen und Denkwürdigkeiten aus den Kreisen der altrömischen Opposition und der Glieder und Anhänger der legitimen Fürstenlinie des Germanicus und der Agrippina, aus denen Tacitus hauptsächlich geschöpft haben soll, mögen parteiisch gefärbt, einseitig und tendentiös gewesen sein, wie es stets in einer Zeit politischer Gegensätze und verschiedenartiger Grundanschauungen einzutreten pflegt. Sollte nicht das politische System des zweiten Kaisers, sein sichtbares Streben, dem unsicheren und schwankenden Doppelregiment des augusteischen Principats ein festeres monarchisches Gepräge zu verleihen, den staatlichen Organismus in eine haltbarere einheitliche Form zu schlagen und die Volksrechte zu vernichten, sollte nicht eine so freiheitfeindliche Politik die Verehrer des alten Rom, das republikanisch-aristokratische Bürgerthum mit seinen Traditionen und Ahnenreihen mit Erbitterung und Abneigung erfüllt haben gegen den Begründer einer absoluten einherrlichen Gewalt? Noch waren die Namen Brutus und Cassius nicht vergessen, und die Gesinnung Cato's galt dem republikanischen Rom und der stoisch gesinnten Nobilität noch immer als ein unbestreitbares Moralgesetz; noch lebte in der Volksanschauung der Römer der von den Vätern ererbte Haß gegen jede Art von Königthum, das ihnen stets als Tyrannei und Despotismus erschien. Und war

Geschichtliche Stellung des Tiberius.

denn die absolute Monarchie, die Tiberius aufzurichten bemüht war, nicht ein solches Königthum? Die alte Geschlechteroligarchie wurde zurückgesetzt und Männer von geringem Stand und mittelmäßiger Begabung, denen der Wille des Kaisers höchstes Gesetz war, zu den hohen Aemtern und Ehrenstellen erhoben. Wie zerfahren und entartet immer die alte Nobilität gewesen sein mag, die Ehre und der Ruhm des römischen Namens war an sie geknüpft. Daß dies unter Tiberius anders ward, daß ein monarchischer Absolutismus die Servilität und Niederträchtigkeit großzog und begünstigte, erfüllte die Gemüther der republikanischen Aristokratie mit Unwillen und Groll. In der Befestigung der Monarchie erblickte sie den Verfall römischen Wesens. Diese Stimmung und Denkweise bildet, wie wir später sehen werden, den Grundton in dem Geschichtswerk des Tacitus; und da diese Gesinnung und politische Ansicht an die Namen Germanicus und Agrippina geknüpft war, so gestaltete sich die öffentliche Meinung in diesen Kreisen zu einem Gesammtbilde, in dem die Person des Kaisers als der Inbegriff alles Gehässigen, Neidischen und Menschenfeindlichen, als der Typus des Mißtrauens und der Falschheit erschien. Und gab denn die Natur des Fürsten nicht eine geeignete Unterlage zu dem düstern Gemälde? Wie sehr man immer hervorheben mag, daß seine Regierung viele rühmliche Seiten aufzuweisen hatte, daß Reich und Provinzen besser verwaltet waren als je zuvor, daß das bürgerliche Recht gehandhabt, der Wohlstand gefördert, Religion, Sittlichkeit und Tugend gepflegt worden; über der unbeliebten Persönlichkeit, über dem finstern, misanthropischen Wesen des Mannes, dessen Politik man haßte, dessen Stolz und Menschenverachtung verletzte, in dessen Seele man nur Verstellung, Heuchelei, Heimtücke zu erblicken glaubte, über der trüben, strengen Erscheinung übersah man die Lichtseiten seiner Regierung. Das ganze System war in den Augen der altrömischen Partei ein Abgrund der Lasterhaftigkeit und Verderbniß, den man dem kaiserlichen Urheber zuschrieb. Und wie sollte man einem Herrscher wohlgesinnt sein, der einen so ruchlosen und frevelhaften Menschen, wie Sejanus, viele Jahre lang als Günstling um sich duldete, alle Verbrechen und Unthaten desselben nicht bemerkte oder nicht glaubte, er, der doch sonst so tiefe Blicke in die Menschenseele that, alle Schwächen und arge Gedanken in Andern so scharfsichtig erspähte? Es war das erste Beispiel einer schmählichen Favoritenherrschaft auf dem Thron der Cäsaren. Und daß ein so kluger Fürst, wie Tiberius, dieselbe duldete, galt als Beweis, daß der Günstling im Sinne des Herrn handelte! So kam es, daß Tacitus auf Grund zeitgenössischer Aufzeichnungen das Charakterbild des zweiten Imperators und seiner Regierung so düster gefärbt hat, daß er auch die guten Züge seiner Herrschaft in das Zwielicht des Tadels und Mißtrauens stellte, daß er seinen Lebenswandel verdächtigte und dem alten Kaiser Ausschweifungen zuschrieb, die man sonst nur bei der Jugend sucht. In der obigen Charakterzeichnung hat der Verfasser die guten und schlimmen Eigenschaften dargestellt oder angedeutet. Als Herrscher hat Tiberius große Dinge vollführt und mit Eifer und Pflichttreue seines Amtes gewaltet; als Mensch hat er sich nie Liebe und Gunst zu erwerben vermocht. Wie er selbst unglücklich und finster durch das Leben geschritten ist, so hat er auch außer sich nirgends Glück und heiteres Sonnenlicht verbreitet. Tiberius war eine tragische Gestalt, auf dem das Schicksal schwer lastete und der zugleich das eigene Verhängniß auf seine Umgebung übertrug. Wie sehr die Apologeten unserer Zeit sich abmühen mögen, von Tiber's Namen und Denkmal die häßlichen Züge und Flecken abzuwischen, die seit fast zwei Jahrtausenden an denselben haften, in der Weltgeschichte wird sein Standbild nie in die Reihe der guten und weisen Regenten gesetzt werden, die als Wohlthäter der Menschen, als Schöpfer und Erhalter großer Staatsideen, als getreue Haushalter des ihrer Obhut übertragenen Herrscheramtes mit Ruhm und Ehre genannt werden. Er theilt das Schicksal des

spanischen Königs Philipp II., mit welchem der zweite römische Imperator mehr Charakterzüge gemein hat als mit Friedrich II. von Preußen, dem ihn manche an die Seite stellen wollen.

B. Gaius Cäsar (Caligula).

Gaius Cäsar, gewöhnlich mit dem ihm in der Jugend von den ger- Caligula. 37--41.
manischen Legionen beigelegten Scherznamen Caligula (Soldatenstiefelchen) u. c. 790 bis 794.
genannt, hat während seiner kurzen Regierung so sehr alle Seiten menschlicher Verworfenheit zu Tage gekehrt, so sehr alle Laster und Thorheiten in sich vereinigt, daß man zur Erklärung eines solchen jeder sittlichen und vernünftigen Grundlage entbehrenden Lebens eine Geistesstörung annehmen zu müssen glaubte. Und in der That, wenn man die einzelnen Züge seines öffentlichen Handelns ins Auge faßt, wie sie in „Sueton's Kaiserbiographie" und in der römischen Geschichte von Cassius Dio in loser Aneinanderreihung aufgeführt sind, so glaubt man gern an einen zerrütteten Geist, um nicht an ein Ungeheuer in Menschengestalt glauben zu müssen. War er doch epileptischen Anfällen ausgesetzt und von überreizter Nervosität. Dringt man aber tiefer in den Entwickelungs- und Lebensgang des Mannes ein, so wird man die „Methode" in dem „Kaiserwahnsinn" herausfühlen. Die Bücher, in denen der große Geschichtschreiber und Menschenkenner die Regierungszeit Caligula's dargestellt hatte, sind nicht auf unsere Zeit gekommen. Wer aber konnte wie er das menschliche Herz in allen seinen Irrgängen und Verkehrtheiten verfolgen und auch in den dunkelsten Lebenspfaden ein psychologisches Interesse erwecken? Selbst die dürftigen Nachrichten, die uns erhalten sind, lassen erkennen, daß Caligula neben der Verrücktheit auch Geistesblitze und Anwandlungen von Witz und Humor besaß. Es geht ein Zug menschenverachtender Ironie durch sein kurzes Herrscherdasein.

Aus Haß gegen den finstern Tiberius begrüßte Rom den neuen Herrscher 37.
mit unendlichem Jubel. Das Trauergeleite des verstorbenen Kaisers ward zum Triumphgepränge des neuen: „zwischen lodernden Fackelreihen und dampfenden Altären, unter Glückwünschungen und Schmeichelworten führte man Germanicus' Sproß, den Zögling der Heere, in die frohlockende Stadt". Und wie in Rom so feierte man im ganzen Reich Opferfeste. Was der Vater nicht erfüllen konnte, erwartete man von dem Sohne. Caligula fühlte, wie sehr er in den Augen des Volkes gewinnen mußte, wenn dieser Gegensatz recht scharf hervortrete, daher er in den ersten Monaten seiner Regierung in allen Dingen andere Wege einschlug als der Großoheim. Hatte dieser mit mißtrauischer Grausamkeit gegen alle Verwandten gewüthet, so erklärte der Neffe, daß er den jungen Tiberius, des verstorbenen Kaisers Enkel, mit väterlicher Liebe umfassen werde, wenn auch das Testament, welches denselben zum Miterben einsetzte, von Senat und Volk für ungültig erklärt worden war; er ließ die Asche der Agrippina und des Nero nach Rom führen und in der kaiserlichen Familiengruft beisetzen, verlieh der Großmutter Antonia den Ehrenrang als Augusta und überhäufte seine

unwürdigen Schwestern Drusilla, Agrippina und Julia Livilla und seinen Oheim Claudius mit Ehren und Auszeichnungen. War des Tiberius Bestreben vorzugsweise darauf gerichtet gewesen, die monarchische Machtfülle im Kaiser und Senat zu vereinigen und die Volksrechte zu vernichten, so verlieh Caligula wieder den Comitien das Wahlrecht und den Magistraturen die Jurisdiction, hob das Majestätsgesetz sammt den schwebenden Hochverrathsklagen auf, rief die Verbannten zurück, öffnete den Gefangenen die Kerker, schlug die Verbote gegen die freisinnigen Schriften eines T. Labienus, eines Cremutius Cordus, eines Cassius Severus nieder. Hatte der Vorgänger alle unnöthigen Staatsausgaben vermieden und die Volksbelustigungen eingeschränkt, so gefiel sich der neue Herrscher in maaßloser Verschwendung. Nicht nur daß er allen Soldaten innerhalb und außerhalb der Stadt Geldgeschenke (Donative) reichen ließ und die hauptstädtische Volksmenge bewirthete und beschenkte, er begünstigte die Volksbelustigungen in einer Weise, wie man noch nichts Aehnliches erlebt hatte. Theatralische Vorstellungen und Pantomimen, Fechterspiele, Thierkämpfe und Wettfahrten im Circus wechselten mit einander ab und wurden mit unglaublicher Pracht und unerhörtem Aufwande aufgeführt; selbst die Nächte wurden taghell beleuchtet, um den Circusspielen und Fechterkünsten, dem Theaterpomp, der Musik und den Chortänzen höheren Glanz zu verleihen. Ein Lustleben im ungeheuerlichsten Maaßstab schlug seinen Sitz in Rom auf, wobei der Freudenspender auch der erste Mitgenießer war; sein Schlemmerleben bei Tafel wie seine geschlechtlichen Ausschweifungen überschritten alle Schranken; er schwelgte im Pfuhl der niedrigsten Sinnenlust. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß der unermeßliche Schatz, den Tiberius zusammengespart und der sich auf mehr als 400 Millionen Mark unseres Geldes belaufen haben soll, in weniger als einem Jahr bis auf das letzte Goldstück geleert war, und daß der Kaiser in Folge seiner Ausschweifungen in eine schwere Krankheit verfiel, die seinen schwachen und elenden Körper noch vollends zu Grunde richtete und den durch schlechte Erziehung und jugendliche Verwöhnung verwahrlosten und entnervten Geist zerrüttete und brach? Aber so sehr hatte er das lustschwelgerische Rom durch die Orgien bezaubert, daß Volkshaufen die Nächte hindurch wehklagend um den Palast schweiften und ängstlich den Nachrichten über das Befinden des Kranken lauschten, daß ein Bürger sein Leben für die Rettung des Fürsten gelobte und ein Ritter dafür als Gladiator zu kämpfen versprach. Und als die Kunde von seiner Genesung erschallte, feierte das ganze Reich Freudenfeste.

38. Von der Zeit an trat eine sichtliche Umwandlung zum Schlimmen in Caligula ein, wohl weniger in Folge der körperlichen und geistigen Zerrüttung als weil die Kassen erschöpft waren und er, wollte er nicht seinen Ausschweifungen und Verschwendungen Einhalt gebieten, zu allen Mitteln greifen mußte, die Leere zu füllen. Nun wurden die Majestätsgerichte wieder hergestellt, damit er Gelegenheit fände, die Reichen zu stürzen und ihr Vermögen einzuziehen;

und wie schrecklich schon unter Tiberius die Pest der Hochverrathsprozesse den Staat vergiftet hatte, gegen die neuen Verfolgungen war jener Rechtsgang nur ein unschuldiges Spiel. Mit der Tyrannei erwachte Mißtrauen und Menschenfurcht; er glaubte sich überall von Feinden umgeben, von Nachstellungen bedroht. Sein Adoptivbruder Tiberius, in dem er einen Nebenbuhler um die Herrschaft fürchtete, wurde von einem abgeschickten Kriegstribun ermordet; in gräßlichem Muthwillen nöthigte er die zwei wohldienerischen Bürger die während seiner Krankheit ausgesprochenen Gelübde zu erfüllen; seinen Schwiegervater Silanus, dessen Ermahnungen ihm lästig wurden, trieb er zum Selbstmord; aus derselben Ursache zwang er den Gardehauptmann Macro, dem er die Herrschaft verdankte, und dessen Gattin Ennia, mit der er früher in Buhlschaft gelebt, Hand an sich selbst zu legen, und ließ dann ihre Kinder hinwürgen; alle volksthümlichen Beschlüsse des vorhergehenden Jahres wurden zurückgenommen; jeden Widerspruch im Senat bestrafte er als eine Auflehnung wider seine kaiserliche Allmacht, die er auf eine solche Höhe trieb, daß er sich selbst göttliche Ehre beilegte und Senat und Volk zwang, ihm Tempel und Altäre zu errichten und Opfer darzubringen. Seiner Lust für theatralische Aufzüge entsprach es dann, sich in den verschiedenen Göttergestalten zu zeigen, bald als Jupiter mit dem Donnerkeil, bald als Hercules mit Keule und Löwenhaut, bald als Neptun mit dem Dreizack, oder als Apollo mit der Kithara. Altberühmte Götterstatuen wurden mit seinem Kopfe entstellt und als Bildnisse der neuen Kaisergottheit verehrt. Wir werden später erfahren, daß er sogar in dem Tempel von Jerusalem seine Bildsäule aufzustellen befahl. In Folge dieser kaiserlichen Divinität hielt er sich für allmächtig und erhaben über alle Gesetze. Rechtsbescheide sollten nur von ihm ausgehen, denn der Kaiser sei die alleinige Quelle des Rechts. Dabei wuchs seine Lust zu verschwenderischen Spielen und prunkenden Aufzügen und Darstellungen ins Unermeßliche. Alle Vorfälle des Lebens wurden zu Festlichkeiten benutzt. Als seine Schwester Drusilla, die der Gemahl Marcus Lepidus dem Kaiser als Gattin abgetreten, plötzlich starb, verordnete er, daß ihr Geburtstag jährlich mit Spielen gefeiert, daß sie den Göttern beigezählt und ihrem goldenen Bildnisse göttliche Verehrung erwiesen werden sollte; als der große Aquädukt, das einzige zweckmäßige Werk dieser Regierung, welches auf hohen Bogengängen das Quellwasser aus den Bergen nach der Stadt führte, wo es dann in vielen Kanälen und Röhren in Fischteiche, Bäder, Gärten und Häuser geführt ward, vollendet war, wurden große Einweihungsfeste veranstaltet; der thörichte Brückenbau, mit dem er den Zwischenraum von Bauli bis zu den Dämmen von Puteoli, eine Wasserstrecke von 3600 Schritten, durch einen Erddamm in Form der appischen Straße mit Standörtern, Ruheplätzen, Herbergen verband, wurde mit Kriegsspielen, Triumphzügen und Festmahlen beschlossen, die an Pracht und Aufwand Alles übertrafen; am Einweihungsfest ritt er selbst an der Spitze seiner geschmückten

Kriegsmannschaft über die Brücke, in einem Harnisch, den Alexander getragen haben sollte, und im seidenen golddurchwirkten Purpurmantel, und rühmte sich dann, die Unternehmungen des Darius und Xerxes in Schatten gestellt zu haben. Selbst der hauptstädtischen Menge wurde der tägliche Festjubel mit seinen gräßlichen Gladiatorenkämpfen und grausamen Thierhetzen zuletzt zum Ueberdruß oder zur Gewohnheit und sie fand sich minder zahlreich dabei ein. Ergrimmt über diese laue Theilnahme brach einst der jähzornige Kaiser, der seinem ganzen Bildungsstand nach der niedern Volksklasse angehörte, in die rohen Fluchworte aus: „möchte das ganze römische Volk Einen Nacken haben, um es mit Einem Streiche zu vernichten!“ Ritter und Senatoren traten auf seinen Befehl in die Gladiatorenreihen ein, und als bei einer Thierhetze die zu dem Kampfe bestimmten Verbrecher nicht hinreichten, ließ er aus den an den Schranken stehenden Zuschauern einige ergreifen und den Bestien vorwerfen.

39. Zu solchen unmäßigen Verschwendungen reichten keine Schätze hin. Daher mußten immer neue Mittel der Erpressung ersonnen werden. Als die Confiscationen erschöpft waren, ertheilte er seinen Schatzmeistern die Weisung, von übermäßigen Privatvermögen einen Theil für den Fiscus zu erheben, damit die Ungleichheit der Güter nicht zu groß werde, und verlangte, daß bei Testamenten stets der Princeps bedacht werden solle; und als in Rom und Italien die Quellen zu versiegen begannen, schlug er seine Hofhaltung in dem reichen Gallien auf, wo er, umgeben von Gauklern, Fechtern und Buhldirnen, den Muthwillen der Tyrannei auf die Spitze und den Uebermuth ins Lächerliche trieb. In Lugdunum ließ er bei einer öffentlichen Versteigerung Hausrath, Schmucksachen und merkwürdige Beutestücke der früheren Kaiser feilbieten und nöthigte die Zuschauer zum Kauf; die erlösten Summen wurden zu Festen oder Geschenken an die Soldaten verwendet. Schaamlose Frauen steigerten seine Sinnenlust und seine rohen Ausschweifungen. Die lasterhafte Milonia Cäsonia soll durch einen Liebestrank seinen Verstand vollends zerrüttet haben. Eine Verschwörung in seiner nächsten Umgebung gab zu neuen Mordscenen die willkommene Veranlassung. Seine zwei Schwestern, zugleich seine Buhlerinnen, wurden verbannt, sein Schwager Lepidus, der Gemahl der Drusilla, büßte mit dem Leben, und der Senat vergeudete den letzten Rest von Ehre durch niederträchtige Freudenbezeugungen über die Rettung des Tyrannen. Um Cäsar's Kriegsruhm zu verdunkeln, unternahm er einen Feldzug gegen die Briten. Als er die Meeresküste erreicht hatte, erschien ein von seinem Vater vertriebener britischer Königssohn mit einigen Begleitern im Lager und flehte seinen Schutz an. Dies genügte dem Kaiser, um dem Senat zu melden, daß sich Britannien unterworfen habe. Darauf gebot er den Legionen Muscheln am Strande zu sammeln und damit Helm und Gewand zu füllen, als eine „dem Ocean entrissene Beute“, und beruhigte die mit Murren Gehorchenden durch Geschenke, und um eine Veranlassung zu einem glänzenden Triumphzug zu erhalten, streifte er an

die Ufer des Rheins und wählte einige durch Körpergröße hervorragende Gallier und gefangene Germanen aus, um an ihrer Spitze als Siegesheld in die Hauptstadt zurückzukehren. Zu dem Zweck mußten sie das Haar röthlich färben und wachsen lassen. Man könnte leicht versucht sein, in diesem Verfahren einen Zug von Spott und Ironie zu sehen.

Mit Schmach bedeckt zog Caligula an seinem Geburtstage triumphirend 40.
in die Hauptstadt ein, um das Wuth- und Schandleben von Neuem zu beginnen. Wirkliche oder angebliche Verschwörungen dienten ihm als Vorwand, Schuldige und Unschuldige hinzuwürgen. „Bei Nacht wie bei Tage waren die Marter- und Todeswerkzeuge der Henker thätig, und zwar vor den Augen des Wütherichs, der sich an den Qualen ergötzte und nur Sorge trug, daß die Schlachtopfer nicht zu schnell starben.“ Alle diese Gräuel ertrug der Senat mit sclavischer Unterwürfigkeit. Als Protogenes, ein gefürchteter Angeber, der stets zwei Namensverzeichnisse bei sich geführt haben soll, das eine „Schwert“, das andere „Dolch“ genannt, einst beim Eintritt in die Curie einen der Anwesenden als Feind des Fürsten bezeichnete, fielen die andern über den Unglücklichen her und tödteten ihn mit ihren Schreibgriffeln. Darauf wurde der Beschluß gefaßt, daß der göttliche Kaiser fortan im Senat auf so erhöhtem Throne sitzen solle, daß ihn Niemand erreichen könne, außerdem sollte er stets von militärischem Schutz umgeben sein. Die heftigsten Verfolgungen ergingen gegen den reichen Ritterstand, nach dessen Schätzen der Kaiser Gelüsten trug; und als alle Erpressungen für seine Verschwendungen nicht hinreichten, schritt er zu der drückendsten und schändlichsten Besteuerung. Von allen Lebensmitteln, die in der Stadt verkauft wurden, mußte eine Abgabe entrichtet werden; der Lastträger hatte von seinem Tagelohn den achten Theil herzugeben, von allen Klagsachen zog die Staatskasse bestimmte Summen ein; Lustdirnen, Buhlerinnen und Kupplerinnen mußten ihr Gewerbe besteuern; ja Sueton erzählt, der Kaiser habe im Palast eine Anzahl Gemächer herrichten lassen, wo Frauen und Knaben vornehmer Häuser gezwungen worden, gegen Geld, das in seine Kasse geflossen sei, sich preiszugeben.

Endlich war das Maaß der Schandthaten voll. Müde der endlosen Hinrichtungen, Gütereinziehungen und Erpressungen bildeten einige vornehme Römer aus der Umgebung des Hofes, für ihr eigenes Leben besorgt, eine Verschwörung, in deren Folge zwei Gardehauptleute, Chärea und Sabinus, den aberwitzigen Tyrannen im Gange des Theaters niederstießen und dann auch seine Gemahlin Cäsonia mit ihrer unmündigen Tochter ermordeten. So starb Caligula nach 24. Jan. 41.
einer Regierung von nicht ganz vier Jahren, ein Mann, den das Uebermaaß von Lastern zu einem menschlichen Zerrbilde entstellte, das auch nicht durch eine einzige Tugend gemildert war. Erfüllt von dem Wahne seiner Allmacht und ein Knecht seiner niedrigen Triebe und Leidenschaften, kannte er kein anderes Recht als seinen Willen und seine Laune und haßte und beneidete Alles, was über das

Gemeine emporragte. Jeden fremden Ruhm, jede fremde Größe betrachtete er als Beeinträchtigung seiner eigenen Hoheit. Bei seiner grenzenlosen Verschwendung in Spielen und Bauwerken, bei seiner unerhörten Schwelgerei an der Tafel, bei seinen geschlechtlichen Ausschweifungen war weniger die Befriedigung sinnlicher Lust Ziel und Zweck, als die eitle Sucht zu beweisen, daß ihm nichts unmöglich sei, daß für ihn die Schranken des Gesetzes, der Natur, der Sitte, der Schaam, des altrömischen Anstandes keine Geltung hätten. Durch den Zufall der Geburt auf den Gipfel der Macht erhoben schwelgte er in der Betrachtung dieser Machthöhe und suchte einen Reiz darin, sie mit Spott und Muthwillen zur Schau zu tragen. Es lag ein dämonischer Hohn darin, wenn er gegenüber dem im Staube knienden Senat und Volk sich als Gott geberdete, seine übernatürliche Macht in Thaten und Worten kund gab. Bei einem Gastmahle lachte er einst plötzlich laut auf; als ihn die beiden Consuln, zwischen denen er ruhte, nach der Ursache fragten, antwortete er: „ich lache bei dem Gedanken, daß ich euch beide auf den ersten Wink erdrosseln lassen kann". Einst küßte er den Hals seiner Geliebten und rief: „Welch ein schöner Nacken! und doch, sobald ich es befehle, ist es um ihn geschehen!" Solche Züge teuflischer Ironie werden noch mehrere erwähnt; sie gruben sich tiefer in das Gedächtniß des Volkes ein, als die Unthaten, die der stets fieberhaft aufgeregte, von schlaflosen Nächten gepeinigte Despot in der Aufwallung des Jähzorns vollbrachte. Darum schied er unbeweint aus dem Leben. „Sein Andenken wurde verflucht, seine Tempel wurden niedergerissen, sein Name auf Monumenten getilgt; in der Geschichte lebt er mit ewiger Schmach gebrandmarkt."

C. Tiberius Claudius Cäsar.

Claudius. 41—54. u. c. 794 bis 807. Erhebung u. Regierungs-Anfang.

Nach Caligula's Ermordung drang eine Schaar Prätorianer in den Palast um zu plündern, während der Senat auf dem Capitol über die Zukunft des Reiches berieth. Da bemerkten sie, wie der Oheim des Kaisers, Claudius, um sein Leben besorgt, sich ängstlich hinter den Vorhängen einer Thüre verbarg. Sie zogen den Zitternden aus seinem Verstecke hervor, begrüßten ihn als Imperator und trugen ihn in einer Sänfte in das prätorianische Lager. Hier wurde er von den durch Geschenke gewonnenen Soldaten als Kaiser ausgerufen und nach einigem Sträuben auch von dem Senat anerkannt. Man hatte sich schon zu sehr an die monarchische Staatsordnung gewöhnt, als daß die Verfassung der altrepublikanischen Zeit viele Anhänger gefunden hätte. Von dem Bruder des Germanicus erwartete man ein bürgerfreundliches Regiment. So gelangte Claudius zum Thron, sowohl wegen seiner Geburt und Legitimität als durch die Gunst der Prätorianer und die Klugheit und rasche Entschlossenheit seines Jugendfreundes Agrippa, des Herodes Enkel, der für den Unschlüssigen und Furchtsamen handelte. Cassius Chärea, der aus persönlichem Groll den

Kaiser ermordet hatte und für die Herstellung der Republik thätig gewesen war, und einige seiner Gesinnungsgenossen wurden von der Amnestie ausgeschlossen und auf den Rath der Höflinge hingerichtet. Diese Strenge abgerechnet zeigte Claudius, ein höchst beschränkter aber von Natur gutmüthiger Mann, im Anfang seiner Regierung einen milden und gerechten Sinn, so daß die Römer die neue Herrschaft mit Jubel begrüßten. Mochte auch das Gefolge von Lanzenträgern, mit dem er aus angeborener Furchtsamkeit stets umgeben war, den Stadtbewohnern ankündigen, daß Rom unter dem Regimente der Soldaten stehe, so freuten sie sich dagegen über die Niederschlagung der Majestätsklagen, über die Hinrichtung des gefürchteten Angebers Protogenes, über die Befreiung der Gefangenen und die Rückberufung der Verbannten, über die Aufhebung der drückenden und entehrenden Steuergesetze, über die Vernichtung der unheilvollen Aktenstücke aus dem Nachlaß Caligula's. Auch die Pietät, mit der Claudius das Andenken seiner Verwandten, besonders des Germanicus und der Agrippina herstellte, so wie seine Gutmüthigkeit, wenn nicht gerade der Jähzorn ihn übermannte, trug ihm die Gunst und Liebe des Volkes ein.

Charakter und Geistes-beschaffenheit

Wenn trotz solcher Anfänge die Regierung des Claudius nicht minder unheilvoll und schrecklich für Rom ward, als die beiden vorhergehenden, so lag die Ursache davon weniger in einem bösen Herzen als in seinem schwachen, unbehülflichen Geiste, der ihn zum Beherrscher eines großen Staates, bei dem Alles von der Persönlichkeit des Monarchen abhing, ganz unfähig machte. Die schweren Krankheiten, von denen er in seiner Jugend heimgesucht war, hatten seine Entwicklung gehemmt. „Auf dünnen, schwachen Beinen schwankte ein mächtiger zur Beleibtheit neigender Körper mit zitterndem Kopfe." Er war bis zu seiner Thronbesteigung ein Gegenstand der Verachtung und des Spottes aller seiner Verwandten gewesen. Seine Mutter Antonia nannte ihn „ein menschliches Mißgebilde, von der Natur angefangen aber nicht vollendet". Scheu und linkisch in seinem Benehmen, ohne Takt und Anstand in Haltung und Geberden, war er vom Hof und von den Ehrenämtern fern gehalten und wie ein Blödsinniger behandelt worden. Unter Caligula war er die Zielscheibe der frechsten Scherze und Neckereien von Seiten der Hofleute. Doch war er weder so schwach an Geist noch so harmlos in seinem Leben, als man allgemein glaubte. Er hatte von Jugend auf eine große Neigung zu den Wissenschaften, besonders zu antiquarischen und geschichtlichen Studien gezeigt, und war auch den Ausschweifungen des Spiels, des Trunks und der Liebe nicht fremd geblieben. Von Jugend auf von Frauen umgeben und fünfmal verheirathet, stand er stets unter weiblichem Einfluß. Fern von dem kaiserlichen Hofe, wo man ihn nicht gern sah und wo er nicht gern weilte, widmete er sich mit dem größten Eifer der griechischen und römischen Literatur und Sprache, so daß das Alterthum mehrere Werke von ihm kannte, die, wie seine „zwanzig Bücher etruskischer Geschichten", seine „Geschichte der Republik Rom seit dem Ende der Bürgerkriege",

seine eigene „Biographie“ u. A. nicht ganz werthlos waren und von Tacitus und vielleicht auch von seinem Lehrer Livius benutzt wurden; und zu seiner Erholung lebte er am liebsten im Umgang mit Sclaven und Freigelassenen, mit Possenreißern und Weibern. Aber gerade dadurch wurde er dem praktischen Leben immer mehr entfremdet; es gebrach ihm an aller Menschenkenntniß, an der Beurtheilung der Verhältnisse, an der geistigen Uebersicht. „Jedes unerwartete Ereigniß brachte ihn außer Fassung; in den Momenten der Angst schwand sein geringer Vorrath von Besonnenheit gänzlich, und dann war er ein gefügiges Werkzeug jedes Nichtswürdigen.“ Ohne Urtheilskraft und Gedächtniß war er stets ein Spielball in den Händen seiner Weiber und Freigelassenen, deren Einfluß auf den schwachen unselbständigen Fürsten um so größer sein mußte, als die römische Aristokratie immer noch mit Stolz und Selbstgefühl der vergangenen Herrlichkeit gedachte und sich zur offenen Hingebung an die Person des Kaisers, zu Dienstleistungen am Hof, zu einer freiwilligen Annäherung an das Principat und an den Inhaber der Herrschergewalt nicht entschließen konnte. Die absichtliche Entfernung der vornehmen Geschlechter vom Kaiserpalast verschaffte den gewandten Höflingen, die der Fürst aus der großen Zahl gebildeter und kluger Sclaven und Freigelassenen zu seinem Umgang erkor, Gelegenheit und Muße zu Ränken und Intriguen und zu allen schlechten Künsten, durch welche sie ihre Leidenschaften befriedigten und sich für die Verachtung in der menschlichen Gesellschaft rächten. Ohne Interesse für den Staat, strebten sie nur nach der Gunst des Monarchen, der ihre Treue und Hingebung mit Ehren und Reichthümern lohnte, und waren bemüht, die glänzende aber unsichere Stellung zu ihrem eigenen Vortheil möglichst auszubeuten. Gleich den Hofjuden späterer Jahrhunderte waren sie Peiniger des Volkes aber ergebene, talentvolle und brauchbare Diener und Berather der Fürsten. Besonders war das Finanzfach ihre Domäne. Alle Einnahmen und Ausgaben des Fiscus gingen durch ihre Hände. Aus Statius lernen wir einen solchen Emporkömmling, Claudius Etruscus, kennen, der bei mehreren Kaisern das lucrative Amt bekleidete, in den Besitz von vielen Millionen gelangte und endlich als achtzigjähriger Greis starb und mit fürstlicher Pracht bestattet ward. Unter Kaiser Claudius feierten die Freigelassenen ihr goldenes Zeitalter. Von allen Ebenbürtigen zurückgewiesen hatte er von jeher nur mit „schmutzigen Leuten“, mit Sclaven, Clienten und Befreiten Umgang gepflogen. Auf dem Throne waren sie seine allmächtigen Günstlinge. Callistus hatte den Vortrag über die eingelaufenen Bittschriften und Eingaben, Polybius diente ihm als Studienrath, Narcissus als Geheimschreiber, Pallas als Schatzmeister. Im Bunde mit Messalina, des Kaisers üppiger und schaamloser Gemahlin, lenkten sie den schwachen Fürsten ganz nach ihrem Willen. Während er seinen gelehrten Studien oblag, höhnten die Freigelassenen Recht, Gericht und Verfassung durch Verkauf von Aemtern, Befehlshaberstellen, bürgerlichen Rechten, durch falsche Wahrsprüche, Monopole und Erpressungen

Einfluß der Freigelassenen.

Messalina.

aller Art, und die leidenschaftliche Kaiserin, die schöne Enkelin des Triumvirs Marcus Antonius, deren zügellose Geschlechtslust ihren Namen zum Sprichwort gemacht hat, trat Sitte und Anstand mit Füßen und folgte rücksichtslos den Eingebungen ihrer Rachgier und Eifersucht, ihrer Habgier und Genußliebe. Die Niederträchtigkeit des Senats, der in Beschlüssen, Denkmälern und Inschriften den verachteten Günstlingen die größten Schmeicheleien und Huldigungen darbrachte, so daß Plinius bemerkt, man wisse nicht, solle man sie für Ironie oder für Beweise gänzlicher Ehrlosigkeit halten, erhöhte ihren Uebermuth und ihre Hoffart. Dem Einfluß der Freigelassenen und ihrer Creaturen war es zuzuschreiben, daß der römische Hof mehr und mehr einen orientalischen Charakter annahm, wo Thürsteher den Eingang des Palastes bewachten und die Eintretenden untersuchten, ob sie nicht verbotene Waffen trügen, wo Kammerherren die Audienzen regelten, wo die Begünstigten mit der Ehre ausgezeichnet wurden, des Kaisers Bild in einen Ring gefaßt tragen zu dürfen. Auch die Majestätsprozesse nahmen bald wieder ihren tragischen Verlauf.

Schon in den ersten Monaten der neuen Regierung wurde Julia, die von Claudius aus der Verbannung zurückgerufene Tochter des Germanicus, auf Anstiften der eifersüchtigen Kaiserin abermals verwiesen und dann getödtet; ihrem Gemahl M. Vinicius raubte ein beigebrachtes Gift die Möglichkeit der Rache. Appius Silanus, ein edler Römer von vornehmer Herkunft, dessen Sohn mit des Kaisers Tochter Octavia verlobt war, wurde durch die Ränke der Messalina, deren Buhlanträgen er widerstanden, und des mit ihr verbundenen Freigelassenen Narcissus hingerichtet, weil man den schwachen Claudius mit angeblichen Nachstellungen zu ängstigen gewußt. Die Furchtsamkeit und Gedächtnißschwäche des Monarchen wurde von seiner verruchten Umgebung benutzt, um alle freisinnigen Männer, welche der verbuhlten Kaiserin und den boshaften Höflingen die Huldigung versagten, zu verderben, besonders als im zweiten Jahre dieses Principats eine Verschwörung zur Herstellung der Republik entdeckt und durch die Anhänglichkeit der Legionen an das kaiserliche Haus vereitelt wurde. Nicht nur die Anstifter und Mitwisser derselben, wie Annius Vinicianus, Furius Camillus Scribonianus u. A. starben durch Selbstmord oder unter den Händen des Henkers, eine Menge Senatoren, Ritter und Bürger wurden der Folter unterworfen und als Mitschuldige dem Tode geweiht. Dem Cäcina Pätus, dem Freunde und Gesinnungsverwandten des Scribonianus, gab seine muthvolle Gemahlin Arria das Beispiel der Selbstbefreiung, indem sie sich den Dolch in die Brust stieß und ihm denselben mit den Worten hinreichte: „Pätus, es schmerzt nicht!“ Auch der Philosoph Annäus Seneca hatte ein siebenjähriges Exil auf der Insel Korsika zu ertragen, die schmeichlerische Trostschrift an Polybius bei dem Tode von dessen Bruder (s. unten) war nicht wirksam genug, die Verbannungszeit zu verkürzen oder kam zu spät in die Hände des Höflings.

Hinrichtungen. *(795 u. c.) 42.*

Ein solches Hofleben, wo orientalische Pracht und Ueppigkeit mit Willkür und Grausamkeit verbunden waren, wo ein schaamloses Weib die edelsten Menschen ihren Lüsten, ihrer Habsucht und ihrer Leidenschaft zum Opfer brachte, wo feile Höflinge ohne Tugend, Verdienst und Herkommen über Aemter und Würden verfügten und das Recht zum eigenen Gewinn und Vortheil beugten,

Regierung u. Verwaltung.

wo der Kaiser selbst im Kreise zahlreicher Gäste an der reichgefüllten Tafel sich seinem Hang zur Unmäßigkeit im Essen und Trinken ohne Scheu hingab, mußte den letzten Keim sittlicher Würde im Volke zerstören. Und dennoch kamen unter dieser so entarteten Regierung einige großartige Werke zur Ausführung und gaben den Beweis, daß der Sinn für römische Größe, daß Unternehmungsgeist, Kraft und Ausdauer selbst in den Tagen der Erniedrigung noch nicht erloschen waren. Dahin gehört vor Allem die Ausgrabung und Befestigung des Hafen von Ostia. Kaiserhafens bei Ostia, und die damit verbundene Einrichtung von Magazinen, Werften und anderen Anlagen, durch welche das Einlaufen größerer Fahrzeuge in die Tiber ermöglicht, Handel und Seefahrt belebt, die Getreidezufuhr gesichert und Rom gegen Theuerung und Hungersnoth geschützt wurde; dahin ge-Aquäducte. hörten die wunderbaren Wasserleitungen, besonders die Aqua Claudia, welche theils unter theils über der Erde auf dem höchsten Bogenbau reines Quellwasser aus großer Entfernung der Stadt bis in die hochgelegenen Theile zuführte, Riesenwerke, die nach Plinius' Bemerkung von keinem Bau auf dem ganzen Ableitung des Fuciner-Sees. Erdboden übertroffen wurden; dahin gehörte ferner die Ableitung des Fuciner-Sees im Lande der Marser mittelst eines riesenmäßigen Abzugs-Kanals (Emissarius) durch ein Felsengebirg nach dem Fluß Liris, ein Werk, an dem 30,000 Menschen elf Jahre lang arbeiteten. Durch dieses Unternehmen sollte der zunehmenden Verschlammung der Umgegend gesteuert und eine ansehnliche Strecke Landes dem Ackerbau gewonnen werden. Aber der Zweck wurde nur theilweise erreicht, weil der Boden des Sees tiefer liegt, als das Bett des Liris. Noch jetzt sind die Spuren des Kanals sichtbar, aber auch der Kriege. Lago di Celano besteht noch. Auch an Kriegsthaten war das Principat des Claudius nicht arm. Nicht nur daß am Rhein und an der Donau die Grenzen behauptet und erfolgreiche Schritte zur Romanisirung gethan wurden, im Norden und Süden wurde das Reichsgebiet erweitert, hier durch die Verwandlung 43. Mauretaniens in eine römische Provinz, dort durch die theilweise Eroberung Britanniens, wohin er in eigener Person einen Feldzug unternahm (s. unten); und in Asien erneuerte Domitius Corbulo den Kriegsruhm des Freistaats und schützte Armenien vor der Eroberungssucht der Parther (S. 16). Selbst in der Inneres. 44–48. inneren Verwaltung traf Claudius, wenn er sich den Einflüssen seiner Umgebung und den Wirkungen der Furcht zu entziehen vermochte, manche gute Einrichtung. In seinem Verhältniß zum Senate lenkte er in die Fußtapfen August's ein; er mehrte den Senatoren- und Ritterstand und die alten Patriciergeschlechter durch neue Mitglieder, suchte ihnen durch Auszeichnungen und durch das Verbot, sich in unwürdiger Weise bei den Spielen zu betheiligen, wieder Ehrgefühl und Selbstachtung einzuflößen und übte sein Censoren- und Sittenrichteramt mit Ernst und gutem Willen, wenn auch nicht immer mit Takt, Einsicht und Consequenz Dem Regiment des Schreckens und der Tollheit, das Gaius eingeführt, machte er, so viel an ihm lag, ein Ende. Es hat sich die Rede erhalten, durch welche

Claudius den Senat bewog, den Beamten der gallischen Städte, zunächst der Aeduer, das volle römische Bürgerrecht zu verleihen und ihnen dadurch den Zugang zur Magistratur und zur Curie zu öffnen. Ganze Gemeinden und Distrikte wurden in den römischen Bürgerverband aufgenommen und damit die staatsbürgerlichen Rechte wesentlich ausgedehnt. Freilich gab dabei die Habsucht und Käuflichkeit der Günstlinge nicht selten den Ausschlag. Unbefugte Ausübung des römischen Bürgerrechts durch Fremde, Freigelassene oder Sclaven bestrafte er dagegen mit großer Strenge. Dem müßiggängerischen Leben der hauptstädtischen Menge suchte er durch geschärfte Polizei, Ueberwachung der Wirthshäuser und Garküchen und durch Verbote gegen den Verkauf leckerer Speisen Einhalt zu thun. Religiöse Genossenschaften, deren ausgelassene, anstößige oder grausame Gebräuche dem Staat und den guten Sitten Gefahr drohten, wurden aufgelöst und mit Ausweisung bestraft. Dagegen nahm er ältere Gebräuche, wie die eleusinischen Mysterien und das römische Wahrsager- und Opferwesen, aus Vorliebe für das Alterthum in Schutz, minderte aber die Menge der Feiertage und Religionsfeste, welche die Geschäfte des Forums zu häufig unterbrachen. Für Testaments- und Erbschaftsklagen setzte er zwei eigene Prätoren ein. Die Provinzen schützte er so viel als möglich gegen Ungerechtigkeit und Erpressung von Seiten der Statthalter und Beamten. Auch wurde das römische Privatrecht durch einige zweckmäßige Bestimmungen in Bezug auf Haus- und Familienrecht bereichert. Denn außer den Alterthumsstudien fesselte das Interesse des Kaisers nichts so sehr als die Rechtspflege; und wenn auch sein eigener schwacher Kopf nicht immer die verwickelten Rechtsfragen zu lösen vermochte, so trug doch sein Eifer nicht wenig zur Ausbildung der Rechtswissenschaft bei. Freilich gingen die richterlichen Entscheidungen mehr von seinen Rathgebern als von ihm selbst aus, und damit der Richterspruch zur That werde, bedurfte es in der Regel der Zustimmung der Weiber und Günstlinge, in deren Fesseln Claudius gefangen lag. Mochte auch der Kaiser immerhin das Rechte und Gute wollen, bei seiner beschränkten Einsicht und Charakterschwäche hing es vom Zufall ab, welche Resultate aus seinen Verfügungen und Entscheidungen hervorgingen. Oft wurden die besten Absichten und Maßregeln in ihr Gegentheil verkehrt und aus der Schwäche erwuchs Härte.

Messalina's Lasterleben und Ende.

Während Claudius sich abmühete, das Alphabet mit drei neuen Buchstaben zu bereichern und durch censorische Verordnungen Rom zur Tugend der Vorzeit zurückzuführen vermeinte, gewahrte sein blödes Auge nicht, in welchen Pfuhl der Schande und Missethaten Messalina den Palast versenkte. Der berühmte Consular Valerius Asiaticus, ein durch Reichthum und Ansehen 47.
wie durch Freimuth und Rechtschaffenheit bekannter Senator, wurde von einem eigens zu dem Behuf niedergesetzten Untersuchungsgericht in den Gemächern der Kaiserin wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt, weil Messalina nach dessen Gärten lüstern war, die er von Lucullus erkauft und mit großer Pracht verschö-

nert hatte. Aus besonderer Gnade gestattete man ihm die freie Wahl des Todes, worauf er sich die Adern öffnete und mit großer Fassung starb. Poppäa Sabina, Gemahlin des reichen Senators L. Cornelius Scipio, die schönste Frau ihrer Zeit, aber ausschweifend und wollüstig, fiel als Opfer von Messalina's Eifersucht, weil ihr Buhle, der Pantomime Mnester, heimliche Zusammenkünfte mit jener gehabt hatte. Durch des Kaisers Schwäche vor jeder Entdeckung gesichert, so lange sie die Freigelassenen an ihr Interesse gekettet, mit ihren Netzen umstrickt hielt, schritt sie auf der abschüssigen Bahn zügelloser Wollust immer weiter. Es wird gemeldet, daß sie verkleidet unter dem Namen Lycisca bei nächtlicher Weile in die Häuser schnöder Lust geschlichen und sich jedem Wählenden preisgegeben, ja daß sie im Palaste selber eine Herberge des Lasters bereitet habe, wo sich verheirathete Frauen fremden Umarmungen überlassen
48. hätten. Zuletzt entbrannte sie in rasender Liebe zu Gaius Silius, dem schönsten unter Roms jüngeren Männern, und wußte denselben mit ihren Netzen so zu umgarnen, daß er sich von seiner Frau schied und theils aus Furcht, theils aus Ehrgeiz sich der kaiserlichen Buhlerin hingab. Von Leidenschaft geblendet vergaß Messalina alle Besonnenheit. Sie besuchte das Haus des Geliebten, erzählt Tacitus, nicht heimlich, sondern mit großem Gefolge, ließ sich öffentlich mit ihm sehen, spendete ihm Güter und Ehren, füllte zuletzt sein Haus mit fürstlicher Pracht, mit Sclaven und Freigelassenen, als wäre die Herrschaft schon bei dem Ehebrecher eingezogen. Silius verkannte die Gefahren dieses frevelhaften Verhältnisses nicht. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn es ihm nicht gelang, Claudius zu beseitigen und selbst die Herrschaft an sich zu bringen. Messalina wurde durch das Versprechen der Heirath für den Plan gewonnen; um aber nach gelungener That vor jeder Sinnesänderung gesichert zu sein, drang sie zum Voraus auf die Vermählung. Silius willigte ein und Rom erblickte nun das neue Schauspiel, daß in Abwesenheit des Claudius die Ehe zwischen Silius und der Kaiserin mit allen juristischen und religiösen Förmlichkeiten geschlossen und öffentlich durch ein glänzendes Hochzeitsfest gefeiert wurde. Nun war die Frechheit auf ihrem Höhepunkt, und wenn es gelang, den Kaiser noch länger in der Verblendung zu halten, wer konnte die Folgen ermessen? Da riß ihm Narcissus die Binde von den Augen. Das Bundesverhältniß zwischen Messalina und den Freigelassenen hatte sich gelöst, seitdem sie dem Polybius, ihrem früheren Buhlen, durch Anschwärzung bei Claudius den Tod bereitet hatte. Nun war die Stunde der Rache gekommen. Trat die beabsichtigte Thronveränderung ein, so war ohnedies der Einfluß, vielleicht das Leben der Günstlinge in Gefahr. Man beschloß daher durch eine Hofkabale die Kaiserin zu verderben, ehe das Complot zur Ausführung kam. Zu dem Zweck eilte Narcissus, der geschickte Meister der Intrigue, nach Ostia, wo Claudius weilte, und enthüllte ihm das verbrecherische Vorhaben des neuen Ehepaars. Während der Palast des Neuvermählten, wo man gerade das ausgelassene Winzerfest feierte,

noch vom Jubel der Gäste wiederhallte und Messalina in langwallenden Haaren und Silius mit Epheu bekränzt in bacchantischem Aufzuge durch die festlich erleuchteten Säle schwärmten, ertönte die Schreckensbotschaft, der Kaiser sei im Anzug, begleitet von Narcissus. Da flog Alles bestürzt auseinander. Messalina eilte mit ihren Kindern dem Nahenden entgegen, aber ihre Bitten und Künste hatten die frühere Kraft verloren. Zurückgewiesen begab sie sich nach ihrem lucullischen Gartenhause, indeß Narcissus im Namen des Kaisers die Blutbefehle ertheilte. Zuerst wurden Silius und seine Vertrauten hingerichtet, dann empfing Messalina von der Hand einiger Hauptleute den Todesstoß. Narcissus hatte die Mörder abgeschickt, damit nicht ihre Bitten und Thränen den Kaiser am Ende doch noch zur Milde und Gnade stimmten. Soll er doch, wie Merivale aus einer Bemerkung des Sueton folgern will, zuvor durch eine Scheidung die Vermählung der Kaiserin mit Silius ermöglicht haben, weil ihm die Wahrsager verkündet hatten, daß Messalina ihrem Gemahl Verderben bringen würde. Beim festlichen Mahle erhielt Claudius die Kunde von ihrem Ende. Er schmauste fort ohne eine Regung des Hasses oder Mitleids, der Trauer oder Freude von sich zu geben. Seine Seele war stumpf gegen alle Gefühle.

Claudius, an Weiberherrschaft gewöhnt, konnte nicht in ehelosem Stande Agrippina.
leben. Daher waren seine Günstlinge bedacht, ihm eine neue Gemahlin zuzuführen. Nach längerer Berathung vereinigten sie sich auf des Kaisers Nichte Julia Agrippina, die schöne und geistvolle aber sittenlose und herrschsüchtige Tochter des Germanicus, damals dreiunddreißig Jahre alt und Wittwe des Cn. Domitius Ahenobarbus, eines eben so rohen als lasterhaften Mannes, an den sie zwölf Jahre in liebeleerer Ehe gefesselt war. Gern ließ sich der weibersüchtige Kaiser von Senat und Volk zur Erlassung eines Gesetzes, welches die Ehe bis zu solchem Grade der Verwandtschaft gestattete, und dann zur Heirath drängen. Mit ihr zogen neue Laster und Verbrechen in die Hofburg ein. Leiden- 49.
schaftlich und sinnlich wie Messalina übertraf sie dieselbe an Ehrgeiz, Herrschsucht und Unternehmungsgeist. Gleich nach ihrem Einzug betrieb sie die Verlobung ihres Sohnes erster Ehe, L. Domitius Ahenobarbus, mit der Kaisertochter Octavia. Zu dem Zweck wurde der Bräutigam der letzteren, L. Junius Silanus, ein Urenkel des Augustus, durch den nichtswürdigen Vitellius eines ehrlosen Verhältnisses zu seiner eigenen Schwester beschuldigt und der erlauchten Verbindung für unwürdig erklärt. Nun herrschte die ehrsüchtige Frau mit Stolz und Uebermuth über den Kaiser und den ganzen Hof: wer ihr durch Einfluß oder Schönheit gefährlich schien, wurde, wie Lollia Paullina, ihre Mitbewerberin um die Hand des Kaisers, und die reizende Calpurnia, mit boshaften Anklagen zu Fall gebracht; und wenn sie auch äußerlich den Anstand mehr wahrte als Messalina, so brachte dagegen ihr ränkevoller Geist, ihre unbegrenzte Herrschgier, ihre Habsucht und ihr kühner Frevelsinn die Lustschwelgereien der Vorgängerin bald in Vergessenheit.

Nero's Jugend. Wie Livia war auch Agrippina, bald nach ihrer Vermählung mit dem Ehrennamen Augusta geschmückt, vor Allem bemüht, ihrem Sohne den Thron zu verschaffen und sich dadurch die hohe Stellung auch für alle Zukunft zu sichern. Kaum war daher die Verlobung ihres zwölfjährigen Sohnes mit der siebenjährigen Octavia feierlich ausgesprochen, so wurde derselbe auf ihr Zuthun von Claudius an Kindesstatt angenommen (seitdem hieß er Nero Claudius Drusus) und somit als Mitbewerber dem eigenen um einige Jahre jüngeren Sohn des Kaisers, der von dem Feldzuge gegen die Briten den Namen Britannicus führte, zur Seite gesetzt. Dann wurden die unerhörtesten Auszeichnungen und Ehren auf den Erkornen gehäuft, und um auch bei dem Volke ein günstiges Vorurtheil zu erwecken, zu dessen weiterer Ausbildung der Philosoph L. Annäus Seneca von der Insel Korsika herbeigerufen, wohin er, angeblich wegen seines Verhältnisses zu Livilla, der Nichte des Kaisers, in der That aber wegen seiner freien Aeußerungen und republikanischen Gesinnung in der Trostschrift an Marcia (s. unten) verwiesen worden war. Allein die Erziehung eines Prinzen von lebhafter Natur, von sinnlichen und künstlerischen Neigungen, den seine bisherigen Lehrer aus Nachsicht und höfischer Devotion verwöhnt und verdorben hatten, war ein dornenvoller Beruf. Wie viele Mühe der Philosoph sich auch gab, durch seine Lehren und seine moralischen Schriften (z. B. „vom Zorne") seinem Zögling gute Grundsätze einzuflößen, Anlage, Verführung und die mit seiner hohen Stellung verbundene Freiheit des Handelns waren mächtigere Leiter. Indessen erreichte doch Agrippina durch seine Zurückberufung ihren Zweck. Es konnte ihrer Herrschaft nur zum Ruhme gereichen und ein günstiges Vorurtheil erwecken, wenn eine literarische Größe ersten Ranges, ein Mann, der als freisinnig galt und deshalb die Leiden der Verbannung getragen hatte, die Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung ihres Sohnes leitete und ihr eigenes Regiment durch seine Schriften verherrlichte. Was war daher natürlicher, als daß zwischen dem gelehrten Staatsmann, welcher ihr in allen persönlichen Angelegenheiten mit Rath und That zur Seite stand, und der geistreichen Fürstin ein vertrautes Verhältniß eintrat? Wenn Seneca durch seine Bildung und Erfahrung Einfluß auf den Prinzen gewann, so konnte er um so mehr die ehrgeizigen und herrschsüchtigen Tendenzen Agrippina's fördern. — Als Nero das fünfzehnte Jahr über-
53. schritten hatte, wurde die Vermählung mit Octavia vollzogen. Am Hochzeitstage nahm sich der frühere Verlobte Silanus selbst das Leben. Nun wurde Britannicus immer mehr zurückgedrängt. Seine Entwicklung wurde absichtlich gehemmt und das Volk gewöhnte sich, ihn für blödsinnig und epileptisch zu halten, wie die Wohldiener und Creaturen Agrippina's denselben darstellten. Alles wandte sich der neuen Sonne zu und huldigte der hoffärtigen Kaiserin, welche ihre Widersacher zu verderben und ihre Freunde mit Ehren und Auszeichnungen zu lohnen verstand, und welche der schwache Kaiser auf die gleiche Stufe von Glanz und Macht mit sich selbst erhob, so daß auf Münzen ihr Brustbild neben

dem seinigen prangte und die schmeichelnden Griechenstädte Kleinasiens ihr göttliche Ehre erwiesen und Statuen und Denkmäler errichteten. Auf ihr Zuthun wurde Afranius **Burrus**, einer ihrer Getreuen, der die militärische Erziehung ihres Sohnes leitete, zum alleinigen Präfecten der Prätorianer ernannt, und Pallas, der ehemalige Sclave, der bei ihrer Erhebung besonders thätig gewesen, mit einem Denkmal auf dem Forum neben der Reiterstatue Cäsar's geehrt. Aber bald nach der Verheirathung des Sohnes erhielt Agrippina deutliche Anzeichen von der abnehmenden Gunst des Kaisers. Claudius' Ausgang. Aufgestiftet von Narcissus, der die Herrschsucht Agrippina's zu fürchten begann, zog er sich mehr und mehr von ihr zurück; er sprach seine Reue aus, daß er ihren Sohn vor dem eigenen bevorzugt, und näherte sich wieder dem Britannicus mit größerer Zärtlichkeit. Da reifte schnell der Gedanke einer Vergiftung in dem ruchlosen Weibe zur That. Eine Reise des erkrankten Günstlings in die Bäder von Sinuessa kam der Ausführung zu Statten. In Pilzen, seiner Lieblingsspeise, verschlang Claudius das Gift, das ihm die bekannte gallische Giftmischerin Locusta, die schon vielfach als Werkzeug bei ähnlichen Staatsverbrechen gedient hatte, mit Hülfe des Verschnittenen Halotus, des Vorkosters der Speisen, beizubringen gewußt. Er starb im 64. Jahre seines Alters, im 14. seiner Regierung. Agrippina verbarg den Tod Oct. 54. (807.) so lange, bis alle Vorkehrungen zur Thronbesteigung ihres Sohnes getroffen waren. Während sie den Britannicus und seine Schwester, scheinbar in Schmerz aufgelöst und selber Trost suchend, bei der Leiche zurückhielt, eilte Nero, von Burrus begleitet, in das prätorianische Lager, wo er, zum Lohn für die verheißenen Geschenke, als Herrscher begrüßt ward. Der versammelte Senat stimmte dem Ausspruch der Soldaten bei, und das ganze Reich erkannte Nero als Imperator an. Das Leichenbegängniß des Claudius wurde mit aller Pracht gefeiert und die Vergötterung des Heimgegangenen ausgesprochen. Nero selbst hielt dem Stiefvater die Leichenrede, die ihm Seneca aufgesetzt hatte. Wenn die „Apokolokyntosis Divi Claudii", von der später die Rede sein wird, wirklich den Philosophen zum Verfasser hat, so bildete sie das satirische Gegenstück zu der Feier der Apotheose. Narcissus wurde gleich nach des Kaisers Tod ins Gefängniß gebracht und dort auf Agrippina's Befehl zum Selbstmord gezwungen. Narcissus und Silanus getödtet. Zugleich ließ das schreckliche Weib, ohne Vorwissen des Sohnes, den M. Junius Silanus, Proconsul von Asien, durch Gift aus der Welt schaffen, damit er nicht als Thronbewerber und Rächer seines Bruders auftrete. Er war ein reicher aber beschränkter Mann, den Caligula das „goldene Schaaf" zu nennen pflegte, aber als Nachkomme der Cäsaren und wegen seines unbescholtenen Rufes bei dem Volke beliebt.

D. Nero Claudius Cäsar.

Die Gräuel, mit welchen die neue Regierung eingeweiht wurde, waren allein Nero. 54–68. von Agrippina ersonnen und ausgeführt worden; Nero hatte dabei keine Schuld. u. c. 807 bis 821.

Ueberblickt man die fünf ersten Jahre der neronischen Herrschaft, so wird man vergebens nach solchen Blut- und Schandthaten forschen, wie sie in der späteren Periode zu Tage kamen und den Namen dieses Herrschers zum Sprichwort und Gattungsbegriff gestempelt haben. Davon lag allerdings die Ursache weniger im Charakter des Fürsten selbst als in der Parteistellung des Hofes, wo die Kaiserin-Mutter mit den beiden Rathgebern ihres Sohnes Seneca und Burrus um den Einfluß stritt, ein Wettstreit, der zunächst dem Staat zu Gute kam.

Parteistellung am Hofe.

Die Kaiserin-Mutter.

Agrippina hatte ihren Sohn auf den Thron erhoben, um über ihn und durch ihn zu herrschen, und ihr Benehmen gab bald kund, welche Stellung sie einzunehmen gedachte. Es genügte ihr nicht, im Stillen die Schritte des Kaisers zu lenken, auf den Gang der Regierung einzuwirken; sie wollte gemeinsam mit dem Sohne das Regiment führen und ihre Herrschermacht zur Schau stellen. Wo sich Nero öffentlich zeigte, erblickte man Agrippina an seiner Seite; dieselbe Sänfte vereinigte häufig Mutter und Sohn, ja zuweilen sah man den Kaiser unter ihren Begleitern zu Fuß; sie machte Anspruch, den Senatssitzungen beizuwohnen, und veranlaßte daher, da sie nicht in der Curie erscheinen konnte, daß die Väter in der Kaiserburg sich versammelten, wo sie hinter einem Thürvorhange den Verhandlungen zuhörte; sie gab fremden Gesandten Bescheid und fertigte schriftliche Befehle an Provinzen, Fürsten und Könige aus; es wurden Münzen geschlagen, auf denen ihr Kopfbild mit dem des Kaisers vereinigt war.

Seneca und Burrus.

Dieser Anmaßung und Herrschsucht der Kaiserin arbeiteten die beiden Führer des jungen Fürsten, der tapfere und rechtschaffene Gardehauptmann Burrus und der gelehrte und leutselige Seneca entgegen, und ihren Bemühungen hatte es das römische Volk zu danken, daß in der Verwaltung und Rechtspflege während der ersten fünf Jahre ein löblicher Gang eingehalten wurde und manche zweckmäßige Einrichtung ins Leben trat. Der Senat erlangte größeres Ansehen; im Gerichtsgang und in der Steuererhebung wurden Verbesserungen eingeführt: die Majestätsanklagen und Cabinetsjustiz blieben beseitigt; die Appellationen von den ordentlichen Gerichten an den Kaiser wurden beschränkt oder erschwert, der Bestechlichkeit und Rechtsbeugung der Richter und Ankläger wurden Schranken gesetzt; das Zollwesen erfuhr eine zweckmäßige Reform; Bedrückungen und Erpressungen in den Provinzen sollten streng geahndet werden, das Privatrecht wurde durch mehrere gute Gesetze bereichert. In Rom wie in den Provinzen wurde das neue Regiment gepriesen. Diesen geordneten Gang in der Verwaltung und im Rechtsleben hatte man hauptsächlich der Umsicht und Thätigkeit der beiden Männer zu verdanken, denen der jugendliche Kaiser theils aus gewohnter Ehrfurcht, theils aus Abneigung gegen seine Mutter lange eine gewisse Gewalt über sich einräumte. Freilich mußten sie diesen Einfluß dadurch erkaufen, daß sie den sinnlichen Neigungen des Fürsten keine Hindernisse in den Weg legten, daß sie seiner Wollust und Genußliebe die Zügel schießen ließen. Denn wenn Nero auch anfangs nicht ganz

ohne edle Regungen und Anwandlungen war, wenn er hie und da Beweise von Bescheidenheit, Großmuth und liberaler Gesinnung gab, wenn er einst, wie Seneca versichert, bei der Unterzeichnung eines Todesurtheils den Wunsch aussprach, nicht schreiben gelernt zu haben, so war er doch eine verkehrte, zu Extravaganzen und phantastischem Wesen hinneigende Natur, dem die Befriedigung seiner Eitelkeit, seiner Sinnengelüste, seiner Willkür und Zügellosigkeit als einziger Lebenszweck galt. Von aufgewecktem, lebhaftem Geiste und nicht ohne mannichfache künstlerische Talente hätte Nero in einer andern Zeit und in einer andern Umgebung ein begabter und trefflicher Fürst werden können; aber seinem leichtsinnigen Wesen und seiner frivolen Natur war man nie mit Ernst entgegengetreten; als Seneca die Erziehung übernahm, hatten die Laster und Lüste der Zeit bereits die edleren Keime erstickt, die sittlichen Kräfte geknickt. Ohne Ernst und Selbstbeherrschung strebte er nicht nach wissenschaftlicher Bildung und soliden Kenntnissen, sondern fand nur Gefallen an den leichten Künsten, die wohl als Schmuck im gesellschaftlichen Kreise einen Werth haben, nie aber als Stützen auf der ernsten Lebensbahn dienen können, an den Arbeiten des Grabstichels, an Malen und Singen, am Versemachen und Rosselenken. Kaum in das Jünglingsalter eingetreten nahm er eine Lebensstellung ein, wo kaum der gereifte und erprobte Mann den Abgründen und Gefahren, den Schlingen und Fallstricken der Verführung zu entgehen vermochte, wie viel weniger ein in der Fülle und Ueppigkeit des Lebens aufgewachsener Jüngling von heftigen Begierden, von feurigem Geschlechtstrieb, von ungehemmter Sinnenlust. Es ist nicht zu rühmen, daß die beiden Männer, denen Nero im Anfang noch einige Rücksicht und Ehrerbietung bewies, den früheren Zögling nicht von der abschüssigen Bahn der Wollust und des Lasters zurückzuhalten suchten; aber überzeugt, daß es ein vergebliches Bemühen sein würde, die lodernden Triebe des Wüstlings zu zügeln, daß jeder derartige Versuch ihren eigenen Sturz nach sich ziehen würde, gestatteten sie was sie nicht zu verhindern vermochten und waren nur bedacht, die Ausschweifungen seiner ungezähmten Leidenschaften und die Ausbrüche seines verwilderten Gemüthes für den Staat unschädlich zu machen.

Nero's Charakter u. Naturanlagen.

Agrippina war zu herrschsüchtig und leidenschaftlich, als daß sie sich mit einem untergeordneten Einfluß begnügt hätte. Sie wollte den Kaiser ganz nach ihrem Sinne lenken, seinen Umgang bestimmen, die Ehre der Regierung und den Glanz des Hoflebens mit ihm theilen. Sie machte ihm Vorwürfe, als er sich von seiner Gemahlin Octavia, gegen die er eine tiefwurzelnde Abneigung hegte, mehr und mehr entfernte und in den Armen einer schönen Freigelassenen, Namens Akte, schwelgte; nicht aus sittlichem Unwillen, denn sie selbst buhlte ja noch fortwährend mit Pallas, sondern weil es sie ärgerte, „daß eine Freigelassene mit ihr an Einfluß bei dem Sohne wetteiferte, eine Sclavin ihre Schwiegertochter sei". Nero beantwortete ihre Vorwürfe zunächst damit, daß

Nero und Agrippina.

er ihren Vertrauten Pallas seines Schatzmeisteramtes entsetzte und ihn einige Zeit nachher ins Gefängniß führen ließ, wo er seinen Tod fand; und als Agrippina in der Heftigkeit ihres Zornes mit Enthüllung der Verbrechen drohte, durch welche sie dem Sohn den Weg zum Throne gebahnt, und den nun vierzehnjährigen Britannicus als den wahren und würdigen Erben der väterlichen Herrschaft erklärte, entzog ihr Nero die Ehrenwache und nöthigte sie, den Kaiserpalast zu verlassen. Und damit der hingeworfene Gedanke einer Erhebung des Bruders nicht einmal zur Wahrheit werde, der harmlose Knabe nicht als Werkzeug zu seinem Sturze dienen könne, trat Nero mit der Giftmischerin Locusta in Verbindung, und diese übte ihre verruchte Kunst mit solcher Sicherheit, daß Britannicus an der kaiserlichen Tafel plötzlich umfiel und nach kurzen Zuckungen verschied. Einige Minuten blickte die anwesende Gesellschaft, Agrippina und Octavia in ihrer Mitte, auf die entsetzliche Erscheinung; als aber Nero erklärte, das sei die natürliche Folge der Fallsucht, da kehrte die Fröhlichkeit des Mahles zurück. Ohne alles Gepränge wurde noch in derselben Nacht der Leichnam auf dem Marsfelde verbrannt. Mit Grauen erzählte man sich schon damals in den Kreisen der Hauptstadt von den zügellosen Ausschweifungen und muthwilligen Streichen des kaiserlichen Wüstlings, wie er in Sclaventracht vermummt mit losen Gesellen bei nächtlicher Weile die Gassen und verrufenen Häuser durchschwärmte, angesehenen Männern und Frauen mit frechem Muthwillen nachstellte, in der Schlemmerei und im Genuß der Liebe alles Maaß überschritt. Es waren die Ausbrüche einer verwilderten Natur, die eine schreckliche Zukunft ahnen ließen, wenn die hemmenden Schranken sinken würden, welche jetzt noch des Fürsten Jugend und Gewohnheit duldete.

Britannicus getödtet. 55.

Poppäa Sabina.

Diese Schranken brachen, als eine neue Buhlerin, Poppäa Sabina, den sinnlichen Fürsten in ihre Netze zog und ihn immer weiter auf die Bahn des Lasters und des Frevels drängte. Von vornehmer Herkunft, reich, schön und geistvoll, aber von sinnlicher Begehrlichkeit und ehrgeizigem Streben, hatte sie ihre Blicke schon lange auf die Hofkreise gerichtet, wo Glanz und Genuß winkten. Zuerst die Gemahlin eines römischen Ritters, hatte sie durch Buhlkünste den Otho, einen Lustgenossen des Kaisers, zum Ehebruch und darauf zur Ehe verlockt und sich dadurch den Weg zum Fürsten selbst gebahnt. Bei einem der kaiserlichen Schwelgermahle pries einst Otho die Schönheit seiner Frau und entflammte dadurch die Begierde seines Gebieters. Nero sah sie und entbrannte in heftiger Liebe: Otho mußte als Statthalter nach Lusitanien wandern, und Poppäa wurde die Geliebte Nero's. Aber diese Stellung genügte der ehrgeizigen Frau nicht; sie strebte nach einer Vermählung mit dem Fürsten und suchte daher durch Buhlkünste denselben immer mehr an sich zu ketten; selbst die Lobpreisungen Otho's und die erheuchelte Sehnsucht nach dem Abwesenden dienten ihr als Mittel, die Leidenschaft des sinnlichen Kaisers zu entflammen. Agrippina und Octavia standen jedoch der Erreichung ihres Zieles

im Wege; nur über ihre Leichen konnte sie zur Herrschaft emporsteigen. Ergreifend schildert Tacitus, wie Poppäa zuerst den Kaiser durch Thränen, Buhlkünste und Hohnreden gegen seine Mutter aufgereizt, wie Agrippina, um den ihr drohenden Sturz abzuwenden, in üppiger Kleidung sich dem von Wein erhitzten Sohne genähert habe, in der Absicht, seine geile Lust zu reizen, und daß die blutschänderische Umarmung nur durch die Vorstellungen der eintretenden Akte verhindert worden sei; wie dann endlich der Kaiser, den Einflüsterungen der Poppäa trauend, daß Agrippina auf sein Verderben sinne, den schrecklichen Vorsatz faßte, sich der lästigen Mutter durch Meuchelmord zu entledigen. Es war ihm nicht verborgen, daß alle Nachkommen des Germanicus sich der Sympathien des Volkes und der Prätorianer erfreuten; dadurch konnte ihm Gefahr erwachsen. Unter dem Schein kindlicher Liebe und Verehrung berief Nero die Kaiserin nach Bajä, wo er sich eines Festes halber aufhielt. Hier wurde sie von Anicetus, früher Nero's Erzieher, jetzt Befehlshaber der Flotte bei Misenum, auf ein für sie geschmücktes Fahrzeug gelockt, das so eingerichtet war, daß ein Theil davon sich lösen und sie zerschmettern oder versenken sollte. Von dem Sohne zärtlich umarmt bestieg Agrippina bei anbrechender Nacht das Schiff; aber der Plan mißlang; leicht verwundet ward sie durch die Hingebung einer Freundin gerettet und auf einer herbeisegelnden Barke nach dem Lucrinersee gebracht, von wo aus sie nach einem nahegelegenen Landhaus entkam. Nero war in Verzweiflung über das Mißlingen des so fein berechneten Anschlags. Aber die Leidenschaft für Poppäa erstickte alle Gefühle der Pietät. Es mußte ein neues Mittel zur Beseitigung der Mutter entdeckt werden. Da traf es sich, daß man einen Freigelassenen der Kaiserin mit einem verborgenen Dolch ergriff. Dies diente als Beweis eines beabsichtigten Attentats. Und nun wurde Agrippina auf ihrer Villa von Anicetus und seinen Genossen überfallen und in ihrem Schlafgemache ermordet. Von einem Knittel am Haupte getroffen bot sie dem gezückten Schwerte eines Centurio den Leib dar mit den Worten: „Diesen durchstoße,“ und sank dann von vielen Wunden bedeckt nieder. Solchen Lohn gab ihr der eigene Sohn, für den sie so viele Frevel auf sich geladen hatte. Die Nemesis waltete furchtbar. Die Leiche wurde noch in derselben Nacht verbrannt und die Asche weder gesammelt noch mit Erde bedeckt. Am flammenden Holzstoß gab sich ihr Freigelassener Mnester den Tod. In der Folge errichtete einer ihrer Diener der unglücklichen Gebieterin einen unscheinbaren Leichenhügel an der misenischen Straße. In früheren Jahren, erzählte man, hatte sie Sterndeuter über Nero's Schicksal befragt. Als diese aussagten: „Er wird herrschen und die Mutter tödten,“ habe sie zur Antwort gegeben: „Mag er mich tödten, wenn er nur herrscht.“

Agrippina's Ermordung. 59.

Von Gewissensangst verfolgt begab sich Nero nach Neapel. Hier erließ er ein von Seneca verfaßtes Schreiben an den Senat, in dem es hieß, daß Agrippina ihm nach dem Leben getrachtet und nach dem Mißlingen Hand an sich

selbst gelegt habe. Er beschuldigte sie der Herrschsucht und Grausamkeit und bemerkte, sie sei zum Heil des Staates gestorben. Nach Empfang dieser Zuschrift beschloß der Senat Dankgebete in allen Tempeln für die Rettung des Kaisers, und als dieser, ermuthigt durch solche Beweise von Ergebenheit, bald darauf nach Rom zurückkehrte, wetteiferte Alles in Schmeichelei und Ehrenbezeugungen und feierte seinen Einzug mit Jubel und Festgepränge. Und Nero lohnte dem treuen Volke mit Spielen und Geschenken. Im Taumel ununterbrochener Zerstreuungen und Vergnügungen suchte er alle düstern Gedanken aus seiner Seele zu verscheuchen.

Nero's Leidenschaft für Schauspiele. 60. 61. Agrippina's Tod hatte zunächst die Folge, daß sich Nero, jeder Scheu entbunden, nunmehr allen Lüsten und Ausschweifungen rücksichtslos hingab und zu der herrschenden Unsittlichkeit auch noch die Schmach unwürdiger und entehrender Kunstneigungen hinzufügte. Er ließ sich öffentlich als Wagenlenker mit dem Viergespann sehen; er durchzog die Straßen als Sänger und Citherspieler in phantastischer Tracht; er errichtete im Palast eine Bühne für scenische Spiele, Juvenalien genannt, und um die Schmach auf Viele zu legen, verführte er durch Geschenke die verarmten Sprößlinge edler Familien zur Theilnahme. Sitte und Ehrgefühl gingen unter. Ritter und Senatoren schämten sich nicht mehr in die Reihen der Wagenlenker, der Gladiatoren und Thierkämpfer einzutreten und im Circus und Amphitheater ihre Künste zu zeigen, und Männer und Frauen der höchsten Stände betraten als Schauspieler, Sänger und Tänzer, gezwungen oder freiwillig, die Bühne und entehrten sich durch niedrige Gaukelspiele. Blieben anfangs diese Aufführungen nur auf einen Kreis ausgewählter Zuschauer beschränkt, so ging die Selbstentwürdigung zuletzt so weit, daß der Kaiser mit seinen Lustgenossen sich sogar in Neapel und anderen Orten auf öffentlichen Theatern sehen ließ.

Im Thale des Vaticans wurde ein Raum für Wagenrennen abgesteckt, zu welchem anfangs nur gewählte Zuschauer Einlaß erhielten, bald aber das ganze Volk eingeladen ward. Achtbare römische Ritter wurden durch Geschenke bewogen, sich in die Reihen der Fechter zu stellen; und bei den Schauspielen im Palast oder in den kaiserlichen Gärten nöthigte Nero Leute aller Stände zur Theilnahme. „Weder Adel noch Ehrenstellen, weder Alter noch Geschlecht, versichert Tacitus, entbanden von der Zumuthung, griechische oder lateinische Schaustücke, ja selbst unmännliche Geberden und Gesänge einzuüben. Sogar vornehme Frauen gaben sich zu solchen ehrlosen Künsten her. In dem Haine, den Augustus rings um den zu Schiffgefechten bestimmten See angelegt hatte, waren Lustsäle und Trinkbuden aufgerichtet, wo alle Reizmittel der Schwelgerei feilgeboten wurden. Man theilte Geldgeschenke aus, welche die Rechtlichen aus Zwang, die Schlemmer im Jubel verpraßten. Lasterleben und Ehrlosigkeit riß immer mehr ein, und das längst vorhandene Sittenverderbniß war nie zügelloser als bei dieser Menge. Bei diesem Wetteifer der Ausschweifung konnte kaum ein Schatten von Sittlichkeit behauptet werden. Zuletzt betrat der Kaiser selber die Bühne, mit großer Sorgfalt die Cither übend und seinen Vertrauten vorspielend. Soldaten und Hauptleute bezeugten laut ihren Beifall und eine Schaar junger Ritter, „Augusta-

ner" genannt, priesen des Fürsten göttergleiche Gestalt und Stimme. Für solche Verdienste wurden sie mit Ehren und Auszeichnung belohnt." Selbst Burrus und Seneca stimmten in die Lobsprüche auf den kaiserlichen Bühnenhelden ein, so sehr sie auch im Herzen über die Schmach und Erniedrigung trauern mochten. Auch mit der Dichtkunst befaßte sich Nero und sammelte Leute um sich, die im Versemachen einige Fertigkeit besaßen und deren Hauptaufgabe war, die von dem Kaiser vorgebrachten Sätze zu Strophen und Versen zu ergänzen, und zu seiner Tafel berief er Philosophen, um sich an ihren widerstrebenden Meinungen und ihrem Gezänke zu ergötzen. Wie zum Hohn auf die edle Kunst des griechischen Alterthums stiftete Nero, vielleicht zur Feier des „Quinquennium" seiner Regierung, die nach ihm benannten Neronia, eine Nachbildung der olympischen Spiele, wo Wettrennen mit gymnischen und musischen Künsten abwechselten. Daß dem kaiserlichen Sänger und Citherspieler dabei jedes Mal der Preis zuerkannt wurde, verstand sich von selbst. Von da an wurde die griechische Tracht, die während des Festes getragen wurde, auch im gewöhnlichen Leben immer häufiger. So entehrte sich Rom immer mehr und sank in den tiefsten Schlamm des sittlichen Verderbens. Die „kaiserliche Bande", bestehend aus jungen geistreichen und witzigen aber höchst leichtfertigen Rittern, gab ihren Beifall mit einer Art musikalischem Takt kund, wie es in Alexandrien und anderen Griechenstädten schon längst Sitte war und erwarb sich dadurch die Gunst des Kaisers in solchem Grade, daß sie in Abtheilungen oder Chöre getheilt ihn auf allen seinen Reisen begleiteten und auf alle Weise ausgezeichnet wurden.

War die Regierung Nero's bisher mehr entwürdigend und entsittlichend als drückend und grausam für das Volk gewesen, so sollte in der letzten Periode Rom den Becher der Leiden wie der Schmach gleich tief leeren. Verschwenderisch wie Caligula griff er auch zu denselben Mitteln grausamer Bedrückung und Erpressung, um die Leere zu decken. Bald sah man die Majestätsgerichte wieder in ihrer schrecklichsten Gestalt aufleben und ehrlose Delatoren ihr verruchtes Werk von Neuem beginnen; Reichthum und Bildung wurden verderbliche Güter für ihre Besitzer, und Unabhängigkeit und Freimuth galten wieder für todeswürdige Verbrechen. Den Anfang der neuen Periode bezeichnete der Tod des Gardehauptmanns Burrus. Tacitus läßt es unentschieden, ob er auf natürlichem Wege an einer Halskrankheit starb oder dem Giftmorde erlag. Sein Tod ging der Scheidung Nero's von Octavia und der Vermählung mit Poppäa voraus; und da er sich diesem Schritte stets eifrig und standhaft widersetzt hatte, so lag der Verdacht einer gewaltsamen Beseitigung nahe. Sein Nachfolger wurde Sophonius Tigellinus, einer der verruchtesten Männer der Kaiserzeit, der von dunkler Geburt unter Lüsten und Verbrechen herangewachsen bisher schon der unzertrennliche Genosse des Kaisers bei seinen Orgien gewesen war und nun bald durch die Bande des Frevels und schwarzer Unthaten unauflöslich mit demselben verknüpft ward. Zwei Männer von hoher Geburt, Rubellius Plautus, ein Stoiker von strengen Grundsätzen und Sitten, der mit seinem Weibe und wenigen Sclaven auf seinen ererbten Gütern in Asien wohnte, und Cornelius Sulla, ein Nachkomme des Dictators und mit Claudius' Tochter Antonia vermählt, der auf Grund conspiratorischer Umtriebe nach Massalia

Wachsende Tyrannei.

Burrus' und Octavia's Tod. 62.

in die Verbannung geschickt worden war, wurden ohne Gericht und Urtheil ermordet und ihre Köpfe zur Verhöhnung nach Rom gebracht. Jenen sollte sein Reichthum und seine Verwandtschaft mit dem Herrscherhause zu Nachstellungen gegen das Leben des Kaisers verleitet haben, dieser wurde beschuldigt, er habe, um der Armuth und dem Elende zu entgehen, die Gallier zur Empörung aufgestiftet. Der Senat verordnete Dankfeste für die Beseitigung der Gefahr und löschte die Namen der Hingerichteten aus der Rathsliste. Seneca, aus der wachsenden Ungnade seines kaiserlichen Zöglings seinen nahen Fall ahnend, zog sich von dem öffentlichen Leben zurück. Aber seine Reichthümer und seine Berühmtheit waren gefährliche Gaben. Bald nachher wurde die geschiedene Kaiserin Octavia, die wegen ihrer Tugend und Bescheidenheit bei dem Volke allgemein geliebt war, auf Anstiften der neuen Gemahlin Poppäa auf nichtige und unerwiesene Anklagen hin nach der Insel Pandataria verbannt, wo sie nach durchschnittenen Adern im überheißen Bade ihren Tod fand. Im zwanzigsten Jahre schied sie aus der unheilvollen Ehe und aus dem freudeleeren Leben. Ihr Haupt wurde der Poppäa zur Augenweide überbracht. Ganz Rom trauerte, aber der Senat beschloß den Göttern Dankgebete. Was sonst ein Zeichen des Glücks war, bemerkt Tacitus, wurde jetzt ein Zeichen öffentlichen Elends.

Lustschwelgereien.

Von der Zeit an überschritt Nero jede Schranke menschlicher Schaamhaftigkeit und Sitte. Von Höflingen und Buhldirnen in seiner tollen Ausgelassenheit bestärkt beging der eitle in frivole Sinnenlust ganz versunkene Fürst unglaubliche Schandthaten und Thorheiten. Oeffentliche Schauspiele und schwärmende Umzüge, an denen er selbst als Sänger und Citherspieler verkleidet mit den Genossen seiner Lüste Theil nahm und seine schöne Stimme bewundern ließ, üppige Schmausereien und Gelage, bei denen ihm Tigellinus und der durch Witz und Unterhaltungsgabe bekannte Festordner (Arbiter) Petronius treffliche Dienste leisteten, Volksbelustigungen verbunden mit öffentlichen Gastmählern in den Straßen und Plätzen und sinnlose Verschwendungen aller Art verzehrten die Einkünfte des Staats und führten die ärgsten Erpressungen herbei.

Das „Mahl des Tigellinus", aus den seltensten und kostbarsten Leckerbissen aller Länder bereitet, fand für die kaiserliche Umgebung auf einem schwimmenden Floße im See des Agrippa statt, während die übrigen Gäste, vornehme Männer und Frauen vermischt mit Sclaven, Gladiatoren und Freudenmädchen, um den See und in den angrenzenden Hainen unter Zelten bis in die Nacht hinein schmausten und zechten und sich der schändlichsten Wollust rücksichtslos hingaben. „Alles war gestattet, außer Verweigerung." Nero selber, sagt Tacitus, in natürlichen und widernatürlichen Lüsten schwelgend, schien jede Art schändlichster Verworfenheit erschöpft zu haben, hätte er nicht wenige Tage nachher, das Aergste überbietend, mit einem Buhlknaben sein Beilager gefeiert und mit der Unnatur die empörendste Posse der Oeffentlichkeit getrieben.

Der Brand von Rom. 64.

Nero hat nicht nur durch seine thierische Wollust und sein unsinniges Kunstgetreibe sich und sein Volk entehrt, die Zeitgenossen schreiben ihm auch die entsetzliche Feuersbrunst zu, durch welche der größte Theil von Rom, darunter

die ehrwürdigsten Tempel und Heiligthümer der Vorzeit und die unschätzbarsten Meisterwerke griechischer Kunst, zu Grunde gingen und unsägliche Noth, Jammer und Elend über die ganze Einwohnerschaft, besonders die untere Volksklasse, gebracht wurde. Der Brand nahm seinen Ausbruch in den mit Oel und Brennstoffen angefüllten Buden des unteren am palatinischen und cälischen Hügel sich hinziehenden Circus und durchloderte, vom Winde angefacht, zuerst die Ebene, stieg dann die Höhe hinan und wandte sich darauf mit unwiderstehlicher Gewalt auf der nördlichen Seite wiederum der Niederung zu, die zahllose Masse hoher, in den oberen Stockwerken von Holz erbauter Häuser der engen und krummen Straßen in ein unabsehbares Flammenmeer begrabend. Erst am sechsten Tage wurde man am Fuß der Esquilien des Feuers Meister; dann loderte die Gluth von Neuem auf und verzehrte noch einmal drei Tage lang den östlichen Theil des Marsfeldes. Von den vierzehn Regionen oder Stadttheilen Roms blieben nur vier unversehrt; drei wurden bis auf den Grund zerstört, in den sieben anderen erblickte man nur wenige halbverbrannte Häuser.

„Niemand wagte dem Brande zu wehren," so schließt Tacitus seine ergreifende Schilderung dieses Unglücks und des unendlichen Jammers des obdachlosen, hungernden und aller Habe beraubten Volkes, „weil man häufig Drohworte hörte, die das Löschen untersagten und weil Andere öffentlich Feuerbrände schleuderten, laut rufend, sie wüßten wer es ihnen aufgetragen, sei's um ungehindert Raub auszuüben oder aus erhaltenem Befehl." Man rechnete aus, daß das Feuer an demselben Tage ausgebrochen (19. Juli), an welchem einst der gallische Brand gewüthet. Es war natürlich, daß ein so gewaltiges Ereigniß die Phantasie des Volkes erregte und zu den unglaublichsten Gerüchten Anlaß gab. Die moderne Kritik hatte daher leichtes Spiel, den Kaiser Nero von dieser Verunglimpfung frei zu sprechen. Hermann Schiller ist der Meinung, die aristokratische Faction, welche schon damals die Pisonische Verschwörung eingeleitet, hätte die verleumderischen Gerüchte ausgestreut, um den Haß gegen den Tyrannen zu steigern.

Nero weilte in Antium und kehrte erst zurück, als die Flamme auch den Palast und die damit verbundenen Gärten des Mäcenas ergriff; und wie eifrig er bedacht war, durch Getreidespenden und Errichtung von Nothwohnungen das Elend des in Verzweiflung umherirrenden Volkes zu mildern, die Stadtgerüchte bezeichneten ihn als Urheber. Es entstand die Sage, er sei zur Zeit des heftigsten Brandes auf seine Hausbühne oder auf den Thurm Mäcens getreten und habe, als Kitharöde gekleidet, die Zerstörung Trojas besungen. Der excentrischen Natur des Despoten traute man Alles zu. Es ging die Rede, er habe auf den Trümmern Roms eine neue Stadt erbauen wollen, die an einen stolzeren Kaiserpalast angelehnt fortan den Namen Neronia führen sollte. Das Gerücht fand um so mehr Glauben, als der neue Palast, den er auf den Ruinen errichten ließ, an innerer Pracht und äußerer Ausdehnung alle Wunderwerke der alten Welt übertraf. Nero's „goldenes Haus" blendete nicht nur durch den Glanz der kostbarsten Ausschmückung, die mit Säulengängen verbundenen

Die neue Stadt und Nero's goldenes Haus.

Gebäude schlossen Fruchtfelder, Seen, Weinberge und Haine ein, und im Vorhofe des Hauptpalastes stand eine eherne Statue des Sonnengottes von 120 Fuß Höhe. Die mit der Ausführung beauftragten Baumeister Severus und Celer suchten durch Kunst und Talent die Hindernisse der Natur zu besiegen und spielten mit des Fürsten Reichthum*). Bei dem Neubau der Stadt verfuhr man übrigens nach einem zweckmäßigen Plan. Die Straßen wurden breiter und gerade, die Häuser von Stein aufgeführt und niedriger, der Umfang ausgedehnter. Freie Plätze, Säulengänge, Hallen und kunstreiche Fontänen und Wasserleitungen gewährten einen schönen Anblick. Oeffentliche Unterstützungen, Belohnungen und Preise förderten den Aufbau.

Christenverfolgung und Erpressungen. Aber wie viel auch geschah, die Folgen des schrecklichen Unglücks zu mildern, der Glaube, daß Nero den Brand befohlen, wollte nicht schwinden. Da mehrte der Kaiser das Maaß seiner Verbrechen durch neue Schandthaten. Um den Volkshaß von sich abzulenken, berichtet Tacitus, schob er die Schuld der Brandstiftung auf die neue Religionsgenossenschaft der Christen, die für eine jüdische Sekte gehalten und wegen ihres abgeschlossenen Lebens, oder, wie der römische Historiker meint, wegen ihres Menschenhasses und ihrer ängstlichen Scheu vor jeder Betheiligung am heidnischen Cultus bei dem römischen Volke verhaßt und verachtet war. Eine große Anzahl derselben wurde in gerichtliche Untersuchung genommen und als Schuldige zum Tode verurtheilt; und um die Kosten für die unsinnige Verschwendung bei dem Aufbau der Stadt und des Palastes zu decken und die neue Residenz würdig auszuschmücken, wurden die Provinzen ausgeraubt und aus den griechischen Städten die edelsten Kunstwerke entführt.

„Die Hinrichtung der Christen ward mit Hohn begleitet,“ erzählt Tacitus, „indem sie in Thierfelle gehüllt von Hunden zerfleischt oder ans Kreuz geheftet wurden, oder mit Pech überzogen bei einbrechender Dunkelheit als nächtliche Lichter brannten. Nero hatte zu diesem Schaustück seine Gärten geöffnet und ein Circusspiel gegeben, wobei er als Wagenlenker gekleidet sich unter die Menge mischte oder auf einem Gespann einherfuhr. Deshalb regte sich gegen die, wenn auch Schuldigen und mit Recht auf unerhörte Weise Bestraften das Mitleid, als ob sie nicht dem öffentlichen Wohle, sondern der Grausamkeit des Einen geopfert worden seien.“ Bekanntlich hat man aus dieser merkwürdigen Stelle des römischen Historikers auf eine erste Christenverfolgung geschlossen, die dann durch die Legende weiter ausgebildet ward. Denkbar ist es immerhin, daß die Orientalen, die ihre Quartiere und Buden in der Gegend hatten, wo der Brand ausgebrochen, in den Verdacht der Brandstiftung geriethen und daß der Kaiser und seine Höflinge gern die Gelegenheit ergriffen, dem Groll des Volkes bei dem öffentlichen Unglück eine andere Richtung zu geben, die Schuld auf eine ohnedies verhaßte Menschenklasse abzulenken. Auch ist es keineswegs unglaublich, daß bei

*) Den Eindruck, den die riesigen Dimensionen des Baues machten, schildert Martialis in dem bekannten Epigramm:

Rom wird ein einziges Haus; nach Veji drum ihr Quiriten
Wenn nicht auch Veji einst dieser Palast noch verschlingt.

der obwaltenden Spaltung zwischen den judäischen Reformern (den Christen) und den Bekennern der altmosaischen Satzungen, die wir später kennen lernen werden, der Parteihaß Einzelne zu Aussagen getrieben habe, die zu Anklagen und Verurtheilungen benutzt werden konnten. Religiöse Beweggründe lagen aber der Verfolgung schwerlich zum Grunde. Sie war mehr eine Maßregel der öffentlichen Polizei und eine Wirkung des Volkshasses. — Zu welchen Erpressungen der Brand benutzt wurde, erfahren wir ebenfalls von Tacitus. Um Geld aufzutreiben, wurde Italien geplündert, die Provinzen ausgesogen, die verbündeten Völker und die Freistädte zu Grunde gerichtet. Selbst die Tempel der Stadt wurden beraubt und das Gold weggeschleppt, welches im Laufe der Zeit das römische Volk bei Triumphzügen und Gelübden in Glück und Noth geweiht hatte. In Asien und Achaia entführten des Kaisers Abgesandte, der Freigelassene Acratus und der philosophische Wortheld Secundus Carinas, nicht nur die Weihgeschenke, sondern auch die goldenen Götterbildnisse.

Das entartete und versunkene Rom ertrug alle diese Gräuel, ohne einen ernstlichen Versuch zur Abwerfung des schändlichen Tyrannenjoches zu wagen. Die pisonische Verschwörung. 65. Endlich schien jedoch das Maaß voll zu sein. Es bildete sich eine Verschwörung mit dem Zweck, den kaiserlichen Wütherich bei den Circusspielen am Ceresfest zu ermorden und das Haupt der Verschwornen, C. Calpurnius Piso, einen Mann von hoher Geburt, großem Reichthum und leutseligem Wesen, mit Hülfe der Prätorianer, deren Hauptmann Faenius Rufus aus Neid auf Tigellinus für den Plan gewonnen war, auf den Thron zu heben. Sogar diesen Männern galt mithin die Herstellung der Republik als ein unausführbares Hirngespinnst. Die Verschwörung war nur gegen den Monarchen, nicht gegen die Monarchie gerichtet. Man wollte einen andern Kaiser. Allerdings gab gerade diese Verschwörung, die unter den angesehensten Familien der Senatoren und Ritterschaft Mitwisser und Genossen zählte, und welcher die wenigen Republikaner, die Rom damals noch besaß, nahe standen, durch die klägliche Haltung der meisten Theilnehmer und durch die bei dem ganzen Unternehmen bewiesene Kopflosigkeit und Charakterschwäche Zeugniß, daß das damalige Geschlecht eines sittlichen Aufschwungs und thatkräftigen Handelns nicht mehr fähig war. Die Verschwörung, lange verschoben und Vielen mitgetheilt, wurde durch den Freigelassenen eines der Führer dem Kaiser verrathen, worauf dieser, unterstützt von Tigellinus und aufgereizt von Poppäa, furchtbare Verfolgungen über alle Schuldigen und Verdächtigen ergehen ließ. Die ehrlose Feigheit der meisten Angeklagten, die, um sich selbst zu retten oder die eigene Schuld zu mildern, Freunde und Verwandte als Theilnehmer angaben, erleichterte dem Kaiser das Blutgeschäft und gab ihm Gelegenheit, das Rache- und Richtschwert gegen alle seine Widersacher zu kehren. Nur ein Weib, die Freigelassene Epicharis, zeigte bei der Untersuchung Muth und Entschlossenheit; die gräßlichsten Folterqualen vermochten ihr keine Geständnisse zu erpressen. Dagegen suchte der zweite Gardehauptmann Faenius Rufus die eigene Schuld durch das Blut der Genossen abzuwaschen. Unter den Opfern befanden sich zwei berühmte Männer, der Philosoph Seneca, der dem ehemaligen Zögling schon lange lästig geworden war, und dessen Neffe, der

Dichter M. Annäus Lucanus, ein ehrgeiziger von Nero gekränkter Mann von aristokratisch-republikanischer Gesinnung, dessen Epos „Pharsalia" noch altrömischen Geist und Sinn für häusliche Sitte und Ehrbarkeit athmet. Die freundschaftlichen Beziehungen des Weltweisen zu Piso und zu Lucanus galten dem Kaiser als hinlängliche Beweise seiner Mitschuld. Seneca öffnete sich selbst die Adern und sühnte durch würdiges Sterben manche unwürdige Handlung seines Lebens. Nur Wenige erwarben sich diesen Ruhm, die Meisten entehrten sich bis zum letzten Augenblick durch Feigheit oder Schmeichelei. Das Richtbeil und die Verbannung befreiten den Tyrannen von vielen vornehmen Bürgern, deren Gesinnungen er nicht traute oder nach deren Reichthümern er lüstern war. Die confiscirten Güter setzten ihn in Stand, Soldaten, Schergen und Angeber zu belohnen; der Senat aber beeilte sich, öffentliche Dankgebete für die Rettung des Kaisers zu beschließen.

Poppäa's Tod.

Während die Majestätsgerichte wütheten und täglich neue Opfer forderten, ordnete Nero Schauspiele und dichterische und oratorische Wettkämpfe an und freute sich des geretteten Lebens an schwelgerischen Mahlen. Die Festfreuden erlitten nur eine kurze Unterbrechung durch den Tod der Poppäa Sabina. In einem Anfall von Jähzorn, berichtet Tacitus nach den Stadtgerüchten, gab der Kaiser der ihrer Entbindung nahe stehenden Frau einen Fußtritt, in Folge dessen sie starb. Der Leichnam wurde einbalsamirt und nach einem feierlichen Leichenbegängnisse, bei dem eine unglaubliche Masse von Räucherwerk und Spezereien verbrannt wurde, in die Grabstätte der Julier gebracht, und wer der vergötterten Buhlerin die Verehrung weigerte, machte sich eines Majestätsverbrechens schuldig. Und als ob die Natur mit dem kaiserlichen Wütherich sich zum Verderben Roms verschworen hätte, brach eine Seuche aus, welche 30,000 Menschen ins Grab stürzte.

Untergang des Thrasea Pätus. 66.

Die pisonische Verschwörung hatte den Kaiser mit Mißtrauen gegen die Gelehrten erfüllt, und Tigellinus versäumte nicht, dieses Mißtrauen zu steigern und besonders gegen die Anhänger der stoischen Lebensweisheit zu kehren, weil sie, bemüht ihrer Wissenschaft praktische Anwendung im Staat zu verschaffen, im Senat die einzige kräftige Opposition gegen das überfluthende Verderben bildeten. Das Haupt derselben war P. Clodius Thrasea Pätus, ein Mann von altrömischer Sittenstrenge, der bald durch freimüthigen Widerspruch, bald durch beredtes Schweigen seine Mißbilligung über die Schmach der Zeit und über die Niederträchtigkeit des servilen und feilen Senats bei jeder Gelegenheit kund gegeben und, als er der einreißenden Schmach nicht länger zu wehren vermochte, sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen hatte. Ein Republikaner von der Gesinnung Cato's, dessen Leben er beschrieben, war Thrasea die Seele der malcontenten aristokratischen Kreise Roms. Sein Rang, seine Bildung und sein rechtschaffenes Leben gaben ihm eine hohe Bedeutung, besonders in den Provinzen, wo der Knechtssinn und die Sittenlosigkeit noch nicht jede edlere

Kraft und Gesinnung untergraben, noch nicht alles Gefühl für Tugend, Recht und Menschlichkeit erstickt hatten.

Lange scheute sich Nero, den einflußreichen und dabei vorsichtigen Senator mit Gewalt zu beseitigen; er scheint sogar Versuche gemacht zu haben, ihn für sich zu gewinnen, aber alle Bemühungen scheiterten an der Festigkeit des Mannes. Endlich schlug auch seine Stunde. Der Eidam des Tigellinus, Capito Cossutianus, klagte ihn des Hochverraths an: „er weiche beim Jahresanfang der feierlichen Eidesleistung aus; bei Darbringung der Fürbitten bleibe er weg; niemals habe er für des Fürsten Wohlfahrt oder himmlische Stimme geopfert; er habe seit drei Jahren die Curie nicht betreten; er nähre Parteigeist und Aufruhr; in den Provinzen und beim Heer lese man die Tagesblätter nur um zu erfahren, was Thrasea nicht gethan habe. Aus seinem ganzen Thun und Lassen gehe hervor, daß er die Religion verachte und die Gesetze verwerfe". Aehnliche Beschuldigungen wurden gegen Thrasea's Gesinnungsgenossen, den Stoiker Barea Soranus vorgebracht. Der zitternde Senat, eingeschüchtert durch die drohende Haltung der auf dem Forum aufgestellten Prätorianer, wagte keinen Widerspruch, und so wurden beide und mit ihnen des Letztern jugendliche Tochter Servilia zum Tode verurtheilt, mit der Vergünstigung, die Art des Sterbens wählen zu dürfen. Thrasea, der bei der Ankündigung des Todesurtheils gerade in einem philosophischen Gespräche mit einem Cyniker über das Verhältniß des Leibes und der Seele begriffen war, öffnete sich die Adern; sein Eidam Helvidius Priscus büßte die Verwandtschaft mit Verbannung.

Mit Thrasea, diesem charaktervollen Senator von altrömischem Geiste, sank die letzte Schranke der Tyrannei und der Herrschaft der Schande. Unterdessen jagte das römische Volk den Festlichkeiten nach, durch die Nero den prunkvollen Einzug des Partherfürsten Tiridates und seines glänzenden Gefolges feierte, als dieser Lehnskönig von Armenien in Rom die Bestätigung seiner neuerworbenen Krone nachsuchte. Als der morgenländische Fürst vor dem Weltherrscher seine Knie beugte und ihn als Gott Mithra verehrte, da schwoll dem hoffärtigen Gebieter das Herz; er schmückte das Haupt des Knieenden mit dem Diadem und beging die „goldenen Tage", an welchen er von seinen Widersachern befreit und von dem Könige des Morgenlandes angebetet wurde, mit Spielen und Lustbarkeiten aller Art.

Der Feldherr Domitius **Corbulo**, dem Nero diesen Triumph zu danken hatte, Corbulo.
der selbst unter diesem entarteten Regiment Roms Waffenruhm im Morgenlande erneute und die Oberherrlichkeit Roms über Armenien herstellte (S. 16), fiel bald nachher als Opfer der kaiserlichen Tücke. Seine Macht und sein Ansehen waren so groß, daß es ihm nicht schwer geworden wäre, dem verhaßten Wüstling die Herrschaft zu entreißen; aber eben so treu als tapfer wies er jede derartige Versuchung von sich, ja er sandte sogar seinen Eidam Annius gleichsam als Geißel seiner Ergebenheit mit Tiridates nach Rom. Dennoch entging er nicht dem Argwohn des Kaisers und dem Neide boshafter Höflinge. Auch er sollte nach dem Throne gestrebt haben. Nero beschied ihn bald nachher zu sich nach Griechenland und befahl, ihn sogleich nach seiner Landung in Kenchreä hinzurichten. Als Corbulo den Befehl vernahm, stieß er sich mit dem Ausruf „Verdient!" das Schwert in die Brust (67).

Dieser Triumph erfüllte Nero mit solchem Siegesgefühl, daß er seine

Nero in Hellas. 67. Talente nun auch in Hellas zu zeigen beschloß, um das Land der Kunst auf seinem eigensten Felde zu überwinden. Begleitet von der Bande der „Augustaner" durchzog der eitle Thor mit unsinnigen Festaufzügen die griechischen Städte, feierte nach einander die olympischen, pythischen und isthmischen Spiele mit Tragödien und Komödien, mit Wettgesängen und Wagenrennen, wobei er natürlich von dem gunstbuhlenden schmeichlerischen Hellenenvolke als Sieger gepriesen und bekränzt wurde, und verzettelte durch niedrige Gaukelspiele den letzten Rest römischer Ehre. Zugleich gab er Befehl, den Isthmus abgraben zu lassen, in der Absicht, mittelst eines Durchstichs den Peloponnes von Hellas zu trennen. Aber die Schwierigkeit der Arbeiten durch die Felsbänke führte die baldige Einstellung des Unternehmens herbei. Die Zeitgenossen glaubten, drohende Himmelszeichen und die Wahrnehmung, daß der korinthische Meerbusen höher liege als der saronische und somit eine Gefährdung der Inseln Aegina und Salamis zu befürchten sei, hätten das Aufgeben des Planes bewirkt. Zum Dank für den rauschenden Beifall, den die entarteten Söhne der Hellenen dem kaiserlichen Schauspieler und Sänger zollten, beschenkte er die ganze Provinz Achaia mit der Freiheit, ließ aber zugleich die Tempel ihrer Weihgeschenke und Götterbilder berauben, die Denkmäler der alten Festsieger niederreißen, die Töchter und Söhne freier Griechen zur Wollust wegführen. Unterdessen wüthete in Rom Nero's Freigelassener Helios willkürlich mit Mord, Verbannung und Gütereinziehung gegen alle Stände, bis die Anzeichen von einer tiefen Gährung der Gemüther den Günstling bewogen, den Gebieter zur Heimkehr aufzufordern.

Nero's Rückkehr und Ausgang. 68. Siegprangend kehrte der Kaiser über Neapel nach Rom zurück. Im goldbesternten Purpurgewande, den olympischen Siegerkranz auf dem Haupte, den pythischen in der Rechten, fuhr er im Triumphgepränge in die geschmückte von Wohlgerüchen und Opfern duftende Stadt ein, begleitet von Soldaten, Rittern und Senatoren, die ihn als Herakles und Apollo priesen. Es war der letzte Schimmer der Herrlichkeit. Seine Laufbahn neigte dem Ende zu. Der Proprätor von Gallien, Julius Vindex, ein Abkömmling der alten Könige Aquitaniens, hatte die durch Erpressungen furchtbar mißhandelte Provinz, wo die alten nationalen Gefühle noch nicht erloschen waren, zum Aufstand gebracht. Gallien sollte seine Unabhängigkeit erlangen und von dort aus die Entthronung Nero's bewirkt werden. Er schlug den Statthalter von Spanien, Servius Sulpicius Galba, der im Rufe eines gerechten und kriegskundigen Mannes stand und einer reichen und vornehmen Adelsfamilie angehörte, zum Imperator vor, und das ganze Heer, das großentheils aus Provinzialen und gallischer Landwehr bestand, stimmte dem Vorschlage bei. Aber ehe Galba, auch von den eigenen Legionen zum Herrscher ausgerufen und begünstigt von Otho, dem ehemaligen Lustgefährten Nero's, damals Statthalter in Lusitanien, die Pyrenäen überstieg, entspann sich zwischen den gallischen Truppen und den Legionen des Oberrheins ohne Zuthun der Feldherren, die sich bereits auf einer Zusammenkunft in Ve-

fontio verständigt hatten, ein unheilvolles Treffen, sei es aus Mißverständniß, sei es aus Haß oder Rivalität der Soldaten, wobei 20,000 Krieger aus dem Heere des Vindex auf der Wahlstatt blieben. So wurde die Losreißung Galliens vom Reich verhindert. Julius Vindex fiel entweder im Kampf oder er gab sich aus Kummer über den Unfall den Tod mit eigener Hand und erlebte somit nicht den Fall des Tyrannen, des „schlechten Citherspielers", wie er ihn nannte. Dieser traurige Zwischenfall brachte jedoch nur eine kurze Unterbrechung in das Unternehmen. Die Legionen am Rhein, unter dem Oberbefehl des wackern Virginius Rufus, erklärten sich gleichfalls für Galba, der indessen bis zur Entscheidung des Senats den Titel eines Imperators ablehnte. Diese erfolgte bald. In Rom hatten die gehäuften Frevelthaten des rasenden Tyrannen, verbunden mit einer Hungersnoth, eine gährende Stimmung erzeugt, die bei der Kunde von dem heranrückenden Heere aus Westen und von dem Abfall der zu seiner Bekämpfung abgeschickten Legionen, sich zum offenen Aufruhr steigerte. Dadurch ermuthigt erklärte der Senat Nero für einen Feind des Vaterlandes und erhob Galba zum Kaiser. Die Prätorianer, von Nymphidius, ihrem zweiten Obersten, durch das Versprechen großer Geldgeschenke (Donative) gewonnen, gaben dem Senatsbeschluß ihre Zustimmung. Während dieser Vorgänge hatte sich Nero, von aller Hülfe verlassen und selbst von den Genossen seiner Lüste gemieden, verkleidet auf das Landhaus eines seiner Freigelassenen geflüchtet. Dort hielt er sich so lange verborgen, bis er an den Pferdetritten das Nahen der Reiter erkannte, welche der Senat nach allen Seiten ausgesandt hatte, um sich seiner zu bemächtigen, damit er „nach altem Br uch" die Strafe für seine Verbrechen erleide. Da ließ er sich zitternd von dem Freigelassenen mit einem Dolche durchbohren. Dem hereintretenden Centurio die Worte zurufend: „Zu spät, das heißt Treue!" erlag er dem Todesstoß im einunddreißigsten Jahre seines Lebens, im vierzehnten seiner Regierung, der letzte Sprößling des julisch-claudischen Herrscherstammes. 9. Juni 68.

Nero war der letzte Sprosse des julischen Hauses, das seinen Ursprung auf Aeneas und die göttliche Mutter Venus zurückführte, das mit den wichtigsten Lebensgeschicken des römischen Volks zwei Jahrhunderte hindurch aufs Innigste verflochten war. Es war daher natürlich, daß der tragische und geheimnißvolle Ausgang Nero's auf dem Landhause seines Freigelassenen einen mächtigen Eindruck in dem römischen Volke hinterlassen mußte, daß, wie bei allen absterbenden Dynastien, die Sage entstand, Nero, dessen scharf markirte Gestalt sich den Zeitgenossen so tief einprägte, sei nicht gestorben, sondern nach dem fernen Oriente gerettet worden, von woher er einst wiederkommen und das Reich von Neuem gewinnen werde. Es wird berichtet, daß noch lange in Rom sein Grab an seinem Todestag alljährlich mit Blumen und Kränzen geschmückt worden, es finden sich Angaben und Andeutungen, daß dreimal ein „Pseudo-Nero" aufgetaucht sei und einzelne Anhänger gefunden habe. Noch Domitian zitterte vor dem Namen Nero's. Besonders bewahrte das griechische Volk eine große Zuneigung, eine gewisse Sehnsucht für den Kaiser, der vorzugsweise der begeisterte Verehrer hellenischer Kunst, hellenischer Lebenslust, ein tollgewordener Hellenist war, der als

Nero im Volksglauben.

Kitharöde und Schauspieler in ihr Land gekommen und auf alle Bewunderer und Verehrer mit vollen Händen Gold und Güter ausgestreut, von dem sie nur Vortheile und Freuden genossen, ohne unter den schrecklichen Wirkungen seiner Tyrannei zu leiden. Von dieser letzteren Seite dagegen blieb Nero's Name im Andenken der Christen. Die schreckliche Verfolgung, welche den größten Theil der ersten Christengeneration ins Grab gestürzt, ließ ihn als den „Antichrist" erscheinen, und der Glaube an seine Wiederkunft fand auch in diesen Kreisen Eingang, doch so, daß diese Wiederkunft unmittelbar der Rückkehr des wahren Christus auf Erden vorangehen würde, daß die Erscheinung des kaiserlichen Gegenchristus der Vorbote des Weltunterganges und des tausendjährigen Reiches der Märtyrer wäre, woran sich dann unmittelbar das himmlische Reich des neuen Jerusalems schließen würde. Dieser Glaube haftete tief in den Gemüthern der gläubigen Christen jener Tage, und der Scharfsinn deutscher Gelehrten hat bewiesen, daß der Kern und Hauptinhalt der „Apokalypse", die wohl ein Werk des Johannes, des Lieblingsjüngers Jesu, sein möchte, in dem Glauben an die bevorstehende Wiederkehr Nero's wurzle, daß die sieben Häupter die sieben Kaiser, die sieben Berge Rom seien und in der Zahl 666 der Name „Neron Kaisar" enthalten sei.

2. Das Christenthum im apostolischen Zeitalter.

Die Mutterkirche in Jerusalem. Während die römische Welt im Argen lag und die heidnische Religion ihren langen qualvollen Todeskampf kämpfte, wuchs in der Stille das Christenthum zu einem mächtigen Baume empor, der Früchte des Lebens für das verlangende Menschenherz trug. Das Pfingstfest, dessen Bedeutung für die verlassene apostolische Gemeinde wir oben (S. 149) angedeutet, war die Geburtsstunde der christlichen Kirche. Die elf treu gebliebenen Jünger, „angethan mit Kraft aus der Höhe", fühlten sich von der Zeit an mit kühner Siegeshoffnung erfüllt und begannen ihr Werk mit freudiger Zuversicht des Gelingens. Ihnen schlossen sich die Familie Jesu und eine rasch zunehmende Anzahl von Gläubigen an. Dem Beispiele Jesu folgend schieden die Glieder der ersten Gemeinde keineswegs aus dem Judenthum aus; sie ehrten den Tempel als den altheiligen Mittelort des wahren Glaubens, beobachteten die Gebote, Gebräuche und Einrichtungen der mosaischen Religion und wichen nur darin von ihren bisherigen Glaubensgenossen ab, daß sie den gekreuzigten Jesus als den Messias ehrten, dessen baldige Wiederkehr in himmlischer Glorie sie mit Sehnsucht erwarteten, „wie die liebende Braut die Ankunft des Bräutigams", daß sie der Aufnahme neuer Glieder in die Gemeinschaft des Glaubens und Lebens die Taufe, welche ja auch Jesus selbst von der Hand des Johannes empfangen hatte, vorangehen ließen und zum Gedächtniß des Leidens und Sterbens ihres verklärten Herrn das heilige Liebes- und Bundesmahl im Kreise der Gläubigen genossen.

Die erste Kirchenordnung. Die Apostel, deren Zahl durch die Aufnahme des Matthias wieder auf zwölf gebracht ward, setzten die Arbeiten ihres Herrn durch Lehren und thätiges Heilen und Helfen fort. Als die Gemeindemitglieder sich mehrten und die Geschäfte der Apostel dadurch über das zulässige Maaß zunahmen, wurden „Aelteste" (Presbyter) ge-

wählt, die ihnen als Gehülfen bei der Leitung und Verwaltung zur Seite standen. Der Apostelgeschichte zufolge hätte die Gemeinschaft der Güter, die zwischen dem Meister und seinen Jüngern bestanden hatte, fortgedauert auch in der erweiterten Christengemeinde zu Jerusalem und die erste Veranlassung zu amtlicher Gliederung geboten. „So viele der Gläubigen waren, die hatten alle Ein Herz und Eine Seele, und Niemand nannte etwas vom äußeren Vermögen sein Eigen, sondern sie hatten Alles gemein. Keiner war bedürftig unter ihnen: denn so viele Aecker oder Häuser besaßen, die brachten den Erlös der verkauften herbei und legten ihn den Aposteln zu Füßen; einem Jeden aber wurde ausgetheilt wie er es bedurfte." Die Erwartung des nahen Umsturzes aller dermaligen Dinge mochte dabei der begeisterten Bruderliebe zu Hülfe kommen. Diese „Gemeinschaft der Güter", die übrigens weder als Recht angesprochen noch als Pflicht gefordert ward und, wofern sie nicht blos zur idealen Schilderung der ersten Unschuld und Liebe der jungen Gemeinde gehört, jedenfalls bald gänzlich aufhörte, führte viele äußerliche Geschäfte herbei, wenn die Liebesgaben umsichtig verwaltet und mit Gerechtigkeit vertheilt werden sollten. Zur Besorgung solcher ökonomischer Angelegenheiten wurden nach dem Wunsche der Zwölfe von der Gemeinde sieben Männer gewählt, „die ein gutes Gerücht hatten"; später begegnen wir einer solchen Siebenzahl von Gemeindedienern und Armenpflegern unter dem Namen „Diakonen". In gleicher Weise wurden auch Frauen mit der Pflege des christlichen Liebesdienstes in ihrem Kreise beauftragt. Dagegen sind die sieben Erwählten der jerusalemischen Gemeinde auch für die Verbreitung des Evangeliums thätig gewesen, wie denn insonderheit Stephanus und Philippus eine bedeutende Wirksamkeit entfalteten. Zur Stärkung der Gemeinschaftlichkeit und Bezeugung der brüderlichen Liebe schlossen die Mitglieder der ersten Christengemeinde ihre Zusammenkünfte gewöhnlich mit einer Mahlzeit, Agapen oder Liebesmahle genannt, die aus gemeinschaftlichen Beiträgen bestritten oder auch von den Reicheren freiwillig gespendet wurden, und feierten dann das Andenken an das letzte Abendmahl durch Herumreichen des gebrochenen Brodes und des Kelches mit Wein. Meistens geschah dies am Sonntage, als dem Tage der Auferstehung und der Ausgießung des heiligen Geistes, daher auch dieser „Tag des Herrn" stets mit besonderer Andacht gefeiert ward. Streitigkeiten unter den einzelnen Gliedern wurden gewöhnlich durch Schiedsrichter aus der eigenen Mitte ausgeglichen, Unwürdige oder Abtrünnige durch Gemeindebeschluß aus der Bruderschaft ausgeschlossen.

So war die junge Christengemeinde in Jerusalem zwar nicht von mancherlei Anfechtungen und Hemmnissen von Seiten der jüdischen Hierarchie, aber doch von blutigen Verfolgungen verschont geblieben. Die jüdischen Volkshäupter hatten Petrus und Johannes gefangen gelegt und ihnen untersagt, ferner „im Namen Jesu zu reden"; aber auf den Rath Gamaliels, eines einflußreichen Pharisäers, gab man dieselben wieder frei, obwohl sie die kühnen Worte gesprochen, „man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen". Jetzt aber zog sich ein neuer Sturm über der Christengemeinde zusammen. Eine aus auswärtigen Juden oder sogenannten Hellenisten bestehende Partei, welche in Jerusalem eine eigene Schule hatte, beschuldigte den schon genannten Stephanus, er habe in einem Wortstreit Lästerworte gesprochen wider Mose und Gott, wider die heilige Stätte und das Gesetz, und regte das Volk gegen ihn auf. Stephanus, von dem hohen Rath zur Verantwortung gezogen, wies aus der jüdischen Geschichte nach, wie das israelitische Volk und seine Häupter zu allen Zeiten die besten und gottes- Stephanus.

fürchtigsten Männer bis herab auf Christus verfolgt hätten und schloß mit dem begeisterten Ausruf, „er sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen". Ergrimmt über diese Vermessenheit sprangen die Richter
36. auf und verurtheilten den Gotteslästerer zum Tod durch Steinigung. Knieend erlitt Stephanus, der erste Blutzeuge (Protomartyr), den schweren Tod, zu Gott um Vergebung für seine Feinde flehend. Dies war der Anfang einer ernsten Verfolgung, die sich gegen alle Glieder der Christengemeinde in Jerusalem erhob und die Flucht und Zerstreuung vieler Gläubigen über ganz Judäa und Samarien zur Folge hatte. Erst allmählich sammelte sich wieder eine kleine Gemeinde von Judenchristen um Jakobus, einen gerechten Mann von heiligem Wandel und strenger Entsagung, der zugleich ein leiblicher Bruder Jesu war.

Verbreitung des Christenthums in Syrien und Palästina.

Aber schon jetzt trat deutlich zu Tage, „daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche sei". Denn diese Zerstreuung hat die Gründung des „Reiches Gottes" nach Innen und Außen wesentlich gefördert. Durch den engen Anschluß an die jüdische Gesetzes- und Tempelreligion stand die jerusalemische Gemeinde in Gefahr, unter den mächtigen Flügeln der „Mutter" in ihrer Entwickelung und freien Bewegung gehemmt zu werden und zu einer zukunftlosen Sekte herabzusinken. Durch die Verfolgung und Zerstreuung trat der innere Gegensatz schärfer und klarer hervor, und da die Apostel und die hervorragenden Glieder der zersprengten Urgemeinde der Hauptstadt das Heroldsamt der Verbreitung des Evangeliums nie aus dem Auge verloren, vielmehr an allen Orten, die ihr Fuß betrat, neue Gläubige um sich sammelten und durch Taufe und Handauflegung in die Gemeinschaft aufnahmen, so gewann die Lehre von dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland größere Kraft und Freiheit nach Innen und weitere Verbreitung nach Außen. Nun erst erfuhren die Jünger Jesu den Ernst der Mahnung: „Gehet in alle Welt und lehret alle Völker"; und während die Muttergemeinde in Jerusalem nur Bekenner der mosaischen Religion in ihrer Mitte aufnahm, verkündeten nun „Evangelisten" die Botschaft des Heils auch den Heiden und erweckten dem Glauben an Christus Bekenner unter Samaritern und Griechen.

Petrus und Simon der Magier.

Philippus, der flüchtige Armenpfleger, taufte auf der Landstraße von Jerusalem nach Gaza den Kämmerer der Königin von Mohrenland (Aethiopien) und verkündete dann in den Seestädten Palästinas die Lehre des Heils. Eben dahin begab sich, der Apostelgeschichte zufolge, auch Petrus, nachdem er in Samarien gelehrt und Simon den „Zauberer", einen von seinen Zeitgenossen als Wunderthäter verehrten Samariter, welcher von dem Apostel den heiligen Geist erkaufen wollte, um mittelst Auflegen der Hände ähnliche Thaten zu verrichten, abgewiesen hatte. Indessen scheint das Ansehen dieses Magiers bei den Samaritern ungeschwächt fortgedauert zu haben, und sein Name ging als Zerrbild des Apostels Paulus und als Verführer vom rechten Weg des Heils in die kirchliche Tradition über. Auch andere Glaubensboten, welche die Verfolgung nach Antiochien, Phönizien, Cypern u. a. O. verschlagen hatte, ge-

wannen dem Evangelium manche Bekenner aus dem Heidenthum. Und als einige Zeit nachher der jüdische König Herodes Agrippa, um sich bei den Volkshäuptern 44.
beliebt zu machen, eine zweite Verfolgung über die Christengemeinde in Jerusalem ergehen ließ, bei welcher der ältere Jakobus, des Johannes Bruder, den Tod durch das Richtschwert erlitt, Petrus aber nach der Sage aus strenger Kerkerhaft wunderbar errettet ward, erwachte die Spaltung und Feindschaft zwischen Christen und Juden mit neuer Stärke.

Saul oder Paulus.

Gleichzeitig aber nahm die Heidenmission einen ungeahnt kräftigen Aufschwung durch Paulus, einen griechisch-gebildeten Judäer aus der kilikischen Stadt Tarsus. Saul, dies war sein ursprünglicher Name, hatte sich als Jüngling nach Jerusalem begeben und war dort unter Gamaliel's Leitung in die Schule der Pharisäer eingetreten, zugleich das erlernte Geschäft eines Zeltmachers betreibend. Bei der Steinigung des Stephanus hatte er sich durch Verfolgungseifer hervorgethan und war dann nach Damaskus gereist, um auch dort „mit Drohen und Morden" gegen die Bekenner Jesu zu wüthen. Es wird in der Apostelgeschichte kurz und ergreifend erzählt, wie der feurige strebsame Mann, der wohl bereits die Regungen seiner Seele für den neuen Glauben durch leidenschaftliche Verfolgung desselben zu unterdrücken gesucht und auf den der standhafte Märtyrertod des Stephanus einen mächtigen Eindruck hervorgebracht haben muß, in der Nähe dieser Stadt durch ein himmlisches Gesicht plötzlich umgewandelt und aus einem heftigen Verfolger ein eifriger Bekenner Christi geworden ist. 36.
Von Ananias getauft und in die Gemeinschaft aufgenommen und durch Belehrung und Nachdenken mit der neuen Heilslehre vertraut, wurde er jetzt das „auserwählte Rüstzeug des Herrn". Für Christus zu leben und zu sterben, um mit ihm aufzuerstehen und verklärt zu werden, war von nun an Zweck und Beruf seines Daseins. Nach zwei Jahren ernster und tiefer Vorbereitung in den von Arabern und Judäern bewohnten Landschaften südlich und östlich von Damaskus, wo er die Lehre des Evangeliums in sich verarbeitete und zu seinem geistigen Eigenthum umschuf, trat Paulus zuerst in dieser großen Stadt als Glaubensherold für den Messias auf und erregte bald solches Aufsehen, daß die zahlreiche Judenschaft daselbst ihm nach dem Leben trachtete. Mit genauer Noth 39.
entging er der drohenden Gefahr, indem ihn einige Freunde in einem Korbe von der Mauer herabließen. Er floh nach Jerusalem, wo er Petrus kennen lernte, und machte dann seine Geburtsstadt Tarsus zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit, bis er von seinem Freunde Barnabas, einem zum Christenthum 42.
übergetretenen Leviten von Cyprus, nach Antiochien berufen ward. Hier in der Hauptstadt Syriens fand durch die Thätigkeit der beiden Jünger das Evangelium bald so zahlreiche und eifrige Bekenner, daß die dortige Gemeinde als die „Mutterkirche" in heidnischen Landen gelten konnte. Der Name „Christianer", mit dem man hier zuerst die Bekenner Jesu belegte, wurde bald der herrschende.

Paulus in Antiochien und Asien.

Aber der neue Apostel war noch zu Größerem berufen. Nach einem längeren Aufenthalte in Antiochien verließ er in Begleitung von Barnabas und

einem dritten Sendboten, Johannes Marcus, die syrische Hauptstadt, um auf der Insel Cypern und im südlichen Kleinasien (Pamphylien, Pisidien, Lykaonien) die Botschaft des Heils zu verkünden. Auf der cyprischen Insel wurde der römische Landvogt Sergius Paulus zur Annahme des Christenthums gebracht. In den größeren Städten Kleinasiens, im pisidischen Antiochien, in Ikonium, in Lystra u. a. O. waren die Vorträge der Sendboten von solcher Wirkung, daß sich allenthalben Christengemeinden bildeten, trotzdem daß die in allen diesen Städten ansässigen Juden Volk und Obrigkeit wider sie aufstifteten und ihre Verweisung oder Flucht herbeiführten. Nach einer dreijährigen Abwesenheit
51. kehrten sie von Derbe aus wieder nach dem syrischen Antiochien zurück und verkündeten der versammelten Gemeinde, „wie viel Gott durch sie verrichtet und wie er den Heiden die Thür des Glaubens aufgethan".

Das Apostel-Concil in Jerusalem. 51.

Nun regten aber die aus der Pharisäerschule hervorgegangenen Christen der jerusalemischen Gemeinde eine folgenschwere Streitfrage an durch die Forderung, die neubekehrten Heiden müßten sich der Beschneidung unterwerfen. Da reisten Paulus und Barnabas nach Jerusalem, und ihrem Einflusse war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß auf dieser Zusammenkunft, in der kirchlichen Tradition das „Apostel-Concil" genannt, eine Theilung der Missionsgebiete beschlossen und die geborenen Heiden von der Beobachtung des Gesetzes freigesprochen wurden. Dafür wären sie freilich, wenigstens dem Berichte der Apostelgeschichte zufolge, verpflichtet worden, „sich zu enthalten vom Götzenopfer, von der Unzucht und vom Blute und Ersticktem", als von den geborenen Juden besonders anstößigen, die Tischgemeinschaft erschwerenden Dingen.

Zweite Bekehrungsreise des Paulus. 52—55.

Im nächsten Jahr trat Paulus seine zweite Sendreise an. Während Barnabas und Johannes Marcus wieder nach Cypern gingen, besuchte er mit Silas, einem Hellenisten aus der Muttergemeinde zu Jerusalem, aufs Neue die Städte des südöstlichen Kleinasien, durchzog dann, begleitet von Timotheus, dem Sohn eines griechischen Vaters und einer jüdischen Mutter, den er in Lystra zu seinem Gehülfen angenommen, Phrygien und Galatien, und setzte von Troas aus, wo der Arzt Lucas sich anschloß, über die Insel Samothrake nach Philippi, der blühenden Hauptstadt der Provinz Makedonien, über.

Paulus in Philippi.

Auch in Philippi diente den Glaubensboten die Judengemeinde und ihre Synagoge als Anhalt. Die eifrigsten Bekenner fanden sie jedoch an der Purpurhändlerin Lydia und ihrem Hause und an dem Kerkermeister, der Paulus und Silas zu bewachen hatte, als sie auf die Anklage einiger Nichtswürdigen von der städtischen Obrigkeit ins Gefängniß gesetzt wurden. Aber als römische Bürger am nächsten Tag befreit, wanderten sie weiter, der neugegründeten Gemeinde in Philippi den Lucas als Lehrer zurücklassend. Wie viele Gemeinden der Apostel in der Folge noch stiftete, keine stand seinem Herzen so nahe als die von Philippi. Er nannte sie seine Freude und seine Krone und richtete noch kurz vor seinem Tode ein eindringliches Sendschreiben an sie.

In Thessalonich.

Hierauf zogen die Glaubensboten über Thessalonich, wo sich gleichfalls in kurzer Zeit zahlreiche Gläubige um sie sammelten, nach Beröa. Als sie jene Stadt verließen,

um den Verfolgungen der daselbst ansässigen Juden und des von ihnen aufgereizten Volkes zu entgehen, ließen sie den Timotheus als Vorsteher der neugegründeten Gemeinde zurück. In Beröa fanden sie gute Aufnahme, bis die Widersacher von Thessalonich auch hier das Volk aufregten, worauf Paulus allein nach Athen ging. In diesem Sitze alter Kunst und Weltweisheit wandelte der Apostel mit Wehmuth zwischen den glänzenden Altären und Götterbildern einher, redete vor dem Volke und den staunenden Philosophen von dem auferstandenen Heiland und hielt einen Vortrag auf dem Areopag, in dem er, anknüpfend an einen „dem unbekannten Gotte" geweihten Altar, sie von dem Gott belehrte, der Himmel und Erde geschaffen, den sie Alle suchten, als ob sie ihn fühlen und finden möchten, der nicht ferne sei von einem Jeglichen unter ihnen. „Denn," so schloß er mit dem Ausspruche eines ihrer philosophischen Dichter, „in ihm leben, weben und sind wir; wir sind göttlichen Geschlechtes." Sie hörten ihm ruhig zu; als er aber von der Auferstehung redete, da spotteten sie seiner. Doch gewann er auch in Athen einige Bekenner, darunter Dionysius vom Areopag und ein Weib Namens Damaris. Von jenem melden die späteren Kirchenschriftsteller, er sei der erste Bischof von Athen gewesen und habe in der Folge den Galliern das Evangelium verkündigt, daher auch die Legende ihn zum Schutzheiligen von Paris machte. Am längsten weilte Paulus in Korinth, der glänzenden Hauptstadt der Provinz Achaia, dem alten Sitze des Reichthums und Wohllebens, wo, wie in allen Handelsstädten, zahlreiche Juden lebten, an die sich der Apostel zuerst wandte. Er wohnte im Hause des Aquila von Pontus, der kurz zuvor mit seinem Weibe Priscilla aus Rom entwichen war, als Claudius aus Veranlassung einiger Ruhestörungen die Synagoge schließen ließ und den Juden gebot die Stadt zu verlassen, ein Gebot, das jedoch bald wieder zurückgenommen wurde*). Da Beide Zeltmacher waren, so half ihm Paulus bei seinem Geschäfte und lehrte zugleich das Wort Gottes. Der Vorsteher der Synagoge und viele Juden und Heiden ließen sich taufen und glaubten an das Evangelium. Vergebens verklagten die Juden den Apostel vor dem Richterstuhl des römischen Statthalters Gallio wegen Religionsneuerung gegen das Gesetz; dieser, ein Bruder des Philosophen Annäus Seneca, wollte sich nicht in ihre inneren Streitigkeiten einmischen, sei es aus Milde und Gerechtigkeitssinn, sei es aus Gleichgültigkeit. Nachdem Paulus ein Jahr und sechs Monate in Korinth geweilt und in der Stadt und Umgebung dem Christenthum viele Bekenner gewonnen, auch die Gemeinde in Thessalonich, in welcher sich viele Gemüther über die zu erwartende Wiederkehr des Herrn beunruhigten, in den zwei ältesten Sendschreiben belehrt und sowohl vor Vorwitz und Müßiggang wie vor Trostlosigkeit gewarnt hatte, kehrte er über Ephesus, Cäsarea und Jerusalem, wo er das Osterfest feierte, nach Antiochien zurück (55).

In Athen.

In Korinth.

Nach einem kurzen Aufenthalte im syrischen Lande trat der unermüdliche Apostel seine dritte vierjährige Reise an, begleitet von Timotheus, Titus und andern jüngern Glaubensgenossen. Nach kurzem Aufenthalte bei den durch widersprechende Lehren über das wahre Verhältniß des Christenthums zur mosaischen Gesetzesreligion in ihrem Gewissen verwirrten Christengemeinden in

Dritte apostolische Reise. 55—59.

*) Sueton sagt im Leben des Claudius (c. 25), zu diesen Ruhestörungen, welche die Vertreibung der Juden herbeiführten, habe ein gewisser „Chrestus" Anlaß gegeben. Es wird zwar bestritten, daß darunter Christus gemeint sei, der damals nicht mehr am Leben gewesen. Aber ist es nicht möglich, daß die aus Palästina nach Rom gelangten Nachrichten von Jesus die römische Judengemeinde in zwei Parteien getheilt, in Anhänger und Gegner des Messias, und daß darüber heftige Streitigkeiten ausgebrochen, die sich sogar nach Außen kund gaben?

Galatien, an die er bald darauf ein Sendschreiben richtete, welches als sprechendes Denkmal seines gesammten Denkens und Lebens und seines freien Standpunktes gegenüber dem petrinischen Judenchristenthum sich erhalten hat, begab er sich nach der großen und reichen Handelsstadt Ephesus, wo bereits ein alexandrinischer Jude Apollos, „ein beredter Mann und mächtig in der Schrift", das Christenthum verkündet hatte.

Paulus in Ephesus. Drei Monate lang lehrte Paulus im Gemeindehaus der Juden; als aber diese sich widerspenstig zeigten, bezog er ein anderes Gebäude, wo er noch zwei Jahre mit dem größten Erfolg wirkte, so daß der Apostelgeschichte zufolge selbst mehrere Zauberer und Beschwörer ihrem Treiben entsagten und die Bücher, welche ihre Beschwörungsformeln enthielten, zum Verbrennen auslieferten. „Also mächtig wuchs das Wort des Herrn und nahm überhand." Die große Thätigkeit, die Paulus in Ephesus entwickelte, theils indem er auf kleineren Reisen dem Evangelium neue Bekenner gewann, theils indem er die Christengemeinde zu Korinth, wo Unsittlichkeiten und tiefgehende Spaltungen und Parteiungen eingetreten waren, in zwei gleichfalls noch erhaltenen Sendschreiben von ihren Verirrungen zu heilen und über die wichtigsten Fragen des religiösen und sittlichen Lebens zu belehren suchte, fand ihr Ende, als die Gold- und Silberarbeiter, erzürnt, daß durch die Verbreitung des Christenthums die Dianenbilder nicht mehr den früheren Absatz hatten und somit ihr Verdienst stockte, einen Volkstumult erregten und unter dem Ruf: „Groß ist die Diana der Epheser!" die Menge gegen die Christen und Juden aufreizten. Mit Mühe wurde der kühne Apostel von seinen Anhängern zurückgehalten, mitten unter das tobende Volk zu treten. Als durch die Klugheit des Stadtschreibers der Aufruhr beschwichtigt war, entzog sich Paulus weiteren Gefahren durch rasche Entfernung. Er besuchte mehrere Städte in Asien, Makedonien und Achaia, einige zum ersten Male, andere, wie Philippi, zum zweiten Male.

Zweiter Aufenthalt in Korinth u. der Römerbrief. 58. Sein eigentliches Ziel aber war Korinth. Inmitten dieser, nunmehr wieder beruhigten, Gemeinde verfaßte Paulus das vollendetste seiner Sendschreiben, den Brief an die Römer, in welchem er der ihm noch unbekannten Gemeinde in der Hauptstadt das Verhältniß des Christenthums zum Judenthum klar und genau, scharf, aber in milder und versöhnlicher Weise auseinandersetzte. Es komme in dem neuen Reiche Gottes nicht auf die leibliche Abstammung und nicht auf die Gesetzeswerke an, sondern nur auf die geistige Kindschaft Gottes und die Erwählung durch seine freie Gnade. Nur durch den Glauben an diese gelange der Mensch in den Zustand der Rechtfertigung. Beschneidung und Vorhaut hätten keine Bedeutung mehr. Durchaus sei vielmehr die Erscheinung Christi auf Erden der hohe Mittelpunkt der Weltgeschichte, von dem aus er rückwärts auf die vorbereitende Offenbarung im Judenthum und Heidenthum, vorwärts auf den Sieg des Gottesreichs blickte, bis dahin, wo alle Gegensätze überwunden sind.

Paulus in Jerusalem. Hatte Paulus bei diesem Sendschreiben unverkennbar die Absicht, die tiefe Spaltung, die in den jungen Gemeinden zwischen Judenchristen und Heidenchristen allenthalben zu Tage trat, auszugleichen und die Gemüther zu versöhnen, so gingen seine Bemühungen eben so wenig in Erfüllung als seine Hoffnung, dem Briefe bald nachzufolgen, und die Gemeinde, die sich auf die Anregung einiger nach dieser Weltstadt verschlagenen Gläubigen aus dem Morgenlande von selbst gebildet hatte und Juden und Heiden aus allerlei Volk

zu Mitgliedern zählte, persönlich kennen zu lernen. Als er über Milet, wo er von den Aeltesten von Ephesus in einer herzlichen Ansprache Abschied nahm, nach Jerusalem reiste, um der Muttergemeinde die Liebesgaben zu überbringen, die auf seine Anregung bei allen Christengemeinden gesammelt zu werden pflegten, stieß er zuerst bei Jakobus, dem Vorsteher, und bei vielen Mitgliedern auf großes Mißtrauen, weil er bei der Aufnahme Neubekehrter zu wenig Werth auf das mosaische Gesetz zu legen schien. Es gelang ihm zwar, die Aeltestenversammlung von seinem aufrichtigen Streben für die Begründung des wahren Reiches Gottes zu überzeugen und das Mißtrauen zu verscheuchen, um so heftiger aber gab sich der Haß der unbekehrten Juden gegen den abtrünnigen Pharisäer kund. Als er mit mehreren Glaubensgenossen den Tempel besuchte, wurde er von einigen Gesetzeseiferern erkannt und dem Volke als Schänder des jüdischen Heiligthums angezeigt. Alsbald stieß ihn die Menge hinaus in den Vorhof, wo ihn die herbeieilende Tempelwache vor weiteren Mißhandlungen schützte und dann in das Prätorium abführte. Schon wollte der Hauptmann ihn als vermeintlichen Verbrecher geißeln lassen, als sich Paulus auf sein römisches Bürgerrecht berief und dadurch seine Freilassung bewirkte. Denn nach altrömischem Rechte war es bei schwerer Strafe verboten, einen römischen Bürger zu schlagen oder zu tödten. Er wurde zur Verantwortung vor den hohen Rath gestellt. Hier wußte aber der gewandte, herzenskundige Redner seine Vertheidigung so geschickt zu führen, daß seine Richter zu keinem einmüthigen Beschluß kamen, indem die Pharisäer und Sadducäer über die Auferstehung, welche der Angeklagte als die Grundlehre seines Glaubens bekannte, in Streit geriethen. Paulus wurde wieder in die Burg zurückgeführt und unter die Hut der Wache gestellt. Als aber der Hauptmann in Erfahrung brachte, daß eine Anzahl der heftigsten Feinde des Apostels geschworen hätten, keine Nahrung zu sich zu nehmen, bis der Tempelverächter gefallen sei, so entsandte er ihn unter Bedeckung nach Cäsarea zum Statthalter Felix. Dieser fand zwar keine Schuld nach römischem Rechte an Paulus, aber er scheute sich, den hohen Rath, der auf seiner Klage bestand, durch ein freisprechendes Urtheil zu verletzen, und hielt daher, leichtsinnig und wenig gewissenhaft, den Beschuldigten zwei Jahre lang in leichter Haft, mehrere Verhöre mit ihm anstellend. Da endlich berief sich Paulus, als der hohe Rath unter dem neuen Statthalter Pontius Festus die Anklage in geschärfter Fassung erneuerte, auf den römischen Kaiser als obersten weltlichen Richter. In Folge dieser Berufung wurde Paulus, nachdem er noch in Gegenwart des jüngeren Herodes Agrippa und seiner Schwester ein Verhör bestanden und mit Würde seine Vertheidigung geführt hatte, in Begleitung des getreuen Lucas und einiger anderen Gefährten, auf einem alexandrinischen Schiffe nach Rom geführt. Nach einer gefahrvollen und stürmischen Ueberfahrt, bei der Paulus den freundlichen Schiffshauptmann mit Rath, Trost und Hülfe unterstützte, gelangten sie über Malta und Sicilien nach Puteoli, wo der Apostel

Seine Verhaftung und Anklage.

Paulus in Cäsarea.

Nach Rom gebracht. 61.

im Kreise einiger Glaubensgenossen mehrere Tage verlebte und dann von vielen Getreuen eingeholt und geleitet in die Hauptstadt der Welt einzog.

Paulus in Rom. 62–64. Bis zur Entscheidung seiner Sache stand Paulus in Rom unter Aufsicht; diese war jedoch so leicht, daß er dadurch in seiner Wirksamkeit wenig gehemmt war. Nicht nur daß seine Jünger und Freunde mit ihm verkehren durften, er konnte auch ungehindert die Versammlungshäuser der Juden und Christen besuchen. Jene waren zurückhaltend und blieben verstockt gegen seine Lehre; desto herrlicher erblühte die Christengemeinde unter seiner geistigen Einwirkung. Zugleich stand er mit den auswärtigen Gemeinden, die er in früheren Jahren gegründet, und mit seinen Jüngern und Gehülfen, besonders Timotheus und Titus, in ununterbrochenem Verkehr, wie die um diese Zeit verfaßten Sendschreiben an die Epheser und Philipper, an die Kolosser in Phrygien und ihren treuen und eifrigen Landsmann Philemon, an Titus, der auf der Insel Kreta die Christengemeinde im Sinne des Apostels ordnete, und an Timotheus in Ephesus beweisen.

Allgemeine Versöhnung, Vereinigung des Getrennten und Entzweiten ist die durch den Epheser- und Kolosserbrief durchgehende höchste Idee. In Christus solle Alles Eins werden, Juden und Heiden sich zu einer und derselben Gemeinschaft vereinigen. Die sogenannten Pastoralbriefe an Titus, Timotheus und Philemon bezweckten ein engeres Zusammenschließen der Christen zu einer kirchlichen Gemeinschaft mit einer auf bestimmten Grundsätzen beruhenden Verfassung, um der mehr und mehr aufstrebenden häretischen Gnosis geschlossener gegenüberzustehen. Die hier genannten Briefe bieten übrigens alle mehr oder weniger Anhaltspunkte für kritische Zweifel.

Paulus' Ausgang. Zwei Jahre blieb Paulus in dieser Lage, ohne daß er in richterliches Verhör genommen worden wäre. „Er lebte auf eigene Kosten und nahm Alle auf, die zu ihm einkamen, predigte das Reich Gottes und lehrete von dem Herrn Jesus mit aller Freudigkeit unverboten.“ Mit diesen Worten schließt die Apostelgeschichte ihren Bericht über die Schicksale der ersten Christengemeinden und ihrer Begründer. Von dem weiteren Leben des Paulus nach dem Jahre 64 wissen wir nichts Zuverlässiges; nur daß er in Rom unter Kaiser Nero den Märtyrertod gestorben sei und mit seinem Blute die Wahrheit seines Glaubens besiegelt habe, ist durch unverdächtige Zeugnisse der Nachwelt überliefert worden. Wir haben früher der ersten Christenverfolgung Erwähnung gethan, welche Nero nach dem großen Brande ergehen ließ (S. 192). Es ist eine alte Ueberlieferung, daß die beiden Apostel Petrus und Paulus dabei ihren Tod gefunden, jener durch Kreuzigung, den Kopf nach unten, dieser durch Enthauptung, und der fromme Glaube hat bis zur Stunde ihre Begräbnißorte geehrt. Aber ein neues Geschlecht stand auf, dem niedergetretenen ebenbürtig an standhaftem Muth und an treuer Liebe zu Christus. Es erhob sich aus der großen Bluttaufe zu einer desto heißeren Gluth des Glaubens. Nur Johannes, der Lieblings-Jünger des Herrn, soll noch bis in sein neunzigstes Jahr in Ephesus fortgelebt haben, eifrig bemüht, durch Schrift und Wort die Religion der Liebe, die in

Christus vollendet und für die ganze Menschheit bestimmt sei, dem jüngeren Geschlechte warm ins Herz zu pflanzen.

Petrus war nach der kirchlichen Legende schon im Jahre 44, als er aus der Kerkerhaft in Jerusalem wunderbar gerettet worden, nach Rom gereist und hatte dort die Christen, die sich aus verschiedenen Gegenden in der Hauptstadt des Reiches gesammelt, zu einer Gemeinde vereinigt. Jedenfalls hatte er gleich Paulus in Syrien und anderwärts mehrere Reisen zur Verbreitung des Evangeliums unternommen, an deren Schlusse er vielleicht auch nach Rom gekommen ist. Ein ihm zugeschriebenes erstes Sendschreiben, „an die erwählten Fremdlinge in der Zerstreuung“ gerichtet, will den Gläubigen Kleinasiens als Richtschnur des Lebens in den schweren Zeiten dienen und ihnen die Pflichten einschärfen, die sie gegen alle Menschen und insonderheit gegen die heidnische Obrigkeit zu beobachten hätten. Petrus' Wirken und Tod.

Der zweite Brief Petri ist erst tief im zweiten Jahrhundert geschrieben, um kleingläubige Christen, die an der Erfüllung der messianischen Verheißungen zu zweifeln begannen, in den christlichen Hoffnungen zu stärken und zu befestigen. Er gehört, gleich dem ersten Sendschreiben des Apostelfürsten und den Briefen des Jakobus, Johannes und Judas, in die Zahl der „katholischen Briefe“, die nicht an bestimmte Gemeinden oder Einzelne, sondern als Umlaufschreiben an die gesammte Christenheit oder eine Reihe von Gemeinden gerichtet sind.

Von Paulus meldet die kirchliche Ueberlieferung, er sei nach erlangter Freisprechung nach Spanien gereist, aber zur Zeit der neronischen Verfolgung nach Rom zurückkehrend als Opfer seines Glaubens und seiner Hingebung gefallen. Paulus war ein großer und hoher Charakter, „klug und gewaltig in weltlichen Dingen, sehnsuchtsvoll nach himmlischen, Alles ernst und ganz nehmend. In gedrungenen, oft harten Sprachformen hat er immer das rechte Wort für die verschiedenartigsten Zustände, bald streng überzeugend oder drohend, bald hinreißend durch Herzlichkeit, er selbst eine Mischung von Demuth und Selbstgefühl“. — Johannes war seit dem Weggang des Paulus die Säule des Christenthums in Kleinasien, „wider Irrlehren heidnischen und jüdischen Stammes zornig kämpfend, wie durch seine Liebe Verlorenes rettend und Alles zusammenhaltend“. Von den Schriften, die mit Recht oder Unrecht seinen Namen tragen, ist die „Offenbarung“ die erste. Sie stammt aus der Zeit vor der Tempel-Zerstörung und berichtet Visionen, die dem Verfasser auf der Insel Patmos zu Theil geworden sein sollen. Die erwählten Erstlinge um den Thron des Lammes sind zwar noch aus den zwölf Stämmen, aber hinter ihnen „eine unzählige Menge aus den Heiden mit Palmen und weißen Gewanden, auch dem gemordeten Lamme lobsingend“. Das vierte Evangelium, sofern es den Johannes als Lieblingsjünger Jesu zum Verfasser haben sollte, wäre jedenfalls ein Werk seines hohen Alters. Es herrscht darin eine geistige und welthistorisch-universalistische Auffassung des Christenthums, wie sie selbst über den Horizont der paulinischen Briefe hinausgeht; der Kampf mit dem Judenthum liegt darin schon in der Vergangenheit. — Kurz vor Paulus und Petrus war auch Jakobus, „der Gerechte“, der langjährige Vorsteher der jerusalemischen Muttergemeinde, den Märtyrertod gestorben. Stand er als Vertreter des gesetzestreuen Judenchristenthums auch dem durchgreifenden Mitarbeiter Paulus direkt gegenüber, wie noch das ihm zugeschriebene Sendschreiben das Christenthum nur im innigsten Verband mit der Gesetzesheiligkeit des Judenthums auffaßte, so war er dennoch ein standhafter Diener Jesu, als dessen Bruder er geehrt ward, und ein getreuer Vorsteher der Christengemeinde in der alten Tempelstadt. Dennoch entging er nicht dem Grimme der hochmüthigen Judenvorsteher. Es wird erzählt, der sadducäische Hohepriester Hanna,

Paulus.

Jakobus.

Sohn des aus der Leidensgeschichte Jesu bekannten Altpriesters, habe ihm auferlegt von der vorspringenden Kante der Tempelhalle herab Christum zu verleugnen, als aber Jakobus statt dessen vor dem versammelten Volke laut seinen festen Glauben bekannt und mit den umstehenden Christen das messianische Siegeslied „Hosianna dem
62. Sohne David's" angestimmt, sei er von der Höhe hinabgestürzt und zu Tode gesteinigt worden. Diese Unthat war der Anfang einer drangsalvollen Zeit für die Christen in Jerusalem. Die bald darauf sich erhebende neronische Verfolgung verlieh auch in Palästina den Feinden des gekreuzigten Jesus frische Kräfte. Es schien, als ob für die neue Religion die letzte Stunde gekommen wäre. Schwache Gemüther wurden irre und liehen ihr Ohr den verführenden Reden, welche die Rückkehr zum Judenthum als den sichersten Weg des irdischen Heiles priesen. Vielleicht damals verfaßte ein alexandrinischer Judenchrist von freierer, dem paulinischen Lehrbegriffe verwandter Auffassung das **Sendschreiben an die Hebräer**, in dem mit warmen Worten dargethan wird, daß der Tempeldienst seine Bedeutung verloren habe, daß der alte Glaube, der nur als Vorbild und Schatten gedient, in Christus erfüllt und vollendet worden, daß mithin ein Uebergang vom Christenthum zum Judenthum ein Rückfall von der höheren zu der niederen Stufe der Religion sei. Aber jene Verfolgung war der letzte Triumph des jüdischen Gesetzesdienstes über die Religion der Liebe. Bald darauf brach der große Krieg aus, der mit dem Untergang der Stadt und des Tempels und mit der Zerstreuung des Volkes in alle Welt endigte. Dieser Zeit schwerer Trübsal gehören die sieben Sendschreiben an sieben Christengemeinden an, die den Anfang der „**Apokalypse**" oder „**Offenbarung Johannis**" bilden. Darin werden in kurzen aber charakteristischen Zügen, jedoch mehr nach jüdischer als paulinischer Auffassung, die Gebrechen und Vorzüge dieser Gemeinden angedeutet und sie zur Wachsamkeit und Ausdauer, zur Geduld und Treue bis in den Tod ermahnt, auf daß ihnen die Krone des Lebens zu Theil werden und sie eingehen möchten in die ewige Herrlichkeit, die Christus ihnen bereitet bei dem Vater.

Der Hebräerbrief. *Die Apokalypse.*

Verbreitung des Christenthums.

So weit können wir der allmählichen Verbreitung des Evangeliums und der Gründung christlicher Gemeinden in verschiedenen Theilen des römischen Weltreiches mit Sicherheit nachgehen. Von der Thätigkeit der übrigen Apostel und ihrer Jünger haben sich nur Sagen erhalten, so daß der Zeitpunkt, wann die andern Gemeinden des ersten und zweiten Jahrhunderts gegründet wurden, eben so wenig mit Sicherheit angegeben werden kann, als die näheren Umstände, welche die Gründung herbeigeführt oder bei derselben mitgewirkt haben. Ohne Zweifel fand die Christuslehre vom syrischen Lande aus ihren Weg auch nach **Alexandrien**, wo die Juden einen bedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachten und durch die Philosophie des hellenistisch-gebildeten Philo der Boden zur Aufnahme des Evangeliums bereitet war. Zwar das Neue Testament erzählt davon noch nichts, führt aber doch als Mitarbeiter des Paulus in Ephesus und Korinth den Alexandriner Apollos an. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts entstand in der regsamen und gebildeten Weltstadt eine blühende Kirche und Schule, die ihr Licht weithin leuchten ließ und die christliche Glaubenslehre mit vielen tiefsinnigen Gedanken bereicherte. Von der ägyptischen Hauptstadt fand die christliche Heilslehre ihren Weg nach Oberägypten und nach Nord-Afrika, wo sie wohl gleichzeitig von Rom aus verkündigt ward. Daß schon

in den ersten Zeiten das Christenthum von Syrien nach Arabien, Mesopotamien und Persien gedrungen sei, ist bei der großen Verbreitung der Juden in allen diesen Ländern außer Zweifel und wird noch bestätigt durch Tradition und Geschichte, welche melden, daß schon im zweiten Jahrhundert die Kirche von Edessa blühte, wenn auch der Briefwechsel zwischen Jesus und dem Fürsten Abgar nur eine Erdichtung ist, und daß es in Arabien im dritten Jahrhundert christliche Gemeinden mit Bischöfen gab. In Gallien fand das Evangelium gleichfalls frühzeitig Eingang. An den Ufern der Rhone, in Lugdunum und Vienne, wurden schon im zweiten Jahrhundert christliche Gemeinden gegründet, mag auch die Sage von Dionys dem Areopagiten (S. 203) auf einer Verwechselung eines späteren Dionysius mit dem Bischof von Athen beruhen. Ebenso fand auch in Spanien das Christenthum frühe einen fruchtbaren Boden. Die Worte des römischen Clemens an die Gemeinde von Korinth, Paulus sei mit der Verkündigung des Evangeliums „bis an die Grenzen des Westens" vorgedrungen, werden vielleicht am natürlichsten auf Spanien gedeutet, zumal da aus dem Römerbrief (15, 24. 28.) hervorgeht, daß der Apostel die Absicht hatte, nach jenem Lande zu reisen. Auch zu den Briten gelangte schon in früher Zeit die Botschaft des Heils im Gefolge der römischen Legionen.

3. Das Reich unter Galba, Otho, Vitellius.

Servius Sulpicius Galba eröffnete die Reihe der durch Militärgewalt erhobenen Herrscher, und die blutigen Auftritte, die seine kurze Regierung begleiteten, ließen ahnen, welchen verhängnißvollen Zeiten Rom entgegengehe. Galba. Juni 68 bis Jan. 69. u. c. 821 bis 822.

Nymphidius, der Oberst der Leibwache, der am thätigsten für Galba gewirkt hatte in der Hoffnung, den hochbetagten Herrscher nach seinem Willen lenken zu können, vernahm nicht sobald, daß der verworfene T. Vinius, der einst wegen einer im Lager begangenen Schandthat aus der Armee gestoßen worden war, und der schlaffe und wollüstige Cornelius Laco bereits des neuen Kaisers Gunst und Vertrauen besaßen, er somit die gehoffte Stellung nicht einnehmen könne, als er selbst den Vorsatz faßte, mit Hülfe der Garde, die, wie er wußte, sich vor der Strenge des neuen Gebieters fürchtete, sich des Thrones zu bemächtigen. Er begab sich in das Lager, um dieselben Künste, die er ehedem für Galba in Anwendung gebracht, nun zu seinem eigenen Vortheil zu gebrauchen. Aber die Prätorianer, von dem Tribun Antonius Honoratus zum Festhalten an Galba beredet, beharrten bei ihrer früheren Erklärung und erschlugen den ehrsüchtigen Präfecten trotz seiner angeblichen Abstammung von der kaiserlichen Familie. Sein Genosse Cingonius Varro, der ernannte Consul, so wie der betagte Petronius Turpilianus, ein ergebener Anhänger Nero's, wurden ohne Verhör, ohne daß man ihnen Gelegenheit zu ihrer Rechtfertigung gegeben, hingerichtet, noch ehe der neue Kaiser, der schon auf dem Zuge in Spanien und Gallien durch seine Grausamkeit und Habgier Alles gegen sich aufbrachte, die Stadt betreten. — Waren die Gemüther schon über diese Vorgänge in Sorgen, so Galba's Anfang.

erregte der Einzug des strengen Gebieters Schrecken und Abscheu. Nero hatte die meistens aus Sclaven und Verbrechern bestehende Flottenmannschaft in Landsoldaten umgewandelt und ihnen Rang und Ehren von Legionaren verliehen. Als nun Galba heranzog, stellten sie sich ihm in den Weg, mit lautem Geschrei Bestätigung der neronischen Verfügung verlangend. Der Kaiser verwies sie auf eine spätere Zeit; diesen Aufschub sahen jene als eine Verweigerung an, und das Getümmel mehrte sich; einige zogen das Schwert. Da ertheilte Galba der ihn begleitenden Reiterei den Befehl zum Einhauen; diese vollzog das Gebot mit solcher Grausamkeit, daß, wie versichert wird, mehrere tausend Todte auf dem Platze blieben; von den Ueberlebenden ließ dann Galba noch den zehnten Mann niederstoßen. So hielt der neue Kaiser seinen Einzug in Rom über Leichen und gab nach Art der Schwachen seine Gewalt durch zweckloses Wüthen kund. Und als ob die gegenwärtigen Bluttthaten nicht genügten, die neue Herrschaft verhaßt zu machen, traf auch noch gleichzeitig die Nachricht ein, daß in Afrika Clodius Macer und in Germanien Fontejus Capito wegen versuchter Neuerungen auf des Kaisers Befehl, gleichfalls ohne Gericht und Urtheil hingerichtet worden und daß Virginius Rufus, ein Mann von altrömischer Gesinnung und Freiheitsliebe, von dem Posten eines Befehlshabers der Legionen des Oberrheins abberufen und durch seinen bisherigen Legaten Hordeonius Flaccus, einen verachteten und unfähigen Mann, ersetzt worden sei, weil er nicht unterwürfig genug schien und seine Zustimmung zu Galba's Erhebung von der Entscheidung des Senates abhängig gemacht hatte.

Galba's Ausgang.

Ein Gefühl der Täuschung und des Unbehagens gab sich bald allenthalben kund. Das an Schauspiele, Kornspenden und Festlichkeiten gewöhnte Volk gewahrte mit Unlust die veränderten Zeiten unter dem neuen Regiment, den unermeßlichen Abstand zwischen dem jungen ausschweifenden und verschwenderischen Nero und dem alten mürrischen und geizigen Galba, der allein gegen seine Günstlinge und Freigelassenen nachsichtig und freigebig war. Die Prätorianer waren nicht nur ungehalten, daß die erwarteten Donative nicht gereicht wurden und ihre durch die Ermordung des Nymphidius bewiesene Treue unbelohnt blieb; Galba gab deutlich zu erkennen, daß er den Uebermuth und die Anmaßung der städtischen Garde niederzuhalten gesonnen sei, daß er die altrömische Mannszucht, an die er von jeher gewöhnt war, bei dem ganzen Heerkörper zurückzuführen gedenke, daß mithin das Freudenleben im Prätorianerlager sich seinem Ende zuneige und die übrigen Legionen bald in höherem Ansehen stehen würden als die Stadtmannschaft. Man hinterbrachte ihnen die Worte des Kaisers: „er wolle die Soldaten ausheben, nicht kaufen", und steigerte dadurch die Erbitterung und Furcht. Sie bedurften nur eines Führers, um sich gegen den neuen Herrscher zu erheben, ehe er Zeit gefunden, sein Joch fest zu begründen, und diesen erlangten sie in M. Salvius Otho, jenem Lustgenossen Nero's, welcher seit den Tagen, da seine Gattin Poppäa des Kaisers Buhlerin geworden, als Statthalter des fernen Lusitaniens gleichsam in der Verbannung gelebt und aus Groll gegen den Schänder seiner häuslichen Ehre den Aufstand Galba's gebilligt und gefördert hatte. Für diese Dienste erwartete Otho von dem bejahrten Imperator adoptirt und zum Nachfolger und Mitregenten er-

nannt zu werden und dadurch in die Lage zu kommen, sein durch die früheren Verschwendungen und jugendlichen Ausschweifungen zerrüttetes Vermögen wieder in Ordnung zu bringen. Als aber Galba auf Anstiften Laco's und des Freigelassenen Icelus den C. Calpurnius Piso Licinianus, einen jungen unbescholtenen Mann von edler Herkunft, zu seinem Gehülfen und Erben erkor, bildete Otho, durch Schmeichler und Astrologen mit glänzenden Hoffnungen erfüllt, unter den Prätorianern eine Verschwörung, in Folge deren vier Tage später Galba und sein Günstling Vinius auf dem Forum, Piso am Tempel der Vesta von einer verwilderten Soldatenrotte auf die empörendste Weise ermordet wurden. Sieben Monate und einige Tage hatte Galba's Herrschaft gedauert. Sein Unglück, bemerkt Tacitus, war die alte Strenge und der übergroße Ernst, wofür das damalige Geschlecht nicht mehr taugte. Die Häupter der Erschlagenen wurden neben den Feldzeichen umhergetragen, und die Soldaten rühmten sich um die Wette der Theilnahme an dem Mord, als hätten sie eine schöne und denkwürdige That vollbracht, und heischten den Lohn für den blutigen Frevel. Die Ermordung des von Galba zum Präfecten ernannten Laco und die Hinrichtung des Freigelassenen Icelus, eines Mannes von der schmutzigsten Vergangenheit, der aber seinem Herrn Ergebenheit bewiesen und darum hohen Einfluß erlangt hatte, machten den Beschluß des schrecklichen Tages. Unter den wilden Ausschweifungen der zuchtlosen Soldatenbanden versammelte sich der Senat und gab seine Zustimmung zu dem ruchlosen Beginnen, den neuen Kaiser mit Schmeichelworten begrüßend. Galba's zerfleischten Leichnam verscharrte einer seiner Sclaven in seinem Garten am Janiculum.

Jan. 69. (822.)

Otho genoß die Früchte seines Unternehmens nicht lange. Als er zwischen den Leichen der Erschlagenen über das Forum nach dem Capitol und von da nach dem Kaiserpalast fuhr, begleitet von der jubelnden Menge der Hauptstadt, welche die Rückkehr der neronischen Freuden- und Lusttage erwartete, war bereits Aulus Vitellius von den verwilderten, nach Raub und Beute begierigen Heeren am Rhein zum Kaiser ausgerufen worden.

Otho. Jan. bis April 69. u. c. 822.

Auch Vitellius, dessen Vater durch schaamlose Schmeichelei und Niederträchtigkeiten sich die Gunst der früheren Kaiser und Würden und Ehrenämter erworben, hatte gleich Otho den Becher der Wollust bis auf die Hefe geleert und durch ein wüstes Schlemmerleben seinen Namen geschändet und sein Vermögen durchgebracht. Er stand hoch in Nero's Gnade, weil er zu den geschicktesten Wagenlenkern im Circus gehörte, als Sänger und Schauspieler glänzte, in der Kunst und Literatur der Griechen bewandert war und in der Modekunst des Zechens und der Tafelfreuden es Allen zuvorthat. Es erregte daher allgemeine Verwunderung, als Galba auf die Empfehlung des Vinius den Wüstling zum Anführer der Truppen am Niederrhein ernannte, ihn somit in eine Gegend schickte, wo seit Nero's Tod die kaiserliche Autorität noch nicht fest begründet war. Wahrscheinlich hielt Galba einen erschlafften, in Wollust versunkenen Höfling für weniger gefährlich als einen tüchtigen Kriegsmann. Ein solcher könnte sich durch die günstige Gelegenheit leicht verlocken lassen, die Hand nach der Herrschaft auszustrecken,

Vitellius am Niederrhein.

während ein Vitellius sich begnügen würde, sein zerrüttetes Vermögen herzustellen, die Gläubiger abzuschütteln und seine Eßlust zu befriedigen. Und in der That hätte sich Vitellius schwerlich vom Stachel des Ehrgeizes antreiben lassen, wäre ihm nicht die Kaiserwürde von den unzufriedenen Legionen und mißvergnügten Unterbefehlshabern fast ohne sein Zuthun zu Füßen gelegt worden. Die gemeine Vertraulichkeit und der kameradschaftliche Ton, mit dem sich der neue Feldherr den übermüthigen und trotzigen Soldaten näherte, machte auf diese einen so vortheilhaften Eindruck, daß ihn die Legionen des Niederrheins vier Wochen nach seiner Ankunft zu Köln als Kaiser begrüßten, ihm den Namen „Germanicus" beilegten und ihn im Lager herumtrugen. Bald folgten die Truppen des Oberrheins dem Beispiele ihrer Waffenbrüder. Cäcina, ein stattlicher junger Kriegsmann von schönem Wuchs und gewandter Rede, der wegen Unterschlagung öffentlicher Gelder Strafe fürchtete, war die Seele des Aufruhrs.

Die Gegenkaiser. Um dieselbe Zeit, als Galba und Piso in Rom unter Mörderhänden bluteten, zogen die Legionen Ober- und Niedergermaniens verstärkt von deutschen Hülfstruppen zu Fuß und zu Roß in drei Abtheilungen unter Vitellius selbst und seinen Legaten Cäcina und Fabius Valens südwärts nach Gallien und Helvetien, um die Alpen auf verschiedenen Wegen zu übersteigen und Italien zu gewinnen. Gewaltthaten gegen die gallischen Völkerschaften, die ihren Durchzug zu hindern suchten, Raub und Erpressungen aller Art bezeichneten ihre Spuren, traurige Anzeichen der kommenden Dinge. Die Helvetier, die Cäcina's Zorn gereizt, wurden überfallen und zu Tausenden niedergestoßen oder in Knechtschaft verkauft. Nur mit Mühe gelang es den flehenden Gesandten von Aventicum, den letzten Tag der Nation abzuwenden. Mit Zittern und Zagen blickten alle Vaterlandsfreunde auf den Ausgang eines Kampfes, der, wie die Entscheidung auch fallen mochte, nur Unheil und Verderben bringen konnte. Stritten sich doch zwei Männer um den Thron, die beide gleich verachtet, gleich unwürdig, gleich abhängig von den Soldaten nur damit umgingen, das neronische Regiment der Lüste mit militärischer Gewalt gepaart wieder herzustellen. Indessen war Otho doch wenigstens ein Mann von Entschlossenheit und Willenskraft. Während Vitellius im Vorgenusse des Herrscherglücks in träger Schwelgerei und verschwenderischen Mahlzeiten seine Tage verlebte und von Wein und Speisen beladen willenlos dem Ungestüm der Heere und der leidenschaftlichen Heftigkeit ihrer Führer folgte, war der Andere bemüht, durch zweckmäßige Maßregeln sich Vertrauen und Zuneigung bei Heer und Volk zu erwerben.

„Wider alles Erwarten," bemerkt Tacitus, „erschlaffte Otho nicht in Weichlichkeit noch träger Ruhe: aufgeschoben wurden die Wollüste, verläugnet die Schwelgerei, und überall der Herrscheranstand beobachtet." Die Milde gegen M. Celsus, einen ehrenhaften und dem Galba auch im Unglück getreuen Consularen, wie die Strenge gegen den schändlichen, mit allen Lastern und Verbrechen beladenen Tigellinus, den die Gunst des Vinius bisher gerettet hatte, fanden Billigung bei Senat und Volk. Tigellinus starb wie er gelebt hatte. Als er in den Bädern von Sinuessa die Nachricht empfing, daß sein Tod beschlossen sei, schnitt er sich unter Umarmungen und Küssen seiner Buhlerinnen mit einem Scheermesser die Kehle durch.

Als die Vitellianer unter Valens und Cäcina die Alpen überschritten hatten und verstärkt durch den Abfall der in Oberitalien aufgestellten Reiterschaaren bis zum Po vordrangen, zog Otho mit den Prätorianern und den in Rom und Italien anwesenden Truppen dem Feinde entgegen. Das römische Reich war getheilt: während die westlichen Provinzen Spanien, Gallien, die Rheinlande und Britannien sich für Vitellius erklärten, erkannte der Süden und Osten Otho als Kaiser an; auch war er im Besitze der Mittelmeerflotte, und aus Mösien, Pannonien und Dalmatien waren beträchtliche Verstärkungen im Anzug. Die Versuche, einen der beiden Bewerber zur Entsagung zu bewegen, waren eben so erfolglos wie die gegenseitigen Mordanschläge. Nur eine Schlacht konnte die Entscheidung bringen. Cäcina, begierig die Ehre des beendigten Krieges allein zu gewinnen, hatte seinen Marsch beschleunigt und sich bei Placentia und an anderen Orten mit den Truppen Otho's in Gefechte eingelassen, war aber überall mit Verlust zurückgeschlagen worden. Er sah sich deshalb bewogen, seine bisherige Eifersucht auf Valens, den von ihm gehaßten und verachteten Mitfeldherrn, zu überwinden und dessen Ankunft abzuwarten. Ihre Stellung.

Vereinigt waren die vitellianischen Streitkräfte den gegnerischen überlegen, und es wäre daher im Interesse Otho's gewesen, das entscheidende Treffen hinauszuschieben, bis die auf dem Wege befindlichen Verstärkungen eintrafen, zumal da bei der Zwietracht der feindlichen Anführer und der Verbindung verschiedenartiger aus allerlei Volk gemischter Truppenkörper im gegnerischen Heere ein einmüthiges planmäßiges Zusammenwirken nicht lange zu erwarten stand. Dahin ging auch der Rath seiner erfahrensten Legaten Celsus und Paulinus. Aber Otho, des Krieges wenig kundig und der dauernden Treue und Anhänglichkeit seiner Soldaten nicht versichert, drang auf rasche Entscheidung. Statt jedoch den Oberbefehl selbst zu übernehmen und die Truppen, die ihm ergeben und kampfesmuthig waren, an seine Person und sein Schicksal zu fesseln, zog er sich nach Brixellum auf das rechte Po-Ufer zurück, die Leitung seinem Bruder L. Salvius Otho Titianus und dem Obersten der Leibwache, Proculus, übertragend. „Dieser Entschluß," bemerkt Tacitus, „schlug der othonischen Partei die erste Wunde, denn mit ihm entfernte sich zugleich eine beträchtliche Mannschaft von prätorischen Cohorten, Leibwächtern und Reiterei; den Zurückbleibenden brach der Muth, zumal die Heerführer verdächtig waren, und Otho, der allein der Soldaten Zutrauen besaß, ihre Gewalt im Unbestimmten gelassen hatte."

So kam es zur Schlacht. Sie ereignete sich bei Bedriacum, zwischen Cremona und Verona, da wo der Oglio den Bergstrom Chiese aufnimmt und dann mit ihm verbunden dem Po zueilt. Die beiden Thronbewerber, um deren Schicksal hier gerungen ward, waren vom Schlachtfelde fern. Der Ausgang hing daher lediglich von der Geschicklichkeit der Feldherren und dem Vertrauen der Truppen auf ihre Führer ab. Ein persönliches Interesse kam dabei nicht ins Spiel; ob Vitellius oder Otho den Herrscherstab führte, konnte für die Menschheit ziemlich einerlei sein, Beide waren gleich unwürdig und gleich unfähig. Aber die römische Kriegsehre verlangte, daß der Soldat tapfer kämpfte, Schlacht bei Bedriacum. April 69.

wie auch Ziel und Zweck des Kampfes sein mochte. Und so war auch die Schlacht bei Bedriacum schwer und blutig.

Die Othonianer, obwohl von ihren unfähigen Feldherren in eine ungünstige Gegend geführt, wo der Boden, von Bäumen und Weinbergen durchschnitten, kein planmäßiges Zusammenwirken der einzelnen Truppentheile gestattete, kämpften, in keilförmige Rotten geschlossen, mit großer Tapferkeit Mann gegen Mann im nahen Handgemenge: aber voll Mißtrauen gegen die Führer, die eben so wenig Treue als Fähigkeit besaßen, und getäuscht und gelähmt durch falsche Gerüchte wurden sie zurückgeschlagen und zur Flucht in das Lager gezwungen. Hier gewährten Nacht und Befestigungswerke so lange Schutz, bis der Oberfeldherr Titian mit den feindlichen Heerführern eine Uebereinkunft getroffen, kraft deren die Mehrzahl der geschlagenen Truppen sich mit den Siegern vereinigte.

Otho's Ausgang. Nur die Prätorianer harrten bei Otho aus und suchten ihn zu bestimmen, die bereits in Aquileja angelangten pannonischen und mösischen Truppen herbeizuziehen und den Kampf zu erneuern. Aber dieser hatte schon seinen Entschluß gefaßt. Leben und Herrschaft hatten für ihn nicht solchen Werth, daß er darum die Verlängerung des Bürgerkriegs hätte wünschen mögen. Auch mochte ihn der blutige Schatten Galba's verfolgen. Wollust und Laster hatten in seiner Seele noch nicht die Stimme des Gewissens, noch nicht alle edleren Gefühle und Regungen erstickt. Nachdem er seinen Getreuen, die ihn mit Thränen beschworen von seinem Vorhaben abzustehen, zur Flucht verholfen und alle Schriften und Briefe vernichtet hatte, stieß er sich mit ruhiger Fassung und fester Hand den Dolch in die Brust. Sein Leichnam wurde von den trauernden Prätorianern unter Lobsprüchen und Thränen zur Brandstätte getragen. Er selbst hatte die schnelle Beisetzung befohlen, damit er nicht im Tode dem Hohne und der Mißhandlung preisgegeben würde. Und so groß war die Bewunderung dieser mannhaften That, daß sich viele seiner Anhänger theils aus Nacheiferung seines Ruhmes, theils aus Hingebung neben dem Holzstoße oder in Placentia selbst den Tod gaben. So starb Otho im achtunddreißigsten Jahre seines Alters, am fünfundneunzigsten Tage seiner Regierung.

Die That selbst hat verschiedene Beurtheilung erfahren. Während Tacitus und Sueton nach altrömischer Anschauung sie als eine aus edlen Beweggründen geflossene mannhafte Handlung preisen, geeignet das schmachvolle Leben der Vergangenheit zu sühnen, haben neuere Geschichtschreiber den harten Ausspruch gefällt, „Otho's Selbstmord wurzelte allein in der vollkommenen Blasirtheit des frivolen, durch alle Ausschweifungen erschöpften Lüstlings", sie sei die That eines feigen Schwächlings, der gleich seinem Genossen Nero das Leben wie ein Komödiant geendet; nur daß er seine Rolle im Tod besser zu spielen verstanden. Der Historiker überläßt die Entscheidung hierüber dem, der Herzen und Nieren prüft. Ein in Genuß und Wollust verbrachtes Leben und ein muthiges Sterben sind nicht so seltene und unvereinbare Erscheinungen als man zu glauben geneigt sein möchte.

Stimmung und Lage. In Rom feierte man das Religionsfest der Ceres, und die städtische Menge ergötzte sich an den Spielen und an den Festlichkeiten des Tages, als die Kunde

von der Schlacht bei Bedriacum und dem Tode Otho's anlangte. Da ließ der Stadtpräfect Flavius Sabinus schnell alles in Rom anwesende Kriegsvolk dem Vitellius schwören; der Senat eilte zur Sitzung, nicht nur, um dem neuen Herrscher die Huldigungen und Ehrentitel zu beschließen, sondern auch, um durch eine eigene Gesandtschaft dem germanischen Heer Glückwunsch und Danksagung darzubringen; die Menge aber jauchzte dem Kaiser Vitellius entgegen, trug Galba's Bildnisse, mit Lorbeer und Blumen umwunden, um die Tempel, und machte an dem Orte, den er sterbend mit seinem Blute getränkt, aus Kränzen einen Grabhügel. Unterdessen begingen die Soldaten des vitellianischen Heeres im Uebermuth des Sieges Unthaten aller Art; sie füllten Stadt und Land mit Raub, Mord und Gewalt, so daß das erschöpfte Italien beinahe erlag unter solcher Macht zu Fuß und zu Roß, unter solcher Gewaltthätigkeit, Schädigung und Bedrängniß.

Während in der Ebene von Bedriacum um die Weltherrschaft gestritten ward, zog Vitellius mit dem Reste des Heeres langsam und sorglos die Saone hinab. In Lyon stellten sich die siegreichen Feldherren bei ihm ein und empfingen das verdiente Lob aus seinem Munde. Die Glücksgöttin schien ihr ganzes Füllhorn auf ihn ausgießen zu wollen. Von allen Seiten trafen freudige Botschaften ein. Der Statthalter Albinus von Mauretanien, ein eifriger Anhänger Otho's, wurde nebst seiner Gemahlin erschlagen und seine Provinz durch Cluvius Rufus von Spanien aus zur Anerkennung des neuen Herrschers gebracht. Seine Familie war während der bürgerlichen Unruhen unverletzt geblieben; ein Abenteurer, der die Verwirrung des Reichs zu seiner eigenen Erhebung benutzen wollte und in Gallien einen Anhang von 8000 Mann um sich gesammelt hatte, wurde von den Aeduern gefangen genommen und hingerichtet; die Anführer des othonischen Heeres flehten die Gnade des neuen Gebieters an; sie waren niederträchtig genug, den Verlust der Schlacht ihrer Hinterlist oder ihrem Verrath zuzuschreiben und entgingen dadurch größtentheils der Bestrafung; nur einige Hauptleute, die sich am wackersten gehalten, büßten für ihre Rechtschaffenheit mit dem Tode.

Vitellius in Gallien.

Von Junius Bläsus, dem reichen Statthalter des lugdunensischen Galliens, mit Geld und fürstlicher Ausrüstung versehen, setzte Vitellius endlich langsamen Zuges über die Alpen, um in den Städten Italiens sich an schwelgerischen Mahlen, zu denen die Leckergerichte aus allen Gegenden herbeigeschafft wurden, und an den Fechterspielen zu ergötzen. „Durch verschwenderische Gastgebote wurden die Vorsteher der Städte erschöpft," bemerkt Tacitus, „die Städte selbst ausgesogen; der Soldat, sonst ausdauernd und tapfer, nun entartet durch Gewöhnung an Wohlleben und Verachtung des Oberhauptes." Plünderungen und Ausschweifungen aller Art blieben ungestraft. In Ticinum war es nahe daran, daß ein bei nächtlichen Gelagen entstandener Soldatentumult einen neuen Bürgerkrieg erzeugt hätte. Wo man hinblickte, sah man Scenen der Zuchtlosigkeit, der Unordnung, der wilden Begierden. Von Cremona aus besuchte Vitellius das Schlachtfeld bei Bedriacum. Wie bei einem Festzuge hatte die Bürgerschaft den Weg mit Lorbeern und Rosen bestreut und

Sein Zug nach Rom.

Altäre zu Dankopfern errichtet. Die Wahlstatt selbst bot einen grausenhaften Anblick. Vierzig Tage waren bereits seit der Schlacht verflossen und noch lagen dort zerfleischte Leiber, abgehauene Gliedmaßen, faulende Gestalten von Menschen und Pferden; die Erde mit Blut befleckt, Bäume und Feldfrüchte niedergetreten in gräßlicher Verwüstung. Auf die gefühllose Seele des Wüstlings machten diese Scenen des Gräuels keinen Eindruck. Theilnahmlos blickte er auf die Tausende unbegrabener Mitbürger und bereitete dann frohen Herzens über die glückliche Wendung seines Schicksals den Göttern des Ortes ein Opfer. Es mag ein Märchen sein, was Sueton berichtet, daß er zu seiner Umgebung, die sich schaudernd abwandte, die Worte gesprochen: „der schönste Wohlgeruch sei ein erschlagener Feind, zumal ein Mitbürger", aber es bezeichnet die stumpfe Gefühllosigkeit des neuen Herrschers. Von dem Schlachtfelde eilte er zu neuen Schauspielen und Gelagen und ergötzte sich wie in den Tagen Nero's an Tänzern, Sängern und Gauklern! Und als er endlich im Juli aufbrach, um an der Spitze von sechzigtausend Kriegern seinen Einzug in die Weltstadt zu feiern, da folgte dem Heere ein Schwarm von Possenreißern, Gauklern, Wagenlenkern, Marketendern und anderem losen Gesindel und müßiggängerischem Volke, das nun wieder seine goldene Zeit erwartete. Wohin sich der Zug wendete, wurden die Colonien und Landstädte durch Lieferungen erschöpft, die der Ernte entgegenreifenden Fruchtfelder des Landmannes wie im Feindesland zertreten. Bis zur milvischen Brücke ritt Vitellius in Kriegsmantel und Waffenschmuck; hier erst vertauschte er auf den Rath der Freunde das Kriegskleid mit dem Bürgergewande, damit er nicht in Rom wie in eine eroberte Stadt einzöge. Auf dem Capitolium umarmte er seine würdige Mutter und beehrte sie mit dem Namen „Augusta".

Des Vitellius Regierung u. Lustleben. April 69 bis März 70. u. c. 822 bis 823.

Damit begann die Regierung des Vitellius, die, hätte sie lange gedauert, wohl noch unheilvoller für das römische Reich geworden wäre als die des Caligula und Nero. Feig und schwach und nur auf Befriedigung seiner gemeinen Lüste bedacht, duldete Vitellius den Uebermuth seiner Soldaten, die Erpressungen seiner Günstlinge, die Ausschweifungen des Pöbels. Rom bot in den wenigen Monaten seiner Herrschaft einen wunderlichen Anblick. Die Straßen und Plätze wimmelten von fremden Kriegsschaaren, welche die Stelle der aufgelösten Prätorianer einnahmen; Feste und Spiele, Volksbelustigungen und Mahlzeiten drängten einander; Alles schwelgte wie bei einem Carneval. „Noch waren nicht vier Monate seit dem Siege verflossen," bemerkt Tacitus, „und schon hatte des Vitellius Freigelassener Asiaticus den Fluch des Volkes auf sich geladen. Kein Wettstreit an diesem Hof in Redlichkeit und Diensteifer; nur Ein Weg zum Einfluß: verschwenderische Gastgebote und Befriedigung der unersättlichen Gierigkeit des Kaisers durch Aufwand und Schwelgerei. Er selbst, zufrieden im Genusse des Augenblicks und nicht an die Zukunft denkend, soll in wenigen Monaten 900 Millionen Sesterzen (135 Mill. Mark) durchgebracht

haben. Die große und unglückliche Stadt, in demselben Jahre Otho's und Vitellius' Beute, trieb sich zwischen einem Vinius, Icelus, Asiaticus in wandelbarem und schmählichem Loos umher, bis andere Männer von gleichem Charakter sie verdrängten." Was die Länder und Meere des weiten Reiches an seltenen und kostbaren Speisen besaßen, wurde nach Rom geliefert; nach Suetor verschlang jede kaiserliche Mahlzeit wenigstens 400,000 Sesterzen oder über 60,000 Mark unseres Geldes; auf ein einziges Leckergericht sollen einst mehr als 150,000 Mark verwendet worden sein. Das ganze römische Reich, meint Josephus, würde zuletzt für solche Schwelgerei nicht genügt haben. Zur Bestreitung des Aufwandes wurden die unerhörtesten Erpressungen geübt und geduldet, so daß die alten Senatoren- und Rittergeschlechter mehr und mehr verarmten und dahin schwanden. Was noch Gefühl hatte für Sittlichkeit und Tugend, flüchtete sich aus der Stadt in die Landhäuser Campaniens; Andere wählten den Tod durch Selbstmord. Zum Glück dauerte das schmachvolle Regiment nicht lange. Denn während Vitellius in Rom schwelgte, erhob sich im Osten ein Bewerber, welcher des Thrones würdiger war, als alle vorhergehenden Kaiser seit Augustus — T. Flavius Vespasianus.

Bei dem Städtchen Reate im Sabinerlande lag ein kleines unscheinbares Landhaus, das Eigenthum einer achtbaren aber weder durch Ahnen noch Reichthümer ausgezeichneten Familie. Dort war Flavius Vespasianus am 17. November des Jahres 9 unserer Zeitrechnung geboren. Er hatte unter Caligula die Quästur, das Aedilenamt und die Prätur verwaltet, hatte dann, durch die Gunst des Narcissus zum Legionenführer ernannt, sich am Rhein und in Britannien so sehr hervorgethan, daß er die triumphalischen Ehrenzeichen und die Consulwürde zum Lohne davongetragen. Unter Nero hatte er sich als Proconsul von Afrika den Ruf eines eben so kräftigen und tapfern als gerechten und uneigennützigen Statthalters erworben und war deshalb, als der Aufstand der Juden einen kriegserfahrenen und umsichtigen Mann forderte, von diesem Kaiser, wiewohl ihn derselbe wegen der kundgegebenen Abneigung gegen seine Theaterliebhaberei mit seiner Ungnade bestraft hatte, als Befehlshaber nach Judäa entsandt worden, um in Verbindung mit Licinius Mucianus, Statthalter von Syrien, die Empörung niederzuschlagen. Während Vespasianus mit dem denkwürdigen Kriege im jüdischen Lande, von dem wir später handeln werden, beschäftigt war, hatten sich in Italien die erschütternden Wechselfälle ereignet, durch welche die Herrschaft innerhalb Jahresfrist an Galba, Otho und Vitellius gelangt war. Vespasianus, ein vorsichtiger, mehr das Nahe und Sichere als das Ferne und Gewagte ergreifender Mann, hatte sich in den Gang der Dinge nicht eingemischt. Auf die Kunde von Nero's Ermordung hatte er seinen Sohn Titus, den er zu seinem Legaten ernannt, nach Rom gesandt, um dem neuen Kaiser Galba seine Huldigungen darzubringen; er hatte Otho und Vitellius anerkannt und das Heer für sie in Eid genommen. Aber das ernste Schweigen, welches die Legionen bei der letzteren Gelegenheit beobachtet, konnte schon als Vorbote der kommenden Dinge gelten. Es währte nicht lange, so wurde Vespasianus an verschiedenen Orten fast zu gleicher Zeit als Kaiser ausgerufen. Noch ehe seine eigenen Truppen ihm gehuldigt, hatte der Statthalter von Aegypten, Ti. Julius Alexander, ihn als Herrscher anerkannt unter freudiger Zustimmung der Soldaten; bald folgte Mucianus von Syrien, der schon lange dazu gerathen. Vespasianus.

Die Lage der Dinge in Rom.

Nun zauderte Vespasianus nicht länger; günstige Vorbedeutungen und Zeichen, auf die er großen Werth legte, bestärkten ihn in seinem Entschluß. Bedeutende Streitkräfte standen ihm zu Gebote. Außer seinem eigenen Heer von 60,000 Mann konnte er über die vier syrischen Legionen des Mucianus und die zwei ägyptischen des Alexander verfügen, und nicht sobald erscholl die Kunde von seiner Erhebung in Europa, so erklärten sich die mösischen, pannonischen und dalmatischen Truppen, begierig den Tod Otho's an dem unwürdigen Nachfolger zu rächen, für den neuen Bewerber. Sie verbanden sich mit dem vorausgeschickten Legaten Vespasian's, Antonius Primus, einem talentvollen und energischen Kriegsmann, der im kühnen Vorgehen den sichersten Erfolg erblickte, und rückten, während der Gebieter selbst in Alexandrien weilte, um von dort aus Rom durch Zurückhaltung der Getreidezufuhren zu bedrängen, in Oberitalien ein. Der schlaffe und stumpfsinnige Vitellius, von Schmeichlern und Wohldienern über die wahre Lage der Dinge getäuscht, hatte so wenig Anstalten zur Abwendung der drohenden Gefahr getroffen, daß man seinen Fall leicht voraussehen konnte. Dies bewog wohl auch seine würdige Mutter, ihr eigenes Ende durch Gift zu beschleunigen, um nicht den Ausgang des Sohnes zu erleben. Er selbst erstickte die Sorgen in Schwelgerei. „Keine Zurüstungen, keine Belebung der Soldaten durch Zusprache oder Waffenübung," sagt Tacitus, „kein Handeln vor den Augen der Menge; in schattigen Gartenlauben versteckt, gleich trägen Thieren, welche, wenn man ihnen Speise reicht, daliegen und hinbrüten, hatte er Vergangenes, Obschwebendes, Zukünftiges in gleiche Vergessenheit versenkt." Diese Stumpfheit wurde nur hie und da durch eine Anwandlung von Grausamkeit unterbrochen, wenn es Verleumdern und Höflingen gelang, sein Mißtrauen zu erregen. So starb der rechtschaffene Junius Bläsus, der dem Kaiser seit den Tagen seiner Erhebung in Treue zugethan war, an Gift. Als endlich Cäcina mit den in Rom anwesenden Truppen auszog, um dem anrückenden Feind zu begegnen, zeigte der klägliche Anblick des Heeres, wie verderblich die gelockerte Kriegszucht und das ungebundene Leben in dem heißen ungesunden Klima auf die germanischen Legionen gewirkt hatten. Selbst der Feldherr hatte seine frühere Kraft und imponirende Haltung durch das Gift der Ausschweifungen eingebüßt und sann überdies schon auf Abfall und Verrath, als er sich unter Umarmungen von Vitellius verabschiedete.

Die Heere in Oberitalien.

Auf die Nachricht, daß in Ravenna Flotte und Schiffsmannschaft sich für Vespasian erklärt, forderte Cäcina seine Truppen auf, ein Gleiches zu thun. Aber er hatte sich verrechnet: „So tief sei der Ruhm des germanischen Heeres noch nicht gesunken," sprachen sie, „daß sie ohne Kampf, ohne Wunden gefesselte Hände und besiegte Waffen hingeben sollten als Geschenk an überwundene Legionen und an einen des Landes verwiesenen Anführer." Sie legten ihn in Banden und zogen, mit anderen Truppen verbunden, in die Gegend von Bedriacum, dem Schauplatz ihres früheren Sieges. Dort traf bald nachher auch Antonius mit seinem durch Otho's Prätorianer verstärkten Heere ein, begierig die Sache zur Entscheidung zu bringen, ehe der auf dem Marsche

befindliche Mucianus zu ihm stoßen und die Ehre des Sieges ihm entreißen könnte.

Bald kam es vor den Mauern und Festungswerken von Cremona zu einem furchtbaren Zusammentreffen der Vitellianer und Vespasianer in dunkler Nacht, wo der Zufall die Waffen lenkte und erst nach Mitternacht der aufgehende Mond die Scenen des Schreckens beleuchtete, und ein Sohn mit Entsetzen gewahr wurde, daß er im nächtlichen Kampfe den eigenen Vater erschlagen. Die vespasianischen Kriegsschaaren, angefeuert durch die Aussicht auf Plünderung und Beute, wenn sie den Sieg gewännen und die Stadt eroberten, erlangten die Oberhand und stillten dann ihre Rache und Habgier mit Blut und schrecklichen Unthaten. Cremona wurde erstürmt; mit entfesselter Wuth und Leidenschaft stürzten die entmenschten Krieger in die Häuser, mißhandelten die Bewohner, schändeten die Frauen und Töchter, mordeten und raubten in roher Gier und gaben dann die einst blühende und reiche Stadt den Flammen und der gänzlichen Verwüstung preis. Wenige Flüchtlinge, die dem Mordstahl entrannen, sammelten sich später wieder auf der öden Brandstätte und errichteten auf den Trümmern einige ärmliche Hütten. Gefangene wurden keine gemacht, da sie als römische Bürger nicht in Knechtschaft verkauft werden konnten.

Fall vor Cremona. October 69.

Von den Trümmern Cremonas setzten die flavischen Truppen unter Antonius in kalten Wintertagen über die Apenninen und rückten in Etrurien ein, ihren Weg auf Rom gerichtet. Valens, einst ein Genosse der neronischen Lustschwelgereien, zog ihnen entgegen, umgeben von den Dienern seiner Wollust, gerieth aber in Gefangenschaft und wurde getödtet. In ihm brach des Vitellius letzte Stütze. Die Abfälle der Truppen mehrten sich mit jedem Tage; die Schiffsmannschaft in Misenum erklärte sich für Vespasianus; selbst in Rom nahm die Zahl der Freunde und Anhänger des Vitellius unter dem Senatoren- und Ritterstande stündlich ab. Als sich der feindliche Heerführer den Thoren der Stadt näherte, verließ der Kaiser, an aller Rettung verzweifelnd, in Trauerkleider gehüllt mit seinem jungen Sohn „Germanicus" und einem jammernden Gefolge von Dienern den Kaiserpalast, erklärte auf dem Markte, daß er um des Friedens und der Wohlfahrt des Vaterlandes willen der Herrschaft entsage und in das Privatleben zurücktrete, und empfahl mit von Thränen erstickter Stimme seine Gattin und Kinder der Theilnahme des Volkes. Dieser jammervolle Auftritt weckte das Mitleiden der Menge; seine Anhänger und die in der Stadt anwesenden Truppen widersetzten sich der Abdankung, nöthigten den Kaiser zur Rückkehr in den Palast und bekriegten den Bruder des Vespasianus, den Stadtpräfecten Flavius Sabinus, der bereits die Huldigungen für den abwesenden Kaiser angenommen, dann aber, erschreckt über den Eifer des Volkes und der germanischen Krieger, nebst dem jüngeren Sohne desselben, Domitian, Zuflucht auf dem Capitolium gesucht hatte, mit solchem Ungestüm, daß der

Bürgerkrieg in Rom.

herrliche Tempel des capitolinischen Jupiter in Flammen aufging und Sabinus, trotz der Fürbitte des Vitellius, ermordet ward. Domitian rettete sich im Gewande eines Isispriesters in das Haus eines treuen Clienten seines Vaters.

Vitellius' Ausgang. Decbr. 69. Ergrimmt über das frevelhafte Gebahren beschleunigten nunmehr die flavianischen Truppen ihren Zug gegen Rom. Alle Versuche der Versöhnung wurden strenge abgewiesen. Nach Ueberschreitung der milvischen Brücke ließ Antonius das Heer von drei Seiten gegen die Stadt anrücken. Sie stießen auf hartnäckigen Widerstand. Die Vitellianer standen auf den Mauern und hielten die Stürmenden bis zum späten Abend mit Steinen und Wurfspießen ab. Auch auf dem Schlachtfelde stießen feindliche Schlachtreihen auf einander. Erst als die Flavianer von allen Seiten eindrangen, legte sich der Widerstand. Und nun schlug die Stimmung in den Gegensatz um. Eine Schaar roher Soldaten, mit Sclaven und Pöbelhaufen vermischt, drang in den Palast, zog den sich verkriechenden Kaiser aus einem Winkel der öden Herrscherburg hervor und führte ihn im kläglichsten Aufzuge, die Hände auf den Rücken gebunden, unter Verhöhnung und Mißhandlung durch die Straßen der Stadt. „Ich war doch einst dein Kaiser," war die einzige Aeußerung, die er gegen einen der Unmenschen aussprach. Am Fuße der Seufzertreppe (Gemonien), wo des Sabinus' Leichnam gelegen hatte, wurde er niedergestoßen; sein Haupt ward abgeschlagen und der Leib mit Haken in die Tiber geschleift. Gefühllos jagte während dieser Kriegsgräuel das entartete und abgestumpfte Volk in Rom seinen gewohnten Lüsten und Genüssen nach und ergab sich dem albernsten Aberglauben.

„Wild und gräßlich war der Anblick rings in der Stadt," sagt Tacitus: „hier Kampf und Wunden, dort Bäder und Trinkgelage; wiederum Blut und Leichenhaufen, daneben Dirnen und was ihnen glich; alle Wollüste einer schwelgerischen Ruhe, alle Gräuelthaten der erbittertsten Erstürmung, so daß man glauben mochte, dieselbe Stadt sei theils von Raserei, theils von Muthwillen ergriffen. Nicht einen Augenblick wurden die Wollüste ausgesetzt; als ob zu den festlichen Tagen, die gerade gefeiert wurden (die Saturnalien), auch diese Erlustigung gehöre, jubelten und genossen sie, unbekümmert um die Parteien, fröhlich im allgemeinen Elend."

III. Die Flavier. Trajan und Hadrian. Die Antoninen.

1. Titus Flavius Vespasianus.

A. Charakter und Regierung.

Vespasian. 70—79. u. c. 823 bis 832.

Die Nachwehen des Bürgerkriegs.

Dem Tode des Vitellius folgte eine Zeit des Schreckens. Die flavianischen Soldaten, gereizt durch den Widerstand und begierig nach Beute, erfüllten die eroberte Hauptstadt mit Raub, Mord und zügellosen Unthaten. Weder Antonius Primus, noch Mucianus, der am Tag nach der Eroberung eintraf und im Namen des n ch immer in Alexandrien weilenden Vespasianus das Regiment führte, besaß das Ansehen oder den Willen, dem Uebermuth des siegestrunkenen Kriegsvolks oder der Bosheit und Leidenschaft feindseliger Angeber zu wehren, und Domitian gab schon damals alle die Laster und Untugenden kund, die er in der Folge in so reichem Maaße entfaltete. „Er hatte Titel und Wohnsitz eines Cäsar's erhalten," sagt Tacitus, „noch nicht auf Regierungssorgen gerichtet, spielte er den Fürstensohn nur in Unzucht und Ehebruch." Dabei erlaubte er sich bei der Besetzung der ersten Magistratsstellen solche Willkürhandlungen, daß Vespasian ihm spöttisch schrieb, ob er nicht auch für ihn schon einen Nachfolger bestimmt habe. Man begnügte sich nicht mit der Ermordung und Hinrichtung der Häupter der Vitellianer, wie des lasterhaften aber tapfern Lucius Vitellius, Bruders des Kaisers, und des unglücklichen Sohnes des letztern, der einst mit dem stolzen Namen Germanicus geschmückt worden war; auch manche Andere wurden getödtet, die wie Calpurnius Galerianus und Lucius Piso, Proconsul von Afrika, keine andere Schuld auf sich geladen hatten, als daß sie durch Reichthum oder Ansehen hervorragten, und das Aufsuchen der Vitellianer gab den Soldaten den Vorwand, in die Häuser einzudringen und ihre rohen Begierden zu stillen. Erst als Vespasian von Aegypten in Italien eintraf, kehrte Sicherheit und Recht zurück. Die Bürgerschaft, erfreut, durch ihn von der Willkürherrschaft befreit zu werden, wie sie vorher durch seine Getreidesendungen von der Hungersnoth befreit worden, begrüßte den Einzug des Kaisers mit Jubel als den Anfang einer neuen Zeit, und der Senat beeilte sich, demselben durch einen besonderen Beschluß, von dem sich noch ein bedeutendes

Bruchstück in der Inschrift einer ehernen Tafel erhalten hat (Lex de imperio Vespasiani), alle die Rechte zu ertheilen, welche in alter Zeit die Könige und unter dem Freistaat Senat und Volk geübt hatten und welche fortan als die wichtigsten Prärogativen des Imperiums in seiner Civilstellung galten.

Dieses unter dem Namen Lex regia ausgestellte Senatusconsult übertrug dem Imperator die unabhängige Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, die Leitung des Senats und die damit verbundene Initiative in der Gesetzgebung, die Anstellung der Magistrate in den bisherigen Formen und ein absolutes Recht zu Verfügungen in religiösen, öffentlichen und privaten Angelegenheiten. Ranke meint, man dürfe in der Urkunde vielleicht den ersten Versuch einer legalen Constituirung der höchsten Gewalt sehen.

Ordnung und Sparsamkeit.

Und in der That bezeichnet der Regierungsantritt Vespasian's eine neue Periode in der Geschichte des römischen Kaiserreichs; mit ihm beginnt die „Reihe der guten Kaiser", die „goldene Zeit" des Reichs. Eine einfache kräftige Soldatennatur von klarem praktischen Verstande hielt er sich fern von all den Thorheiten und Lastern, deren sich die vorhergehenden Herrscher schuldig gemacht. Seine nächste und wichtigste Sorge galt der Wiederherstellung der Kriegszucht bei den verwilderten Heeren und eines geordneten Zustandes in den Finanzen Die Soldaten, bemerkt Sueton, theils durch den Sieg übermüthig, theils durch die Schmach der erlittenen Niederlage erbittert, waren in Zügellosigkeit und Frechheit ausgeartet. Vespasian entließ einen großen Theil des vitellianischen Heeres und bei den übrigen führte er die altrömische Kriegszucht und Soldatenehre zurück. Mit gleichem Eifer war er bedacht, die Staatskasse zu füllen und den Staatshaushalt in gute Ordnung zu bringen. Die Strenge, mit der er sich dieser Aufgabe unterzog, hat ihm bei dem an die frühere Verschwendung gewöhnten Volke üble Nachreden zugezogen. Er soll nicht nur alle Steuern, die von einem seiner Vorgänger abgeschafft worden, wieder eingeführt und mit neuen vermehrt haben, er wird auch beschuldigt, er habe selbst Speculationen und Kaufgeschäfte getrieben, absichtlich habgierige Männer als Statthalter in die Provinzen geschickt, um sie dann wegen Erpressung mit Geldbußen zu belegen, „die angefüllten Schwämme auszudrücken", er habe sich Aemter, Ehrenstellen und Begnadigungen abkaufen lassen. Man trug sich mit allerlei Anekdoten, die sowohl des Kaisers Sparsamkeit und Geiz bezeichnen, wie die humoristische Laune und Ironie, die ihm eigen war und die er im gesellschaftlichen Verkehr gewöhnlich in Anwendung brachte.

Sueton erzählt: Als einst Titus seinem Vater Vorstellungen machte, daß er eine Urinsteuer eingeführt, habe er ihm ein Stück Geld von der ersten Erhebung derselben unter die Nase gehalten mit der Frage, „ob er einen üblen Geruch verspüre?" Einen Eseltreiber, der auf einer Reise anhielt, um sein Thier beschlagen zu lassen, hatte er im Verdacht, daß er es nur gethan, damit ein Supplicant Zeit zur Ueberreichung einer Bittschrift fände. Er fragte ihn daher, wie viel er mit dem Beschlagen verdient habe, und verlangte Halbpart. Den Abgeordneten einer Stadt, die ihm die Anzeige machten,

daß sie die Absicht hätten, ihm auf gemeine Kosten eine Statue zu errichten, streckte er die flache Hand entgegen, mit den Worten: sie möchten sie nur sogleich auf dieser Basis aufstellen, d. h. ihm das baare Geld dafür einhändigen. Von Cänis, der Concubine Vespasian's, wird berichtet, sie habe mit Wissen und Willen des Kaisers Aemter, Priesterstellen und Begnadigungen verkauft und den Gewinn ihrem Herrn eingehändigt.

Bauwerke. Rechtspflege. Verwaltung.

Aber wie sehr man auch über Vespasian's Sparsamkeit spottete, man konnte nicht umhin, mit Bewunderung anzuerkennen, daß er die Einnahmen auf die würdigste und großartigste Weise verwendete. Nicht nur, daß er durch glückliche Kriege, wie wir sogleich sehen werden, die römische Kriegskunst glänzend bewährte; er rief auch viele großartige Werke und Anstalten ins Leben. Er legte neue Heerstraßen an, wobei Berge durchbrochen, Felsen gesprengt, kühne Bogen über reißende Flüsse gespannt wurden; das Capitolium wurde nach der alten Form, nur höher, wieder aufgebaut und die Tausende von ehernen Tafeln, auf denen die Senats- und Volksbeschlüsse eingegraben waren und die der Brand zerstört hatte, nach den Abschriften, die sich in Städten, Provinzen oder in Privathänden befanden, hergestellt. Er ließ die Straßen, die noch von der neronischen Feuersbrunst her wüste lagen, neu aufführen, vollendete die von Claudius begonnenen Säulenhallen, verbesserte die Wasserleitungen, schmückte die Stadt mit dem großen Friedenstempel und mit dem gewaltigen Amphitheater, dessen colossale Ruinen noch jetzt die Bewunderung der Welt erregen. Diese Monumente der Architektur, das Eigenthum des römischen Volkes, waren mit den schönsten Werken griechischer Malerei und Bildnerei geschmückt und in dem Tempel des Friedens für die Gebildeten eine anziehende Büchersammlung aufgestellt. Dabei sorgte Vespasian für gute und schnelle Rechtspflege, stellte den Unfug der Delatoren ab und setzte das Majestätsgesetz außer Gebrauch. Er selbst saß oft auf dem Forum zu Gerichte und sein Beispiel feuerte die Andern zur Thätigkeit an, so daß eine Menge von Rechtsfällen, die während der bürgerlichen Unruhen ins Stocken gerathen waren, zur Entscheidung gebracht und die Gesetzgebung verbessert und ergänzt wurde. Dem Senatoren- und Ritterstand verlieh er neues Ansehen und größere Bedeutung, theils dadurch, daß er unwürdige Mitglieder entfernte und durch ehrenhafte Männer ersetzte, theils indem er auch den Provinzen das Recht zutheilte, den Senatoren- und Ritterrang zu erwerben, und somit diese beiden Stände zu Reichscollegien umschuf. Sein Zweck dabei war, dem Reiche größere Einheit zu verleihen und in die Regierung mehr Gleichförmigkeit zu bringen, ein Zweck, der ihm auch den Gedanken eingegeben haben mochte, mehrere freie Städte, wie Rhodos, Samos, Byzanz, ihrer Autonomie zu berauben und sie benachbarten Statthalterschaften einzufügen und eine Anzahl asiatischer Bundesstaaten (Kilikien, Klein-Armenien, Kommagene, Emesa) in den unmittelbaren Reichsverband zu ziehen, wodurch aber auch die Grenzkriege mit den benachbarten Völkern im Kaukasus und jenseit des Euphrat und Tigris vermehrt wurden.

Vespasian's Charakter. Ein einfacher praktischer Mann, entfernte Vespasian vom Hofe allen Luxus, allen Schein und alle die glänzenden Laster, durch welche sich die bisherigen Herrscher geschändet hatten; er war ein Feind aller Verweichlichung und Wollust und duldete keine Unsittlichkeit in seiner Nähe. Daß der bejahrte Fürst seine Geliebte Cänis als seine Gemahlin behandelte, erregte keinen Anstoß; vielmehr ärgerte man sich über den Stolz Domitian's, der, als ihn Cänis bei der Rückkehr von einer Reise umarmen wollte, ihr die Hand zum Kusse reichte. Im Umgang war er freundlich und leutselig, gestattete Jedem freien Zutritt zu seiner Person, ohne sich vor Mord oder Verschwörung zu fürchten, und hatte Gefallen an Scherz und Witz. Noch lange gedachte das römische Volk der derben Späße, der munteren Reden und Einfälle, der schlagfertigen Repliken des humoristischen alten Herrn. Selbst auf dem Todbette verließ ihn die witzige Laune nicht: „Wehe mir, ich glaube, ich werde ein Gott!" rief er mit Anspielung auf die Apotheose bei zunehmender Krankheit aus, dann erhob er sich und mit den Worten: „Ein Kaiser muß stehend sterben" erwartete er den Tod in
23. Juni 79. militärischer Haltung. Er verschied im siebenzigsten Lebensjahr.

Seine Stellung zu den Philosophen, Wahrsagern und „Ideologen". Wenn schon Vespasian nach altrömischer Sitte seinen Sinn vorzugsweise auf Krieg und Staatsverwaltung gerichtet hielt, so war er doch auch Freund und Förderer der Künste und Wissenschaften, ein Gönner der Gelehrten und der Schule; aber seiner nüchternen praktischen Natur widerstrebte alles Phantastische, Schwärmerische, Ueberschwengliche. Nur was dem Staat und dem realen Leben Nutzen brachte, fand Geltung vor seinen Augen; Philosophen, Wahrsager, Sektenstifter und Religionsschwärmer, kurz alle „Ideologen" und Doctrinärs waren ihm zuwider. Aus diesem Grunde verbannte er die Philosophen aus Rom, weniger um ihrer Lehren willen, als weil sie den Hauptwerth auf Aeußerlichkeiten legten, weil sie an einer auffallenden Ordenstracht mit Mantel und Bart, an einer rücksichtslosen Kundgebung republikanischer und oppositioneller Grundsätze, an absichtlicher Mißachtung aller gesellschaftlichen Formen und Sitten Gefallen fanden und ihre Ansichten mit großer Ostentation zur Schau trugen*); aus diesem Grunde verwies er die „Chaldäer" aus Rom, jene Schaar

*) In einem von Mai entdeckten Fragmente des Dio (66, 13) heißt es in Beziehung auf diese Maßregel gegen die Philosophen: „Weil sowohl viele von stoischen Grundsätzen geleitet, als auch der Cyniker Demetrius ganz öffentlich viele mit den bestehenden Verhältnissen unverträgliche Lehren mit der Miene der Philosophen vorzutragen pflegten und dadurch Mehreren die Köpfe verrückten, so überredete Mucianus den Vespasian, alle diese Leute, den einzigen Musonius ausgenommen, aus der Stadt zu verweisen — ein Rath, den ihm mehr Erbitterung als Liebe zur Wissenschaft einzugeben schien. Mucianus that vor Vespasianus gegen die Stoiker in einer langen Rede merkwürdige Aeußerungen, zum Beispiel: „Sie sind voll eitler Prahlereien: wenn sich Einer den Bart wachsen läßt, die Augenbrauen hinaufzieht, den Lumpenmantel umwirft und barfuß geht, so will er gleich ein Philosoph, ein Held, ein Tugendmuster sein und trägt die Nase hoch, wenn er auch, wie das Sprichwort sagt, sich weder auf die Feder noch auf die Kunkel versteht; sie sehen Jedermann über die Achsel an: der Vor-

von Wahrsagern und Astrologen, die durch den Hang der Zeit zum Aberglauben, zum Geheimnißvollen und Wunderbaren eine solche Macht erlangt hatten, daß sie ein ähnliches Gebot des Vitellius, nach welchem alle Astrologen bis zum ersten October die Hauptstadt Rom zu verlassen hätten, durch das Gegenedikt verhöhnten: „die Chaldäer machen bekannt, daß es bis zum ersten October keinen Vitellius Germanicus mehr in der Welt geben solle;" aus dem nämlichen Grunde verfolgte er die Christen, in denen er dieselbe religiöse Geistesrichtung und Schwärmerei zu erkennen glaubte, die den Aufstand in Judäa hervorgerufen; aus dem nämlichen Grunde verurtheilte er auch den charakterfesten republikanisch gesinnten Senator Helvidius Priscus, Schwiegersohn des Thrasea Pätus, zu Verbannung und Tod. Tacitus, ein großer Bewunderer und Lobredner dieser letzten Republikaner, die gleich ihrem Urbilde Cato dem Ideale eines freien Staates nach philosophischen Doctrinen nachjagten und die Macht der Wirklichkeit über ihren Traumgebilden verkannten, gibt uns in seinen Geschichtsbüchern selbst den Schlüssel zu der eigenthümlichen Erscheinung, daß ein sonst humaner und toleranter Fürst, dem Bildung und Unterricht besonders am Herzen lag, einen so rechtschaffenen und ehrenwerthen Mann wie Helvidius dem Tode weihen konnte.

Helvidius trachtete nach dem Ruhme eines Freiheitsmärtyrers, er setzte einen Werth darauf, inmitten des monarchischen Staates an dem Traumbilde der Republik festzuhalten, er versagte selbst einem Vespasianus den kaiserlichen Namen, die Anerkennung des Alleinherrschers; an den Geburtstagen des Brutus und Cassius feierten Thrasea, Helvidius und ihre Gesinnungsgenossen in ihren Wohnungen republikanische Feste, wobei sie bekränzt auf die Namen ihrer Helden tranken. Solche und ähnliche Demonstrationen, verbunden mit der prinzipiellen und schroffen Opposition, welche Helvidius in allen Senatssitzungen kundgab, reizten den an strammes militärisches Regiment gewöhnten Kaiser so sehr, daß er denselben verbannte und dann, wahrscheinlich von feindseligen Rathgebern mit neuen Verdächtigungen erfüllt, den Befehl zu seiner Hinrichtung gab. Er bereute jedoch bald das rasche Gebot und wollte es wieder zurücknehmen; aber Helvidius hatte bereits unter dem Beile des Scharfrichters verblutet. Tacitus hat dem trefflichen Manne, der inmitten einer servilen und verderbten Welt Freimuth und Tugend bewahrte, ein schönes Denkmal gesetzt: „Helvidius Priscus aus der Landstadt Terracina widmete sich in früher Jugend mit herrlichen Anlagen den höheren Wissenschaften, nicht wie die Meisten, um unter prächtigem Titel eine träge Muße zu verhüllen, sondern um gegen Unfälle gewaffnet die Staatsgeschäfte zu ergreifen. In der Weisheit folgte er denjenigen Lehrern, die nur was recht ist für

Helvidius Priscus.

---

nehme ist ihnen ein Einfaltspinsel, der Niedere ein feiger Wicht, der Schöne ein Wüstling, der Häßliche ein Muster von Schönheit, der Reiche ein Selbstsüchtler, der Arme eine Sclavenseele." Den Demetrius und den Hostilius verbannte er sogar auf Inseln. Hostilius sprach gerade mit einem Andern, als er die Nachricht von seiner Verbannung erhielt, und verstummte zwar nicht, sondern zog vielmehr noch viel stärker über die Alleinherrschaft los, machte sich aber doch alsbald aus dem Staub. Dem Demetrius, welcher sich immer noch nicht zur Ruhe gab, ließ Vespasian sagen: „Du legst es zwar ganz darauf an, daß ich dich am Leben strafen soll, aber einen Hund, der mich anbellt, tödte ich nicht."

ein Gut und nur was schändlich für ein Uebel erklärten, und Macht, Adel und andere äußere Dinge weder den Gütern noch den Uebeln beizählten. Noch als Quästor ward er von Pätus Thrasea zum Eidam ausersehen und nahm vom Charakter seines Schwiegervaters vor Allem den Freimuth in sich auf; als Bürger, Senator, Gatte, Eidam, Freund, in allen Lebensverhältnissen sich gleich, Verächter des Reichthums, beharrlich im Guten, standhaft gegen Furcht."

B. Der Krieg in Judäa und die Zerstörung Jerusalems.

Als Vespasian den Herrscherstab führte, wurden im Osten und Westen des römischen Reichs, in Judäa, Britannien und an den Mündungen des Rheins große wechselvolle Kriege geführt, die ersten bedeutenden Waffenthaten im Felde seit den Tagen des Augustus.

Die Lage der Juden unter der Herrschaft Roms.

Wir haben früher (III, 332f.. IV, 13f.) die Verhältnisse kennen gelernt, welche die Einfügung Judäas in das römische Weltreich herbeiführten. Die wohlhabende Klasse, die diese Vereinigung besonders betrieben hatte, freute sich des neuen Zustandes, der gewinnreichen Erwerb, friedlichen Genuß und ruhiges Leben brachte. Die römischen Statthalter, an großartige politische Verhältnisse gewöhnt, machten einen mäßigen Gebrauch von ihrer Gewalt. Zufrieden, wenn die Steuern und Abgaben regelmäßig entrichtet und die gesetzlichen Rechte und Befugnisse des Herrschers und seiner Stellvertreter geachtet wurden, mischten sie sich nicht in die inneren Einrichtungen, Sitten und Religionsgebräuche des Volkes. Der hohe Rath (Synedrium) so wie die unteren Richter und Volksbeamten konnten sich freier bewegen als unter den früheren Herrschern; die Verrichtungen des Hohepriesters erlitten keine Störung, die religiösen Feste, Opfer und heiligen Handlungen wurden nicht gehemmt noch erschwert, die israelitische Jugend blieb vom Kriegsdienst verschont. Ein gesicherter Rechtsgang beförderte Wohlstand und äußeres Lebensglück; Handel, Ackerbau und Gewerbsamkeit blühten fröhlich auf. Zugleich ließen sich in allen Ländern des großen Reiches Juden nieder und erlangten Reichthümer und bürgerliche Rechte.

In Rom betrug die Zahl der jüdischen Einwohner, die ein eigenes Quartier jenseit der Tiber inne hatten, etwa achttausend; und wenn schon hie und da die Bekenner der orientalischen Religionen ausgewiesen oder mit Strafen bedroht wurden, so waren solche Beschlüsse nicht so ernst gemeint oder nur von vorübergehender Wirkung. Die Juden trösteten sich um so leichter über die heidnische Herrschaft, als ja auch Herodes und sein Haus nur äußerlich dem nationalen Glauben angehörten, so daß sogar zwei Enkel des Großkönigs, Alexander und Tigranes, bei ihrem mütterlichen Großvater, dem kappadokischen König Archelaos, zum Heidenthum übergingen und in Armenien als römische Vasallenkönige eingesetzt wurden.

Die Zeloten.

Aber nicht alle Juden huldigten diesen laxen Grundsätzen. Jene strenggläubige Partei, die unter der syrischen Herrschaft für den Glauben der Väter Marter und Tod erduldet, lebte im Pharisäerthum fort. Diesen Frommen, deren exaltirteste Richtung man mit dem Namen der „Eiferer" (Zeloten) belegte, entging nicht der innere Widerspruch, in dem die Wirklichkeit mit dem Ziele der

mosaischen Gesetzgebung stand; statt der verheißenen Herrschaft Jahve's, die das auserwählte Volk Gottes zu Macht und Ruhm führen sollte, sahen sie das Land gebeugt unter eine heidnische Zwingherrschaft; von den Feldern, die einst Gott ihren Vätern verliehen, auf daß sie ihm dienten in Ehrfurcht und Gehorsam, sollten sie nun ungläubigen Herren Zins und Schoß entrichten. Noch thatkräftiger und entschlossener als das landläufige Pharisäerthum drängten diese Zeloten zu Kampf und Entscheidung, in dem festen Glauben, daß Gott den Arm seiner Streiter stärken werde. Denn hier erwachte noch einmal der Grundgedanke der jüdischen Religion, daß der Herr einst sein Volk durch einen neuerweckten Propheten, durch einen Messias, zur Weltherrschaft führen und Jerusalem mit dem Berge Zion zum heiligen Herrschersitz erwählen würde, in seiner ganzen Stärke, aber schon in einer krankhaft gesteigerten Erregtheit, in der Gestalt fanatischer Schwärmerei. Das zuversichtliche Hoffen und Harren, die schöne Poesie des jüdischen Zukunftglaubens, sollte nach dem begeisterten Glauben der „Eiferer“ zur Wahrheit und Wirklichkeit werden; Jerusalem, die heilige Wohnstätte des wahren Gottes und Königs, sollte die Hauptstadt der Welt, den Mittelpunkt der gottlosen Mächte überwinden.

Judas der Gaulonite.

Diese Stimmung und Anschauung kam zuerst zu Tage, als gleich nach der Besitznahme Judäas Kaiser Augustus durch P. Sulpicius Quirinius die Schätze des herodeischen Volksfürsten Archelaos in Beschlag nehmen und dann, wie erwähnt, eine allgemeine Schatzung des neuerworbenen Landes vornehmen ließ. Judas aus Gamala, am jenseitigen Ufer des galiläischen Sees, nach der Landschaft gewöhnlich „der Gaulonite“ genannt, widersetzte sich dem Vorhaben und erregte einen Aufstand. Er wurde leicht überwältigt; er selbst ging durch Waffengewalt unter, und sein ganzer Anhang wurde zersprengt; aber die Grundsätze und die Partei bestanden fort; und wenn auch in den nächsten Jahrzehnten die Römerherrschaft im jüdischen Lande ruhig ertragen ward, so faßte doch die allgemeine Volksstimmung, „daß die Heiden nicht im heiligen Lande herrschen sollten“, mehr und mehr Boden und verschaffte den „Eiferern“ Einfluß und Anhang. Die starke Abneigung, die sich im ganzen Lande gegen die „Zöllner“ ausbildete, die man den „Sündern“ und „Unreinen“ d. h. Heiden gleichstellte, hatte ihren tiefsten Grund in dieser Anschauung. Das Feuer, welches in Judas in helle Flammen aufgelodert war, glühte mehr oder weniger gedämpft im Herzen des Volkes fort. Noch drei Jahrzehnte später starben zwei Söhne des Gauloniten, die als Räuberführer den kleinen Krieg gegen die heidnische Herrschaft fortsetzten, am Kreuze.

Die römischen Procuratoren in Judäa. Pontius Pilatus.

Unter den Landpflegern, die in raschem Wechsel auf einander folgten, ist keiner so bekannt geworden als Pontius Pilatus, welcher unter Tiberius etwa elf Jahre lang das Statthalteramt in Cäsarea verwaltete. Ein hochfahrender, rücksichtsloser Mann, ohne Achtung für das Volk und seine eigenthümliche Gesetzgebung, hat er bei den Juden kein besseres Andenken hinterlassen, als im christlichen Bewußtsein an seinen Namen geknüpft ist. Besonders verletzte es die religiösen Gefühle des gegen allen Bilderdienst höchst eifersüchtigen Volkes, daß er die römische Kriegsmannschaft, die zum Ueberwintern nach Jerusalem verlegt ward, mit ihren Feldzeichen, den Adlern und den Brustbildern des Kaisers, aufziehen ließ. Schon Herodes hatte durch die Aufpflanzung eines großen goldenen Adlers über dem Haupteingange des Tempels ein solches Aergerniß gegeben, daß das Volk am hellen Mittag einen Aufstand erregte

und das götzendienerische Zeichen herabriß und in Stücke schlug. Eine ähnliche Auflehnung gegen den römischen Herrscher hätte die schlimmsten Folgen gehabt. Daher wählte man den Weg der Bitte. Fünf Tage und Nächte lagerten Volkshaufen im Vorhofe des Landpflegers zu Cäsarea und flehten um Entfernung der heidnischen Bilder von der heiligen Stätte mit solcher Ausdauer und Entschlossenheit, daß der Statthalter endlich nachgab. Auch bei anderen Gelegenheiten gab Pilatus durch Mißachtung der religiösen Vorurtheile dem Volke Anstoß, so daß während seiner Verwaltung mehrmals Zusammenrottungen stattfanden, die von den Soldaten blutig zersprengt wurden. So hat Pilatus einst bei einem Feste „das Blut der Galiläer mit ihren Opfern vermischt" (Luc. 13, 1). Das Recht, den Hohepriester zu ernennen und abzusetzen und die heilige Kleidung, worin derselbe allein seine Amtsgeschäfte verrichten durfte, in Verwahr zu halten, bot öfter Gelegenheit zu Conflikten zwischen den weltlichen Machthabern und dem Volke Gottes. In Folge eines solchen gewaltsamen Einschreitens gegen eine Versammlung von Samaritern am Berge Garizim wurde Pontius Pilatus abberufen und nach Gallien verwiesen, wo er im folgenden Jahr, dem Todesjahr des Tiberius, gestorben sein soll.

Die Juden unter Caligula. Zwei oder drei Jahre nach Pilatus (39) zog sich ein neuer Sturm über den Häuptern der Juden in Jerusalem und Alexandria zusammen. Gaius Caligula, von der schmeichelnden Römerwelt als Gott gepriesen, nahm es ungnädig auf, daß die Juden allein ihm die göttliche Ehre versagten. Er befahl daher den römischen Statthaltern von Aegypten und Syrien, seine Bildsäulen in dem Tempel zu Jerusalem wie in den Synagogen zu Alexandrien aufzustellen. In der beweglichen Hauptstadt des Nillandes, wo die Juden einen bedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachten und sowohl wegen ihrer religiösen Abgeschlossenheit als wegen ihrer eigennützigen Erwerbsucht allgemein verhaßt waren, erregte ihre Weigerung, dem Befehle zu gehorchen, einen Volksaufstand gegen die „Kaiserverächter", wobei viele Juden erschlagen und mehrere ihrer Heiligthümer zerstört wurden. In Palästina wurde ein ähnliches Unglück dadurch vermieden, daß die jüdischen Bewohner abermals in großer Menge vor den Statthalter traten und so lange mit flehenden Worten und Geberden um Abwendung der ihrem Tempel drohenden Gefahr baten, bis dieser die Ausführung verschob. Einer Gesandtschaft alexandrinischer Juden, bei welcher sich der philosophische Schriftsteller **Philon**, einer der weisesten Hellenisten seiner Zeit, befand, und der Fürbitte des Herodes Agrippa gelang es endlich das Vorhaben zu hintertreiben, bis die Ermordung Caligula's eine günstigere Zeit herbeiführte.

Judäa zur Zeit des Claudius. Claudius, der dem klugen und gewandten Herodeer Agrippa seine Herrschaft zu verdanken hatte (S. 174), erließ sogleich ein Ausschreiben, durch welches den Juden alle ihre älteren Vorrechte von Neuem zugesichert wurden, und verlieh dem befreundeten Agrippa die Herrschaft über Judäa und Samarien, wie sie sein Großvater besessen. Aber dieses neue „Großkönigthum" dauerte nur drei Jahre. Als Agrippa zu Cäsarea „für des Cäsar's Heil" prachtvolle Circusspiele veranstaltete und in glänzendem Silbergewand
44. zuschaute, wurde er von einer plötzlichen Krankheit erfaßt, an der er fünf Tage nachher verschied. „Es schlug ihn der Engel des Herrn, darum, daß er die Ehre nicht Gott gab" Apostelg. 12,23. Nun führten wieder römische Statthalter das weltliche Regiment in Palästina, bald unterstützt, bald gehemmt von den noch lebenden Gliedern des herodeischen Hauses, die sich durch Schmeichelei und wohldienerisches Wesen stets die Gunst des römischen Hofes und eine beschränkte Clientelherrschaft über Jerusalem und die Umgegend zu erhalten wußten, dafür aber wegen ihres Eingehens in die heidnischen Sitten und Anschauungsweise bei dem jüdischen Volke immer mehr in Mißachtung fielen.

Die Stellung der Juden unter Nero. Die Gunst, die Claudius dem Volke und dem herodeischen Geschlechte erwiesen, dauerte auch noch einige Jahre unter Nero fort, wenigstens so lange Poppäa Sabina,

die Gönnerin der Juden, Macht und Einfluß besaß. Dadurch fanden die Klagen des israelitischen Volkes, besonders wenn sie von einem Herodeer unterstützt oder vorgebracht wurden, leicht Gehör und eine günstige Lösung in Rom. Die Statthalter waren daher stets auf ihrer Hut, das mißtrauische und eifersüchtige Volk zu verletzen, und gestatteten sich nicht nur keinerlei Eingriffe in die hierarchischen Gesetze und Einrichtungen, sie entschieden auch öfters die Streithändel desselben mit Christen, Heiden und Samaritern zu dessen Gunsten, wobei sie sich freilich nicht immer frei von Bestechung hielten. Diese Nachsicht der Gewalthaber gegen die Vorurtheile und religiöse Leidenschaftlichkeit der „Heiligherrscher", die besonders zum Schaden der Häupter der Christengemeinde in Jerusalem und des Paulus in ihrer ganzen Ungerechtigkeit hervortrat, steigerte den Uebermuth und die Unverträglichkeit des Volkes und seiner Häupter und mehrte die Conflikte und Ansprüche. Wo es nur anging, suchte der hohe Rath die Rechte und Befugnisse des Statthalters in der Verwaltung und Rechtspflege zu schmälern, die Bestätigung des Hohepriesters, die Ueberwachung der religiösen Feste und heiligen Gewänder und andere Hoheitsrechte zu beseitigen oder zu umgehen, desto häufiger aber nahm er die bewaffnete Hülfe in Anspruch, wo es galt innere Feinde niederzuwerfen. Und bei der Herrschsucht und religiösen Unduldsamkeit der Häupter mehrte sich die Zahl solcher Feinde mit jedem Jahr. War ihnen schon die heidnische Herrschaft ein Gräuel und eine Versündigung gegen die Gebote Moses, so erregten die Anwesenheit römischer Soldaten in der Nähe des Tempels, die sich mehrenden Niederlassungen von Heiden in allen Städten Palästina's, die Ansprüche der griechischen Einwohner in Cäsarea und anderen Orten auf die städtische Verwaltung und bürgerlichen Ehren im höchsten Grade die Unzufriedenheit der Juden. Die Kriegsleute, gereizt durch den religiösen Hochmuth, bezeigten dem Heiligthume nicht immer die verlangte Ehrfurcht und führten durch unehrerbietiges Betragen häufig schwere Streithändel herbei; die Samariter und die Griechenstädte Palästinas, wo die heidnische Bevölkerung die Mehrzahl bildete, verweigerten nicht nur jede Abgabe an den Tempel, sie störten auch oft die Festwallfahrten der Gläubigen.

Die innere Zerrissenheit des Gottesstaats.

Aus diesen und anderen Ursachen erwuchsen Aufstände und Kämpfe, die nur durch das Einschreiten der Römer beigelegt werden konnten und die unter dem Hochmuth verborgene Ohnmacht des jüdischen Gottesstaates und die innere Zerrissenheit und Auflösung des „auserwählten Volkes" recht grell zu Tage kehrten. Die staatliche und gesellschaftliche Ordnung hatte in den zwei oder drei Jahrzehnten, die dem Falle Jerusalems vorangingen, den Höhepunkt der Zerrüttung und Zersetzung erreicht. Nicht nur daß sich die edleren und tieferen Naturen mehr und mehr dem Christenthum zuwandten; unter den Juden selbst wurde die Sektenspaltung immer größer, der Haß und die Feindseligkeit der einzelnen Schulen gegen einander immer heftiger und erbitterter. Und je ungenügender und hoffnungsleerer die Gegenwart war, desto heißer wurde die Sehnsucht nach einem Retter und Erlöser, desto lebendiger regte sich die alte Messiashoffnung, desto leichter fanden Schwärmer und Fanatiker Anhänger und Gläubige. Das Land wimmelte theils von Schwärmern und Zauberern, die in übler Nachahmung der Thaten Christi und seiner Jünger das Volk verführten, theils von Räubern und Mördern, die es aus seiner Gleichgültigkeit durch Verbrechen aufrütteln und das heilige Land mit dem Dolche von den Ungläubigen befreien wollten. „Unaufhörlich gährte es in den tiefsten Schichten des ganzen Bodens", sagt Ewald, „und durch nichts mehr gründlich zu hemmen tauchten aus der Tiefe theils die thörichtsten und wahnsinnigsten, theils die grimmigsten und erbittertsten, ja die ruchlosesten Bestrebungen auf, die harte Schale der Demüthigungen und der Finsternisse dieser Zeit gewaltsam zu durchbrechen und irgend einen neuen Anfang zu gewinnen."

Ungerechte Statthalter. Es ist begreiflich, daß bei solchen Zuständen endlich die Langmuth der Römer zu Ende ging und daß die Statthalter die zunehmende Anarchie mit Druck und Gewalt niederzuschlagen suchten. Den Anfang eines strengeren Regiments machte Claudius Felix, Bruder des Pallas (S. 176), ein Freigelassener, von dem Tacitus sagt, „er habe unter aller Grausamkeit und Willkür königliche Vorrechte mit Sclavensinn ausgeführt". Aber leichtsinnig und der Bestechung zugänglich war er in seiner Strenge weder consequent noch gerecht, so daß die Jahre seiner Verwaltung zu den unheilvollsten und verwirrtesten gehörten. Wir haben in der Geschichte des Apostel Paulus ein Beispiel seiner leichtfertigen Rechtspflege kennen gelernt. Als nach seiner Abberufung im Jahre 61 unter dem schlafferen Regiment seiner beiden Nachfolger Porcius Festus und Albinus die Verwirrung unerträglich wurde, theils durch die zunehmende Frechheit der Räuber und „Dolchmänner", theils durch den Uebermuth und die Anmaßung der Hohepriester, welche den Zehnten allein für sich in Anspruch nahmen und dadurch die geringeren Glieder des Priesterstandes in Noth und Armuth brachten, verlieh endlich Gessius Florus. Nero im Jahre 65 die Statthalterschaft in Judäa dem Gessius Florus, einem Griechen von Klazomenä, dessen Frau eine Freundin der Poppäa war. Keine unglücklichere Wahl konnte getroffen werden. Wohl besaß Gessius Florus Kraft und Energie des Charakters, aber er gebrauchte sie nicht zur Herstellung der Ordnung oder zur Stärkung des Rechts und Gesetzes, sondern zur Befriedigung seiner Habsucht. Verschlagen, treulos und grausam und abgestumpft gegen alle edleren Empfindungen machte Florus durch Druck, Erpressung und Handlungen der Willkür die römische Herrschaft unerträglich. Im Vertrauen auf den mächtigen Schutz in Rom gab er sich dem Laster der Käuflichkeit ohne Rückhalt hin und beugte Recht und Gesetz zum eigenen Vortheil. Das Raubwesen erreichte unter seiner Verwaltung den höchsten Gipfel, so daß ganze Dörfer und Gegenden verwüstet lagen und viele Einwohner aus Verzweiflung das Land verließen.

Empörung der Juden. Da erwachte noch einmal im Volke Israel der Fremdenhaß und die Begeisterung für die alte Gottherrschaft in aller Stärke. Noch lebten viele Gesinnungsgenossen des Gauloniten Judas im Lande; sie wurden der Kern der mächtigen Partei der „Eiferer", die verstärkt durch den Beitritt vieler jungen für Freiheit und vaterländische Einrichtungen begeisterten Männer einen Bund schlossen auf Leben und Tod, die Ehre des Gesetzes zu verfechten, die Römer aus dem heiligen Lande zu vertreiben und keinen heidnischen Herrn oder menschlichen König mehr anzuerkennen. Der aus Rom anlangende kaiserliche Bescheid, durch welchen Cäsarea für eine hellenische Stadt erklärt, somit der lange Streit über die bürgerliche Rechtsgleichheit zum Nachtheil der Juden entschieden ward, steigerte die Aufregung und den Haß gegen die Heiden. Als die zum Gottesdienst versammelte Judenschaft in Cäsarea von einem heidnischen Bürger beschimpft und gehöhnt ward, wanderte sie mit ihren heiligen Büchern aus und rief den Schutz des Statthalters an. Dieser aber, nicht zufrieden mit dem Geschenke von acht Talenten, forderte als Bedingung seiner Hülfe von den Juden in Jerusalem noch die doppelte Summe aus dem Tempelschatz. Empört über solche Habsucht ließen diese öffentlich einen Bettlerbeutel herumgehen, eine milde Gabe „für den armen und unglücklichen Mann" begehrend, und reizten durch solchen Hohn den Grimm des Machthabers. Er rückte an der Spitze einer be-

rittenen Mannschaft in Jerusalem ein, besetzte den oberen Theil der Stadt und ließ, als die Schuldigen nicht ausgeliefert wurden, über 3000 Menschen niedermachen oder ans Kreuz schlagen. Umsonst sprachen die Priester und der vornehmere und besonnenere Theil der Bürgerschaft Worte der Versöhnung; kaum war der Statthalter mit einem Theil der Mannschaft nach Cäsarea zurückgekehrt, so wurden die Eiferer Meister der Stadt, vertrieben die römischen Zollbeamten und widersetzten sich jeder Steuererhebung. Die Vermittelung des Herodes Agrippa, der gerade in Jerusalem zugegen war und als Obervogt des Tempels eine gewichtige Stimme hatte, blieb ohne Wirkung; geschmäht und mit Steinwürfen bedroht verließ er eilig die tobende Stadt. Die rasende Menge zerstörte darauf seinen Palast, die Prachtwohnung des Hohepriesters und das Stadtarchiv mit den Schuldurkunden, damit die Armen sich um so williger an dem Kampf für die Freiheit betheiligten. Nun errichteten die Eiferer, mit Räubern und Dolchmännern verstärkt, ein Regiment des Schreckens. Die Gemäßigten wurden verfolgt, der Hohepriester Ananja aus dem Verstecke gezerrt und nebst seinem Bruder ermordet; die Burg Antonia ward erstürmt und sammt der Besatzung vernichtet; den in den festen Thürmen eingeschlossenen Römern versprach man freien Abzug und tödtete sie hinterlistig auf dem Wege. Zur Vergeltung dieser Frevel ermordete die heidnische Bevölkerung in Cäsarea die zurückgekehrte Judengemeinde, 20,000 Menschen, wie Josephus versichert. Die Flüchtigen nahm Florus selbst gefangen und ließ sie an die Ruderbänke fesseln.

Damit war die Losung zum allgemeinen Krieg im syrischen Lande gegeben, einem Kriege, in welchem alle Leidenschaften in wilder Gährung aufschäumten. Glaubenswuth und Nationalhaß schärften die Waffen, mit denen jetzt in allen Städten und Dörfern Palästinas Heiden und Juden einander mordend anfielen. Es ist ein Bild des Entsetzens und Grauens, das Josephus über die Vorgänge des Jahres 66 aufrollt. Nicht genug, daß die heidnischen und jüdischen Bewohner in den meisten Städten sich blutig zerfleischten, die Schaar der „Eiferer" in Jerusalem, angetrieben von Glaubenswuth, Fremdenhaß und Siegesübermuth, machte Streifzüge in die umliegende Gegend bis nach Galiläa und zur phönizischen und philistäischen Küste und stillte ihre Rache im Blute der heidnischen Bevölkerung. Alle Schluchten, Wälder und Höhlen füllten sich mit flüchtigen Menschen jedes Standes und Glaubens.

Bürgerkrieg im syrischen Lande. 66.

„Ganz Syrien war von einer furchtbaren Bewegung ergriffen," erzählt Josephus, „und jede Stadt in zwei Heerlager verwandelt. Jede Partei suchte die eigene Rettung in der Vernichtung der anderen. Die Tage brachte man mit Morden zu, die Nächte unter banger Furcht. Zum Haß gesellte sich die Habsucht. Wer am meisten Beute davontrug, wurde am meisten geachtet; denn er erschien als Sieger über viele Feinde. Allenthalben erblickte man unbegrabene Leichname. Die ganze Provinz war voll unaussprechlichen Elendes, und Aergeres noch ließ die drohende Zukunft erwarten." In Alexandrien wurden in den Straßen Schlachten geliefert, wobei nach der Versicherung desselben Geschichtschreibers 50,000 Todte blieben. In Damaskus lockte man die

Juden ins Theater und ermordete 10,000 derselben bis auf den letzten Mann. Von Gaza bis nach Antiochien wüthete das Schwert der Verfolgung.

Cestius Gallus zurückgeschlagen.

Im Spätsommer rückte der syrische Statthalter Cestius Gallus mit einem aus Römern und Bundesgenossen gemischten Heere in die empörte Landschaft. Nach Unterwerfung der Seestädte zog er von Joppe aus verheerend in das innere Land und schlug unter den Mauern Jerusalems sein Lager auf. Schon war ein Theil der nördlichen Stadt in seiner Gewalt, als die Eiferer unter der Führung des tapfern Simon, Giora's Sohn aus Gerasa, einen so erfolgreichen Angriff wagten, daß Cestius, der die Wirkung des Fanatismus und der Verzweiflung zu gering angeschlagen hatte, sich zu einem eiligen Rückzug genöthigt sah. Die Juden, begeistert durch ihren Sieg, setzten den Fliehenden nach, erschlugen die Nachhut von 400 Legionssoldaten, die zur Deckung des Rückzugs im Lager zu Bethoron zurückgeblieben waren, und bedrängten das Hauptheer in den Schluchten und Gebirgswegen mit solcher Heftigkeit, daß Cestius nur mit Mühe und großem Verluste nach Cäsarea entkam. Ueber 5000 seiner Krieger bedeckten als Leichen den Weg der Flucht, und alles Kriegsgeräthe fiel in die Hände der Insurgenten. „So sah der 8. Nov. noch einmal einen großen Sieg des alten Volkes. Der Himmel selbst schien die Sache der Gesetzeseiferer zu beschützen." Ein mächtiger Aufschwung nationaler Begeisterung durchzuckte alle Gemüther; die Tage Mose's und Josua's schienen wiederzukehren; die heilige Stadt war befreit und der Tempel nicht länger entweiht durch die Nähe der Ungläubigen. Der bürgerliche Zwiespalt verschwand; alle Parteien vereinigten sich in dem hohen Gedanken der Befreiung von heidnischer Herrschaft. Der Glaube an die bevorstehende Ankunft des Messias und die Vollendung aller irdischen Dinge erwachte mit neuer Stärke in dem alten Israel und füllte die Herzen mit Hoffnung und Zuversicht.

Trübe Ahnungen. Die Christen nach Pella.

Aber alle Hoffnungen und Entwürfe zerschellten wie Seifenblasen an der Macht der Wirklichkeit. Wie hoch auch die Wogen der Begeisterung sich hoben, so fehlte es doch auch nicht an düstern Ahnungen, Vorzeichen und Wahrsagungen, die das Ende der Dinge als nahe bevorstehend andeuteten. Die Christengemeinde in Jerusalem, in dem drohenden Krieg den Zeitpunkt erblickend, wo das von ihrem Stifter verkündete Strafgericht über Stadt und Tempel in Erfüllung gehen werde, zog über den Jordan nach Pella. Auch viele gemäßigte und römisch-gesinnte Bürger, besonders der vornehmeren Klasse, verließen die unheilschwangere Stadt, im Vorgefühl der schrecklichen Katastrophe.

Kampfbereitschaft.

Wie unbesonnen und thöricht indessen der Aufstand erscheinen mag, so muß man doch mit Bewunderung auf ein Volk blicken, das tausendfach zerschlagen und zerspalten noch einmal seine verlebten Kräfte zusammenraffte und wie verjüngt mit dem mächtigsten Weltreich, in dem das gesammte Heidenthum jener Zeit sich gesammelt hatte, den Kampf auf Tod und Leben aufnahm, um dem Gott seiner Väter allein die Ehre zu geben und den heiligen Geboten ohne Furcht und Zwang nachzuleben. Und die Anstalten und Vorkehrungen, die sie

trafen, gaben nicht minder Zeugniß von der Klugheit und Ueberlegung, mit der sie dem Entscheidungskampfe entgegengingen, als von dem festen Entschluß, Alles einzusetzen für die Freiheit und Religion, für den alten Gottesstaat mit Tempel, Priesterschaft und Opferdienst.

Nach dem jetzt wieder in seiner ganzen idealistischen Strenge aufgenommenen theokratischen Programme sollte Gott der alleinige Herr und König seines Volkes sein; in seinem Namen führte der Hohe Rath, den Hohepriester an der Spitze, das geistliche und weltliche Regiment, unter ihm standen die Kriegsherren, welche die Volksgemeinde im Tempelvorh f wählte; eigene Münzen mit dem Bilde des Tempels und der Ueberschrift „das heilige Jerusalem" bezeichneten die neue Aera der Freiheit und Selbständigkeit ohne weltlichen Herrscher. Unter der Leitung des neuen Hohepriesters Hannas wurden die Stadtmauern ausgebessert, Waffen aller Art in Bereitschaft gesetzt, Kriegsübungen angeordnet. Für die verschiedenen Landschaften wurden Feldherren ernannt, welche die Landwehr unter die Waffen rufen sollten. In ihrer Zahl war der Geschichtschreiber Josephus, aus einem dem hohepriesterlichen Geschlechte verwandten Hause, der in Galiläa, der „Vormauer Judäas", die kriegsfähige Mannschaft nach römischer Weise ordnete und einübte. Ein gemäßigt denkender Mann, der mit der pharisäischen Bildung und Gesetzeskunde die Kenntniß der griechisch-römischen Sprache und Sitte verband, die er in Rom selbst sich angeeignet, schien Josephus, von mütterlicher Seite ein Abkömmling der Hasmonäer, besonders geeignet, die gespaltene Landschaft von gemischter Bevölkerung und getheilten Interessen zu der Einheit des neuen Lebens zu führen. Aber seine Bemühungen wurden vielfach durchkreuzt von Johannes von Giskhala, einem tepfern und unternehmenden Galiläer, der die Gunst und das Vertrauen seiner Landsleute in höherem Grade zu erwerben verstand, als Josephus, der mit getheiltem Herzen und ohne Wärme und Sympathie für die Sache der Aufständischen an dem Kampfe sich betheiligte. *Josephus in Galiläa.*

Nero befand sich gerade auf seiner Lustreise in Achaia (S. 196), als die Kunde von der Empörung der Juden an ihn gelangte. Sofort ernannte er den Vespasianus, der allein unter den damaligen Heerführern in den deutschen und britannischen Kriegen Lorbeern geerntet und die Mannszucht in altrömischer Weise gehandhabt hatte, zu seinem Stellvertreter (Legatus) und schickte ihn als Feldherrn mit drei Legionen, von denen ihm sein Sohn Titus zwei aus Aegypten zuführte, nach Judäa; und da Cestius Gallus um dieselbe Zeit starb, so erhielt Licinius Mucianus, der neue Statthalter von Syrien, die Weisung, den Befehlshaber Judäas mit vier Legionen zu unterstützen. Vespasian führte den Krieg mit Kraft und Erfolg. Als er in Antiochien alle Streitkräfte, 60,000 Mann Römer und Bundestruppen, um sich gesammelt, rückte er vor die galiläische Stadt Jotapata, zwischen Ptolemais und Tiberias. Josephus vertheidigte die Stadt mit Tapferkeit und Geschick sechs Wochen lang; endlich wurde sie mit Hülfe eines verrätherischen Ueberläufers erstürmt, wobei 40,000 Mann ihren Tod gefunden haben sollen; viele „Eiferer" starben durch eigene Hand; 1200 wurden in Kriegsgefangenschaft geführt. Während der Einnahme schlich sich Josephus mit vierzig der angesehensten Bürger zum Thore hinaus und verbarg sich mit ihnen in einer Höhle. Als ihr Versteck am dritten Tage *Vespasian in Galiläa und Judäa.*

entdeckt wurde, kam man überein, daß sich alle paarweise nach dem Loose tödten sollten. Aber Josephus, den das Loos in die letzte Reihe gewiesen, vermochte nicht dem Tode ins Auge zu blicken. Er beredete den noch lebenden Waffenbruder, sich mit ihm den Römern zu übergeben. Vespasian behandelte sie mit Milde und behielt Josephus, gewonnen durch dessen schmeichelnde Prophezeiung, daß der Feldherr bald selbst den Thron der Cäsaren erlangen würde, in seiner Nähe. Gegen solche Gnade erwies sich in der Folge der jüdische Geschichtschreiber nicht undankbar. Dem Falle von Jotapata folgte die Eroberung von Tiberias und anderen Städten des galiläischen Landes. An den Ufern des Sees, wo ein Menschenalter früher Jesus gewandelt und gelehrt hatte, wurden jetzt blutige Schlachten geliefert und dem Tode zahllose Opfer gebracht. Was lebend in die Hände der Sieger fiel, wurde auf den Sclavenmarkt geführt oder zu harter Frohnarbeit gezwungen. Am hartnäckigsten vertheidigte sich Gamala; als auch diese Stadt dem Hunger und dem stürmenden Feinde erlag, stürzten sich über 5000 der Bewohner in die Abgründe hinab; Greise, Weiber und Kinder wurden getödtet. Mit der Einnahme von Giskhala, welches Johannes mit der bewaffneten Mannschaft in der Nacht verlassen hatte, um sich nach Jerusalem zu begeben, war die Eroberung Galiläas vollendet und Vespasian konnte nun, da mittlerweile sein Unterfeldherr Cerealis nach dem siegreichen Treffen am Berge Garizim Samarien unterworfen und der energische Placidus die Gegenden am Jordan mit der Schärfe des Schwerts geschlagen, so daß der angeschwollene Fluß die Leichen haufenweise in das todte Meer trieb, sich mit seinen gesammten Streitkräften nach Süden wenden. Einer solchen Heeresmacht unter solchen Führern vermochte das getheilte und gespaltene Volk trotz seiner religiösen Aufregung und Begeisterung nicht zu widerstehen. Eine Stadt um die andere fiel in die Hände des römischen Heerführers; und dieser traf bereits Anstalten, Jerusalem selbst einzuschließen und den Heerd der Empörung zu vernichten, als die Kunde von den Vorgängen in Rom, wo dem Selbstmord Nero's die Erhebung und Ermordung Galba's auf dem Fuße nachfolgte, die Kriegsunternehmungen ins Stocken brachte und der bedrohten Hauptstadt ein neues Truggebilde der Rettung vorhielt.

Parteiwesen in Jerusalem.

Aber für die fieberhaft erregte Stadt, wo sich Schaaren von Flüchtigen und Verfolgten aus dem ganzen Lande gesammelt hatten und alle Leidenschaften wild aufschäumten, gab es kein Heil mehr. Die Einigkeit, welche die gemeinsame Gefahr und nationale Begeisterung im Anfang der Erhebung erzeugt hatte, wurde bald zerrissen durch den schwärmenden Ungestüm der „Eiferer". Die „Gemäßigten" wurden als Römerfreunde verdächtigt und aller Macht beraubt; die in der Stadt anwesenden Herodeer, welche sich der nationalen Sache angeschlossen, aber nicht alle Wege der Verständigung abschneiden wollten, starben eines gewaltsamen Todes im Gefängniß, man änderte die Hohepriesterwürde und das Richteramt in demokratischem Sinne; und als Hannas und ein anderer Führer der „Gemäßigten" dem wilden Gebahren Einhalt geboten, besetzten die Eiferer den Tempel, riefen die Idumäer, ein rohes abgehärtetes

Bauernvolk, in die Stadt und ließen die Häupter der Gegenpartei auf offener Straße ermorden. Nun errichtete jener **Johannes** aus Giskhala, welcher sich mit einer Freischaar verwilderter Galiläer und Dolchmänner in die Stadt geworfen, ein Regiment des Schreckens, wo fanatische Schwärmerei mit Mordlust und Zügellosigkeit gepaart war. Aber nach einiger Zeit trat unter der herrschenden Partei selbst eine Spaltung ein. Die Idumäer trennten sich von den Galiläern und öffneten dem erwähnten Rottenführer **Simon**, Giora's Sohn, der sich mit einer Schaar verwegener Krieger und Freibeuter in dem schluchten- und höhlenreichen Lande am todten Meere umhertrieb, die Thore der Stadt. Nun war Jerusalem in der Gewalt zweier feindlichen Heere, die einander unaufhörlich befehdeten, während die Römer von Außen immer näher heranrückten. Und um die Verwirrung auf die Spitze zu treiben, schied sich noch eine dritte Partei unter **Eleazar** aus und besetzte den oberen Theil des Tempels, während Johannes mit seinem Anhang den unteren Tempelraum nebst einigen festen Burgen im Besitz hatte und Simon mit den Seinen in der Stadt lagerte. Alle drei zählten zu den Eiferern; zum Unterschied wurden die letzteren als „Volkseiferer" bezeichnet, während die um Johannes vereinigte Schaar die „gebildeten Eiferer" genannt wurden und die Tempelhüter Eleazar's den Namen „Priestereiferer" erhielten.

Jerusalem bestand zur Zeit der Belagerung aus verschiedenen mit besonderen Mauern umgebenen und durch Thürme geschützten Stadttheilen: 1) die Alt- oder **Ober-Stadt** im Süden, mit dem südlichen Ausläufer des Tempelberges, Ophel genannt, und der „Käsemacherschlucht" zu einem Ganzen verbunden. Innerhalb des Mauerraumes befand sich die Siloa-Quelle und der Salomonsteich. 2) Die **Unterstadt** nebst der Höhe „Akra" oder „Baris", wo Herodes die neue Burg Antonia angelegt hatte und wo sich auch das römische Prätorium befand, war ebenfalls durch eine besondere Mauer geschützt, deren südwestlicher Theil nahe an dem Königsschloß des Herodes noch außerdem durch drei hohe und starke Thürme, **Hippikos**, **Mariamne** und **Phasaelis**, befestigt war. Vom Königsschloß, das gleichfalls wieder eine Festung für sich bildete, lief bis zum Tempelberg die schöne bedeckte Säulenhalle, **Xystos**, die Ober- und Unterstadt scheidend. 3) Die **Neustadt**, aus dem Hügel Bezetha und der südwestlich daran stoßenden Hochebene bestehend, war wieder mit einer ungemein festen Mauer eingeschlossen, die von dem Thurm Hippikos über den breiten Rücken im Norden sich erstreckte und dann im Osten sich an den Tempelberg anlehnte. An der nordwestlichen Ecke stand der achteckige, 70 Fuß hohe Thurm **Psephinos**. 4) Innerhalb dieser drei mit vielen kleineren Thürmen versehenen Mauern lag der **Tempel**, mit seinen vielen Anbauten, Vorhöfen und Säulengängen selbst wieder eine Festung, nordwestlich von der Antonia gedeckt und südlich durch eine über die Käsemacherschlucht gebaute Kunstbrücke mit der Altstadt verbunden. Stieg man von unten nach oben, so kam man zuerst zu dem weiten platten Viereck, der „äußere Vorhof" genannt, der auch von Heiden betreten werden durfte. Eine zierliche Grenzmauer trennte dieses „erste Heiligthum" von dem zweiten oder dem „Vorhof Israels", den nur Juden betreten durften, und der ebenfalls von einer starken Mauer umgeben war. Treppen und sieben Prachtthore öffneten den Zugang. Insonderheit zierte den „Weibervorhof" im Osten des Tempels ein herrliches Thor von korinthischem Erz. Zwischen allen diesen Thoren liefen Säulenhallen hin, unterbrochen von den Schatzhäusern. Weiterhin führten dann 12 Stufen zu dem „dritten Heiligthum", oder dem „Heiligthum der Priester", wo der eigentliche Tempel und der Altar stand.

Die Tempelstadt Jerusalem.

In solcher trostlosen Lage befand sich Jerusalem, als Vespasian nach Erstürmung und Zerstörung der Stadt Hebron zur Uebernahme des Kaiserthrones wegzog, seinem Sohne **Titus** die Beendigung des jüdischen Krieges überlassend. Dieser näherte sich der Stadt von zwei Seiten und ließ unter fort-

Belagerung Jerusalems durch Titus im J. 70.

währenden Kämpfen mit den aus den Mauern hervorbrechenden Juden drei Lager errichten, zwei im Norden und eins im Osten am Oelberge. Die Hoffnung des Kaisersohnes, bald Meister der Stadt zu werden, ging nicht in Erfüllung. Wie feindselig und zwieträchtig die Parteien einander gegenüberstanden, im muthigen Widerstreite gegen die Römer wich keine der anderen. Johannes, der kühnste und verschlagenste der Führer, bemächtigte sich am Osterfeste mit List und Gewalt des Heiligthumes und zwang den Priestereiferer Eleazar sich mit seinem Anhange zu unterwerfen. Somit war der Oberbefehl nur noch zwischen Johannes und Simon getheilt. Von Josephus begleitet versuchte Titus die Belagerten zur freiwilligen Ergebung zu bewegen; sie antworteten ihm mit Pfeilschüssen, deren einer den jüdischen Abtrünnigen verwundete. Nun ließ der Oberfeldherr seine Kriegswerkzeuge wider die äußere Mauer richten, und wie sehr auch die Juden durch unaufhörliche Ausfälle und muthige Kämpfe die Arbeiten störten, nach dreiwöchigen ohne Unterbrechung fortgesetzten Angriffen stürzte die Mauer an mehreren Stellen ein, worauf Titus in die „Neustadt" einzog und am 7. Mai sein Lager am Bezethahügel aufschlug, an derselben Stelle, wo einst die Assyrier gelagert waren (I, 719) und der noch immer das „Assyrische Lager" hieß. Aber mit der Gefahr wuchs der Muth und die Todesverachtung der Eiferer. Fünf Tage und Nächte kämpften die beiden Parteien, allem Hader entsagend, an der zweiten Mauer gegen die römische Uebermacht, Wunder der Tapferkeit verrichtend; und in der That erlangten sie noch einmal einen glänzenden Sieg. Die Römer wurden mit Verlust zurückgeschlagen, Titus selbst schwebte in Todesgefahr; in wenigen Stunden wurden die Erfolge so vieler Mühen und Anstrengungen vernichtet. Die Belagerung mußte von Neuem begonnen werden. Groß war der Jubel der Juden über den errungenen Sieg; wie in den Tagen der Väter schien Gottes starker Arm sein Heiligthum zu schirmen; der alte Glaube, daß der Tempel unzerstörbar sei, hatte sich herrlich erfüllt. Allein diese Zuversicht war ihr Verderben; sie ließen in ihrer Wachsamkeit nach und konnten nicht verhindern, daß schon in vier Tagen der unermüdliche Feldherr mit seinen tapfern Legionen auch die zweite Mauer niederwarf und dann Anstalten zur Belagerung der Altstadt und des Tempelberges traf. Noch einmal versuchte der milde Fürst durch Josephus die Juden zu einer vertragsmäßigen Uebergabe zu bewegen; seine Anträge wurden mit Hohn zurückgewiesen. Ergrimmt über die Hartnäckigkeit befahl er Alle, die in seine Hände fallen würden, ans Kreuz zu schlagen. Mit Entsetzen sahen die Belagerten, wie täglich gegen 500 Unglückliche, die der Hunger zum Einsammeln der grünen Kräuter vor die Mauern trieb, zum gräßlichen Tode geschleppt wurden, und dennoch beharrten sie im festen Widerstand. Ja es gelang den unternehmenden Führern noch einmal, durch Unterwühlung des Bodens und durch todesmuthigen Ausfall die Kriegswerkzeuge in Brand zu stecken und die Belagerungswerke, die Arbeit von 17 Tagen, zu vernichten. Nun ließ Titus

Die Römer zurückgeschlagen.

eine große Ringmauer mit Thürmen aufführen, um die unglückliche Stadt durch Die Einschließung der
Hunger und wiederholte Stürme zum sichern Fall zu bringen. Aber auch dieses Stadt.
durch den Haß und die Rachsucht der römischen Soldaten mit erstaunlicher Eile vollendete Werk war nicht vermögend, die Widerstandskraft des Volkes zu brechen. Mit einem Muth und einer Ausdauer, wie nur Verzweiflung und religiöse Schwärmerei erzeugen können, trotzten sie dem Schwerte der Feinde und den Leiden des Hungers. Diese stiegen in der eingeschlossenen und von Menschen überfüllten Tempelstadt bald zu solcher Höhe, daß aus den ärmeren Klassen täglich zahllose Opfer hinstarben, ja daß eine Mutter ihr eigenes Kind schlachtete und aufzehrte. Nach dem Geschichtschreiber Josephus betrug die Zahl der aus Mangel an Nahrung Gestorbenen im Juli bereits 115,880. Selbst als die Römer die Antoniaburg erstürmten und den Tempelraum immer enger einschlossen, setzten die Eiferer den Kampf mit ungeschwächter Kraft fort; und um jeden Gedanken an Ergebung zu ersticken, wurden viele angesehene Männer, die im Verdacht einer Hinneigung zu den Römern standen, grausam hingerichtet. Die täglichen Opfer wurden eingestellt, dafür bluteten jeden Tag in dem Verzweiflungskampfe zahllose Menschenopfer. Mit der Noth und Gefahr wuchs der todesmuthige Widerstand der Juden, dem nur die Wuth und Rachsucht der römischen Soldaten gleich kam. Umsonst suchte Titus in den verwilderten Gemüthern Regungen der Menschlichkeit zu wecken: Zorn, Haß und die Gier nach den Tempelschätzen erstickten jede edle Empfindung. Waren doch die rohen Gelüste nach Gewinn so mächtig, daß römische und asiatische Krieger den Gefangenen und Ueberläufern den Leib aufschlitzten, in der Meinung, sie hätten Goldstücke verschluckt. Endlich nahte die letzte Stunde. Es war am 10. August des Erstürmung des Tempels.
Jahres 70 unserer Zeitrechnung, daß der Feuerbrand, den ein römischer Soldat 2. Sept.
in den Tempel schleuderte, das Prachtgebäude in Flammen setzte. Von Habgier und Rachsucht getrieben stürmten nun die Krieger mit ungezügelter Leidenschaft auf die heilige Stätte und füllten Alles mit Raub, Mord und wilder Zerstörung. Tausende halbverhungerter Menschen wurden niedergestoßen; wo früher heilige Gesänge und Posaunentöne erschallten, hörte man jetzt das Stöhnen und den Schmerzensschrei der Sterbenden, untermischt mit den lauten Jubelrufen der rohen Sieger. 6000 Wehrlose hatten in der Halle des äußern Tempels Schutz gesucht; die Römer setzten die Halle in Brand, und nicht Einer der Unglücklichen entrann. Die Priester starben auf den Stufen des Altars, die Feinde noch mit den Eisenstäben bekämpfend, einige stürzten sich in die lodernde Flamme. Bald war der ganze Tempelberg ein Feuermeer. Als der Prachtbau zusammengestürzt war, pflanzten die Krieger zum Hohn ihre Feldzeichen mit den Adlern an der heiligen Stätte auf und brachten heidnische Opfer dar.

Nach Josephus war die Zerstörung des Tempels ein von dem menschenfreundlichen Titus tief beklagtes Werk des Zufalls oder der göttlichen Fügung; aber ein gleichzeitiger Dichter, ebenfalls ein Verehrer des Kaiserhauses, durfte den Sieger schildern

Geschwärzt von Jerusalems Schlachtstaub,
Wie er den Brandpfeil schleudert und wüthet auf jeglicher Zinne,

ohne Anstoß zu befürchten. — In der Chronik des Aquitaners Sulpicius Severus, der in den ersten Jahren des 5. Jahrhunderts schrieb und in der Regel dem Tacitus folgte, wird die Zerstörung des Tempels dem Titus selbst zugeschrieben, wahrscheinlich nach der jetzt verlornen Darstellung des Tacitus: „Es wird erzählt, Titus habe vorher einen Kriegsrath berufen und berathschlagt, ob er ein solches Bauwerk, wie der Tempel sei, zerstören solle. Einige nämlich meinten, man dürfe ein geweihtes Gotteshaus, das alles Menschenwerk überstrahle, nicht vernichten, da seine Erhaltung zu einem Zeugniß römischer Milde, seine Verwüstung zu einem unauslöschlichen Makel der Grausamkeit gereichen müsse. Andere dagegen und Titus selbst stimmten dahin, gerade den Tempel müsse man vornehmlich zerstören, damit der Juden und der Christen Glaube vollständiger ausgerottet werde. Denn diese Glaubensarten, obzwar einander gegenüberstehend, seien doch von denselben Urhebern ausgegangen, die Christen seien aus den Juden entstanden; sei erst die Wurzel fortgeschafft, so werde auch der Stamm leicht zu Grunde gehen. Solcherweise ward, nachdem auf göttlichen Wink alle Gemüther sich entflammt hatten, der Tempel zerstört." Vgl. Jac. Bernays: Die Chronik des Sulpicius Severus. Berl. 1861. Dagegen meint Gräß (Gesch. der Juden), dem Titus sei die winzige Christengemeinde kaum dem Namen nach bekannt gewesen. Wurde aber der Christen nicht schon bei dem Brande von Rom unter Nero gedacht?

Eroberung der Altstadt.

Nach der Erstürmung des Tempels hatten sich die beiden Anführer Johannes und Simon mit dem Reste der bewaffneten Eiferer in die Ober-Stadt geworfen. Sie boten dem Kaisersohn, den die Krieger auf dem brennenden Tempelberg als Imperator begrüßten, die Uebergabe der Stadt, wenn er ihnen den freien Abzug nach der Wüste mit den Waffen gestatten würde. Als Titus diese Bedingung mit Unwillen zurückwies, begann der Verzweiflungskampf von Neuem. Bald gingen auch hier die Schlösser und festungsartigen Bauwerke in Flammen auf, und der Tod wüthete aufs Neue in jeder Gestalt. Ueber 8000 flüchtige Juden, welche den Schutz der Römer anflehten, wurden von den eigenen rasenden Volksgenossen wehrlos niedergestoßen. So wurde von den Eiferern jede Brücke der Verständigung gewaltsam zerbrochen, und Juden und Römer wetteiferten in Thaten des Entsetzens und der Wuth. Achtzehn Tage dauerten die Stürme gegen die Altstadt. Als endlich einzelne Theile der Mauer und die schwächeren Thürme unter der Wucht der Sturmböcke einstürzten, verbargen sich die letzten jüdischen Streiter in die unterirdischen Gänge, worauf die Feinde in die Stadt einzogen, und nachdem sie ihre Raub- und Mordlust gestillt, Feuer in die leeren Häuser warfen. Zwei Tage währte der Brand, dann befahl Titus Stadt und Tempel dem Erdboden gleich zu machen; nur die drei festen Thürme sollten stehen bleiben zur Schutzwehr des römischen Lagers, das auf der Stätte der Verwüstung errichtet ward. Was die Waffen führte oder geführt hatte, wurde sogleich niedergemacht; auch die Greise und Schwachen, die nicht als Sclaven verkauft werden konnten, wurden getödtet; von der übrigen Menge las der Sieger die Stärksten und Ansehnlichsten zu seinem Triumphzuge und für die öffentlichen Fechterspiele und Thierkämpfe in den römischen Hauptstädten aus; von den Anderen wurden die Jüngeren unter 17 Jahren

Zerstörung von Jerusalem.

in die Knechtschaft verkauft, die Aelteren gefesselt in die ägyptischen Steingruben geschleppt; aber Tausende starben vor der Abführung durch freiwilligen Tod oder erlagen den Leiden des Hungers und der Krankheit. Auf ähnliche Weise wüthete der zornige Sieger in den Landstädten Judäas. So sank Jerusalem und der Tempel in Schutt und Trümmer, und das Heidenthum thronte in siegesfroher Selbstverherrlichung auf dem öden Tempelberg. Seit dem Untergange Karthagos und Korinths hatte die Welt kein Schauspiel erblickt, das der Zerstörung Jerusalems in den August- und Septembertagen des Jahres 70 verglichen werden konnte.

Nach der Zerstörung der jüdischen Hauptstadt zog Titus mit dem größten Theil seines Heeres über Cäsarea, wo bei den feierlichen Kampfspielen an einem Tage drittehalbtausend gefangene Juden sich gegenseitig mordeten, und über Antiochien nach Rom, wo er gemeinschaftlich mit seinem Vater Vespasian und seinem Bruder Domitian einen glänzenden Triumph über das überwundene Judäa feierte. Unter den Gefangenen, die dem Siegeswagen folgten, ragten die beiden Führer Johannes und Simon hervor. Der Letztere wurde nach der Feier auf altrömische Weise hingerichtet; der Erstere beschloß sein Leben im Gefängniß. Auch Josephus wohnte dem Siegesfest seiner kaiserlichen Gönner bei; mit welchen Gefühlen er auf das tragische Ende seines Volkes blickte, kann man aus der ruhigen Beschreibung des prachtvollen Festzuges in seiner „Geschichte des jüdischen Krieges“ nicht errathen. Er überlebte den Fall Jerusalems noch 23 Jahre unter dem Schutze der kaiserlichen Familie mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt und von den drei Herrschern des flavischen Hauses mit Gütern, Ehren und Gnadenbezeigungen überschüttet. Wie Jeremias war auch er der Fürsprecher der feindlichen Sache und der bitterste Gegner der kriegerischen Erhebung und ihrer Führer; aber während der Prophet Unglück und Leiden mit seinen verblendeten Volksgenossen theilte und als Ausgewanderter in Aegypten den Fall seines Vaterlandes beklagte, die Gnade des Siegers verschmähend, sonnte sich Josephus mit Wohlgefallen in der kaiserlichen Gunst und vergalt die Gnade mit Schmeicheleien und Lobpreisungen. Unter den Beutestücken, die damals in die Weltstadt wanderten, reizten besonders die kostbaren Gefäße, Tempelvorhänge, Leuchter und Priestergewänder aus dem Heiligthum Jahve's die Schaulust und Neugierde des römischen Volkes. Den Schluß bildete das heilige Gesetzbuch. Noch jetzt zeigt der Triumphbogen des Titus in Rom, der zur Erhöhung der Siegesfeier aufgeführt wurde, die Abbildungen dieser heiligen Geräthschaften und die Scheu der in Rom wohnenden Juden, unter diesem Bogen durchzugehen, gibt Zeugniß von dem tiefen Groll, der sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat. Und so verachtet war das jüdische Volk bei dem damaligen Geschlechte, daß weder Vespasianus noch Titus sich den Siegesnamen „Judaicus“ beilegten. Nur Denkmünzen brachten das Andenken an das „überwundene Judäa“ auf die Nachwelt. Das „gelobte Land“ Kanaan, das als

Der Triumph

Eigenthum Jahve's gegolten, wurde neu vertheilt und fremden Ansiedlern verkauft oder zugewiesen, die Kopfsteuer aber, die bisher alle Juden jährlich an den Tempel entrichtet hatten, sollte nunmehr nach dem Gebote des Kaisers in den neuerbauten Tempel des capitolinischen Jupiters geliefert werden.

Ausgang des judäischen Kriegs. Mit der Zerstörung Jerusalems war indessen die Eroberung Palästinas nicht beendigt. Noch standen die zwei Festungen Machärus auf der Ostseite und Massada im Südwesten des todten Meeres in ungebrochener Kraft da, vertheidigt von den tapfersten und entschlossensten Streitern, die sich dahin geflüchtet hatten. Erst im dritten Jahr gelang es den zurückgebliebenen Legionen die letzten Zuckungen des großen Krieges zu ersticken. Machärus ergab sich vertragsweise; aber die moabitischen Bewohner der Stadt wurden als „Fremde" nicht in den Vertrag aufgenommen und als sie in der Nacht heimlich abziehen wollten, von den Juden selbst den Römern verrathen, worauf 1700 waffenfähige Männer getödtet, die Weiber und Kinder in Sclaverei verkauft wurden. Aber die Vergeltung blieb nicht lange aus. Die abziehenden Juden verbargen sich in einem einsamen Walde; dort wurden sie, vereint mit Flüchtlingen aus Jerusalem, umringt und Alle, 3000 an Zahl, niedergemacht. Der letzte Kampf entbrannte um die hochgelegene Felsenstadt Massada, welche der kühne Eleazar, ein Abkömmling des Gauloniten Judas mit den entschlossensten Dolchmännern, Eiferern und Freibeutern besetzt hatte. Als die ringsum eingeschlossene und durch Brand und Stürme erschütterte Bergfeste trotz der wunderbarsten Gegenwehr der kühnen Männer endlich ihrem Falle nahe war, verbrannte die Besatzung alle ihre Schätze und gab den Weibern, Kindern und sich selbst den Tod. Als die Römer am nächsten Tage einzogen, fanden sie 960 Leichen und eine Brandstätte. Damit endigte das Trauerspiel in Judäa. Nach den Angaben der Alten sollen während des Krieges 600,000 Menschen getödtet worden sein.

C. Der batavische Krieg.

Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis. Die Bataver, durch Drusus vor achtzig Jahren in die Bundesgenossenschaft Roms aufgenommen (S. 86), wurden lange mit Freundlichkeit behandelt. Die Mannschaft und Pferde, welche sie gegen die Briten und Germanen ins Feld stellten, leisteten den Römern so treffliche Dienste, daß diese alle Ursache hatten, sich dafür erkenntlich zu zeigen. Aber der Verfall jeglicher Rechtsordnung unter den letzten Kaisern und die damit verbundenen Erpressungen in den Provinzen und Bundesländern machte sich auch unter den Batavern fühlbar. Der Aufstand des Julius Vindex gegen Nero, mit der Absicht die Unabhängigkeit Galliens zu begründen, scheint das unzufriedene Nachbarland zu ähnlichen Versuchen fortgerissen zu haben. Fontejus Capito, der Befehlshaber der Legionen am Unterrhein, ein dem Nero treu ergebener Mann, unterdrückte jedoch rasch die Bewegung und bestrafte die beiden Brüder fürstlichen Geschlechtes Julius Paullus und Claudius Civilis, die er für die Anstifter und Führer hielt, den einen am Leben, den andern an der Freiheit. Civilis wurde mit Ketten belastet nach Rom gesandt. Der Tod Nero's gab ihm die Freiheit zurück, indeß Capito seine Anhänglichkeit für diesen Kaiser mit dem Leben büßte (S. 210). Die bürgerlichen Unruhen der nächsten Jahre kamen dem klugen und verschlagenen Bataverfürsten, der durch sein einäugiges Gesicht an Hannibal und Serto-

rius erinnerte, gut zu statten. Unter dem Vorgeben, für Vespasian zu wirken, konnte er nach dem Abzuge des Vitellius mit dem größten Theil der Legionen des Niederrheins ohne Verdacht die für die Befreiung seines Vaterlandes dienlichen Vorkehrungen treffen, so daß Antonius Primus und Hordeonius Flaccus, ein offener und ein geheimer Parteigänger der flavischen Familie, heimlich mit ihm in Verbindung traten. Vorsichtig verschloß Civilis seine Absichten in schweigsamer Brust, bis eine von Vitellius befohlene Aushebung durch die damit verbundene Härte und Ungerechtigkeit das Volk im Innersten empörte. Die mit der Ausführung betrauten Amtleute reihten sogar Greise und Gebrechliche ein, um sie dann gegen Geld los zu geben; schöne und wohlgebildete Knaben wurden zu schandbarer Lust fortgeführt. Als der Grimm des Volkes bereits eine solche Höhe erreicht hatte, daß man sich hie und da der Aushebung widersetzte, versammelte Civilis die Mächtigsten und Angesehensten des Landes unter dem Scheine eines Opfermahles in stiller Nacht in einem heiligen Haine und schilderte dann, als die Gemüther durch das nächtliche Fest aufgeregt waren, in glühenden Worten die Drangsale und Bedrückungen, denen sie ausgesetzt seien, und forderte sie auf, die günstige Zeit zur Befreiung zu benutzen. Die Legionen seien weggezogen, in ihren Winterlagern befänden sich nur Greise und Beute; die Germanen und Gallier seien gleicher Gesinnung; Vespasian's Name böte den günstigen Vorwand zum Krieg. Mit Begeisterung vernahmen die Anwesenden die Rede und verbanden sich unter dem Rauschen der heiligen Eiche durch feierliche Eide nach vaterländischem Brauch zu treuem Zusammenstehen. Bald schlossen sich die an Sprache und Abstammung verwandten Caninefaten an. Brinno, ein dreister Mann aus einem den Römern von jeher feindseligen Geschlechte, wurde nach Landessitte auf den Schild gehoben und zum Heerführer ausgerufen. Er verband sich mit den Friesen und erstürmte ein Winterlager nahe am Meere. Dies war der Anfang eines allgemeinen Angriffs auf die römischen Lagerwerke. Die Truppen, unfähig der Uebermacht zu widerstehen, verbrannten die festen Standorte und zogen sich auf den oberen Theil des batavischen Eilandes zurück, nur auf die Rettung der Feldzeichen und des militärischen Geräthes bedacht.

Civilis verfuhr Anfangs mit List und Verstellung, vielleicht weil seine Kriegsrüstungen noch nicht weit genug gediehen waren. Er gebot den Cohorten, die größtentheils aus Leuten germanischen Stammes, besonders aus Nerviern bestanden, in ihre Lager zurückzukehren, und versprach die Caninefaten um ihres frevelhaften Unternehmens willen zu züchtigen. In ihren zerstreuten Standlagern konnten die Truppen leichter überwältigt werden. Aber er fand keinen Glauben; die unruhigen Bewegungen der Germanen verriethen den Zusammenhang mit den Batavern und enthüllten seine Arglist. Daher schritt er zur Gewalt. In drei Rotten getheilt machten die Bataver, Caninefaten und Friesen einen Angriff auf die in der Nähe des Rheins aufgestellten und durch Schiffe gedeckten Cohorten. Diese durch den Abfall der tungrischen Bundestruppen in ihrer Mitte in Verwirrung gesetzt und durch den Verrath der großentheils

Die römischen Besatzungen überwältigt.

aus batavischen Seeleuten bestehenden Flottenmannschaft aller Hülfe beraubt, leisteten nur geringen Widerstand und wurden von Feinden und Bundesgenossen niedergemacht oder in Gefangenschaft weggeführt.

Civilis reizt die Gallier zum Abfall.

Der Ruf dieses Sieges verbreitete sich rasch über das ganze Abendland. Die Germanen schickten Abgeordnete und boten Hülfstruppen an, die Gallier suchte Civilis durch Klugheit und Vortheile zur Theilnahme zu bewegen. Er entließ die Hauptleute in die Heimath und stellte den Gemeinen frei zu gehen oder in seine Dienste zu treten, in beiden Fällen Beute und Lohn verheißend. Zugleich erinnerte er sie an die Leiden der Knechtschaft, die sie bisher erduldet; stellte ihnen vor, wie günstig jetzt die Gelegenheit wäre, das Joch abzuschütteln, das ihnen einst die Römer mit Hülfe gallischer, belgischer und germanischer Bundesgenossen auferlegt; wenn die Gallier sich erhöben und mit den siegreichen Batavern verbunden das Schwert gegen die zwieträchtigen und entarteten Römer kehrten, könnten sie dann nicht eben so leicht, wie einst die Germanen zur Zeit des Varus, ihre Freiheit erkämpfen? Freiheit sei des Mannes würdigstes Gut; die Götter selbst ständen auf der Seite der Kühnen. Darum sollten sie mit frischen Kräften die ermatteten und bedrängten Römer angreifen.

Niederlage der Römer.

Dem ersten Sieg folgte bald ein zweiter. Mummius Lupercus, der Legat des Hordeonius Flaccus, zog mit zwei Legionen und mit Bundestruppen der Ubier und Trevirer, sowie mit einer batavischen Reiterschaar, auf deren Treue er zählen zu dürfen glaubte, wider die Aufständischen. Aber Civilis begegnete ihm mit Nachdruck. Umgeben von den eroberten Feldzeichen, welche seinem eigenen Kriegsvolk den frischen Ruhm, dem Feinde die Erinnerung seiner Niederlage vor Augen führen sollten, im Rücken die Frauen und Kinder der Krieger, ein Sporn zum Siege, eine Schmach für die Weichenden; so stand er zur Schlacht bereit. Unter dem Feldgesang der Männer und dem durchdringenden Geheul der Weiber erfolgte der Angriff; die batavische Reiterei ging alsbald zu den Landsleuten über und kehrte ihre Waffen gegen den linken Flügel der Römer; die Ubier und Trevirer wandten sich zur Flucht und verbreiteten Bestürzung unter den Legionen, so daß diese, um nicht ganz in Verwirrung zu gerathen, eilig über den Rhein zogen. Sie retteten sich in das „alte Lager" (Castra vetera), da wo jetzt Xanten steht, und Batavien war frei. Der Führer der batavischen Reiterschaar, die durch ihren Abfall das Schicksal des Tages entschieden hatte, Claudius Labeo, früher ein Rivale von Civilis, wurde zu den Friesen gebracht, damit nicht seine Anwesenheit Zwietracht erzeuge. Auf die Kunde von diesen Vorgängen kehrten die acht Cohorten Bataver und Caninefaten, die dem Vitellius nach Italien gefolgt waren, auf dem Wege um und zogen, nachdem sie bei Bonn die ihnen entgegentretenden Truppen des Herennius Gallus im siegreichen Kampfe überwunden, in ihr Vaterland zurück, um sich mit ihrem Volke zu verbinden.

Civilis vor Vetera.

Nach der Ankunft dieser erfahrenen Kriegsschaaren gebot Civilis über eine beträchtliche Streitmacht, so daß er, da auch noch deutsche Hülfstruppen von der rechten Rheinseite, Brukterer und Tenkterer, sich mit ihm vereinigt hatten, einen Angriff auf das „alte Lager" beschloß. Noch immer suchte er den Schein

festzuhalten, als wolle er sich nicht von dem römischen Reiche trennen. Aber seine Aufforderung an die beiden Legionen, den Vespasian als Kaiser anzuerkennen, wurde von diesen mit Verachtung zurückgewiesen. Ihre Antwort, „ein batavischer Ueberläufer habe in römischen Angelegenheiten Nichts zu entscheiden, sondern nur die verdiente Strafe seines Verbrechens abzuwarten," gab den Beweis, daß sie seine Zweideutigkeit durchschaut hatten. Ergrimmt über die freche Drohrede führte Civilis nunmehr sein gesammtes Kriegsvolk, nach Völkern gesondert, wider die Festung; aber wie viele Stürme er auch gegen die Mauern richtete, sie wurden von der tapfern Besatzung erfolgreich zurückgeschlagen, selbst die starken Wandelthürme wurden durch Brand oder Balkenstöße vernichtet, so daß sich der batavische Feldherr endlich zu einer Blokade entschloß, um die Uebergabe durch Hunger zu erzwingen. An den Bundesgenossen, welche den Römern die Treue bewahrten, wie die Ubier, Trevirer u. A., wurde schwere Rache geübt.

Die Legionen des Flaccus, die zu Gelduba zwischen Köln und Vetera ein festes Lager bezogen hatten, wurden durch innere Zwietracht von jedem nachdrücklichen Handeln abgehalten, da die Soldaten zu Vitellius hielten, die Führer mehr zu Vespasian neigten. Ja zu solcher Höhe stieg der Hader und das Mißtrauen, daß die verwilderten Krieger ihren alten Feldherrn in dunkler Nacht aus dem Bette rissen und erschlugen; sein Legat Vocula entging dem gleichen Schicksal nur durch die Flucht in Sclavenkleidern. Die deutschen Hülfsmannschaften aus Civilis Heer fügten bei einem Sturm auf Gelduba den römischen Truppen großen Schaden zu; die Besatzung von Vetera, immer enger bedrängt und mit geringem Vorrath versehen, sah ihrem nahen Fall entgegen. Umsonst ließen die römischen Heerführer bei der Kunde von dem siegreichen Vordringen der flavianischen Heere in Italien durch den Trevirer Montanus den batavischen Feldherrn auffordern, „er möge vom Kriege abstehen und die Empörung gegen das Reich nicht länger mit der Lüge bürgerlicher Parteiung verschleiern"; Civilis führte seine Sache so nachdrücklich, daß der Abgesandte nicht nur unverrichteter Dinge abzog, sondern durch die Worte des Insurgentenführers in seinem vaterländischen Bewußtsein tief erschüttert wurde. „Ich habe herrlichen Lohn für meine Dienste empfangen," sprach Civilis, „den Tod für meinen Bruder, für mich selbst Ketten und Bande. Ihr Trevirer aber, und ihr anderen Sclavenseelen, welchen anderen Lohn erwartet ihr für euer so oft vergossenes Blut, als undankbaren Kriegsdienst, ewige Abgaben, Ruthen, Beile und die Launen der Herren?" Montanus kehrte zurück und meldete, daß er nichts ausgerichtet; aber was Civilis ihm gesagt, blieb in seiner Brust verschlossen. Bedrängniß der Römer.

Die Vorgänge in Italien und die aufregenden Gerüchte, die von dem Kriegsschauplatz über die Alpen gelangten, förderten die Unternehmungen des batavischen Führers und führten ihm neue Bundesgenossen zu. Classicus, der Befehlshaber der trevirischen Reiterei unter Vocula, ein angesehener Mann aus königlichem Stamme, Julius Tutor, ein anderer Trevirer, dem Vitellius die Vertheidigung des Rheines übertragen, und der Lingone Julius Sabinus traten heimlich mit Civilis in Verbindung und suchten noch andere ihrer Landsleute auf ihre Seite zu ziehen; in einem Hause zu Köln hielten die Eingeweihten geheime Zusammenkünfte und Besprechungen und entsandten Boten, Ausdehnung des Aufstandes über Gallien.

welche in allen Theilen Galliens zum Abfall von Rom reizen sollten, da das römische Volk in Zwietracht rase und die Legionen sich mit eigener Hand zerfleischten. Ihre Ermahnungen fanden um so mehr Eingang, als die Druiden in gleichem Sinne wirkten.

Ueber Germanien. Nicht minder groß waren die Sympathien der deutschen Völker für Civilis, namentlich seitdem die Seherin Veleda, die heilige Jungfrau an der Lippe, dem batavischen Insurgentenführer Erfolge verheißen und die Eroberung der Römerfeste Vetera in nahe Aussicht gestellt.

Veleda. Veleda wohnte in einem hohen Thurm, berichtet Tacitus, und entzog sich dem Anblick des Volks, um größere Ehrfurcht einzuflößen. Nur ein Auserwählter von ihrer Verwandtschaft legte ihr die Fragen der Rathsuchenden vor und brachte, wie ein Götterbote, die Antwort zurück. Ihrem Ausspruch verdankte Civilis den Anschluß mehrerer deutschen Stämme am Rhein.

Die Insurgenten am Rhein. Umsonst versuchte Vocula in einer ernsten Rede die Bundestruppen bei der Pflicht und Treue zu erhalten; die Verführung hatte schon zu tief gewirkt. Entmuthigt durch den geringen Erfolg, wollte er Hand an sich selbst legen; seine Freigelassenen und Sclaven verhinderten die That; bald darauf starb er durch das Schwert eines abgefallenen Soldaten, den Classicus abgeschickt; die beiden Legaten Herennius und Numisius wurden in Ketten gelegt, aber einige Zeit nachher gleichfalls getödtet. Nun nahm der Trevirer die Ehrenzeichen eines römischen Oberfeldherrn an sich und ließ die Soldaten auf das „gallische Reich" schwören. Darauf trennten sich Tutor und Classicus. Jener zog mit ansehnlicher Mannschaft rheinaufwärts, die Agrippiner und die übrigen Truppen zu demselben Eid nöthigend. In Mainz wurden die Tribunen, die nicht schwören wollten, erschlagen, der Lagerpräfect vertrieben. Classicus dagegen suchte durch schlaue Parteigänger die Besatzung in Vetera zum Abfall zu verlocken. Aber nicht Verführung, sondern die aufs Aeußerste gestiegene Noth brachte die Festung zum Fall.

Untergang der Besatzung von Vetera. Als alle Vorräthe aufgezehrt, alle Pferde und andere Thiere geschlachtet und selbst Gras, Wurzeln und Gesträuch von den Hungernden verschlungen waren, boten die Legionen die Uebergabe der Festung gegen freien Abzug an. Civilis nahm das Anerbieten an; sie mußten auf das „gallische Reich" schwören und alle ihre Habe zurücklassen. Aber kaum waren sie eine Meile entfernt, so wurden sie von deutschen Kriegern überfallen und größtentheils niedergemacht; eine Anzahl floh in das Lager zurück, fand aber einen kläglichen Ausgang in den Flammen, welche die Festung verzehrten. Ein solches Ende nahm die tapfere Besatzung von Vetera, gleich groß im Handeln wie im Dulden. Civilis tadelte die verrätherische That, freute sich aber des Erfolges. In Kurzem gingen alle Standlager längs des Rheinstromes bis tief in die Alpen hinein in Feuer auf; nur Moguntiacum und Vindonissa blieben übrig. Nun schor Civilis wieder Haar und Bart, die er seit dem Beginne seines Unternehmens einem Gelübde gemäß hatte wachsen lassen, und schickte der Veleda Geschenke von der Beute nebst dem gefangenen Lagerpräfecten Mummius Lupercus als Zeugen der erfüllten Weissagung. Aber dieser erreichte nicht den Thurm der göttlichen Jungfrau; er wurde auf dem Wege ermordet.

Die Lage nach dem Sieg.

Der Aufstand war gelungen; die römische Herrschaft am Rhein, unter so schweren Kämpfen gegründet, schien für immer gebrochen; ganz Gallien war in drohender Bewegung; was der göttliche Julius mit dem Schwerte, was Augustus durch friedliche Schöpfungen gewonnen, schien wieder zu zerrinnen oder durch einen zweiten Nationalkrieg aufs Neue erobert werden zu müssen. Aber nur zu bald wurde man mit Schaudern gewahr, wie haltlos die neue Schöpfung eines „gallischen Reiches" war, wie der ganzen Erhebung ein sittlicher Aufschwung, eine nationale vaterländische Begeisterung abging, wie wenig Eintracht und Sympathie unter den Waffengenossen herrschte, die mehr der Zufall, die günstige Gelegenheit und ein durch die allgemeine Verwirrung erzeugter Schwindel als innere Uebereinstimmung oder ein überlegter Plan zusammengeführt.

Als eine der abgefallenen Legionen nach Trier entboten ward, erwachte auf dem Marsche zum ersten Mal das Gefühl ihrer geschändeten Soldatenehre, als sie statt der römischen Feldzeichen und der Bildnisse der Imperatoren fremde Fahnen, unbekannte gallische Kriegszeichen erblickten, so daß sich der Zug, wie ein Leichengeleit, schweigend und langsam fortbewegte.

Verschiedene Zwecke und Interessen der Führer. Julius Sabinus.

Von den drei Insurgentenführern hatte jeder ein anderes Ziel im Auge. **Julius Sabinus**, ein von thörichter Eitelkeit erfüllter Edelmann, der seine Abstammung von Julius Cäsar herleitete, trachtete nach nichts Geringerem als nach der Herrschaft über das neuzugründende „gallische Reich", das ihm nach seiner Meinung als Erbe seines Ahnherrn gebührte. Daß er sich dadurch selbst zum Bastard herabwürdigte, machte ihm keine Sorge. Von seiner Umgebung als „Kaiser" begrüßt zog er allein mit seinen Legionen nach Gallien, während seine Verbündeten noch am Rheine weilten. Aber von den Sequanern, die von dem neuen Kaiser nichts wissen wollten, im Felde geschlagen, verlor er alsbald den Glauben an sein Glück. Er flüchtete sich auf sein Landgut, und als dieses bald darauf in Brand gerieth und der Feldherr nirgends mehr zum Vorschein kam, so glaubte man allgemein, er sei in den Flammen umgekommen. **Civilis** dagegen war von Anfang an dem Traumbild eines gallischen Reiches so ferne, daß er und seine Bataver nicht einmal den Eid leisteten, der den andern auferlegt ward. Sein Streben ging auf ein freies Batavia im Anschluß an das freie Germanien. Auch mit **Classicus** dauerte die Freundschaft nicht lange. Dieser wollte die Ubierstadt Köln, die den Galliern wie den Deutschen wegen ihrer römischen Gesinnung verhaßt und verdächtig war, dem Heere als Preis des Abfalls zur Plünderung und Zerstörung überlassen. Dies verhinderte Civilis und bewirkte, daß die reiche Stadt, die mit großer Klugheit und geistiger Ueberlegenheit ihre Sache zu führen verstand, verschont blieb und in den Bund aufgenommen ward, eine Genossin von unzuverlässiger Treue.

Civilis.

Classicus.

Cerealis am Rhein. 70.

Dieser Zwiespalt in Ansichten und Bestrebungen trat schon hervor, als der Ausgang des Bürgerkrieges sich noch in der Schwebe befand und die Gemüther noch zwischen Furcht und Hoffnung getheilt waren. Als aber in Rom das Schicksal sich zu Gunsten Vespasian's entschieden und die Kunde verlautete, daß die nunmehr versöhnten und vereinigten Legionen unter dem kühnen und kriegskundigen Petillius **Cerealis** über die Alpen zögen, um die wankende Herrschaft Roms von Neuem zu befestigen, da entsank den meisten Theilnehmern

der Bewegung der Muth, und selbst die Häupter begannen an dem glücklichen Ausgang zu verzweifeln. Eine von gallischen Städten und Völkerschaften beschickte Versammlung zu Rheims trennte sich in Hader und Uneinigkeit, wie warm auch der Trevirer Valentinus für die nationale Sache das Wort geführt hatte; und als der römische Heerführer, der mit dem stolzen Selbstgefühl eines siegessichern Feldherrn einherschritt, am Rhein erschien, die neu ausgehobene gallische Mannschaft aus Gnade oder Hohn in die Heimath entsandte und dann nach dem Siege einer Abtheilung seines Heeres über Julius Tutor bei Bingen mit frischen zuverlässigen Truppen rasch in das Herz des aufständischen Landes einrückte, da blieb der Ausgang nicht lange zweifelhaft. Die Festung an der Mosel, wo sich Valentinus mit seinen Getreuen tapfer vertheidigte, wurde erstürmt, und in den Tagen, wo der freiheitliebende Mann jenseit der Alpen einen schmachvollen Tod von Henkershand erlitt, fiel auch Trier fast ohne Widerstand in die Gewalt des Siegers, der eben so menschlich als tapfer die Stadt nicht entgelten ließ, daß sie der Geburtsort des Classicus und Tutor war.

Nachdem Cerealis der zitternden Bürgerschaft mit ernsten Worten ihr thörichtes Beginnen verwiesen, legte er ihr die frühere Dienstbarkeit wieder auf, die sie frohen Herzens übernahm. Die abgefallenen Legionen, die im Gefühle ihrer Schuld und Schmach gebeugt und niedergeschlagenen Blickes, aber voll tiefer Reue im Herzen demuthsvoll um Verzeihung flehten, wurden von dem großmüthigen Feldherrn wieder zu Gnaden angenommen. „Was durch die Zwietracht der Soldaten und Feldherren oder durch die Arglist der Feinde vorgefallen," sagte Cerealis, „sei ein Werk des Verhängnisses. Dieser Tag solle der erste ihres Dienstes und Eides sein. Das Vergangene wolle weder der Imperator noch Er im Gedächtniß behalten." Darauf wurde rottenweise angesagt, daß Keiner einem Kameraden in Ernst oder Scherz die Meuterei vorwerfen solle.

Schlacht bei Trier.

Während Cerealis in Trier verweilte, sammelten die Häupter des Aufstandes, Civilis, Classicus und Tutor alle ihre Truppen um sich und machten vereint einen unerwarteten Angriff auf das Lager, das der römische Heerführer auf dem andern Ufer des Flusses, gegenüber der Stadt, hatte schlagen lassen. Der Ueberfall war so heftig, daß die Brücke, die Lager und Stadt verband, von dem Feinde in Besitz genommen und ein Theil des Lagers selbst erobert wurde, ehe Cerealis, welcher die Nacht in der Stadt zugebracht hatte, vom Ruhebett herbeigerufen werden konnte. Mit rascher Entschlossenheit, den unbeschützten Körper dem Pfeilregen darbietend, stürmte er unter die verwirrte Menge, hielt die Fliehenden mit eigener Hand zurück, bemächtigte sich von Neuem der Brücke und brachte die weichenden und zerstreuten Rotten durch strenge Rüge zum Stehen.

Nun erhob sich ein furchtbarer Kampf im dichten Gedränge; im nahen Handgemenge, zwischen Zelten und Gepäck wurde Mann gegen Mann gestritten. Lange schwankte die Entscheidung; da gelang es der einundzwanzigsten Legion sich auf einem freieren Raume besser zu ordnen und dem Widerstand größeren Nachdruck zu geben; und da zugleich die Cohorten, die im Anfang des Treffens die Flucht ergriffen, sich auf der Höhe wieder sammelten und in die Schlacht zurückkehrend dem Feinde als

frische Hülfstruppen erschienen, so wandte sich das Glück auf die Seite der Römer. Die Deutschen, auf Sicherung ihrer Beute bedacht, zogen sich eilig zurück und überließen dem römischen Heerführer ihr eigenes Lager.

Die Kunde von den erfolgreichen Kämpfen der Römer erzeugte in den Agrippinern, die nur nothgedrungen auf die Seite der Insurgenten getreten waren, den Gedanken, sich dem lästigen Bunde zu entziehen und durch einen zweiten Verrath die Schmach des ersten auszutilgen. *Abfall und Treulosigkeit der Stadt Köln.*

Civilis und Classicus hatten die Stadt vor dem Zorne der germanischen Widersacher gerettet und sich die größten Ansprüche auf den Dank der Bürgerschaft erworben, so daß sie als Unterpfand des gegenseitigen Vertrauens ihre nächsten Angehörigen, Civilis seine Gattin und Schwester, Classicus seine Tochter den Bundesgenossen in Gewahrsam gaben. Aber in der Brust der entarteten Römlinge traten die Gefühle der Menschlichkeit gegen den Vortheil des Augenblicks zurück. Nicht nur daß sie die Unterpfänder der Treue den Römern auslieferten; sie ermordeten alle Germanen, die sich gastlich bei ihnen niedergelassen, und begingen gegen einige Fähnlein Friesen und Chauken, die auf dem Wege zu Civilis in der agrippinischen Stadt Tolbiacum (Zülpich) angelangt waren, den schändlichsten Verrath. Sie veranstalteten ihnen ein Fest, und als sich die Fremdlinge arglos den Freuden des Mahles und dem Trunke hingaben, schlossen sie plötzlich die Thüren und verbrannten das Gebäude sammt den Gästen. Gegen ein solches Schicksal waren die geringen Vortheile, welche die Caninefaten über die römische Flotte und Classicus über die Reiterei des Cerealis davontrugen, gering anzuschlagen.

Nun zog sich der Kampf wieder an dem Orte zusammen, der während des ganzen Krieges der Hauptschauplatz des Ruhmes und der Leiden gewesen war, an dem ehemaligen „alten Standlager" der Römer. Dort, wo die Erinnerung an den erfochtenen Sieg den Batavern neuen Muth einflößte und die Herbeiziehung germanischer Hülfstruppen am leichtesten zu bewerkstelligen war, glaubte Civilis seinem Gegner mit Erfolg widerstehen zu können. Er baute einen Damm in den Rhein, an dem der Strom sich brach und das niedrige Uferland unter Wasser setzte. Auf diesem überschwemmten Boden lieferte Cerealis, der sein Heer mit drei frischen Legionen verstärkt hatte, den deutschen Völkern ein Treffen, das wegen der ungünstigen Beschaffenheit des Kampfplatzes zum Nachtheil der Römer ausfiel. *Sieg der Insurgenten bei Vetera.*

Während die Bataver, der Gegend kundig und an schlüpfrigen und überschwemmten Boden gewöhnt, sich mit Sicherheit bewegten und durch ihre hohe Gestalt und leichtere Bewaffnung im Vortheil waren, verlor der schwerbewaffnete römische Soldat den festen Boden unter den Füßen. Menschen und Pferde versanken, bald in Untiefen fortgerissen, bald den Waffen der Feinde erliegend. Verwirrt flohen die Römer in ihr Lager zurück, von den Germanen bis an den Rand der Ueberschwemmung verfolgt.

Durch den Ausgang dieses Treffens wurden beide Heerführer zu neuer Thätigkeit gespornt; Civilis wollte sein Glück verfolgen, Cerealis die Schmach austilgen. Kaum war daher die Nacht vergangen, bei den „Barbaren" unter *Erneuerung der Schlacht.*

Gesang und Siegesgeschrei, bei den Römern unter Knirschen und Drohungen, so stellten sich die Heere in Schlachtordnung.

Tacitus berichtet, wie Cerealis die einzelnen Legionen bald durch die Erwähnung ihrer früheren Kriegsthaten, bald durch die Ermahnung im rühmlichen Kampfe vergangene Sünden auszutilgen, zu gleicher Anstrengung, zu wetteifernder Tapferkeit zu begeistern gewußt. Auch Civilis versäumte nicht die Germanen und Bataver zu erinnern, „daß sie auf den Spuren ihres Ruhmes ständen, auf die Asche und Gebeine der Legionen ihren Fuß setzten.“ „Der Rhein und die Götter Deutschlands seien vor ihrem Blicke; unter ihrer Waltung sollten sie die Schlacht beginnen, eingedenk der Frauen, der Eltern, des Vaterlandes; dieser Tag werde entweder der ruhmwürdigste sein unter allen Ehrentagen der Väter oder der schmachvollste bei den Nachkommen.“ Waffengeklirr und Zuruf war die Antwort der Krieger.

Unentschiedener Ausgang.

Der zweite Schlachttag gestaltete sich ebenfalls zum Vortheil der Deutschen. Während der Legionar nur mühsam auf der schlüpfrigen Erde festen Stand bewahrte, stürmte der große deutsche Wehrmann wild heran und durchbohrte mit seiner langen Lanze den wankenden Gegner. Zugleich schwamm eine Abtheilung Brukterer von dem Rheindamm herüber und brachte den rechten Flügel in Unordnung. Das Glück des Tages schien sich auf die Seite der Deutschen zu neigen. Da kam ein batavischer Ueberläufer zu Cerealis und erbot sich, eine Reiterschaar auf einem sicheren wenig beachteten Weg den Germanen in den Rücken zu führen. Cerealis ging gern auf den Vorschlag ein. Zwei Geschwader umgingen unter der Führung des Verräthers den Feind. Als die Legionen aus dem Geschrei der überraschten Germanen erkannten, daß die Hinterlist gelungen, strengten sie ihre Kräfte von Neuem an und stellten das Gleichgewicht her.

Civilis zieht sich auf die batavische Insel zurück.

Die Nacht brachte das Ende der Schlacht aber keinen entscheidenden Sieg. Doch hielt es Civilis nicht für rathsam, das Glück zum dritten Male zu versuchen, zumal da neue Verstärkungen bei dem römischen Heer anlangten. Er ließ daher Alles, was er fortschaffen konnte, auf die andere Seite des Flusses bringen und ging, nachdem er das Uebrige in Brand gesetzt, mit seinem Heer auf das Eiland der Bataver, durch Zerstörung des Dammes, den einst Drusus angelegt, den Uebergang erschwerend. Auch Tutor und Classicus setzten über den Rhein, begleitet von hundertunddreizehn Senatoren der Trevirer, darunter der erwähnte Alpinus Montanus, um von den deutschen Völkern neue Hülfstruppen herbeizuholen.

Neuer Sieg der Römer.

Nun trafen die Römer Anstalten, an vier Stellen über den Fluß zu setzen und die Insurgenten in ihrem letzten Asyl zu bekämpfen. Aber plötzlich sahen sie sich an allen Punkten angegriffen. Der Kampf war hitzig und nicht ohne Vortheil für die Bataver; die angefangene Brücke wurde niedergeschlagen, Briganticus, der römisch-gesinnte Neffe des Civilis, mit vielen tapfern Streitern getödtet, die Römer an zwei Stellen zurückgetrieben. Da erschien Cerealis mit einer auserlesenen Reiterschaar an dem am meisten bedrohten Orte und verschaffte den Seinigen die Oberhand. Civilis, von dem Feinde erkannt und mit

Pfeilschüssen verfolgt, warf sich in den Strom und erreichte schwimmend das andere Ufer; Tutor und Classicus retteten sich in Kähnen.

Das Glück stand dem römischen Feldherrn treu zur Seite, bemerkt Tacitus, auch wenn er es an Klugheit fehlen ließ; im Vertrauen auf dieses Glück bekümmerte er sich nicht viel um die Kriegszucht. Dies kam besonders zu Tage, als er einige Zeit nachher von Neuß (Novästum) und Bonn, wo er das Winterlager besichtigt, zu Schiffe rheinabwärts fuhr. Während er selbst in den Armen einer schönen Ubierin die Nacht auf dem Lande zubrachte, wurde die Flotte so sorglos bewacht, daß die Germanen unvermerkt einen Theil der Schiffe, darunter das zierliche Fahrzeug des Befehlshabers, entführten. Ihn selbst rettete nur die Abwesenheit von der Gefangenschaft. Das erbeutete Schiff erhielt die weise Jungfrau von der Lippe zum Geschenk. Cerealis in Gefahr.

Nach diesem Unfalle segelte Cerealis mit der römischen Flotte den Rhein hinab, um einen neuen Angriff gegen das batavische Inselland zu unternehmen. Civilis bewährte auch bei dieser Gefahr Umsicht, Verstand und Kriegsmuth. Wie wenig die armseligen Fahrzeuge und Flöße der Bataver den römischen Dreirudern gewachsen waren, er wußte ihnen ein solches Ansehen zu geben und die Oertlichkeit und die Verhältnisse des Klimas so vortheilhaft zu benutzen, daß die Römer ihrem Ziele nicht näher kamen. Aber was Rom nicht durch die Waffen bewirkte, erreichte es durch List und Verrath. Die Bataver waren des Krieges müde und sehnten sich nach einer friedlichen Ausgleichung mit den Römern. Diese Stimmung entging dem Cerealis nicht, und er wußte durch kluge Parteigänger und Unterhändler Mißtrauen gegen den Führer und Spaltungen unter dem Volk zu erzeugen. Die Vornehmeren waren ohnedies der römischen Herrschaft mehr ergeben als der mühevollen Freiheit. Man sprach schon von der Nothwendigkeit, durch Auslieferung des Anstifters sich die Verzeihung der Herrscher zu erkaufen. Diesem schmachvollen Schicksale wollte sich Civilis nicht aussetzen; seine Leiche sollte nicht als Brücke dienen, über welche sich römische Arglist und batavische Selbstsucht die Hände zum Bunde reichten. Er zog es vor, mit Cerealis eine Uebereinkunft zu schließen. Beide Führer trafen auf einer in der Mitte durchbrochenen Brücke zusammen. Mitten in der Rede, durch welche Civilis dem römischen Feldherrn die Entstehung und den Verlauf seiner Unternehmung darlegte, brechen die Geschichtsbücher des Tacitus ab, und wir haben keine weitere Kunde über den Ausgang des Krieges und seiner Führer. Ohne Zweifel sind die Bataver wieder in die alten Verhältnisse zurückgekehrt; aber von dem Schicksale des kühnen und unternehmenden Civilis und seiner beiden Gefährten Classicus und Tutor hat sich keine Ueberlieferung erhalten. Vielleicht hat er wie Marbod in römischer Gefangenschaft geendigt; wenigstens scheint aus einigen dunkeln Andeutungen hervorzugehen, daß Veleda, die Seherin, welche die Erhebung durch ihre Aussprüche so eifrig unterstützte, diesem Loose verfallen sei. Nur einer der Insurgentenführer erstand nach einigen Jahren noch einmal aus dem Todtenreich, in das ihn die Welt längst eingegangen glaubte — Julius Sabinus. Ausgang des batavischen Kriegs.

Schicksal des Julius Sabinus. Julius Sabinus war nicht in den Flammen seines Landhauses umgekommen, vielmehr hatte er den Brand selbst veranlaßt und das Gerücht von seinem Tode absichtlich verbreiten lassen, um die Nachforschungen von sich abzulenken. Aus Liebe zu seiner schönen Gemahlin Epponina blieb er auch nach der Unterdrückung des gallischen und batavischen Aufstandes in Gallien zurück trotz der bei einer Entdeckung ihm drohenden Gefahr und suchte Zuflucht in einem unterirdischen Gewölbe, wo er in Gemeinschaft mit seiner treuen Gattin neun Jahre lang lebte; ja er soll sogar einmal verkleidet und entstellt dieselbe nach Rom begleitet haben, als sie den Versuch machte, seine Begnadigung zu erwirken. Vespasian blieb jedoch unversöhnlich, und als durch einen Zufall der geheime Aufenthalt entdeckt wurde, ließ er nicht nur den gallischen Insurgentenführer, sondern auch die Gattin, weil sie durch heftige Vorwürfe und Schmähungen den Zorn des Kaisers gereizt, zum Tode verurtheilen, nicht ungerührt bei solchen Beweisen ehelicher Liebe und Treue, aber unerbittlich streng gegen alle Empörer. Von den Zwillingssöhnen, die Epponina ihrem Gatten im unterirdischen Gefängnisse geboren, ist der eine später in Aegypten gefallen, den andern hat Plutarch, dem man diese Erzählung verdankt, in Delphi persönlich kennen gelernt.

D. Die Vorgänge in Britannien.

Die Römer fassen unter Claudius festen Fuß in Britannien. Von den Tagen, da der göttliche Julius Cäsar an der Küste Britanniens gelandet war, um den Inselbewohnern Achtung vor dem römischen Namen einzuflößen, verflossen über hundert Jahre, ohne daß die Römer Verlangen getragen hätten, die von Cäsar freilich mit geringem Erfolg begonnenen Angriffe auf das meerumströmte Eiland zu wiederholen, so leicht auch bei der Zerrissenheit des Volkes in viele kleine Völkerschaften mit eigenen Stammfürsten und den dadurch herbeigeführten kleinen Kriegen und Rivalitäten die Eroberung des Landes für die geschlossene Macht der Legionen hätte sein müssen. Die projectirte Expedition des Gaius Caligula kam nicht zu Stande. Erst Kaiser Claudius ließ sich durch die Vorstellungen eines flüchtigen Häuptlings bereden, die von dem Ahnherrn gewiesene Bahn aufs Neue zu betreten. Nachdem zuerst A. Plautius mit einem Kriegsheer, bei dem besonders Bataver und Germanen dienten, das Küstenland bis zur Themse unterworfen, setzte der Kaiser selbst
43. über den Kanal. Unterstützt von Plautius und Vespasian, der in diesem Kriege seine ersten Lorbeern erkämpfte, machte Claudius auf seinem fünfzehntägigen Feldzuge solche Fortschritte, daß ihn seine Soldaten dreimal als Imperator begrüßten und der Senat ihm nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt einen Triumph und den Ehrennamen „Britannicus" zuerkannte, ein Name, der auch auf seinen und Messalina's Sohn überging. Die von ihm angelegte Militärcolonie Camulodunum (Malden oder Colchester in Essex) wurde der Mittelpunkt der neuen Eroberungen, welche Plautius und Vespasian in den nächsten Jahren weiter ausdehnten. Straßen und Standorte sicherten das Gewonnene. Ein Triumphbogen des Claudius zu Ehren des britannischen Feldzuges auf dem römischen Forum hat sich bis ins Mittelalter erhalten.

Nirgends war das kluge Verfahren Roms, zuerst auf einem kleinen Raume festen

Fuß zu fassen und von dort aus die Nachbarstaaten durch Bundeseinigungen oder Schutzverträge an sich zu knüpfen, von rascheren und besseren Erfolgen begleitet, als in Britannien, so daß die römische Herrschaft in kurzer Zeit als befestigt gelten konnte. „Nichts ist gegen jene kräftigen Völker vortheilhafter für uns," bemerkt Tacitus, „als daß sie nicht zusammenhalten. Selten vereinigen sich zwei oder drei Völkerschaften zur Abwehr gemeinsamer Gefahr; so, indem sie vereinzelt kämpfen, unterliegen alle." Schon unter dem Nachfolger des Plautius, Ostorius Scapula, wurden die Icener im nordöstlichen England, und ihre westlichen Nachbarn, die Canger, zur Unterwerfung gebracht, und der tapfere Caratacus (Caratoc), König der streitbaren Siluren im südlichen Wales und in der Umgegend von Hereford, in einer heißen Feldschlacht besiegt und nebst seiner Gattin, seiner Tochter und seinen Brüdern in Gefangenschaft nach Rom geführt. Noch jetzt nennt man den Platz, wo die Schlacht stattgefunden, Caer Caradoch. Zwar griffen die Siluren, ergrimmt über die ihrem Fürstenhause widerfahrene Schmach, abermals zu den Waffen und stritten, unterstützt von anderen Völkerschaften, die sie zum Anschluß reizten, hinter den Wäldern und Sümpfen ihres Hügellandes nicht ohne Glück wider die Römer, so daß Ostorius endlich den Sorgen und Anstrengungen erlag; aber durch die beiden folgenden Statthalter Didius Gallus und Veranius wurden die Aufstände niedergeworfen und Roms Herrschaft fester begründet.

Ausdehnung der römischer Herrschaft unter Nero.

Unter Nero erlangte Suetonius Paulinus, ein kriegskundiger und unternehmender Mann, die Statthalterschaft in Britannien. Man hatte beschlossen, das System der Reichsgründung im Occident zu vollenden und das Druidenthum, durch welches Gallien fortwährend in Aufregung gehalten wurde, zu vertilgen. Der neue Befehlshaber richtete daher zuerst seine Angriffe auf die Insel Mona (Anglesea), den Hauptsitz der Druidenreligion (III, 807 ff.), wo in dunkeln Hainen auf geweihten Altären den heimischen Göttern die schrecklichen Menschenopfer bluteten, wo die Priester in heiligen Räumen ihre Geheimlehren vortrugen, ihre Zauberkünste übten, die Zukunft deuteten, wo wahrscheinlich auch die Schätze und Reichthümer des Volkes unter heiliger Obhut verwahrt wurden. Mit Furcht und Entsetzen betraten die römischen Krieger das Gestade der Insel, wo Frauen im Trauergewand mit fliegenden Haaren und mit Fackeln in den Händen wie Rasende zwischen den Schlachtreihen der Männer umherrannten und die Druiden, die Arme gen Himmel erhoben, die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen ausstießen. Kaum aber hatten die Legionen die Opferhaine eingenommen und die Schanzarbeiten zur Befestigung eines Lagers begonnen, so wurden sie durch die Schreckenskunde von einem weitverbreiteten Aufstande der Icener und anderer Völkerschaften im nördlichen Britannien auf einen anderen Schauplatz gerufen. Die dem Heiligthume drohende Gefahr und mehr noch die Bedrückungen und Mißhandlungen, welche die Bewohner von den Steuerpächtern und den rohen Kriegsleuten zu erdulden hatten, trieben das Volk zu verzweifelter Gegenwehr.

Volksaufstand unter der Königin Boadicea. 61

Nach Dio war die Hauptursache der Empörung die harte Eintreibung der Darlehen nebst den hohen Zinsen, wobei besonders Seneca sich durch Habsucht hervorgethan; Tacitus dagegen berichtet, römische Centurionen hätten Boadicea, die

Gemahlin des Icenerkönigs, mit Schlägen mißhandelt, ihre Töchter geschändet, die Vornehmen ihres Vermögens beraubt, Angehörige des königlichen Hauses zu Sclavendiensten gebraucht; namentlich hätten sich die Veteranen von Camulodunum der größten Gewaltthätigkeiten schuldig gemacht.

Ergrimmt über solche Schmach und Mißhandlung griffen die Völkerschaften, bei denen die Knechtschaft noch nicht alle Gefühle der Ehre erstickt hatte, zu den Waffen. Unter der Führung der tiefverletzten Fürstin Boadicea stürzte sich das britische Kriegsvolk, dessen Zahl von römischen Schriftstellern auf hunderttausend angegeben wird, auf die Colonie Camulodunum, setzte die Stadt in Brand und tödtete die Besatzungstruppen in dem Tempel. Petillius Cerealis, derselbe, der später den Bataverkrieg beendigte, suchte vergebens mit einer Legion dem heranbrausenden Strom Einhalt zu thun; sein Fußvolk wurde niedergemacht; er selbst rettete sich mit der Reiterei mühsam in die Verschanzungen an der Themse.

Der Eroberung von Camulodunum folgte die Zerstörung der übrigen Römerstädte. Londinium, nicht gerade eine römische Colonie, aber schon damals berühmt wegen des ausgedehnten Handels und der Menge von Kaufleuten in ihren Mauern, wurde eingenommen, und die Frauen, Kinder und Greise, die sich der bewaffneten Mannschaft nicht anzuschließen vermocht, erbarmungslos getödtet. Gleiches Schicksal erfuhr die Landstadt Verulamium.

„Die Barbaren," bemerkt Tacitus, „umgingen die Burgen und befestigten Orte und stürzten dahin, wo sich reiche Plünderung und schwache Vertheidigung fand, froh der Beute, um alles Andere unbekümmert. Sicher ist, daß gegen 70,000 Bürger und Bundesgenossen umkamen, denn die Barbaren machten keine Gefangenen, um sie zu verkaufen oder nach Kriegsgebrauch auszutauschen; sie zogen es vor zu morden, zu hängen, zu verbrennen, zu kreuzigen; wie im Vorgefühl schwerer Vergeltung beeilten sie sich die Rache vorweg zu nehmen."

Niederlage der Briten.

Und diese zögerte nicht lange. Paulinus hatte sich mit seinen Truppen, etwa 10,000 Mann, westwärts gezogen, bis er an einen Ort kam, wo er im Rücken einen Wald und vor sich freies Feld hatte. Hier erwartete er den Feind, überzeugt, daß, wie klein auch sein Heerhaufen sei, die überlegene Kriegskunst der Legionare und Bundestruppen die verwilderte und siegestrunkene Masse, die in zerstreuten Haufen zu Fuß und zu Roß heranrückte, bewältigen werde. Die Briten waren so trotzigen Muthes, daß sie die Frauen mit sich führten, damit sie auf den Karren, welche den Rand des Feldes umgaben, Zeugen ihres Sieges sein möchten. Auf einer von Rasen errichteten Bühne sprach Boadicea zu der versammelten Menge von den ausgestandenen Leiden und der erlittenen Schmach und gab, nochmals zur Rache auffordernd, das Zeichen zur Schlacht. „Sie war von hohem Wuchs," so schildert sie Dio, „von schrecklichem Ansehen und durchdringendem Blicke. Ihre Stimme war rauh, ihr blondes Haar in solcher Fülle, daß es ihr über die Hüften herabfiel. Um den Hals hing eine große goldene Kette, ihren Leib bedeckte ein weites farbiges Unterkleid und

darüber ein mit einer Agraffe befestigter Kriegsmantel. In der Rechten schwang sie eine Lanze." Die Schlacht war bald entschieden. Die britischen Kriegshaufen, außer Stand, dem in geschlossenen Reihen anrückenden Feind zu widerstehen, geriethen in Unordnung, und da sie sich durch die Wagen selbst eingekeilt hatten, so endete der Kampf mit einer vollständigen Niederlage. Nach einigen Angaben betrug die Zahl der gefallenen Briten 80,000, während die Römer etwa 400 Todte und eben so viele Verwundete zählten. Ein herrlicher Sieg, sagt Tacitus, den Siegen der alten Zeit vergleichbar. Boadicea tödtete sich durch Gift.

Die Lage des Insellandes bis zur Ankunft Agricola's.

Dieser Ausgang entschied das Schicksal des britischen Insellandes. Die einzelnen Stämme würden noch schneller unterworfen worden sein, da außer dem Schwerte des Siegers auch noch eine Hungersnoth, herbeigeführt durch die Vernachlässigung der Saatfelder während des Krieges, die Einwohner schwer bedrängte, wenn nicht die Furcht vor der Härte und Rache des strengen Befehlshabers und der Hader zwischen ihm und dem Statthalter die Völkerschaften und Fürsten noch einige Zeit unter den Waffen gehalten hätte. Erst als ein neuer Befehlshaber von milderem Charakter an die Spitze des Heeres trat, kehrten Ruhe und Gehorsam zurück. Die Verwirrung jedoch, die nach dem Tode Nero's Reich und Provinzen erfaßte, blieb auch in Britannien nicht ohne Nachwirkung; wenigstens berichtet Tacitus im Leben Agricola's von schlaffer Kriegszucht, von Zügellosigkeit und Ausschweifung der Soldaten, von neuen Aufständen in einzelnen Landschaften. Diese Aufstände wurden besonders von den Druiden hervorgerufen, weshalb die Römer mit größerer Strenge als in anderen Ländern das einheimische Religionswesen zu vertilgen strebten. Die Priester wurden erschlagen, die Altäre umgestürzt, die heiligen Haine gefällt. Diese Härte erzeugte große Erbitterung unter den Briten, und wenn sie sich auch äußerlich den Machtgeboten Roms fügten, so trugen sie doch im Herzen bittern Groll gegen die Feinde ihrer Religion, gegen die Unterdrücker ihrer Freiheit und ihres heimischen Wesens. Sollte Britannien als ruhige Provinz in das römische Weltreich eintreten und von den Ueberwindern nicht blos die Knechtschaft, sondern auch die edlen Güter eines geordneten Staats- und Rechtslebens empfangen, so mußte die Führung der Heere und die Verwaltung des Landes in die Hände eines Mannes gelegt werden, der mit den Eigenschaften eines tapfern und umsichtigen Kriegsmannes einen milden versöhnlichen Geist und einen Sinn für Gerechtigkeit und Menschenwürde verband.

Agricola in Britannien. 78–85.

Einen solchen Mann erlangte Britannien in **Julius Agricola**, der gegen das Ende der Regierungszeit Vespasian's die Statthalterschaft des Insellandes antrat und sechs bis sieben Jahre lang mit Glück und Ruhm die Geschäfte des Krieges wie des Friedens besorgte. Nachdem er die streitbaren Bergvölker in Nord-Wales zur Unterwerfung gebracht und die Insel Mona mit den Druidenschulen und dem reichen Tempel, von deren Bezwingung Suetonius

durch den Aufstand im inneren Lande abgehalten worden war, der römischen Provinzverwaltung unterstellt hatte, war er bemüht, die Briten durch Gerechtigkeit, Milde und Zutrauen für römische Herrschaft, Bildung und Ordnung zu gewinnen. Wir erfahren von Tacitus, wie erfolgreich er die rohen und kriegerischen Bewohner an die Genüsse eines feineren Lebens, an die Vortheile des Friedens gewöhnte: er bewog sie, Städte mit Tempeln, Marktplätzen und Wohnhäusern nach römischer Weise zu erbauen, wobei er die Thätigen lobte, die Saumseligen strafte und dadurch einen Wetteifer um Ehre erzeugte. Er ließ die Söhne der Vornehmen in den Wissenschaften und in der Beredsamkeit unterrichten, so daß in Kurzem die römische Sprache allenthalben Eingang fand und die Toga die heimische Tracht verdrängte. Allmählich ging man zu den Reizungen der Laster über, bemerkt der Geschichtschreiber weiter, zu Säulenhallen, Bädern, üppigen Gastmählern und nannte Bildung, was schon der Anfang der Knechtschaft war. Im vierten Jahre seines Aufenthaltes hatte Agricola die römische Provinz schon bis an den Tweed, den Grenzfluß gegen Schottland, ausgedehnt, die gefährdeten Orte durch Castelle gesichert, den schmalen Erdstrich zwischen Clota und Bodotria (Clyde und Forth zwischen Edinburg und Dunbarton) mit einer Reihe von Thürmen und Schanzen gegen die Einfälle der Caledonier geschützt und mit Besatzungen versehen. Zugleich hatte er durch einen flüchtigen Häuptling, den er bei sich aufgenommen, Erkundigungen über Hibernia (Irland) eingezogen und eine Flotte ausgerüstet, welche Schottland umschiffen und seine Unternehmungen zu Land von der See her unterstützen sollte.

„Ein herrlicher Anblick," rühmt Tacitus, „da nun zu Land und Wasser zugleich der Krieg fortwogte und oft in demselbigen Lager Fußvolk und Reiter und Seesoldaten in frohem Gewühle vermischt Jeder seine Thaten, seine Abenteuer erhob, die Gefahren mit kriegerischer Ruhmredigkeit gegen einander aufwiegend."

Agricola gegen die Caledonier.

Auf dem fünften Feldzug überwand Agricola in einer Schlacht die streitbaren Völkerschaften nordwärts des Meerbusens, die bestürzt über die doppelte Gefahr sich mit großer Kriegsmacht dem eindringenden Feinde entgegengeworfen, und dehnte im nächsten Sommer Roms Herrschaft bis an den Fuß der Grampianshügel aus. Ueber diesen Gebirgswall hinaus war ihm nicht beschieden, die ruhmbedeckten Feldzeichen zu tragen. Zwar krönte er noch seinen letzten Feldzug durch einen glorreichen Sieg über die nördlichen Caledonier, welche durch einen feierlichen Eid und Waffenbund zum Kampf auf Leben und Tod sich vereinigt und als „des Erdkreises und der Freiheit letzte Söhne" mit Muth und mannhaftem Sinn für die theuersten Güter gestritten hatten; aber ehe das nächste Jahr anbrach, in welchem er das schottische Hochland zu unterwerfen und dann zur Eroberung der irischen Insel zu schreiten gedachte, wurde er von dem über den Ruhm und die Größe des Helden neidischen und eifersüch-
85. tigen Domitian zurückgerufen und mußte seine letzten Jahre still und unbemerkt

in Rom verleben. So blieben die Grampianshügel das nördliche Bollwerk der Provinz Britannien. Die Kette von militärischen Posten, welche Agricola von Edinburg bis Dunbarton angelegt, wurde in der Folge von Antoninus Pius durch einen auf steinernen Grundmauern aufgeführten Erdwall befestigt, der dann lange Zeit die Grenze der römischen Provinz geblieben ist. „Die eingebornen Caledonier bewahrten im äußersten Nordende der Insel ihre wilde Unabhängigkeit, welche sie jedoch nicht minder ihrer Armuth als ihrer Tapferkeit zu verdanken hatten. Ihre Einfälle wurden häufig zurückgewiesen und bestraft, aber ihr Vaterland blieb von dem fremden Joche frei. Die Herren der schönsten und reichsten Himmelsstriche der Erde wendeten sich mit Verachtung von diesen düstern den Winterstürmen preisgegebenen Bergen, diesen in blaue Nebel gehüllten Seen, diesen kalten, öden Haiden ab, auf welchen nackte Barbaren das Wild des Waldes jagten."

2. Titus (Flavius Vespasianus).

A. Charakter und Regierung.

Auf den einfachen von altrömischer Gesinnung und Sittenstrenge erfüllten Titus Flavius Vespasianus folgte sein Sohn gleichen Namens, gewöhnlich mit dem Vornamen Titus bezeichnet, ein mit allen Gaben des Geistes und Körpers reich ausgestatteter Fürst. Wie er im jüdischen Krieg dem Vater zur Seite gestanden und den Triumph über das bezwungene Jerusalem mit ihm getheilt hatte, so war er auch in allen Regierungsgeschäften sein treuer Gefährte gewesen, hatte die Censur, das Tribunat und siebenmal das Consulat gemeinschaftlich mit demselben verwaltet und so sehr an allen Staatshandlungen Theil genommen, daß er gleichsam als Mitregent gelten konnte, daher auch seine Thronbesteigung keine Veränderung in dem öffentlichen Leben herbeiführte.

Titus 79—81. u. c. 832 bis 834.

Titus glänzt in der Geschichte als Muster eines Fürsten, so daß ihn Mit- und Nachwelt als die „Liebe und Wonne des Menschengeschlechts" bezeichnet hat; dennoch sah das römische Volk mit bangen Gefühlen seinem Regierungsantritt entgegen, denn sein bisheriges Leben war nicht frei gewesen von Fehlern und Lastern, und Manche mochten einen zweiten Nero in ihm erwarten. Nicht nur daß er sich den Freuden und Genüssen des hauptstädtischen Lebens im Uebermaaß hingegeben, daß er die Nächte bei schwelgerischen Mahlzeiten in der Gesellschaft von Lustgenossen und Buhlknaben verpraßte, er hatte sich auch als Befehlshaber der Prätorianer den Vorwurf grausamer Strenge zugezogen und in seinen richterlichen Entscheidungen sollte er der Bestechung zugänglich gewesen sein. War es schon eine auffallende Neuerung, daß ein dem Throne so nahe stehender Fürst die Stelle eines Gardehauptmannes übernahm, die bisher nur römische Ritter inne gehabt, und dadurch dem Amte noch größere Bedeutung und Wichtigkeit verlieh, so erschrak man noch mehr, als er diese Stelle gebrauchte, um verdächtige Leute aus dem Wege zu räumen. Den A. Cäcina, einen Mann von consularischem Rang, von dem er in sichere Erfahrung gebracht, daß er

Sein bisheriges Leben.

eine Verschwörung im Schilde führe, hatte er zur Tafel geladen und beim Ausgang aus dem Speisesaal niederstoßen lassen. Eine solche Richtung zu Ausschweifungen und tyrannischer Willkür war aber doppelt gefährlich bei einem Manne, der im Umgang von bezaubernder Liebenswürdigkeit war und die Gabe besaß, die Menschen zu gewinnen und an sich zu fesseln. Schon in Syrien hatten ihm die Legionen solche Beweise von Anhänglichkeit gegeben, daß es nur bei ihm gestanden hätte, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen, und es hat nicht an verlockendem Zuspruch gefehlt.

Seine Umwandlung bei der Thronbesteigung.

Aber alle Befürchtungen zerrannen, als Titus im eigenen Namen die Regierung übernahm. Nicht nur, daß er alle Vergehungen und Irrwege sorgfältig vermied; er widmete sein ganzes Leben dem Wohle des Staats und ordnete alle Neigungen und Leidenschaften seinen Regentenpflichten unter. Die schöne Berenice, eine jüdische Fürstin aus dem herodeischen Herrscherhause, die aus Liebe zu Titus ihren Gemahl Herodes von Chalcis und ihr Volk verlassen hatte und dem römischen Feldherrn nach der Weltstadt gefolgt war, in der Hoffnung und wohl auch mit der Zusage, seine Gattin zu werden und einst den Thron mit ihm zu theilen, mußte alsbald Rom verlassen, als das Volk seinen Unwillen über die fremde Herrscherin kund gab, so schwer es dem Kaiser auch fiel, sich von der reizenden Frau, mit der er zwölf Jahre verbunden gewesen, zu trennen. Aber vor den Staatsrücksichten mußte die Stimme des Herzens verstummen. Auf gleiche Weise verabschiedete er alle unwürdigen Genossen, alle Schauspieler und Tänzerinnen, an deren Gesellschaft er bisher Gefallen gefunden, und vermied sorgfältig Alles, was Anstoß oder Aergerniß geben konnte.

Seine Milde und Menschenliebe.

Wenige Fürsten haben vor der strengen Muse der Geschichte so viel Huld und Gnade gefunden als Titus. Man kennt von seiner kurzen Regierungszeit nur treffliche Handlungen, Züge des Wohlwollens, der Milde und der Menschenliebe, Aussprüche edler Gesinnung. Wenn Sueton erzählt, daß Titus den Grundsatz ausgesprochen, Niemand dürfe von dem Angesicht des Kaisers traurig weggehen, daß er einst bei Tafel, als ihm einfiel, er habe an dem Tage noch Niemand eine Wohlthat erwiesen, plötzlich ausgerufen: „Ich habe einen Tag verloren!“ daß er die Spione und Angeber, welche die Gesellschaft und das ganze öffentliche Leben vergifteten, mit Ruthenstreichen züchtigen ließ und aus Rom vertrieb; daß er in den herrlichen Bädern (Thermen), die er in der Nähe des flavischen Amphitheaters erbaute, dem geringen Volke freien Zutritt gestattete, daß er die Würde eines Oberpriesters annahm, um eine äußere Nöthigung zu haben, seine Hände rein zu halten von Blut, so erkennt man aus diesen geringen Zügen ein Herz voll Edelsinn und Humanität und das Streben, sich die Liebe und Gunst des Volkes zu erwerben.

Daß er die Vollendung des Amphitheaters und der Bäder mit glänzenden Spielen, Gladiatoren- und Thierkämpfen einweihte, war eine fast unvermeidliche Huldigung an den Geschmack der Zeit und die Gewohnheiten des Volks. Durch die umsichtige Finanzverwaltung des Vaters war er in Stand gesetzt, seiner Neigung zu kostspieligen Bauten und Spielen nachgeben zu können.

Und wenn jemals einem Fürsten Gelegenheit geboten war, durch Mild- Unfälle.
thätigkeit und Wohlthun harte Geschicke zu erleichtern und Leiden zu mildern, so war dies bei Titus der Fall, während dessen Regierungszeit der große Ausbruch des Vesuvius die Städte Herculaneum, Pompeji und Stabiä zerstörte und Rom von Brand und Pest schwer heimgesucht war. Leider starb der treffliche Fürst schon im dritten Jahr seiner Regierung, im einundvierzigsten seines Lebens, in dem Badeorte Cutiliä bei Reate, nach Sueton am Fieber, 13. Sept. 81.
nach Anderen an Gift, das ihm durch Domitian gereicht worden. Noch hatte Titus nicht ausgeathmet, so sprengte der lieblose Bruder nach Rom, um sich durch das übliche Donativ der Prätorianer zu versichern.

B. Pompeji und Herculaneum.

Ueber den Ausbruch des Vesuvius am 24. August des Jahres 79, durch welchen Die Verschüttung.
die drei Städte Herculaneum, Pompeji und Stabiä, uralte oskisch-campanische Niederlassungen, dann römische Municipien, verschüttet wurden, sind zwei Berichte aus dem Alterthum erhalten, von Cassius Dio in seiner Röm. Geschichte (66, 21 ff.) und von Plinius Secundus dem Jüngeren, dessen Oheim, der Naturforscher Plinius der Aeltere, bei der Katastrophe durch den Qualm seinen Tod fand. Der Bericht des letzteren ist in zwei Briefen an den Geschichtschreiber Tacitus enthalten, damit die näheren Umstände über den Tod des großen Naturforschers der Nachwelt getreu überliefert werden möchten; und ohne Zweifel hat auch Tacitus in seinen „Historien" die Begebenheit beschrieben, aber leider sind die späteren Bücher des Werks nicht auf unsere Zeit gekommen. Der erste Brief erzählt vorzugsweise, auf welche Art und unter welchen Umständen Plinius bei der Flucht unweit Stabiä seinen Tod gefunden; im zweiten wird mehr auf die Naturerscheinung selbst und ihre schrecklichen Wirkungen Bedacht genommen. Darin heißt es: „Eine furchtbare schwarze Wolke, mit Brandgeruch hervorbrechend, warf große Flammen aus, die Blitzen glichen, aber viel größer waren. Bald darauf schien sich die Wolke zu senken und das ganze Meer zu bedecken, und wirklich entzog sie die Insel Capri sowie das Vorgebirg Misenum unseren Blicken. Aschenregen, obgleich nicht sonderlich dick, begann auf uns herabzufallen, und als ich mich umwendete, bemerkte ich einen dicken Rauch, der hinter uns herrollte wie ein reißender Strom." Das war der auf Herculaneum fließende Lavastrom. „Wir wichen von der Straße auf die Felder aus, um nicht im Gewühl der Menschen erdrückt zu werden, aber kaum hatten wir den Weg verlassen, so umgab uns eine Finsterniß, die nicht mit der einer mondlosen Wolkennacht im Freien, sondern nur mit der in einem verschlossenen Zimmer ohne Licht verglichen werden kann. Man hörte Nichts, als das Geschrei von Kindern, das Jammern von Weibern und die Rufe von Männern, indem die einen nach ihren Kindern, die andern nach ihren Eltern riefen und sich nur an der Stimme erkennen konnten, Einige beklagten ihr eigenes Schicksal, Andere das der Ihrigen, Einige wünschten aus Todesfurcht zu sterben, Andere erhuben ihre Hände zu den Göttern, aber die Meisten glaubten, die letzte und ewige Nacht sei gekommen, welche die Welt und die Götter zusammen vernichten würde."

Cassius Dio gibt nach einigen allgemeinen Bemerkungen über den Vesuv von dem Ausbruch unter Titus folgenden Bericht: „Man glaubte viele große überschwenglich gewaltige Männer, wie man die Giganten malt, bald auf dem Berge, bald in dem umliegenden Lande und in den Städten, bei Tag und Nacht auf der Erde herum-

wandeln und in der Luft einherschweben zu sehen. Hierauf folgte eine drückende Schwüle und plötzliche heftige Erdstöße, so daß die ganze Ebene in Bewegung gerieth und die Höhen emporsprangen. Und unter der Erde vernahm man donnerähnliches Gedröhn, über der Erde furchtbares Gebrüll. Plötzlich brauste das Meer auf, der Himmel hallte wieder; darauf hörte man ein entsetzliches Krachen, wie wenn die Berge zusammenstürzten. Erst flogen ungeheure Steinmassen selbst über den Gipfel des Berges empor, danach erhob sich Feuer, und Rauchwolken verdunkelten die Luft und verhüllten die Sonne, als ob sie sich verfinsterte. Nacht ward aus Tag, Schatten aus Licht. Bald glaubte man, die Giganten erstünden wieder (denn es erschienen allerlei riesige Gestalten im Rauch und es erschollen Posaunen), bald wieder, es stürze die Welt in ihr altes Chaos oder in Feuer zusammen. Alles floh bange, theils von Außen in die Häuser, theils von Innen ins Freie. Bestürzt flüchtete der Eine vom Meer ans Land, der Andere eilte nach der See; Alle wähnten, anderswo sicherer zu sein, als da, wo sie waren. Indessen trieb der Wind einen ungeheuern Aschenregen einher, der Land, Meer und Luft erfüllte. Menschen, Felder und Heerden kamen an vielen Orten, wie es der Zufall wollte, zu Schaden; die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres starben; sogar zwei ganze Städte, Herculaneum und Pompeji wurden verschüttet, während die Bewohner eben im Theater saßen. So gewaltig war der Aschenregen, daß ein Theil bis nach Afrika, Syrien und Aegypten gelangte, sogar in Rom die Luft erfüllte und die Sonne verdunkelte. Auch hier hatte sich mehrere Tage eine nicht geringe Angst verbreitet, da man weder die Ursache dieser Erscheinung kannte, noch ihren Ausgang vorhersehen konnte; auch hier meinte man, die Welt kehre sich um, die Sonne stürze herab auf die Erde, die Erde erhebe sich gen Himmel. Für den Augenblick thaten die Aschenmassen keinen großen Schaden, später aber erzeugten sie eine furchtbare Seuche, welche viele Opfer forderte."

Schon fünfzehn Jahre früher (65 n. Chr.) hatte ein mit einem Erdbeben verbundener Ausbruch des Vesuv in Pompeji bedeutenden Schaden angerichtet, während man bis dahin den Vesuv für einen vollständig erloschenen Vulkan gehalten hatte. Dies erkennt man aus den Worten, mit welchen etwa fünfzig Jahre früher Strabo die Gegend beschreibt: „Oberhalb dieser Orte liegt der Berg Vesuvius, bis an den Gipfel von herrlich angebauten Feldern umgeben, dieser aber ist größtentheils flach und unfruchtbar, dem Ansehn nach aschig, und man sieht daselbst Höhlungen in porösen Steinen von rußiger Farbe, als wären sie vom Feuer zerfressen, so daß man schließen möchte, der ganze Ort habe einmal gebrannt, enthalte Feuerkrater, und sei erloschen, nachdem ihm der Stoff ausgegangen. Vielleicht ist gerade das der Grund der ihn umgebenden Fruchtbarkeit, wie man sagt, daß bei Catana die Gegend so vorzüglichen Wein hervorbringe, seitdem ein Theil derselben mit der vom Aetna ausgeworfenen Asche bedeckt ist."

Pompeji und Herculaneum nach der Ausgrabung.

Fast siebzehn Jahrhunderte lagen die Städte unter der Lava verschüttet, bis sie durch Zufall entdeckt (Herculaneum 1709, Pompeji 1721) theilweise wieder ausgegraben wurden, ein Ereigniß, das für die Kunde des Alterthums wie für den Kunstgeschmack unserer Tage von der höchsten Wichtigkeit war. Von der zunächst an der Meeresküste gelegenen Stadt Stabiä haben sich nur geringe Spuren entdecken lassen; ergiebiger waren die Nachforschungen in Herculaneum, aber vor Allen ist Pompeji der Ort, welcher am vollkommensten und klarsten ein Stück der antiken Welt mitten in unsere moderne stellt. „Herculaneum nämlich," heißt es in dem Werke von J. Overbeck: Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken, „ist nicht allein ungleich tiefer verschüttet als Pompeji, es ist fast ganz von einem mächtigen Lavastrome überfluthet, der zu einer felsenfesten Rinde erstarrt, und auf dem großentheils die moderne Stadt Resina erbaut ist; demnach konnte Herculaneum nur zum kleinsten

Theil aufgedeckt werden, es ist wie ein Bergwerk ausgegraben und wie ein solches durch Schachte und Stollen zu befahren, im Fackellichte zu betrachten. Pompeji dagegen liegt wieder offen unter dem freundlichen Lichte des campanischen Himmels, der ihm einst gelächelt hat, wir können die leichte Luft des Lebens athmend durch seine Straßen wandern, in seine Häuser eintreten und seine Monumente im Strahle der glänzenden Sonne betrachten, die, Leben und Freude weckend, die Gedanken an Tod und Zerstörung aus unserer Seele verscheucht. Herculaneum ist eine dunkele Gruft, in der ein ganzes Geschlecht begraben liegt. Pompeji ist wie eine Stadt, die nach einem Brande von den Einwohnern verlassen ist, welche sich die Phantasie als wiederkehrend denken mag. Ein wunderbares Walten des Schicksals hat uns diese beiden Stätten des Alterthums in ihrer Ganzheit bewahrt. Hier pulsirte das Leben in frischester Fülle und Kraft, hier schuf und wirkte dasselbe nach allen Richtungen mit ganzer, reger Geschäftigkeit, hier trieb sich der lebhafte Verkehr eines sorglosen Völkchens durch die Straßen und Gassen, ja hier lag der Gedanke an Untergang und Zerstörung so fern, daß am Tage des Verhängnisses das Amphitheater von Pompeji von einer schaulustigen Menge erfüllt war; da plötzlich schnitt die Parze den Faden ab, da ließ ein ungeahntes furchtbares Ereigniß das glühende Leben erstarren, oder versenkte es in einen Schlaf gleich dem, welchen Dornröschen schlief, bis der warme Kuß des Lebens sie aus ihm erweckte, da warf der flammende Berg Massen von Asche und Sand und glühenden Steinen aus, die mit einer gleichmäßigen Decke die ganze Stätte dieses Lebens einhüllten, sie beschützend vor den langsam aber sicher wirkenden Zerstörungen kommender Zeiten und Alles, was sie trug, geheimnißvoll bewahrend bis auf späte Jahrhunderte." — Sind auch während des Jahrhunderts, das seit der Entdeckung verstrichen ist, die Ausgrabungen oft sehr saumselig und mit häufigen Unterbrechungen betrieben worden, so ist doch ein Dritttheil der verschütteten Stadt wieder an den Tag gebracht, und zwar dasjenige Dritttheil, welches neben dem Forum und noch ein paar Märkten die Hauptstraßen, die bedeutendsten öffentlichen Gebäude, Tempel, Basilica, Bäder, Theater und Amphitheater umfaßt und daneben eine Fülle von Wohnhäusern, Läden, industriellen Anlagen, so daß kaum eine Seite des alten Lebens in seinen monumentalen Resten nicht vor unseren Blicken offen läge.

3. Titus Flavius Domitianus.

Wenn bei Titus der Antritt der Regierung eine Läuterung seines Innern bewirkte, so war er für seinen Bruder T. Flavius Domitianus das Mittel, den ungebändigten Trieben und Leidenschaften, die er schon in der Jugend kund gegeben, nun ihren vollen Lauf zu lassen. Wohl hatte er mit Vater und Bruder die geistigen Anlagen und den Sinn für Bildung gemein: er hatte sich in der Poesie versucht; die Uebersetzung des Aratus (III, 414), wenn anders die theilweise noch vorhandenen Aratea Caesaris Germanici wirklich von Domitian und nicht vielmehr von Germanicus, des Drusus Sohn, herrühren, wird mit Recht der des Cicero vorgezogen; aber unter dieser verfeinerten Hülle lag ein boshaftes, von Hochmuth und Eitelkeit erfülltes Herz verborgen, das nach der Thronbesteigung in seiner ganzen Häßlichkeit zu Tage kam. Nun hielt er es unter seiner Würde, sich ferner mit Wissenschaften abzugeben; desto eifriger las

Domitian. 81—96. u. c. 834 bis 849.

er die Denkwürdigkeiten und politischen Schriften des Tiberius, um aus der Staatsklugheit dieses despotischen Herrschers Lehre und Beispiel für sein eigenes Handeln zu ziehen. Die Ausschweifungen seiner Jugend hatten seinen von Natur starken Körper frühe entkräftet, und da er von Vater und Bruder von allen öffentlichen Geschäften sowohl der Staatsverwaltung und Rechtspflege als des Krieges absichtlich fern gehalten worden war, so bildete seine Regierung nach Innen und Außen einen traurigen Gegensatz zu der seiner beiden Vorgänger. Wie dürftig auch die Nachrichten über Domitian sind, alle stimmen in dem Urtheil überein, daß Rom unter seiner Herrschaft schlimme Zeiten durchlebte. Sueton sagt, in den ersten Jahren seien Tugenden und Laster in ihm gemischt gewesen, bis auch jene in Laster ausgeartet seien.

Spiele und Festlichkeiten. Domitian fühlte diesen Abstand, und in seinem Stolze suchte er durch äußeren Prunk zu ersetzen, was ihm an wahrer Größe abging, und durch Schaugepränge den Mangel an Thaten und Siegen zu verhüllen. Noch nie hatte Rom so glänzende Schauspiele und Wettfahrten im Amphitheater und Circus gesehen als unter Domitian. Die Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe wurden zuletzt so sehr zur Gewohnheit, daß man als neue Reizmittel die Nacht mit Fackelschein dazu wählte, und nicht nur Sclaven oder Freigelassene, sondern römische Bürger aus dem Senatoren- und Ritterstand, ja sogar vornehme Frauen als Kämpfer dabei auftreten ließ. Im Wagenrennen, in Schauspielen, in musischen und gymnischen Wettkämpfen, wobei auch Jungfrauen um den Preis stritten, suchte Domitian die neronischen Glanztage zu überbieten. Nie schwoll ihm sein eitles und stolzes Herz höher, als wenn er im purpurnen halbgriechischen Festgewande, einen goldenen Kranz auf dem Haupt, diesen Prachtspielen auf erhabenem Fürstensitz zuschauen konnte. Dazu kamen noch große Seegefechte und die zahllosen Religionsfeste, die er erweiterte und mit neuen vermehrte. Diese Volksbelustigungen und Festlichkeiten, verbunden mit Geldspenden und öffentlichen Speisungen und mit den zahlreichen kostspieligen Bauwerken, die er bald zu Ehren der Götter, wie die Vollendung der abgebrannten capitolinischen Heiligthümer, der Tempel der Isis und des Serapis, des Pantheon u. a., bald zur Verherrlichung seines Namens oder zur Verschönerung der Stadt aufführen ließ, verschlangen unermeßliche Summen, welche nur durch Bedrückung und grausame Erpressungen aufgebracht werden konnten. So wurde er, bemerkt Sueton, aus Noth raubsüchtig und aus Furcht blutdürstig.

Sein Verhalten gegen die Aristokratie und Beamtenwelt. Daß Domitian indessen nicht ohne Erfolg die Regierungskunst des Tiberius studirt und im Anfang nicht ausschließlich den Freuden und Genüssen sich hingegeben habe, beweist die Strenge, womit er die Beamten und die Glieder der höheren Stände überwachte und zur Pflichterfüllung und Beobachtung der Sitten- und Anstandsgesetze anhielt. Wie alle Despoten sah Domitian in der Aristokratie und in der unabhängigen Bürgerschaft die entschiedensten Widersacher; gegen diese richtete sich daher vorzugsweise sein finsterer Argwohn, und er ergriff mit Freuden die Gelegenheit, sie zu erniedrigen und zu bestrafen. Beging er dabei mitunter Unrecht, weil weniger die Rücksicht auf das Staatswohl als die Befriedigung der eigenen Laune und Rachsucht der eigentliche Beweggrund war, wie bei der Rückberufung Agricola's aus Britannien (S. 254), so

hatte diese Strenge doch auch zur Folge, daß der Beamten- und Richterstand sich vor Verletzung der Gesetze hütete und die gesammte Aristokratie sich der verschärften Sittenzucht fügte. „Die Magistrate der Hauptstadt und die Vorsteher der Provinzen," versichert Suetonius, „hielt Domitian so gründlich in Ordnung, daß sie niemals ehrlicher und gerechter gewesen sind als unter seiner Regierung, während wir viele derselben nach seiner Zeit aller möglichen Verbrechen angeklagt sahen." Gegen saumselige oder käufliche Richter, gegen unzüchtige Vestalinnen, gegen Senatoren, die sich durch unwürdiges Leben entehrten, ließ er die ganze Strenge des Gesetzes walten; weniger um auf die öffentliche Sittlichkeit einzuwirken, als weil er aus einer gewissen Rivalität gegen seinen Vater und Bruder sich den Ruhm eines Reformators erwerben wollte, vielleicht auch um die aristokratische Beamtenwelt seine Herrschergewalt empfinden zu lassen. Das Verlangen des Senats, daß kein Todesurtheil gegen ein Mitglied ohne Theilnahme dieses Reichskörpers verhängt werden sollte, wies er zurück; er bestand auf dem unbeschränkten Rechte des Schwerts über Alle. Die Folge war, daß die Senatoren, für ihr Leben zitternd, keinen Widerspruch wagten. Was Domitian durch diese Strenge bei den angeseheneren Geschlechtern verlor, suchte er durch Freigebigkeit gegen das Volk, durch Schenkungen, Bewirthungen und Spiele bei der Menge und durch Solderhöhungen bei dem Heere zu gewinnen. So hat zu allen Zeiten der Despotismus seine Stützen im großen Haufen und in der Armee gesucht und seine Verfolgungen gegen die höheren und mittleren Stände gerichtet; und wie unlauter auch oft die Quelle war, aus welcher diese Maßregeln hervorgingen, der Mangel an Tugend und Pflichtgefühl bei diesen Ständen hat die Strenge doch nicht selten als Wohlthat erscheinen lassen. Der Senat hatte sich durch Niederträchtigkeit und Kriecherei bereits selbst um alle Ehre gebracht, als Domitian ihn mit seinem Hohn in den Staub zog. Die Berathung, in welche Juvenal in der vierten Satire die versammelten Väter treten läßt über die hochwichtige Frage, ob ein dem Kaiser zum Geschenk gemachter großer Fisch ganz oder in Stücke zerlegt auf die Tafel kommen solle, und die darin verspotteten Schmeichler und Schmeichelreden geben ein bezeichnendes Bild von der tiefen Erniedrigung der ersten Corporation des Reichs.

Die kläglichste Rolle spielte Domitian im Kriege. Wir lesen von einem Feldzuge gegen die Chatten, ohne jedoch über Entstehung und Gang des Krieges näher unterrichtet zu werden. Seine Rückkehr wurde mit einem Triumph verherrlicht, und der Name „Germanicus", der ihm beigelegt ward, sollte das Volk an erfochtene Siege glauben machen; allein Tacitus enthüllt den wahren Hergang: „Domitian war sich bewußt, daß jüngst der falsche Triumph über Germanien zum Gelächter geworden sei, da man Leute aufgekauft und ihnen durch Veränderung der Kleidung und Haare das Ansehen von Gefangenen gegeben." Es scheint, daß die Seherin Ganna zu den Chatten in ähnlichem Verhältniß gestanden, wie Veleda zu den Batavern, und gleichfalls

Kriegszüge. 84.

in Italien ihr Leben beschlossen habe. Die bisher den Römern befreundeten Cherusker sahen sich, wie es scheint, von der Zeit an gezwungen, zu den Chatten in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu treten. Noch unrühmlicher endigte der Feldzug des Kaisers gegen die Dacier und andere Völker an der unteren Donau. Während er selbst sich in Mösien mit Buhlerinnen und Lustknaben unterhielt und „Schlachten im Bette" lieferte, erlitten seine Feldherren durch den Dacierkönig, dem die römischen Schriftsteller den Namen Decebalus beilegen, einen klugen, umsichtigen und in der Kriegskunst wohl erfahrenen Fürsten, und dessen Bundesgenossen, die Geten, Quaden und Markomannen, mehrere Niederlagen, so daß der Kaiser eilte, den tapfern Gegner durch große Geschenke und Versprechungen zum Abschluß eines Friedens zu bringen. Dennoch wurde auch
90. der dacische Krieg durch einen Triumph, durch Ehrenzeichen und Denkmäler verewigt.

Auf diese Vorgänge spielt Plinius in der Lobrede auf Trajan an, wenn er sagt: „Jetzt kaufen wir die Geiseln nicht mehr, sondern nehmen sie in Empfang; jetzt schließen wir nicht mehr mit großen Verlusten und unermeßlichen Geschenken Verträge, um den Schein zu haben, als hätten wir gesiegt." Domitian verpflichtete sich nicht nur zur Zahlung einer bedeutenden Geldsumme sogleich und zu einem fortlaufenden jährlichen Tribut, heißt es bei Imhof, sondern er mußte auch dem Decebalus einen Transport von allerlei Handwerkern und Künstlern zum Friedens- wie zum Kriegsgebrauch gewähren. Nichtsdestoweniger hielt er in Rom mit Hülfe des den Bundesgenossen abgezwungenen Krongeldes über die Daker einen prunkvollen Triumph und bedeckte die Schande der markomannischen Expedition mit einer außerordentlichen dem capitolinischen Jupiter dargebrachten Ovation. Er führte im Triumph allerhand kostbares Geräth auf, Waffen, goldne und silberne Geschirre u. dgl., die ihm entweder eigen gehörten oder den Bundesgenossen abgenommen waren. Seine Eitelkeit erschöpfte sich in allen nur möglichen Siegesverherrlichungen, bei denen ihn der Senat treulich unterstützte und noch überbot. Der ganze Erdkreis füllte sich mit Bildsäulen des Kaisers; wohin das Auge blickte erhoben sich Triumphbogen und Ehrenpforten, und mitten auf dem Forum ließ er sich eine kolossale eherne Reiterstatue errichten, zu deren Enthüllung Statius das Festgedicht schreiben mußte.

Grausamkeit und Verfolgungssucht.

Diese unrühmlichen Feldzüge, die mit den von Vespasian und Titus vollbrachten Waffenthaten den größten Contrast bildeten, steigerten in Domitian den Hang zur Grausamkeit und zur Tücke. Konnten die Geschichtschreiber der Zeit, besonders Dio und Sueton, in den ersten Regierungsjahren noch manche rühmliche Handlungen und Verordnungen anführen, so wissen sie gegen das Ende nur noch Thaten der Willkür, der Härte, des Menschenhasses aufzuzählen,
93. besonders seit dem verunglückten Aufstand seines Feldherrn L. Antonius Saturninus. Ein Römer von vornehmer Abkunft erhob Saturninus, Statthalter am Oberrhein, im Vertrauen auf die Ergebenheit seiner Legionen und die Beihülfe der Chatten, die Fahne der Empörung, wurde aber von dem Feldherrn Norbanus geschlagen und in der Schlacht getödtet. Dieser Vorgang steigerte die Grausamkeit des Kaisers. Seitdem erklärte er, wie Plinius sagt, offen seinen Haß gegen alle besseren Menschen. Unter dem Vorwande, die Mitverschwornen

zu ermitteln, wurden viele angesehene und ihm verhaßte Männer den entsetzlichsten Folterqualen unterworfen und durch Hochverrathsprozesse aus dem Wege geräumt. In jedem hervorragenden Mann sah Domitian einen gefährlichen Nebenbuhler oder Widersacher und trachtete ihm nach dem Leben. Angst und Mißtrauen trieben ihn zu der furchtbaren Grausamkeit, deren seine Natur fähig war. Soll doch selbst Agricola, der um diese Zeit starb, das Opfer einer Vergiftung durch den feindlich gesinnten Kaiser geworden sein. Besonders richtete sich sein Haß und Argwohn gegen die Stoa, in welche sich damals alle Erinnerung an frühere Zeiten, alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft flüchteten, deren Bekenner gegen die Tyrannei und ihre Werkzeuge wie in einem Bunde vereinigt waren und mit stummer Resignation Marter und Tod ertrugen. In diese Zeit der Verfolgung fällt die Hinrichtung des Herennius Senecio, der Fannia, des jüngeren Helvidius Priscus, des Junius Arulenus Rusticus; die Verbannung des Artemidorus, L. Telesinus, Dio Chrysostomus, Epictet u. A. Auch die Juden und Christen hatten, wie wir später erfahren werden, unter dem Argwohn und der Habsucht des Kaisers zu leiden.

Herennius Senecio, Senator und Stoiker, hatte als Sachwalter die Klage der Spanier gegen die Erpressungen des Bäbius Massa, eines berüchtigten Angebers, in Gemeinschaft mit dem jüngeren Plinius so erfolgreich geführt, daß der kaiserliche Günstling ins Exil wandern mußte, sich aber dadurch den Haß aller seiner Genossen zugezogen. Einer derselben, Metius Carus, ein gefährlicher Delator, klagte ihn daher des Majestätsverbrechens an, weil er eine Biographie des älteren unter Vespasian hingerichteten Helvidius Priscus verfaßt und sich seit vielen Jahren um kein Staatsamt mehr beworben habe. Bei der Untersuchung ergab sich, daß er von der Fannia, Helvidius Wittwe, die eine Tochter des Thrasea und mütterlicher Seits Enkelin der berühmten Arria war, zu dem Werke aufgefordert worden sei und das Material dazu erhalten habe. Deshalb wurde Fannia mit ihrer Mutter verbannt, Senecio hingerichtet, das Buch durch Senatsbeschluß zum Feuer verurtheilt. Dieser Prozeß war das Signal zu ausgedehnten Gerichtsverfolgungen gegen alle Stoiker. L. Arulenus Rusticus hatte eine Lebensbeschreibung des Thrasea verfaßt und sich dabei mit großer Wärme und Offenheit über seinen Freund, den er einen „heiligen Mann" nannte, ausgesprochen, dadurch aber den Zorn des Kaisers, „des Gottes aller Menschen", um so mehr auf sich geladen, als der Verfasser für einen berühmten Gelehrten und Philosophen galt. Er wurde hingerichtet, seine Gattin Gratilla und sein Bruder Mauricus verbannt. Nun kam die Reihe an Helvidius Priscus, dessen Verbrechen war, einen berühmten Vater gehabt zu haben und dessen Nachfolger in den Grundsätzen der Stoa zu sein. Da der würdige Consular nach Plinius' Zeugniß seinen berühmten Namen und seine hohen Tugenden vor der Eifersucht Domitian's in kluger Zurückgezogenheit verborgen gehalten, so machte man einen Scherz im Familien- oder Freundeskreise zum Kern der Anklageschrift. Er sollte einst in einem mimischen Lustspiel auf die Trennung des Kaisers von Domitia höhnisch angespielt haben. Als er vor dem Senat verklagt wurde, ging einer der anwesenden Väter in seinem Servilismus so weit, daß er selbst Hand an Helvidius legte und ihn ins Gefängniß abführen ließ. Als sich bei der Untersuchung ergab, daß auch die übrigen Stoiker die Grundsätze der Häupter theilten, wurden alle Philosophen aus Rom und Italien verbannt. Sie

zerstreuten sich über die ganze bekannte Erde, nach den äußersten Grenzen Galliens, in die Wüste von Afrika, in die Berge von Epirus, nach den Steppen Scythiens. Die Sitzungen, in welcher der unglückliche Senat diese und andere Hochverrathsprozesse verhandelte, müssen voll herzzerreißender Qualen für die einzelnen Beisitzer gewesen sein. „Die Curie war mit Soldaten besetzt," heißt es bei Imhof, „und von bewaffneten Haufen umringt, die Creaturen Domitian's wütheten mit unerhörter Frechheit. Der Kaiser selbst war immer gegenwärtig, und bei seinem verbissenen Grimm, seinem für alle edleren Gefühle abgestorbenen Herzen war an keine Milde, keine Versöhnlichkeit mehr zu denken. Nero hatte doch wenigstens dann und wann, etwa wenn er nach einem gut gelungenen Gesange oder wegen besonderer Reinheit der Stimme heiterer Laune war, Gnade walten lassen. Domitian hatte sich den Musenkünsten und allen besseren Regungen allmählich ganz verschlossen, nie wichen die Gespenster der Furcht und des Argwohns von seiner Seite. Nero entzog doch die Verbrechen dem Blicke und befahl die Greuel, ohne zuzuschauen. Unter Domitian war die Hauptsache des Jammers, zu sehen und gesehen zu werden, als man die Seufzer aufzeichnete und als, um Todesblässe auf jedem Gesicht hervorzubringen, jener wilde Blick und die aufsteigende Röthe genügte, mit der er sich gegen die Schaam waffnete. Keiner der Senatoren wagte zu reden oder den Mund zu öffnen außer jenen Armen, die zuerst um ihre Stimme gefragt wurden. Die anderen, leblos und starr, ertheilten schweigend und sitzen bleibend ihre abgezwungene Zustimmung mit zerrissenem Herzen und zitterndem Körper. Ein Einzelner gab sein Gutachten ab, alle nahmen es an, obschon es alle mißbilligten, am meisten der, welcher es zuerst abgegeben hatte."

Hatte Domitian in seinen besseren Tagen dem Unfug der Ankläger und Verleumder gewehrt und über die Verfasser boshafter Schmähschriften Strafen verhängt, so lieh er nun um so begieriger sein Ohr Schmeichlern und Spionen, begünstigte die dunkeln Wege der Zuträger und Angeber und ergötzte sich an Foltern und Hinrichtungen. Mit der Verschwendung ging seine Habsucht Hand in Hand und mehrte die Verurtheilungen, damit er sich an der eingezogenen Habe der Opfer bereichern könne. Das Meer war mit Verbannten angefüllt, sagt Tacitus, die Felseninseln vom Blute der Ermordeten gefärbt, und in Rom herrschten Schrecken und Entsetzen; Adel und Reichthum, abgelehnte und verwaltete Ehrenstellen galten als Verbrechen, die Tugend war ihres Untergangs gewiß; Angeber wurden für ihre Unthaten mit Priesterwürden und Consulaten belohnt; Sclaven wurden gegen ihre Herren, Freigelassene gegen ihre Patrone erkauft, und wer keinen Feind hatte, fand durch Freundeshand seinen Untergang. „Und mitten in diesem Elende sah man erschütternde Beispiele fast vergessener altrömischer Tugend. Mütter begleiteten ihre Söhne ins Exil, Gattinnen ihre Männer. Mancher opferte sich freiwillig für einen theuern Freund oder Verwandten, ja Sclaven ertrugen standhaft die Qualen der Folter, um nicht gegen ihre Herren auszusagen. Der Tod selbst ward mit einem Muthe hingenommen, würdig der gepriesensten Muster der alten Zeit." Die Anklagen wegen beleidigter Majestät mehrten sich mit jedem Tage, da mit der Verurtheilung auch Confiscation verbunden war; Erbschaften wurden unter den nichtigsten Vorwänden eingezogen, die Judensteuer mit Hohn und Härte erpreßt,

die kaiserlichen Reisen zur Landplage für die reichen Bewohner verwandelt. Dabei traten dann noch die alten Neigungen für künstlerische und poetische Productionen zu Tage. Er errichtete Tempel und Statuen, veranstaltete musikalische und deklamatorische Aufführungen und erwies sich huldvoll gegen die Dichter seiner Zeit, um von ihnen gepriesen zu werden. Seine Eitelkeit war so maßlos, daß er sich fünfzehnmal zum Consul ernannte, mehr als irgend einer seiner Vorgänger. Aber um die Zeit, da Statius das Füllhorn seiner schmeichlerischen Muse über ihn ausgoß, erfüllte sich sein tragisches Geschick. Von Menschenfurcht und finsterem Mißtrauen in Folge unheilverkündender Zeichen, Träume und Wahrsagungen rastlos umhergejagt, wurde Domitian endlich auf Anstiften seiner schönen, geistreichen aber sittenlosen Gemahlin Domitia von den Dienern und Genossen seiner Gräuel und Lüste im eigenen Palaste ermordet, als sein todbringender Argwohn sich sogar gegen seine nächste Umgebung richtete. Es wird erzählt, Domitia (die schon früher wegen ihres vertrauten Umgangs mit dem Pantomimen Paris in Lebensgefahr schwebte und deren Buhlen damals der eifersüchtige Kaiser auf offener Straße niederstoßen ließ) habe in Verbindung mit dem Kammerherrn Parthenius und mit mehreren Vertrauten den Kaiser durch den Freigelassenen Stephanus tödten lassen. So traf den mißtrauischen Despoten die Hand der rächenden Gottheit gerade da, wo er sich am unverwundbarsten wähnte. Weder aus dem geknechteten Senat noch aus dem Heere entstand der Befreier „des halbentseelten Erdkreises"; aber als Domitian gegen seine nächsten Creaturen, gegen seine Thürhüter und Leibwächter das Gewicht seiner Willkür wendete, als er mit seinem todbringenden Argwohn diejenigen verfolgte, „durch deren Dolche er regierte", da bereitete er sich selbst seinen Untergang. Im heftigsten Kampfe mit seinen Mördern sank er entseelt zu Boden. Stephanus wurde von den eindringenden Leibwächtern auf der Stelle ermordet. Der Senat vernahm die blutige That mit Freuden; er ließ die Bildsäulen und Büsten umstürzen und seinen Namen aus den Inschriften auslöschen. Die Prätorianer dagegen und die hauptstädtische Menge grollte den Mördern und übte in der Folge blutige Vergeltung. Domitian starb am 18. Sept. 96 im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters, im fünfzehnten seiner Regierung.

Domitian's Ausgang.

„Domitian war in seinen jüngeren Jahren von schönem und stattlichem Aeußern gewesen. Sein Wuchs war schlank, seine Haltung voll Würde und Anstand, sein mit feiner Röthe überzogenes Antlitz machte durch den häufigen Wechsel der Farbe auf Alle, die ihn nicht näher kannten, den Eindruck der Bescheidenheit und Schaamhaftigkeit. Bereits im 6. Jahrhundert gab es nach Procopius nur noch eine einzige Statue dieses Kaisers, alle jene Tausende seiner Bildnisse in Stein, Erz und edlen Metallen waren dem Untergange geweiht worden. Auch wir kennen nur noch eine einzige Bildsäule Domitian's, es ist die gegen acht Fuß hohe Statue von parischem Marmor in der Glyptothek zu München, die ihn nackt als Heros, in der Rechten das Commandoschwert, auf der linken Schulter den Kriegsmantel, das Paludamentum, in jugendlichem Alter darstellt. — Seine Augen waren groß, aber etwas kurzsichtig, in der

Sein Aeußeres.

Folge ward sein Blick stechend und beängstigend. Ueberhaupt prägte sich die Gewalt seiner unbändigen Leidenschaften und die zunehmende Verschlechterung des Charakters im Aeußern aus. Kahlköpfigkeit, ein hervortretender Leib und auffallende Magerkeit der Schenkel entstellten seine frühere Schönheit. Besonders erstere war ihm ungemein verdrießlich, als Kaiser fühlte er sich schon beleidigt, wenn man in seiner Gegenwart das Wort aussprach. Als er sich noch mit der Literatur abgab, schrieb er ein Werkchen, „über die Pflege des Haupthaares", das er einem Freunde widmete, der an demselben Uebel litt. — Der Ausdruck seines Gesichts ward nach und nach hart und wild, die augenblicklich aufsteigende dunkle Zornesröthe machte es roh und abschreckend. „Es kam einem ein Grauen an," sagt Plinius, „wenn man auf ihn traf, ihn sah: Menschenverachtung auf der Stirn, Grimm im Blick, weibische Blässe der Haut, im Angesicht Frechheit, mit starker Röthe unterlaufen." — „Da er die edleren Beschäftigungen verachtete, seitdem er Kaiser geworden war, so hatte er in seiner Einsamkeit oft Langeweile. Ob er wirklich zum Zeitvertreibe Fliegen fing und aufspießte, wie Sueton erzählt, oder nicht, was liegt daran? Wohl aber spann er dann seine entsetzlichen Gedanken aus, deren Ausführung ihn zum Fluche der Menschheit gemacht hat. Gern und häufig spielte er Würfel, selbst an Werktagen und in den der Arbeit gewidmeten Vormittagsstunden."

4. Nerva und Trajan.

Nerva. 96–98. u. c. 849 bis 51. So sehr die Prätorianer über die Ermordung Domitian's zürnten, so brachten es die hochgestellten Urheber der Bluthat dennoch dahin, daß Coccejus **Nerva**, ein würdiger Senator von mildem Charakter und ehrbaren Sitten, der von Senat und Volk als Kaiser begehrt ward und wahrscheinlich in die Verschwörung gegen Domitian eingeweiht gewesen war, die Anerkennung der Präfecten und der Garden erlangte. Der neue Imperator, schon früher als Gegner Domitian's bekannt und von Gefahren umringt, brach vollständig mit dem System seines Vorgängers. Hatte dieser sich auf das Heer und das Stadtvolk gestützt und die gebildeten Stände verfolgt, so war der Nachfolger beflissen, die ganze Regierung im Senat zu concentriren und die von Domitian dem Staate geschlagenen Wunden nach Kräften zu heilen. Die Kerkerthüren öffneten sich den Gefangenen, die Verbannten kehrten in die Heimath zurück, die Sclaven und Freigelassenen, die wider ihre Herren gezeugt, wurden mit dem Tode bestraft; die falschen Angeber mußten die Stadt meiden; die Majestätsgerichte ruhten und die Judensteuer wurde ohne Gewaltthat eingetrieben. Einfach und sparsam mied Nerva alle Arten von Verschwendung. Er veräußerte die werthvollen Geräthschaften und Sammlungen, die Domitian aus Stolz und Eitelkeit mit großen Kosten angeschafft; er beschränkte die Feste und Volksbelustigungen, die Gladiatorengefechte, Thierkämpfe und Circusspiele, und erleichterte dafür die Provinzen in der drückenden Besteuerung; und weit entfernt, die Vornehmen und Gebildeten zu beargwohnen oder zurückzusetzen, nahm er den vielverfolgten Virginius Rufus zum Mitconsul an und gab das Ver-

sprechen, keinen Senator hinrichten zu lassen. Aber keine dieser Tugenden, am wenigsten die der Sparsamkeit und Mäßigkeit, war geeignet, die Abneigung der Prätorianer zu mindern oder die Volksgunst zu gewinnen. Denn nach dem lieben Brode lag der städtischen Menge nichts mehr am Herzen als Spiele und Volksbelustigungen. Und diese Augenweide sollte ihnen nun entgehen. Die Prätorianer aber verachteten einen Imperator, der den Senat als die höchste Autorität anerkannte; sie verlangten, daß die Urheber des Attentats gegen Domitian, Parthenius und der mit ihm einverstandene Präfect Petronius, mit dem Tode bestraft würden. Als er sich weigerte, wurden sie gewaltsam ermordet und die That blieb unbestraft. Nerva, ein ruhiger, sanfter Herr, fühlte, daß er nicht die nöthige Kraft besitze, die immer mehr hervortretende Zügellosigkeit und Verwilderung im Heere und bei dem Volke zu unterdrücken; er beschloß daher, sich durch einen kräftigen Mitregenten und Nachfolger zu stärken, und nahm den rüstigen und geachteten Feldherrn M. Ulpius Trajanus an Sohnesstatt an. „Laß meine Thränen die Danaer büßen mit deinen Geschossen!" schrieb er eigenhändig an den Heerführer, der gerade in jenen Jahren den Rhein gegen die drohenden Bewegungen der Germanen hütete und wohl um dieselbe Zeit das Decumatland (S. 108) ordnete und neue Colonien gründete (Aquae Aureliae, Lupodunum).

Nach der Lobschrift des Plinius war es eine göttliche Fügung, daß die Zuchtlosigkeit und Frechheit im Staate zu solcher Höhe stieg und dem mildesten Fürsten Zwang und Gewalt angethan ward, damit Trajan um so glänzender als Wiederhersteller der guten Ordnung und der Mannszucht auftreten, um so sicherer die Kraft seines Geistes und Armes zeigen möge. Wäre er früher zu der erhabenen Stelle berufen worden, so hätte er nicht so glorreich als der ersehnte Retter des erschütterten Staates, als Wohlthäter der Menschheit erscheinen können. Plinius über Trajan.

„Groß war freilich jene Schande für unsere Zeit, groß die dem Staat geschlagene Wunde. Der Beherrscher und Vater des Menschengeschlechts belagert, gefangen und eingeschlossen; dem menschenfreundlichsten Greise die Macht entzogen, Menschen zu erhalten; und dem Fürsten das größte Glück der Fürstlichkeit entrissen, keinem Zwange unterworfen zu sein. War aber dieses das einzige Mittel, dich an das Ruder des öffentlichen Wohles zu bringen, so möchte ich fast ausrufen, es habe sich verlohnt. Es löste sich die Kriegszucht des Lagers, damit du ihr Wiederhersteller und Verbesserer werden konntest; das schlimmste Beispiel wurde gegeben, damit du das beste entgegenstellen konntest; endlich wurde ein Fürst gezwungen, wider seinen Willen Einige tödten zu lassen, um uns einen Fürsten zu schenken, der sich nicht zwingen ließ. Längst zwar hattest du verdient, als Sohn und Erbe erklärt zu werden, allein nie hätten wir erfahren, wieviel dir das Reich verdankt, wenn du früher als Sohn des Kaisers angenommen worden wärest. Die Zeit mußte kommen, wo es klar wurde, daß du nicht sowohl eine Wohlthat empfangen als eine erwiesen habest. Der erschütterte Staat floh in deinen Schooß, und das über dem Kaiser zusammenstürzende Reich wurde durch das Wort des Kaisers dir übergeben." — Als einst Trajan wegen eines in Pannonien erfochtenen Sieges der Bildsäule des capitolinischen Jupiter „des Herrschers" einen Lorbeerkranz aufsetzte, rief das versammelte Volk laut „Heil dem Imperator". Dies galt jetzt als glückliche Vorbedeutung.

Und in der That hätte keine bessere Wahl getroffen werden können. M.

Trajan. 98—117. u. c. 851 bis 870. Charakter u. Regierung. Ulpius Trajanus gehörte zwar seiner Abkunft nach nicht zu den alten Geschlechtern Roms; er war nicht einmal in Italien, sondern in der spanischen Colonie Italica, bei dem heutigen Sevilla, geboren; allein der römische Stolz hatte sich schon in Manches fügen gelernt, was vorher unerträglich geschienen, und der Glanz, in dem bald der neue Kaisername strahlte, machte die Herkunft vergessen. Zudem hatte schon der Vater die ersten römischen Würden bekleidet und sich im Felde ausgezeichnet. Noch zu Lebzeiten Nerva's entwickelte Trajan solche Herrschergaben, daß das Reich bald einen andern Anblick darbot. Um den Uebermuth der Prätorianer zu brechen, vertheilte er die verwegensten unter andere Legionen, und als er einige Zeit nach Nerva's Tod von Köln nach Rom
99. zurückkehrte und in einem Alter von 42 Jahren, aber schon mit gebleichtem Haare auf dem schön gebauten Haupte, die Alleinherrschaft übernahm, gab er durch die Wahl seiner Beamten und Freunde wie durch seine Regierungshandlungen und seine Sorge für unparteiische Rechtspflege, für Ehrbarkeit und edle Sitten, für gute Finanzwirthschaft, für gerechte Provinzverwaltung, zu erkennen, daß er mit dem guten Willen seines Vorgängers den kräftigen Verstand und die klare Einsicht eines trefflichen Herrschers vereinigte, und durch seine Feldzüge und Eroberungen wetteiferte er mit den Großthaten des Freistaats. Er lenkte wieder in die Politik des Augustus ein und suchte „Freiheit und Herrschaft mit einander auszugleichen". Gegen die Väter der Stadt bewies er dieselbe Achtung und dieselbe rücksichtsvolle Milde wie Nerva, und hob dadurch diesen Reichskörper wieder aus der Gesunkenheit, der er unter Domitian anheimgefallen war. Verdiente sich Trajan durch seine innere Verwaltung, durch seine Achtung vor Recht und Gesetz, durch seine Liebe zur Bildung und Humanität, durch seine Milde, Menschenfreundlichkeit und edlen Bürgersinn und durch sein einfaches häusliches Leben fern von Luxus und Hofzwang den Beinamen des „Besten", so erwarben ihm seine Kriegsthaten, seine trefflichen Anstalten für den öffentlichen Nutzen und seine fürstlichen Eigenschaften den Ruhm des größten Imperators. Und war er auch in manchen Dingen ein Kind seiner Zeit, deren Laster und Gebrechen er nicht ganz abzustreifen vermochte, so wurden doch seine Fehler durch seine Tugenden weit überwogen. Die Christenverfolgungen wurden, wenn auch nicht eingestellt, so doch beschränkt, und seine Eitelkeit und Selbstliebe wurden nicht wie bei Nero und Domitian eine Quelle grausamer Maßregeln gegen Andere, sondern ein Sporn zu rühmlichen Thaten und Werken.

Daß Trajan von dem reinsten Willen beseelt gewesen, ist außer Zweifel gestellt. Es wird erzählt, weil er den Wein liebte, habe er die Weisung gegeben, daß man seine Befehle, die er nach einem längeren Gelage ertheilen würde, nicht sogleich vollziehen solle, und daß er dem Obersten der Leibwache, als er ihm zum Zeichen seiner Amtsgewalt das Schwert reichte, gesagt habe: „Für mich, wenn ich recht handle, wider mich, wenn ich Unrecht thue."

Plinius preist mit beredter Zunge die Tapferkeit und die kriegerischen Tugenden,

die Trajan schon auf seinen ersten Feldzügen an den Tag gelegt, wie er als Tribun die Eigenschaften eines Heerführers gezeigt, die Kriegskunst aus eigener Erfahrung im Feld und Lager gelernt, seinen Körper frühe an die Ertragung von Hunger und Durst, von Hitze und Kälte gewöhnt und alle Entbehrungen und Mühseligkeiten mit dem geringsten seiner Soldaten getheilt, bei Kampf und Gefahr sich nur durch Ueberlegenheit und Stärke vor den andern ausgezeichnet habe und selbst auf Reisen und Märschen zu Fuße einhergeschritten sei. Und wenn er sich durch seinen Kriegsmuth, seinen Soldatensinn, seine frische Lust in allen Nöthen und Strapazen die Liebe und Bewunderung der Kriegsgenossen erworben, so habe er durch seine Umsicht in der Leitung und Verpflegung der Heere und durch seine theilnehmende Fürsorge Vertrauen und Ergebenheit geweckt. „Wie Wenige sind unter den Legionen," heißt es in der Dankrede, „deren Waffengefährte du nicht früher gewesen! Du nennst die älteren Kriegsleute ja fast alle mit Namen, erwähnst die tapfern Thaten eines jeden Einzelnen; sie brauchen dir ihre Wunden nicht erst vorzuzählen, da du Zeuge gewesen bist, als sie dieselben empfingen und sie dafür rühmtest." Seine Kriegstugenden.

Ein Kaiser, so tapfer und so kriegslustig wie Trajan, konnte den schmachvollen Frieden, zu dem die Dacier den feigherzigen Domitian gebracht, nicht auf dem römischen Namen ruhen lassen. Trug doch das jährliche Geldgeschenk, durch welches die Barbaren von feindlichen Einfällen in das Reich abgehalten werden sollten, und das durch eine drückende Umlage von den Bewohnern der Provinz erhoben ward, ganz das Ansehen eines Tributs! Trajan hielt das Jahrgeld zurück und zog, als die Dacier deshalb in Mösien einfielen, um sich mit Gewalt zu holen, was ihnen nicht in Güte gewährt ward, gegen sie zu Felde. Der erste Kaiser, den nicht Italien, sondern ein Provinzland gezeugt, bedurfte wohl auch der Stärke kriegerischer Thaten, um die Schlechten und Verwilderten in der Stadt und im Heere zum Gehorsam zu bringen. Erster Krieg gegen die Dacier. 100—103.

Decebalus, ein Fürst, der politischen Verstand mit kriegerischer Kraft vereinigte und aus der Verbindung mit Rom die Vorzüge eines cultivirten Staatslebens kennen gelernt, hatte sich die zehn bis zwölf Jahre, die seit den Vorgängen mit Domitian verflossen waren, wohl zu Nutzen gemacht, so daß Trajan auf einen wohlgerüsteten Gegner stieß, der während eines vier- bis sechsjährigen Krieges den Römern einen heftigen und wohlgeordneten Widerstand leistete. Er hatte nicht blos mit mehreren benachbarten Völkerschaften Bündnisse geschlossen und sogar mit dem Partherkönig Pacorus Unterhandlungen angeknüpft; er hatte römische Krieger, Werkmeister und Bauleute in seine Dienste genommen, welche die dacischen Truppen in der Kriegsweise und Bewaffnung Roms einübten, und sie bei der Anfertigung von Werkzeugen und Maschinen anleiten und unterweisen sollten.

Ueber die dacischen Feldzüge Trajan's sind nur dürftige Nachrichten auf uns gekommen; die bildnerischen Darstellungen auf der Trajanssäule führen uns nur allgemeine Kriegsscenen vor ohne Angabe der Oertlichkeiten und Jahre. Doch geht daraus hervor, daß die Römer in den ersten Jahren über die zugefrorene Donau setzten und die überraschten und in mehreren Treffen besiegten Feinde in solche Noth brachten, daß der König fußfällig um Frieden bat, die

eroberten Landschaften zu räumen und die Ueberläufer und Werkmeister sammt den Maschinen und Waffen auszuliefern versprach. „Du hast dich den streitbarsten Völkern in einer Jahreszeit gegenüber gelagert, die ihnen eben so günstig als uns beschwerlich war," rühmt Plinius; „wo der Frost die Ufer der Donau verbindet und auf ihrem eisbedeckten Rücken zahllose Heere übersetzt; wo diese wilden Völkerschaften nicht sowohl durch ihre Waffen, als durch ihren Himmel und ihr Klima geschützt sind. Allein sobald du dich zeigtest, hielten sie sich in ihren Schlupfwinkeln verschlossen, unsere Schaaren aber freuten sich, auf deinen Wink die Ufer zu durchstreifen und die Barbaren mit ihrem eigenen Winter zu bekriegen." Nach seinem Triumph nahm Trajan den ihm vom Senat beigelegten Ehrennamen „der Dacische" an.

Zweiter dacischer Krieg. 104–106.

Dieser Friede war jedoch nicht von Dauer. Die Besatzungen, welche Trajan auf dem nördlichen Ufer der Donau (in dem heutigen Banat und der Militärgrenze) und in den zur dacischen Hauptstadt führenden Gebirgspässen zurückließ, gaben deutlich zu erkennen, daß er sich den Zugang sichern wolle sowohl nach dem Lande als besonders nach der Stadt Sarmizegethusa, in der Nähe des heutigen Varhely, wo noch umfangreiche Ruinen Zeugniß geben von der einstigen Größe des dacischen Herrschersitzes. König und Volk geriethen darüber in Besorgniß und Erbitterung und beschlossen, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Die Rüstungen und Vorbereitungen dazu wurden in Rom als Ueberschreitungen der Friedensverträge angesehen. Trajan, begierig nach dem Ruhme eines „Mehrers des Reichs", veranlaßte daher den Senat, daß er nach alter Weise die Dacier für Feinde des Staats erklärte, und zog dann abermals an die Donau. An der schmalsten aber zugleich reißendsten Stelle südwärts von dem Paß, den man das „eiserne Thor" nennt, ließ er eine steinerne auf zwanzig Bogen ruhende Brücke schlagen und drang in Feindesland ein.

> Noch jetzt sollen unweit Orsowa bei niedrigem Wasserstande die Pfeiler aus Quadersteinen sichtbar sein, welche einst die berühmte von dem griechischen Baumeister Apollodor aus Damaskus aufgeführte Trajansbrücke trugen, und für so großartig hielt man das Werk, daß es durch Denkmünzen, von denen sich noch etliche erhalten haben, verewigt wurde, als Beweis, „daß der menschlichen Kunst nichts unmöglich sei". Hadrian ließ später die obere Belegung abtragen und nur die Pfeiler stehen. In derselben Gegend sieht man noch die Reste einer in die Felswand eingehauenen Inschrift, welche Kunde gibt, daß Trajan die von Tiberius begonnene Straße auf dem rechten Donau-Ufer weiter geführt habe.

Aus Dio erfahren wir, daß Trajan, die Schwierigkeiten eines Feldzugs in einem von Wäldern und Morästen durchzogenen Lande erkennend, den Krieg mit großer Behutsamkeit geführt habe und daß er nur nach gewaltigen Anstrengungen, wobei er selbst seine Tapferkeit und sein Feldherrntalent, die Legionen ihren Kriegsmuth aufs Glänzendste bewährten, sich des Landes bemeistern konnte. Die Dacier, durch den Glauben an Unsterblichkeit und

Seelenwanderung zur Verachtung des Todes geführt, leisteten unter ihrem kriegskundigen König, der auch die Wege der Hinterlist und der Nachstellung nicht verschmähte, tapfern Widerstand. Der römische Befehlshaber Longinus gerieth in die Gewalt der Feinde und tödtete sich durch Gift. Als aber die Hauptstadt mit der Burg in die Hände der Römer fiel, gab sich Decebalus selbst den Tod, um nicht in Ketten dem kaiserlichen Siegeswagen voranschreiten zu müssen. Mit ihm ging auch die Freiheit des Volkes zu Ende.

Der dacische Krieg war der erste große Eroberungskampf der Kaiserzeit; Plinius lobt daher auch das Unternehmen eines Dichters, Caninius, denselben zu besingen. „Wo ist ein Stoff so neu, so reich, so umfassend, wo endlich so dichterisch und bei der strengsten Wahrheit so abenteuerlich! Du wirst uns neue über das Land geführte Flüsse, geschlagene Brücken, Lager auf steilen Gebirgsrücken errichtet, und einen König schildern, der Thron und Leben, aber nicht den Muth verloren."

Von Allem dem ist Nichts auf unsere Zeit gekommen! Wir erfahren nur noch, daß Trajan auch die reichen Schätze entdeckte, die Decebalus in dem an seinem Herrschersitz vorbeifließenden Fluß Sargetia (Strel oder Istrig) versenkt hatte, und daß die eroberten Länder (Wallachei, Siebenbürgen, Nieder-Ungarn) zu der Provinz Dacien vereinigt und durch Colonisten aus allen Theilen des Reichs bevölkert worden. Dadurch wurde das zwischen der Theiß, den Karpathen und der Donau gelegene Land, das, einige morastige Gegenden abgerechnet, aus fruchtbaren Kornfluren und aus holz- und metallreichen Gebirgslandschaften bestand, für das römische Culturleben gewonnen. Bald erhoben sich volkreiche Städte (Ulpia Trajana; Napuca [Maros-Vasarhely] Dierna [Orsowa] u. a.), welche den Sinn für staatliche Ordnung und für die Künste des Friedens unter den rauhen Stämmen weckten und verbreiteten, die lateinische Sprache zur Herrschaft führten, so daß noch bis zur Stunde die Spuren davon bemerklich sind, und der Betriebsamkeit und dem Handel neue Wege öffneten. Und wenn auch die Ausdehnung der Grenzen einerseits dem Reiche neue Feinde und Verwickelungen unter den wilden Völkerstämmen des Nordens und Ostens schuf, so trug sie andererseits gute Früchte für die Landschaften auf dem Süduser der Donau, Mösien und Thrakien, welche seitdem unter den Segnungen des Friedens und eines geordneten Rechtslebens neu aufblühten, und für die römischen Legionen entstanden in den streitbaren Natursöhnen frische Kräfte. — Um dieselbe Zeit wurde auch das peträische Arabien durch A. Cornelius Palma unterworfen und als Provinz Arabia, mit der Hauptstadt Bostra, von Trajan dem römischen Reiche beigefügt. Die Eroberung des Landes, das sich von der Spitze des rothen Meeres bis nach Damaskus hinzieht, war für die Sicherheit Palästinas gegen die arabischen Räuberstämme wie für die Handelsverbindungen mit den Euphratländern von großer Wichtigkeit. Provinz Arabia.

Der dacische Krieg trug den Ruhm des römischen Kaisers zu den fernsten Völkern, so daß Gesandtschaften aus allen Gegenden der Welt in Rom ein- Volksbelustigungen. Bauwerke. Anlagen.

trafen, um dem mächtigen Herrscher ihre Glückwünsche und Huldigungen darzubringen. Für solche Ehren und Erfolge war auch Trajan nicht unempfänglich, und wenn er gleich an Prunk und Verschwendung niemals Gefallen fand so glaubte er doch der Vorliebe der Römer für Spiele und Schaugepränge unter den obwaltenden Verhältnissen einige Rechnung tragen zu müssen.

In Dio's Geschichte, von der wir über diese und die folgende Zeit nur die dürftigen Auszüge des Xiphilinus besitzen (s. unten), heißt es: „Trajan gab hundertunddreiundzwanzig Tage hinter einander Schauspiele, wobei gegen elftausend wilde und zahme Thiere getödtet wurden und zehntausend Gladiatoren auftraten. Die fremden Gesandten durften den Schauspielen auf den Sitzen der Senatoren beiwohnen."

Auch die gewaltige Säule, die Trajan auf dem prachtvollen neuen Markt-
113. platze, der noch jetzt seinen Namen trägt, errichten ließ und unter welcher seine Asche beigesetzt werden sollte, diente nicht minder zur Verherrlichung seiner dacischen Kriegsthaten, die auf der gewundenen Außenseite in halb erhabener Bildner-Arbeit dargestellt sind, als zur Verschönerung der Stadt. Noch jetzt ragt das herrliche, 110 Fuß hohe Monument unter den zerbrochenen Granitsäulen des trajanischen Forums mächtig und ehrwürdig hervor; aber auf der Höhe, zu der eine gewundene Treppe im Innern emporführt, ist das kolossale Standbild des Kaisers, das einst mit mildem Ernste auf Stadt und Volk herabschaute, durch die Statue des Apostel Petrus verdrängt worden. Ueber den Volksbelustigungen und Prachtbauten vergaß indessen Trajan keineswegs die dem öffentlichen Nutzen dienenden Werke. Seit Augustus hat kein römischer Herrscher so sehr seinen Namen durch Straßen, Brücken, Wasserleitungen und andere zweckmäßige Unternehmungen verherrlicht als Trajan. Die prachtvolle
106–110. Landstraße über die pomptinischen Sümpfe mit Herbergen zur Verpflegung der Reisenden übertraf die Heerwege der republikanischen Zeit; auch die neue Straße von Brundisium nach Benevent war eine seines Namens würdige Anlage. Und nicht blos in Italien, auch in den Provinzen verherrlichte Trajan sein Andenken durch Verkehrswege und Brücken, wie noch jetzt viele Spuren in Spanien und Deutschland beweisen. Von den Landschaften am schwarzen Meer bis nach Gallien wurde eine Verbindungsstraße angelegt, und nicht nur über die ungarische Donau und den Rhein bei Mainz hat er mächtige Steinbrücken geschlagen, auch der Tajo und mehrere spanische und italische Flüsse wurden durch Ueberbrückungen dem Verkehr zugänglicher gemacht; und sowohl in Rom als in Kleinasien (Nicomedien und Prusa), in Aegypten u. a. O. zeugten Wasserleitungen, Thermen, Kanäle und andere Bauten von der unermüdlichen Thätigkeit und Fürsorge des Kaisers; und die großen Hafenanlagen von Centumcellä (Civita vecchia), Ostia und Ancona sind würdige Denkmäler seines Namens bei Mit- und Nachwelt.

Die Baulust des Kaisers, die sich auch in mehreren römischen Prachtbauten kund gab (in dem Circus, Odeum, Gymnasium), wirkte anregend auf Gemeinden und

Privatleute, so daß sich allenthalben ein Wetteifer im Bauen kund gab, den Trajan beförderte und durch zweckmäßige Verordnungen und Gesetze in Gang erhielt. Gern genehmigte er, daß ihm der Senat in Rom, die Magistrate in Benevent, Ancona u. a. O. Triumphbogen und Ehrenpforten errichteten. Ueberhaupt liebte er es, seinen Namen durch Denkmäler, Anlagen und merkwürdige Unternehmungen auf die Nachwelt zu bringen; er benannte nicht nur mehrere neugegründete Städte und Ortschaften nach sich, der Name „Ulpius Trajanus" prangte in so vielen Inschriften, daß Kaiser Constantin denselben als „Hauswurz" oder „Mauerpfeffer" (herba parietaria) bezeichnete. Vielleicht lag auch der von ihm angeordneten Einschmelzung der verschliffenen Münzen die Absicht zu Grunde, sein Brustbild so viel als möglich zu vervielfältigen. Und in der That sind von Trajan besonders zahlreiche Münzen auf uns gekommen.

Gleiche Fürsorge wendete Trajan auf Rechtspflege, Gesetzgebung und innere Verwaltung. Mit Hülfe einsichtsvoller Rechtsgelehrten, die er in seinen Dienst zog, erließ er in Form kaiserlicher Constitutionen und Erlasse eine Reihe zweckmäßiger und humaner Rechtsbestimmungen über verschiedene Fragen des öffentlichen und privaten Lebens. Rechtspflege und Gesetze.

Plinius rühmt, daß Trajan im Familien- und Erbrecht weise und gerechte Verfügungen getroffen, daß er die Annahme anonymer Klagschriften und die Verurtheilung Abwesender untersagt, daß er dem Aemterkauf und der Wahlbestechung gewehrt, durch die Bestimmung, die Bewerber dürften keine Gastmähler geben, keine Geschenke vertheilen, keine Geldsummen hinterlegen; daß er den Senatoren und Beamten zur Pflicht gemacht, den dritten Theil ihres Vermögens in Grundbesitz anzulegen, daß er die Majestätsklagen eingestellt und die Delatoren aus Italien verwiesen habe, kurz daß unter ihm ein fester gesicherter Rechtszustand begründet worden und die Gesetze mit gleicher Macht und Autorität über Hoch und Niedrig gewaltet hätten. „Du kennst meinen Grundsatz," schrieb er an Plinius (X, 86), „daß ich weder durch Furcht oder Schrecken, noch durch Majestätsklagen meinem Namen Achtung verschaffen will."

Vor Allem leuchtete Trajan's edle Gesinnung und Menschenliebe in der Verwaltung, besonders in seinem zweckmäßigen Staatshaushalt hervor. Wenn die meisten der früheren Kaiser auf Kosten des Volkes ihrer Verschwendung, ihrer Prachtliebe und Genußsucht sich hingegeben, so war Trajan beflissen, durch Sparsamkeit, durch Einfachheit in der Hofhaltung, durch Vermeidung alles überflüssigen Luxus in seinem eigenen Leben die Mittel zu gemeinnützigen Anstalten und zur Erleichterung der ärmeren Volksklassen zu erlangen. Verwaltung.

Nicht nur, daß er gleich zu Anfang seiner Regierung eine Ermäßigung in verschiedenen Steuern und Abgaben, z. B. bei Erbschaften unter den nächsten Verwandten, eintreten ließ, er errichtete eine eigene Commission, die „Fünfmänner", zur Untersuchung, auf welche Weise die Staatsausgaben zweckmäßig beschränkt werden könnten, und ordnete den Vortheil des Fiscus stets den Forderungen der Billigkeit unter. Gütereinziehungen bei Landesverweisungen, Vermächtnisse zu Gunsten des Kaisers, durch Zwang oder Furcht herbeigeführt, und andere Erfindungen der Habsucht und Tyrannei kamen unter seiner Regierung nicht vor. Um so größere Fürsorge widmete er der Armenunterstützung. Dem Beispiele Nerva's folgend dehnte er die Getreide- oder Brodvertheilungen auf die Landstädte Italiens aus und traf die Einrichtung, daß auch die Kinder in die Zahl der Empfangenden aufgenommen wurden. In Rom sollten all-

jährlich 5000 Armenkinder von freier Geburt der Wohlthat der öffentlichen Unterstützung theilhaftig sein. Auf diese Weise sollte der zunehmenden Entvölkerung der Halbinsel vorgebeugt werden. Wahrscheinlich wurden bei diesem Alimentationssystem, zu dessen Durchführung Alimentarbezirke und Alimentarkassen eingerichtet wurden, die Soldatenkinder vorzugsweise berücksichtigt; denn das Militärwesen lag ihm stets vor Allem am Herzen, und die von Jugend an von des Kaisers Brod zehrenden Knaben waren am besten zum Eintritt in die Legionen geeignet. Militärische Rücksichten führten auch zur Verbesserung der Heerstraßen und der Posten, wodurch der Verkehr zwischen den einzelnen Provinzen, die Ueberbringung der Staatsbriefe und das Reisen in öffentlichen Geschäften erleichtert wurden. Große Sorgfalt wurde auch der Gemeindeverwaltung sowohl in Italien als in den Provinzen zugewendet. Die freien Städte mit fast völliger Autonomie in ihren inneren Angelegenheiten wurden unter die Controle kaiserlicher Aufsichtsbeamten (Curatoren oder Correctoren) gestellt.

Beförderung der Wissenschaften.

Nächst dem Kriegswesen sorgte Trajan besonders für die Hebung der Bildung und die Förderung der Studien. So errichtete er in Rom eine große Bibliothek; so gründete er mehrere Unterrichtsanstalten mit eigenem Vermögen für die Besoldung von Lehrern und die Unterstützung von Schülern, und gab dadurch Gemeinden und reichen Privatleuten ein aufmunterndes Beispiel zur Nachahmung. Vor Allen beeiferte sich Plinius, dem hohen Vorbilde nachzustreben. Auf seine Anregung und mit seiner reichlichen Unterstützung errichtete die Stadt Comum, in deren Nähe die Güter des kaiserlichen Freundes lagen, eine Lehranstalt und Bibliothek. Ohne selbst tiefere Bildung zu besitzen war Trajan doch nicht ohne Sinn und Verständniß für Wissenschaft und Gelehrsamkeit. Er liebte den Umgang geistreicher Männer, daher seine und seines Nachfolgers Regierungszeit eine glänzende Stelle in der römisch-griechischen Literaturgeschichte einnahm. Eine Menge Schriftsteller lebten unter ihm und erfreuten sich seiner Gunst und Unterstützung.

Dem Redner und Staatsmann Plinius Secundus dem Jüngeren ertheilte Trajan das Consulat und setzte ihn zum Statthalter in Bithynien ein, wofür dieser in einer feierlichen Prunk- und Dankrede (Panegyricus) in der Senatssitzung die Vorzüge, Thaten und Eigenschaften seines kaiserlichen Gönners geschildert hat und in einer großen Anzahl von Briefen und Berichten dessen Willen und Ansichten über alle Angelegenheiten, große wie kleine, zu erforschen bemüht war. Auch Tacitus gehörte zu des Kaisers näheren Freunden. Dennoch sind die Nachrichten über Trajan's Regierungszeit sehr dürftig. Mehrere Schriften sind, wie seine eigenen Denkwürdigkeiten über den dacischen Krieg, verloren gegangen; andere, wie die Historien des Tacitus und die Kaiserbiographien Sueton's, reichen nicht bis auf seine Zeit.

Der Partherkrieg. 114–117.

Ueber den Werken des Friedens, die wir im Zusammenhang angegeben, obwohl sie sich durch die ganze Regierungszeit hinzogen, vergaß Trajanus keineswegs den Krieg. Es schmeichelte seinem Stolze und seiner Ruhmbegierde, die großen Ströme zu überschreiten, deren Ufer bisher als die Grenzen des römischen Weltreiches gegolten, welche die Waffen Roms noch nicht bezwungen hatten; er, ein Spanier von Geburt, wollte die Kriegsthaten eines Pompejus und Cäsar übertreffen, wollte die Niederlage eines Crassus in der Ebene Meso-

potamiens rächen und die alte Schmach vom römischen Namen austilgen. Die Parther hatten nach dem Tode des Tiridates, den einst die Römer als Clientelkönig in Armenien eingesetzt (S. 16), die Schwäche und Verwirrung des Reiches benutzend, von Neuem ihre Hand über das Nachbarland ausgestreckt und den neuen König Exadares, wie es scheint einen Sohn des Tiridates, in ein Schutzverhältniß gebracht. Nahm schon daran der römische Kaiser Anstoß, so wurde er noch mehr ergrimmt, als der Partherkönig Chosroes I., Sohn des Pacorus, den Exadares entsetzte und den armenischen Thron seinem Neffen Parthamasiris verlieh. Trajan beschloß, der Vergrößerungssucht der Parther mit den Waffen entgegenzutreten. Schon hatte er den Feldzug angetreten, als ihn in Athen eine parthische Gesandtschaft erreichte, die ihn mit Geschenken und freundlichen Zusicherungen von Seiten des Königs Chosroes von weiterem Vordringen abzuhalten suchte. Aber Trajan's Seele war zu sehr erfüllt von der Idee, das ferne Ostland, mit dessen Namen das römische Volk so viele schwere Erinnerungen und fremdartige Vorstellungen verband und das er schon einmal in seiner Jugend unter den Feldzeichen des Vaters berührt hatte, nun in der Fülle seiner Macht und Hoheit zu betreten und zu überwinden, als daß ihn die Botschaft von seinem Entschlusse hätte abbringen können. Vielmehr erblickte er in den versöhnlichen Schritten die Beweise von Furcht und Schwäche und beschleunigte um so mehr den Zug. „Wenn er nach Syrien komme," gab er zur Antwort, „werde er thun was Rechtens sei."

Unter den Gesandten, die den Kaiser nach seiner Rückkehr aus dem Dacierlande in Rom begrüßt hatten, waren auch Boten aus „Indien" erschienen; sein Name war also bis zu dem mythenreichen Ostlande gedrungen, das seit dem großen Alexander kein europäischer Eroberer mehr betreten hatte. Könnte nicht der parthische Feldzug die Brücke werden zum Uebergang über den vielgepriesenen Indus? Das Interesse für Alexander's Heldenthaten muß damals im römischen Volke neu erwacht sein. Wie hätte sich sonst Arrian, der unter Trajan's Regierung seine Jugendjahre verlebte, zur Darstellung derselben angeregt fühlen sollen?

Leider sind auch von dem parthischen Feldzug nur dürftige Nachrichten erhalten. Trajan zog durch das südliche Kleinasien nach Antiochien, das während seiner Anwesenheit von einem schweren Erdbeben heimgesucht ward, durch das er selbst in Lebensgefahr gerieth, zwang den Fürsten Abgarus von Edessa oder Osrhoene, der bei dem bevorstehenden Kampfe der beiden Großmächte neutral bleiben wollte und den Kaiser umsonst mit reichen Geschenken anging, zur Unterwerfung und rückte dann in Armenien ein. Parthamasiris suchte anfangs den Kaiser durch Huldigung zu gewinnen; er legte, wie einst Tigranes vor Pompejus, dem thronenden Herrscher die Königsbinde zu Füßen, in der Hoffnung, sie wieder aus seiner Hand zu empfangen und als Vasallenfürst unter Roms Schutzherrschaft anerkannt zu werden; als aber Trajan erklärte, daß Armenien eine römische Provinz werden und von einem Statthalter regiert werden würde, entfloh Parthamasiris und versuchte das Glück der Waffen. Aber von den durch

Trajan in Antiochien u Armenien.

innere Zwietracht geschwächten Parthern verlassen, vermochte er den kriegsgeübten Legionen nicht lange zu widerstehen. Als seine Festungen gebrochen und er selbst im Kampfe gefallen war, wurde Armenien als Provinz dem römischen Reiche beigefügt. Erschreckt eilten die kleinen Dynasten in den Gebirgsländern zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer, durch Unterwerfung und Huldigung den siegreichen Machthaber zu besänftigen, damit er ihnen nicht ein ähnliches Schicksal bereite. Auch Abgarus erhielt auf Fürbitten seines Sohnes, den Trajan wegen seiner Jugend und Schönheit ausnehmend liebte, sein Fürstenthum zurück, aber unter römischer Schutzherrschaft.

Feldzug in Mesopotamien und Babylonien. 116. Ueber die weiteren Unternehmungen Trajan's in den Ostländern besitzen wir nur abgerissene Bruchstücke und dunkle Andeutungen. Aus Dio erfahren wir, daß er an der Spitze seines in strenger Mannszucht und mit großer Behutsamkeit einherziehenden Heeres die Gordyäischen Gebirge überstieg und die Ebene Mesopotamiens durchschreitend unter fortwährenden Kämpfen mit den Feinden über Nisibis an den Tigris gelangte; daß er auf Schiffen, die er in den Gebirgen so hatte bauen lassen, daß sie in einzelnen Theilen fortgeschafft und dann wieder zusammengefügt werden konnten, den reißenden Strom überschritt und dann dem östlichen Ufer entlang über die Stätten, wo das alte Ninive gestanden und wo einst Alexander unweit Arbela den großen Sieg über die Perser gewonnen, südwärts zog und ohne Widerstand zu finden, da die Parther durch Zwietracht und Bürgerkämpfe in ihrem eigenen Lande beschäftigt gewesen, Babylon erreichte. Von dort aus wendete er sich nach Osten, setzte, als sein Vorhaben, den alten verschlammten Königskanal zwischen den beiden Strömen wieder zu reinigen und schiffbar zu machen, an der Schwierigkeit des Unternehmens scheiterte, mittelst Fahrzeugen, die auf Walzen an den Tigris geschafft worden, abermals über diesen Strom und eroberte die parthische Königsstadt Ktesiphon. Auch noch viele andere Städte und Länder, bemerkt Dio, unterwarf Trajan, so daß der Senat in Rom die Menge der Eroberungen, die ihm fortwährend angezeigt wurden, nicht mehr namentlich aufführte, sondern dem Kaiser den Ehrennamen „der Parthische" beilegte und zugleich den Beschluß faßte, er möge über so viele Völker triumphiren als er wolle. Auf dem breiten Strome, in dem die beiden Flüsse nach ihrer Vereinigung dem Meere zueilen (Schat-el-Arab), segelte dann Trajan auf einer „Flotte" in den „Ocean" und sprach sein Bedauern aus, daß ihn seine vorgerückten Jahre verhinderten, nach dem gepriesenen Indien zu fahren und den Heldenlauf Alexander's nachzuahmen. Er begnügte sich, das Andenken des makedonischen Königs durch ein Todtenopfer zu feiern, und kehrte dann auf die Nachricht, daß mehrere Städte und Völker in seinem Rücken abgefallen wären, rasch zurück, um die Empörer zu züchtigen. Unter den abgefallenen Städten nennt Dio Nisibis, Edessa und die große Handelsstadt Seleucia mit ihrer aus Griechen und Orientalen gemischten Bevölkerung. Alle drei wurden, nachdem der kaiserliche Feldherr Maximus in einer unglücklichen Schlacht Sieg und Leben verloren, abermals von dem Kaiser und seinen Unterbefehlshabern Lusius Quietus, Erucius Clarus und Julius Alexander unterworfen und mit Feuer und Schwert schwer gezüchtigt. Von da an schwand der Glanz und die Herrlichkeit der altberühmten Städte Edessa und Seleucia. Nachdem Trajan in Ktesiphon den Parthamaspates an Chosroes' Stelle zum König der Parther eingesetzt, zog er gegen die Araber, aber bei der Belagerung der von einem arabischen Stamm bewohnten Wüstenstadt Hatra in Mesopotamien, die tapfern Widerstand leistete, wurde der bejahrte Fürst von den Kriegsbeschwerden und dem heißen Klima in der dürren gras- und baumlosen Ebene in seiner Gesundheit so

angegriffen, daß er dem zur Rückkehr mahnenden Senat Folge zu leisten beschloß. Allein er erreichte Italien nicht mehr. Am 11. Aug. des Jahres 117 starb er zu Selinus (Trajanopolis) in Kilikien, in einem Alter von 64 Jahren. Seine Asche wurde in einer goldenen Urne nach Rom geführt und unter der Trajanssäule beigesetzt.

So lautet der dürftige Bericht des Cassius Dio über Trajan's parthischen Feldzug; und daß derselbe in den wesentlichen Punkten der Wahrheit gemäß sei, wird durch verschiedene Münzen bestätigt, in welchen in Bild und Inschrift angegeben ist, daß Armenien, Assyrien und Mesopotamien von Trajan unterworfen und in römische Provinzen verwandelt worden seien und die besiegten Parther einen König aus seiner Hand erhalten hätten. Aber wie wenig diese Eroberungen von Dauer waren, geht schon daraus hervor, daß die Parther den von Trajan eingesetzten König sogleich wieder verjagten und einen andern „nach ihrem Sinn" wählten; daß die eroberten Städte und Landschaften nicht einmal seine Entfernung abwarteten, um die zurückgelassenen Besatzungstruppen zu erschlagen und die Fremdherrschaft abzuwerfen, und wohl von den siegenden Heeren ausgeplündert und verbrannt, aber nicht bezwungen werden konnten, daß die dem Sonnengott geheiligte Stadt Hatra weder von dem Kaiser selbst noch seinem Feldherrn Severus erobert wurde und daß noch während Trajan's Leben die Juden in Alexandrien, Cypern und im syrischen Lande sich empörten und den blutigen Krieg erregten, der erst, wie wir später erfahren werden, nach zwei Jahrzehnten vollständig unterdrückt wurde und die Zerstreuung des Volkes über den ganzen Erdboden zur Folge hatte. Je weniger die römisch-griechische Herrschaft in der zähen Natur jener östlichen Völker Wurzel schlagen wollte, desto ruhmrediger verkündigten Berichte, Münzen und Denkmäler die Siegesthaten des Kaisers. Resultate.

Aber war auch der parthische Feldzug nicht frei von Unfällen und wäre es überhaupt vernünftiger gewesen, das Reich nicht über die natürlichen Grenzen auszudehnen, die Augustus festgesetzt, und lieber wie der jüngere Scipio die Götter anzuflehen, das Erworbene gnädig zu erhalten statt es zu mehren, so gehörte doch die Regierung Trajan's zu den glorreichsten und glücklichsten Perioden der römischen Kaiserzeit. Die kräftigsten Waffenthaten gegen äußere Feinde waren ein frischer Strom in das versumpfte Staatsleben und in das träge Einerlei des verweichlichten hauptstädtischen Treibens und nahmen die Thätigkeit des Kaisers nicht so sehr in Anspruch, daß er nicht noch Zeit gefunden hätte, mit Hülfe einsichtsvoller Rathgeber und Diener auch im Innern, in Verwaltung und Rechtspflege, bessere Zustände zu begründen, die Bildung zu fördern und die Sittlichkeit zu heben. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung hat Plinius ein Charakterbild von ihm entworfen, das, mag man auch einige schmeichelnde Uebertreibung dabei voraussetzen, doch im Ganzen als zutreffend erkannt werden wird: „Wenn ich mir das Bild eines Fürsten dachte," sagt er, „dem eine den unsterblichen Göttern zukommende Gewalt gebührte, so

ist es mir doch nie gelungen, auch nur in Wunsch und Gedanken Einen zu erfassen, der dem gleich käme, den wir hier sehen. Mancher glänzte im Krieg, aber erbleichte im Frieden; einen andern zierte die Toga, aber nicht die Waffen. Jener gewann Ehrfurcht durch Schrecken, ein anderer Liebe durch Erniedrigung. Jener verlor im öffentlichen Leben seinen im häuslichen, dieser im häuslichen Leben den im öffentlichen erworbenen Ruhm. Ueberhaupt hat noch keiner gelebt, dessen gute Eigenschaften nicht durch angrenzende Fehler verdunkelt worden wären. Aber welch eine große Uebereinstimmung und welcher Einklang aller lobenswürdigen und rühmlichen Eigenschaften findet sich bei unserem Fürsten! Wie gar nichts verliert sein Ernst durch seine Heiterkeit, seine Würde nichts durch seine Einfachheit, seine Majestät nichts durch seine Humanität! Und dann kündigen sein fester und schlanker Körperbau, sein ehrwürdiges Haupt, sein würdevolles Antlitz, zu dem die ungebeugte Reife seiner Jahre und sein nicht ohne die Gnade der Götter zur Erhöhung seiner Majestät mit den Ehrenzeichen des Alters vor der Zeit geschmücktes Haupthaar nicht weit und breit den Fürsten an?" Nur ein solcher Kaiser, der die männliche Kraft eines Kriegsmannes mit der Liebe für die Künste des Friedens verband, bei dem die physischen und moralischen Eigenschaften in gesunder Harmonie vereinigt waren, konnte eine Regierung begründen, deren Schilderung Tacitus sich als die trostreiche Aufgabe für sein Alter aufgespart hatte, die ihm aber nicht zu lösen vergönnt war, jene glücklichen Zeiten, die so selten eintreten, „wo man denken darf, was man will, und sagen, was man denkt". Wohl hatten Senat und Volk Ursache, den folgenden Kaisern bei ihrem Regierungsantritt zuzurufen: „Herrsche glücklicher als Augustus und besser als Trajanus!"

5. Publius Aelius Hadrianus.

A. Regierung und Reisen.

Hadrianus. 117—138. n. c. 870 bis 891.

Bei seiner Abreise hatte Trajan den Oberbefehl über das Heer und die Verwaltung von Syrien dem P. Aelius Hadrianus übertragen, einem Verwandten aus seinem Geburtsort Italica, der seit seinem sechzehnten Jahre in der Umgebung des Kaisers gewesen, ihn auf den dacischen und parthischen Feldzügen begleitet hatte und stets wie dessen Sohn behandelt und angesehen worden war. Aber Trajan ging aus der Welt, ohne durch Adoption die Nachfolge festgestellt zu haben, und nur der raschen Entschlossenheit der Kaiserin Plotina, die nach Dio's Versicherung dem Verwandten ihres Gemahls in Liebe zugethan war und mit Cäcilius Attianus (oder Tatianus), dem Vormund und Erzieher desselben, die Adoptionsakte in des Kaisers Namen ausfertigte, verdankte Hadrian seine Erhebung. Plotina soll deshalb Trajan's Tod einige Tage verheimlicht haben. Wenigstens erhielt Hadrian, der damals in Antiochien ver-

weilte, die Urkunde, daß er von dem Kaiser an Kindesstatt angenommen und zum Nachfolger bestimmt sei, am 9. August, und zwei Tage später die Todesnachricht. Wie es indessen mit dieser Adoptions-Intrigue beschaffen gewesen sein mag, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Trajan seinen Vetter, dem er die Enkelin seiner Schwester Marciana vermählt und den Oberbefehl über das Heer übergeben, für die Thronfolge ausersehen hatte. So weit ging doch wohl nicht seine Nachahmungssucht für Alexander, daß er diese wichtigste Angelegenheit dem Schicksal oder Zufall überlassen hätte. Daher wurde denn auch Hadrian sogleich von den Legionen als Imperator begrüßt und von dem Senat, den er in einem freundlichen Schreiben um die Bestätigung anging, in seiner hohen Würde anerkannt.

Frieden mit den Parthern.

Der neue Herrscher suchte nicht wie Trajan seinen Ruhm in der Vergrößerung des Reichs; er sehnte sich vielmehr nach der Rückkehr in die Hauptstadt, die schon seit drei Jahren keinen Kaiser mehr gesehen hatte, und war daher vor Allem bemüht, den Frieden im Osten zu sichern. Die neuen Eroberungen, zum Theil noch im Kampf und in der Empörung begriffen, konnten nur durch fortdauernden Krieg und mit einer starken Heeresmacht behauptet werden; Hadrian zog darum ein friedliches Uebereinkommen vor. Er gab die beiden Provinzen Mesopotamien und Assyrien den Parthern zurück, erkannte den von Trajan entsetzten Chosroes als König an und entschädigte dessen Gegner Parthamaspates mit einer benachbarten Herrschaft; auch Armenien erhielt wieder einen König unter römischem Schutze, so daß mithin die östlichen Länder in das frühere Verhältniß zurückkehrten und der Euphrat wieder die Grenze bildete. Auch mit andern Grenzvölkern suchte er durch Entgegenkommen in freundliche Beziehungen zu treten. Dieses Verfahren mochte staatsklug sein, aber es stand im Widerspruch mit den altrömischen Prinzipien.

Charakter u. Regierungs-Anfang.

Hadrian hatte in dem erwähnten Schreiben an den Senat nicht blos die Bestätigung seiner Kaiserwürde nachgesucht, sondern auch versichert, daß er seine Hoheitsrechte stets von der ehrwürdigen Versammlung herleiten werde. Durch die Kundgebung dieser liberalen Grundsätze hoffte er den ersten Reichskörper für sich zu gewinnen und von der Unterstützung anderer Thronbewerber, die etwa erstehen könnten, abzuhalten. Mit gleicher Feinheit und Schlauheit ging er auch bei der Besetzung der wichtigen Stellen der Prätorianerobersten zu Werke. Er verlieh sie dem Attianus, seinem ergebensten Anhänger, und dem Similis, einem der edelsten und geachtetsten Bürger der Zeit, jenem, damit er ihn als den Urheber der Hinrichtungen und gehässigen Thaten, die er im Sinne trug, hinstellen konnte, diesem, um an dem Glanz und Ruhme seiner Tugenden Theil zu nehmen. Denn war auch Hadrian nicht ohne Großmuth und edle Regungen, so wurde er doch durch seine reizbare Natur, durch Eitelkeit und verletzte Eigenliebe leicht zu rachsüchtigen und grausamen Handlungen fortgerissen, wie denn

der Anfang und das Ende seiner Regierung nicht frei waren von dunkeln Thaten, die an die Zeiten eines Tiberius und Domitian erinnerten.

Sein Ehrgeiz war unersättlich, sagt Cassius Dio, und bewog ihn, sich in Allem zu versuchen. Er trieb Bildnerei, malte, verfaßte Schriften in griechischer und lateinischer Sprache, in gebundener und ungebundener Rede, und wollte jede Kunst des Friedens wie des Krieges, des Fürsten wie des Privatmannes verstehen. Diese Eitelkeit wäre unschädlich gewesen, hätte nicht sein Neid, der jedes hervorragende Verdienst verfolgte, Viele das Amt, Manche sogar das Leben gekostet. Da er Allen in Allem überlegen sein wollte, so haßte er diejenigen, die sich hervorthaten. In seiner Mißgunst verfolgte er sogar die Todten. So suchte er den Homer in der öffentlichen Meinung zu verdrängen und den Antimachos, dessen Namen Viele zum ersten Mal hörten, an seine Stelle zu setzen.

Ging Hadrian auch nicht ganz auf die Vorschläge des Attianus ein, den Stadtpräfecten Bäbius Macer und zwei andere angesehene Männer, denen nicht zu trauen sei, aus dem Wege zu räumen, so entfernte er doch sogleich aus Eifersucht den tapfern Feldherrn Lusius Quietus, den Trajan zum Lohn für seine ausgezeichneten Dienste im dacischen und parthischen Krieg zum Befehlshaber in Palästina eingesetzt hatte. Er schickte ihn in sein Vaterland Mauretanien zurück und ließ ihn einige Zeit nachher tödten. Und als Hadrian im
118. folgenden Jahr nach Rom zurückkehrte, von dem wohldienerischen Senat mit allen Ehren und Auszeichnungen empfangen und mit dem stolzen Namen „Vater des Vaterlands" geschmückt, opferte er noch drei durch Ruhm und Großthaten hervorragende Consularen, **Palma**, **Celsus** und **Nigrinus**, die er als Nebenbuhler fürchtete, seinem Argwohn und Neide.

Alle drei standen hoch im Vertrauen Trajan's; der erste, Cornelius Palma, hatte einen Kriegszug gegen das peträische Arabien, das seit Augustus kein römisches Heer mehr betreten hatte, glücklich zu Ende geführt (S. 271) und war zum Statthalter von Syrien erhoben worden; ihm, wie dem P. Celsus, der schon von Domitian verfolgt worden war, hatte ihr kaiserlicher Freund Standbilder errichten lassen, welche besonders Hadrian's Unwillen erregten. Domitius Nigrinus endlich war unter Trajan Volkstribun gewesen und hatte sein Ansehen bei dem Kaiser zur Durchführung mehrerer nützlichen Gesetze und Verordnungen benutzt, so daß er bei Senat und Volk in höchster Achtung und Liebe stand; ja Manche hatten gehofft und gewünscht, er möchte Trajan's Nachfolger auf dem Kaiserthron werden. Eine angebliche Verschwörung gegen das Leben des Kaisers gab den Vorwand zu ihrer Verurtheilung durch den Senat; sie starben an verschiedenen Orten: Palma zu Terracina, Celsus in Bajä, Nigrinus in Faventia. Ihr Schicksal theilten noch mehrere Andere, darunter auch Trajan's berühmter Baumeister, **Artemidoros** von Damaskus, dem der eitle Kaiser nie verzieh, daß er ihm einst, als er in Gegenwart Trajan's über ein auszuführendes Kunstwerk mit ihm sprach, gesagt hatte: „Gehe fort und male Kürbis" und später seine Baupläne zu einem Tempel der Roma und Venus einem scharfen Tadel unterwarf. Er bestrafte ihn zuerst mit Landesverweisung und ließ ihn dann in der Verbannung hinrichten.

Strebt nach Popularität.

Hatte die öffentliche Stimme schon die schnelle Preisgebung der östlichen Eroberungen der Mißgunst und Rivalität gegen Trajan zugeschrieben, so führte

man noch mehr und mit größerem Grunde die Hinrichtung dieser verdienten und angesehenen Männer auf diese unlautere Quelle zurück. Hadrian hielt es daher für angemessen, die bedenkliche Stimmung, die sich deshalb in Rom kund gab, durch einige volksthümliche Handlungen zu beschwichtigen. Er übertrug den Oberbefehl über Dacien und Pannonien, wo er gerade mit der Unterdrückung unruhiger Bewegungen beschäftigt war, dem Marcius Turbo, den er zuerst zum Nachfolger des Lusius Quietus in Mauretanien ernannt und dann an die Donau berufen hatte, und eilte nach der Hauptstadt. Den Gedanken, auch die dacischen Eroberungen Trajan's aufzugeben, und wie im Osten den Euphrat so im Norden die Donau wieder als Reichsgrenze herzustellen, gab er auf die Vorstellungen seiner Freunde auf. In Rom versöhnte er zuerst das Volk durch die Versicherung, daß die Ermordung jener Männer ohne seinen Willen geschehen sei, und durch eine reiche Getreidespende, und den Senat durch den feierlichen Eid, daß er nie einen Rathsherrn ohne die Zustimmung oder Verurtheilung der Standesgenossen mit dem Tode bestrafen wolle, und verfügte dann den berühmten Nachlaß der rückständigen Steuerschulden an den Fiscus und die Staatskasse, eine auf den Zeitraum von sechzehn Jahren sich erstreckende Maßregel, wodurch gegen 200 Millionen Mark unseres Geldes in Italien und in den Provinzen dem Volke erlassen worden sein sollen. Und damit die Nachrede von seinem Neide auf den Vorgänger widerlegt werde, ließ er die Schuldurkunden auf dem Forum des göttlichen Trajan den Flammen übergeben und legte ihm somit die ganze Ehre der volksthümlichen Handlung bei. Noch jetzt sind Inschriften und Münzen erhalten, in denen das Andenken an diesen Akt kaiserlicher Liberalität verkündigt oder angedeutet wird. Zugleich veranlaßte er sein Werkzeug Attianus, die Stelle eines Präfecten des Prätoriums aufzugeben, damit in den Augen des Volkes die Schuld der Hinrichtungen allein auf ihn fiele.

Waren diese Anfänge nicht danach angethan, gute Erwartungen von dem neuen Herrscher zu erwecken, so war er von da an sichtlich bemüht, diese Eindrücke durch nützliche Thaten und weise Einrichtungen auszulöschen. Wenn er sich durch seine Eitelkeit und Wandelbarkeit manchen gerechten Tadel zuzog, bemerkt Dio, so machte er diese Fehler wieder gut durch seine Sorgsamkeit, Großmuth und Geschäftsgewandtheit. Nie fing er einen Krieg an und wußte dem schon ausgebrochenen ein schnelles Ende zu bereiten. Keinem nahm er ungerechter Weise sein Vermögen, machte vielmehr Völkern und Einzelnen, Senatoren und Rittern große Summen zum Geschenk. Die Heere hielt er zu strengen Kriegsübungen an, trug aber zugleich Sorge, daß sie nicht aus allzugroßem Selbstgefühl unbotmäßig und übermüthig wurden. Die Städte der Verbündeten wie der Provinzen unterstützte er mit der edelsten Freigebigkeit und suchte sich durch Wasserleitungen, Anlegung von Häfen, Geschenken an Korn, Errichtung öffentlicher Gebäude, durch Geldgaben und Ertheilung von Vorrechten um sie verdient zu machen. Die milden Stiftungen Trajan's für arme Kinder wurden durch Hadrian erweitert. Zu allen wichtigen und dringenden Geschäften zog er den Senat bei und saß mit den angesehensten Mitgliedern desselben oft zu Gericht, bald in dem Kaiserpalast, Dio's Urtheil über Hadrian.

bald auf dem Markte, bald im Pantheon u. a. O. Auch den Untersuchungen der Consuln wohnte er oft als Beisitzer bei.

Hadrian's Wanderleben. Unter Hadrian stieg mithin der Senat noch höher an Macht und Ansehen als unter Trajan. Diese Machterhöhung war indessen nicht allein die Folge der kaiserlichen Politik, sie rührte noch mehr von der häufigen Abwesenheit des Oberhauptes aus Rom und Italien her. Keiner der früheren Kaiser hat alle Theile des Reiches so sehr durch eigene Anschauung kennen gelernt als Hadrian. Seine unruhige bewegliche Natur, die Wißbegierde und der rege Trieb, Alles zu sehen und zu erforschen, der Drang nach einer seinem Charakter entsprechenden Thätigkeit führten ihn zu dem unsteten Wanderleben, zu jenen ausgedehnten Reisen, welche den größten Theil seiner Regierungszeit ausfüllten. „Von Britannien bis nach Arabien und Kappadokien ist keine Provinz, die er nicht besuchte, wo er nicht Heerwesen und Verwaltung, religiöse und bürgerliche Institute und Kunstdenkmäler in Augenschein nahm, und wie mit einem Zauberstabe die Länder berührend, seine großartigen Bauten sich erheben ließ, und Städte und Provinzen mit Wohlthaten überhäufte.“ Nicht an der Spitze der Legionen durchstreifte Hadrian die römische Welt, sondern mit geringem Gefolge und meistens zu Fuße und unbedeckten Hauptes, gleichviel ob Frost oder Hitze ihn drückte, ob keltischer Reif oder der Sonnenbrand Aegyptens ihn belästigte.

Hadrian reiste aus einer Provinz in die andere, erzählt Dio (69, 9), nahm die Gegenden und Städte in Augenschein und besah die festen Plätze und Schanzwerke, von denen er einige verlegte, andere aufhob, andere neu aufbaute. Er richtete seine Aufmerksamkeit nicht nur auf das Heerwesen im Allgemeinen, auf die Waffen, Maschinen, Graben, Mauern, Wälle, sondern auch auf das Einzelne, auf die Lebensweise, Wohnung, Sitten sowohl der Soldaten, als der Anführer. Vieles, was zu weichlich eingerichtet oder zubereitet war, schuf er um oder änderte er ab. Er übte die Soldaten in allerlei Kampfart, lobte oder tadelte nach Verdienst und hielt alle an, ihre Pflicht zu thun. Und um ihnen mit gutem Beispiele voranzugehen, lebte er selbst sehr streng. — Nie erschien er außerhalb Roms in kaiserlichem Schmuck. — Der Kaiser selbst war ein rüstiger Mann, der es besonders im Waidwerk mit Jedem aufnahm; soll er doch einmal einen großen Eber mit Einem Stoß erlegt haben. Dieselbe Abhärtung liebte er auch bei dem Heer. Seine batavischen Reiter waren so geübt, daß sie einst mit voller Rüstung über die Donau schwammen.

Die kaiserlichen Reisen. Wie viele Mühe man sich auch gegeben hat, die kaiserlichen Reisen in ihrer Zeitordnung und Aufeinanderfolge zu bestimmen, man ist aus Mangel an bestimmten Nachrichten und Anhaltspunkten zu keinem sichern Resultate gelangt. Nur in allgemeinen Umrissen lassen sich dieselben verfolgen.

Hadrian im Westen. 119. 120. Nachdem er zuerst die Städte Campaniens besucht und mit Wohlthaten und Geschenken erfreut hatte, ging er nach Gallien und von da zu den Legionen des oberen und unteren Germaniens. Diese hatten sich, wie es scheint, während der Friedensjahre dem Luxus und der Bequemlichkeit ergeben. Daher

war der Kaiser bemüht, die alte Mannszucht zurückzuführen. Er entfernte nicht nur die Speisesäle und die kühlen Hallen und Lustgärten aus dem Lager, er gab auch durch seine eigene Lebensweise das Beispiel der Abhärtung und Einfachheit. Spartianus, der Geschichtschreiber Hadrian's, erzählt, der Kaiser habe sich mit der gewöhnlichen Soldatenkost, Speck, Käse und Wasser mit Essig gemischt begnügt, und sei in gemeiner Kriegstracht, ohne Gold und Edelsteine, zu Fuße einhergegangen. Erweckte er dadurch Kriegsmuth und militärischen Sinn bei den Legionen, so erwarb er sich zugleich durch seine zweckmäßigen Anordnungen, durch Belohnung und persönliche Auszeichnung, durch Fürsorge für gute Verpflegung, die Liebe und Ergebenheit der Führer und Gemeinen. Dabei sorgte er für die Sicherheit der Reichsgrenze und für die Wohlfahrt der Colonieстädte, besonders Augsburgs, das von ihm den Namen Aelia annahm. Von Germanien setzte er nach **Britannien** über, wo er zum Schutze gegen die räuberischen Caledonier die achtzig römische Meilen lange „Hadriansmauer" aufführen ließ, einen von der Solwaybai bis zur Mündung des Tyne reichenden verschanzten Wall, der von Meile zu Meile mit Castellen versehen war. Noch jetzt sieht man zwischen Carlisle und Neucastle Reste von dem „Pictenwall", den Hadrian angelegt und Septimius Severus mit neuen Befestigungswerken verstärkt hat. Auch bei diesem Unternehmen hatte er die Befestigung und Sicherung des Reiches im Auge, die ihm mehr am Herzen lag als die Vergrößerung.

Das nördliche Bergland, das **Agricola** den Caledoniern übrig gelassen, war für das unruhige Volk zu klein, daher unternahmen sie von Zeit zu Zeit Raubzüge in das angrenzende Provinzland, die Schanzwerke durchbrechend, und nöthigten dadurch die Römer ein beträchtliches Besatzungsheer in dieser rauhen und armen Gegend zu unterhalten. **Hadrian** räumte nun den Picten und Scoten ein weiteres Gebiet ein, indem er alles Land von dem Firth of Forth bis an den Tyne in Northumberland aufgab und die Grenze durch den erwähnten festen Erdwall schützte. Unter **Antoninus Pius** wurde durch **Lollius Urbicus** das Reichsgebiet abermals bis an die beiden Firths ausgedehnt und Agricola's Grenzbefestigungen wieder hergestellt, aber **Septimius Severus** ging wieder auf die von Hadrian gesetzte Grenze zurück. Der Pictenwall.

Von der britischen Insel kehrte Hadrian nach **Gallien** zurück, verbrachte dann den Winter in **Spanien**, wo er eine Versammlung des ganzen Landes in Tarragona abhielt, vermuthlich um über die Aushebung zum Militärdienst allgemeine Bestimmungen zu treffen. 121.

Von Spanien setzte Hadrian, wie es scheint, nach **Afrika** hinüber. Wenigstens erfahren wir, daß er in Mauretanien einen Aufstand unterdrückt habe, was wohl nur in diesem Jahre geschehen sein kann. Und wenn die persönliche Anwesenheit an der Ostgrenze, durch welche ein mit den Parthern drohender Krieg im Keime erstickt wurde, in demselben Jahre stattgefunden hat, so ist anzunehmen, daß er von Mauretanien über Aegypten nach dem Orient gereist sei und dann die Städte Kleinasiens besucht habe. Doch ist eher zu vermuthen, daß er mittlerweile einige Zeit wieder in Rom geweilt. 123.

So viel wissen wir zuverlässig, daß Hadrian die Jahre 123—125 in ver-

Erster Aufenthalt in Griechenland und Athen. schiedenen Städten Vorderasiens, in Nicomedia, Nicäa, Cyzicus zugebracht und mehrere Bauten aufgeführt oder angeordnet hat, daß er von da über die Inseln des Archipelagus nach Griechenland reiste und dann seinen ersten längern Aufenthalt in Athen nahm. Hier ließ er sich in die eleusinischen Mysterien einweihen, erzählt Spartian, bewies den Athenern viele Gnadenbezeugungen und führte als Kampfrichter im griechischen Gewande bei ihren Spielen am Dionysosfeste den Vorsitz. Von Athen kehrte er über Sicilien, wo er auf dem Gipfel des Aetna das angebliche Phänomen des Sonnenaufgangs mit einem Regenbogen beobachten wollte, nach Rom zurück. Die nächsten zwei oder drei Jahre brachte der Kaiser größtentheils in der Hauptstadt zu, eine kurze Reise nach Afrika abgerechnet, eifrig bemüht, die griechischen Einrichtungen, Cultusgebräuche und wissenschaftlichen Anstalten, für die er in Athen große Neigung gefaßt, in Rom zu begründen. Noch jetzt geben die Ruinen des großartigen Doppeltempels der Venus und Roma in der Nähe des Titusbogens Zeugniß von der Bauthätigkeit des kunstliebenden Kaisers in diesen Jahren.

Zweiter Aufenthalt in Athen. 129. Reise nach Asien. Seine zweite große Reise richtete Hadrian nach Osten. Nach einem zweiten längeren Aufenthalte in Athen, der wahrscheinlich in das Jahr 129 fiel und durch die Errichtung mehrerer Bauwerke, namentlich eines Tempels des olympischen Zeus, denkwürdig ward, begab er sich nach Asien, wo er für die Begründung friedlicher und geordneter Zustände thätig wirkte. Er trat mit den Dynasten der nördlichen Gebirgsgegenden in und über dem Kaukasus in freundlichen Verkehr und suchte sie durch Geschenke und Beweise von fürstlicher Großmuth zu einem friedlichen Verhalten zu bewegen; dem Partherkönig Chosroes schickte er die Tochter zurück, die Trajan in Gefangenschaft geführt hatte; über die Statthalter und Provinzbeamten hielt er strenges Gericht; der durch Reichthum, Luxus und Wohlleben übermüthigen Stadt Antiochien, die durch ihre vermessenen Reden, durch ihre Neigung für Aufstände und Volksbewegungen und durch ihre schlimme Einwirkung auf den Geist der syrischen Legionen den Unwillen des Kaisers erregt hatte, gab er seine Ungnade zu erkennen. Von Kleinasien richtete Hadrian seine Fußwanderung über Syrien und Palästina nach Aegypten. Münzen mit prahlerischen Inschriften führen auch Arabien unter der Zahl der von ihm bereisten Länder auf und nennen ihn den „Wiederhersteller Arabiens". Aber wir wissen, daß unter der Provinz Arabia nur das peträische Arabien im Osten

Hadrian in Aegypten. 130–131. Palästinas zu verstehen ist. In Aegypten ließ der Kaiser das zerfallene Grabmal des Pompejus bei Pelusium mit größerer Pracht wieder aufrichten und legte den Grund zu der neuen Stadt, welche dem im Nil ertrunkenen kaiserlichen Liebling Antinous zu Ehren den Namen Antinoopolis führen sollte. Der schöne bithynische Jüngling, dem Hadrian mit schwärmerisch-romantischer Liebe zugethan war, sollte durch seinen eigenen Opfertod die Erhaltung des Lebens seines Gebieters erkauft haben. Auf Münzen wird der Einzug Hadrian's in Alexandrien verherrlicht und in einer noch erhaltenen Inschrift war am Fuße der Mem-

nonssäule zu lesen, daß die liebenswürdige Kaiserin Sabina am 24. des Monats Athyr, welcher unserem November entsprach, jene tönende Statue besucht habe.

In einem späteren Brief schildert Hadrian die Alexandriner als ein höchst geschäftiges, arbeitsames und kunstfertiges Volk, das aber zugleich leichtsinnig, schmähsüchtig und wankelmüthig sei, jeder Art von Aberglauben und Zeichendeuterei anhänge und die Herstellung und Mehrung der Privilegien durch den Kaiser mit übler Nachrede gegen Antinous und Verus vergolten habe. Wie die Antiochener ergingen sich auch die Alexandriner gern in Witz- und Stichelreden und schonten mit ihrer Spottsucht und Satire nicht einmal die Person oder Umgebung des Monarchen.

B. Der zweite judäische Krieg und Hadrian's Ausgang.

Von Aegypten kehrte Hadrian über Syrien nach Rom zurück, wo er bald nachher durch die Nachricht erschreckt ward, daß die Gründung einer römischen Colonie auf dem heiligen Boden Jerusalems und die Erbauung des Jupitertempels auf Moria die Juden zur Empörung getrieben. — Der gräuelvolle Insurrectionskrieg unter Vespasian und die Verwüstung der heiligen Tempelstadt durch Titus schuf eine ewige Feindschaft zwischen der römischen Heidenwelt und dem jüdischen Namen. Das Mißtrauen und die wachsende Bedrückung auf Seiten der Sieger mehrte den Haß und die Rachsucht auf Seiten der Besiegten, so daß die Kluft, welche Rom und Israel schon durch den nationalen Gegensatz, durch die prinzipielle Grundverschiedenheit ihrer religiösen Anschauungsweise in zwei Heerlager schied, nun auch noch durch äußere Feindseligkeiten, durch Druck und Verfolgung, durch Leiden und Drangsale weiter und tiefer wurde. Den Herrschern des flavischen Hauses war der Haß gegen die Juden ein Familienerbe; in diesem Gefühl stimmte der edle Titus mit dem strengen Vespasian und mit dem grausamen Domitian überein. Grollenden Herzens fügten sich die Gedrückten der Nothwendigkeit, mit Sehnsucht der Zeit der Rache und Vergeltung entgegen harrend. Nach dem Erlöschen des flavischen Herrscherstammes milderte sich der Druck; die Steuer an den capitolinischen Jupiter, ihrem religiösen Gewissen eine schwere Last, wurde erlassen, und die Ansiedlung der aus der Zerstreuung heimkehrenden Jahvediener auf der verwüsteten Stätte des „gelobten Landes“ nicht ferner gehindert. Aber in den späteren Regierungsjahren Trajan's trat wieder eine neue ungünstige Wendung ein. Der Kaiser hatte auf dem parthischen Feldzuge die Ueberzeugung gewonnen, daß die Juden stets mit Herz und Hand auf Seiten der Feinde Roms standen, daß sie Haß und Rache gegen die heidnische Weltmacht als eine heilige Pflicht, als eine religiöse und nationale Ueberlieferung ansahen. Die alte Racenantipathie zwischen Romanen und Semiten, die sich seit den punischen Kriegen fortgeerbt hatte, erwachte aufs Neue. Trajan suchte diese eiternde Wunde des römischen Staatskörpers zu schließen: die Juden sollten aus ihrer nationalen Sonderstellung herausgerissen und den übrigen Bewohnern des

Römer und Juden.

Reiches in jeder Beziehung gleichgestellt werden. Es erging daher ein Verbot gegen die Beschneidung, das altgeheiligte symbolische Kennzeichen des semitischen Volksstammes. Mit diesem Verbot beschritt der römische Kaiser dieselbe Bahn, welche einst die Seleukiden betreten; und besaß auch das jüdische Volk in seiner Zerrissenheit und Zerstreuung nicht mehr die Kraft, ein Makkabäergeschlecht aus sich zu erzeugen, so war der zerschlagene Körper immer noch einer kriegerischen Erhebung fähig.

Aufstände unter Trajan. 115–117. Solche erfolgte auch bald in verschiedenen Orten, wo die Juden in größerer Menge beisammen lebten, namentlich in Kyrene, in Ober- und Unterägypten, auf der Insel Kypros. Alle diese Aufstände wurden von Trajan's Feldherren Lusius Quietus und Marcius Turbo mit derselben blutigen Grausamkeit unterdrückt, welche bei allen solchen Kämpfen stattfinden, wo Religionshaß und Racenerbitterung vereinigt das Schwert führen. Auf Kypros war die Rache der Römer gegen das halsstarrige Volk, das die Stadt Salamis zerstört und die Einwohner mit unbarmherziger Wuth gemordet hatte, so groß, daß alle Juden vertilgt wurden und keiner seitdem den Boden des Eilandes betreten durfte. — Nicht minder furchtbar entbrannte bald nachher der Krieg in Judäa selbst. Man hatte in Rom beschlossen, die zerstörte Stadt Jerusalem wieder herzustellen, aber nicht im Sinne und nach dem Wunsche der jüdischen Bewohner, sondern in derselben Absicht, die dem Verbote der Beschneidung zum Grunde gelegen. Auf der geweihten Stelle sollte eine römisch-heidnische Stadt erstehen und auf der Anhöhe, wo einst der Jahvetempel gestanden, ein Heiligthum des capitolinischen Jupiter errichtet werden. Diese Entweihung des altehrwürdigen Ortes, an den die ganze vergangene Herrlichkeit des israelitischen Volkes geknüpft war, reizte die Juden zu einem neuen letzten Verzweiflungskampf.

Verzweiflungskampf unter Barkochba. 132–135. Kaiser Hadrian ließ sich durch die allgemeine Gährung nicht abhalten, den Plan seines Vorgängers zur Ausführung zu bringen. Die neue Colonie, Aelia Capitolina genannt, sollte die Hoffnungen der Juden für immer begraben. Aber schon hatte sich eine neue Partei zusammengefunden, die gleich den früheren „Eiferern" entschlossen war, mit ihren letzten Kräften die Schmach abzuwehren, die dem Wohnsitze Jahve's zugefügt werden sollte. Unter der Leitung eines Fanatikers, Namens Simon, der, gestützt auf die alte Weissagung (4. Mos. 24, 17): „Ein Stern wird aufgehen aus Jacob und ein Scepter aus Israel aufkommen und wird zerschmettern die Fürsten der Moabiter und zerstören alle Kinder Seth," sich den Namen „Sohn des Sterns", Barkochba, beilegte, griffen die Juden zu den verborgenen Schwertern, um den letzten heiligen Kampf gegen Rom zu bestehen. Simon belebte noch einmal den messianischen Glauben des Volkes zu einer kriegerischen Begeisterung. Als „Fürst Israels" ließ er Münzen prägen, die auf der einen Seite seinen Namen, auf der andern die Inschrift „Freiheit Jerusalems" führten. Sein Unternehmen hatte um so größeren Fortgang, als Rabbi Akiba, der größte Schriftgelehrte und Gesetzeskundige der Zeit, seine Ansprüche förderte und seine messianische Sendung anerkannte. Umsonst warnten die Besonnenen vor dem neuen Schwärmer, der gegen Heiden und Christen mit gleicher Grausamkeit wüthete, und verwandelten den Namen

Barkochba in den ähnlich lautenden Bar-Koziba, d. i. Lügensohn; mit Gauklerkünsten wußte der „Himmelssohn" das Volk zu bethören und mit abergläubischem Vertrauen zu erfüllen. Eine gewaltige Bewegung durchzuckte die zerstreuten Glieder der jüdischen Nation im ganzen Reiche; bei dem ersten Erfolg der Insurgenten konnte eine allgemeine Empörung ausbrechen; darum schickte Hadrian den erfahrensten Heerführer, Julius Severus, damals Statthalter in Britannien, mit einer ansehnlichen Kriegsmacht nach Palästina. Aber wie einst Titus sollte auch er erfahren, daß Fanatismus und gläubige Begeisterung selbst einem gebrochenen und gedrückten Volke noch Kraft zum todesmuthigen Kampfe verleihen. Drei Jahre lang durchzogen die römischen Legionen das ganze Land, Mord und Verwüstung vor sich hertragend. Die Juden stritten mit dem Muthe der Verzweiflung; sie setzten freudig ihr Leben ein, um die Güter zu erringen, die dem Leben allein Werth verleihen. Während die Bewaffneten sich in das Schlachtgetümmel warfen, flehten ehrwürdige Greise auf weithin sichtbaren Anhöhen im heißen Gebet den Beistand des Herrn der Heerschaaren an und flößten dadurch den Streitern Muth und Zuversicht ein. Aber was vermochte der kleine Haufen gegen Roms kriegskundige Legionen? Als in Judäa, Samarien und Galiläa die Städte gefallen, die Dörfer und Felder verwüstet waren, umstellten die Römer die Schluchten und unterirdischen Gänge, in welche sich die Ueberlebenden geflüchtet, und ließen den Unglücklichen die traurige Wahl zwischen dem Hungertode oder dem blutigen Ende durch das Schwert. Als Bether, der wahrscheinlich zwischen Cäsarea und Samarien gelegene feste Ort, wo der „Sternensohn" mit seinen Getreuen sich am längsten vertheidigte, gefallen und der Betrüger durch die Hände seiner eigenen enttäuschten Gefährten umgekommen war, erlosch endlich die Kriegsflamme. Wie groß die Zahl der Gebliebenen war, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Nach römischen Angaben sind allein durch das Schwert der Legionen 580,000 erschlagen worden; aber beträchtlich mögen auch die Verluste der Sieger gewesen sein, von denen kein Bericht erhalten ist. Die gefangenen Juden wurden auf den Sclavenmärkten zu Terebinthus bei Hebron und Gaza um geringe Preise verkauft. Hadrian verschmähte es, einen Triumphzug über verachtete „Sclaven" zu feiern. Schwer lag nunmehr die Hand der Verfolgung auf dem „Volke Gottes". Die neu erbaute Colonie Aelia Capitolina wurde von dem Kaiser selbst eingeweiht und allen Juden bei Todesstrafe die Niederlassung, ja sogar die Annäherung untersagt. Nicht einmal aus der Ferne durften sie den Boden ihrer Heimath schauen. An dem Südthore der neuen Stadt ward zum Hohn das Bild eines Schweines angebracht. Auf der Tempelstelle ließ Hadrian zwei Bildsäulen von sich selbst aufrichten. Rabbi Akiba starb durch die Hand des Henkers, verherrlicht in der Sage seines Volkes als der gemordete Knecht Jahve's. Mit ihm verschwand, heißt es in der Mischna (den um 220 aufgezeichneten Ueberlieferungen der Gesetzgelehrten, die im 4. Jahrh. mit Aus-

Ende des jüdischen Reiches.

legungen vermehrt [Gemara] zum allgemeinen Lehr- und Gesetzbuche [Talmud] erhoben ward), die Ehre des Gesetzes; viele Rabbiner und Schriftgelehrte, die an dem Aufstande Theil genommen, starben den Märtyrertod; Jaschbab, der Schriftgelehrte, ward in der Stunde des Gebets getödtet und sein Leichnam unbeerdigt den Hunden und Vögeln zum Raub hingeworfen; Ananias ward mit dem Gesetzbuch verbrannt; ein strenges Verbot untersagte jede fernere priesterliche Handlung. Damit nahm der jüdische Staat sein Ende; die Ueberlebenden verließen das Land, das einer trauernden Wüste glich, und bargen sich in der Ferne vor der schweren Verfolgung, die dem „Volke Gottes" mit Vernichtung drohte. Seitdem bestand das Volk Israel nur noch „in der Zerstreuung". Ueber den ganzen Erdboden verbreitet lebten sie unvermischt mit anderen Völkern und treu ihren Sitten, ihrer Religion und ihrem Aberglauben. Der Berg Zion lag außerhalb der Stadtmauern der neuen Colonie und wurde zu Gärten und Ackerfeld gebraucht. In der Folge erlaubte man den Verbannten jährlich einmal, am 10. August, dem Trauertage der Zerstörung des Tempels durch Titus, gegen eine Geldabgabe an dem heiligen Orte zu weinen und in zerrissenen Trauerkleidern der vergangenen Herrlichkeit und ihrer zerronnenen Hoffnungen zu gedenken. Der capitolinische Jupiter galt als der Schutzgott der neuen Colonie; aber neben den Heiden siedelten sich auch viele Christen in der alten Stadt David's an. Durch sie wurde der Name Jerusalem auf die späteren Geschlechter fortgeführt.

Arrian am schwarzen Meer. 134. Während dieses schrecklichen Krieges weilte Hadrian theils in Rom, theils in Athen, den Blick nach dem Orient gerichtet, wo zu gleicher Zeit von den Alanen, dem streitbaren scythischen Hirtenvolk am Cyrusfluß zwischen dem Kaukasus und dem kaspischen Meer, ein gefährlicher Krieg drohte, den aber Flavius Arrianus, Statthalter von Kappadokien, unterstützt durch rechtzeitige Geschenke des Kaisers an den Alanenkönig, im Keime erstickte. Die „Umschiffung des schwarzen Meeres" (Periplus) durch den als Weltweisen, Feldherrn, Staatsmann und Schriftsteller gleich ausgezeichneten Arrian, dem der Kaiser aus besonderem Vertrauen die wichtige pontische Provinz zur Verwaltung übergeben, war die Frucht dieser kriegerischen Bewegung.

Die Beschreibung der Küstenländer im Süden, Osten und Norden des Meeres, besonders der Völkerstämme, Städte und Landschaften von Trapezunt bis an den kimmerischen Bosporus, des mythenreichen Landes Kolchis am süßen Fluß Phasis, der Handelsstadt Dioskurias mit dem großen Sclavenmarkt und der Stadt Panticapäum (Kertsch) auf der taurischen Halbinsel (Krim), wo einst der gewaltige Mithridates sein Ende gefunden (III, 773), der Insel Leuke vor den Donaumündungen mit dem alten Achilles-Tempel, wo die Seefahrer dem Heros Opfer und Weihgeschenke darbrachten, in einem Reisebericht an den Kaiser ist für die Kunde jener fernen Ostländer von unschätzbarem Werth.

Mißtrauen und Grausamkeit. Die beiden letzten Jahre verbrachte Hadrian in Rom oder in dem nahen Tibur, mit den großartigen Bauwerken und Anlagen beschäftigt, die noch jetzt

von seinem Kunstsinn und seiner Unternehmungslust Zeugniß geben. Aber die Anstrengungen und Strapazen der großen Fußwanderungen hatten seine Gesundheit angegriffen, so daß er bei der eigenen Kinderlosigkeit darauf denken mußte, dem Reiche einen Nachfolger zu geben. Ueber diesen Sorgen stieg seine nervöse Reizbarkeit auf eine gefährliche Höhe. Eifersüchtig verfolgte er mit seinem tödtlichen Argwohn Alle, welche sich Hoffnung auf die Thronfolge machen konnten.

Sein Schwager, der neunzigjährige Servianus, dem er einst selbst diese Ehre zugedacht, und dessen jugendlicher Enkel oder Neffe Fuscus, ein Jüngling von achtzehn Jahren, mußten die Bitterkeit des Todes erleiden, weil sie mit allzugroßer Zuversicht auf die Herrscherwürde sich Rechnung machten, und, als der Kaiser während eines neuen Anfalls von Krankheit den L. Cejonius Commodus unter dem Namen L. Aelius Verus adoptirte und zum Cäsar erklärte, ihren Unwillen über die getroffene Wahl nicht zurückhielten. Auch der Tod der Kaiserin Sabina, der um diese Zeit eintrat, wurde einer Vergiftung zugeschrieben. Beide Ehegatten hatten von jeher Haß gegen einander gehegt und Sabina soll einst geäußert haben, sie hätte es verhindert, dem Hadrian einen Sohn zu gebären, der gleich dem Vater der Menschheit zum Verderben hätte gereichen können.

Der neue Cäsar Aelius Verus, Eidam des getödteten Nigrinus, war eben so ausgezeichnet durch Geburt, Anmuth des Geistes und körperliche Wohlgestalt, wie berüchtigt durch sein schwelgerisches Leben und seine Sinnenlust. In seiner Jugend gleich dem schönen Antinous der Gegenstand der unnatürlichen Liebe des Kaisers, hat er auch später sich der Ueppigkeit und dem Sinnenrausche hingegeben. Es wird erzählt, er habe ein eigenes Lager mit vier Polstern und einem Netzvorhange erfunden, wo er mit persischen Salben gesalbt auf einer von Rosen und Lilien verfertigten Decke mit seinen Buhlerinnen gelegen, seine Läufer habe er nach Art der Liebesgötter mit Flügeln versehen und nach den Winden benannt. Seine Geliebte, die freigelassene Panthea von Smyrna, wird von Lucian als der Inbegriff von Schönheit und Talent gepriesen und über Aspasia gesetzt. Allein Aelius Verus trug bei seiner Erhebung bereits den Keim des Todes in der Brust. Nach der Adoptionsfeier, welche mit Spielen, Volksbelustigungen und Spenden an das Heer verherrlicht wurde, reiste er, mit dem zweiten Consulat beehrt, nach Pannonien zur Uebernahme der ihm übertragenen Statthalterschaft, kehrte aber seiner angegriffenen Gesundheit wegen bald nach Rom zurück, wo er am 1. Januar 138 starb. Im nächsten Monat nahm der Kaiser den T. Aurelius Fulvus Antoninus an Sohnesstatt an und bestimmte ihn zum Nachfolger unter der Bedingung, daß er den Lucius Verus, den Sohn des verstorbenen Cäsars, und den Marcus Aurelius adoptire. Bald nachher ließ sich der leidende Kaiser, dem weder Arznei noch Zaubermittel Heilung brachten und der auf dem Krankenlager das Leben als eine unerträgliche Last betrachtete und mehrmals dem zögernden Tode zu Hülfe kommen wollte, nach Bajä bringen, wo er am 10. Juli verstarb, von Schmerz an allen Gliedern fast auf-

Adoption und Tod des Aelius Verus

Hadrian's Ende. 138.

gezehrt. Durch die kindliche Hingebung, mit der Antoninus bei dem Senat die anfangs verweigerte Vergötterung (Consecration) betrieb und durchsetzte, erwarb sich derselbe den Beinamen „Pius". In Puteoli, wo die Leiche verbrannt und beigesetzt wurde, errichtete er dem göttlichen Hadrian einen Tempel mit Priestern und stiftete Todtenspiele, die von vier zu vier Jahren daselbst gefeiert werden sollten.

C. Hadrian's Kunstliebe und Charakter.

Hadrian's äußere Politik. Hadrian nahm sich bei allen seinen Regierungshandlungen Augustus zum Vorbild. Wie er in seiner auswärtigen Politik die Eroberungspläne seines Vorgängers aufgab und auf die Reichsgrenzen zurückging, wie sie bei dem Tode des ersten Kaisers bestanden, so auch in der Verwaltung und Rechtspflege, in der Beförderung der Künste und Literatur. Wenn er die Provinz Dacien bestehen ließ, so geschah es nur aus Rücksicht auf die in jenem Lande angesiedelten Römer und Italiker, die durch die Räumung den Barbaren schutzlos preisgegeben worden wären. Dagegen trug er kein Bedenken, in Britannien und am Euphrat einige nur mit dem Schwerte zu behauptende Landschaften dem Frieden zum Opfer zu bringen und in den nördlichen Grenzländern Asiens die Fürsten und Volkshäupter durch Geschenke und Freundschaftsbezeugungen von Feindseligkeiten abzuhalten. Er hielt sich zu einer solchen Politik um so mehr berechtigt, als er darüber keineswegs das Heerwesen vernachlässigte oder durch Schwäche und Nachgiebigkeit die Sicherheit des Reiches gefährdete; vielmehr war er stets aufs Eifrigste bemüht, die Legionen in guter Ordnung und Mannszucht zu erhalten, die Vertheidigungsanstalten zweckmäßig einzurichten und die Soldaten gegen alle Verführung und Weichlichkeit zu waffnen, und wie streng er jeden Aufstand im Innern niederzuschlagen wußte, beweist das blutige Beispiel Judäas. Senat und Consistorium. Wie Augustus war auch Hadrian bedacht, die monarchische Macht zu befestigen und auszubilden. So sehr er das Ansehen und die Würde des Senats im Aeußern wahrte und denselben stets mit Rücksicht und Auszeichnung behandelte, so ging doch diese Rücksicht nicht so weit, daß er sich dadurch in der Ausübung seiner monarchischen Machtfülle hätte beschränken lassen, vielmehr diente dieser erste Reichskörper meistens nur als Organ der kaiserlichen Willensmeinungen und Befehle, und die von ihm getroffene Einrichtung, eine Anzahl Senatoren und Consularen auszuscheiden und als kaiserlichen Geheimenrath oder Staatsrath (Consilium oder Consistorinm principis) bei allen wichtigen Angelegenheiten der Verwaltung und Rechtspflege beizuziehen, war ein dienliches Mittel, die Staatsgewalt mehr in der Person des Fürsten und seines Cabinets zu concentriren und dem Senat die Entscheidung über alle Fragen von größerer Tragweite aus den Händen zu winden.

Standen auch alle Glieder des kaiserlichen Consistoriums fortwährend unter der Hoheit des Senats, aus dessen Schooße sie hervorgingen, so waren sie doch durch ihren

Rang wie durch ihre Stellung und überlegene Bildung von bestimmendem Einfluß bei allen bedeutenden Rechts- und Regierungssachen. Denn Hadrian trug Sorge, in diese engere Rathsversammlung, die unter seiner persönlichen Leitung, oder in seiner Abwesenheit unter dem Vorsitze der beiden Präfecten des Prätoriums (die allmählich aus militärischen Befehlshabern eine Civilbehörde wurden und senatorischen Rang erlangten), Berathungen hielt, Männer von Verdienst und Ansehen, wie die Rechtsgelehrten Julius Celsus, Salvius Julianus, Neratius Priscus, zu berufen, ein Verfahren, das auch die einsichtsvolleren unter seinen Nachfolgern beobachteten. Diese Einrichtung war der Anfang eines kaiserlichen Ministeriums unter dem Präsidium der Präfecten des Prätoriums, deren Ansehen dadurch in demselben Verhältniß stieg als die Macht des Imperators selbst. Und wie der senatorische Staats- oder Ministerrath durch Hadrian eine festbegrenzte Organisation erhielt, so zog er auch die Grundlinien jenes später so höchst complicirten und bis ins Einzelne gegliederten Systems der Beamtenhierarchie, das dann durch Constantin seine volle Ausbildung erhielt.

Der Rechtspflege wendete Hadrian die größte Sorgfalt zu, so daß auch hier wie im Beamtenwesen seine Regierung eine neue Periode begründete: nicht nur daß er für Italien vier Consularen als Oberrichter bestellte, wodurch die alte Jurisdiction des Prätors ein Ende nahm, er selbst pflegte auch sowohl in Rom als in den Provinzen an öffentlichen Orten im Angesicht des Volkes Gerichtssitzungen zu halten, und mehrere Verordnungen, wie über die Majestätsverbrechen und die Behandlung der Sclaven, geben Zeugniß von seinem Rechtsverstand wie von seiner Humanität. Mit ihm fangen die kaiserlichen Rechtsbestimmungen oder Constitutionen an, gesetzliche Kraft zu erlangen und in Verbindung mit den Auslegungen der Juristen als Rechtsquelle zu gelten, wogegen die Edicte der Magistrate (jus honorarium), die in früherer Zeit die Hauptquelle des Rechts gebildet hatten, nach der Zusammenstellung und Anordnung derselben durch Salvius Julianus für abgeschlossen erklärt und als ein vollständiges Rechtsbuch, Edictum perpetuum, an dem keine weiteren Zusätze, Ergänzungen oder Erläuterungen zulässig seien, aufgestellt wurden. In streitigen Rechtsfragen entschieden kaiserliche „Rescripte“, denen die Kraft einer „authentischen Interpretation“ beigelegt ward. Dadurch wurden die richterlichen Behörden ganz von der legislativen Autorität der Kaiser abhängig, und die Magistratsedicte, wenn sie auch noch nicht völlig aufhörten, verloren allmählich ihre gesetzgeberische Kraft. Große Verdienste erwarb sich Hadrian um die Wohlfahrt der Provinzen. Nicht nur daß er die Statthalter scharf beaufsichtigte und in der Besteuerung und im Gerichtswesen auf Rechtsgleichheit und übereinstimmende Behandlung den größten Werth legte; seine Anwesenheit in allen Ländern war gewöhnlich mit Beweisen seiner Gnade und Freigebigkeit begleitet. Bald ließ er Wasserleitungen, Häfen, Bäder, Märkte oder andere öffentliche Werke aufführen, bald erleichterte er die bedrängte Lage einzelner Städte oder Landschaften durch Getreidevertheilungen, Geldspenden oder Steuernachlaß, bald gab er seine Gunst durch Verleihung neuer Rechte und Ehren zu erkennen.

Rechtsinstitute.

Sorge für die Provinzen. Baulust.

Auf seinen Reisen richtete er die größte Sorgfalt auf die Anlegung von Straßen

und Bauwerken, auf die Herstellung verfallener Orte und Denkmäler, so daß er, nach Aurelius Victor, stets Schaaren von Zimmerleuten, Maurern, Werkmeistern in seinem Gefolge hatte, die nach Art der Legionen in Centurien und Cohorten eingetheilt waren. Sein sorgfältiger Staatshaushalt und die zweckmäßige Verwendung der Staatseinkünfte, die er so genau kannte, wie ein Hausvater sein eigenes Vermögen, machte die mit solchen Unternehmungen nothwendig verbundenen unermeßlichen Ausgaben möglich. In Griechenland fand Pausanias allenthalben Denkmäler hadrianischer Freigebigkeit. Mauretanien und Libyen, Sicilien und Makedonien, Achaia und das städtereiche Bithynien nennen auf ihren Münzen den Hadrian als Restitutor. Seine Baulust erstreckte sich von einzelnen Werken bis zum Aufbau von ganzen Städten. Bald waren es historische Erinnerungen, wie bei Jerusalem (Aelia Capitolina), bald Erderschütterungen, wie bei Nicäa und Nicomedia, bald andere Beweggründe, wie bei der thrakischen Stadt, die noch jetzt von ihm den Namen Hadrianopel trägt, welche ihn zum Bauen führten. Vom cyrenäischen Afrika bis nach Bithynien, Makedonien und Pontus gab es Städte, die ihren Ursprung und Namen von Hadrian herleiteten, und fast alle Orte des ganzen Reiches konnten sich irgend eines Werkes, eines Denkmals, einer Anlage rühmen. Die ägyptische Stadt Antinoopolis konnte an Herrlichkeit der Kunst mit den glänzendsten Werken der Ptolemäer wetteifern. Von dem im gallischen Nemausus (Nimes) der Plotina zu Ehren erbauten Tempel sammt Basilica oder Gerichtshalle sind wahrscheinlich noch jetzt Spuren vorhanden. Vor Allem aber trugen die griechischen Städte in Asien wie in Hellas selbst die glänzendsten Denkmale seiner Kunstliebe. Der Hadrianstempel in Kyzikus wurde den sieben Wunderwerken beigezählt; in Athen, seiner Lieblingsstadt, vollendete er den weltberühmten Säulentempel des olympischen Zeus (II, 19), den schon sechs Jahrhunderte vor ihm Peisistratos begonnen und viele Geschlechter seitdem weiter geführt hatten, rief das Panhellenion ins Leben, das als Mittelpunkt eines neuen Nationalfestes, der „Panhellenien" dienen sollte, und errichtete außerdem eine Menge anderer Heiligthümer und Gebäude, besonders im südöstlichen Theil, der den Namen Hadrians-Stadt erhielt und durch ein mit korinthischen Säulen und Pilastern verziertes, im Bogen überwölbtes Prachtthor von dem alten Athen getrennt war; in Korinth ließ er Bäder aufführen, in Megara einen Apollotempel aus Marmor, in Mantinea ein Heiligthum des Antinous mit dem Standbilde dieses seines Lieblings. Durch die prachtvolle korinthische Heerstraße über den Isthmos verband er den Peloponnes mit dem hellenischen Festlande. Sein Beispiel feuerte Andere zur Nacheiferung an. So führte der Vater des Herodes Atticus in Troas eine Wasserleitung auf, wozu er außer der vom Kaiser ihm zugewiesenen hohen Summe noch über drei Millionen Mark unseres Geldes aus eigenen Mitteln verwendete.

Kunstliebe

Zu diesen Bauunternehmungen wurde der Kaiser jedoch nicht blos durch seine Fürsorge für die Provinzen, sondern noch mehr durch seine Eitelkeit, Ruhmsucht und Kunstliebe geführt. Hadrian war nicht nur Freund der schönen Künste, er übte sie auch selbst, wie er denn überhaupt an Bildung, Wissen und Kunstfertigkeit eine hervorragende Stellung unter seinen Zeitgenossen einnahm und durch sein Interesse für alle geistigen und künstlerischen Bestrebungen eine neue Blüthezeit der Literatur und des Kunstsinnes schuf.

Hadrian besaß in der griechischen Literatur ungemeine Kenntnisse, heißt es in dem Auszug des Aurelius Victor, weshalb ihn Viele das „Griechlein" nannten. Geschmack und Sitten der Athener machte er sich vollständig zu eigen; er war nicht nur

ihrer Sprache mächtig, sondern verstand auch die anderen Künste: Singen, Saitenspiel und Arzneikunde, er war Tonkünstler, Maler und Bildner in Erz und Marmor. Ueberdies besaß er sehr viel Witz, so daß selten bei Jemand mehr Geist und Geschmack zu finden gewesen sein dürfte. Dabei hatte er ein ungemeines Gedächtniß und ein Fassungsvermögen und eine Beweglichkeit des Geistes, die es ihm möglich machten, stets die verschiedenartigsten Materien zu durchforschen und zu verarbeiten.

Nirgends hat Hadrian seinen Kunstsinn und seinen Reichthum an Kenntnissen mehr an den Tag gelegt, als in dem berühmten Tiburtinum, in der kunstgeschmückten „Villa des Hadrian", bei der alten Aequerstadt Tibur (h. Tivoli) mit den reizenden Wasserfällen. „In der tiburtinischen Villa," sagt Spartian, „sah man die berühmtesten Gegenden und Orte mit ihren eigenen Namen vorgestellt. So das Lyceum, die Akademie, das Prytaneum, das ägyptische Canobus mit dem Serapistempel, die Halle Pökile und das Tempe; ja um nichts zu übergehen, ließ er sogar die Unterwelt darstellen." Das prachtvolle Landhaus, das trotz der Plünderungen vieler Jahrhunderte noch jetzt den Anblick eines „Feenirrgartens" voll überraschender und kostbarer Ruinen darbietet, „welche die Natur durch eine üppig wuchernde Vegetation von Bäumen, Blumen und Rankengewinden zu ehren scheint", enthielt die Nachbildungen alles Herrlichen, was das Alterthum geschaffen. Tempel, Theater, Bäder, Hallen, Prachtsäle mit herrlichen Mosaiken und Bildwerken waren hier nebst den gewölbten Kammern für seine Leibwache in einem Umfange von zehn römischen Meilen in kunstreicher Vollendung aufgeführt. „Es ist, als hätte Hadrian seine Reisebilder plastisch ausgearbeitet, wo er, nachdem ihm Müdigkeit, Krankheit und Alter das Umherschweifen unmöglich gemacht hatten, wenigstens für die Imagination die Welt seiner Sehnsucht um sich her ausbreitete." Die Mosaikböden, die Arabeskenmalereien, die Decken aus Stuck, die Mosaiktische und die zahllosen Kostbarkeiten, welche man aus den Trümmern hervorgezogen, geben den Beweis, wie prächtig die Ausschmückung der Zimmer gewesen sein mußte. Doch sind sowohl die Bauwerke als die zahlreichen Arbeiten der Bildnerei, unter denen besonders die Antinousstatuen hervorragen, mehr ausgezeichnet durch technische Fertigkeit als durch Genialität der Kunstschöpfung. Die Villa war besonders reich an ägyptischen Monumenten in schwarzem und farbigem Marmor, die uns aber in ihrer modernisirten Mischung mit griechischen Formen nicht mehr als Gebilde einer altgläubigen Strenge ansprechen, sondern nur als Verirrungen eines phantastischen Modegeschmacks erscheinen. Hadrian's Villa bei Tibur.

„Die Antinousfiguren," sagt Gregorovius, „sind das Höchste, was die Periode der römischen Imperatoren in der Plastik geleistet hat, und auch fast das Einzige, was uns auf den Charakter der damaligen, an Ideen und Formen schon sehr beschränkten bildenden Kunst schließen läßt. Es war ein glücklicher Zufall, daß die vergötternde Liebe eines so bizarren und ans Sonderbare gewöhnten Gemüthes, wie Hadrian war, gerade auf eine jugendlich schöne Gestalt fiel, welche schon von Natur die Idealisirung forderte. Dadurch lebte für die Kunst noch einmal die anmuthige Form des Apollon und des Bacchus auf, und die Kunstwelt wurde mit trefflichen Statuen, Reliefs und Gemmen bereichert. Die Antinousstatuen.

Der charakteristische Antinoustypus besteht in einer unschuldvollen, fast sinnig schwermüthigen Sentimentalität im Ausdruck der edeln Gesichtszüge. Die Augen liegen tief, mit mehr flach als bogenförmig geöffneten Augenlidern. Die Brauen sind schmal und sanft geschweift. Die Nase weicht nur wenig von der griechischen Linie ab. Die Lippen sind voll. Der Kopf ist ein schönes Oval. Was die körperlichen Verhältnisse betrifft, so haben sie in ihrer Weichheit und Fülle der Brust, des Bauches, der Schenkel mehr von einem Bacchus, in dessen Göttercharakter Antinous hauptsächlich dargestellt wurde, als von einem Apollon.

Unter den Antinousbildsäulen verdienen einige wegen ihres Kunstwerthes die größte

Bewunderung. Eine der herrlichsten darunter ist der Antinous-Bacchus aus lunesischem oder carrarischem Marmor, kolossal, 15$^1/_2$ italienische Palmen hoch, im Palaste Braschi zu Rom. Sie stellt Antinous stehend in dem Kostüm des Bacchus dar, einen Epheukranz um das lang herabwallende Lockenhaar geschlungen. Auf dem Scheitel trägt er den mythischen Pinienapfel, ein Attribut, das nicht ziert. Die große Palla (das weite Obergewand) ist auf der linken Schulter befestigt und läßt den rechten Arm, die Brust und den Unterleib zum Theil sehen. In der linken hocherhobenen Hand hält die Figur den gleichfalls mit einem Pinienapfel gezierten Thyrsusstab."

Grabmal des Hadrian.

Unter den übrigen zahlreichen Bauwerken, mit denen Hadrian die ewige Stadt schmückte, ragten vor Allen hervor: der erwähnte ringsum mit einer Säulenreihe umgebene (zehn in der Fronte und zwanzig in der Länge) Tempel der Venus und Roma, und mehr noch das berühmte Mausoleum oder Grabmal, die Moles Hadriani, auf dem rechten Tiberufer, zu welchem die auf fünf Bogen ruhende 300 Fuß breite „älische Brücke" führte. Noch jetzt ist das Grabmal, im Mittelalter zu einer Festung umgewandelt, unter dem Namen der „Engelsburg" eine der schönsten Zierden Roms. Den Namen (Sant Angelo) führt die Citadelle und die Brücke von der Bildsäule des Erzengels Michael, welche die Spitze des Gebäudes krönt.

Befördert Wissenschaft und Mystik.

Und nicht blos in den bildenden Künsten schuf Hadrian eine neue Periode, die letzte Blüthezeit, auch die Dichtkunst, die Musik und die Gelehrsamkeit fanden in ihm einen freigebigen Pfleger und Förderer. Er selbst war Dichter und Schriftsteller, doch ist von seinen Producten fast Nichts auf die Nachwelt gekommen. Vorzüglich begünstigte er hellenische Literatur und Weltweisheit, daher sich auch besonders griechische Philosophen, Sophisten und Rhetoren seines Umgangs und seiner Gunst zu erfreuen, aber auch von seiner Eifersucht und Eitelkeit zu leiden hatten. Seine mit den Jahren mehr hervortretende Neigung für orientalische Mystik und Geheimlehren, in denen er den Schlüssel verborgener Weisheit suchte, für astrologische Träumerei und prunkende Vielwisserei brachten eine Menge Sophisten, Schwärmer und Mystiker zu Ehren und Ansehen.

Unter den Männern, die zu dem Kaiser in näherer Beziehung standen, und die er in der von ihm gegründeten wissenschaftlichen Anstalt „Athenäum" öfter um sich versammelt zu haben scheint, werden neben Arrian und Plutarch namentlich die Philosophen und Sophisten Heliodoros, Epictet, Favorinus und Dionysios von Milet und die Rhetoren Cornelius Fronto aus Cirta in Afrika und Herodes Atticus erwähnt. Der letzte, im Besitze eines unermeßlichen Vermögens, das sein Vater durch die Entdeckung eines großen Schatzes auf seinem marathonischen Gute gewonnen, machte einen fürstlichen Aufwand, so daß er in Athen und Delphi in Bauwerken mit seinem kaiserlichen Gönner zu wetteifern wagte. Aber für die Literatur war Hadrian's Einfluß weniger heilsam als für die bildende Kunst. Er drückte den geistigen Erzeugnissen seinen verdorbenen Geschmack auf und knüpfte die Zeitbildung an das Schicksal des sinkenden Reichs. Er selbst verfaßte nach dem Vorbilde des Antimachos ein gelehrtes Gedicht „Catacriani", das ohne ausführliche Erklärung ganz unverständlich war, und sein Freigelassener Phlegon, der mehrere Werke über allerlei Curiositäten und Wundergeschichten schrieb, mußte den Namen zu der kaiserlichen Selbstbiographie hergeben, wahrscheinlich weil Hadrian sich scheute, eine Lobschrift auf sich selbst unter eigenem Namen bekannt zu machen. In religiösen Dingen war er

duldsamer und verträglicher als sein Vorgänger: wenn auch die Behauptung des Lampridius, daß Hadrian die Tempel, welche er in verschiedenen Städten ohne Götterbilder erbauen ließ, Christus habe weihen wollen, keinen Glauben verdient, so hatten sich doch die Christen unter ihm einer milderen Behandlung zu erfreuen; desto strenger verfuhr er gegen die Juden. Aber seine Hinneigung zu der Mystik und zu dem abergläubischen Religionswesen des Morgenlandes, die der Verpflanzung neuer fremder Culte nach Rom Vorschub leistete, vermehrte die herrschende Religionsmengerei und nährte den Hang zu Geheimdiensten, zur Schwärmerei und zum düstern Aberglauben.

Faßt man die einzelnen Züge des Kaisers Hadrian zusammen, so kann man nicht umhin, ihn trotz mancher großen Schattenseiten den bedeutendsten Persönlichkeiten des sinkenden Roms beizuzählen. Es ist daher ganz gerechtfertigt, daß in unseren Tagen, wo das Interesse für die römische Kaisergeschichte besonders lebhaft erwacht ist, zwei namhafte Schriftsteller ihn und seine Umgebung so wie die geistigen und künstlerischen Richtungen seiner Zeit zum Gegenstande zweier Romane gewählt haben. Die größte Anerkennung verdient er als Regent: die Ausbildung der Monarchie, die Verbesserung der Rechtspflege, die Erhaltung des Friedens, die Fürsorge für die Provinzen, die Befestigung der Militärmacht, die Sicherung der Reichsgrenzen, die Hebung der Bildung, die Erweckung eines großartigen Kunstlebens, die Begründung und Feststellung dauernder Formen im Hof- und Beamtenleben, diese und andere Schöpfungen geben Zeugniß von dem großen Herrschergeist, von der umsichtigen und verständigen Staatskunst, von den hohen Regentengaben des klugen Kaisers, der seine Zeit erkannte und zu beherrschen verstand. Aber auch seinem Privatleben, seinem Charakter, seiner Persönlichkeit fehlt es keineswegs an interessanten Zügen. Schon daß er die verschiedensten Eigenschaften in sich zu vereinigen verstand, zeugt von großer Willenskraft und einer reichen Natur Liest man von seinen verwegenen Jagden, von seinen anstrengenden Wanderungen und Reisen, von seiner körperlichen Abhärtung, von seiner strengen Mannszucht bei den Legionen, so sollte man ihn eher für einen Kriegshelden des alten Freistaats halten, als für den Sohn eines verweichlichten, in Lüste und Laster versunkenen Jahrhunderts. Betrachtet man ihn aber im Umgang mit Mystikern, Sophisten und Wortheldens, wie er sich an ihren hohlen Phrasen, an ihren unfruchtbaren Speculationen ergötzt, erwägt man, wie er sich dem astrologischen Gaukelwesen, dem orientalischen Mysterienwahn, dem einfältigsten Aberglauben hingibt, oder denkt man sich ihn in seinen üppigen Landhäusern, umgeben von Dienern und Genossen unnatürlicher Lust, so glaubt man sich in die Tage eines Caligula und Nero versetzt. Vergleicht man aber wieder die mächtigen Kunstschöpfungen, durch welche er sich einen dauernden Ruhm zu begründen suchte, mit dem leeren Gepränge der Schauspiele, der Gladiatorenkämpfe, der Volksbelustigungen, in dem die meisten römischen Kaiser ihre Herrschergröße und ihren Stolz erblickten, so wird man gestehen, daß eine weite Kluft ihn von seinen Vor-

Hadrian's Charakter.

gängern trennte. Es ist nicht unrichtig, was Aurelius Victor, der Epitomator, von Hadrian sagt:

„Sein Charakter war veränderlich, wandelbar und vielgestaltig. Er war so geartet, daß Tugenden wie Laster ihm gleichsam beliebig zu Dienst standen. Die Heftigkeit seines Temperaments mit einer gewissen Kunst beherrschend, wußte er sein mißgünstiges, finsteres, zur Wollust geneigtes und von Eitelkeit erfülltes Wesen mit Feinheit zu verstecken, die Maske der Enthaltsamkeit, Gefälligkeit und Güte anzunehmen und dagegen seine brennendheiße Ehrsucht zu verbergen. Seine zu große Lebhaftigkeit verleitete ihn mit Reden des Ernstes wie des Scherzes, ja selbst mit Schmähreden zu reizen oder solche zu erwiedern: einem Gedicht verstand er ein Gedicht, einem Witzwort ein Witzwort entgegenzusetzen*), so daß man hätte glauben sollen, er habe sich auf Alles vorbereitet. Seine Gemahlin Sabina wurde durch die fast sclavenartigen Mißhandlungen, die sie von Hadrian erdulden mußte, dahin gebracht, daß sie sich selbst das Leben nahm. Eine Wassersucht, welche er lange mit Geduld ertragen hatte, steigerte seine Reizbarkeit so sehr, daß er ungeduldig und von Schmerzen gefoltert Befehl zur Hinrichtung mehrerer Senatoren gab. Er brachte sein Leben auf 62 Jahre und starb vom Schmerz an allen Gliedern fast aufgezehrt eines traurigen Todes."

Aber in dieser Einseitigkeit aufgefaßt, ist das Charakterbild widerwärtig und ungenügend. Kaiser Hadrian war eine reichbegabte, vielseitige, für alles Große und Herrliche empfängliche Natur, geistreich, beredt und witzig im Umgang, aber reizbar und von den Eindrücken des Augenblicks abhängig. Es fehlte ihm die innere Einheit. Er gehörte zu den hohen Fürstengestalten, die viel Licht ausstrahlen aber auch großen Schatten werfen.

6. Antoninus Pius und Marcus Aurelius.

Antoninus Pius. 138—161. u. c. 891 bis 914.

Hadrian's Nachfolger, der schlichte, wohlwollende und humane Antoninus der Fromme, war eine Zierde des Throns. Leider besitzen wir über das Leben und die Regierung des trefflichen Fürsten nur dürftige, mehr über sein Privatleben und seinen Charakter als über die Zustände des Reichs sich verbreitende Nachrichten, so daß dem Geschichtschreiber kein anderer Weg offen steht, als die einzelnen Angaben aus Julius Capitolinus, Aurelius Victor, Eutropius und dem verstümmelten Dio zusammenzustellen. Nach Außen schritt Antoninus auf Hadrian's Bahn fort. Von den schönen Worten Scipio's aus-

*) Die Verse des Florus:

Ego nolo Caesar esse,
Ambulare per Britannos,
Scythicas pati pruinas

parodirte Hadrian, wie Spartian berichtet, mit folgenden Versen:

Ego nolo Florus esse,
Ambulare per tabernas,
Latitare per popinas,
Culices pati rotundos.

gehend: „er wolle lieber Einen Bürger erhalten als tausend Feinde tödten," mied auch er den Krieg so viel als möglich, um seine ganze Sorge den Künsten des Friedens zuzuwenden. Im Kriege strebte er mehr nach dem Ruhme der Gerechtigkeit, sagt Dio, als nach Ländergewinn; er wollte lieber den Besitz des alten Gebiets erhalten, als die Grenzen desselben erweitern. Männer, die sich am meisten der Rechtlichkeit beflissen, suchte er aufs Angelegentlichste für die Verwaltung des Staats zu gewinnen; redliche Statthalter belohnte er mit Ehrenstellen, Untüchtige wußte er ohne Härte von öffentlichen Aemtern fern zu halten. Dadurch erwarb er sich nicht blos die Bewunderung der Seinigen, sondern auch die des Auslandes, so daß Parthien und Scythien ihm goldene Kronen sandten und barbarische Völker die Waffen niederlegten und ihn zum Schiedsrichter annahmen.

Von Capitolinus erfahren wir, daß der König Pharasmanes (von Iberien) ihm einen Besuch in Rom abgestattet, daß Antonin einer Völkerschaft in Kolchis einen König gegeben und den vertriebenen Rhömetalces in sein bosporanisches Reich zurückgesandt habe, daß er die Freistadt Olbia am Borysthenes gegen die Einfälle der scythischen Wanderhirten geschützt, und daß ein ernstes Mahnschreiben von ihm hinreichend gewesen sei, den parthischen König von einem beabsichtigten Feldzug wider Armenien abzuhalten.

Antoninus selbst hat niemals Italien verlassen; wo die Grenzen gegen feindselige oder wilde Völkerschaften zu schützen waren, wie am Rhein, in Britannien, in Afrika, da standen tapfere Feldherren an der Spitze der streitbaren Legionen. So drängte Lollius Urbicus in Caledonien die Barbaren zurück und befestigte an der Stelle, wo einst Agricola seine Schanzwerke errichtet hatte, die Grenze durch einen neuen Erdwall; so wurden in Afrika die Mauren in die Einöden des Atlas getrieben und zum Frieden gezwungen; so wurde das Reich an der Donau und am Rhein gegen die Dacier und Germanen geschirmt, die Alanen in ihren Grenzen gehalten, Aufstände in Achaia und Aegypten unterdrückt. Aber von allen diesen Vorgängen fehlen nähere Berichte; die Waffenthaten Roms während der langen Regierung des frommen Antonin sind dem Dunkel der Vergessenheit anheimgefallen.

Dagegen sind alle Schriftsteller voll Lobes über die Tugenden und die Milde des Kaisers, über seine Sorge für Rechtspflege, Bildungsanstalten und Armenwesen, über seine Freigebigkeit gegen Andere bei großer Sparsamkeit im eigenen Hauswesen. Aus einem alten Denkmal, wo Knaben und Mädchen ihre Hände dankend zu ihrem Wohlthäter emporheben, ersieht man, daß er wie Nerva und Trajan durch Stiftungen für den Unterhalt und die Erziehung römischer Kinder gesorgt. Durch humane Gesetze schützte er Sclaven gegen die Willkür und Mißhandlungen grausamer Herren. Sein Charakter war fast fleckenlos und rein von menschlichen Fehlern, bemerkt Aurelius Victor; sein Gleichmuth und die Unbescholtenheit seiner Sitten liefern den vollgültigsten

Seine Tugenden und Eigenschaften.

Beweis, daß auch ein anhaltender Friede und eine lange Ruhe keinen nachhaltigen Einfluß auf edle Naturen äußern, und daß die Staaten dann am glücklichsten sind, wenn die Weisheit das Ruder führt. Schon im Alterthum verglich man ihn mit König Numa. Milde war ihm eine angeborne Tugend, so daß er das kaiserliche Recht der Gnade oder Strafmilderung auch gegen Verbrecher ausübte; bei einer Verschwörung wurde der Hauptschuldige, der nach der Herrschaft trachtete, in die Verbannung geschickt, ein anderer Theilnehmer gab sich selbst den Tod. Mitschuldige zu erforschen verbot der Kaiser: die Welt brauche nicht zu erfahren, wie viele Feinde er habe. Die Angeber verschwanden, die Einziehungen der Güter wurden selten verhängt. Bei einem wegen Getreidemangel entstandenen Volkstumult besänftigte er die Menge, die Steine wider ihn erhoben, durch die ruhige Auseinandersetzung der Ursachen. Seine Freigebigkeit, zu der ihm sein eigenes großes Vermögen reichliche Mittel gewährte, erfuhren besonders die Rhetoren und Philosophen, für die er ehrenvolle Lehrstühle mit hohen Besoldungen gründete, die Volksmenge, die er mit Spielen und Freibädern erfreute und außer den üblichen Kornvertheilungen in theuern Zeiten auch noch mit Oel und Wein unterstützte, ferner die unglücklichen Bewohner von Rhodos, Kyzikos und ganz Kleinasien, die durch ein von Bithynien bis Lykien sich erstreckendes Erdbeben großen Schaden litten, und die von Rom, Narbo, Antiochien u. a. O., die durch große Feuersbrünste in Noth kamen. Dabei versäumte er auch nicht, Rom und Italien mit nützlichen Bauwerken zu schmücken.

Die von Hadrian unvollendet hinterlassenen Gebäude und Monumente wurden zu Ende geführt, mehrere ältere Tempel, wie der des Agrippa, Wasserleitungen und Bäder restaurirt, außer dem Tempel des Hadrian baute er ein Amphitheater, setzte die Häfen von Terracina und Cajeta in Stand, schmückte seinen Geburtsort Lanuvium mit mehreren Bauwerken u. dgl. m. Auch gründete er eine Versorgungsanstalt für Mädchen, die er seiner Gattin Faustina zu Ehren die Faustinianische nannte, eine Erweiterung der Alimentarstiftung Trajan's.

Charakter und Ausgang. Der Gesetzgebung und Verwaltung widmete Antoninus die größte Sorgfalt. Dem Senat begegnete er mit Achtung und behandelte ihn so, wie er selbst, als er noch Senator war, von dem Kaiser behandelt zu werden gewünscht hatte. Bei allen wichtigen Angelegenheiten zog er erfahrene Räthe bei und gestattete ihnen jederzeit Zutritt zu seiner Person. Würdige Statthalter und Beamte ließ er lange in ihren Stellen und vermied überhaupt häufigen Wechsel. Intrigante Höflinge und Freigelassene erlangten keinen Einfluß. Obwohl sich seine Reisen nicht weiter als auf seine Güter in Campanien ausdehnten, verschaffte er sich doch eine genaue Kunde über alle Verhältnisse des Reichs und traf überall nützliche und wohlthätige Anstalten. Seine Genauigkeit erstreckte sich über die kleinsten Dinge im Haushalt wie in der Verwaltung, so daß ihn Spötter mit dem Spitznamen „Kümmelspalter" belegten, aber dieser landesväterlichen

Gesinnung war es beizumessen, daß unter seiner Regierung alle Provinzen sich eines blühenden Zustandes erfreuten und die Staatskasse stets in guter Ordnung war. Auch theilte er die Kunstliebe seiner Vorgänger, wie der stattliche Marmortempel des Antoninus und der Faustina beweist, dessen Ueberreste noch jetzt auf der Ostseite des Forums sichtbar sind. Nach einer Regierung von 23 Jahren starb er in seinem siebenzigsten Lebensjahr auf seinem Landgut Lorium. Antoninus hatte einen schlanken, geraden Wuchs, einen schönen Kopf und eine volltönende angenehme Stimme. In seiner Lebensweise war er einfach und mäßig. Alles war bei ihm wohl überdacht, heißt es in den Meditationen seines Nachfolgers, ruhig, gelassen, wohl geordnet, fest und mit sich selbst im Einklang Der Senat verherrlichte sein Andenken durch eine feierliche Apotheose und erkannte ihm alle Ehrenbezeugungen zu, die jemals den besten Fürsten zu Theil geworden, zur großen Freude des Volks, das ihn wegen seiner Milde, Verständigkeit und Sittenreinheit liebte. Antonin war fast der einzige unter den Kaisern, so schließt Capitolinus dessen Lebensbeschreibung, der, so viel an ihm lag, weder Bürger- noch Feindesblut vergoß und der mit Recht wegen seines Glücks, seiner Menschenliebe, seiner ruhigen Regierung und seiner Ehrfurcht für die Religion und die altrömischen Heiligthümer mit Numa verglichen zu werden verdient.

Marcus Aurelius Antoninus, der Philosoph, war der würdige Nachfolger des frommen Antoninus. Einer vornehmen, ursprünglich aus Spanien stammenden Familie entsprossen, hatte der junge M. Aurelius sowohl durch seine Geburt als durch den Eifer, mit dem er seine wissenschaftlichen Studien unter Herodes Atticus, Fronto und Plutarch's Enkel Sextus aus Chäronea betrieb, bereits die Aufmerksamkeit Hadrian's auf sich gezogen, so daß dieser dessen Adoption durch Antoninus Pius veranlaßte (S. 289). Als der letztere den Kaiserthron bestiegen, erhob er den jungen Fürsten zur Würde eines Cäsar, gab ihm seine Tochter Faustina zur Gemahlin und würdigte ihn stets des höchsten Vertrauens bei allen Regierungshandlungen. Nach dem Tode des frommen Kaisers im vierzigsten Lebensjahr zum Thron berufen, nahm Marc-Aurel seinen um neun Jahre jüngeren Adoptivbruder L. Verus zum Mitregenten an, damit den im Norden und Osten des Reichs drohenden Kriegsgefahren mit verdoppelter Thätigkeit und Wachsamkeit entgegengetreten werden könne, besonders da die Gesundheit des Kaisers nicht sehr stark war, vielleicht in Folge allzugroßer Anstrengung bei seinen rhetorischen und philosophischen Studien.

Marc-Aurel 161–180. u. c. 914 bis 933.

Schon als zwölfjähriger Knabe, meldet Capitolinus, nahm Marcus Aurelius die Kleidung und Lebensweise der Stoiker an; er trug in den Lehrstunden den Philosophenmantel und schlief auf bloßer Erde; nur auf inständiges Bitten seiner Mutter wählte er später ein mit Thierfellen bedecktes Polster zum Nachtlager. Seinen Lehrern bewies er sein ganzes Leben hindurch die größte Hochachtung; er ließ ihnen Statuen errichten

Sein Eifer für Philosophie.

und ehrte ihre Gräber mit Spenden und Blumen; in seinen Selbstbetrachtungen rühmt er es als eine besondere Gnade der Götter, daß sie ihm so treffliche Eltern und Lehrer gegeben. Wir werden in den folgenden Blättern erfahren, wie mächtig die stoische Philosophie den Kaiser in die Atmosphäre ihrer Schule zog und sein ganzes Denken und Sein durch ihre Lehrsätze und Maximen gefangen hielt; schon in jüngeren Jahren entführte sie ihn den männlichen Vergnügungen der gymnastischen Künste, der Jagd und des Vogelfanges, an denen er Gefallen hatte, und machte ihn vor der Zeit alt und ernsthaft. Stets bewahrte er die größte Seelenruhe bei Freude und Schmerz, bemerkt Aurelius Victor, so daß er von Kindheit an immer dasselbe Gesicht zeigte. Nur aus Rücksichten für das Volk wohnte er den öffentlichen Spielen, Thierkämpfen und Wettrennen in den Amphitheatern und Rennbahnen oder den theatralischen Aufführungen bei, gab aber seine Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit dadurch zu erkennen, daß er während der Spiele häufig las, Schriften unterzeichnete oder Vorträge von Beamten entgegennahm; seinem Gedankenkreis lagen solche Zerstreuungen fern; doch verband er mit seinen strengen Grundsätzen Nachsicht und Nächstenliebe: „Er war mäßig ohne Eigensinn," heißt es weiter bei dem Biographen, „sanft ohne Schwäche und ernsthaft ohne Menschenhaß." Den Gladiatoren ließ er stumpfe Waffen reichen, damit sie sich keine tödtlichen Wunden schlagen könnten. Seine Maxime war der platonische Satz, daß die Könige Philosophen oder die Philosophen Könige sein sollten.

Lage des Reichs.

Der Natur des neuen Kaisers, des „Weisen auf dem Throne", hätte eine friedliche Regierung wie die seines Vorgängers besonders zugesagt; allein das Schicksal führte ihn auf den Schauplatz größerer Thätigkeit. Es scheint, daß die lange Ruhe, deren sich das Reich unter Antoninus Pius erfreute, sowohl auf den Geist der Legionen in den Provinzen, als auf die Grenzvölker nachtheilig eingewirkt hatte: denn so dürftig auch die Quellen der Zeit fließen, so erfahren wir doch von unruhigen Auftritten unter den Besatzungstruppen in Britannien, die ihren Befehlshaber Statius Priscus auf den Thron der Cäsaren erheben wollten, von schlaffer Disciplin in dem armenischen Heere, wo ein weichliches Lagerleben voll Lüste und Ausschweifung die Bande der Kriegszucht und Waffenübung durchbrochen und den Partherkönig Vologeses III. mit der Hoffnung erfüllt hatte, durch einen raschen Feldzug in Armenien dieses benachbarte Bergland, dessen Verlust die Parther nicht verschmerzen konnten, wieder unter seine Herrschaft zu bringen; wir hören ferner von drohenden Bewegungen an der Nordgrenze des Reiches, wo die Markomannen in Verbindung mit Quaden, Sueben, Hermunduren und anderen germanischen und sarmatischen Stämmen unter die Waffen getreten sind, um von den Herren der Welt ihren Antheil an der Erde zu fordern.

Marc-Aurel und L. Verus.

Diese Lage des Reichs, verbunden mit schweren Heimsuchungen im Innern, mit Ueberschwemmungen, Hungersnoth und Pest, bedurfte allerdings der Kräfte zweier Kaiser; aber die beiden Herrscher waren aus verschiedenen Ursachen den drängenden Umständen nur unvollkommen gewachsen: Lucius Verus blieb den Lüsten und Ausschweifungen, mit denen er im elterlichen Hause frühe vertraut geworden war (S. 289), sein ganzes Leben ergeben und verzehrte seine

Kräfte im Uebermaaß der Genüsse. M. Aurelius bewahrte zwar in einer Welt von Lastern und Versuchungen Tugend und Sittenstrenge und führte ein einfaches rechtschaffenes Leben in altrömischer Genügsamkeit und Abhärtung, aber er behandelte die großen Geschäfte des Reiches mit dem kleinlichen Geiste eitler Gelehrsamkeit, und in den Gesichtskreis der Philosophenschule gebannt, „hielt er es für größer, richtige Grundsätze über das Leben zu gewinnen, als das Leben selbst gründlich zu verstehen und kräftig zu gestalten". In stoischer Abgeschlossenheit nur mit sich selbst beschäftigt war er nicht vermögend, dem Lasterleben des Reichsgenossen noch der Wollust der eigenen Gemahlin Faustina, des frommen Antoninus unwürdiger Tochter, Schranken zu setzen. Jener überließ sich in Laodicea und in den üppigen Lusthainen von Daphne und Antiochien allen Sinnengenüssen und Vergnügungen und den weichlichen Sitten, durch welche jene Städte der Lüste zum Sprichwort geworden waren, indeß die tapfern Legaten Avidius Cassius, Martius Verus und der aus Britannien abberufene Statius Priscus erfolgreiche Kämpfe mit den Parthern lieferten; und Faustina, eben so gefeiert wegen ihrer Schönheit als berüchtigt wegen ihrer Liebesverhältnisse, soll so sehr alle Schaam und Würde verläugnet haben, daß es von ihr hieß, sie habe an den reizenden Küsten Campaniens aus den kräftigen halbentkleideten Seeleuten diejenigen ausgewählt, die am meisten geeignet schienen, ihre niedrige Lust zu befriedigen. Und dennoch gab der Kaiser ihr während ihres ganzen Lebens unwandelbare Beweise des zartesten Vertrauens.

Von dem parthischen Krieg haben wir fast keine Nachrichten; die pomphaften Darstellungen desselben in rednerischer Uebertreibung, über welche Lucian spottet, sind der verdienten Vergessenheit anheimgefallen; und doch erkennen wir aus den kurzen Andeutungen Dio's, daß große Waffenthaten und erschütternde Wechselfälle in dem drei- oder vierjährigen Feldzuge vorgefallen sein müssen. Vologeses hatte sich den Verfall der Kriegszucht im römischen Lager zu Nutzen gemacht, um die ganze Legion, welche die Besatzung der armenischen Stadt Elegia bildete, sammt ihren Führern aufzureiben. Aber Avidius Cassius stellte die Waffenehre wieder her; er brachte die Bundesgenossen des Partherkönigs zum Abfall, drängte die Feinde über den Tigris zurück und eroberte die volkreiche, wohlbefestigte Griechenstadt Seleucia und den aus dem nomadischen Königslager entstandenen parthischen Hauptort Ktesiphon. Jene Stadt ging in Flammen auf und erholte sich nie mehr von dem harten Schlag einer Erstürmung, bei der die Hälfte der Einwohner, 300,000 Bürger, den Tod gefunden haben sollen; in dieser wurde die Königsburg zerstört, ohne jedoch dauernden Schaden zu nehmen; Armenien und Mesopotamien wurden dem römischen Reiche von Neuem beigefügt. Zwar verlor Cassius auf dem Rückzug nach Syrien einen großen Theil des Heeres, dennoch war Lucius Verus über diese durch fremde Anstrengung erworbenen Lorbeern so erfreut, daß er im nächsten Jahr

Partherkrieg. 162—165.

gemeinschaftlich mit Marc-Aurel einen Triumph feierte. Cassius erhielt zum Lohn seiner Thaten die Statthalterschaft von Asien.

Inneres. Mittlerweile war Marcus eifrig bemüht, durch zweckmäßige Einrichtungen, neue Gesetze, Vermehrung der Gerichtstage und andere Reformen das öffentliche Leben im Innern zu heben und zu verbessern. Denn wie im Privatleben ließ er sich auch in der Regierung von den Grundsätzen der stoischen Philosophie leiten; diese aber schrieb ihm vor, die Stelle, die ihm das Schicksal als Lebensberuf angewiesen, aufs Gewissenhafteste auszufüllen und sich mithin ganz dem Wohle des Staats und der Unterthanen zu widmen. Unterstützt von den rechtskundigen Männern seines geheimen Rathes, die er fleißig zu Rathe zog, traf er zweckmäßige Anordnungen, bald zur Erleichterung und Beförderung guter Rechtspflege, bald zur Erhöhung der Auctorität des Senats, den er mit derselben Rücksicht behandelte wie sein Vorgänger, bald zur Abstellung von Mißbräuchen im bürgerlichen Gerichtswesen, wie bei Vormundschaften und den amtlichen Verzeichnissen der Freigebornen. Aber alle Verbesserungen, die Marc-Aurel durch Gesetze und strenge Sittenaufsicht im Volke und im Staatsleben zu begründen bemüht war, zerstörte L. Verus durch das schlimme Beispiel seines eigenen Schlemmerlebens. Das Schicksal hätte nicht leicht zwei verschiedenartigere Männer gleichzeitig auf den Herrscherthron führen können. Es war, als ob die beiden Philosophenschulen, in die sich damals die Mehrheit der gebildeten Römer theilte, die Stoa und der Epicureismus, auf der Höhe des Lebens in ihren äußersten Richtungen der Welt hätten zur Schau gestellt werden sollen.

Leben und Charakter des L. Verus. Wie Marcus der Mann der Grundsätze und der erlernten Pflichtlehren war, so Verus der Mann des Lebens und Genusses. Studium und Gelehrsamkeit, zu denen unter Hadrian und den Antoninen Alles hindrängte, lagen ihm wenig am Herzen, so sehr man ihn auch mit Lehrern umgab. Er wohnte lieber den Circus- und Fechterspielen bei und schwelgte im Kreise lustiger Gesellen bei fröhlichen Mahlen und Gelagen bis tief in die Nacht hinein. Deswegen wurde er auch von Antoninus Pius seinem Adoptivbruder nachgestellt; den Namen Cäsar, welcher dem Marcus bereits 139 n. Chr. beigelegt wurde, hat Verus unter der Regierung seines Adoptivvaters nicht geführt. Ebenso erhielt jener die tribunicische Gewalt schon 147 n. Chr., dieser erst bei seiner Thronbesteigung nach dem Tode des Pius. Er scheint sich aber um diese Zurücksetzung in Ehren und Aemtern wenig bekümmert zu haben: leichtsinnig, vergnügungssüchtig und arbeitsscheu hatte er dadurch desto mehr Muße seinen Liebhabereien nachzugehen. Nur aus Pietät gegen Hadrian behielt Antoninus ihn in seiner Familie; doch war er ihm auch wieder gut wegen seines offenen, heiteren Sinnes. Lucius Verus gehörte zu den beweglichen, lebensfrohen Naturen, die das kurze Dasein wie im Rausch verbringen, jede Freude, welche die gegenwärtige Stunde bringt, sorglos genießen und sich den Augenblick nicht rauben lassen mögen durch ehrgeizige Pläne für die Zukunft. In den dürftigen Zügen, die uns sein Biograph Capitolinus aus seinem Leben mittheilt, erkennen wir einen Mann, der sich zwar durch Genußsucht und Muthwillen zu vielen Thorheiten und Lastern verleiten ließ, der aber gerecht und gutwillig genug war, die Vorzüge des älteren Mitkaisers anzuerkennen und sich ihm in

allen Regierungshandlungen aus freien Stücken unterzuordnen. Nach seiner Rückkehr aus dem üppigen Syrien, wo er neue Laster und Lüste kennen gelernt, gab er freilich durch seine Ausschweifungen häufig Aergerniß. Sein Palast glich einer Schenke, wo er mit den Genossen seiner Schwelgereien, mit Schauspielern, Possenreißern, Flötenbläsern und anderen Freigelassenen ganze Nächte bei Wein und Spiel durchschwärmte und die Tafelgenüsse noch durch Gladiatorenkämpfe würzte; mitunter durchstreifte er auch verkleidet mit seinen Lustgefährten die Straßen der Stadt und mischte sich unter die Gäste der gemeinsten Zechbuden und Lusthäuser. Marcus Aurelius seufzte über die Aufführung seines Reichsgehülfen, aber nach dem stoischen Grundsatz, sich nur um sich selbst zu bekümmern, unterließ er es ihm Vorwürfe zu machen.

Capitolinus beschreibt ein Gastmahl bei Lucius Verus, an dem zwölf Gäste Theil genommen und das sechs Millionen Sesterzen (600,000 Mark) gekostet habe. Jeder Gast bekam die schönen Sclaven, die ihn bei Tafel bedient, nebst den Schüsseln zum Geschenk und außerdem von allen Thieren und Vögeln, die aufgetragen wurden, ein lebendiges Exemplar in das Haus geschickt. So oft getrunken wurde, reichte man frische Becher von Porzellan oder alexandrinischem Krystall, auch goldene und silberne mit Edelsteinen besetzte Pokale. Die Kränze, welche die Gäste trugen, waren von Blumen einer anderen Jahreszeit mit goldenen Bändern durchflochten. Salbengefäße von Gold wurden ausgetheilt, und als am hellen Morgen nach Schmaus und Würfelspiel die Geladenen nach Hause sich begaben, erhielt jeder einen Wagen mit silbernem Geschirr nebst Kutscher und Maulthieren.

Lucius war schön gewachsen, so beschreibt Capitolinus sein Aeußeres, hatte eine angenehme Bildung, trug nach Art der Barbaren einen langen Bart, war groß und seine zusammenlaufenden Augenbrauen gaben seiner Stirn etwas Majestätisches. Für röthlich-blonde Haare war er so eingenommen, daß er die seinigen mit Goldstaub bestreut haben soll, um ihre Farbe desto mehr hervortreten zu lassen. Seine Rede war nicht sehr geläufig. Den Hang zur Grausamkeit und zu lächerlichen Spielereien abgerechnet, glich er am meisten dem Nero.

Der große deutsche Krieg, der bald nachher ausbrach, wurde von Marc-Aurel benutzt, seinen Mitkaiser aus dem römischen Schlemmerleben zu reißen. Nur ungern trennte sich Verus von den Wettkämpfen im Circus, wo er gewöhnlich den Vorsitz führte, und von seinen syrischen Lustgenossen und Schauspielern, um sich den Mühseligkeiten und Gefahren eines beschwerlichen Feldzuges in den rauhen und unwirthlichen Donaugegenden zu unterziehen. Aber er konnte die Aufforderung nicht wohl ausschlagen. Von diesem Feldzug kehrte der schöne Lucius Verus nicht mehr heim. Einige Zeit verweilte er auf dem Kriegsschauplatz; als er dann aber zu den Freuden der Hauptstadt zurückeilen wollte, traf ihn im Reisewagen an der Seite des Bruders der Schlag. Er wurde sprachlos nach Altinum im Venetianischen gebracht, wo er drei Tage nachher verschied. Die Gerüchte von einer Vergiftung durch Faustina, mit der er früher vertrauten Umgang gehabt haben soll, oder durch Marc-Aurel selbst, waren verleumderische Nachreden.

Er stirbt auf dem Feldzug. 169.

Von der merkwürdigen Völkerbewegung, die sich von Illyrien an den Donau-Ufern hinauf bis an den Rhein erstreckte und ihre letzten Ausläufer in

Der deutsche Krieg.

Gallien und Britannien hatte, besitzen wir sehr dürftige und unzusammenhängende Nachrichten. Nirgends ist es schwerer zu beklagen, daß Roms Bildung nicht mehr kräftig genug war, einen Geschichtschreiber von alter Kunst und Gesinnung zu erzeugen, als bei dem großen deutschen Krieg, der nach dem hervorragendsten Stamme gewöhnlich der Markomannenkrieg genannt wird. Nur darin sind alle Schriftsteller einig, daß er zu den gefahrvollsten gehörte, die Rom jemals zu bestehen hatte. Sie verglichen ihn bald mit dem hannibalischen Krieg, bald mit den cimbrischen Völkerkämpfen. Es war der Anfang der mächtigen Bewegung, die man als Völkerwanderung bezeichnet. Die große Zahl von Völkernamen, die Capitolinus aufführt, kann als Beweis gelten, daß immer neue Völker nachdrangen und die vorausgegangenen ergänzten oder ersetzten.

Erster Feldzug. 169. 170. Schrecken in Rom.

Die Feldzüge gegen die Parther und die im Gefolge derselben hereingebrochene Pest scheinen die an der Donaugrenze zum Schutze von Pannonien, Dacien, Mösien und dem Alpenlande Noricum aufgestellten Legionen sehr geschwächt und gelichtet zu haben. Dies erleichterte das Vordringen der angrenzenden Volksstämme. Gedrängt von den Gothen im Nordosten und an Uebervölkerung und wirthschaftlicher Noth leidend, unternahmen mehrere germanische Völkerschaften einen allgemeinen Angriff und Wanderzug. Sie brachen an verschiedenen Orten in die römischen Provinzen ein, füllten alles Land bis in die Gegend von Aquileja mit Raub und Verwüstung und führten die Bewohner zu Hunderttausenden in die Gefangenschaft weg; die Chauken fielen in Belgien ein (wo ihnen jedoch Didius Julianus erfolgreichen Widerstand leistete), die Chatten setzten über den Rhein und drangen nach Rhätien vor. Der Schrecken vor dem germanischen Namen, seit den Tagen der Cimbern und Teutonen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, weckte in dem erschlafften, zu gleicher Zeit von der Pest schwer heimgesuchten Rom bittere Erinnerungen. Die Angst, bemerkt Capitolinus, war so groß, daß Marc-Aurel Buß- und Bettage (Lectisternien) anordnete und die Stadt durch einheimische und fremde Priester mit Opfern und heiligen Werken nach alter Sitte und nach fremden Religionsgebräuchen reinigen und sühnen ließ, während der berühmte Galenus seine ärztliche Kunst anstrengte, um der verderblichen Krankheit Schranken zu setzen. Zugleich suchte der Kaiser die verbündeten Völker durch Sonderverträge zu trennen. Bei den Quaden gelang es ihm; sie wurden durch Versprechungen bewogen, einen Theil der Gefangenen herauszugeben, und ihr neugewählter König holte in Rom die Bestätigung ein. Da aber die Jazygen und Markomannen unter den Waffen blieben und die Quaden, trotz des Friedensvertrags, ihnen Vorschub leisteten, so mußte sich der Kaiser zu einem Feldzug entschließen. Er setzte über die julischen Alpen und sicherte während eines längeren Aufenthaltes zu Carnuntum in Pannonien die Reichsgrenzen durch Waffen und Unterhandlungen.

Der Friede dauerte nicht lange. Kaum hatte der Kaiser mit seinem jungen Sohne Commodus einen Triumph gefeiert, so wurde Rom durch die Botschaft von neuen Einfällen der Barbaren erschreckt. Wenn man dem Lucian glauben darf, nahm Marc-Aurel zuerst seine Zuflucht zu Zaubermitteln, an denen damals, wie unten gezeigt werden soll, die Römer großes Gefallen fanden. In Folge eines Ausspruchs des berühmten Propheten und Hellsehers Alexander von Abonoteichos wurden zwei Löwen unter feierlichen Weihungen über die Donau getrieben, um den Feinden Verderben zu bringen. Aber diese erschlugen die fremden Thiere, als ob es Hunde oder Wölfe wären, brachten dem Befehlshaber der Donautruppen eine große Niederlage bei und durchzogen dann Pannonien und Illyrien, ihre Streifzüge bis in die Nähe von Aquileja ausdehnend. Nun mußte sich Marcus zu einem zweiten Feldzug entschließen. Da der Staatsschatz erschöpft war, so griff er zu einem Mittel, das mit den heutigen freiwilligen Anlehen Aehnlichkeit hat. Er ließ nämlich auf dem Forum des Trajan eine große Menge Kostbarkeiten, Kleinodien, Edelsteine, goldene Becher und Gefäße, mit welchen durch Hadrian und Lucius Verus die kaiserlichen Paläste angefüllt worden waren, öffentlich an den Meistbietenden verkaufen; selbst die seidenen mit Gold durchwirkten Kleider der Kaiserin und die Juwelen und Perlen wurden ausgeboten. Zwei Monate dauerte die Versteigerung, und das Ergebniß entsprach den Erwartungen. Marc-Aurel sah sich dadurch in Stand gesetzt, die gelichteten Reihen der Legionen durch Aushebungen und Werbungen unter den räuberischen Dalmatiern und Dardaniern zu ergänzen; selbst Sclaven und Gladiatoren traten in die Kriegsheere ein.

Zweiter Feldzug. 171—c. 175.

Als die Rüstungen beendigt waren, wurde der Feldzug an die Donau angetreten. Während der Kaiser selbst sich nach der am meisten gefährdeten Gegend wandte und von Carnuntum aus die Feldzüge gegen Jazygen, Quaden und Markomannen leitete, drängten seine Legaten Pompejanus und Pertinax die Chatten und ihre Genossen aus Rhätien und Noricum zurück. Die deutschen Völker leisteten tapfere Gegenwehr; unter den Gefallenen wurden auch bewaffnete Frauen gefunden. Die Markomannen siegten in einer Schlacht, in welcher der Lager-Präfect Macrinus Vindex seinen Tod fand, und konnten erst durch den Kaiser selbst bezwungen werden. Am heftigsten war der Kampf mit den Jazygen und Quaden. Jene wurden endlich nach einem blutigen Treffen auf der gefrornen Donau, wobei der römische Soldat zum festeren Auftreten den Schild auf die Eisdecke legte, überwunden und über den Grenzstrom zurückgeworfen. Ermuntert durch diesen Ausgang wagte der Kaiser die Quaden in ihr eigenes Land zu verfolgen. Hier aber gerieth er in große Gefahr. Das Heer wurde eingeschlossen und in der brennenden Hitze des Sommers vom Wasser abgeschnitten. Nur wie durch ein Wunder entgingen die Truppen dem drohenden Verderben. Ein plötzlich eintretendes heftiges Gewitter erfrischte die schmach-

172.

tenden Römer und lenkte zugleich die Aufmerksamkeit der Feinde von den Legionen ab, so daß diese sich durch einen schleunigen Abzug retten konnten.

Die legio fulminata u. Marc-Aurel's Ehrensäule.

Die Christen schrieben den wunderbaren Ausgang dem Gebet der Gläubigen in der „Blitz-Legion" (legio fulminata) zu, die Heiden erklärten ihn für das Werk eines ägyptischen Zauberers, der sich im Gefolge des Kaisers befunden haben soll. Auf der schönen Denksäule, auf welcher der Kaiser die Thaten und Begebenheiten des deutschen Krieges in erhabener Bildnerei darstellen ließ, und die noch jetzt gleich der Trajansäule zu den schönsten Zierden der ewigen Stadt gehört, befindet sich eine Abbildung, die für diesen Vorgang zu zeugen scheint; wenigstens deutet der Jupiter pluvius auf ein glückliches Ereigniß unter Sturm und Regen. Der angebliche Brief des Kaisers, wie die Sage, daß die zwölfte Legion von diesem Ereigniß die Benennung erhalten habe, sind Erdichtungen, um der Legende Glauben zu verschaffen. Die zwölfte Legion, welche die Besatzung von Aegypten bildete, führte den Namen fulminata schon seit hundert Jahren.

Ausgang des Kriegs.

Nach einem wechselvollen Kriege von mehreren Jahren, von dem keine weitere Kunde auf die Nachwelt gelangt ist, kam es zu verschiedenen Verträgen, theils mit den Bundesgenossenschaften, theils mit einzelnen Stämmen, durch welche das Reichsgebiet und die Grenzländer im Ganzen in den alten Zustand zurückkehrten. Einige Völkerschaften verblieben auf der Grenze, um gegen Sold Dacien zu vertheidigen, von anderen traten die waffenfähigen jungen Männer in römische Kriegsdienste; viele erhielten Grundbesitz in den Provinzländern Pannonien, Mösien, Dacien, Germanien, sogar in Italien. Zwischen den Sitzen der Barbaren und dem römischen Reich sollte eine beträchtliche Strecke Landes unbebaut bleiben und für den Handelsverkehr sollten feste Tage und Orte eingehalten werden. — Am längsten verharrten die Quaden und Jazygen unter den Waffen. Erst als der den Römern feindlich gesinnte Quadenkönig Ariogäsus, auf dessen Haftnahme der Kaiser einen Preis von tausend Goldstücken gesetzt, den Römern ausgeliefert und zu einem unbekannten Geschick nach Alexandrien gesandt worden war, schlossen auch die Quaden und Markomannen Frieden und gaben die Gefangenen, 50,000 an Zahl, zurück. Die Jazygen, von ihren bisherigen Bundesgenossen verlassen, vermochten den Kampf gegen Rom nicht allein fortzusetzen. Sie lieferten die Gefangenen, wie es heißt 100,000 Köpfe, aus, traten in Roms Bundesgenossenschaft und stellten 8000 Reiter; auch sollte die zwischen ihrem Gebiete und der Reichsgrenze frei zu lassende Strecke doppelt so weit sein, als die der anderen. Die Antoninssäule in Rom verkündet in ihren stummen Bildwerken glänzendere Kriegsthaten der Römer als die Geschichte zu berichten weiß. Dort sieht man nur siegreiche Schlachten, kühne Märsche über sumpfige und schilfige Moräste, überbrückte Ströme und niedergeworfene Feinde, die Hände flehend zu dem Sieger emporhebend.

Aufstand und Tod des Avidius Cassius. 175.

Marc-Aurel eilte um so mehr mit der Beendigung des Grenzkrieges, als er zu derselben Zeit durch die Nachricht erschreckt wurde, Avidius Cassius,

der Statthalter von Asien, eben so furchtbar den Feinden wegen seiner Tapferkeit und Feldherrnkunst als den Soldaten wegen seiner strengen Mannszucht und Grausamkeit, habe sich zum Kaiser aufgeworfen und Antiochien und andere Orte zur Huldigung gebracht. Selbst in Rom zeigten sich unruhige Bewegungen. Cassius, wenn er wirklich, wie sein Biograph meldet, ein Abkömmling jenes Verschwörers gegen Julius Cäsar war, trug den Haß gegen das Kaiserthum als Erbtheil der Familie in seiner Brust. Stolz auf seine Verdienste in Armenien und in Aegypten, wo er die räuberischen Rinderhirten (Bukolen) in den schilfreichen Niederungen des Nil-Delta (S. 19) zur Unterwerfung gebracht, trachtete er schon lange nach der Herrschaft. Hatte er den Lucius Verus wegen seiner Schlaffheit verachtet, so mochte ihm M. Aurelius wegen seiner allzugroßen Nachsicht, Schwäche und Unthätigkeit als unfähig zur Regierung erscheinen. Welche Motive ihn gerade jetzt bestimmten, das Wagstück auszuführen, wird nicht bestimmt gemeldet. Bald heißt es, eine falsche Nachricht von des Kaisers Tod sei die Veranlassung gewesen, bald die Kaiserin Faustina, die bei der Kränklichkeit ihres Gemahls ihre und ihrer Kinder Zukunft habe sichern wollen, hätte ihn durch die Aussicht auf ihre Vermählung dazu verleitet. Kaum hatte Marcus die Feinde an der Donau- und Rheingrenze durch rasch abgeschlossene Uebereinkunft beruhigt, so brach er nach Syrien auf. Aber ehe er noch Asien erreichte, machte der Dolchstoß des Hauptmanns Antonius und seiner Gefährten dem Leben und den Entwürfen des Avidius Cassius ein Ende.

Der Kaiser setzte jedoch seine Reise fort, und seiner Anwesenheit war es zuzuschreiben, daß die aufgeregten Landschaften sich schnell beruhigten. Die Untersuchung über die Anhänger und Förderer des Aufstandes wurde dem Senat und den ordentlichen Gerichten übergeben, und der Kaiser ermangelte nicht, durch nachherige Begnadigungen die Strafurtheile zu mildern. Niemand wurde am Leben bestraft; einige der Schuldigsten, darunter Avidius' Sohn, mußten in die Verbannung ziehen, wobei ihnen jedoch die Wahl des Ortes überlassen blieb; von dem Vermögen des geächteten Empörers, das nach dem Gesetze dem Fiscus verfallen war, gab er die Hälfte den Kindern desselben zurück, die andere Hälfte wies er dem Aerar zu; selbst die abtrünnigen Städte wurden mit Milde behandelt. Die Antiochener mußten ihren Spielen entsagen, für die üppige Stadt die empfindlichste Züchtigung. Seine Anwesenheit im Orient war auch noch von anderen guten Folgen begleitet. So wurde der Friede mit den Parthern befestigt und viele Städte für ihre Treue oder wegen ihrer Armuth mit Steuererlaß oder anderen Beweisen von Wohlwollen und Freigebigkeit erfreut. Am Fuße des Taurus verlor der Kaiser durch den Tod seine Gattin Faustina, deren Untugenden er mit philosophischer Ruhe ertragen hatte, ohne ihr Vorwürfe zu machen. Er ließ sie durch eine Apotheose unter die Götter erheben, errichtete ihr an der Stätte ihres Todes einen Tempel und gründete, wie Antoninus Pius, eine zweite faustinische Versorgungsanstalt für Töchter

Milde und Edelmuth des Kaisers.

römischer Bürger. Noch jetzt besitzt die Villa Albani ein Basrelief, wo junge Mädchen sich zur Faustina hindrängen und Getreidekörner als Dankopfer in die Falten ihres Kleides streuen. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Syrien und Aegypten kehrte der Kaiser über Athen nach Italien zurück, allenthalben Wohlthaten ausstreuend und die Gelehrten, Philosophen und Redner mit Ehren und Besoldungen auszeichnend. Dafür ertheilten ihm die Athener die Weihen der eleusinischen Mysterien. In Rom feierte er mit Commodus einen zweiten Triumph, bei welchem Volk und Soldaten mit Geschenken, Schauspielen und Spenden erfreut wurden. Die gerichtlichen Untersuchungen gegen die Urheber der Bewegungen wurden niedergeschlagen. Seine Regierung sollte nicht durch Blutvergießen befleckt werden.

Erneuerung des Kriegs an der Donau. Mittlerweile waren an der Donau neue Unruhen ausgebrochen. Die Quaden und Markomannen erfuhren durch die römischen Besatzungstruppen mancherlei Kränkungen. Ihre Heerden wurden weggeführt, ihre Feldarbeiten gestört, ihre Ueberläufer in den Festungen der Römer aufgenommen. Als ihre Klagen kein Gehör fanden, griffen sie zu den Waffen. Während Marc-Aurel durch eine Münze der Welt verkündete, daß nunmehr Friede im römischen Reiche herrsche, waren die Ufer der Donau abermals mit Kampf und Waffengetöse erfüllt. Die alten Bündnisse wurden erneuert, die Grenzen wieder von bewaffneten Kriegsheeren betreten. Auf die Kunde von diesen Vorgängen schwang der Kaiser nach alter Sitte feierlich den blutigen Schlachtspeer gegen den Tempel der Bellona, „dem Volke zum bedeutungsvollen Zeichen, daß eine neue Heerfahrt gegen die deutschen Völker nöthig sei", und verließ dann Rom, begleitet von seinem Sohne Commodus. Dem erprobten Feldherrn Pertinax übertrug er die Vertheidigung Daciens, er selbst wählte seinen früheren Standort Carnuntum in Pannonien. Von den Thaten dieses dritten Feldzugs erfahren wir noch weniger als von den früheren. Herodian meldet im Eingange seiner Kaisergeschichte, Marc-Aurel habe einige Völkerschaften mit dem Schwerte besiegt, andere durch Verträge zur Ruhe gebracht, noch andere hätten sich zurückgezogen, und Dio erwähnt einer großen Schlacht, in welcher die Barbaren einen ganzen Tag Stand gehalten hätten, endlich aber von den Römern völlig aufgerieben worden wären. Aber die Folge bewies, daß die Macht der Feinde nicht gebrochen wurde.

Dritter Feldzug. 178–180.

5. Aug. 178.

Tod des Kaisers. 17. März 180. Ausgang des Kriegs. Noch wüthete der Krieg, als Marc-Aurel zu Vindobona in Pannonien, dem heutigen Wien, der Pest oder einer anderen Krankheit erlag, von Leiden gebeugt und voll banger Ahnungen für die Zukunft. „Der Mensch soll während der kurzen Spanne seines irdischen Daseins der Natur gemäß leben, und wenn der Augenblick der Rückkehr erscheint, sich ruhig unterwerfen, wie die reife Olive, die im Abfallen den Baum segnet, der sie hervorgebracht, und dem Zweige dankt, der sie getragen." Diesen Grundsatz seines Lebens bewährte der kaiserliche Philosoph auch im Sterben. Seine Asche wurde nach Rom gebracht und

unter allgemeiner Trauer im Mausoleum Hadrian's beigesetzt. Denkmäler und Statuen bewahrten der Nachwelt das Andenken an den weisen und guten Fürsten. Sein Triumphbogen im Corso ist erst im Jahre 1662 abgetragen worden, seine Reiterstatue und die Antoninssäule schmücken noch heute die Weltstadt Rom. Sie geben Zeugniß, daß die römische Kunst, wenn auch im Sinken begriffen, doch noch Würde, Wahrheit und Anmuth besaß. — Commodus, begierig nach den Lüsten und Reizen der Hauptstadt, beendigte den lästigen Krieg durch schnelle Friedensschlüsse und enthüllte dadurch den lauernden Germanen die Schwäche der Donaugrenze.

Die näheren Bedingungen dieser Friedensschlüsse sind uns unbekannt. Nur so viel erfahren wir, daß die Befestigungswerke, welche die Römer über die Grenze hinaus angelegt hatten, verlassen wurden, daß die germanischen Völkerschaften sich dagegen verpflichteten, die Gefangenen und Ueberläufer auszuliefern, ihre Wohnsitze von dem Donau-Ufer eine Meile fern zu halten und Hülfstruppen zu den römischen Heeren zu stellen, wofür ihnen Jahrgelder entrichtet werden sollten, und daß eine große Zahl von ihnen in verschiedenen Gegenden angesiedelt wurde.

Damit waren den Germanen die Thore in das römische Weltreich aufgethan. Zahllose Schaaren deutscher Jünglinge und Männer dienten von nun an in den römischen Heeren, wo sie sich bald bemerkbar machten; und die neuen Ansiedler verloren unter der fremden Bevölkerung nicht so schnell den vaterländischen Sinn und die Liebe zu den Stammesgenossen. Schon Marc-Aurel hatte die Erfahrung gemacht, mit welchen Gesinnungen die Germanen in das römische Reich kamen. In Folge eines früheren Vertrags war eine deutsche Colonie in der Gegend von Ravenna angesiedelt worden. Kaum aber war die Kunde von der Erneuerung des Markomannenkrieges zu ihren Ohren gelangt, so machten sie den Versuch, sich der Stadt zu bemächtigen. Ihr Vorhaben wurde vereitelt und die deutschen Ansiedler in andere Länder zerstreut. Jetzt schuf Commodus neue Punkte zu folgenreichen Verbindungen und Ereignissen.

Das Culturleben die wichtigste Seite.

Mit dem Tode des Marcus Aurelius beginnt eine neue Periode in der römischen Kaisergeschichte. Es ist daher nöthig, einen Blick auf das innere Leben zu werfen und die mächtige Umgestaltung anzudeuten, welche in den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung alle Verhältnisse und Anschauungen in Literatur und Wissenschaft, in Religion und Philosophie genommen haben, zumal als die Wirksamkeit Marc-Aurels und seiner beiden Vorgänger erst durch ihren Einfluß auf das Geistes- und Culturleben der Zeit in ihrer wahren Gestalt und Bedeutsamkeit erfaßt werden kann. Nicht im Staats- und Kriegsleben entfalteten die Antoninen ihre Größe; ihr Sinn weilte mehr bei dem stillen Walten geistiger Thätigkeiten, bei den Studien der Philosophen und Rhetoren, bei den wichtigen Fragen, die das religiöse Leben und Denken be-

wegten und erfüllten, bei den Dingen, die im ruhigen Fluß des monarchischen Entwicklungs- und Bildungsganges von höherem Interesse waren, als die Feldzüge kaiserlicher Heere in fernen Landen, als das Staats- und Rechtsleben in vorgeschriebenen Formen und glatten Bahnen. Die philosophischen „Selbstbetrachtungen" des Marc-Aurel, von denen später die Rede sein wird, sind ein sprechendes Zeugniß von dieser nach Innen gekehrten Zeitrichtung.

IV. Cultur- und Geistesleben im kaiserlichen Rom.

1. Die verfeinerte Zeitbildung und die Satire.

Ein deutscher Schriftsteller (Hegewisch) hat in einem eigenen Werkchen die Zeit von Nerva bis zum Tode des Marcus Aurelius als „die für die Menschheit glücklichste Epoche in der römischen Geschichte" dargestellt, und auch der berühmte englische Historiker Gibbon fällt folgendes lobende Urtheil über dieselbe: „Das feste Gebäude der römischen Macht hatte zum Grund und zur Stütze die Weisheit der Jahrhunderte. Die dem Trajan und den Antoninen gehorchenden Provinzen waren durch Gesetze vereint, durch Künste geschmückt. Gelegentlich konnten sie von dem theilweisen Mißbrauch einer übertragenen Gewalt zu leiden haben: aber der allgemeine Grundsatz der Regierung war weise, einfach und wohlthätig. Sie lebten ruhig in der Religion ihrer Väter, während sie, was bürgerliche Ehren und Vortheile betraf, in einer billigen Stufenfolge bis zur Gleichheit mit ihren Besiegern erhoben wurden." Aber unter dieser glänzenden Außenseite lagen unheilbare Schäden und tiefe Gebrechen verhüllt, mit denen uns die obigen Blätter nur allzusehr vertraut gemacht haben, so daß es hier nicht einer Schilderung des gesellschaftlichen Lebens mit seinem Luxus, seinen Lüsten und Lastern bedarf, sondern nur einer kurzen Andeutung des früher Vorgeführten, um den Beweis zu liefern, wie unbegründet die Lobsprüche sind, und wie wenig die Zeit Anspruch auf die Ehre der glücklichsten Epoche machen konnte. Das menschliche Glück muß vor Allem auf der harmonischen Uebereinstimmung äußerer und innerer Lebensverhältnisse beruhen, die jenem Geschlechte und Zeitalter gänzlich abging. Wie bei den Griechen in der alexandrinischen Zeit war auch im römischen Kaiserreich die höchste Cultur und äußere Civilisation mit der größten sittlichen Entartung verbunden, die seit Vespasian nur zeitweise durch das Beispiel einiger edeln Herrscher und durch eingreifende Reformen gemildert und gebessert ward. Künste und Wissenschaften wurden an den Höfen der Kaiser und in den Palästen der Reichen gepflegt, und alle Stände nahmen Theil an ihren Gaben. Handel und bürgerliche Gewerbe blühten; Wohlstand und Bildung

Charakter und Sitten der Zeit.

schufen Lebensgenuß; schöne, elegant eingerichtete Wohnhäuser und volkreiche Städte machten den Eindruck von äußerem Glück. In Rom wie in den bedeutenden Städten der Provinzen erhoben sich Lehranstalten zur Verbreitung der Cultur. Die Trümmer der Bauwerke, Heerstraßen, Brücken u. dgl., die wir nicht nur in Italien, sondern auch in vielen Provinzstädten (Trier, Nimes, Arles u. a.) noch jetzt bewundern, die Statuen, Särge (Sarkophage) und Altäre mit Basreliefs und Inschriften, thönerne und eherne Gefäße (Vasen) von kunstreicher Form, „die man aus dem Schooß der Erde gräbt", großartige Wasserleitungen, Thermen und Amphitheater, Alles gibt Zeugniß von dem weitverbreiteten Kunstsinn und der hohen Cultur der alten Völker in der Kaiserzeit. Die erhaltenen Sculpturwerke, Wandmalereien, toreutische Arbeiten, Münzen u. A. geben den Beweis, daß die Kunsttechnik, die meistens von griechischen Künstlerhänden geübt ward, an Vollendung und Sauberkeit der Ausführung sich noch auf ihrer vollen Höhe hielt. Die Bildung des Morgenlandes und der hellenischen Welt war in Rom vereinigt und ergoß sich von da aus nach dem Abendland und nach den entferntesten Gegenden des Reichs. Die römischen Städte in Spanien, Gallien, Britannien, am Rhein und an der Donau waren wirksame Pflanzschulen der Cultur und Gesittung für die unterjochten Völker, die mehr und mehr römisches Gepräge annahmen und ihre nationalen Eigenthümlichkeiten gegen die Sitten, Religionsgebräuche und Rechtsformen, gegen die Sprache und Tracht des herrschenden Volkes vertauschten. Die Liebe zu den Wissenschaften verbreitete sich über den ganzen Umfang des Reichs; Homer und Virgil wurden von den Säulen des Hercules bis an die Ufer des Rheins und der Donau gelesen und erklärt; eine gleichförmige geistige und gesellige Bildung herrschte in den höheren Kreisen aller Lande. Da aber diese Bildung nur eine fremde Pflanze war, nur auf kalter und knechtischer Nachahmung beruhte, so mangelte ihr die beseelende und erhebende Kraft; sie streifte und glättete nur die Oberfläche, ohne ins Herz zu dringen. Sie diente nur zum Schmuck und zur Bereicherung des gesellschaftlichen Lebens, ohne eine innere Veredlung zu erzeugen. Sittlichkeit, Seelenadel und Charakterstärke waren eben so wenig gekannt und geschätzt als Genialität im Schaffen und Erfinden. In den Palästen der Reichen blendete die glänzendste Pracht an Hausgeräthe und Gewändern, an kostbaren Teppichen und eleganten Gefäßen und Geräthschaften, an kunstreichem Schmuckwerke das Auge, und alle Sinnengenüsse, besonders die Schwelgereien der Tafel und die Freuden der Liebe in ihrer natürlichen und unnatürlichen Erscheinung, wurden im Uebermaaß genossen. Was Land und Meer Wohlschmeckendes erzeugten, wurde in die Küchen und Keller der römischen Reichen geliefert, und die Art des Genießens, die Zubereitung der Speisen, die Einrichtung der Mahlzeiten, der Dienst des Aufwartens waren in kunstreiche Regeln und Systeme gefaßt. „Es war dahin gekommen, daß förmlich die Nacht in Tag verwandelt ward: nur kochheiße Gerichte und Getränke

konnten den erstorbenen Gaumen reizen. Nicht mehr der Wohlgeschmack, sondern nur die Fülle, Seltenheit und Kostbarkeit mußte einem Gastmahle Werth verleihen.“ Als Muster für Alle kann Cälius Apicius gelten, der unter Tiberius als Meister der Leckerhaftigkeit berühmt war und dem noch vorhandenen Werke über römische Kochkunst seinen Namen gegeben hat. Nicht nur eine „Zechkunst“ kannte das kaiserliche Rom; das ganze Schlemmerleben wurde in künstliche Formen gebracht und der Reiz durch raffinirte Zuthaten, durch Unterhaltung und Vorträge, durch Musik und Tanz, durch Augenlust und Possenreißerei erhöht. Das Volk mißbrauchte die Vortheile des Reichthums und Luxus; nicht mehr durch Krieg und Ackerbau gekräftigt, verfiel es in Weichlichkeit und niedere Wollust, ergötzte sich an den Schauspielen, die ihm in den Theatern, Amphitheatern und Rennbahnen dargeboten wurden, und überließ sich den erschlaffenden Genüssen der üppigen Badeanstalten, mit denen die Kaiser die Hauptstadt reichlich versahen, um die Bürger von ernsten Dingen abzuziehen. Nicht genug, daß die Spiele immer häufiger wurden, auch die Zahl der Thiere, der Gladiatoren, der Wagen und Pferde bei den Wettfahrten nahm zu, die Bühne diente nur noch der Augenlust und dem Sinnenreiz, und für Schauspieler, Tänzer, Sänger stieg das Interesse des Publikums zuweilen zu solcher Höhe, daß die Bühneneifersucht mitunter zu Parteiungen und blutigen Händeln im Volke führte, und die Kaiser sämmtliche Pantomimen die Stadt zu verlassen zwangen. Ehrgefühl und Arbeitslust hatten dergestalt abgenommen, daß sich eine zahllose Menge der Bewohner der Hauptstadt den täglichen Brodbedarf von den Kaisern spenden ließ. Man begnügte sich nicht mehr mit den gewöhnlichen Gaben und Brodtäfelchen; mit den Volksbelustigungen waren gewöhnlich öffentliche Mahlzeiten und Geldspenden (congiaria) verbunden und bei feierlichen Gelegenheiten wurden Anweisungen auf allerlei Gegenstände des Luxus unter die Menge geworfen. Sittlichkeit und Familienleben waren aus allen Schichten der Gesellschaft verschwunden; Geld und sinnliche Genüsse waren die Götter des Tages, denen man Ehre, Tugend und Gewissen zum Opfer brachte.

Die satirische Literatur.

Die Versunkenheit des Zeitalters forderte zur Satire heraus, so daß diese Literaturgattung die einzige namhafte Leistung auf dem Gebiete der Poesie war. Das Uebermaaß von Bitterkeit und der sittliche Zorn verliehen den Worten eines Persius und Juvenalis Schwung und Kraft; auch zwei der Satire verwandte Dichtungsgattungen, das kurze Epigramm, in welchem Personen und Erscheinungen des äußeren Lebens mit den Stacheln des Witzes und der Laune angegriffen und in überraschenden Wendungen beleuchtet wurden, und der breite humoristische „Schelmenroman“, der im leichten Fluß der Umgangssprache das bewegte Volksleben der Zeit in seiner ganzen Leichtfertigkeit, Unsittlichkeit und Frivolität darstellte, fanden talentvolle und witzige Bearbeiter, jenes in Martialis, dieser in Petronius. Aber umsonst schwingt Persius zürnend und mit elegischer Wehmuth die Geißel der ernsten Satire über

das entartete Geschlecht und die hohle rhetorische Modebildung, und sucht in seinen düstern Gesprächen, wie Tacitus durch seine Geschichte, alte Kraft, Sittlichkeit und Einfachheit zurückzuführen, — umsonst enthüllt der geistreiche Juvenalis in seinen geharnischten Satiren voll lebenstreuer Schilderungen der Wirklichkeit die furchtbare Tiefe der Laster und Gebrechen und läßt sich vom Unmuth (indignatio) über die gesunkene Menschheit zu den bitteren Versen des Hohnes und Spottes hinreißen; — umsonst sucht der geistreiche Grieche Lucian durch seine witzigen und satirischen Schriften in reizender Darstellung die Fehler und Schwächen der Zeit, die verkehrte Erziehung und Bildung, die überlebten Sitten und Gewohnheiten, die auf Aberglauben und Schwärmerei begründete Religion zu vernichten, damit auf den Trümmern des alten ein neuer und besserer Zustand erblühen möchte; menschlicher Rath kam zu spät; nur eine höhere Macht konnte die untergehende Welt retten; die Hülfe war bereits erschienen, aber die verblendeten Römer erkannten sie nicht, weil sie nicht im Prunke der Herrschaft, sondern im Gewande der Demuth und Niedrigkeit auftrat.

A. Persius. Juvenalis. Petronius. Martialis.

Persius. 34—62. A. Persius Flaccus stammte aus einem edlen Rittergeschlecht von Volaterrä, wo er seine erste Jugend verlebte. In Rom genoß er den Unterricht vortrefflicher Lehrer und wurde schon in seinem sechzehnten Jahr durch Cornutus für die sittlichen Ideale der Stoiker begeistert, die sich ihm dann im vertrauten Umgang mit Thrasea Pätus, dessen Gattin, Arria die jüngere, mit ihm verwandt war, noch tiefer einprägten. Angeregt von Lucilius und Horatius und empört über die Verkehrtheiten und Laster der Zeit widmete er sich frühe der Satire, ehe noch sein Geist durch Erfahrung und Weltkenntniß gereift war. Er kannte die Menschheit nicht aus eigener Anschauung, sondern nur aus der stoischen Schule, in der er aufgewachsen war. Von dieser entnahm er die trübe Gesinnung und den ungemilderten Ernst, der seine Betrachtung der Außenwelt mit dem krampfhaften Anstrich einer gereizten Empfindsamkeit färbt, von dieser aber auch das Ideal der strengen Tugendlehre, das er der entarteten Wirklichkeit entgegensetzt und sie in jugendlichem Drange zur Umkehr mahnt, ehe die sittliche Fäulniß unheilbar geworden.

Persius richtete seine Satire nicht gegen bestimmte Personen mit ihren Fehlern oder Lastern, sondern gegen die allgemeinen Zustände, gegen die herrschende Zeitströmung, die er in einzelnen hervorragenden Erscheinungen charakterisirt. Daß er in einzelnen Satiren Nero vor Augen gehabt, ist behauptet aber nicht bewiesen worden. Nachdem er in der Satire, die in der Sammlung die erste Stelle einnimmt, die Erbärmlichkeit der Tagesliteratur und ihrer Vertreter, den Einfluß des Hofgeschmacks auf die wohldienerische Schriftstellerwelt, gegeißelt, zeigt er in der zweiten, wie heuchlerisch und verkehrt in der Regel die an die Götter gerichteten Gebete seien, wie meistens das Herz Anderes denke und wünsche als die Lippen aussprechen. Die dritte Satire führt eine Fülle dramatisch bewegten Lebens vor. In ihr klagt Persius die lässige Erziehung und den verweichlichenden Müßiggang der Jugend als den Grund alles moralischen Verderbens an, indem er die schrecklichen Folgen einer nutzlos hingebrachten Jugend in dem Bilde des sterbenden Wüstlings ergreifend darstellt. In der vierten und in der an Cornutus gerichteten fünften Satire behandelt Persius zwei Sätze der stoischen Philosophie, dort die Selbsterkenntniß, hier die Freiheit, aber durch die feine Schilde-

rung des Lebens weiß er dem Schulthema eine poetische Seite abzugewinnen. Die sechste Satire stellt der üppigen Schwelgerei der Hauptstadt das glückliche genügsame Landleben, dem Zustande der Entartung den der Natur und Einfalt entgegen.

Diese sechs Satiren, die einzige Hinterlassenschaft des Dichters, den die Hand des Schicksals im 28. Lebensjahre, mitten in der Zeit seiner Entwickelung zur Meisterschaft, dahinraffte, haben seine Freunde nach seinem Tode zusammengestellt. Trotz seiner dunkeln und schwierigen Sprache, die schon frühe Commentare nöthig machte, war Persius in der heidnischen und christlichen Zeit, bis tief ins Mittelalter hinein, ein vielgelesener Schriftsteller. „Die Satiren des Persius," urtheilt Bernhardy, „athmen einen sittlichen Enthusiasmus, eine Wärme des Gefühls, die sich am Kampf und ungemilderten Haß gegen das Laster nährt." Sein Zweck war, mit Schärfe und Würde, „die bleichenden Sitten zu geißeln" und mit „freimüthigem Spott die Schuld zu treffen". Daher wählte er das Naheliegende, nicht ferne gesuchte Stoffe. Nur „plebejische Gerichte" will er auftischen ohne alles Vornehmthun, ohne die beschönigende Tünche der Schmeichelei.

Decimus Junius Juvenalis war wahrscheinlich unter der Regierung des Nero in Aquinum geboren, kam frühe nach Rom, wo er sich „zu seinem Vergnügen" mit der Rhetorik beschäftigte. Unter Domitian widmete er sich der satirischen Poesie. Von diesem Kaiser oder später wurde er verbannt, entweder nach Oberägypten oder nach Britannien, weil er, wie es heißt, einen einflußreichen Pantomimentänzer durch eine Stelle in seinen Satiren beleidigt hatte. Aus Gram über seine Verbannung soll Juvenal im achtzigsten Lebensjahre in der Ferne gestorben sein. Seine in fünf Bücher getheilten 16 Satiren, von denen indessen die letzte unecht ist, wurden unter Hadrian vollendet. — Juvenalis wurde seinem eigenen Geständniß nach aus innerer Entrüstung über die Verworfenheit seiner Zeit zum Satirenschreiben angetrieben. „Voll edlen Zorns über die allgemeine Verderbniß wirft er sich kampfbegierig in das ihm von den Händen der Zeit gegebene Rüstzeug und stürzt „gewappnet und gespornt" und „mit gezogenem Schwerte" gegen das in Laster verkommene Geschlecht und verfolgt sein Opfer so lange, bis es unter seinen Streichen zusammensinkt." Seine Satiren sind der Schrei des Unwillens eines in seinen sittlichen Gefühlen tief verletzten Dichters, der an seiner Zeit verzweifelt. Wenn Persius seine Satire mehr im Allgemeinen gegen das Laster richtet, in der Absicht und in der, wenn auch schwachen Hoffnung, die Menschheit zu bessern und vom sittlichen Untergang zu retten, so verfolgt dagegen Juvenalis die Lasterhaften und zwar mit ungestümer Leidenschaft und mit greller Zeichnung aller Häßlichkeiten und Schlechtigkeiten, von deren Unheilbarkeit er überzeugt ist. Seine Satire ist persönlicher Art, aber der Sicherheit wegen wählte er Namen, die der jüngsten Vergangenheit, besonders der Zeit Domitian's angehörten, als die Repräsentanten der Laster, die er strafen will. Juvenal's Satiren sind Sittengemälde der Zeit, aber ohne idealen Hintergrund und ohne die erhebende Hoffnung auf bessere Zustände. Man hat ihn einen tragischen Satiriker genannt, aber die Theilnahme, die er erweckt, ist nur das traurige Gefühl, das der bessere Mensch beim Anblick einer in Schlechtigkeit und Häßlichkeit versunkenen Gegenwart empfindet. Er ist ein Sittenrichter und Strafprediger von furchtbarer Realität, der alle Nichtswürdigkeiten in nackter Gestalt vorführt. Seine Sprache verräth den Einfluß der Rhetorik, mit welcher er sich in seinen jüngeren Jahren beschäftigt: „gedrängt und pikant, im rhetorischen Glanze schimmernd, geht sie auf Effekt los durch überraschende Wendungen, dunkle Anspielungen, gelehrte Nachbildungen und Anklänge aus früheren Dichtern". Plan und Anlage sind äußerst correct; bei allen Abschweifungen und Freiheiten verliert er

Juvenalis. c. 60–140.

doch nie den Faden des Zusammenhangs. Gleich Persius war auch Juvenalis durch das ganze Mittelalter ein viel gelesener Schriftsteller. Man ehrte ihn mit dem Beinamen des „Sittenlehrers" (Ethicus). Die sachlichen und persönlichen Dunkelheiten machten frühe Commentare nothwendig.

Inhalt. Erste Satire. In der ersten Satire setzt Juvenal die Gründe und Veranlassungen auseinander, die ihn zum Satirenschreiben gebracht, und gibt den Unwillen über die Schändlichkeiten und Verworfenheiten der Zeit, von denen er eine Menge Beispiele anführt, als seine Berechtigung an: „Weigert es auch die Natur, so macht Unwille die Verse", denn „schwer ist, keine Satire zu schreiben". Zweite. Die zweite ist gegen die Entartung und Verweichlichung der vornehmen Männer gerichtet, die mit Bewunderung von den Tugenden der Väter sprechen, während sie doch selbst allen Lastern fröhnen und durch ihr Beispiel das ganze Volk verderben. Geht doch die Entwürdigung so weit, daß man Aufnahme sucht in den unsaubersten Mysterien und schaudervolle Orgien gegen Sitte und Natur begeht, ja daß die Enkel hoher Ahnen öffentlich als Gladiatoren auftreten. Dritte. In der dritten meisterhaft durchgeführten Satire setzt ein Freund dem Dichter die Gründe auseinander, weshalb er die Stadt verläßt und seinen Wohnsitz zu Cumä zu nehmen gedenkt, eine unschätzbare Schilderung aller der Bedrängnisse und Nachtheile, welche in Rom auf dem unbegüterten Biedermanne lasten, der es verschmäht, durch die gemeinen Listen der Zeit nach Reichthum zu streben oder durch Schmeichelei bei den Vornehmen oder durch Begünstigung ihrer Verbrechen und Laster sich sein Auskommen zu sichern. Alle offenen und geheimen Schäden der Gesellschaft der gewühlvollen Hauptstadt, besonders das Treiben der geschäftigen, wohldienerischen, gewinnsüchtigen Griechen, werden mit drastischer Wahrheit dargestellt.

Wozu du nur willst stellt ein solcher sich uns zum Gebrauche.
Lehrer der Sprache, des Stils, Mathematiker, Maler und Salber,
Augur und Arzt, Seiltänzer und Zauberer, Alles versteht ein
Hungriges Griechlein, steigt, sobald du befiehlst, in den Himmel.

Vierte. In der vierten Satire wird die erwähnte komisch-ernste Berathung in einer in Gegenwart des Domitian gehaltenen Senatssitzung geschildert über die Frage, ob eine im adriatischen Meere gefangene ungewöhnlich große Meerbutte ganz oder in Stücken auf die Tafel gebracht werden solle, eine scharfe Satire auf die Entwürdigung, zu welcher der Senat herabgesunken war. Am Schluß heißt es dann: Möchte doch der Wütherich alle Zeit solchen Possen gewidmet haben, statt berühmte und treffliche Männer dem Senat zu rauben, „straflos und ohne daß Fünfte. Jemand sie rächte". Die fünfte Satire gibt in der Beschreibung eines „Clientenmahles" ein treffliches Bild von dem Hochmuthe der reichen Patrone in ihrem Benehmen gegen die armen Clienten, und von der verächtlichen Rolle, welche sich diese zu Schmeichlern und hungrigen Schmarotzern herabgesunkene Menschenklasse gefallen lassen mußte. Lieber sein Brod erbetteln, meint Juvenal, als um einer Mahlzeit willen Hohn und Uebermuth eines rohen Gönners ertragen zu müssen, der, während er selbst die leckersten Speisen und Weine genießt, dem niedrigen Gaste nur schlechte und wohlfeile vorsetzt. Zum Schluß gibt er die Lehre: Wer sich Alles gefallen läßt, der ist solcher Behandlung würdig, wer sich durch Feilheit und Feigheit bestimmen läßt, in so ehrlosen Verhältnissen zu leben, der verdient ein solches Mahl und einen solchen Sechste. Patron. Die sechste Satire ist ein grauenerregendes Gemälde von der Verworfenheit des weiblichen Geschlechtes in Rom, ein düsteres Bild ohne alle Lichtseiten. Um seinen Freund Postumus von dem Gedanken einer Verheirathung abzubringen, sucht der Dichter darzuthun, daß Zucht und Keuschheit bei dem weiblichen Geschlechte seiner Zeit durchaus verschwunden sei. Die Senatorsfrau, die mit einem Gladiator davongelaufen, und die Schändlichkeiten der Kaiserin Messalina seien nicht einzelne Verirrungen, sondern das Naturell des Geschlechts. Selbst religiöse Feste werden zur Unzucht mißbraucht; und sei ja eine von Lastern der Sinn-

lichkeit frei, so quäle sie den Ehemann durch Stolz und Hoffart, durch Ehrgeiz und Launen, durch Putzsucht, Verschwendung und Koketterie. Die Einen hätten Gefallen an männlichen Leibesübungen bis zum Gladiatorenkampf, die Anderen ergötzten sich an ästhetischen Gesprächen, brächten Grammatiker und Rhetoren zum Schweigen und hielten zuletzt sogar wissenschaftliche Vorträge; noch andere ergäben sich ausländischen Superstitionen, Wahrsagern und Sterndeutern und ließen sich Zaubermittel bereiten, um sich Aller zu entledigen, die ihrem Glücke im Wege ständen, und seien es die Kinder und Gatten*). Die siebente bespricht die traurige Lage der Dichter und Gelehrten in Rom, die bei der schnöden Gleichgültigkeit der Zeit für Kunst und Wissenschaft darben müssen. Sie ist im Anfang der Regierung Trajan's geschrieben, von der er bessere Zustände erwartet. Die achte Satire geißelt den Ahnenstolz und die schlechten Sitten der Vornehmen. Sie ist an einen jungen Edelmann gerichtet, der belehrt werden soll, daß die Ahnenbilder an den Wänden der Halle nur dann zieren, wenn Tugend und edle Sitten damit verbunden sind. Der wahre Adel liege in der Seele und zeige sich besonders in der Art, wie der vornehme Römer die Aemter verwalte und sich als Statthalter in den Provinzen benehme, wobei das Bild eines würdigen und unwürdigen Landvogts entworfen wird. Der gesunde Sinn des gemeinen Mannes läßt sich durch die glänzenden Ahnen über die innere Nichtigkeit nicht täuschen; er stellt Seneca höher als Nero, Cicero höher als Catilina, Marius über den Catulus, und waren nicht die Decier Plebejer? — Die neunte Satire, in Gesprächsform, enthüllt die unnatürliche Wollust der Zeit und geißelt sowohl den geizigen Patron, der seine schmachvolle Lust ohne Kosten zu befriedigen sucht, als den niederträchtigen Clienten, der sich in der Hoffnung großen Lohnes zu dem scheußlichen Dienst gebrauchen läßt. Die zehnte Satire handelt, wie die zweite des Persius, von den Gebeten, welche die Menschen an die Götter richten. Der Dichter beweist an der Hand der Geschichte, wie wenig die Güter, um welche die Götter gewöhnlich angefleht werden, Reichthum, Macht, Beredsamkeit, Kriegsruhm, langes Leben, Schönheit, zum Glück gereichen und wahres Heil begründen. Was soll also der Mensch wünschen: „Eine gesunde Seele im gesunden Körper; ein Herz voll Muth, frei von der Furcht des Todes. Tugend und Weisheit sind der einzige Weg zum ruhigen Leben." Die elfte ist eine Einladung an Persicus zu einem ländlichen Mahle auf des Dichters Villa bei Tibur, wobei er mit heiterer Laune seine mäßige Lebensweise im Gegensatz zu der ausgelassenen Schlemmerei vornehmer Verschwender schildert. Er werde ein Mahl finden, wie es bei den Vorfahren in der großen Zeit Roms Sitte gewesen; kein prunkendes Haus- und Tafelgeräthe, kein kunstgelernter Zerleger, keine feingebildete Dienerschaft, keine üppige Tänzerin wird den Reiz erhöhen. Nur die kräftigen Verse Homer's und Virgil's werden die Unterhaltung

Siebente. Achte. Neunte. Zehnte. Elfte.

*) Dieser Hang zur Wahrsagerei und Astrologie war die Krankheit der Zeit, so daß häufig Edicte und Verbote dagegen ergingen und die Astrologen aus Rom ausgewiesen wurden. „Ueberall erstanden Schaaren von Wahrsagern und Wunderthätern," sagt A. Schmidt, „welche meist unter dem Namen von Chaldäern, Magiern, Astrologen und Mathematikern die Städte und zumal Rom überschwemmten, durch ihre Zauberkünste die Menge an sich zogen und selbst bei gebildeteren Geistern in den Aengsten der drückenden Gegenwart Glauben gewannen. Ueberall griff jene unselige Verirrung Platz, die in natürlichen Ereignissen übernatürliche Kräfte witterte und diese zu eignem Vortheil oder Anderer Nachtheil ausbeuten zu können vermeinte, jener Wahnsinn, der ringsum die Welt mit Spuk und Zauberei erfüllt sah und aus dem der Hexenglaube des Mittelalters trotz des Christenthums, wie die giftige Frucht aus giftigem Keime, wuchernd hervortrieb. Da wähnte man denn, es gäbe Weiber, die durch magische Sprüche, durch betäubende Kräuter in mitternächtlicher Zeit ihre Mitmenschen verzaubern, auf dem Acker des Nachbarn die Feldfrucht verderben, zischende Schlangen beschwören und hemmen könnten. Ueberall tauchten prophetische Bücher in griechischer und lateinischer Zunge auf."

Zwölfte. ausmachen. Die zwölfte enthält eine Einladung an einen Freund, Corvinus, um die glückliche Heimkehr eines anderen Freundes, Catullus, der einem gefährlichen Seesturm glücklich entgangen war, zu feiern, mit einem starken Ausfall auf die Erbschleicherei der Zeit, die diesem Dreizehnte. Freudenfeste nicht zum Grunde liege. In der dreizehnten Satire tröstet Juvenal seinen Freund Calvinus, dem ein treuloser Freund eine ihm anvertraute Geldsumme abgeläugnet hat, indem er die Schlechtigkeit und Unredlichkeit der Zeit schildert, wo Meineid und Betrug an der Tagesordnung seien und die Lehre der Vergeltung zu Gemüthe führt, die dem Schuldbewußten Vierzehnte. jede Freude zerstöre. Die vierzehnte Satire handelt von der schlechten Erziehung und führt mit lehrreicher pädagogischer Einsicht die Erfahrungen durch, „daß die bösen Gewöhnungen der Eltern sich auf die Kinder fortpflanzen, so daß der wesentliche Hebel einer gedeihlichen Erziehung das eigene gute Beispiel bleibt". Dabei wird eine Reihe von Lastern der Zeit, besonders Geiz und Habsucht, aufgeführt und ihre schlimmen Folgen für das Glück der Fünfzehnte. Menschen dargethan. Die fünfzehnte Satire, von zweifelhafter Echtheit, bekämpft Aberglauben und religiöse Intoleranz. Ein Vorfall, der sich unter dem Consul Juncus, also nach dem Jahre 127, ereignet, gibt ihm die Veranlassung, für die Gebote der Humanität die Feder zu ergreifen: zwei ägyptische Völkerschaften waren aus Sektenhaß in Streit gerathen; nach einem Treffen zerrissen die Sieger einen gefangenen Gegner und verzehrten ihn. Die sech-Sechzehnte. zehnte, meistens als untergeschoben angesehen, ist nur ein Bruchstück, in welchem die Vortheile des Soldaten vor dem Bürger dargestellt werden.

Petronius. Wir haben oben des C. Petronius gedacht, der sich durch seine Virtuosität in der Kunst des Genießens Nero's Gunst zu erwerben wußte, so daß dieser ihn in den engsten Kreis seiner Vertrauten aufnahm und in Sachen des Genusses und der Vergnügungen sich ganz seinem Urtheil und Geschmack fügte (ihn als elegantiae arbiter, maître des plaisirs hielt), bis es dem Neid und der Tücke des Tigellinus gelang, ihn zu stürzen, worauf er sich, wie Tacitus meldet, in Cumä durch allmähliches Oeffnen der Adern einen langsamen Tod bereitete, mit Bewußtsein das Sterben eines standhaften Weisen parodirend, indem er sich gleich den Stoikern bis an sein Ende an Gesprächen und Vorlesungen ergötzte, wobei aber nichts von Unsterblichkeit der Seele, keine philosophischen Lehrsätze vorkommen durften, sondern leichtfertige Gedichte und lockere Verse. Diesen Petronius, von dem Tacitus ferner sagt, er sei nicht ein gewöhnlicher Schlemmer und Verschwender, sondern ein ausstudirter Lüftling gewesen, der die Tage mit Schlaf, die Nächte mit Arbeit und Freudengenüssen zugebracht habe, halten viele Kritiker für den Verfasser des „Satiricon", eines eigenthümlichen Buches in ungebundener Rede, die jedoch öfters in leichte graziöse Verse übergeht und mit eingestreuten Gedichten abwechselt, ein satirisches Werk, von dem sich 141 Capitel erhalten haben, das aber sehr umfangreich gewesen zu sein scheint. Wie man aus einigen Andeutungen schließen darf, war das Ganze noch im 12. Jahrhundert vorhanden; in seiner jetzigen Gestalt wurde es erst im Jahre 1663 zusammengestellt; angebliche Vermehrungen, die seitdem bekannt gemacht wurden, haben sich als Fälschungen oder Täuschungen erwiesen. Das Buch ist eine Art Roman oder humoristische Erzählung, die sich um die Abenteuer und Erlebnisse zweier Freigelassenen, Encolpius und Ascyltus, und eines verkommenen Dichters Eumolpus dreht, und in welchem das „Gastmahl des Trimalchio", eines reichen Freigelassenen und Emporkömmlings, der die Manieren eines gebildeten Weltmannes affektirt, dabei aber bei jeder Gelegenheit seine Unwissenheit verräth, den wesentlichsten Theil bildet. Es ist ein lebendiges, mit Geist und Witz verfaßtes Zeit- und Sittengemälde, in dem bald ganze Gegenden und Städte, wie Campanien und Kroton, bald einzelne Persönlichkeiten, als Repräsentanten bestimmter Gattungen, wie der feige und lüsterne aber gutmüthige Grieche Encolpius,

der eitle, geschmacklose Dichter Eumolpus, ein Moralprediger ohne eigene Tugend und Sittlichkeit, und der aufgeblasene Schlemmer Trimalchio, mit meisterhafter Anschaulichkeit und Wahrheit, wenn auch mit witziger Uebertreibung, gezeichnet sind. Der Ton ist humoristisch, und überall läßt sich ein ironischer Grundzug erkennen, der des Verfassers geistige Freiheit und höheren Standpunkt bekundet. Ein Dasein, gewürzt mit allen materiellen Freuden, aber veredelt durch alle Hülfsmittel der Kunst schwebt ihm als Lebenszweck vor Augen. Die Sprache und Ausdrucksweise ist dem Charakter der redenden Personen angepaßt: gewählt wie in der Conversationssprache der Gebildeten bei Encolpius, schwülstig und mit veralteten und fremdartigen Wörtern und Wortbildungen angefüllt bei Eumolpus, gemein im campanischen Volksdialekt mit vielen Gräcismen untermischt bei Trimalchio.

„Ueberhaupt trägt," wie Bernhardy bemerkt, „die Menge seltsam drollig oder plebejisch geprägter Wörter, aus der Natur und nicht aus der Schule geschöpft, zur Grazie des Vortrags wesentlich bei, sonst würde die nackte Schilderung von Ausschweifungen, schmutzigen Abenteuern und unsittlichen Gelüsten in That und Rede, wie viel Lehrreiches immer zur Charakteristik der niederen Volksklassen im üppigen Unteritalien, ihrer Sitten und Denkart darin enthalten sein mag, eher abschrecken und ermüden als fesseln. Allein der Geist und Humor, der diesen widrigen Stoff flüssig macht und mit phantastischer Laune sein Spiel an Gemälden des gemeinsten Lebens übt, die launige Heiterkeit und epicurische Stimmung, die sorglos vom Ernst zum Scherz abzuspringen weiß und im sinnlichen Treiben noch an die höheren Interessen streift, darf überraschen und hat dem Petron ehemals die Gunst der feinen und geschmackvollen Welt zugewandt." Daß das Buch einen Genossen der höheren Stände zum Verfasser habe, ist nicht zu verkennen, die Feinheit des Tones und der Sprache, der unerschöpfliche Witz, die Verbindung aller Künste und Wissenschaften mit allen Lüsten und Lastern weist auf die gebildete Gesellschaft, die vornehmen Kreise des kaiserlichen Roms hin; und daß es wahrscheinlich dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit angehört, scheint aus den Schilderungen von dem Hochmuth, dem Schwelgerleben und den fabelhaften Reichthümern der Freigelassenen, aus den Klagen über den Untergang der echten Beredsamkeit und den Verfall der Staffelei-Malerei zu Gunsten der Wandmalerei und anderen Kennzeichen hervorzugehen. Deshalb hat man auch den erwähnten Meister des verfeinerten Lebensgenusses unter Nero für den Verfasser halten zu dürfen geglaubt. Doch läßt sich darüber nichts mit Sicherheit bestimmen. An Form und Inhalt wie an dem frivolen Ton und der Lust am Obscönen kann das „Satiricon" mit Boccaccio verglichen werden.

Der Meister der Epigramme oder launigen Sinngedichte, jener „gesellschaftlichen Streiflichter", die dem „gutgelaunten Leser nur flüchtigen Genuß aber ein reizendes Spiel des Geistes darbieten", war M. Valerius Martialis aus dem spanischen Bilbilis. Etwa 20 Jahre alt begab er sich zum Studium der Jurisprudenz nach Rom, wo er 35 Jahre lang weilte. Seine Blüthezeit fällt in die Regierung Domitians. Nachdem er lange durch charakterlose Schmeichelei um die Gunst des Hofes und der Vornehmen gebuhlt, kehrte er, enttäuscht und arm und von dem jüngeren Plinius mit Reisegeld unterstützt, in die Heimath zurück, wo er nach dem Jahre 100 starb, ohne die gewünschte Lebensdauer von 75 Jahren erreicht zu haben. Bernhardy nennt seine 15 Bücher Epigramme, von denen das 13. den besondern Titel „Xenien" führt, „ein parasitisches Gewächs am verdorbenen Stamm der Unsitten im monarchischen Rom", worin mit wenig Rücksicht auf Schaam und sittliche Würde, aber in leichten anmuthigen Formen der Sprache und des Versmaaßes, jede lächerliche Seite an Ereignissen und Persönlichkeiten fein und treffend aufgefaßt und mit Schärfe und glänzendem epigrammatischen Witze dargestellt werde.

Martialis. c. 40—101.

„Seiner Feder entströmte leicht und mühelos der Fluß des Verses," urtheilt ein neuerer Kritiker (Imhof), „aber sein Gemüth war unstät und unbefriedigt; denn seinem für die Gebrechen und die Noth äußerst scharf blickenden Genius war es nur zur kleineren Hälfte vergönnt, die aufgefaßten Bilder lebenstreu wiederzugeben. Mangel und Klugheit zugleich veranlaßten ihn, seinem Witze nur das Bild persönlicher Lächerlichkeiten oder ganz allgemeiner Thorheiten zu gestatten; die naheliegenden politischen Zustände zu geißeln, mußte ihm versagt bleiben. Deswegen ist sein Witz zwar immer treffend und scharf, seine Zeichnungen ebenso treu als vollendet, aber um das Interesse seines Publikums rege zu erhalten, um die übersättigten Gaumen der Hofleute noch zu reizen, war er genöthigt, in die unheimlichen Tiefen des Widrigen hinabzusteigen und den Skandal in das Bereich der Poesie zu ziehen. Und wenn er schmeichelt, wenn er denselben Leuten, die er innerlich verachtet oder verabscheut, ungezählte Lorbeeren flicht, um Brod zu haben, wenn ihn der Hunger nöthigt, sein widerstrebendes Talent zu erlogenen Huldigungen zu zwingen, welches Uebermaaß, welche Unnatur tritt uns da entgegen." „Domitian war nicht unempfänglich gegen die Schmeicheleien, womit ihn Martialis überschüttete; er ertheilte ihm die Ritterwürde und das Tribunat, die ihn aber nicht gegen Dürftigkeit schützten. Der Regen schlug durch das Dach seines ärmlichen Gütchens, und als ihm der reiche Elegiendichter Arruntius Stella dasselbe hatte ausbessern lassen, fehlte ihm die Toga, sich selbst zu bedecken. Nach Domitian's Tode richtete Martialis seine Schmeichelverse an Nerva und Trajan, aber diese verschmähten die Huldigungen seiner feilen Muse. Daß Martialis die Laster und Zuchtlosigkeiten der Zeit ohne Schaam und sittlichen Unwillen vorbringt, alles Schlechte und Häßliche, allen Schmutz des Lebens mit glatten Versen bescherzt und belacht, ohne sich geistig und moralisch darüber zu erheben, zeugt von der tiefen Gesunkenheit des damaligen Geschlechts. Denn ein Dichter wie Martialis schlug sicherlich nur den Ton an, den das lesende Publikum, die gebildete Gesellschaft liebte und begünstigte. Scherzgedichte, bemerkt er selbst, gefallen nur dann, wenn sie pikant sind durch sinnliche Reizmittel. Daher bildeten auch die Epigramme Martial's neben den Gedichten Ovid's die Lieblingslectüre der galanten Welt in Rom."

B. Lucian.

Lucian. c. 130—200. Lucian, aus der syrischen Stadt Samosata, vertauschte frühe das Gewerbe eines Steinmetzen, dem er sich anfangs aus Armuth gewidmet, mit der Philosophie und Redekunst, machte dann große Reisen durch die bedeutendsten Länder des römischen Reichs; vom Tigris bis nach Gallien glänzte er als Rhetor und Sophist durch Witz und Talent, die ihm die Natur verliehen, und erwarb sich durch Unterricht in der Redekunst und durch Vorträge so viel Vermögen, daß er in Athen, damals dem Mittelpunkte feiner Geselligkeit und Bildung, ungestört den Wissenschaften und der Schriftstellerei leben konnte. Der Verlust seines Vermögens nöthigte ihn unter den Antoninen in den Staatsdienst zu treten; er erhielt ein Richteramt in Aegypten, das er bis an seinen Tod bekleidete. In seinen zahlreichen, meist in leichter, gefälliger Gesprächsform und in einfacher, reiner Sprache verfaßten satirischen und philosophischen Schriften, in denen das attische Salz der alten Komödie mit einer reichen Fülle von Bildern, Geschichten und Erzählungen verbunden erscheint, verspottet Lucian mit unerschöpflicher Laune, mit treffendem Witz und schneidender Ironie alle Gebrechen und Ausartungen der Zeit, vor Allem die Gleisnerei, den Mysticismus und den religiösen Aberglauben, sowohl in dem absterbenden Heidenthum mit seiner Mythen- und Fabelwelt, seinen Opferfesten, Symbolen und Ceremonien, welches unter Hadrian und den Antoninen mit einem letzten Schimmer von künstlicher Orthodoxie umgeben wurde, als in dem durch Märtyrer- und Heiligenwesen, durch Wunderglauben und Schwärmerei bereits

vielfach entstellten Christenthum; dabei macht aber sein frivoler Spott nur selten einen Unterschied zwischen dem Kern und der Schaale, zwischen dem Wesen und der Entartung, sondern er zieht mit gleicher Leichtfertigkeit gegen alle religiösen Erscheinungen zu Felde, ohne Ehrfurcht für das Alterthum und seine Ueberlieferungen, für die Kunst und Poesie der Väter, ohne Achtung vor der Volksreligion, ohne Einsicht und Kenntniß von dem tieferen Gehalt des Christenthums, in dem er nur eine der vielen auf Täuschung, Betrug und Leichtgläubigkeit beruhenden Erscheinungen erblickte, geeignet ihm einen neuen Stoff zu seinem satirischen Zeitgemälde zu liefern. Er sah in der ganzen Erscheinung nur eine der vielen Superstitionen, von denen das an Entwicklungskämpfen und Sonderbarkeiten so reiche Zeitalter der Antoninen erfüllt war. Auf gleiche Weise ergießt er seinen Spott über die sittliche Versunkenheit und die ruhelose Geschäftigkeit großer Städte, über das Jagen und Haschen nach zeitlichen Gütern, Ehren und Genüssen bei der Vergänglichkeit alles Erdenglücks, über die Unverschämtheit und die leere Dünkelhaftigkeit der Rhetoren und Sophisten; über die geistlose und verkehrte Art der Geschichtschreibung, über die Hoffart, die Eitelkeit und d.s thörichte Treiben der Philosophen, die die abgedroschenen Grundsätze und Aussprüche ihrer Lehrmeister im Munde führten und mehr Gewicht auf die äußere Erscheinung, auf Bart und Philosophenmantel, auf Stock und groben Kittel legten, als auf Grundsätze fürs Leben, bei denen Wort und That, Lehre und praktisches Handeln, oft den größten Contrast bildeten. Besonders sind die Stoiker mit ihrer positiven theologischen Tendenz, und die Cyniker, die mit Schmutz, Armuth, Gemeinheit, ja selbst mit ihrer Unwissenheit und Geistesträgheit Ostentation trieben und sich dabei im Stillen mitunter Haus und Hof erbettelten, der Gegenstand seines Spottes. Selbst in der Unterwelt verfolgt sie sein Witz. Diogenes und Menippus heften sich dort an Alle, die auf Erden schön, reich und mächtig waren, wie Plagegeister des Gewissens und verspotten sie wegen ihrer eiteln Bestrebungen. Im „Ikaromenippus" geißelt er zugleich die Lehrsatzungen der Philosophen und die Vorstellungen der Volksreligion von den himmlischen Dingen. Auch die verkehrte Art der Erziehung, die fast ausschließlich bezahlten Grammatikern, Rhetoren und Philosophen anheimgegeben war, unterwirft er seiner witzigen Rüge und sucht die in Verfall gerathene Gymnastik wieder zu heben — Alles in der Absicht, neben einer heiteren geistreichen Unterhaltung auch Besserung zu bewirken. Allein die Besserung wurde nicht erreicht; die Laster und Thorheiten, die er verspottet, blieben herrschend, und der leichtfertige Ton, mit dem er auch das Heilige und Ehrwürdige behandelte, erschütterte noch das letzte Fundament der heidnischen Religion, Sittlichkeit und Denkart. „Lucian gehört zu jenen negativen und kritischen Geistern, wie sie in Zeiten des Uebergangs und gehetzter Entwicklung so häufig erscheinen. Sie reinigen die Luft, wie Frühlingsstürme, lockern das Erdreich und bereiten ein Neues vor, indem sie das Alte vernichten." Das Neue selbst zu begründen vermögen nur positive Geister; Lucian aber war ohne Glauben und Ueberzeugung, ohne Begeisterung und Idealität. Darin steht er hinter Aristophanes, mit dem er sonst an Witz, an lebhafter Auffassung alles Lächerlichen und Verkehrten, an phantastischen Einkleidungen der dramatischen Erfindung viele Aehnlichkeit hat, weit zurück.

Eine kurze Aufzählung der bedeutendsten Schriften Lucian's wird den Beweis liefern, wie sehr alle Seiten des Lebens, alle Zustände und Richtungen, alle Verkehrtheiten und Gebrechen, alle krankhaften Erscheinungen einer verfeinerten, erschlafften und alles frischen kräftigen Handelns entwöhnten Zeit darin ihren Ausdruck finden, wie sie gleichsam den Spiegel bilden, in dem die damalige Culturwelt bald in einem getreuen, bald in einem verzerrten Bilde vorgeführt wird. Lucian's Werke.

Nachdem Lucian in dem kleinen Schriftchen „der Traum" in Form einer allegorischen Der Traum.

Erzählung dargethan, wie er dazu gekommen, das Handwerk aufzugeben und sich der Wissenschaft zu widmen, schildert er im „Nigrinus“ das entartete Leben in Rom im Gegensatz zu Athen, die Niederträchtigkeit der dortigen Philosophen, die sich als Schmeichler und Schmarotzer zu den Reichen und Vornehmen drängen, um zur Tafel geladen zu werden, gegenüber der Genügsamkeit und geistigen Erhebung eines wahren Weisen, wie der Platoniker Nigrinus. „Wer nur den Reichthum liebt, vom Golde bezaubert ist und die Glückseligkeit nur nach Purpur, Macht und Einfluß bemißt, wer nie die wahre Freiheit gekostet, unbefangenen Freimuth nie kennen gelernt, die Wahrheit nie geschaut hat, sondern unter Schmeichlern und Sclaven aufgewachsen ist, ferner wer sein ganzes Wesen dem Dienste der Wollust geweiht, ein Freund ausschweifender Tafelgenüsse, des Weines und der Liebe ist und seine Freude an eiteln Gaukeleien und trugvollem Lügenwerk hat, wen endlich nur Geklimper und Triller und unzüchtige Lieder ergötzen: für solche Leute ist Rom der rechte Aufenthalt.“ — „Es ist ein wüster Schlammboden, wo die Pflanzen wilder Begierden massenhaft aufschießen, wo sich Schwärme von geheimen Angebern, hoffärtigen Höflingen, von Leckermäulern, Schmeichlern, Banditen, Erbschleichern und falschen Freunden umhertreiben; wo hungrige Clienten schon vor Tagesanbruch sich bei dem hochmüthigen geckenhaften Patron zum Morgenbesuch melden und sich von dem Diener ausschelten lassen, um ein kärgliches Mahl zu erbetteln.“ — Das im Nigrinus gerügte Buhlen der Philosophen um die Gnade und Gunst der Reichen bildet auch den Inhalt der Schrift „von den gebungenen Gelehrten“ und der dazu gehörigen „Schutzschrift“, worin mit starken Zügen die unwürdige Rolle geschildert wird, zu welcher sich Gelehrte und Sophisten hergeben, um in vornehmen Häusern Zutritt oder Unterhalt zu erlangen, der Uebermuth der aufgeblasenen Gönner und das kriechende und niederträchtige Benehmen der gelehrten Söldlinge. Sind die erwähnten Stücke in dem ernsten Ton der Sophisten gehalten, so ist das köstliche in dramatischer Form abgefaßte Stück „Timon“ um so reicher an Witz und Humor. Unter den falschen Freunden, die sich an den reich gewordenen Timon heranbrängen, befindet sich der Philosoph Thrasykles, der des Morgens einen Vortrag über Tugend und Enthaltsamkeit hält, dann aber, wenn er zum Gastmahl kommt, „wie ein Habicht über die Gerichte herfällt, den Nachbar mit den Ellenbogen wegstößt, den Bart mit Brühe besudelt und über den Teller gebückt wie ein hungriger Hund hinunterschlingt, als ob er dort „das höchste Gut“ zu finden hoffte“, der von der Selbstbeherrschung und Sittsamkeit schwatzt, während er im Uebermaaß der Speise und des Weines die Flötenbläserin mit beiden Händen gefaßt hält; der, durchdrungen von der Nichtigkeit des irdischen Gutes, einen Maltersack voll Goldstücke verlangt, damit er sie unter die Nothleidenden vertheile. Im „Prometheus“, in den „Göttergesprächen“ und in den „Gesprächen der Meergötter“ wird die alte Mythologie mit heiterer Ironie verspottet und das olympische Leben mit poetischem Humor in travestirten Schilderungen vorgeführt; und in dem Schriftchen „die Opfer“ die Ungereimtheit der Religionsfeste, Opfer, Gebete, Ceremonien u. s. w. dargethan. In den „Todtengesprächen“ trifft dieser Spott außer den alten Göttern und Heroen noch besonders solche Personen, die einst auf Erden durch Schönheit, Macht, Reichthum, Ruhm und Ehre hervorragten. In diesen Unterweltsstücken, bei deren Schilderung Lucian's schriftstellerische Talente im glänzendsten Lichte erscheinen, spielen die Cyniker Diogenes und Menippus die Rolle bitterer Verhöhner und ironischer Spötter, wie Momus unter den Göttern des Olympus: sie ziehen den Bewohnern des Schattenreiches die Maske ab und beweisen an den Todtengerippen und hohlen Schädeln, daß Alles gleich hinfällig und vergänglich sei, daß alle Güter und Gaben, nach denen die Menschen so eifrig ringen und streben, demselben Loose der Eitelkeit und Nichtigkeit anheimfallen; und wie die Cyniker im Leben ihre Sache auf Nichts stellten, alles leidenschaftliche Trachten der Menschenwelt mit ihrem Spotte verfolgten, so sind sie auch im Reiche des Nichts und der Gerippe recht eigentlich zu Hause; sie haben durch den Tod wenig verloren, darum singen und jubeln sie, während Alles wimmert und klagt, und verlachen mit cynischem Humor

Nigrinus.

Von den gebungenen Gelehrten.

Timon.

Die Göttergespräche. Todtengespräche u. A.

die ganze Welt. Aus diesen Unterweltsstücken ragt vor Allen hervor: „Charon oder die Weltbeschauer". Wie in einem vorhergehenden Stücke Menippus aus dem Reich der Lebenden zu den Schatten hinabsteigt, um dort über die Ziele und Aufgaben des Daseins Belehrung zu holen, so steigt Charon an Mercur's Hand aus dem Todtenreich auf die Erde, um von einer Anhöhe herab das Menschenleben zu beobachten. Nun werden eine Reihe ergreifender Bilder vorübergeführt: Milon der Athlete von Kroton in der Blüthe der Kraft und bald eine Beute des Todes; Krösos in seiner von dreifacher Mauer umgebenen Burg zu Sardes auf goldenem Stuhle sitzend im Gespräch mit Solon und im Begriff goldene Weihgeschenke nach Delphi zu schicken, von Cyrus bedroht; die Massagetenkönigin Tomyris, die des Cyrus Haupt in einen blutgefüllten Schlauch eintaucht; Polykrates auf Samos, dem sein Koch den Ring überreicht. Dann erblicken sie eine volkreiche Stadt, gleich einem Bienenstock; Genien aller Art: Thorheiten, Lüste, Geldsucht, Zorn, Haß umflattern die Menschen ganz nahe, höher schweben Furcht und Hoffnung und über allen die Mören, die ihnen das dünne Todtengewebe zuspinnen. Und mit welcher Emsigkeit mühen sie sich ab, als ob es weder Tod noch Krankheit gebe; der Eine baut mit allem Eifer ein neues Haus, dessen Beendigung er nicht erleben wird, der Andere freut sich eines neugebornen Knaben, der ihm schon nach sieben Jahren entrissen wird, der Dritte hadert mit seinem Nachbar um die Grenzen ihrer Aecker. Charon vergleicht das Menschenleben mit Blasen im Wasser der schäumenden Quelle; größere und kleinere wirbeln empor, die einen von längerer, die anderen von kürzerer Dauer, aber alle zerplatzen und verschwinden. Charon fragt seinen Begleiter, ob er nicht in die Stadt hineingehen und den Leuten ihre Thorheit vor Augen halten solle, aber dieser hält ihn ab; es sei Alles umsonst, Unverstand und Selbsttäuschung halte ihre Ohren verstopft. Nun bittet Charon, ihm die Orte zu zeigen, wo sie ihre Leichen in die Erde senkten; da zeigt ihm Mercur die stolzen Grabmonumente vor den Thoren, und wie man den Todten Speise und Trank darbrächte, als ob sie davon genießen könnten! Auch die Gräber des Achilles und Ajax zeigt er ihm bei Sigeum Endlich will Charon die berühmten Städte sehen, von denen er unten so viel gehört hat, Ninive, Babylon, Mykenä, Kleonä, Troja; aber einige sind spurlos verschwunden, von anderen nur noch geringe Reste übrig, denn die Städte vergehen wie die Menschen, selbst die Ströme versiegen; ist ja doch vom Inachos in Argolis kaum mehr das Bette zu finden. Darauf kehrt Charon wieder in die Unterwelt zurück, dankbar, daß ihn Mercur das mühevolle Leben der Menschen in voller Wahrheit und Wirklichkeit habe schauen lassen. „Wo Lucian auf solche Betrachtungen kommt," bemerkt Preller, „wird sein Humor ernst, sehr ernst. Er ist unerschöpflich an ergreifenden Bildern, um des menschlichen Lebens Unverstand und Armseligkeit anschaulich zu machen." Wenn in dem witzigen Stücke „der tragische Zeus" der Stoiker Timokles, um den Glauben an eine regierende Vorsehung zu beweisen, die Welt mit einem Schiffe vergleicht, das ohne die lenkende Hand eines Steuermannes seine Fahrt nicht vollenden könne, so widerlegt ihn der Epicureer Damis mit der Einwendung, ein Steuermann treffe zweckmäßige Einrichtungen auf seinem Schiffe, wo sei aber auf der Erde die vernünftige Ordnung und zweckmäßige Einrichtung zu bemerken, wo man Knabenschänder, Vatermörder, Tempelräuber an der ersten Stelle sehe, während viele treffliche Männer in den untersten Räumen zusammengedrängt wären? In ähnlicher Weise werden in dem geistreiche Dialoge „der überwiesene Zeus" die herrschenden religiösen Vorstellungen von Schicksal und Vorsehung mit schneidender Ironie verspottet.

Charon. | Der tragische Zeus. | Der überwiesene Zeus.

Am rücksichtslosesten und schärfsten trat Lucian auf, wo es galt, solche Betrüger und Schwärmer zu züchtigen und zu entlarven, welche auf die dem Aberglauben und Wunderglauben, dem Mysticismus und der Phantasterei zugewendete Zeitströmung speculirten und die menschliche Schwachheit und Einfalt zu ihrem Vortheil auszubeuten suchten. So stellt er in der merkwürdigen Schrift „Alexander oder der Lügen-

Alexander von Abonoteichos der Lügenprophet.

prophet", an seinen Freund Celsus gerichtet (vielleicht denselben epicureischen Philosophen, dessen polemische Schrift gegen die Christen wir aus der Widerlegung des Origenes kennen, s. unten) das Leben und Treiben jenes berüchtigten Magiers und Wahrsagers Alexander aus der paphlagonischen Stadt Abonoteichos in seiner ganzen Schändlichkeit dar. Lucian hatte denselben lange beobachtet und war, um sein Lügengewebe desto sicherer zu durchschauen, mit ihm selbst in Verkehr getreten, ein Wagstück, das ihm beinahe das Leben gekostet hätte, da der Betrüger, klug und verschlagen, die Absicht errieth und den Schiffern befahl, den unbequemen Lauerer auf der Rückfahrt ins Meer zu stürzen. Diese begnügten sich jedoch ihn unterwegs ans Land zu setzen. Dieser Alexander, der mit Scharfsinn und Verstand ungemeine Körperschönheit verband, brachte seine Jugend bei einem der vielen Betrüger zu, der als Arzt, Zauberer und Todtenbeschwörer sich Zulauf und Vermögen erwarb und zum Lohn, daß sich der schöne Jüngling seiner schnöden Lust hingab, denselben in seine geheimen Künste einweihte und als Gehülfen bei seinen Gaunereien benutzte. Bald überholte der Schüler den Meister. Nachdem sich Alexander mit einem Komödienschreiber aus Byzanz eine Zeitlang als Abenteurer in der Welt herumgetrieben und durch Trugkünste den Ruf eines Propheten erlangt, der mit Apollo und Aesculap in Verbindung stehe, ließ er sich in seiner Vaterstadt Abonoteichos nieder, in einer Gegend, wo von jeher religiöse Schwärmerei zu Hause war. Hier erwarb er sich in Kurzem den Ruhm eines gottbegeisterten Sehers, Propheten und Wundermannes; seine Landsleute bauten auf seinen Antrieb dem Aesculap ein Heiligthum, wo sich Tausende von Menschen einfanden, um von dem untrüglichen Wahrsager im phantastischen Aufzug, mit langen Haaren und majestätischem Ansehen in ihren Nöthen und Anliegen Rath und Hülfe zu suchen und sich die Zukunft enthüllen zu lassen. Tag und Nacht ertheilte der neue Prophet und Heilkundige seine Orakel und geheimen Heil- und Zaubermittel; die Zahl der Rathsuchenden wuchs mit jedem Jahr zum großen Nutzen der Stadt; er selbst gewann Ehre und Reichthum, so daß ein vornehmer römischer Bürger, Rutilianus, seine und der Mondgöttin Tochter in die Ehe nahm. Durch diese Verbindung gegen Feinde und Widersacher geschützt, trieb Alexander dreißig Jahre lang sein Gaukelspiel und täuschte die Welt mit seinem heilenden und wahrsagenden Schlangengott. Ja als er im Besitze großer Reichthümer und göttlicher Ehren unter Antoninus Pius starb, dauerte sein Orakel noch lange fort und seine Jünger und Genossen stritten sich um die Nachfolge in der Prophetenwürde. Alexander's Prophetenthum und Geheimlehre beruhte auf der Naturreligion und dem Mythenglauben des Heidenthums; darum waren ihm die Christen und Epikureer in den Tod verhaßt, jene wegen ihrer allem heidnischen Naturdienst abgewandten geistigen Religion, diese wegen ihres Unglaubens und ihrer auf die Erkenntniß des Wesens der Dinge gerichteten Verstandesklarheit. Nach seiner Ansicht sollte man alle Christen und Epikureer steinigen und bei den Religionsfesten in Abonoteichos, wobei seine mystische Hochzeit mit Selene gefeiert ward, wurden „Atheisten und Christianer" fern gehalten. Dagegen stand ein anderer Schwärmer, den Lucian gleichfalls zum Gegenstand einer seiner bittersten Satiren gemacht, Peregrinus Proteus, auch einige Zeit mit den Christen in Verbindung.

Peregrinus Proteus und die Christen.

Der cynische Philosoph Peregrinus, der sich selbst am liebsten Proteus nannte, meldet Lucian in dem mit giftigem Spotte geschriebenen Sendschreiben an seinen Freund Kronios, ging nach einem Jugendleben voll Laster und Verbrechen unter die mit absonderlicher Weisheit erfüllten Christianer und brachte es bald so weit, daß sie ihn zum Vorsteher (Bischof) ernannten und daß er ihnen Prophet, Gemeindeältester, Synagogenmeister, kurz Alles in Allem war. Als er deshalb von dem syrischen Statthalter auf kurze Zeit ins Gefängniß gesetzt wurde, erwiesen ihm alle Christianer die

größte Liebe und Pflege. Denn der gekreuzigte Sophist, den sie als Gott verehren, hatte sie gelehrt, daß sie Alle Brüder wären; daher besitzen sie alle Güter gemeinschaftlich. Wenn nun ein verschmitzter Betrüger unter sie kommt, der die Umstände schlau zu benutzen weiß, so kann er in Kurzem ein reicher Mann werden und die einfältigen Tröpfe auslachen. Auch glauben sie mit Leib und Seele unsterblich zu sein und in alle Ewigkeit fort zu leben; daher kommt es, daß sie den Tod verachten und Viele von ihnen sich demselben freiwillig hingeben. Nach seiner Freilassung führte Peregrinus ein Wanderleben auf Kosten der christlichen Brüder, bis ihn diese, weil er sich beim Essen von Opferfleisch betreten ließ, aus ihrer Gemeinschaft ausstießen. Nun begab er sich nach Aegypten, wo er sich der wunderlichen Tugendübung der Cyniker widmete, den Kopf zur Hälfte glatt schor, das Gesicht beschmutzte und die unanständigsten Dinge auf offenem Markte trieb, um zu zeigen, daß dies Alles zu den indifferenten Sachen gehöre. Auch geißelte er sich und ließ sich Stockschläge geben. Von Aegypten reiste er nach Rom, wo er sich durch Schmähreden auf den Kaiser Antoninus Pius hervorthat, bis der Stadtpräfect ihn fortschickte, was dem „Narren" bei der Menge den Ruhm eines Märtyrers der Freisinnigkeit einbrachte. In Griechenland beging er eine Menge thörichter Streiche: er suchte die Griechen zu überreden, gegen Rom die Waffen zu ergreifen; er schmähte einen durch Gelehrsamkeit und Rang ausgezeichneten Mann (Herodes Atticus), daß er die Griechen verweichlicht habe, weil er auf eigene Kosten eine Wasserleitung nach Olympia führen ließ, um die Besucher des Volksfestes von den Beschwerden des Durstes zu befreien. Und als alle Mittel, Aufsehen zu machen, erschöpft waren, verkündete er vor allem Volk, daß er sich am nächsten olympischen Fest in die Flammen stürzen werde; so weit ging seine Sucht, Staunen und Bewunderung zu erregen! Und dies Alles sollte zum Wohl der Menschheit gereichen, um ihr zu zeigen, wie man den Tod verachten und auch das Schrecklichste mit Geduld und Muth ertragen könne, gleich dem göttlichen Hercules, dem Ideale der Cyniker. Als die Zeit der Erfüllung nahte, hielt er eine feierliche Rede, in welcher er sagte, „er habe vor, einem goldenen Leben eine goldene Krone aufzusetzen, denn es gezieme sich, daß der Mann, der wie Hercules gelebt, auch wie Hercules sterbe und in den Aether, woher er gekommen, zurückfließe". Offenbar hoffte er, meint Lucian, die Menge werde ihn mit Flehen bestürmen, seinen Vorsatz aufzugeben; als aber Viele schrien: „Vollende was du beschlossen", mußte er wohl als „Märtyrer der Narrheit" sterben. Nun erzählt Lucian als Augenzeuge, wie Peregrinus, begleitet von den Häuptern des „Hundeordens" an den Holzstoß getreten und sich bei aufgehendem Monde vor den Augen einer großen Volksmenge in die Flammen gestürzt habe. Ob der Darstellung Lucian's eine historische Begebenheit zum Grunde lag, oder ob die ganze Erzählung nur eine Satire auf die Märtyrerbegeisterung der Christen jener Zeit, nur ein karrikirtes Gemälde jener schwärmerischen Erscheinungen war, die unter Marc-Aurel die Verwunderung und den Spott der Heiden erregten, ist schwer zu entscheiden. Die Verbindung des Peregrinus mit den Christen scheint auf eine satirische Tendenz gegen den „Märtyrerheroismus" und die „Todesschwärmerei" der Christen zu deuten*).

---

*) Bekanntlich hat Wieland in dem Dialog „Peregrinus Proteus" den Philosophen gegen die verleumderischen Nachreden in Schutz genommen und ihn als einen „ehrlichen Schwärmer" hinzustellen gesucht. Mit Beziehung darauf lassen die Xenien den Peregrinus Proteus durch einen aus dem Todtenreich nach der Erde Zurückkehrenden an Wieland folgenden Gruß entbieten:

Siehest du Wieland, so sag' ihm: ich lasse mich schönstens bedanken,
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

Mit solcher giftigen Bitterkeit wird der ganze Vorfall berichtet, daß Lucian selbst erzählt, er habe den Cynikern, welche den Scheiterhaufen trauernd umstanden, zugerufen: „Geht nach Hause ihr eiteln Tröpfe! Was ist es denn für ein Genuß, einen alten Narren braten zu sehen und sich die Nase mit häßlichem Brandgeruch erfüllen zu lassen?" — Eine beißende Satire auf die Religionsmengerei der Zeit ist in dem kleinen witzigen Gespräch „die Götterversammlung" enthalten, in welchem sich Momus beklagt, daß eine Masse fremder Personen, die nicht einmal griechisch verständen, mit ihrem ganzen Gefolge und in ihrem wunderlichen Aufzuge, wie der Meder Mithras mit Kaftan und Tiara, der Scythe Zamolxis, der einst Sclave gewesen, der hundsköpfige Aegypter Anubis u. A. sich in den olympischen Göttersaal eingeschlichen hätten und bewirkten, daß die Göttertafel überfüllt sei, ein wildes unverständliches Sprachengelärm obwalte und Nektar und Ambrosia kaum mehr hinreichten; deshalb trägt er auf die Niedersetzung einer Commission an, welche, wie in Athen von Zeit zu Zeit bei der Bürgerschaft geschah, die rechtlichen Ansprüche eines Jeden an die Göttergemeinschaft prüfen sollte. — Merkwürdige Beispiele von Aberglauben, Gespensterglauben, Heilungen durch Sympathie und Zaubersprüche, kurz von der „Deisidämonie" der Zeit, liefern die Histörchen im „Lügenfreund", wobei auch des berühmten „Syrers aus Palästina" gedacht wird, der durch Sprüche böse Geister aus den Leibern der Besessenen getrieben und sich dafür eine hübsche Summe Geldes habe bezahlen lassen.

Die Götterversammlung.

Der Lügenfreund.

Lucian und die Zeitphilosophie.

Wie man aus Peregrinus Proteus ersieht, trifft Lucian's Spott neben dem religiösen Aberglauben besonders die Philosophen. Von der Verehrung, die er den wahren Weisen seiner Zeit, dem Platoniker Nigrinus und dem würdigen, rechtschaffenen und verständigen Eklektiker Demonax in den beiden mit diesen Namen überschriebenen Stücken bewiesen und mit der er selbst von dem Cyniker Sostratos sprach, einem mit großer Leibeskraft begabten Manne, der den Herakles, das Ideal dieser Philosophenschule mit solchem Eifer nachahmte, daß er auf den Höhen des Parnassos unter freiem Himmel lebte, Straßen reinigte, Brücken schlug und gegen Räuber kämpfte, kam Lucian bald zurück, als er den Contrast bemerkte, der bei den meisten sogenannten Weltweisen zwischen Theorie und Praxis sich kund gab. Denn während sie sich sclavisch an die Grundsätze der Stifter hielten und sie als Glaubenslehren und Lebensregeln stets im Munde führten, fröhnten sie in der Wirklichkeit allen Trieben und Leidenschaften, schändeten sich durch Gewinnsucht, Wollust, Zanksucht und Hader, die nicht selten in Schlägereien übergingen, und machten sich lächerlich durch affektirtes Wesen in Tracht und Benehmen, durch Verachtung geselliger Bildung und Sitte, durch unpraktische Grübeleien, durch unverständliche Schulausdrücke und unfruchtbare Beweisführungen und Schlußfolgerungen.

Versteigerung der philosophischen Orden.

Hatte Lucian schon im Timon die philosophischen Marktschreier verspottet, so geschah dies mit noch mehr Witz in dem köstlichen Gespräch „Versteigerung der philosophischen Orden", wo er alle Meister der Philosophenschulen von Pythagoras bis auf Pyrrho in ihren Dogmen und Lebensregeln vorführt und persiflirt und durch den niedrigen Preis, um den er einen Diogenes, Aristipp oder Epikur losschlägt, seine Geringschätzung zu erkennen gibt, und in der damit in Verbindung stehenden dialogischen Schrift „der Fischer" oder die Auferstandenen. In dem letzteren läßt er die geschmähten Weltweisen auf der Oberwelt erscheinen, um an dem Spötter Rache zu nehmen für seine Lästerungen, er aber überführt sie, daß er nicht ihre echten Weisheitslehren, an denen er sich selbst gebildet, sondern die durch ihre angeblichen Jünger und Anhänger entstellten Schuldoctrinen geschmäht habe. Das wahrhaft Gute und Schöne, läßt er die Philosophie sagen, werde durch Spott nicht gefährdet, sondern trete, wie das Gold unter Hammerschlägen, nur desto reiner und glänzender hervor. Er habe den Aufschneidern, Marktschreiern und Lügnern, welche die Lehren und Schriften jener Meister wohl

Der Fischer.

im Munde führten, aber ihr Leben durch Habgier, Zanksucht, Schmeichelei, Uebermaaß im Essen und Trinken, Gleißnerei und andere Laster schändeten, die Maske abgezogen, und sie in ihrer ganzen Häßlichkeit gezeigt. Deshalb wird Lucian, „der Freimund", am Schluß von der Philosophie als Richterin und ihren Beisitzern, der Wahrheit, Sittsamkeit und Tugend, freigesprochen und beauftragt, an der Hand der „Ueberführung" als kundiger Fischer mit dem Angeln fortzufahren. Im „Icaromenippos oder die Luftreise", einem Stücke von aristophanischem Geist und Witz, werden die Philosophen und Götter zugleich verspottet. Menippos, durch den Widerstreit der philosophischen Lehrsätze über das Weltall und das göttliche Regiment verwirrt und beunruhigt, beschließt, mit einem Adler- und Geierflügel sich in den Himmel zu erheben, um dort an der Quelle die Wahrheit zu schöpfen. Auf dem Mond ruht er aus und hört die Klagen der Selene über die vorwitzigen Untersuchungen der Naturphilosophen an; im Olymp findet er die Götter und ihr Leben, wie es Homer beschreibt. In dem anmuthigen Gespräch „Hermotimos oder von den philosophischen Sekten" wird Hermotimos, ein blinder Anhänger und Nachbeter stoischer Schuldogmatik von Lykinos (d. h. Lucian) überführt, daß sich gar nicht entscheiden lasse, welche Philosophie die wahre sei; daß jede Sekte sich für unfehlbar halte, ohne sich nur die Mühe zu geben, die anderen kennen zu lernen, und daß der ganze philosophische Schulkram den Menschen doch nicht veredle, ihn vielmehr seiner Bestimmung entfremde, indem er ihn mit Hochmuth und Dünkelhaftigkeit erfülle und unfruchtbare Speculationen höher stelle als Tugend und Sittlichkeit. „Du scheinst mir vergessen zu haben, daß die Tugend im Thun, in einer rechtschaffenen, weisen, männlichen Handlungsweise bestehe; ihr aber strebt nicht nach dieser Tugend, sondern bringt über erbärmlichen Wortklaubereien, künstlichen Schlüssen und unauflösbaren Problemen den größten Theil eures Lebens hin." In dem Gespräch „die Entlaufenen" wird die Unwissenheit, Rohheit und Gemeinheit der Cyniker in so derber Weise dargestellt, daß Lucian's Geist und Witz wenig darin zu erkennen sind, daher es auch viele Kritiker für eine untergeschobene Nachahmung des „Fischers" halten. Uebrigens finden sich in diesem Stück wie in dem Gespräch: „das Gastmahl oder die Lapithen" eine Menge von „Genrebildern" aus dem Treiben der Cyniker, deren Frechheit, Grobheit, Gemeinheit, Gefräßigkeit und geile Lust mit grellen Farben dargestellt sind.

Icaromenippos.

Hermotimos.

Die Entlaufenen.

Das Gastmahl oder die Lapithen.

Nicht besser kommen die Rhetoren bei Lucian weg. In der beißenden Satire „die Rednerschule" schildert ein Meister — nach Einigen Pollux, der unter Commodus den Lehrstuhl für Sophistik in Athen inne hatte — einem Jünger die Mittel und Wege, in dieser Kunst Ruhm und Ansehen zu erlangen. Der mühsame, beschwerliche Weg der alten strengen Schule sei nicht mehr gangbar; jetzt habe man eine schnelle und leichte Methode, mit der man in Kurzem zum Ziele komme und außerordentlichen Effekt mache.

Lucian gegen die Rhetoren.

Und nun wird dieser Rhetor selbst geschildert: sein geziertes Wesen, seine ausstudirte Kleidung und Manier, seine Dreistigkeit und Maulfertigkeit, wobei es auf Sinn und Verstand nicht viel ankommt; attische Redensarten, unverständliche, wenig gebräuchliche Ausdrücke und Fremdwörter, ein Paar leuchtende Gemeinplätze, bisweilen ein wenig Gesang, vor Allem recht viel Pathos und beim öffentlichen Vortrag recht viel Unverschämtheit, diese Mittel, verbunden mit Mahlzeiten an gute Freunde, damit sie Beifall klatschen, mit Verleumdungen und Verspottung aller Rivalen und mit anderen feilen Künsten, führen sicher zum Ziel. Dabei kann man auch die älteren Redner ungescheut ausplündern. Zu den Lächerlichkeiten der Zeit gehörte auch die Scheingelehrsamkeit, die Lucian in dem herben Schriftchen gegen die Bibliomanen welche sich viele Bücher kauften, ohne sie zu gebrauchen, vielleicht nur, um sich beim Kaiser beliebt zu machen, mit scharfem Spotte überschüttet.

Die Rednerschule.

Auch die treffliche Abhandlung: „Wie soll man Geschichte schreiben?"

Wie soll man Geschichte schreiben? gehört trotz der ernsten Belehrung in der letzteren Hälfte in die Klasse der polemischen und satirischen Schriften. Nicht nur der reizende Eingang, auch die Beispiele, wie er die Geschichte auf einer Reise durch Jonien und Achaia vortragen hörte, zeigen ganz das Gepräge seines Geistes und Humors. Der parthische Krieg des M. Aurelius (S. 301) hatte eine wahre Leidenschaft für Geschichtschreibung und Geschichtsvorträge erzeugt, so daß Lucian meint, der alte Spruch des Herakleitos: „der Krieg ist der Vater aller Dinge" bewähre sich jetzt.

Darauf führt Lucian Beispiele an, wie man die Geschichte mißhandelt habe: Der eine habe die Feinde mit Schmähworten und Verwünschungen belegt, den parthischen König einen Thersites, den römischen Kaiser einen Achilles genannt; ein zweiter habe ganze Reden und Beschreibungen aus Thukydides abgeschrieben; ein dritter zählte die Begebenheiten in so einfachem Tone auf, daß man glaubte das Tagebuch eines gemeinen Soldaten oder Troßknechts zu lesen; ein vierter geht philosophisch zu Werke, indem er seine Schmeichelreden mit Syllogismen und dialektischen Figuren verbrämt; andere plünderten den Herodot, andere gefielen sich in poetischen Floskeln und Schilderungen, andere übertrieben und logen u. dgl. m. Dann folgen treffliche Regeln, wie die Geschichte wirklich zu behandeln sei. Der Geschichtschreiber soll gesundes Urtheil mit Darstellungsgabe verbinden, er soll Wahrheitsliebe und freie Gesinnung besitzen und nicht aus Menschenfurcht oder Menschengunst die Dinge darstellen; er soll mit einem an den Werken der Alten gebildeten Geiste schreiben, in deutlicher einfacher Sprache, die nur bei Schilderungen oder eingeflochtenen Reden sich höher erheben möge, mit Kritik und Ueberlegung und mit planmäßiger Vertheilung und Anordnung des Stoffes. Der Historiker sei ein Künstler, der das Geschehene in einem schönen lebendigen Gemälde darstelle.

Lucian's Werke ein Sittenspiegel der Zeit. Bilden auch die geistigen Zustände, die religiösen und wissenschaftlichen Angelegenheiten das weiteste Feld für Lucian's satirischen Griffel, so werden doch auch andere Lebenskreise mit solcher Wahrheit und Natürlichkeit gezeichnet, daß man durch die humoristischen und satirischen Sittengemälde das ganze Zeitalter in allen seinen Richtungen und Erscheinungen wie in einem Spiegel vorüberziehen sieht. So wird in Hetärengespräche. den „Hetärengesprächen" das leichtfertige Leben und die unzüchtigen Verhältnisse der „Demi Monde" des Alterthums, die schon die attischen Komödienschreiber und ihre römischen Nachahmer Plautus und Terentius zum gewöhnlichen Gegenstand ihrer Lustspiele gemacht, in üppigen Schilderungen vorgeführt.

Nach Wieland's Ansicht hatte Lucian dabei die Absicht, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden; „mir wenigstens scheint es eines Philosophen für die Welt, wie Lucian war, auf keine Weise unwürdig zu sein," bemerkt der Uebersetzer, „im Gegentheil vielmehr zur Vollständigkeit seines schriftstellerischen Planes zu gehören, daß man auch diese reizenden Sirenen, die in großen Städten einen wahrlich nicht unbedeutenden Einfluß auf Familienverhältnisse, häusliches Glück und auf die Sitten überhaupt haben, in seinen Schriften mit wahren Zügen und Farben abgeschildert und von mancherlei Seiten, in allerlei Situationen, mit und ohne Maske, ohne Verschönerung, aber auch ohne Verunstaltung, kurz mit philosophischer Unparteilichkeit und Treue dargestellt findet".

Lucius oder der Esel. Auch in der vielbesprochenen frivolen Erzählung: „Lucius oder der Esel", deren Echtheit übrigens in Frage steht, kommen höchst unzüchtige Stellen vor, von einem Ringkampf im Bette, den selbst Wieland nicht zu übersetzen wagte, von dem Schandleben einer herumziehenden Priesterbande der syrischen Göttin, von der unnatürlichen Geilheit eines üppigen Weibes, die sich in den verzauberten Esel verliebte und ein Beilager mit ihm veranstaltet. Abgesehen von solchen obscönen und schlüpfrigen Schilderungen, an denen das Alterthum weniger Anstoß nahm, als die moderne Welt, sind Wahre Geschichten. diese Erzählungen (unter denen besonders die „wahren Geschichten" hervorragen, eine

Reihe der ergötzlichsten Lügenerzählungen, Aufschneidereien und Wundergeschichten) ausgezeichnet durch leichte Darstellung, phantasievolle Erfindung und reizende Einkleidung. In diesen satirischen Märchen ist der Zauber des Orients, wo diese Literaturgattung von jeher zu Hause war, mit der Anmuth griechischer Form verbunden. Die „wahren Geschichten" enthalten eine Anzahl locker zusammenhängender „Abenteuer zu Wasser und zu Lande" und Lügenmärchen nach Münchhausen's Art, offenbar in der Absicht niedergeschrieben, die Neigung der Zeit für phantastische Wundergeschichten und die lügenhaften Reiseberichte zu parodiren. Reizend sind vor Allem die Schilderungen der Natur und des Lebens auf dem „Eilande der Seligen" und die „Stadt der Träume". Zu diesen anmuthigen Beschreibungen gehört auch das kleine graziöse Schriftchen „Lob der Fliege". Durch die Anschauung von Kunstwerken der Malerei, für welche Lucian feinen Sinn und Verständniß besaß, wie „die Bilder", „der Saal", „Aëtion" und andere Stücke beweisen, hatte sich sein Geschmack in der Art gebildet, „daß auch seine eigenen Schilderungen und Charakteristiken allegorischer und wirklicher Personen und Lebensverhältnisse dadurch eine wahrhaft plastische Abrundung und Präcision der Umrisse bekamen". Die Worte, die er im „Fischer" über seine Darstellungen der „Wahrheit" in den Mund legt, sind ganz zutreffend: „Er entwarf von den Menschen ein sehr deutliches und vollständiges Gemälde, in welchem er nicht blos ihre äußeren Umrisse, sondern auch ihre Charakterzüge aufs Getreueste darstellte." Lob der Fliege.

2. Literatur und Wissenschaft.

A. Uebersicht und Charakter.

Im ruhigen Fluß des monarchischen Daseins flüchteten sich die besseren Naturen und die gebildetere Klasse mehr und mehr aus der Welt der Wirklichkeit in das Innere, aus dem handelnden Leben in das Reich der Kunst und Literatur, des geistigen Genießens, der gelehrten Wißbegierde, aus der unerfreulichen Gegenwart in die Vergangenheit und Ferne. Diese Flucht aus der Wirklichkeit in die Welt des Lesens, Forschens und Sammelns, dieses Zurückziehen aus dem thätigen Leben in das Studium und in die Wissenschaft, aus der Gegenwart und der unmittelbaren Beobachtung in die Vergangenheit und in die Nachahmung gibt sich vor Allem in den Geistesproducten der Zeit kund. Was an Kraft und Wahrheit abging, suchte man durch Kunst und Reflexion zu erreichen. Je mehr die freie Rede aus der Oeffentlichkeit verschwand und auf den Gerichts- oder Hörsaal beschränkt ward, desto größere Bedeutung erlangten die Rhetoren, welche die Redekunst durch Regeln und Vorschriften lehrten und die Sprache des Herzens und der Natur durch gelehrten Prunk, durch künstlichen Formalismus, durch geistreiche Entwicklung und Anordnung der Gedanken und durch glänzenden Vortrag zu ersetzen bemüht waren. Die Rhetorik war die „geistige Gymnastik" der römischen Nation in der Kaiserzeit, so daß die ganze Bildung und Literatur ein rhetorisches Gepräge annahm, geschraubte Declamation an die Stelle des einfachen natürlichen Vortrags trat, und spitzfindige Dialektik, geschmückt mit Sentenzen und Witzworten, den Bedeutung der Rhetorik.

größten Beifall erntete. Unter den Händen griechischer Lehrer, die den alten Namen „Sophisten" führten, wurde die Redekunst zum einträglichsten und geehrtesten Beruf. Die rhetorischen Hörsäle, wo man sich bald in künstlich ausgearbeiteten Reden, bald in Extemporisationen über ein aufgegebenes Thema übte, versammelten und bezauberten die Jugend wie das gereifte Mannesalter; in allen gesellschaftlichen Kreisen glänzten die Lehrmeister der Rhetorik, selbst im Rathe und in der Umgebung des Kaisers hatten die angesehensten unter ihnen, ein Dio Chrysostomus, ein Herodes Atticus, ein Favorinus u. A. Zutritt und Geltung. Allenthalben bemühte man sich, den Mangel an innerer Gediegenheit und die Dürftigkeit der Gedanken und Ideen durch schöne Form und beredtes Wort zu verhüllen. Die Stoffe zu ihren Declamationen entnahmen sie der Vergangenheit, um keinen Anstoß zu geben. Zunächst in der griechischen Welt die Lieblingskunst der Zeit, verpflanzte sie sich bald auch nach Rom, wo ihr in Quinctilianus ein gefeierter Lehrer erstand und von da nach allen Culturstädten des gesammten Abendlandes. Quinctilian's „Unterweisung in der Redekunst" und der gewöhnlich dem Tacitus zugeschriebene „Dialog über die Redner" gehören zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der römischen Sprache und Literatur im „silbernen" Zeitalter.

Verfall der Poesie. Durch den überwuchernden Eindruck der Rhetorik wurde die Literatur und Kunst mehr und mehr dem Leben und der Natur entfremdet und in die Fesseln der Form und Nachahmung geschlagen. Am fühlbarsten machte sich diese Entfremdung von aller Wahrheit und Originalität, von aller frischen ursprünglichen Kraft in der Poesie bemerklich, wo rhetorischer Schwulst, Uebertreibung und Unnatur in Schilderungen und Bildern die Armuth der Phantasie, den Mangel an poetischer Imagination und Gestaltung ersetzen, hohles Pathos den undichterischen Stoff und die Trivialität der Gedanken verhüllen sollte. Das abschreckendste Beispiel dieses gesunkenen Geschmacks sind die schwülstigen Dramen, die den Namen des Annäus Seneca an der Stirn tragen. Die epischen Gedichte eines Lucanus, Silius Italicus, Valerius Flaccus und Statius sind größtentheils trockene Nachahmungen Virgil's, die, wenn auch freier von den gerügten Mängeln, doch weder durch ihren der römischen Geschichte oder der griechischen Mythologie entnommenen Stoff, noch durch die rhetorische Form und gekünstelte Beschreibungen anzuziehen vermögen. Bei Statius „ließ die Kälte der äußeren Umgebung unter Domitian jeden Hauch seines Dichtergeistes in zierliche Eisblumen anschießen", und Lucanus scheint die epische Form nur als ein Gehäuse gebraucht zu haben, um seine politischen Ansichten kundzugeben und zu verbreiten. Bei den übrigen Dichtern steigert sich das poetische Feuer, an Ovid entzündet und an den Declamationen der Rhetorenschulen genährt, zu unnatürlichem Schwulst; und den didaktischen Dichtern, wie Manilius und zum Theil Columella, diente die poetische Form nur als Träger des wissenschaftlichen Lehr-Inhaltes. Die echte Poesie war aus dem

Leben und der Literatur verschwunden; dafür befaßten sich Grammatiker und Commentatoren wie Aulus Gellius u. A. mit der Erklärung der altklassischen Dichter und Schriftsteller, suchten den errungenen Sprachschatz vor Verfall und Untergang zu retten und benutzten die vorhandene Literatur zu Sammelwerken und Auszügen vermischten Inhalts. Der Name Dichter war fast vergessen, bemerkt Gibbon, den des Redners hatten sich die Sophisten angemaßt; eine Wolke von Kritikern, Compilatoren und Commentatoren verdunkelte das Antlitz der Wissenschaft, und auf den Verfall des Genius folgte bald die Verderbtheit des Geschmacks. Allenthalben zeigten sich die Spuren einer literarischen „Greisenhaftigkeit".

Die Prosaschreiber der silbernen Latinität.

Weniger litten die Prosaschreiber der „silbernen Latinität" unter der Ungunst der Zeitverhältnisse, wenngleich auch ihre Schriften mehr für den Denker als für den praktischen Bedarf berechnet waren und manche von ihnen, wie Pomponius Mela, Columella und der ältere Plinius sogar über Dinge des realen Lebens und der Erfahrung „in gewundenen Worten empfindsam und dunkel" schrieben, und sämmtliche Historiker (mit Ausnahme des großen Tacitus, der durch seinen sittlichen Charakter wie durch Kraft, Wahrheit und Kunst mächtig über die Zeit emporragt), Sueton, Curtius Rufus, Florus u. A. weit hinter den großen Meistern der klassischen Zeit zurückblieben und an Inhalt und Form die Wirkung des unfreien Staatslebens wie der rhetorischen Zeitbildung verriethen, Fehler, von denen sich auch weder der Philosoph Seneca mit seiner gespreizten Eleganz und Sentenzenfülle, noch der jüngere Plinius mit seiner weltmännischen Feinheit frei zu halten wußte. Aber ihre Sprache ist, wenn auch nicht klassisch und musterhaft, doch noch immer geistreich durchdacht und an griechischer Redefreiheit genährt. Der Sprachschatz wurde mit neuen Worten und Ausdrücken bereichert, aber was dadurch die Darstellung an Frische und Unmittelbarkeit gewann, verlor sie an Gründlichkeit und geschlossenem Periodenbau. Die neuen Ausdrücke des silbernen Zeitalters entsprangen aus Affektation oder aus Geistesträgheit. Nur bei Tacitus, dem Großmeister römischer Geschichtschreibung, der in seinen Annalen und Historien mit dem strengen Republikanersinn eines Cato die innere und äußere Geschichte Roms während der Kaiserzeit mit Freimuth, Ernst und Wahrhaftigkeit dargestellt und im Leben des Agricola und in der Beschreibung des alten Germaniens unschätzbare Nachrichten über die Vorzeit des britischen und deutschen Volkes gesammelt hat, ist der kurze zerrissene Stil und Periodenbau und die fremdartige, mitunter dunkle Ausdrucksweise ein treues Abbild der zerfahrenen Zeit und des ziellosen Treibens der damaligen Menschheit. Mit allen Vortheilen der Zeitbildung: umfassendes Wissen, gelehrte Forschung, zuverlässige Quellenkunde; Einsicht in das Staats- und Rechtsleben und eine wunderbare Welt- und Menschenkenntniß vereinigend, macht das taciteische Geschichtswerk sowohl durch die tiefe, anschauliche Darstellung als durch den über das düstere Gemälde

ausgegossenen trüben und melancholischen Ton einen ergreifenden, ja erschütternden Eindruck.

Rechtsgelehrsamkeit. Die gelehrten Forschungen und Sammlungen, die schon unter Augustus begonnen, dauerten fort und nahmen immer weitere Dimensionen an. So wurde die römische Rechtswissenschaft ihrer klassischen Blüthe entgegengeführt, indem man die Quellen des Rechts, die Gesetze, Magistratsedicte und kaiserlichen „Constitutionen", die Richtersprüche und Rechtsentscheidungen sammelte, ordnete und erläuterte, und die Rechtsbegriffe entwickelte, erörterte und bestimmte. Die Durchbildung der Rechtswissenschaft ist die einzige gründliche Frucht des Jahrhunderts. Standen schon in der Republik die rechtskundigen Männer, die den Magistraturen an die Seite gesetzt waren, in großem Ansehen, um so mehr in der Kaiserzeit. Als Rathgeber der Krone, deren Verfügungen und Staatsschriften sie abfaßten, besaßen die Juristen vor Anderen Einfluß, und aus der Erfahrung in Geschäften zogen sie einen praktischen Stil. In Hadrian's Edictum perpetuum, das durch ein Senatsconsult seine Bestätigung erhalten hatte, war ein Mittelpunkt für die Forschung gegeben, die sich in immer weitere Kreise verbreitete; zugleich erhielt die juristische Diction die technische Vollendung, die bei den großen Meistern des dritten Jahrhunderts (Gäius, Papinian, Ulpian, Paulus) eben so sehr durch Schärfe der Begriffe als durch Präcision des Ausdrucks sich kund gibt. Durch Gaius und seine Nachfolger wurde das römische Recht zu einem allgemeinen Vernunftrecht ausgebildet, das für das gesammte Kaiserreich zur Geltung kam.

Griechische Literatur. In andern praktischen Wissenschaften blieben die Griechen noch immer die Lehrmeister: namentlich wurde die Geschichte, wie die Erd- und Weltkunde in den zwei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung noch durch einige namhafte Schriftsteller wesentlich bereichert und vervollkommnet, freilich nicht mehr im klassischen Stil und großartigen Sinne früherer Jahrhunderte, sondern mit rhetorischer Färbung und unter dem Einfluß der Philosophenschulen und des Zeitgeistes. So ist Plutarch aus Chäronea in Böotien durch seine „vergleichenden Lebensbeschreibungen" wie durch seine zahlreichen „moralischen" Schriften vermischten Inhalts eine reiche lebendige Quelle für die gesammte Alterthumskunde geworden; so haben die Feldzüge des großen Alexander und das indische Land und Volk einen trefflichen Darsteller in Arrian gefunden, einen Griechen aus Kleinasien, der bei Hadrian in hoher Gunst stand und, wie sein Vorbild Xenophon, als Philosoph, Staatsmann und Feldherr hervorragte; so wurde die Geschichte des römischen Kaiserreichs von Appian, Cassius Dio, Herodian u. A. behandelt und durch Polyän's Anekdotensammlung, „Kriegslisten" genannt, und durch Aelian's Buch über die Taktik der Hellenen ist die Kriegsgeschichte vielfach beleuchtet worden. So hat ein anderer Aelianus im Anfang des dritten Jahrhunderts in zwei Sammelwerken, „Vermischte Geschichten" und „Thiergeschichten", eine Menge lehrreicher Erzählungen, Notizen

und Nachrichten aus verschiedenen Zweigen der Alterthumskunde, wenn auch ohne Kritik und Ordnung, hinterlassen, mit vielen erbaulichen Legenden „über die Erweisungen der Gottheit in der Natur und im Menschenleben", eine Rechtfertigung der heidnischen Orthodoxie gegen Religionsverächter und Götterläugner, und Athenäus, ein als Grammatiker, Rhetor und Sophist bekannter Gelehrter aus Alexandrien, der zur Zeit des Commodus in Rom lebte, hat unter dem Titel „Gelehrtenmahl" (Deipnosophistai) eine Sammlung von Auszügen aus mehr als 1500 jetzt verlorenen Werken über alle Seiten des antiken Lebens in Form von „Tischgesprächen" verfaßt, eine wahre Fundgrube für die Kenntniß des gesammten Alterthums, der Literatur und Poesie, der Naturkunde und Grammatik, des öffentlichen und Privatlebens; so hat ferner Claudius Ptolemäus die Ergebnisse älterer Forschungen über Geographie, Astronomie und Zeitrechnung systematisch zusammengestellt und mit eigenen Beobachtungen vermehrt in Werken niedergelegt, die durch das ganze Mittelalter hindurch in der christlichen und muhammedanischen Welt als höchste Autorität galten; so hat Pausanias, von dessen Leben man nichts weiter weiß, als daß er in Kleinasien (wahrscheinlich zu Magnesia in Lydien) geboren, nach vieljährigen Reisen durch verschiedene Länder sich zur Zeit Hadrian's oder der Antoninen in Rom niedergelassen habe, in seiner dichterisch gefärbten „Wanderung (Periegese) durch Griechenland" eine Menge nützlicher und wissenswürdiger Angaben, Erzählungen und Notizen gesammelt, die, wenn auch nicht immer ganz zuverlässig und in einer mitunter dunklen und gespreizten Sprache und ungeordneter Darstellung vorgetragen, für Religion und Mythologie, für Kunstdenkmale und Künstler, für Geschichte und Landeskunde des griechischen Alterthums von höchster Bedeutung sind, so daß er neben dem trefflichen inhaltreichen Werke Strabo's (S. 79) und in Verbindung mit der „geographischen Unterweisung" des Ptolemäus, die größte Ausbeute für die Länder- und Völkerkunde des Alterthums gewährt. Es kann als eine günstige Fügung des Schicksals angesehen werden, daß kurz vor dem Untergange der alten Religion, Kunst und Poesie ein Mann von so offenem unbefangenem Sinn wie Pausanias, und so erfüllt von Bewunderung für die Herrlichkeit des hinschwindenden Alterthums, diese Aufzeichnungen aller Merkwürdigkeiten in den zehn Landschaften von Hellas und dem Peloponnes der Nachwelt hinterlassen hat. — Auch die Heilkunde verdankt den Griechen ihre wissenschaftliche Ausbildung: Galenus aus Pergamon hat in seinen zahlreichen medicinischen Schriften, von denen noch über hundert erhalten sind, die Erfahrungen und Beobachtungen des Hippokrates und anderer älteren Heilverständigen systematisch zusammengefaßt und mit eigenem Wissen bereichert; und für die Geschichte der griechischen Philosophie hat Diogenes Laertius im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein Werk verfaßt, das trotz der großen Mängel und Irrthümer der mit wenig Kenntniß, Geist und Genauigkeit bearbeiteten Compilation durch den Reichthum an Angaben über die Lehren

und das Leben der Philosophen und andere Nachrichten für die Folgezeit von der höchsten Wichtigkeit geworden ist. Auch für eine neue Gattung der Literatur — den Roman — haben die Griechen, vielleicht von orientalischen Märchen und Dichtungen angeregt, dem Abendlande das Vorbild geliefert. Die „milesischen Märchen" waren wohl schon frühe eine Quelle für schlüpfrige Erzählungen von Liebesgeschichten und Schelmenstreichen, wie wir sie in Lucian kennen gelernt und wie sie Apulejus nachgebildet. Im vierten und fünften Jahrhundert gewann die Romanliteratur immer breiteren Boden, ohne doch jemals für die Gesellschaft solche Bedeutung zu erlangen, wie die Moderomane in neuerer Zeit. Zu den bekanntesten Romanen in griechischer, den älteren Schriftstellern nachgebildeter Sprache, gehört die Liebesgeschichte der „Leucippe und des Klitophon" von Achilles Tatius aus Alexandrien, die „äthiopischen Geschichten" des Phöniziers Heliodor, die Abenteuer zweier Liebenden, der äthiopischen Königstochter „Chariklea und des Theagenes", eines edlen Thessalers, eine Geschichte, in deren züchtiger Haltung schon die Einwirkungen des Christenthums zu erkennen sind, und die Liebesgeschichte des „Chäreas und der Kalirrhoe" von Chariton aus Aphrodisias.

Ptolemäus. c. 130. Claudius Ptolemäus, der zur Zeit der Antoninen im Serapeum zu Alexandrien die Forschungen und Beobachtungen der älteren alexandrinischen Gelehrten, eines Eratosthenes, Hipparch u. A. (III, 418) eifrig studirte, wurde durch seine Werke über Geographie, Chronologie und Astronomie der Begründer einer neuen Periode in der Erd- und Himmelskunde und der Schöpfer eines Systems, das durch das ganze Mittelalter bei Christen und Arabern als die einzige Quelle dieser Wissenschaften galt und durch Uebersetzungen, Auszüge und Bearbeitungen in allen Ländern verbreitet war. Geographie. Anlehnend an die Leistungen seines älteren Zeitgenossen Marinus von Tyrus, der im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die geographische Wissenschaft durch sorgfältige Zeichnung von Landkarten und durch die Angaben der Länge und Breite der Orte wesentlich gefördert hatte, entwarf Ptolemäus in seiner „geographischen Unterweisung" ein vollständiges Lehrbuch der Erdkunde, mit allen Angaben, Kenntnissen und Erfahrungen, die man zu seiner Zeit durch Forschungen, Reisen und mündliche Erzählungen von Seefahrern und Kaufleuten gewonnen hatte, mit Beifügung von Landkarten, die an Richtigkeit und Genauigkeit alle ähnliche Arbeiten übertrafen, so daß die acht Bücher der ptolemäischen Geographie, in welchen weniger Gewicht auf die Darstellung und Länderbeschreibung als auf die wahre und erschöpfende Angabe des geographischen Stoffes gelegt war, als die Grundpfeiler angesehen werden können, die, verbunden mit dem lebenvolleren und reicheren Werke Strabo's, die Erd- und Länderkunde der alten Welt zu einem festen Lehrgebäude abgeschlossen haben. Troß vieler Fehler und Irrthümer bei den Angaben und Grenzbestimmungen entfernter und wenig bekannter Länder und troß der Unrichtigkeiten in der auf mangelhaften Aufnahmen und Berechnungen beruhenden Bestimmung der Länge und Breite der Orte ist dennoch die „geographische Unterweisung" durch die unschätzbaren Notizen aus Reisebeschreibungen und Schiffernachrichten vom höchsten Werth für die Kenntniß der alten Welt.

Astronomie. Noch höher war das Ansehen des Ptolemäus als Lehrers der Astronomie für alle Völker des Mittelalters. In seinem Werke, welches er die „große Zusammenstellung" (megale Syntaxis) nannte, aus dem dann die Araber das „große" in „größte" (megiste) verwandelnd und ihren Artikel (al) vorsetzend, das Wort „Almagest" bildeten, hat er die Beobachtungen

seiner Vorgänger, besonders des berühmten Astronomen Hipparch, in ein System verarbeitet, das als der Inbegriff aller astronomischen Wissenschaft sich von Jahrhundert zu Jahrhundert unter dem Namen des „ptolemäischen Weltsystems" vererbt hat. Die Hauptzüge dieses Systems beruhen auf folgenden Sätzen: Die Erde in Kugelgestalt liegt im Mittelpunkte des Universums, erscheint im Verhältniß zur Größe des Universums wie ein Punkt, ist bewegungslos. Um sie dreht sich das Firmament, die Sonne, der Mond, die Planeten und Fixsterne in verschiedenen Bewegungen. Von der Erde stehen die Himmelskörper in folgenden Entfernungen ab: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn. Der Mond und die Sonne drehen sich in excentrischen Kreisen um die Erde. Die scheinbare Bewegung der Planeten ist rechtläufig und rückläufig; zu bestimmten Zeiten scheinen dieselben still zu stehen.

Auch dieses vollständige Lehrbuch der astronomischen Wissenschaft wurde in alle Sprachen übersetzt und diente, nebst den astronomischen Tafeln, als Inbegriff der Beobachtungen und Berechnungen des Alterthums. Seine Angaben und Vorschriften galten viele Jahrhunderte lang als Kanon für die Bestimmung des Jahres und die Aufstellung des Kalenders. Außer diesem wissenschaftlichen Werke hat sich auch noch ein astrologisches Lehrbuch, „Quadripartitum", unter Ptolemäus' Namen erhalten, ein merkwürdiges Zeugniß von der großen Macht, welche damals Wahn und Aberglauben über die Menschheit erlangt hatten.

Noch in einer dritten Wissenschaft wurde Ptolemäus der Gründer eines neuen Systems Chronologie. — in der Chronologie. Unter seinen Werken befindet sich ein „Kanon von Königen", worin die Geschichte des Alterthums in vier Weltmonarchien getheilt ist mit Angabe der Herrscher und ihrer Regierungsdauer nach der ägyptischen Jahresrechnung. Die erste Stelle nimmt das babylonisch-assyrische Reich ein, das mit einem sonst unbekannten König Nabonassar beginnend 20 Königsnamen nebst ihrer Regierungszeit umfaßt; sodann folgt das persische Reich mit 10 Königen; die dritte Weltmonarchie ist die makedonisch-ptolemäische mit 13 Regenten, die vierte die römische von Augustus bis Antoninus nebst späteren Fortsetzungen. Nach diesen Anordnungen wurden die Lehrbücher der Universalgeschichte bis ins vorige Jahrhundert verfaßt.

Galenus, ein philosophisch gebildeter Mann, der die Lehrmeinungen des Aristoteles Galenus. 131—c. 200. und Plato zu vereinigen suchte und auf längeren Reisen sich viele medicinische und naturwissenschaftliche Kenntnisse erwarb, hat zuerst, den Spuren des Hippokrates folgend, ein vollständiges Lehrgebäude der Heilkunde in allen ihren Theilen aufgestellt. Darin spricht er die Ueberzeugung aus, „daß die psychische, geistige und körperliche Eigenart der Völker wesentlich der Ausdruck der geographischen Lage ihrer Wohnsitze sei". Die längste Zeit seines Lebens verbrachte er zu Rom unter den Antoninen und unter Commodus, dessen Leibarzt er war. Seine Schriften und Ansichten genossen durch das ganze Mittelalter hindurch bei Christen und Arabern das höchste Ansehen.

Das Sammelwerk des Athenäus besteht aus 15 Büchern, wovon aber die zwei ersten Athenäus. und der Anfang des dritten nur noch in Auszügen späterer Jahrhunderte vorhanden sind. Unter den angeführten Gästen des fingirten Gelehrtenmales finden sich bedeutende Namen der Zeit, wie Galenus, Ulpianus und Athenäus selbst, der seinem Freunde Timokrates Alles erzählt, was bei dem Gastmahle vorgefallen und gesprochen ward. „Nach dem Lobe des Gastgebers wendet sich das Gespräch im ersten Buch alsbald zu den Freuden des Mahles, den Kennern und Verehrern desselben, aber dann auch zur Mäßigkeit der homerischen Helden, darauf zu den Schriftstellern darüber u. s. w. Der Wein nach seinen verschiedenen Arten und Eigenthümlichkeiten, seine Zubereitung u. dgl., das Wasser und andere Getränke bilden den Gegenstand weiterer Erörterung, die dann zu einer selbst für den Botaniker nicht unwichtigen Beschreibung der verschiedenen Speisen aus dem Pflanzenreiche wie aus der Thierwelt übergeht, darauf die Hochzeitsmahle und andere feierliche Mahle verschiedener Völker beschreibt, und dabei selbst der Musik gedenkt, so wie der Parasiten, Sclaven und anderer hier in Betracht

kommender Gegenstände. Mit den Fischen, ihren Eigenschaften, Heilkräften beschäftigt sich das sechste und die nachfolgenden Bücher; in dem zehnten Buch werden berühmte Schlemmer und Zecher aufgezählt, während das elfte Buch ausführlich und genau in eine Beschreibung der verschiedenen Trinkgeschirre eingeht, und die folgenden Bücher über die Wohlgenüsse des Lebens, über Ueppigkeit, Schlemmerei und Luxus jeder Art, über die mannichfachen Verhältnisse der Frauen- wie der Männerliebe, über Musik, Tanz, Gesang und Spiel jeder Art sich ausführlich verbreiten."

Diogenes von Laerte. ? c. 210. Diogenes Laertius, der sein Werk an eine vornehme Verehrerin Plato's richtete, in welcher Einige Arria, des Galenus Freundin, Andere die Kaiserin Julia Domna erkennen wollten, „gibt zuerst eine Einleitung über den Ursprung der Philosophie, den er bei den Griechen, nicht bei den Barbaren findet, dann geht er auf die Geschichte der Philosophie über, die er in zwei Hälften theilt, in die ionische, welche er mit Thales beginnend, im zweiten Buch mit Anaximander und seinen Nachfolgern, dann mit Sokrates und seiner Schule fortsetzt, so daß im dritten Buche Plato, im vierten die Akademiker, im fünften Aristoteles und einige Peripatetiker, im sechsten die Cyniker und im siebenten die Stoiker von Zeno bis Chrysippus incl. behandelt sind, und in die italische, welche im achten Buche mit Pythagoras und Empedokles, im neunten mit Heraklitus, an welchen die Eleaten und Atomistiker sich anschließen, fortgesetzt ist, während das zehnte und letzte Buch eine ausführliche Darstellung Epikurs und seiner Lehre enthält".

B. Rhetoren und Sophisten.

Griechische Rhetoren und Sophisten. Noch immer waren die Griechen die Lehrer und Vorbilder der Beredsamkeit. Nicht nur in Rom ließen sich griechische Lehrmeister der Rhetorik nieder und gründeten vielbesuchte Rednerschulen, auch in den meisten Städten, wo hellenische Sprache und Bildung herrschte, von Massalia bis Tarsus, sammelten berühmte Rhetoren lernbegierige Jünger um sich. Zu den gefeiertsten Namen in der großen Zahl der griechischen Sophisten der Kaiserzeit gehört Dio mit dem Beinamen Chrysostomus (Goldmund) aus Prusa in Bithynien. Dio Chrysostomus. c. 50—115. Nachdem er in seiner Vaterstadt sich vielseitige Kenntnisse erworben und seinen Geist an dem Studium der Rhetorik, Sophistik und Philosophie gebildet hatte, begab er sich nach Rom. Aber von dem aller Wissenschaftlichkeit abholden Kaiser Domitian mit mißtrauischen Blicken betrachtet, entwich er im Bettlergewand und durchwanderte die Donauländer bis zu den Geten. Dort wirkte er nach Domitian's Ermordung bei den Legionen zu Gunsten Nerva's, und kehrte dann nach Rom zurück, wo er unter Trajan in hohen Ehren starb, von den beiden Kaisern mit Gnaden und Gunstbezeigungen überhäuft. Wir besitzen noch von ihm 80 Reden und Aufsätze politischen, moralischen und philosophischen Inhalts. Die Alten rühmen an ihm den schönen correcten Ausdruck, seinen glänzenden Vortrag und die Gewandtheit im Improvisiren, mit welchen formalen Vorzügen Tiefe des Gemüths und anschauliche Lebendigkeit verbunden sind. Mit Dio hebt eine neue Periode der griechischen Schriftstellerei nach den alten Mustern an.

Die Rhetorik in Athen. Die goldene Zeit erstand der griechischen Rhetorik unter Hadrian und den Antoninen. Wir haben gesehen, welche Vorliebe Hadrian der alten Musenstadt Athen zuwendete, wie er Künste und Wissenschaften förderte und wie durch seine Freigebigkeit und kaiserliche Huld ein neues frisches Leben aufging. Unter den Antoninen wurden zwei öffentliche Schulen daselbst errichtet, die eine für Philosophie, die andere für Rhetorik oder Sophistik, und mit besoldeten Professoren besetzt. „Athen wimmelte von Sophisten, welche die reizende Aussicht auf das einträgliche Lehramt dahin gelockt," heißt es bei Westermann, „und Asiens Schulen lieferten nicht die wenigsten Competen-

ten. Die Eitelkeit und Ehrsucht Einzelner gab dem ganzen Wesen bald den Charakter der Oeffentlichkeit. Man declamirte auf öffentlichen Plätzen, in Tempeln und Theatern; nicht selten kam es bei der großen Concurrenz zu declamatorischen Wettkämpfen; ja auf ihren Reisen versäumten die Sophisten nicht in den berühmtesten Städten bald aufgefordert, bald freiwillig Proben ihrer Kunst zu geben. Und hier war es, wo ihre Koketterie sowohl in äußerer Haltung als namentlich im Vortrage aus dem Stegreife über alle beliebigen Materien ihren Pfauenschweif in seiner ganzen Pracht entfaltete. So fiel auch hier die Kunst durch die Künstler. Vernachlässigung des Sprachidioms, Ueberladenheit im Ausdruck, ungezügelte Ausbrüche der Phantasie verbildeten den Geschmack der Gesammtheit." Die „oratorischen Concerte", welche die neuen Sophisten aufführten, waren formale Prachtstücke aber leer an Inhalt. Unter der Menge der Rhetoren und Sophisten dieser fruchtbaren Zeit hat keiner einen größeren Ruhm erlangt als Herodes Atticus, aus einem edlen Geschlechte von Marathon stammend (Herodes Atticus. 101—177) und im Besitze unermeßlicher Reichthümer, die er aufs Uneigennützigste zur Verschönerung Athens verwandte. Nachdem er unter Hadrian zum Vorsteher der Panhellenien (S. 294) ernannt worden und unter den Antoninen in Rom die höchsten Ehrenämter bekleidet, zog er sich in das Privatleben zurück, seine Muße den Studien und der Beredsamkeit zuwendend und an Aufwand und großartigen Anlagen mit den Kaisern wetteifernd. Von dem bedeckten Theater, Odeion genannt, das er am südwestlichen Abhang des Schloßberges in Athen errichten ließ, haben sich ansehnliche Reste bis auf unsere Zeit erhalten. Seine Reden, viel gepriesen im Alterthum, sind verloren gegangen; man rühmte an ihnen als Hauptvorzüge Leichtigkeit und Anmuth: „seine Gedanken waren originell, aber ungesucht und ebenso sein Stil elegant und blühend, aber dabei deutlich und ungekünstelt". Unter seinen zahlreichen Freunden mag hier nur Favorinus aus Arelate (Arles) im südlichen Frankreich erwähnt werden, weniger wegen seiner literarischen Bedeutung, denn von seinen Schriften ist nichts Sicheres erhalten, oder wegen seiner Wirksamkeit als Rhetor und Philosoph, denn die Zwitternatur, die man ihm körperlich beilegte, scheint er auch in der Wissenschaft besessen zu haben; er gehörte zu keiner der herrschenden Philosophenschulen, und obwohl er im praktischen Leben sich an die Stoiker hielt, verleitete ihn doch die Eitelkeit gegen Epiktet zu schreiben; seine Bedeutung liegt hauptsächlich in dem hohen Ansehen, das er bei Hadrian genoß. Er theilte dessen literarische Liebhabereien am Veralteten und Dunkeln, beförderte das Kleinleben der Wissenschaft, das auf spitzfindige und geringfügige Untersuchungen großen Werth setzte, und bestärkte den Kaiser in der Vorliebe für griechische Sprache und Bildung im Gegensatz zu Cornelius Fronto, welcher der römischen das Wort redete. Aulus Gellius, des Favorinus begeisterter Schüler und Bewunderer, aus dessen „attischen Nächten" wir ein treues Bild des gelehrten Treibens am Hofe und in der Umgebung Hadrian's erhalten, rühmte die elegante Sprache, Philostratus den bezaubernden Vortrag des Meisters. Solche Wichtigkeit legte man in jener dürftigen Zeit den gelehrten, unfruchtbaren Wortkämpfen und Aussprüchen der Sophisten und Rhetoren bei, daß der Streit zwischen Favorinus und Polemo, einem der gefeiertsten griechischen Rhetoren, wie ein weltgeschichtliches Ereigniß behandelt wurde. Polemo, der Lehrer des Herodes Atticus, erwarb sich durch seinen Unterricht und seine prunkenden Vorträge Ehre und Reichthum und die Gunst der Kaiser und der Großen, so daß er in seinem Hause zu Smyrna und auf seinen Kunstreisen einen fürstlichen Glanz entfaltete. Seiner volltönenden Reden wegen nannte man ihn die „olympische Posaune".

Von größerer Wichtigkeit für die Ausbildung der Rhetorik war des Herodes Schüler Aelius Aristides aus Mysien, der bei Marc-Aurel in solchem Ansehen stand, (Aristides. † c. 189.)

daß dieser auf seine Verwendung die im Jahre 178 durch ein Erdbeben zerstörte Stadt Smyrna wieder herstellte. Wir besitzen noch von ihm 55 Reden und Declamationen und zwei rhetorische Abhandlungen. So sehr Aristides von den Zeitgenossen als Redner geschätzt war, so leiden doch die hinterlassenen Arbeiten an Breite und Verworrenheit. Durch vieljährige Krankheit zu schwärmerischem Aberglauben und Wunderglauben geführt, verbrachte er Tage und Nächte in den Tempeln des Heilgottes und glaubte in Träumen dessen Aussprüche zu vernehmen. Von seinem Zeitgenossen Hermogenes von Tarsus, einem frühreifen Genie, der schon im 15. Jahr öffentlicher Lehrer, im 17. Schriftsteller war, aber im 25. plötzlich das Opfer einer unheibaren Geistesschwäche ward, besitzt man ein fünffach getheiltes rhetorisches Werk, das als Lehrbuch der Redekunst lange Zeit hindurch allgemein verbreitet und benutzt wurde und viele Erklärer fand. Es handelte von der Disposition der Hauptpunkte, von der zweckmäßigen Abfassung und Anordnung einer Rede, von den Redeformen und ihrer Anwendung und von der Einübung und Erlernung von Kunstregeln. Ein Menschenalter später lebte Flavius Philostratus aus Lemnos, der, wie wir später sehen werden, auf Verlangen der Kaiserin Julia Domna das Leben und Wirken des Apollonius von Tyana beschrieben und von den namhaftesten Sophisten und Rhetoren Biographien verfaßt hat, die trotz der schwülstigen Darstellung für die Kenntniß der Zeitgeschichte nicht ohne Wichtigkeit sind. Ob diese beiden Werke und die anderen Schriften, die unter dem Namen des Philostratus gehen, von einem Verfasser oder von mehreren desselben Namens herrühren, ist ungewiß.

Römische Redekunst.

In der Rhetorik waren die Römer mehr als in irgend einer Literaturgattung die Schüler der Griechen, deren Unnatur und künstliche Uebertreibungen sie noch überboten*), bis sie durch tüchtige Lehrmeister auf bessere Wege geführt wurden. Begnügte man sich anfangs mit dem Sammeln und Uebersetzen einzelner Stellen und Redefiguren aus griechischen Rednern, wie Rutilius Lupus unter Tiberius und Cornelius Celsus, der Verfasser eines trockenen Lehrbuchs, so traten in der Kaiserzeit, als die

*) In dem erwähnten satirischen Werke des Petronius klagt Encolpius in einem öffentlichen Vortrag über die unsinnigen Rhetoren, die, statt der echten Beredsamkeit den Weg zu bahnen, durch Schwulst und tolles Geschwätz bewirkten, daß, wenn ihre Schüler auf dem Forum erschienen, sie sich in eine andere Welt versetzt glaubten, weil sie in der Schule nicht lernten, was im praktischen Leben vorkäme, sondern in den Redeübungen von Piraten hörten, die mit Fesseln in der Hand am Ufer der unglücklichen Gefangenen harrten, von Tyrannen, die den Söhnen geböten, ihren Vätern die Köpfe abzuschlagen, von Orakelsprüchen, welche zur Abwendung der Pest drei oder vier Jungfrauen zum Opfer forderten; und diese furchtbaren Gegenstände würden in Worten vorgetragen so süß wie Honigkuchen, und Alles gleichsam mit Mohn und Sesam überstreut. Unter solchen Anweisungen könne man so wenig den rechten Geschmack lernen als der, welcher in einer Gerberei wohnt, sich vor dem Geruch schützen könne. Kein Wunder, daß auf diese Weise die Beredsamkeit zu Grunde gegangen sei; die Redekünstler hätten mit leichtem und leerem Schalle ein Spiel getrieben, hätten dem Körper der Rede Kraft und Nerv genommen, so habe er zusammensinken müssen. Von solchen Schuldeclamationen hätten die alten Dichter und Redner der Griechen nichts gewußt. Der großartige und so zu sagen keusche Stil, wie man ihn dort findet, sei nicht bunt und schwülstig, sondern erhebe sich in natürlicher Schönheit. Aus Asien sei die gespreizte und hochtrabende Redeform nach Athen eingewandert und habe die strebsame Jugend, welche großer Gedanken am ersten fähig ist, mit ihrem Pesthauch angesteckt; seitdem sei die wahre Beredsamkeit verstummt, die Poesie habe ihre Reinheit verloren und die Malerei sei der ägyptischen Pfuscherei erlegen.

gebildete Jugend in den Hörsälen der Rhetoren ihre Kräfte in Vorträgen und Controversen zu üben und zu messen begann und Vorliebe für Witz und geistreiches Wesen einsog, auch römische Rhetoren mit selbständigen Arbeiten hervor. Nachdem M. Annäus Seneca der Rhetor, aus dem spanischen Corduba, ein Mann von mäßiger Bildung und Urtheilskraft, aber von außerordentlichem Gedächtniß, eine Sammlung von Schulreden veranstaltet hatte, in welchen er zum Zweck der rednerischen Bildung seiner Söhne die von den namhaftesten Rhetoren über bestimmte Themata gegebenen Ausführungen und Ansichten als Musterstücke und rednerische Schaukünste aus der Erinnerung zusammengestellt hatte (suasoriae und controversiae), schrieb sein Landsmann M. Fabius Quintilianus, ein in den Rhetorschulen der Hauptstadt und im Umgang mit namhaften Rednern gebildeter Gelehrter, der unter Vespasian als Professor der Beredsamkeit wirkte und von Domitian zur Erziehung seiner Großneffen berufen und öffentlich ausgezeichnet ward, das treffliche Werk „Unterweisung in der Redekunst" (institutio oratoria) in zwölf Büchern, „ein auf sittliche Grundsätze gebautes System des gesammten rhetorischen Wissens und Wirkens", das dem verkehrten Geschmack der Zeit kräftig entgegentrat und durch die Hinweisung auf Cicero und die älteren Redner eine bessere Richtung anbahnte. „In methodischem Stufengang," sagt Bernhardy, „hat er darin zuerst dargethan, wie man den Redner vom Knabenalter bis zu den reiferen Jahren erziehen, dann mit allen Mitteln der Erfahrung, der Gelehrsamkeit und Theorie ihn durchbilden solle, damit in seiner Persönlichkeit die vollendete Humanität sich spiegele. Diese reiche Darstellung fesselt durch Gemüth und Anschaulichkeit und eröffnet einen tiefen Einblick in die Werkstätte der römischen Beredsamkeit. Man bewundert ferner die Form und natürliche Kunst, welche dem oft spröden Stoff ein bleibendes Interesse durch lebhaften und gefälligen Vortrag gewinnt." Quintilian war ein durch Lehrgaben, reinen Geschmack und edlen Charakter ausgezeichneter Mann, dessen letzte Jahre durch häusliches Mißgeschick, durch den Tod seiner jungen Gattin und seiner beiden Söhne getrübt waren. Er galt durchs ganze Mittelalter als Meister der Rhetorik. — Das vielbesprochene Schriftchen: „Dialog über die Redner" oder „von den Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit", das man am liebsten als ein Jugendwerk des Tacitus ansieht, ist eine in Gedanken, Vortrag und Gesinnung gleich vortreffliche Abhandlung in Gesprächsform, jedoch so gehalten, daß die einzelnen Theilnehmer ihre Ansichten in zusammenhängender Rede vortragen. „Mit warmer Beredsamkeit, welche durch männliche Kraft und geschickte Zeichnung erfreut, entwickelt der Dialogus im Gespräch zwischen dem Tragiker Maternus, dem Redner Aper und dem Staatsmann Messalla den alten Streit, ob die Poesie dem rednerischen Beruf vorzuziehen, und verweilt am längsten bei den charakteristischen Unterschieden der Beredsamkeit im Freistaat und in der Kaiserzeit." Die Schrift, deren Echtheit man hauptsächlich auf Grund der mehr fließenden Darstellung angefochten hat, enthält eine Fülle geistreicher Gedanken, werthvoller Nachrichten und viele feine und scharfsinnige Charakteristiken. Den Glanzpunkt bildet die Parallele der republikanischen und monarchischen Beredsamkeit, wobei für die alte Zeit mit Wärme Partei genommen wird. — Von Cornelius Fronto aus Cirta, einem einflußreichen, von mehreren Kaisern mit Ehrenstellen ausgezeichneten Sachwalter und Rhetor, der lange Zeit den Ton in der Literatur angab, hatte man früher nur eine kleine grammatische Schrift, bis vor einigen Jahrzehnten größere Stücke des vertrauten Briefwechsels mit Antoninus Pius und seinen kaiserlichen Zöglingen Marc-Aurel und L. Verus, sowie der Rest seiner Geschichte des parthischen Krieges und Schuldeclamationen entdeckt und herausgegeben wurden. Seitdem ist man von dem Lob, das die Alten maßlos über seine Beredsamkeit und literarische Wirksamkeit ausgegossen, bedeutend zurückgekommen.

Seneca Rhetor.

Quintilian. c. 40—118.

Dialogus de oratoribus.

Fronto. † gegen 180.

„Fronto war ein Mann von großem Ehrgeiz und noch beschränkterem Geiste," bemerkt Bernhardy, „es bezeichnet aber die Dürftigkeit seiner Zeit, daß er aus Eifersucht den Ruhm seiner nächsten Vorgänger herabsetzt und mit Erfolg die Literatur durch eine planmäßige Reaction um einige Jahrhunderte zurückschraubt. Sein Stil ist ein mühselig aus Archaismen und veralteten Autoren zusammengelesener, bunt gewirkter Cento, mit dem er die Blößen seiner Armuth an Wissen und Gedanken verhüllt."

Durch die zahlreichen Bildungsanstalten, die sich nun nach dem Vorbilde Roms in vielen namhaften Provinzstädten des Abendlandes erhoben, wo sich die Jugend in den allgemeinen Wissenschaften und in der Beredsamkeit ausbildete und später sich zum Rechtsstudium vorbereitete, wurde die lateinische Redekunst fort und fort geübt, so daß sie nicht allzuweit der griechischen nachstand. Besonders waren die gallischen Städte (Marseille, Lyon, Autun, Arles, Toulouse, Bordeaux, Narbonne, Trier u. a.) wirksame Pflanzschulen dieser Wissenschaft in Theorie und Praxis. Auch hier stachelten hohe Besoldungen und Ehrentitel den Ehrgeiz der Gelehrten, die dafür ihren Dank den Kaisern in gefeilten Prunkreden aussprachen.

C. Die römische Dichtung in der Kaiserzeit.

Drama: Seneca der Tragiker.

Der verderbliche Einfluß der Rhetorik auf die Poesie tritt nirgends deutlicher zu Tage als in den neun oder zehn Tragödien, welche eine alte Tradition dem Philosophen Annäus Seneca zuschreibt. Wer der Verfasser war, ob einer der beiden Seneca oder ein dritter oder mehrere Dichter, kann nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden; daß sie aber aus der Schule der Rhetorik des ersten Jahrhunderts hervorgegangen sind und nicht zur Aufführung auf der Bühne, sondern zu declamatorischen Vorträgen bestimmt waren, darüber ist man allgemein einverstanden. „Alle Wahrscheinlichkeit führt zu der Annahme," bemerkt Bernhardy, „daß die Tragödien des Seneca, wie sonst in ähnlichen Fällen nach dem geistigen Begründer der Manier benannt, eine mehr oder weniger gleichartige Sammlung aus mancherlei Material bilden, zu der Kunst- und Zeitgenossen derselben declamatorischen Schule beisteuerten." Mit Ausnahme des letzten Stückes „Octavia", das den Tod der unglücklichen Gemahlin Nero's zum Gegenstand hat und sich als das Werk eines Rhetors ausweist, dessen tragische Kunst darin bestand, einzelne Scenen, Wechselreden und Chorgesänge ohne innere Verbindung aneinander zu reihen und mit einer Fülle von Declamation und gelehrten Floskeln auszustatten, sind alle den griechischen Tragödien des Sophokles und Euripides in Stoff und Form nachgebildet, selbst mit Beibehaltung des Chors, für den doch die römische Bühne keinen Raum hatte und dessen lyrische und declamatorische Ergüsse hier bisweilen die Form von Oden annehmen. Aber weit entfernt, die Wahrheit, Würde und Idealität der hellenischen Vorbilder nachzustreben, suchen die Tragödien Seneca's Effekt zu machen durch überschwengliches Pathos und hohle Declamation, durch Uebertreibungen im Schrecklichen und Gräßlichen, durch den Prunk mythologischer Gelehrsamkeit und durch eine Fülle schimmernder Betrachtungen und witziger Sentenzen. Die Composition, wenn auch hie und da nicht ohne Verständniß und Kunst angelegt, ist auf Effekt berechnet; die Scenen stehen in lockerem Zusammenhang mit einander, da der Dichter weniger durch den Totaleindruck als durch die einzelnen Situationen zu wirken suchte; die Personen sind keine individuell gezeichneten Heldengestalten, sondern mythologische Figuren, denen lange pathetische Reden, angefüllt mit Reflexionen und Aussprüchen der stoischen Philosophie, mit erheuchelten Gefühlen und kalter Moral in den Mund gelegt werden; die Sprache ist, wenn auch nicht ohne Wohlklang und metrische Schönheit, doch ermüdend und abstoßend durch

die studirte Künstlichkeit, den rhetorischen Schwulst und die tönende Wortfülle. Was den Stücken abgeht an Handlung und dramatischer Kunst, an Natur und Kenntniß des menschlichen Charakters, das sucht der Dichter zu ersetzen durch Uebertreibung: Das Gräßlichste, was die Phantasie zu ersinnen vermag, wird dem Zuschauer vorgeführt. Hippolyt's Leiche wird in Stücken auf die Bühne geworfen; Medea schleudert die Leichname ihrer Kinder dem Vater entgegen; wir sehen, wie der betrunkene Thyestes das mit Wein gemischte Blut seiner Kinder trinkt; die Frevelthaten, meistens Folgen wüthender Rachsucht, sind eben so maaßlos und unnatürlich wie die Großthaten; „Licht und Schatten sind wie weiße und schwarze Pinselstriche ohne Uebergänge auf die Leinwand gemalt: ein Gemälde aber ist daraus nicht geworden". Fehlt es auch nicht an einzelnen Schönheiten und poetischen Zügen, so ziehen diese doch nur „wie Goldadern durch kahle Felsen". Dennoch waren die Tragödien Seneca's für das moderne Schauspiel, namentlich das klassische Drama der Franzosen, von großem Einfluß und wurden nicht selten den griechischen Meistern vorgezogen. Selbst Lessing ließ sich noch durch den falschen Glanz dieser Stücke blenden.

Der Werth der einzelnen Tragödien ist von verschiedenen Kritikern verschieden beurtheilt worden. Am weitesten entfernt von einem eigentlichen Drama ist das Stück „Thebais" oder Thebais. „Phönissen", offenbar eine unvollendete „Studie". Es besteht aus einzelnen unzusammenhängenden Scenen aus dem thebanischen Mythenkreis, größtentheils dem Oedipus auf Kolonos des Sophokles entlehnt. Zu den besten Stücken gehören die „Trojanerinnen", wo in einzelnen Troades. ergreifenden Scenen der Jammer der gefangenen Frauen nach Troja's Fall und die neuen Leiden der Hecuba und Andromache durch den Tod des Astyanax und die Opferung der Polyxena (II, 92) dargestellt werden. In der Medea wird die Leidenschaft des rasenden Medea. Weibes, wie sie bei Euripides erscheint (II, 569), ins Zügellose und Gräßliche gesteigert. Der „rasende Hercules", der nach der Ermordung des Lycus im Wahnsinn Weib und Kinder Der rasende Hercules. ermordet, ist dem Euripides (II, 571), der „ötäische Hercules", der Flammentod des Der ötäische Hercules. Helden den „Trachinerinnen" des Sophokles nachgebildet, einzelne Scenen ohne inneren Zusammenhang und dramatische Einheit. Nächst den Trojanerinnen mag „Hippolytus" das Hippolyt. beste Stück sein. Wenn auch im Ganzen dem gleichnamigen Stücke des Euripides nachgebildet, hat es doch einige Abweichungen, die ihm nicht zum Nachtheil gereichen. Die von Racine in der Phädra nachgebildete Scene, in der Phädra dem Hippolyt selbst ihre Liebe gesteht, ist von ergreifender Wirkung. Zu den schwächsten Stücken gehören Oedipus, wo nach Sophokles Oedipus. (II, 564) das Schicksal des thebanischen Königs bis zu seiner Blendung und zum Tod der Jokaste behandelt wird, und Agamemnon, nach dem gleichnamigen Drama des Aeschylus Agamemnon. (II, 562); größere Vorzüge besitzt Thyestes, wie schrecklich und schauderhaft auch der Inhalt Thyestes. ist. Die Stücke der älteren Dichter, welche diesen Gegenstand behandeln, sind nicht erhalten, daher können wir auch nicht bestimmen, wem es nachgebildet ist. In der Darstellung der Leidenschaften, namentlich in der furchtbaren Katastrophe, als Thyestes erkennt, daß ihm Atreus das Fleisch seiner eigenen Kinder zum Essen vorgesetzt und deren Blut mit Wein gemischt zum Trinken gereicht, erkennt Lessing eine tragische Kraft.

Nicht minder als auf das Drama wirkte die Rhetorik auch auf die epische Epos: Dichtung des monarchischen Roms ein. Die vier Dichter, die in dieser Gattung zu einiger Berühmtheit gelangten, Lucanus, Silius, Valerius Flaccus und Statius, verbanden die Lehren der Rednerschule mit der Nachahmung Virgil's. M. Annäus Lucanus, Tochtersohn des älteren Seneca und Neffe des Philosophen, Lucanus. 38–65. war im Jahre 38 zu Corduba in Spanien geboren; zu Rom im Schooße einer geistreichen Familie erzogen, gelangte der talentvolle, strebsame Jüngling durch sorgfältige Studien zu einer frühen geistigen Reife. Er wurde durch Cornutus, bei dem er die

Bekanntschaft des Satirikers Persius machte, für die stoische Philosophie gewonnen und kam durch seinen Oheim in die Umgebung Nero's. Durch Gemeinschaft der Poesie und durch ein Lobgedicht anfangs dem Kaiser befreundet und mit Ehrenstellen belohnt, erregte er bald dessen Eifersucht, als seine Gedichte Beifall fanden. Von Nero zurückgestoßen und im Vorlesen seiner Gedichte verhindert, wurde er ein heftiger Gegner desselben. Dieser Gesinnungswechsel läßt sich aus dem Gedichte selbst erkennen. Denn während anfangs Nero verherrlicht und an seinen Regierungsantritt die Hoffnung geknüpft wird, er werde dem Erdkreis Friede und Glück bringen, treten im Laufe der Gesänge die Häupter der Republikaner und der Senatspartei, insbesondere Cato, in die erste Linie. Wir wissen daß Lucan an der pisonischen Verschwörung Theil nahm. Nach der Entdeckung derselben suchte er umsonst durch Bitten und durch Anzeigen mehrerer Mitverschwornen Begnadigung zu erlangen; er mußte sich selbst den Tod geben. Er öffnete sich die Adern und starb unter dem Vortrag einer Stelle aus seiner Pharsalia, wo der Tod eines an seinen Wunden verblutenden Kriegers beschrieben wird. Um dieses Ausgangs willen wurde Lucanus von Mit- und Nachwelt hoch geehrt; er galt als Märtyrer der Freiheit.

Die Pharsalia. Diese Verehrung kam auch seinem historischen Epos Pharsalia, das in zehn Büchern mit Cäsar's alexandrinischem Kriege abschließt, ohne vollendet zu sein, zu Gute; es wurde über Verdienst gepriesen und der Aeneide an die Seite gesetzt. Aber schon Quintilian meinte, bei aller Anerkennung seiner vortrefflichen Eigenschaften und herrlichen Gedanken, Lucan sei mehr zu den Rednern als zu den Dichtern zu zählen, und Petronius bemerkt bereits, daß eine Geschichte in Versen geschrieben noch kein Epos sei. Es fehlte ihm Phantasie und Gemüthswärme und die Gabe künstlerischen Schaffens. Lucan wählte den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus zum Gegenstand seines erzählenden Gedichts theils aus politischen Gründen, weil er in der Schilderung der letzten Zeiten der Republik Gelegenheit hatte, in langen Reden seine Freiheitsliebe, seine republikanische Gesinnung und seinen catonischen Stoicismus darzulegen und zu verbreiten, theils aus Neigung zur rhetorischen Declamation und pathetischen Reden, Schilderungen und Betrachtungen, zu denen ihm der tragische Ausgang des Pompejus, für den er Partei nimmt, die stoische Tugend Cato's und die glänzenden Waffenthaten Cäsar's den reichsten Stoff boten. Die Ostentation mit stoischer Freiheitsbegeisterung läßt uns um so mehr kalt, als die in den ersten Gesängen eingeflochtenen Schmeicheleien auf Nero den Beweis geben, daß dieselbe weniger aus warmer Ueberzeugung des Herzens hervorging, als die Wirkung eines kalten rhetorischen Feuers war. Das Gedicht ist rein geschichtlich ohne alle epische Verwickelung; die Götter greifen nicht unmittelbar in die Handlung ein, sondern ermuthigen oder warnen durch Orakel, in Träumen oder durch Zeichendeuter. Die Sprache ist hart, uneben und trocken, ihrer Natur nach nüchtern und der Prosa verwandt, der Versbau ohne Anmuth. Doch würde man Unrecht thun, über den Mängeln die Vorzüge zu übersehen: einzelne Reden sind durch Form und Inhalt des besten Redners würdig; manche Schilderungen zeugen von dichterischer Gewandtheit, die Charakterzeichnung der drei Haupthelden ist sorgfältig und folgerichtig, und unter der rauhen Schale liegt oft ein vaterländischer Sinn und eine edle sittliche Erhebung verborgen.

Silius Italicus. 25—100. Wie Lucan die Bürgerkriege so machte Silius Italicus den zweiten punischen Krieg zum Gegenstand eines großen Epos in 17 Gesängen, von dem Falle Sagunts bis zum Triumphzug Scipio's. Dem Inhalte nach hielt er sich an Livius und Polybius, in der Form ahmte er den Virgil sclavisch nach. Auch die Götter finden darin ihre Stelle, aber nicht als die Lenker der Weltgeschicke, sondern als müßige Figuranten, um die Zwischenakte auszufüllen. Von dem Leben des Dichters weiß man nur, daß er im Besitze von Reichthümern, Kunstschätzen und Landhäusern mit Behag-

lichkeit und in bequemer Muße den Studien obgelegen, Sachwalter und Consular gewesen sei und dem Virgil eine fast religiöse Verehrung gewidmet habe, so daß er jährlich dessen Geburtstag festlich beging und sein Grab in Neapel wie einen Tempel betrat. Der jüngere Plinius lobt seine Beredsamkeit, Kunstliebe und Gelehrsamkeit, tadelt sein Verhalten unter Nero, wo er sich durch Angeberei befleckt habe, und sagt dann, seine Gedichte zeugten mehr von Fleiß und Sorgfalt als von Talent, auch habe der Dichter häufig durch Vorlesen derselben das Urtheil Anderer zu erfahren gesucht. Eine Weissagung Jupiter's wird zu einer Verherrlichung Domitian's benutzt.

Begabter war C. Valerius Flaccus, ein Landsmann des Livius, wie ihn Martialis nennt, also vermuthlich aus Patavium, wo er den größten Theil seines Lebens zubrachte, nur mit Wissenschaften und Poesie beschäftigt. Er scheint in ärmlichen Verhältnissen gelebt zu haben, weshalb ihn Martialis auffordert, das Dichten aufzugeben und sich den Geschäften des Forums zu widmen. Seine Blüthezeit fällt in die Regierung des Vespasian und Titus, er starb aber jung im Jahre 89. Quintilian sagt: „Wir haben viel in ihm verloren." Sein episches Werk „Argonautica" in acht Büchern, das unvollendet geblieben und vielfach verstümmelt auf unsere Zeit gekommen ist, schließt sich dem Inhalte nach an den „Argonautenzug" des Apollonius von Rhodus (III, 413), dem es jedoch an kunstvoller Anlage und kräftiger Charakteristik eben so vorangeht, wie es ihm an Anmuth und Natürlichkeit nachsteht; in der Form lehnt er sich ganz an Virgil, aber seine rauhe Sprache ist weit entfernt von der Anmuth der Grazien, welche dem Sänger der Aeneide beiwohnt. Valerius Flaccus. † c. 89.

Der bedeutendste Dichter der Kaiserzeit war P. Papinius Statius, geboren zu Neapel. Sein Vater, ein bekannter Grammatiker und Dichter, zog in der Folge nach Rom, wo er die Kinder vornehmer Familien, selbst den jungen Domitian unterrichtete. In dieser Umgebung wuchs Statius heran und gewöhnte sich an die niedrige Schmeichelei, die seine Dichtungen entstellt. Sein bedeutendes poetisches Talent entwickelte sich früh, besonders glänzte er in der leichten Kunst der Improvisation, die ihm die Gunst des Hofes und die Bewunderung der Zeitgenossen erwarb. Lange von Domitian begünstigt und unterstützt und in dessen dichterischen Wettkämpfen wiederholt mit dem Siegespreis geschmückt, zog er sich dennoch zuletzt dessen Ungnade zu, so daß er nach Neapel zurückkehrte, wo er in jungen Jahren und in bedrängten Vermögensverhältnissen starb. Seine Gedichte erfreuten sich zu allen Zeiten eines großen Beifalls, sowohl seine beiden Epopöen „Thebais" in zwölf Büchern und die unvollendete „Achilleis" in zwei Gesängen, als in noch höherem Grade der Kranz von lyrischen Dichtungen, die er ihrer Mannichfaltigkeit wegen „Wälder" (Silvae) benannte. Statius 61—96.

In dem ersten dem Kaiser Domitian mit schmeichelnden Eingangsworten gewidmeten Epos behandelt Statius den ersten thebanischen Krieg zwischen den Söhnen des Oedipus mit großer Breite und Ausführlichkeit, besonders in den einleitenden Theilen. Er scheint darin hauptsächlich den griechischen Epiker Antimachus, dessen gleichnamiges Werk nicht auf unsere Zeit gekommen ist, vor Augen gehabt zu haben. In dem Prunke mit gelehrtem Wissen und im rhetorisch geschmückten Ausdruck huldigt auch Statius dem Geschmack der Zeit, doch besitzt er die Vorzüge einer lebendigen Phantasie, einer leichten mehr dem Ovid als dem Virgil nachgebildeten Sprache und eines weichen wohlklingenden Verses. Charakter und Tiefe gehen ihm ab, dagegen sind einzelne Erzählungen und Schilderungen sehr gelungen (z. B. die Wohnung des Schlafes im elften B., das Zusammentreffen der Gattin und der Schwester des Polyneikes bei dessen Leiche im zwölften B.). An der Vollendung der „Achilleis", die gleichfalls dem Domitian gewidmet ist, wurde der Dichter wahrscheinlich durch den Tod verhindert. Die zwei erhaltenen Gesänge behandeln die Jugendzeit des Achilles, auf Scyrus und auf der Fahrt nach Troja, in einer Reihe gefälliger Bilder und Erzählungen. Thebais. Achilleis.

Silvae. Zwischen die beiden Epopöen fallen die lyrischen Gelegenheitsgedichte, „Wälder" genannt, Erzeugnisse plötzlicher poetischer Eingebungen, theils in Hexametern, theils in freieren Silbenmaaßen mit Einleitungen in ungebundener Rede. „Diese dem Idyll am nächsten stehenden Gedichte sind Kinder des Augenblicks, Improvisationen, mit denen die immer sprudelnde, poetische Quelle des Neapolitaners die Launen seiner hohen Gönner befriedigte, ohne viel Kunst und Ueberlegung, in wenig Tagen oder Stunden hingeworfen; aber der Geist, der in den anmuthigen Genrebildern weht, ist so rein und harmlos, so naiv und fast kindlich, daß man vergeblich darin den düstern Hintergrund sucht, den sie verhüllen. Nirgends findet sich eine Anspielung auf die Gräuel der letzten Zeit Domitian's, obwohl gerade den neunziger Jahren die meisten Gedichte angehören: überall waltet Friede oder wenigstens still ergebene Resignation. Den Tadel kennt der Dichter kaum; außer einigen mißbilligenden Blicken auf längst Vergangenes erscheint die Gegenwart im rosigsten Lichte. Diese fast rührende Abgeschlossenheit gegen die äußeren Verhältnisse, verbunden mit einer durch Armuth und Noth gebotenen Bereitwilligkeit schmeichelnd anzuerkennen, was und wie man es nur verlangte, machte den Dichter selbst an Domitian's Hof gelitten und gern gesehen." Nach dem Tode dieses Kaisers wanderte er arm und entsagend in seine Vaterstadt zurück, wo er vergessen starb. Des Statius Silven und epische Gedichte standen bei den Zeitgenossen und bei den nachfolgenden Geschlechtern in großem Ansehen, was, verbunden mit der unverbürgten Sage, daß er dem Christenthum ergeben gewesen, den italienischen Dichter Dante bewogen haben mochte, ihn dem Virgilius an die Seite zu stellen.

Didaktiker. Ueber die Verfasser mehrerer didaktischen Gedichte aus der Kaiserzeit sind wir weniger unterrichtet, als über die Epiker. So besitzen wir ein beschreibendes Lehrgedicht über den „Aetna" in 640 Hexametern, eine poetische Lehre von den Vulkanen in lucrezischem Geiste gedacht, über dessen Verfasser man lange im Zweifel war, bis man sich ziemlich allgemein auf Lucilius Junior, einen Freund von Seneca vereinigt hat. „Die Ausbruchserscheinungen eines Vulkans sind tim Wahrheit darin geschildert," bemerkt Humboldt, „aber die Auffassung ist ohne Individualität." Von größerem Talent ist das Lehrgedicht über Astronomie und Astrologie in fünf Büchern von einem Dichter Manilius, der wahrscheinlich unter Tiberius gelebt hat, ein Mann von Talent, aber ohne die Zucht feinerer Bildung. Es ist ein Lehrgebäude der chaldäischen Wissenschaft von den Wirkungen der Gestirne mit vorausgeschickten Vorkenntnissen der Astronomie. „Diesen ungefügigen Stoff," bemerkt Bernhardy, „hat der Dichter mit bewunderungswürdiger Lebendigkeit zugänglich und durch eine nicht geringe Fülle von Objecten, auch mit feinen Gedanken aus der Sittenwelt, anziehend gemacht. Hierzu kommt der Schwung und ein größtentheils kräftiger Ton. Seine Darstellung ist aber bei aller Begeisterung allzu wortreich, sie rauscht in überfließendem Strom." Von Columella's „Lehren des Landbaues" ist nur das zehnte Buch „über die Pflege der Gärten" in Hexametern verfaßt, um Virgil's Georgica zu ergänzen. Die übrigen elf Bücher, in denen vom Nutzen und von den Annehmlichkeiten des Landbaues im Allgemeinen, sowie vom Feldbau, vom Weinbau, von der Baumzucht, von der Zucht der Hausthiere und von den Pflichten und besonderen ökonomischen Beschäftigungen des Landwirths gehandelt wird, sind in Prosa geschrieben. Junius Moderatus Columella, aus dem spanischen Gades, lebte unter Claudius und war der gründlichste und umfassendste Darsteller der gesammten Landwirthschaft, die ihm theoretisch und praktisch bekannt war und die er durch seine Schrift vor dem beginnenden Verfall zu retten suchte.

Lucilius Junior. Manilius. Columella.

Compilatoren. Unter den zahllosen Compilatoren, Grammatikern und Commenta-

toren sind die „Attischen Nächte" des A. Gellius in 20 Büchern (von denen das achte bis auf die Inhaltsanzeige verloren ist) am bemerkenswerthesten. Zur Zeit Hadrian's den philosophischen Studien in Athen obliegend, machte er in den Winternächten Excerpte aus griechischen und römischen Schriftstellern, welche nach seiner Rückkehr in Rom fortgeführt zu der planlosen Sammlung vermischten Inhalts anwuchsen, die wir noch besitzen. Ohne literarischen Werth hat das Buch, wie affektirt auch der gezierte alterthümliche Stil erscheinen mag, doch eine große Bedeutung wegen der Menge von Nachrichten über Sprache, Geschichte, Antiquitäten und andere Gebiete des Alterthums, so wie wegen der zahlreichen Fragmente verlorener Werke der classischen Zeit. Von gleicher Bedeutung ist das Werk des Grammatikers Nonius Marcellus über die lateinische Sprache, „bei dessen Abfassung offenbar die Absicht vorlag, in einer Zeit des immer mehr zunehmenden Verfalls der Sprache durch eine wohlgewählte und geordnete Zusammenstellung von solchen Formen und Ausdrücken, die einer früheren Periode angehören, auf die rednerische und stilistische Bildung seiner Zeit vortheilhaft einzuwirken und damit auch zugleich der damals sehr verbreiteten Vorliebe für ältere Worte, Ausdrücke u. dgl. Genüge zu thun". Auch bei diesem Buch besteht der Hauptwerth in den zahlreichen Anführungen aus verlorenen Schriftstellern, besonders Dichtern der früheren Zeit. — Im Anfang des 5. Jahrhunderts verfaßte Macrobius, ein Neuplatoniker am Hofe des jüngeren Theodosius, außer den Commentarien zum Traum Scipio's von Cicero, ein dem Werke des Gellius im Inhalte ähnliches Buch, „Saturnalische Festgespräche" genannt, mit zahlreichen historischen, mythologischen und antiquarischen Erörterungen und Angaben.

A. Gellius. c. 125—175.

Marcellus.

Macrobius.

D. Seneca. Plinius. Tacitus.

Ueber wenige Persönlichkeiten gehen die Urtheile der Schriftsteller so weit auseinander als über den Philosophen L. Annäus Seneca, den Sohn des Rhetors aus dem spanischen Corduba. Denn während er von den Einen als der weiseste und tugendhafteste Mann des Alterthums gepriesen ward, während insonderheit die Christen zu allen Zeiten ihn so hoch ehrten, daß sie aus seinen moralischen Schriften Erbauung und sittliche und religiöse Belehrung schöpften, ja daß geistliche Sagen ihn mit dem Apostel Paulus in Verbindung brachten und einen Christen in ihm erkennen wollten, haben ihn Andere für einen vollendeten Heuchler, Phrasenhelden und Sentenzenjäger erklärt, bei dem Lehre und Leben nicht in Uebereinstimmung gestanden, der, während er in seinen Schriften stets von Tugend und Sittlichkeit redete und den Vorzug der inneren Güter vor den irdischen pries, nur auf Vergrößerung seines Vermögens durch Wucher und Bedrückung bedacht gewesen sei, durch Schmeichelei und Wohldienerei die Gunst der Großen und Mächtigen und durch Eingehen auf die Richtung und den Geschmack der Zeit sich den Beifall der Menge zu erwerben gesucht, ja der seinen Zögling Nero in den Grundsätzen unterwiesen oder bestärkt habe, die denselben in der Folge zum Abscheu der Welt gemacht. Nur darin sind Alle einig, daß Seneca der berühmteste Mann seiner Zeit gewesen sei und auf die Literatur und das Geistesleben der Mit- und Nach-

Seneca. 7 v. — 65 n. Chr. Widersprechende Urtheile über Seneca.

Seine schriftstellerischen Eigenschaften.

welt mächtig eingewirkt habe. Im Gegensatz zu den Anschauungen der alten Welt, die den Menschen nur als Staatsbürger, das Sittliche nur in Beziehung auf Nation und Vaterland kannte und gelten ließ, erhob sich Seneca zum ersten Mal auf einen höheren rein menschlichen Standpunkt, lehrte ein Sittengesetz, das die ganze Menschheit umfassen sollte, und stellte eine ideale sittliche und göttliche Weltordnung dem gesunkenen und verderbten Reiche der Wirklichkeit gegenüber. In diesem Sinne hatte man nicht Unrecht, wenn man in seinen Schriften christliche Ideen und Anschauungen „wie helles Alpenglühen" hervorleuchten sah. Bei Seneca tritt die Form hinter dem Inhalte zurück; während die älteren Schriftsteller durch die Erweckung des Schönheitssinnes auf das Gemüth einzuwirken, durch Kunst und Aesthetik eine harmonische Seelenstimmung zu erzeugen bemüht waren, geht Seneca von dem Grundsatz aus, „daß das Herz unmittelbar zum Herzen sprechen müsse", daß es mehr darauf ankomme, **was** man schreibe, als **wie** man schreibe, daß nicht die Sprache und Kunstform, sondern der innere Gehalt den Werth einer Schrift bestimme. Nicht als ob es seiner Sprache und seinem Stil an Schwung und Beredsamkeit fehle, vielmehr ist sein Ausdruck markig und treffend und nicht selten durch glänzende Rhetorik, durch überraschende Bilder und Gedanken in kühnen Gegensätzen gehoben; aber seinem Stil mangelt der feste geschlossene Charakter, die harmonische Abrundung der Perioden, der ruhige Fluß eines geordneten Geistes; sein Ton ist immer derselbe, „voll von Rhetorik und Sprüngen einer wetterleuchtenden Phantasie"; Licht und Schatten pflegt er nur durch künstliche Gegensätze zu schaffen; sein Stil ist der Ausdruck seines eigenen beweglichen und schwankenden Wesens.

Sein Charakter.

Seneca war ein Mann von großer Begabung, der mit einer reichen und lebhaften Phantasie und einem productiven Geiste einen scharfen Verstand, ein umfassendes Wissen, ein empfängliches Gemüth verband; aber es fehlte ihm die Willenskraft, inmitten einer entarteten und entsittlichten Umgebung dem erkannten Guten und Wahren ohne Wanken anzuhangen, es fehlte ihm die Selbstbeherrschung, den Versuchungen, die so lockend an ihn herantraten, kräftig zu widerstehen; es fehlte ihm der sichere Halt eines standhaften Charakters, einer auf festen Prinzipien beruhenden Ueberzeugungstreue. Wie er in Glauben und Wissenschaft der stoischen Philosophie den Vorzug gab, dabei sich aber doch in einem unbestimmten Eklekticismus bewegte und selbst der epikureischen Lebensweisheit nicht fern stand, so verband er auch im Leben mit fester Tugend weiche Nachgiebigkeit gegen das Laster, mit der Erkenntniß des Guten und Wahren schwache Hingebung an die Reize der Sinne und demüthige Unterwürfigkeit gegen einen üppigen Hof und gegen vornehme Schurkerei, mit einem edlen Willen Schwachheit und Leidenschaft, mit einem reichen Geiste kleinlichen Ehrgeiz. Seine Sittenlehre beruht nicht auf der soliden Grundlage fundamentaler Wahrheiten und Ideen, sondern enthält eine Summe casuistischer Vorschriften und Regeln für die einzelnen Vorfälle und Schicksalsschläge mit der

Hinweisung auf einen selbstgewählten Tod als letztes Refugium. Von dieser versatilen Natur geben Schriften, Stil und Sprache einen getreuen Abglanz.

„Wenige waren so geistreich und witzig," urtheilt Bernhardy, „in keinem gährte eine solche Fülle neuer Ideen, keiner verstand besser das Gefühlsleben anzuregen, denn er fesselt durch Raschheit und Wechsel in den mannichfaltigsten Ansichten, das Pathos seiner unerschöpflichen Declamationen hebt und reißt den Leser fort. Es ist schwer, diesen Ovid der Prosaiker gerecht zu beurtheilen, in solchem Gemisch von üppigem Talent und herzloser Eitelkeit, von spanischem Feuer und kühler Rhetorik die klare Grenze zwischen dem gemachten Wesen des Mannes und einer enthusiastischen zu den edelsten Zwecken berufenen Natur zu finden. Die schönen, oft erhabenen Sätze der Moral würden aber durch Schwung und Feinheit noch mehr anziehen, wenn sie den Eindruck der Wahrheit und festen Ueberzeugung machten." Aber in alledem war Seneca nur der treueste Dolmetscher seiner Zeit und ihres verworrenen Strebens. „Wer hat — schreibt Gerlach — beredter der Tugend Herrlichkeit gepriesen, wer das Laster mehr gegeißelt? und doch hielt ihn die Lust der Welt gefangen. Die freie Würde des Weisen, wie tief von ihm erkannt, mit welch meisterhaften Zügen dargestellt, und doch buhlte er um Nero's Gunst und war sein Rathgeber selbst bei Verbrechen. Die geheimsten Falten des menschlichen Herzens hat er enthüllt, nur sich selbst blieb er in seinem verworrenen Streben ein ewiges Geheimniß. Gleich einem Seher hat er in die Zukunft des Geistes hineingeblickt, aber die Macht der Gegenwart hatte mit allen Banden ihn umstrickt. Erhabene Gedanken erfüllten seine Seele und entführten seinen Geist in höhere Welten, und unmittelbar darauf begegnen wir einer höchst irdischen, ja sinnlichen Betrachtungsweise. So war die Erkenntniß ihm geworden, aber die Willenskraft gelähmt; mit Wissen hat er seinen Geist bereichert, aber keine höhere Liebe hatte sein Innerstes verklärt. Wohl hatte er die Schmach der Gegenwart empfunden, sich zu erheben vermochte er nicht. Die Trauer um verlorene Güter, die Hinweisung auf ein sittliches Ideal gibt keinen Ersatz für angestammten Geistesadel, der im Leben sich bewährt."

Seneca widmete sich in Rom, wohin er frühzeitig kam, den Studien der Rhetorik und Philosophie und wendete sich dann dem Staatsdienste zu. Er gelangte zur Quästur, wurde aber durch sein achtjähriges Exil auf Korsika (S. 177, 182) in seiner Laufbahn unterbrochen. Theilnahme oder Mitwissenschaft bei den Ausschweifungen der Julia, des Germanicus Tochter, sollen diese Verbannung im ersten Jahre der Regierung des Claudius veranlaßt haben. Agrippina bewirkte nach ihrer Vermählung mit diesem Kaiser die Rückberufung des Philosophen und wählte ihn zum Erzieher ihres Sohnes Nero. Ihr verdankte Seneca die Prätur und später das Consulat (58), wofür er der hohen Gönnerin mit Schmeicheleien vergalt. Wie er den wilden und grausamen Sinn seines kaiserlichen Zöglings zu mildern gesucht, wurde früher angedeutet. Seine Bemühungen waren jedoch erfolglos Nero war schon verdorben, als er unter Seneca's Aufsicht kam. Der Philosoph wußte das Hofleben mit seinen Tugendprinzipien zu vereinigen, und wenn Cassius Dio recht berichtet, vermehrte er die kaiserlichen Schenkungen an Geld und Gütern noch durch Wucher. Im Besitze herrlicher Gärten und Villen führte Seneca das üppige Luxusleben reicher Römer. Das Principat sah er als eine gegebene Nothwendigkeit an; der Fürst Lebensschicksale.

sei die Seele der Republik; daher müßten die Unterthanen ihm Liebe und Gehorsam erweisen; doch suchte er die höchste Autorität von den Gewaltsamkeiten loszureißen, deren sich die Nachfolger des Augustus schuldig gemacht. Die Verschwörung Piso's gab dem Kaiser die gewünschte Veranlassung, den lästigen Mahner los zu werden. Seneca öffnete sich die Adern und erstickte sich dann in einem Dampfbade. Seine Gattin Paulina wollte seinem Beispiele folgen. Aber ihre zerschnittenen Adern wurden wieder verbunden und sie lebte noch einige Jahre, durch die von dem Blutverluste herrührende Blässe ihres Gesichtes Zeugniß ihrer ehelichen Treue ablegend. — Seneca besaß viele große Vorzüge, bemerkt Quintilian, ein leichtes und reiches Talent, vielen Fleiß, umfassende Kenntniß, wenn er auch zuweilen von denen, die er mit der Aufsuchung von Notizen beauftragt hatte, getäuscht wurde. Auch hat er sich in fast allen literarischen Fächern versucht; denn man hat von ihm Reden, Gedichte, Briefe und Gespräche. In der Philosophie fehlte es ihm an Gründlichkeit; doch war er Meister in der Rüge der Laster, und seine Schriften enthalten viele herrliche Sentenzen und lesenswerthe Charakterschilderungen, aber sein Ausdruck ist meist dem reinen Geschmack zuwider und wirkt um so verderblicher, als er von einschmeichelnden Fehlern angefüllt ist.

Seneca's Schriften. 1. Episteln. Von Seneca's zahlreichen Schriften sind uns erhalten: eine Sammlung von 124 Briefen (epistolae morales) an Lucilius aus den Jahren 62—65, eine „Blumenlese" seiner Moral, wenn auch ohne systematischen Zusammenhang, reich an Sitten- und Charakterzügen und feinen Bemerkungen über Personen und Zustände. Am Schlusse bezeichnet er als Zweck seiner Lehren an den jungen Freund die Selbsterkenntniß, die Erkenntniß der Vorzüge, die der Mensch vor den übrigen Geschöpfen voraus hat. „Und worin bestehen diese?" heißt es dort: „In dem von Fehlern freien, reinen Geiste, der Gott nachstrebt, der sich über alles Irdische erhebt, der Alles nur in sich findet. Was ist also dein Vorzug in dir? Die vollkommene Vernunft. Diese bringe zur höchsten Entwickelung, diese lasse so viel als möglich wachsen." Diese wahrscheinlich erst nach Seneca's Tod veröffentlichten Episteln sind ein wahres Schatzkästlein von erhabenen Aussprüchen und Sittenlehren, mit Erörterungen, die bisweilen zu einer Moralpredigt anwachsen; überall wird der Vorzug der inneren Güter, der Tugend, des reinen Gewissens, des Lebens in Gott vor den Dingen der Welt, dem Reichthum, den sinnlichen Genüssen, den Lüsten des Lebens hervorgehoben und das wahre Glück nur in der echten Weisheit, in der Entäußerung der Selbstsucht, in der Liebe zu Gott und guten Menschen gesucht.

2. Abhandlungen. An die Briefe schließt sich eine Reihe philosophischer und moralischer Abhandlungen, in welchen einzelne Capitel der Moral behandelt und erörtert werden. So zeigt die unvollständige Schrift: „Von der Gnade (clementia) an Kaiser Nero" (aus dem Jahre 56), die Vorzüge und das Wesen dieser Eigenschaft bei einem Fürsten; und im Gegensatz dazu die Abhandlung „über den Zorn" die schlimmen Wirkungen dieser Leidenschaft. In der bis zur Ermüdung gründlichen Schrift: „Ueber die Wohlthaten" wird das Wohlthun nach allen Seiten untersucht und erörtert. Anziehender sind die kleineren Schriften, über einige Sätze der stoischen Sittenlehre, wie die Abhandlung: „Von der Vorsehung", in der aus der Weltordnung die Nothwendigkeit einer göttlichen Vorsehung bewiesen und dann gezeigt wird, daß den wahren Weisen

zwar Widerwärtigkeiten treffen können, aber kein Uebel; denn er stehe über den Wechselfällen des Lebens und besitze in dem nach stoischen Grundsätzen erlaubten Selbstmord das letzte Mittel, sich denselben zu entziehen; wie die Schriften „von der Seelenruhe", an seinen Freund Annäus Serenus (im Jahre 49), „von der Beständigkeit", „von der Kürze des Lebens", „vom glücklichen Leben". In der letzten wird der Grundsatz durchgeführt, daß ohne Tugend kein Lebensglück möglich sei. Wie zu seiner eigenen Rechtfertigung aber führt dann der Verfasser weiter aus, daß auch andere Güter, als Gesundheit und Vermögen, zum wahren Lebensglück, wenn gleich nicht nothwendig, doch förderlich seien. Der Reichthum sei nicht zu verachten, nur dürfe er keine Macht über den Menschen üben. Damit steht in einem gewissen Zusammenhang das Fragment „Von der Muse des Weisen".

Zu Seneca's besten Werken gehören drei Trostschriften (de consolatione) an seine Mutter Helvia, an Marcia, die Tochter des Historikers Cremutius Cordus, und an Polybius, des Claudius Freigelassenen und Günstling. 3. Trostschriften.

In der ersten während seines Exils (im Jahre 42) geschriebenen Abhandlung sucht er die über seine Verbannung trauernde Mutter zu trösten und zu beruhigen. Sind auch die angeführten Gründe weder tief noch neu, so enthält doch die Schrift so viele treffliche Bemerkungen über den inneren Frieden, den ein gutes Gewissen, Beschäftigung mit edlen Studien und das Streben nach dem Höheren und Ewigen der Seele verleihe, über den Gleichmuth, den der Weise in allen Widerwärtigkeiten des Lebens in sich trage, daß sie zu allen Zeiten auf gedrückte Gemüther und zerstoßene Herzen erhebend und beruhigend gewirkt hat. Um so widerwärtiger berührt uns die gleichfalls während des Exils (43) verfaßte verstümmelte „Trostschrift an Polybius", den mächtigen Freigelassenen, der damals den Verlust eines Bruders betrauerte. Die höfische Rhetorik und die charakterlosen Schmeicheleien sowohl gegen den unwürdigen Günstling als gegen seinen kaiserlichen Herrn treten in der Schrift in solchem Uebermaaß hervor, daß man an ihrer Echtheit gezweifelt hat; wenigstens ist man berechtigt zu vermuthen, daß sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen. Durch die niedrigen Schmeicheleien gegen den Fürstenknecht und gegen einen Kaiser, der den Philosophen ins Elend geschickt, entwürdigt der Verfasser die Wissenschaft und gibt den traurigen Beweis, daß seine beredten Worte nicht aus dem Herzen kamen, sondern das Resultat berechnender Klugheit und Kunst waren. Von größerem Werthe ist die dritte wahrscheinlich kurz vor dem Exil (im Jahre 41) verfaßte Trostschrift durch ihren reichen Inhalt wie durch ihre lebendige Darstellung. Die Tochter des charakterfesten Stoikers und Republikaners, der sich freiwillig den Tod gegeben, hatte die Bitterkeit des Lebens schon in solchem Maaße genossen, daß der Tröster ernste Saiten anschlagen mußte, um Eindruck auf ihr Herz und ihren Verstand zu machen. Darum verweilt er auch vorzugsweise bei den harten Schlägen, mit denen das Schicksal gerade die ausgezeichnetsten Menschen oft treffe, bei der Unvollkommenheit alles Erdenglückes, bei dem Gedanken, daß die frühe Befreiung aus einem Leben voll Sünde und Laster und die Rückkehr in die Welt der reinen Urstoffe einen hohen Trost gewähren müsse und daß in einer so argen Zeit, wo das Böse herrscht, der Tod die einzige sichere Zuflucht gegen Leiden, Schmerzen und Verfolgung sei.

An Helvia. An Polybius. An Marcia.

Ferner besitzt man noch unter Seneca's Namen eine von Witz und beißendem Spotte strotzende Satire in menippeischer Art, „Ein Spiel vom Tode des Claudius", die „Verkürbisung" (Apokolokyntosis) genannt, worin Prosa und Verse abwechseln. Darin wird dargestellt wie Claudius, „ein Mensch, den die Götter in ihrem Zorne geschaffen", auf Antrag des vergötterten Augustus bei seiner Ankunft im Todtenreich von der Versammlung der Himmlischen ausgeschlossen und zu den verdammten Geistern in der Unterwelt geführt wird, wo er von seinen ermordeten Freunden, Weibern und Günstlingen mit Schmähungen empfangen und auf ihre Klage von dem Todtenrichter 4. Apokolokyntosis.

verurtheilt wird wegen seiner Leidenschaft zum Würfelspiel „ewig die Würfel vergebens zu werfen", bis ihn endlich Caligula als seinen Sclaven in Anspruch nimmt und ihn seinem Freigelassenen Menander als Spürhund übergibt.

5. Die naturwissenschaftl. Untersuchungen.

Die letzte und vorzüglichste Schrift Seneca's sind seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen in sieben Büchern (Quaestionum Naturalium l. VII) an denselben Lucilius gerichtet, an den die „Briefe" geschrieben sind, „das bedeutendste Denkmal der römichen Physik und zugleich das physikalische Lehrbuch des Mittelalters, überall mit Moral durchflochten". Denn der Zweck ist, durch die Kenntniß der Natur zur Kenntniß Gottes und zur Erkenntniß unser selbst zu führen. Behandelt werden darin Erscheinungen des Himmels, am ausführlichsten die electrischen und die Kometen, Wasser, Luft und Erdbeben, Alles mit rhetorischer Lebhaftigkeit, aber ohne die zur Beachtung und Darstellung dieser Fragen erforderliche Ruhe. Der teleologische Gesichtspunkt wird überall vorangestellt und der Menschen Verkehrtheit mannichfach getadelt, welche die Zwecke der Schöpfung oft verkennen und ihnen entgegenhandeln. Am Schlusse beklagt sich der Verfasser über die Gleichgültigkeit der Zeitgenossen für philosophische und naturwissenschaftliche Studien. Die Namen der Philosophen seien weniger bekannt als die der Pantomimen.

Der Briefwechsel mit Paulus.

Der Briefwechsel zwischen Seneca und dem Apostel Paulus, bestehend in acht Briefen Seneca's an Paulus und in sechs Briefen des letzteren an Seneca, ist untergeschoben, zeugt aber jedenfalls von dem frappanten Eindruck, welchen die Schriften Seneca's schon auf die alte Kirche, aus deren Mitte jene Fälschung stammt, gemacht haben. Sind doch der Anklänge an paulinische Sätze so viele, daß noch neuerdings der, freilich gründlich mißlungene, Versuch gemacht worden ist, die ursprüngliche Heimath der betreffenden Gedanken bei Seneca, auf Seiten der paulinischen Literatur aber Nachahmung und Abhängigkeit zu finden.

Plinius Secundus der Naturforscher. 23—79 n. Chr.

Wie zur Zeit der Republik Varro alle Merkwürdigkeiten, welche Italiens Völkerschaften in ihrem geschichtlichen, bürgerlichen und religiösen Leben aufzuweisen hatten, in einem umfassenden Sammelwerke zusammenstellte, so hat in der Kaiserzeit, wo Alles, was an die historische und politische Vergangenheit erinnerte, in den Hintergrund gedrängt ward, der gelehrte Vielwisser C. Plinius Secundus aus Novumcomum im cisalpinischen Gallien mit unermüdlichem Fleiße Alles zusammengetragen, was das Alterthum über die Natur im Allgemeinen wie in ihren einzelnen Theilen und Erscheinungen und über ihre Beziehungen zum Menschen erforscht und aufgezeichnet hatte. Trotz der ehrenvollen Staats- und Militärämter, die Plinius unter Claudius als Reiterführer in Germanien, unter Nero als Procurator in Spanien, unter Vespasian und Titus als Befehlshaber der Flotte bei Misenum mit dem Rufe der größten Unbescholtenheit und Tüchtigkeit verwaltete, fand seine unermüdliche Thätigkeit dennoch Muße zu den ausgedehntesten Studien, bis er beim Ausbruche des Vesuvius als Märtyrer der Wißbegierde seinen Tod fand (S. 257). Die früheren Schriften, geschichtlichen, militärischen und rhetorischen Inhalts, deren sein Neffe in einem Briefe Erwähnung thut, sind untergegangen; dagegen hat er in der noch erhaltenen Naturgeschichte oder „Encyclopädie der Naturwissenschaften", der Arbeit seines reiferen Alters, der Nachwelt ein Riesenwerk

hinterlassen, das in 37 Büchern sowohl die Naturgeschichte nach ihren drei Reichen, als die Heilkunde, Astronomie, Geographie und Kunstgeschichte behandelt und zu dem er nach seiner eigenen Angabe das Material aus mehr als zweitausend Schriftstellern zusammengetragen hat. Tag und Nacht beschäftigte er sich mit Lesen und Excerpiren; selbst die Zeit des Essens und Badens benutzte er zu seinen Studien. Auf seinen Reisen war er stets von einem Schreiber begleitet. Aber über der Masse des zusammengetragenen Stoffes litt die Gleichmäßigkeit und die Schönheit der Form. Am zuverlässigsten ist die Pflanzenkunde, wo er dem Dioskorides folgte (III, 419). Wie er das Werk, das dem Kaiser Titus zugeeignet ist, mit der Bemerkung einleitet, daß die Welt und der Himmel, in dessen Umfassung Alles lebt, die ewige, unermeßliche, unerzeugte und unvergängliche Gottheit sei, so schließt er es mit der Anrufung an die Natur, die Mutter aller Dinge, die er unter allen Quiriten am höchsten gefeiert habe. Der Polytheismus erscheint ihm als Thorheit, als ein Erzeugniß der geistigen Schwachheit der Menschen.

Ist auch das unermeßliche naturwissenschaftliche Werk des Plinius nicht in allen Theilen gleich zuverlässig und kritisch gesichtet und weniger die Arbeit eines gelehrten Forschers als eines begeisterten Liebhabers der Wissenschaften, der von dem Satze ausgeht, „daß die Natur Alles mit Absicht und zwar nur zum Nutzen der Menschen erschaffen habe", ist auch sein Stil ungleichartig, indem die Sprache bald hochtönend und schwülstig, bald poetisch und dunkel, bald trocken und dürr erscheint, und aller malerischen Beschreibung entbehrt, so ist doch das Buch durch den Reichthum von Angaben über alle Zweige des Wissens für die allgemeine Menschenbildung von höchster Bedeutung. Der Neffe sagte davon, es sei mannichfach, wie die Natur selbst und Alex. v. Humboldt fällt darüber folgendes Urtheil: „Ein Erzeugniß des unwiderstehlichen Hanges zu allumfassendem, oft unfleißigem Sammeln, im Stile ungleich, bald einfach und aufzählend, bald gedankenreich, lebendig und rhetorisch geschmückt, ist die Naturgeschichte des älteren Plinius, schon ihrer Form wegen, an individuellen Naturschilderungen arm; aber überall, wo die Anschauung auf ein großartiges Zusammenwirken der Kräfte im Weltall auf den wohlgeordneten Kosmos (Naturae majestas) gerichtet ist, kann eine wahre aus dem Innern quellende Begeisterung nicht verkannt werden." Trotz des Mangels an wissenschaftlichem Ordnungssinn und der mißglückten Form „ziehen doch der reflectirende Geist des Mannes, sein sittlicher Ernst und die edle Begeisterung für die Herrlichkeit der Natur und ihr großartiges Wirken an, womit er beim Unglück seiner Zeit und im Hinblick auf die Eitelkeiten des Menschengeschlechts sich beruhigt und tröstet". Darum war auch sein Ansehen durch das ganze Mittelalter hindurch sehr hoch, ein Ansehen, das sich auch auf den „Polyhistor" C. Julius Solinus erstreckte, der eine größtentheils physische Länderbeschreibung ohne eigenes Wissen aus den Büchern des Plinius zusammengestellt hat. Solinus.

C. Cäcilius Plinius Secundus der Jüngere zählte bei dem Tode seines Oheims, der ihn an Kindesstatt angenommen hatte, 17 Jahre. Nachdem er sich unter Quintilian in der Beredsamkeit geübt und seinen Geist an philosophischen Studien gebildet, widmete er sich den öffentlichen Geschäften unter Domitian. Der Tod dieses Kaisers war der Anfang seines Glückes. Nicht Plinius Secundus der Jüngere. 62—c. 113.

nur daß er der Lebensgefahr entging, in welche ihn ein berüchtigter Angeber
100. gestürzt; er erwarb sich bald nachher die Gunst des Kaisers Trajan, der ihm das Consulat und zwei Jahre später die Verwaltung der Provinz Bithynien übertrug. Plinius war ein edler, mit allen Gütern des Lebens und der Bildung reichlich ausgestatteter Mann, der sich von der herrschenden Zeitverderbniß frei hielt und seine Verhältnisse und seine Stellung benutzte, um nach Kräften Gutes zu bewirken und Böses zu verhüten, der die Gefühle des Mitleids und der Humanität selbst auf die unfreien Volksklassen seiner Landgüter ausdehnte, der aber an Freimuth, Charakterfestigkeit und altrömischer Gesinnung seinem Freund Tacitus sehr ungleich war. „Das Glück begünstigte Plinius in größter Fülle," bemerkt Bernhardy, „ausgebreitete Verbindungen mit den angesehensten Männern, erwünschte Freunde, denen er oft und gern nützlich war, ansehnliches Vermögen mit trefflichen Besitzungen, eine zweimalige heitere Ehe, zuletzt ein ungetrübtes, genußreiches Leben, Alles traf zusammen, um in ihm einen feinen Weltmann ohne Harm und Blick für die Schäden der Zeit durchzubilden."

Die Episteln.

Dem Cicero nacheifernd verwandte er seine heitere, genußreiche Muße auf die Abfassung von Briefen, deren Feinheit und Zierlichkeit in Sprache, Ton und Wendungen einen hohen Begriff von der geselligen Bildung und der geistreichen Unterhaltung der Zeit geben und zu den besten Denkmälern der silbernen Latinität gerechnet werden können, die aber auch durch die Künstlichkeit, die gezierte Eleganz und höfische Gesinnung den Beweis liefern, daß die Zeit freier Geistesschöpfungen und männlicher Gedanken vorüber war.

Plinius und Cicero.

Eine Vergleichung der Briefe des Plinius mit denen seines Vorbildes Cicero, den er ängstlich nachahmt, zeigt deutlich, wie sehr die Zeitbildung und die Anschauungen der Menschen bereits den monarchischen Charakter angenommen, wo die gesellschaftliche Stellung und Rangverschiedenheit der Einzelnen aus dem Ton und der Anrede in den an sie gerichteten Briefen sich erkennen lassen, wo ein Einziger gebietet und alle übrigen als „Unterthanen" den Anordnungen sich fügen, wo conventionelle Glätte und Abgeschliffenheit Natur und Wahrheit verdrängt haben und feine geistreiche Conversation als Zeichen echter Bildung und Humanität galt. Nur in Einer Schwäche treffen beide Briefsteller zusammen — in der Eitelkeit und in der naiven Selbstgefälligkeit, womit sie dieselbe an den Tag legen. Diese Selbstverherrlichung tritt in tausend Kundgebungen bei Plinius hervor und schwächt den Eindruck seiner Worte, so daß selbst seine gefeiltesten Darstellungen den Leser kalt lassen.

Inhalt und Charakter der Briefe.

Die Episteln des Plinius sind von ihm selbst in zehn Bücher getheilt worden, von denen das letzte die Briefe, Berichte und Anfragen des Verfassers an Trajanus und die Antworten seines kaiserlichen Herrn enthält. Gibt uns dieses ein Bild von der damaligen Staatsverwaltung, von der abhängigen Stellung der Beamten, von der monarchischen Allgewalt, so enthalten die neun anderen an Freunde und Bekannte gerichteten Bücher einen Schatz von Nachrichten über das häusliche und öffentliche Leben des damaligen Roms, über den Zustand der Rechtspflege, der Verwaltung und der Wissenschaft, Charakterschilderungen ausgezeichneter Männer, Beschreibungen von Gegenden, Landhäusern und Naturereignissen, Erzählungen und Anekdoten aus den gesellschaftlichen Kreisen. „Durch die strenge Durchsicht und Feile sind mehrere Briefe wahre Meisterstücke geworden; manche können als Muster einer eigenthüm-

lichen, feinen und eleganten Schreibart gelten; ein großer Theil zeichnet sich nicht nur durch die treffendsten Bemerkungen über Menschen und Sitten der damaligen Zeit, sondern auch durch den Ausdruck des wohlwollendsten Gemüthes, der edelsten Gesinnung, der höchsten Sittenreinheit aus und sichern darum ihrem Verfasser den Ruhm eines der besseren und edleren Schriftsteller des Alterthums." Aber man merkt allzusehr das Streben nach geistreichen Wendungen, das Gefallen an künstlichen Antithesen, das Haschen nach blendenden und witzigen Gedanken, nach epigrammatischen Spitzen.

Auch in der Beredsamkeit nahm Plinius eine glänzende Stelle ein; doch besitzen wir von ihm nur noch die Lobrede (Panegyricus) auf Trajan, die er im Jahre 100 vor dem Senat zum Danke für das ihm verliehene Consulat gehalten und später überarbeitet und erweitert hat, eine Schrift, welche die gerügten Fehler der Briefe, die übertriebene Künstlichkeit des Stils und der Form, das Haschen nach witzigen und pikanten Gegensätzen, geistreichen Wendungen und wohlklingenden Ausdrücken und Redefiguren, in erhöhtem Maaße besitzt und damit noch rhetorische Breite in Schilderungen und malerischen Ausführungen und hofmännische Schmeichelei verbindet. Panegyricus.

Plinius selbst gibt in einem Briefe zu verstehen, daß er in der „Dankrede" eine Art Regentenspiegel habe aufstellen wollen: „Lehren, wie ein Fürst sein soll, ist zwar ein schönes, aber schwieriges, fast stolzes Unternehmen. Allein den besten Fürsten loben, und dadurch seinen Nachfolgern, gleichsam wie von einer Höhe herab, das Licht zeigen, dem sie folgen sollen, das ist nützlich und dabei nicht anmaßend." Solche Lob- und Dankreden wurden von der Zeit an immer häufiger und darin alle Fehler und Schwächen des Plinius ohne seine Vorzüge nachgeahmt. Sie wurden bei Jahresfesten und anderen feierlichen Gelegenheiten von irgend einem angesehenen Rhetor in Gegenwart des Kaisers oder eines hohen Beamten gehalten. Was sich von niedriger Schmeichelei denken läßt, wurde von diesen Panegyrikern auf die Person des Kaisers gehäuft. Die zwei Reden des Galliers Claudius Mamertinus auf die beiden Kaiser Maximinus und Diocletianus und des Rhetors Eumenius auf Constantius Chlorus überbieten sich im Eifer, die Herrscher zu verherrlichen und ihre Thaten mit denen der Götter und Heroen zu vergleichen. Das „Ersterben in Demuth" erscheint bei ihnen als die höchste Tugend.

Wenn Seneca und die beiden Plinius in Schriften und Leben die monarchische Zeit mit ihren Vorzügen und Fehlern abspiegeln, so ist der größte römische Historiker Cornelius Tacitus an Charakter und Gesinnung, an Bildung und Lebensanschauungen der alten Zeit und den untergegangenen Geschlechtern des Freistaats verwandt, und ragt wie die letzte starke Säule eines zertrümmerten Bauwerks in die anders geartete und anders gesinnte Kaiserzeit hinein. Er ist wahrscheinlich zu Interamna (Terni) im südlichen Umbrien um das Jahr 55 unserer Zeitrechnung geboren und, wie es scheint, unter Hadrian gestorben, ohne daß man den Zeitpunkt genauer angeben könnte. Nachdem er unter Vespasian einige obrigkeitliche Aemter bekleidet und sich dann der Schreckensherrschaft Domitian's durch Schweigen und Zurückhaltung entzogen, wandte er sich unter Trajan in vorgerückten Jahren der Geschichtschreibung Cornelius Tacitus. c. 55—119.

zu. Wenn der erwähnte „Dialog über die Redner", der ihm mit eben so viel Eifer abgesprochen als zugeschrieben wird, wirklich von Tacitus herrührt, so war er sein erstes vielleicht unter Titus verfaßtes Werk.

Agricola. Wahrscheinlich noch unter der Regierung Nerva's, also im Jahre 97 und 98, um die Zeit seines Consulats, verfaßte Tacitus die treffliche Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters Agricola, des Eroberers von Britannien, der als ein echter Römer der guten alten Zeit geschildert wird, welcher, „ein helles Licht im Dunkel der traurigsten Entartung", mitten in der allgemeinen Verdorbenheit dem römischen Nationalcharakter mit Ernst und Würde treu blieb. In das nächste Jahr 99 fällt die Abfassung der Germania. kleinen Schrift „Germania", in welcher der Geschichtschreiber die natürliche Beschaffenheit des deutschen Landes, die Sitten und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner und die verschiedenen Volksstämme darstellte, wohl nicht nach eigenen Anschauungen und Erfahrungen, sondern nach älteren Aufzeichnungen oder mündlichen Berichten. Die Schrift ist eine „ethnographische Idylle", in welcher der Verfasser in klarer aber lockerer Composition das vollständige Bild einer großartigen Volksweise mit Unbefangenheit und warmem persönlichen Interesse, wenn auch vom Standpunkt eines Römers entwirft, zugleich in der unverkennbaren Absicht, der einheimischen Verfeinerung und Sittenlosigkeit ein „kräftiges Naturleben" entgegenzustellen, die Schattenbilder römischer Verderbniß durch den Lichtglanz germanischer Volkstugend um so mehr hervortreten zu lassen, ein wahrhaft „goldenes Buch" für die Kunde der germanischen Vorzeit. Mögen auch manche Mißverständnisse und Irrthümer sich eingeschlichen haben, mag auch manche Lücke sich fühlbar machen, so ist das Werkchen doch eine reine und reichhaltige Quelle der Erkenntniß des germanischen Wesens und Seins, die Grundwurzel des geschichtlichen Lebensbaumes des deutschen Volkes. — In den ersten Regierungsjahren Historien. Trajan's begann sodann Tacitus das Hauptwerk „Historien", seine eigene Zeitgeschichte von Galba bis auf den Tod Domitian's, wahrscheinlich in 14 Büchern, von denen aber nur vier ganz und vom fünften ein Theil erhalten sind, „ein in sich abgeschlossenes und in seinem Beginne dramatisch verlaufendes Ganze", an welches er in seinem Alter die Geschichte der Zeit unter und nach Nerva anzureihen gedachte. Aber da nach Beendigung der Geschichtsbücher Trajan noch am Leben war und es nicht passend scheinen mochte, jetzt schon Hand an dessen Geschichte zu legen, so wählte Tacitus das den Historien vorangehende halbe Jahrhundert seit August's Tod zur Behandlung. Annalen. So entstand sein letztes Werk, die „Annalen" oder „Jahrbücher", eine aus den besten Quellen und den öffentlichen Tagesblättern (Acta) und Urkunden kritisch bearbeitete Uebersicht der inneren und auswärtigen Begebenheiten vom Jahre 14 bis 68 nach Chr. in 16 Büchern, wovon aber in der Mitte ein großer Theil und die zweite Hälfte des sechzehnten Buches verloren gegangen sind. Erhalten sind die sechs ersten Bücher, wovon das fünfte fragmentarisch und die Bücher 11—16 mit Ausnahme des Schlusses. Die Begebenheiten werden darin streng nach der Zeitfolge aufgeführt.

Charakter des Historikers. Tacitus beschreibt den Todeskampf des alten Römergeistes im Ringen mit dem immer weiter um sich greifenden Verderben; er betrachtet seine Zeit mit tragischem Ernste und zeichnet die bodenlose Entartung und das entsetzliche Sittenverderbniß mit dem bitteren Unwillen, den eine edle vaterländische Natur bei dem tiefen Verfall der Nation empfindet. In der Vergangenheit erblickt er eine bessere Zeit, freieres Regieren, stärkere Charaktere, reinere Sitten. Dieses Ideal der alten Zeit und ihrer Freiheit tief im Herzen tragend und mit Sehnsucht auf dieselbe zurückblickend, hegt er doch keine Hoffnung, daß die Republik wieder erstehen könne, und zeigt keinen Weg zu derselben zu gelangen; vielmehr fügt er sich mit stiller Ergebung in die bestehenden Zustände

und preist die Einhaltung der überlieferten Sitte und dessen was mit der eigenen Ehre vereinbar ist und die aus verständiger Einsicht in das Mögliche hervorgehende Mäßigung als die einzige zeitgemäße praktische Tugend. Seinen Grundsätzen und seinem sittlichen Ernste nach der Stoa verwandt, wenn auch nicht ihrer Schule angehörend, äußert er in der Bitterkeit seines Gefühls über die Götter mitunter Ansichten, welche den Lehren der Epikureer nahe kommen*). Der Anblick, wie das Principat mit fatalistischer Unwiderstehlichkeit um sich greift, allmählich Alles an sich zieht, und wie das Edelste, wenn es sich ihm in den Weg stellt, zu Boden geworfen und zermalmt wird, während derjenige, der tausendmal den Tod verdient hätte, trotz aller seiner Verworfenheit spät oder nie von der Rache ereilt wird, dieser Anblick macht den Geschichtschreiber oft irre an der göttlichen Gerechtigkeit; und wenn er in tiefer Nacht mit sehnsüchtigem Verlangen nach einer Götterhand sucht, die ihn ans Licht leite und keine findet, so ist es erklärlich, wenn die Verzweiflung ihm trübe Gedanken eingibt. Mit ergreifender Tiefe und Menschenkenntniß zeichnet er die innersten Regungen entarteter Gemüther, die Schlechtigkeiten, die Ränke und das ganze, von Ehrsucht, Neid und Begierden und Leidenschaften aller Art erregte und bewegte Treiben eines überbildeten, sittenlosen und schwelgerischen Hofes; er schildert mit Trübsinn und in düsteren Farben die Lasterhaftigkeit und Gemeinheit des ganzen Geschlechts, kehrt die geheimsten Falten des Seelenlebens, die innerste Natur des Handelnden zu Tage, um aus ihrem Charakter die Motive ihrer Thaten zu entnehmen und zerreißt den Schleier der Heuchelei und Verstellung, der die wahren Triebfedern verhüllt; in zweifelhaften Fällen ist er mehr geneigt unlautere Beweggründe anzunehmen, dabei ist er aber nicht blind gegen menschliche Größe und Tugend. Der Heldensinn eines Drusus, Germanicus, Armin, die weibliche Würde einer Thusnelda und Agrippina, die Seelengröße eines Thrasea Pätus, Helvidius Priscus und Seneca finden bei ihm die verdiente Anerkennung; ja es thut seinem für Freiheit, Vaterland und Menschenwürde glühenden Herzen wohl, solche Größen als glänzende Sterne in der allgemeinen Dunkelheit leuchten zu lassen. Indem er die Gewaltsamkeit der Machthaber und das Recht der Unterdrückten mit einer Wärme der Sympathie vorträgt, die wieder Sympathie erweckt, bezweckt er, „den erschlafften weichen Gemüthern einer entarteten Zeit die verlorene Federkraft wieder zu geben — und gleichgestimmte Seelen gegen den Druck der Umstände zu stählen". Seine Darstellung und Ausdrucksweise ist trotz der körnigen gedankenreichen Kürze, der veralteten oft poetisch gesteigerten Sprache und des abgerissenen, mitunter bis zur Dunkelheit verstümmelten Satzbaues nicht ohne künstlerische Sorgfalt und Berechnung,

*) Ich stehe im Zweifel, ob in den menschlichen Dingen das Schicksal und eine unabänderliche Nothwendigkeit oder der Zufall walte. Man findet nämlich, daß die Weisesten des Alterthums und ihre Nachfolger hierüber ungleich denken und daß viele die Meinung hegen, unser Entstehen, unser Verschwinden, die Menschen überhaupt seien den Göttern gleichgültig, daher so häufig Jammer auf Seite der Guten, Wohlfahrt auf Seite der Schlechten. Dagegen glauben Andere, es walte zwar ein Schicksal in den Ereignissen, aber nicht durch die unsteten Gestirne, sondern vermöge der ursprünglichen Verkettung natürlicher Ursachen; jedoch schreiben sie uns die freie Wahl im Handeln zu; ist diese getroffen, so habe sie ihre unausweichlichen Folgen; Glück oder Unglück sei nicht, was die Menge dafür ansehe; Viele, die mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, seien glückselig, die Meisten mitten im Ueberflusse höchst elend, wofern jene ein hartes Geschick standhaft ertragen, diese von ihrem Glück einen verkehrten Gebrauch machen. Uebrigens lassen sich die meisten Sterblichen nicht nehmen, daß bei der Geburt jedem die Zukunft vorherbestimmt sei; freilich erfolge Manches gegen die Voraussage, doch nur durch Betrug unwissender Wahrsager.

nicht ohne rednerischen Vortrag. Den mit großer Genauigkeit erforschten Thatbestand ohne persönliche Eingenommenheit für oder wider mit der größten Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit darstellend, gibt er doch in der Wahl und Färbung der Ausdrücke den Antheil seines Gemüthes kund. Und wie seine Anlage und Schilderung dramatisch lebendig ist, so ist sein Ton vorherrschend elegisch, voll schmerzlicher Wehmuth über all das Unglück, das er zu schildern hat, voll Trauer über den Verlust einer theueren Vergangenheit, voll Sehnsucht nach einer schöneren Zeit und voll trüber Gefühle über die eigene Vereinsamung unter einem verderbten Geschlecht. Dieser Grundton seiner Werke ist wieder ein Ausfluß seiner Gemüthsstimmung, der Mäßigung und leidenschaftlosen Ergebung. Während er das große Trauerspiel seines Jahrhunderts vorführt, übernimmt er selber die Rolle des alten Chors, der mit ernsten Worten der Mahnung, Warnung und Belehrung die Handlungen und Schicksale der tragischen Helden begleitet. Diesem strengen morosen Ton und Urtheil, wie der Schwierigkeit des Verständnisses ist es wohl zuzuschreiben, daß schon im Alterthum die Werke des großen Geschichtschreibers einen beschränkten Leserkreis hatten und daß sie im Mittelalter so gut wie vergessen waren. Aber auch die Gegenwart ist in dem Urtheil über seinen Werth keineswegs einstimmig. Zwei Jahrhunderte lang hat man Tacitus als den größten Historiker der Römer verehrt und auf den strengen freiheitliebenden Mann mit ehrfurchtsvoller Bewunderung geschaut. Erst unserem hyperkritischen Zeitalter war es vorbehalten, wie bei Thukydides, so noch mehr bei Tacitus seine Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen. Seine Darstellung der römischen Cäsaren sei Denkwürdigkeiten und Pamphleten feindseliger Parteischriftsteller entnommen und ihre Handlungen und Reden aus republikanischem Vorurtheil entstellt und mißdeutet worden. Und nicht nur seine Objektivität und Wahrhaftigkeit wurde in Zweifel gezogen, auch seine Originalität wurde bestritten. Er habe sich nach Inhalt und Form an andere Autoren gehalten, die kurz vor ihm oder noch mit ihm gleichzeitig gelebt und geschrieben hätten, wie Cluvius Rufus, Plutarch, Plinius u. a. Sein Werk sei nicht eine römische Geschichte, sondern eine Geschichte der römischen Aristokratie und ihrer Unterdrückung durch die Cäsaren. Den Apologeten der Kaiserherrschaft ist der Mann unheimlich, der in herbem Pessimismus seit der Gründung des Principats Volk und Staat einem steten Verfall entgegenschreiten sieht und dem es als die höchste Weisheit erscheint, das Unvermeidliche schweigend und duldend zu ertragen. Daß ein Historiker wie Merivale, welcher alle Staatsformen und Lebenswege nur im Spiegel der happy constitution of Old England betrachtet, keine Sympathie und wenig Verständniß für die republikanisch-philosophische Weltanschauung und das subjektive Pathos des Mannes von altrömischer antimonarchischer Gesinnung haben kann, läßt sich begreifen. Aber die Auffassung des Römers hat auch ihre Berechtigung. Wenn Tacitus trübe auf die Gegenwart und hoffnungslos in die Zukunft schaut, ist er darum noch kein unbedingter Bewunderer der Vergangenheit. Er vermag in dem Weltgang und in den Geschicken der Menschen und Staaten nirgends eine goldene Zeit, nirgends einen Völkerfrühling zu erkennen. Weit entfernt, die gute alte Zeit als eine vollkommene zu rühmen, huldigt er in seiner Weltanschauung dem stoischen Grundsatz, daß in allen Dingen ein ewiger Kreislauf stattfinde, daß kein Zeitalter frei von Schuld sei, daß aber wie in der Natur, so auch im Menschenleben ein strömender Fluß das Unreine rascher forttreibe als ein der Versumpfung entgegengehendes Gewässer.

E. Lateinische und griechische Historiker der Kaiserzeit.

Neben Tacitus erscheinen die übrigen römischen Geschichtschreiber der silbernen Latinität von so untergeordnetem Werthe und so unscheinbarer Gestalt, daß eine flüchtige Angabe des Inhaltes ihrer Werke zur Würdigung ihres literarischen oder persönlichen Charakters genügen mag. Zu einer Zeit, wo Despotismus, sittliche Schlaffheit und Aberglauben die Seelen gefangen hielten, konnte von Freimuth, gesundem Urtheil, Unparteilichkeit und vorurtheilsfreier Gesinnung, den Haupteigenschaften des wahren Historikers, keine Rede sein. Römische Geschicht-schreiber.

Von Vellejus Paterculus, dem Schmeichler und Bewunderer des Tiberius, der in seinem Abriß der „römischen Geschichte" die republikanische Zeit mit affektirter Kürze in einigen pomphaften Lobpreisungen schnell vorüberführt, die ersten Jahrzehnte der Kaiserherrschaft dagegen „im Stile einer Hofzeitung" darstellt, ist schon früher die Rede gewesen (S. 82). Sein Zeitgenosse Valerius Maximus aus dem altberühmten Geschlechte der Valerier ist der Verfasser einer Anekdotensammlung aus der alten Geschichte, besonders der römischen, in der er mit declamatorischem Schwulst, gemeiner Denkart und oberflächlicher Quellenkunde „merkwürdige Thaten und Aussprüche berühmter Männer des römischen Volkes und des Auslandes" ohne Urtheil, Kritik und Plan zusammengestellt und dem Kaiser Tiberius in devotesten Ausdrücken gewidmet hat. Ursprünglich ein Lobredner Cato's, rühmte er in der Folge als bekehrter Republikaner den Tiberius als den Urheber alles Heils. Troß seiner Mangelhaftigkeit ist das Buch im Alterthum wie im Mittelalter viel gelesen, nachgeahmt, und sogar in Auszüge gebracht worden, von denen sich noch zwei erhalten haben. Vellejus Paterculus. Val. Maximus.

Größere Vorzüge besitzt das Geschichtswerk des Q. Curtius Rufus über die Thaten Alexander's des Großen in zehn Büchern, von denen aber die zwei ersten fehlen und einige andere lückenhaft sind. Ist man auch von der Bewunderung zurückgekommen, mit welcher die früheren Geschlechter diese Zwittergestalt zwischen Geschichte und Roman betrachteten; hat man auch an der rhetorischen Darstellung, an der märchenhaften Erzählung, an den prunkenden Schilderungen und gedehnten Reden einen Rhetor erkannt, welcher die glänzende Figur des makedonischen Heldenkönigs nicht in ihrer welthistorischen Bedeutung als Gegenstand geschichtlicher Forschung, sondern als ein anziehendes Thema für rednerische Behandlung auffaßte und darum nur „den äußern Lauf der Begebenheiten mit den frischesten Farben" darstellen wollte, so läßt sich doch nicht läugnen, daß das Buch manche formale Vorzüge besitzt, welche die Bewunderung, die ihm durch das ganze Mittelalter bis in die neuere Zeit zu Theil geworden, einigermaßen erklären. Dahin rechnet man mit Recht die Klarheit und Güte der Sprache, die troß einiger poetischer Ausdrücke und affektirter Wendungen des klassischen Zeitalters nicht unwürdig ist und vielfach an Livius und Cornelius Nepos erinnert; dahin rechnet man den kunstvollen wohlklingenden Periodenbau und die Anmuth und Lebendigkeit der Erzählung, dahin rechnet man die anschauliche fast dramatische Art, wie er einzelne Begebenheiten und Situationen zu behandeln versteht; dahin endlich eine gewisse Sentimentalität und den romantischen Zauber, der über die ganze Heldengestalt ausgegossen ist. Ueber die Person und das Zeitalter des Verfassers ist viel gestritten worden: ob der von Sueton erwähnte Rhetor Curtius oder der von Tacitus genannte Q. Curtius Rufus, der unter Claudius als Proconsul in Afrika stand, oder ob ein dritter Mann dieses Namens der Verfasser war, wird nie mit Sicherheit ausgemittelt werden. eben so wenig die Zeit der Entstehung; doch wird man am wenigsten fehl- Curtius Rufus.

greifen, wenn man einen Rhetor aus den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung für den Autor hält, als die historische Wissenschaft schon ihren ernsten Charakter verloren hatte und mehr der Unterhaltung als der Belehrung diente.

Wohl zur Zeit des Kaisers Trajan, dessen Kriegszüge eine vorübergehende Begeisterung für das alte Rom erzeugten, verfaßte Julius (oder L. Annäus) Florus, von Person unbekannt, einen Abriß (epitome) der römischen Geschichte von der Gründung der Stadt bis zu August's Alleinherrschaft (29) mit epigrammatischer Kürze und rhetorischem Pomp, aber ohne gründliche Geschichtskenntniß und Genauigkeit in der Zeitrechnung. In einer schwülstigen, mit Floskeln und Sentenzen geschmückten, doch fließenden und correcten Sprache erzählt er die größeren und anziehenden Abschnitte der äußeren Reichs- und Kriegsgeschichte in flüchtigen Umrissen, wobei er das Glück und die Sittenreinheit des alten Rom mit emphatischen Lobpreisungen hervorhebt. Trotz seiner declamatorischen Uebertreibungen wurde das Buch, dessen Stoff hauptsächlich aus Livius entnommen ist, im Mittelalter fleißig gelesen und benutzt.

Florus.

Frontinus. † 103.

Julius Frontinus, ein älterer Zeitgenosse von Tacitus, der unter verschiedenen Kaisern hohe Ehrenämter bekleidete, verfaßte unter Domitian mehrere Schriften lehrhaften Inhalts, die theils von der Vermessung und Abtheilung der Felder handelten, theils die Hauptlehren und Grundsätze der römischen Taktik und des römischen Kriegswesens zusammenstellten oder von Kriegslisten erzählten, theils über Anlage, Bau und Unterhaltung der seiner Aufsicht unterstellten römischen Wasserleitungen sich verbreiteten. Die Schrift über die Kriegslisten (Strategemata) ist, wenn auch theilweise ungenau in Beziehung auf die darin enthaltenen historischen Angaben, doch nicht ohne Werth für die Kriegsgeschichte. Die Strategemata des Frontin bilden die wichtigste Quelle für die im Mittelalter viel gelesene Schrift über das Militärwesen, welche Vegetius nach dem Jahre 425 dem Kaiser Theodosius II. gewidmet hat.

Sueton. c. 70 bis c. 150.

Suetonius Tranquillus, dem jüngeren Plinius befreundet, unter Trajan Tribun, unter Hadrian Geheimschreiber, verfaßte Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser von Cäsar bis Domitian, eine Sammlung biographischer und historischer Notizen, Anekdoten und Denkwürdigkeiten über die Kaiserzeit, theils aus Archiven und öffentlichen Akten, theils aus anderen Geschichtswerken und Memoiren oder auch aus mündlichen Erzählungen geschöpft, ohne Beobachtung der Zeitfolge, ohne Sonderung des Wesentlichen und Unbedeutenden, ohne Liebe und Haß. Sueton besitzt weder historisches Talent, noch Verständniß des pragmatischen oder psychologischen Zusammenhangs der Thaten und Begebenheiten, weder feines Gefühl noch sittlichen Muth — daher auch die biographischen Angaben gegen das Ende weniger ausführlich sind; — dennoch ist sein Buch wegen des reichen Inhalts und der vielen Mittheilungen aus dem öffentlichen und Privatleben der Kaiser von höchster Wichtigkeit, daher es auch im Mittelalter zu den gelesensten Schriften gehörte. Er schreibt in gedrängten Sätzen, „kalt und sachgemäß", aber in correcter und regelrechter Sprache. Von seinen übrigen biographischen Arbeiten über berühmte Männer, über Grammatiker, Rhetoren und Dichter, haben sich nur Bruchstücke und Auszüge erhalten. Die aphoristische Zusammenstellung biographischer Denkwürdigkeiten und geschichtlicher Angaben ohne systematische Gliederung und Anordnung, wovon Sueton ein Beispiel aufgestellt, fand viele Nachahmer, die aber an Inhalt und noch mehr in Form und Sprache weit hinter ihrem Vorbilde zurückblieben. Der bekannteste darunter ist Marius Maximus, der Fortsetzer der Sueton'schen Biographien, welcher Lebensbeschreibungen der Kaiser von Nerva bis Elagabalus schrieb, ein ausführliches Buch, das trotz der mangelhaften Kritik für die spätere Geschichtschreibung von Wichtigkeit war. Sein Zeitgenosse Julius Africa-

Marius Maximus.

Julius Africanus.

nus war der Verfasser eines bis zum Jahre 218 reichenden chronologischen Werkes mit einer vergleichenden heidnisch-christlichen Zeitrechnung.

Aus solchen Sammlern von Anekdoten und Auszügen bestehen die „Geschichtschreiber der Kaiserzeit" (Scriptores Historiae Augustae), welche die Jahre von Hadrian bis auf Diocletian und Constantin dargestellt haben und die durch ihre rohe geschmacklose Sprache, durch ihre Gedankenarmuth, durch den gänzlichen Mangel an Urtheil und Kritik und durch ihr historisches Unvermögen ein sprechendes Zeugniß von dem Verfall der Literatur und Bildung geben. Unter diesen „kleineren Geschichtschreibern" ragt nur Flavius Vopiscus Syracusius durch urkundliche Genauigkeit hervor, während die andern (Aelius Spartianus, Julius Capitolinus, Vulcatius Gallicanus, Aelius Lampridius und Trebellius Pollio in seiner jetzigen Gestalt) ohne chronologische Ordnung, ohne historischen Sinn nach Art compilatorischer Zeitungsschreiber Alles zusammentrugen, was sie aus Archiven, Protocollen und anderen öffentlichen Urkunden oder aus älteren Schriftstellern auftreiben konnten. Von dem Hauptzweck der Geschichte, Bildung des Verstandes, Belebung edler Gefühle, Erweckung der Seele zu großen Entschlüssen, haben sie keinen Begriff. Bei diesem mechanischen und gedankenlosen Verfahren hing es von einem glücklichen Zufall ab, wenn unter einem Wuste nutzloser Dinge und biographischer Kleinigkeiten sich auch einige werthvolle Documente über die äußere oder innere Geschichte der Kaiser, über Verfassung und Rechtswesen, über Sitten und Privatleben erhalten haben. Die Verfasser, die, wie Bernhardy urtheilt, nicht einmal den mäßigen Anspruch der allgemeinen Bildung und des gesunden Menschenverstandes immer befriedigen, „dachten und schrieben mit dem gemeinen Volke, ihr Blick haftet gründlich auf aller Trivialität, besonders auf den glänzenden Ausschweifungen des Lasters, und eben hierin liegt ein großer Theil ihres Interesses, daß wir an ihnen die ältesten plebejischen Geschichtschreiber Roms besitzen, welche mit dem vornehmen und niedrigen Pöbel nicht nur den anekdotischen Stoff sammt all seinem Schmutz aufgriffen, sondern auch die Idiotismen der Volkssprache, uncorrecte Wortformen, falsche Structuren und einen unedlen, besonders provinzialen Sprachschatz harmlos in die Literatur einführten".

Die Geschichtschreiber der Kaiserzeit.

Vopiscus.

Die letzten Geschichtschreiber lateinischer Zunge gehören dem Zeitalter Julian's an: Unter dem Namen des Aurelius Victor aus der Provinz Afrika besitzt man eine kurze Kaisergeschichte von Augustus bis Julian („Caesares") von geringem Werth und den sogenannten „Auszug über die Cäsaren", eine Auswahl von Thatsachen nicht ohne Einsicht und Urtheil. Auch die Schrift: „Von berühmten Männern Roms", kurze Biographien von Römern und einigen anderen, die mit Rom in Beziehung kamen, wie Pyrrhos, Hannibal, wird von manchen Kritikern dem Aurelius Victor, von anderen einem unbekannten Autor zugeschrieben. Eutropius, kaiserlicher Geheimschreiber Julian's, bearbeitete im Auftrage des Kaisers Valens einen „Abriß der römischen Geschichte bis auf Jovian's Tod", in dem ohne genaues Studium aber mit praktischer Kürze die Begebenheiten der Republik flüchtig und kalt, die Kaiserzeit dagegen mit größerem Interesse, sogar mit einigem Sinn für Charakteristik dargestellt werden. Wegen seiner „faßlichen Mittelmäßigkeit und schlichten Sprache" wurde das Buch viel gelesen, abgeschrieben und übersetzt. Den Schluß der römischen Geschichtschreibung des heidnischen Alterthums in lateinischer Sprache bildet der Grieche Ammianus Marcellinus aus Antiochien, der nach dem Tode Julian's, bei dem er lange in Kriegsdiensten gestanden, in Rom den Studien lebte und an Ernst, historischem Urtheil und sittlichem Gefühle weit über seine Zeitgenossen hervorragt. Von seiner in den Jahren 389—391 geschriebenen Kaisergeschichte, welche, an Tacitus anschließend, den Zeitraum von Nerva bis zum Tode des Valens umfassen sollte, sind die 13 ersten Bücher verloren

Aurelius Victor.

Eutropius.

Ammianus Marcellinus geb. 333.

gegangen. Wir besitzen nur noch den Theil, welcher die Jahre von 353—378 behandelt, wo der Verfasser größtentheils als Augenzeuge berichtet. An politischem Scharfblick, an Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit, an sittlichem Unwillen über die herrschende Verderbniß und die Unterdrückung der edelsten Bestrebungen und an richtiger Auffassung einer unerquicklichen Gegenwart kann er mit seinem Vorbilde Tacitus wohl verglichen werden; obwohl ein Heide ist er frei von religiösen Vorurtheilen und betrachtet alle Zeiterscheinungen im ruhigen Spiegel historischer Objektivität und beurtheilt sie mit Freimuth, Unbefangenheit und männlicher Gesinnung. Dagegen steht er weit zurück an gründlicher Bildung, so gern er auch durch belehrende Digressionen über Geschichte, Geographie und Antiquitäten sein Wissen zur Schau stellt, und noch mehr an kunstreicher Darstellung. Seine schwerfällige und schwülstige Sprache und sein „durch ein geschmackloses poetisches Farbenspiel gedunsener Ausdruck" verrathen den Ungeschmack der Zeit und den tiefen Verfall, dem die lateinische Literatur und Sprache bereits anheimgefallen waren. Man merkt es dem Verfasser an, daß ihm das Lateinische eine fremde Sprache ist, die er theils aus dem Volksdialekt, theils aus dem Studium der älteren Klassiker sich angeeignet hat.

Griechische Historiker und Philosophen.

Bedeutender sind die griechischen Geschichtschreiber der Kaiserzeit, wenn gleich auch sie die Spuren der Zeit, „wo Despotismus und Aberglauben die Geister gefangen hielt", an sich tragen. Der Mangel an Freimuth, Urtheil und männlicher Gesinnung wird durch den rhetorischen und sophistischen Firniß, von dem ihre Schriften überzogen sind, nicht verdeckt. Knechtsinn und Schmeichelei, die Grundübel ihres schlaffen und entarteten Jahrhunderts, leiten ihre Feder und ihr Urtheil. Der bedeutendste darunter ist **Plutarch** aus Chäronea in Böotien, ein fruchtbarer, vielgelesener philosophischer und historischer Schriftsteller. Nachdem er in Athen den Grund zu seiner Bildung gelegt, durch ausgedehnte Reisen sich Welt- und Menschenkenntniß erworben, ließ er sich in Rom nieder, wo er durch eifriges Studium in den Werken des Alterthums und im Umgang mit Favorinus und anderen Gelehrten und Rhetoren der Zeit sich jene Belesenheit und jene Begeisterung für das griechische und römische Alterthum erwarb, die seine Schriften so warm durchziehen. Die Verfolgung der Philosophen und Schriftgelehrten unter Domitian verleidete ihm den Aufenthalt in der Weltstadt. Er kehrte nach Chäronea zurück, und widmete sich mit Eifer und Liebe den heimischen Angelegenheiten seiner kleinen Vaterstadt. Als Priester des pythischen Apollo und in nahen Beziehungen zum delphischen Orakel betrachtete er die Verherrlichung der althellenischen Weltanschauung als seine Lebensaufgabe. Trajan soll ihn mit der consularischen Würde beschenkt haben, und Hadrian, sein Freund und Schüler, gab ihm eine politische Stellung in Griechenland, wo er in den ersten Regierungsjahren dieses Kaisers gestorben zu sein scheint.

Plutarch. c. 46—120.

Die Biographien.

Plutarch's Werke zerfallen in **historische** und **moralische** Schriften. Zu jenen rechnet man die „**parallelen Lebensbeschreibungen**", eine Anzahl von Biographien ausgezeichneter und bedeutender Männer Griechenlands und Roms, von welchen meist zwei, ein Grieche und ein Römer, mit einander in der Weise verbunden sind,

daß zum Schluß gewöhnlich eine vergleichende Betrachtung beider hinzugefügt wird (wie Theseus und Romulus, Lykurg und Numa, Alkibiades und Coriolan, Aristides und der ältere Cato, Pyrrhus und Marius, Lysander und Sulla u. A. m.). Einige Lebensschilderungen, wie die des jüngeren Scipio und der älteren Dichter sind verloren gegangen. — Die zweite Gattung, gewöhnlich unter dem keineswegs dem Gesammtinhalt entsprechenden Namen „moralische Schriften" zusammengefaßt, ist nach Fassung und Inhalt höchst mannichfaltig und verschieden. Abgesehen von einigen Schriften, deren Echtheit angefochten wird, wie „über die Kindererziehung", „die Denksprüche von Königen und Feldherren", „Denksprüche von Spartanern", „die Sprichwörter" u. a. besitzen wir noch etwa siebenzig Aufsätze und Abhandlungen des verschiedenartigsten Inhalts, die sich bald über einzelne Gegenstände des griechischen und römischen Alterthums, über Gebräuche, Sitten, Einrichtungen u. dgl. verbreiten („vom Glück der Römer", „vom Glück und Verdienst Alexander's des Gr." u. A. m.), bald Lehren für das praktische Leben enthalten („wie man die Dichter lesen; wie man den Freund vom Schmeichler unterscheiden; wie man von seinen Feinden Nutzen ziehen soll", „über Tugend und Laster", „über Beherrschung des Zorns", „über Elternliebe", „über Geschwätzigkeit" u. A. m.), bald auf dem Gebiete religiöser Fragen sich bewegen („von dem Verfall der Orakel", „über Deisidämonie", „über das Schicksal", „über Isis und Osiris", „vom Aberglauben" u. A.), bald die Lehrmeinungen der älteren Philosophen besprechen und beurtheilen („über das Dämonium des Sokrates", „über Plato's Timäos", „über die Lehrsätze der Philosophen" u. A.). Moralische Schriften.

Nicht ohne Sinn für die Größe des alten Griechenlands und Roms, deren Großthaten und Heldenzeiten er poetisch und rhetorisch als Ideal hinzustellen suchte, wußte Plutarch zugleich die vornehmen Kreise seiner Zeit, denen er durch seine Bildung und Stellung angehörte, angenehm zu erregen, indem er Phantasie und Gefühl weckte und ihnen eine geistreiche und witzige Unterhaltung gewährte. Er legt mehr Werth auf die Zeichnung des Charakters und des inneren Menschen als auf die geschichtlichen Thaten und ist daher reich an einzelnen Zügen, Anekdoten und Reflexionen. Nach seiner eigenen Angabe ist oft eine kleine Geschichte, ein Wort, ein Scherz, eine bessere Bezeichnung des Charakters, als große Schlachten und Städteeroberungen. Aus solchen einzelnen Zügen, die ihm seine umfassende Gelehrsamkeit an die Hand gab, entwarf er die anziehenden Charakterbilder, die meistens eine panegyrische Färbung an sich tragen, aber gerade dadurch einen um so tieferen Eindruck hervorbringen. Er besaß eine außerordentliche Belesenheit, aber wenig Kritik und Auswahl der Quellen. Dennoch sind seine Biographien für die Geschichtskunde des Alterthums vom größten Werthe, da er aus vielen Schriftstellern geschöpft hat, die nicht auf unsere Zeit gekommen sind. Ein zweiter Vorzug ist der romantische die Phantasie anregende Anstrich und die warme Begeisterung für die alte Welt, die über das Ganze ausgegossen ist, so wie der sittliche Ernst des Verfassers, verbunden mit einer edlen menschenfreundlichen Gesinnung, ganz geeignet jugendliche und bewegliche Gemüther mit Liebe und Bewunderung für die hohen Gestalten des Alterthums zu erfüllen. Seine Sprache bewegt sich noch in dem von ihm sorgfältig gepflegten Atticismus, aber sein Periodenbau ist durch die gedehnten Sätze mitunter schwerfällig und seine Darstellung nicht selten weitschweifig und breit und mit Bildern und Anführungen überladen. Schriftstellerischer Charakter.

In Bezug auf die religiöse und philosophische Zeitrichtung steht Plutarch auf dem entgegengesetzten Standpunkte wie Lucian: während dieser die Göttermythen verspottet und die alte Volksreligion durch seine satirische und skeptische Behandlung dem Untergange zuführt, sucht Plutarch, bemüht das Alterthum Religiöser und philosophischer Charakter.

in allen seinen Richtungen und Erscheinungen von der edelsten und würdigsten Seite darzustellen, die antike Religion zu vertheidigen und zu halten, bald indem er die Mythen in einem höheren Sinn deutet, bald indem er durch Erweckung der im Heidenthum enthaltenen ethischen Elemente eine würdigere und erhabenere Auffassung der alten Götterlehre zu begründen und dem Unglauben wie dem Aberglauben seiner Zeit entgegenzuwirken sucht. Darum war er auch ein entschiedener Gegner der herrschenden Philosophenschulen, besonders der Epikureer, weil sie die alten Vorstellungen von den Göttern verwarfen und dem Atheismus das Wort redeten. Es war freilich ein eitles Bemühen, den Boden der alten Volksreligion, der bereits unter seinen eigenen Füßen wankte, mit wohlgemeinten Worten aber schwachen Beweisgründen zu stützen, das Lebensglück auf Erden an den alten Götterglauben zu knüpfen und mit dem Kampfe gegen die herrschenden Superstitionen zugleich die Vertheidigung der alten Orakel zu verbinden; dennoch hat das Ringen und Mühen einer edlen Natur das sinkende Heidenthum mit seiner Poesie und alten Romantik noch nach Kräften zu stützen, zu retten und zu reinigen, aus den Ruinen brauchbare Bausteine zu einem Tempel der Humanität herauszusuchen, etwas Rührendes. Daß ein Mann von so idealer Richtung einen besonderen Zug zu der Philosophie Plato's haben mußte, ist sehr erklärlich; aber er hielt sich nicht ausschließlich an die Akademie, sondern verband damit auch aus anderen Systemen alle solche Lehren, die seinem Geiste und seiner sittlichen Richtung entsprachen. Dadurch kam er zu einem philosophischen Eklekticismus von schwankender Grundlage, welcher, da darin die dialektische und logische Seite hinter der sittlich-religiösen zurückstand, zwischen die Gottheit und die Welt Mittelwesen (Dämonen) eingeschaltet wurden, von denen alle Offenbarung durch Orakel und Divination herrühren sollte, die dem Opfernden sich huldvoll nahen, und die Vorstellung von einem guten und bösen Urprinzip und von der Reinigung der Seele durch Leidenschaftslosigkeit und enthaltsames Leben Aufnahme fand, bereits die Keime des Neu-Platonismus in sich trug. Plutarch war der letzte begeisterte Verkündiger des humanen Geistes der alten Hellenen, denen er in Leben, Sitte und Denkweise nachstrebte.

Maximus Tyrius. Eine ähnliche Stellung wie Plutarch nahm ein Menschenalter später der Rhetor und Philosoph Maximus von Tyrus ein. In den 41 Abhandlungen oder Reden, die wir von ihm besitzen, suchte er durch Allegorie und Symbolik aus der Volksreligion monotheistische Vorstellungen abzuleiten. Wie Plutarch nahm er die platonische Dämonenlehre zu Hülfe, um die mythologischen Göttergebilde und die Mythen der Dichter in seinem Sinne zu deuten und zu beweisen, daß in der Vielheit der Darstellungen nur Ein höchster Gottesbegriff enthalten sei. Es waren Versuche, das sinkende Heidenthum zu reinigen und philosophisch und sinnbildlich umzugestalten.

Epiktet. Plutarch's Zeitgenosse war Epiktetos aus Hierapolis in Phrygien, ursprünglich ein Sclave des Epaphroditos, des Freigelassenen und Günstlings von Nero. Mit der Freiheit beschenkt widmete er sich zu Rom der Philosophie

unter dem Stoiker Musonius Rufus und trat dann selbst als Lehrer auf, bis er, durch Domitian's Verbannungsedict im Jahre 94 aus der Hauptstadt verjagt, nach Nikopolis in Epirus auswanderte, wo er arm und am Fuße gelähmt den Rest seiner Tage verlebte, gleich Sokrates, seinem Vorbilde, nur darauf bedacht, durch Selbstprüfung und Selbsterkenntniß das Verhältniß des Menschen zu der Außenwelt zu erforschen und in sich selbst und in dem Kreise von Jüngern, die er um sich sammelte, das auf sittlicher Willensfreiheit beruhende Gute zur Herrschaft zu bringen.

Epiktet, in dem die stoische Philosophie mit der Einfachheit und praktischen Lebensweisheit des Sokrates und der älteren Cyniker vermählt erscheint, bewies durch sein achtbares, rechtschaffenes Leben, daß die Lehren von der inneren Würde, von sittlicher Freiheit und von der geringen Bedeutung äußerer Güter und Leiden den Menschen auch in der niedrigsten Umgebung zu adeln vermögen. Nach dem Grundsatz lebend: „Ertrage und entsage!" machte er die Ethik zum Mittelpunkt seiner Philosophie, der Logik und Physik nur in so fern Werth beilegend, als sie zur Erkenntniß der inneren Freiheit gegenüber der äußeren Nothwendigkeit führen. Denn nur wenn die ethischen Begriffe richtig erkannt und geordnet, die Stellung des Menschen zu Gott, zu den Mitmenschen und zu der Außenwelt und die daraus entspringenden Pflichten bestimmt und durch die Zustimmung des sittlichen Urtheils und des freien Willens zur Uebung gebracht werden, kann das sittliche Handeln, kann das Prinzip der geistigen Freiheit des Menschen in Beziehung auf sein Thun und Leiden in allen Verhältnissen deutlich hervortreten. Erkenntniß, Willen und Uebung sind demnach die Vorbedingungen des sittlichen Handels. Lehre und Leben.

Diese praktisch-ethische Richtung der Philosophie des Epiktet, verbunden mit der Lauterkeit und Reinheit seiner Lehren und seines Lebens und mit der Demuth und Dankbarkeit gegen Gott, von dem jede gute und vollkommene Gabe ausgehe, welche er als erste Pflicht seiner Sittenlehre aufstellt, waren hauptsächlich Ursache, daß man seine praktisch-religiösen Grundsätze mit den Vorschriften des Christenthums in Verbindung brachte. Aber wenn auch Epiktet mit den Lehren des Evangeliums nicht bekannt war, so hat doch seine Lehre auf die Denkart vieler seiner Zeitgenossen und der folgenden Geschlechter einen entschiedenen Einfluß geübt, und fast Alles, was aus der stoischen Sittenlehre auf die spätere Zeit übergegangen ist, war meistens nur ein Nachklang seiner Gesinnung und Lehren. Die Sittensprüche und Maximen, die M. Aurel in dem Buch „An sich selbst" aufstellt, stimmen, abgesehen von ihrer besonderen persönlichen Beziehung, mit Epiktet's Vorschriften überein. Diese weichen von der älteren Stoa in so fern ab, als sie den Menschen mehr zur Selbsterforschung anspornen, mehr auf sein Inneres anweisen, daß er sich von der Außenwelt möglichst zurückziehe, sich „als Werkzeug des göttlichen Willens in dem Flusse des äußern und eiteln Lebens betrachte" und durch die Beschauung des „inneren Lichtes seines Dämons", die Ruhe des Gemüthes gewinne.

Epiktet glich auch darin dem Sokrates, daß er nichts Schriftliches hinterlassen hat, sondern daß seine Lehren von seinen Freunden und Schülern aufgezeichnet und der Mit- und Nachwelt bekannt gemacht wurden. Unter diesen ragt vor Allen hervor Flavius A r r i a n u s aus Nikomedien, ein würdiger Verkündiger und Herold der Weisheitslehren seines Meisters. Leider sind die größeren Schriften über „Epiktet's Leben und Ende", „die zwölf Bücher freund- Arrian.

schaftlicher Unterhaltungen", nicht auf unsere Zeit gekommen, und von den philosophischen Vorträgen, die er mit möglichster Treue und meistens mit den eigenen Worten des Meisters aufgezeichnet hatte, ist nur die erste Hälfte erhalten; allein sowohl die Vortrefflichkeit dieser „Diatriben" als das vielgelesene „Handbuch" (Encheiridion) über Epiktet's Moral, das wegen seines gediegenen praktischen Inhalts viele Jahrhunderte bei Heiden und Christen im größten Ansehen stand und durch Commentare und Paraphrasen erläutert ward, ja bei dem man sogar bisweilen einen christlichen Verfasser vermuthete, sind sprechende Beweise, daß der Schüler des Meisters würdig war.

Diatriben. Encheiridion.

Sein Charakter.

Wie Epiktet bewies auch Arrian, der von Hadrian zum Präfecten von Kappodokien eingesetzt, von Antoninus Pius mit der consularischen Würde belohnt ward, durch sein eigenes Leben den Werth der stoischen Grundsätze und zeigte durch seine Wirksamkeit als Staatsmann und Feldherr, daß ein inneres Leben und rein geistige Beschäftigungen zu den öffentlichen Geschäften nicht untauglich machen, daß der echte Philosoph auch im praktischen Leben an seinem Platze sei. Arrian's Werke über das Kriegswesen und namentlich seine Schrift über Alexander's des Großen Feldzüge (Anabasis), von der schon früher die Rede war (III, 167) und das Buch über „Indien", eine Fortsetzung und Ergänzung der „Anabasis", gehören zu den besten literarischen Erscheinungen der Zeit. Gleich seinem Vorbilde Xenophon legt Arrian großen Werth auf alles Religiöse, auf Orakel und Vorzeichen, auf Opfer und Handlungen äußerer Frömmigkeit. Auch die einfache schmucklose Sprache hat er von dem atheniſchen Historiker entlehnt. Unter seinen Schriften findet sich noch eine Abhandlung über die Jagd, gleichfalls nach Xenophon, und die erwähnte „Umschiffung des schwarzen Meeres". Andere Werke sind verloren gegangen.

Anabasis.

Appian.

Arrian's Zeitgenosse war **Appian** aus Alexandrien, der, wie er selbst von sich meldet, zu den ersten Ehrenstellen in seinem Vaterlande gelangte, als Sachwalter Rechtshändel zu Rom vor den kaiserlichen Gerichten führte, bis er zuletzt „Procurator" wurde, ob in Aegypten oder als Verwalter der kaiserlichen Finanzen in Rom, ist streitig. Seine „Römischen Geschichten" in 24 Büchern, von denen aber mehrere ganz verloren, andere verstümmelt sind, schrieb er unter Antoninus Pius.

Historischer Charakter.

Da Appian die bisherige annalistische oder synchronistische Behandlung, die Zusammenstellung der Ereignisse und Begebenheiten nach Jahresabschnitten, unbequem und verwirrend fand, so beschloß er einen anderen Weg einzuschlagen, auf welchem die annalistische Zerrissenheit vermieden werden sollte. Er wählte die ethnographische Eintheilung und zerlegte die römische Geschichte in eine Reihe von Specialgeschichten, indem er die einzelnen zum römischen Reiche vereinigten Länder und Völker von ihrem ersten Berührungspunkte mit Rom bis zu ihrer Unterwerfung durchgeht und dabei zugleich einen Blick auf die ältere vorrömische Zeit wirft. Unter diesen sind besonders die fünf Bücher über die **Bürgerkriege** Roms von Wichtigkeit. Da seine nächste Aufgabe war, die Ausbildung, Ausbreitung und Mehrung des römischen Staats nachzuweisen, so hat er besonders der Kriegsgeschichte seine Aufmerksamkeit gewidmet. Da er meistens ältere Schriftsteller bald benutzt, bald wörtlich ausschreibt, so hängt der Werth der einzelnen Bücher von der Beschaffenheit seiner Quellen ab. Trotz seiner ausgesprochenen Vorliebe für Rom erscheint Appian doch als ein wahrheitsgetreuer

Mann, mit Sinn und Verständniß der besseren Zeiten des Alterthums; er verschmäht Schwulst, Uebertreibung und rhetorische Declamation, und verfällt er auch hie und da ins Trockene und Triviale, so erhebt er sich an anderen Stellen auch wieder zu der Höhe besserer Schriftsteller. Ohne die Einwirkung der Götter und das Walten eines unerforschlichen Rathschlusses zu läugnen, sieht er doch in den Eigenschaften und Thaten der Menschen und Völker die Ursachen der Größe oder des Verfalls der Staaten.

Sein jüngerer Zeitgenosse Cassius Dio Coccejanus, geb. 155 zu Nicäa in Bithynien, aus einer angesehenen Familie, der nach einer sorgfältigen Ausbildung in der Rhetorschule zu Athen unter Commodus und dessen Nachfolgern mehrere Staatsämter bekleidete, Senator, Consul und Statthalter wurde, sich dann aber nach seiner Vaterstadt zurückzog, wo er starb, schrieb eine „Römische Geschichte" von der Gründung der Stadt bis auf sein eigenes Consulat im Jahre 229 in 80 Büchern, wovon aber die ersten 36 bis auf einige Bruchstücke ganz und von den übrigen Manches verloren gegangen ist. Cassius Dio.

Zehn Jahre lang (201—11) war Dio mit dem Sammeln des Materials beschäftigt, zwölf weitere (211—222) dauerte die Ausarbeitung, der Rest bis zum Jahre 229 scheint nur kurze Angaben enthalten zu haben. Die Bücher 37—54, incl. vom mithridatischen Krieg bis zu Agrippa's Tod sind vollständig erhalten, von Buch 55—60 besitzen wir bedeutende Bruchstücke; von den letzten 20 Büchern die von Xiphilinus im 11. Jahrhundert veranstalteten Auszüge aus dem Werke. Trotz der rhetorischen Färbung und des Mangels edler Denkart, höherer Auffassung der Dinge und Charaktere und vorurtheilsfreier gerechter Gesinnung ist seine Geschichte, besonders die der Kaiserzeit, doch ein werthvolles Buch durch die gelehrten Kenntnisse und Forschungen und den praktischen staatsmännischen Blick des Verfassers. Er hat Sinn für Verfassung, Gesetzgebung, Kriegswesen und verfolgt die Entwickelung und Ausbildung der Staatseinrichtungen mit Einsicht und Aufmerksamkeit. Ein Gegner aller demokratischen und revolutionären Bewegungen sieht er in Octavian den ausgezeichnetsten Fürsten, der durch die Alleinherrschaft den Staat gerettet habe. Wie Arrian den Xenophon, so hat Cassius Dio den Thukydides, zuweilen auch den Polybius zum Muster genommen, doch ohne seine Vorbilder von ferne zu erreichen. Seine Darstellung leidet an Breite und Schwerfälligkeit und verräth weder eine tiefere Auffassung oder eigenthümliche Anschauung und Behandlung, noch einen höheren moralischen Gesichtspunkt. „Tacitus' Kunst," sagt Ulrici, „mit der Geschichte des kaiserlichen Hofes die Geschichte des Reichs zu verbinden, und trotz der Alles umfassenden Despotie der Cäsaren dennoch eine Staatshistorie zu liefern, liegt weit über Dio's Gesichtskreise. Noch weiter die ideelle Wahrheit der Geschichte." Wir vermissen in ihm den hohen Sinn, den edlen Unwillen und das erhebende Bewußtsein des eigenen höheren Werthes, bei dem allgemeinen Elend und Sittenverderb der Zeit. Beschränkt und abergläubisch legt er Bedeutung auf Wunder und Träume, auf Vorbedeutungen und Zeichen, die er bei jeder Gelegenheit anführt, währeud doch nirgends tiefes religiöses Gefühl oder würdige Vorstellungen von göttlicher Weltordnung durchleuchten. Inhalt und Charakter seiner Geschichtsbücher.

Zur Ergänzung des Werks von Dio dient Herodian's „Geschichte seiner Zeit", vom Tode Marc-Aurels bis auf Gordian III. (180—238). Ist auch Herodian nur ein „rhetorischer Annalist" ohne Wärme, Leben und Genauigkeit, der seine Geistesarmuth häufig unter der Hülle von gehäuften sinnverwandten Herodian.

Worten und Redensarten verbirgt und an eingestreuten oft unpassenden Reden Gefallen findet, so ist sein Werk doch nicht ohne Werth. Der Inhalt trägt im Allgemeinen den Stempel der Wahrheit, sein Stil ist natürlich und frei von dem affektirten alterthümlichen Atticismus und seine Darstellung der Charaktere und Thatsachen von einem sittlichen Ernst durchdrungen. Aber „der Gedanke innerer Einheit, in welcher die Masse des Einzelnen zu einem Ganzen sich verbände, scheint nie seine Seele berührt zu haben".

Dexippus. Im dritten Jahrhundert fing man bereits an, die Weltchronik mit der Geschichte der Gegenwart zu verbinden, in der Art, daß die Vergangenheit in kurzen Umrissen den Uebergang zu den Aufzeichnungen der Tagesereignisse bildete. Den ersten Schritt machte P. Herennius Dexippus, ein als Krieger, Staatsmann und Gelehrter hochgefeierter Athener, der nicht nur mehrere historische Werke verfaßte, darunter eine Geschichte der Gothenkriege von Decius bis Aurelian, sondern auch im Jahre 267 an der Spitze attischer Freischaaren eine Abtheilung germanischer Barbaren aus Griechenland zurückschlug.

Zosimus. Polyän. Die Geschichte des römischen Kaiserreichs von Augustus bis zum Jahre 410, von Zosimus, einem Zeitgenossen des Kaisers Theodosius II., ist durch Form und Inhalt einer bessern Zeit würdig. Der Rhetor Polyän von Makedonien schrieb acht Bücher „Kriegslisten" (Strategemata), die er dem Marc-Aurel und seinem Bruder L. Verus widmete, eine Sammlung von Anekdoten und Kriegsgeschichten der älteren Zeit von verschiedenem historischen Werthe.

Josephus. 37 bis n. 103. Flavius Josephus, der gelehrte Jude aus priesterlichem Geschlechte, hat seine schriftstellerischen Gaben und die während seines langen Aufenthaltes in Rom gewonnene Kenntniß der griechisch-römischen Bildung zur Darstellung der Schicksale, des religiösen Entwicklungsganges und der Leiden und Drangsale seines Volkes angewendet.

Zuerst verfaßte er eine „Geschichte des jüdischen Krieges", in sieben Büchern, hebräisch und griechisch, eine lebendige Schilderung des großartigen Kampfes, dem er selbst handelnd oder doch als Augenzeuge anwohnte, und der mit der Zerstörung Jerusalems und seines Tempels endigte. Nach Art der damaligen Geschichtschreibung enthält das in blühender Sprache verfaßte Werk viele weitläufige Beschreibungen merkwürdiger Orte und Sitten und viele längere kunstvolle Reden, welche dem Verfasser dienen um die handelnden Personen zu charakterisiren und lehrreiche Winke und Nachrichten über die Zustände und herrschenden Meinungen mitzutheilen. Das böse Gewissen eines Abtrünnigen gibt sich mitunter in lieblosen und ungerechten Urtheilen über die Führer des Aufstandes kund. Aber trotz dieser Mängel ist das Werk reich an lebendigen Zügen wahrer Geschichtschreibung. Sein zweites größeres Werk, „jüdische Archäologie" in zwanzig Büchern, das Josephus während seines Aufenthaltes in Rom verfaßt, im Jahre 93 oder 94 vollendet hat, über die frühere Geschichte Israels hatte den Zweck, das verhaßte und verachtete Volk bei den Römern in ein günstigeres Licht zu stellen und es von dem Druck ungerechter Vorurtheile zu befreien. Er wollte die Vorliebe der Zeit für die uralte orientalische Weisheit benutzen, „um der jüdischen Nation die Ebenbürtigkeit unter den Völkern zu erkämpfen". Doch war Josephus zu befangen, als daß er die Herrlichkeit seines Volkes in seiner großen Zeit wahrhaft zu erfassen vermocht hätte. Auch trug er kein Bedenken, die wahre Geschichte durch Dichtungen und Fabeln zu entstellen. Als Ergänzung des ersten Werks kann seine eigene Lebensbe-

schreibung, als Ergänzung des letzteren seine „Zwei Bücher über das hohe Alter der Juden gegen Apion" gelten. Das letzte, eine Schutzschrift (Apologie) für die Judäer, ist mit warmer Liebe für die alte Gesetzgebung Moses verfaßt. In der Lebensbeschreibung ist er sichtlich bemüht, seine Hingebung und Verdienste für Rom und das flavische Kaiserhaus recht ins Licht treten zu lassen, während er in den Geschichtsbüchern die Begebenheiten mit mehr Zurückhaltung seiner Gesinnung vorträgt. Er will den Glauben erzeugen, daß er nur durch den Zwang der Umstände für die Sache der Römer gewonnen worden sei, nicht aber als verrätherischer Parteigänger erscheinen.

F. Die spätere Literatur und die Jurisprudenz.

Mit Hadrian kam das Zeitalter der „silbernen Latinität" zum Abschluß; die folgenden Schriftsteller, welche unter dem eisernen Joche der Militärherrschaft die letzten grünen Zweige am absterbenden Baume der römischen Literatur und Wissenschaft mühsam und dürftig pflegten, werden dem „ehernen Zeitalter" zugetheilt, das jetzt in allen Richtungen und Regungen des inneren und äußeren Lebens auf der Menschheit zu lasten begann. Zu diesem Verfalle der römischen Literatur trugen Hadrian und die Antonine nicht wenig bei, theils durch ihre Vorliebe für das Griechische, theils durch die Beförderung eines verkehrten Geschmacks in Stil und Sprache, in Dichtung und Beredsamkeit. Wir haben gesehen, wie sehr Hadrian und Marcus Aurelius griechische Kunst, griechische Philosophie, griechische Rhetorik begünstigten, so daß man den ersteren spottweise „Gräculus" nannte, der letztere seine Selbstbetrachtungen oder Monologe in griechischer Sprache verfaßte. War schon diese Hofgunst für die gebildeten Kreise in Rom ein Beweggrund, sich mehr mit griechischer Literatur und Kunst zu beschäftigen, so mußte die affektirte Alterthümelei in der lateinischen Sprache und Redeweise, die unter der Begünstigung der Kaiser von dem einflußreichen Redner und Hofmann Fronto aus der Provinz Afrika zum herrschenden Zeitgeschmack erhoben wurde, alle verständigen Männer von Bildung und selbständigem Urtheil gegen die verkehrte Richtung in der heimischen Sprache und Literatur einnehmen und der griechischen Kunst und Wissenschaft in die Arme führen. Durch spielende Gedichte nach Art der altitalischen Lieder der Ackerbrüder und der Fescenninen, durch archaistische Ausdrücke nach Cato, Plautus und Ennius, durch Nachahmung der altrömischen Rede und Sprachformen, wie sie vor Varro und Lucretius Carus herrschend gewesen, und durch den Gebrauch seltener oder längst verschollener Worte vermeinten Hadrian, Fronto und viele ihrer Zeitgenossen den römischen Geist und Charakter, der längst aus dem Leben entschwunden war, in der Literatur zurückführen zu können. Unter solchen Verhältnissen konnte ein so verschrobener und einseitig gebildeter Mann wie Fronto das Haupt einer eigenen Schule werden, konnte Schüler und Bewunderer finden, wie A. Gellius, Sidonius Apollinaris u. A., konnte bei drei der namhaftesten Kaiser Gunst und Ehre erwerben und zu hohen

Verfall der lateinischen Literatur und Sprache.

Fronto.

Staatsämtern emporsteigen, blos weil er das Kunststück verstand, „die Blößen seiner Armuth an Wissen und Gedanken“ mit alterthümlichen Ausdrücken und Sprachformen, mit einem gemüthlosen rhetorischen Pathos und mit einem gespreizten Stil zu verhüllen. Fronto selbst erlebte noch den Kummer, seinen Ruhm erbleichen zu sehen; aber die üppige und phantastische „afrikanische Latinität“, welche in dem beweglichen und talentvollen L. Apulejus aus Karthago ihren Gründer verehrte und die nüchternen und pedantischen Frontonianer aus dem Felde schlug, war nicht geeignet, das gewichene Interesse für römische Kunst und Literatur zurückzuführen und dem Griechenthum, dem sie ohnedies ihren künstlichen Schmuck entlehnt oder geraubt hatte, eine wirksame Opposition entgegenzusetzen. Der unrömische Charakter, der schon in dem „goldenen Esel“ mit seinem Aufwand von „witzelnder Rhetorik und gewaltsamer Sprachbildnerei“, mit seiner „verzerrten Mischung von poetischen, alterthümlichen und localen Sprachstoffen“ und mit seiner „überladenen Composition“ zu Tage tritt, greift in der späteren Kaiserzeit mehr und mehr um sich und dringt immer tiefer in das Wesen der lateinischen Literatur und Dichtkunst ein. Nur in der Jurisprudenz gab sich der productive Geist, der logische Rechtsverstand und die kräftige wissenschaftliche Sprache noch im dritten Jahrhundert kund; die Kaiser, die alle andere Wissenschaft mit Verachtung und Mißtrauen betrachteten, begünstigten das Studium der Jurisprudenz. Die Jurisprudenz war wie die stoische Philosophie dem Aufbau der absoluten Herrschaft förderlich. Beide Disciplinen stellten die Unterwerfung unter das höchste Gesetz als die erste Pflicht hin. Diesem Bunde mit der Stoa verdankte indessen die römische Rechtswissenschaft auch die allgemeinen leitenden Grundsätze, die sie als „Ideal der Rechtspflege“ an die Spitze ihrer Systeme stellte, um danach in den zweifelhaften Einzelfällen zu entscheiden. Indem die Jurisprudenz dem Stoicismus die Fundamentallehre von der Gemeinsamkeit und Gleichheit der Menschen entnahm, gelangte sie zu dem Prinzip eines Naturrechts für Alle. Schon im dritten Jahrhundert scheidet sich der Osten mehr und mehr von dem Westen ab; beide ringen eine Zeit lang um die Weltherrschaft; darüber verliert Rom und Italien allmählich die gebieterische Stellung und das Uebergewicht im Reiche der Geister; die Hauptstadt hört auf, der Mittelpunkt der Literatur und Wissenschaft zu sein; in der griechischen Welt laufen ihr Athen, Konstantinopel und Alexandrien den Rang ab; die lateinische Bildung hatte bereits ihre Pflanzstätten in Gallien, Spanien und Nord-Afrika aufgeschlagen; und als das Christenthum anfing, die Literatur und das geistige Leben zu durchdringen, da gingen bald die nationalen Eigenthümlichkeiten in dem christlichen Gesammtcharakter auf; in der neuen Weltbildung fanden die griechischen und lateinischen Geistesproducte ihren gemeinsamen Boden und Ausdruck. Den Dialog „Octavius“ des Minucius Felix werden wir bei den christlichen Apologeten kennen lernen. In dieser Zeit, als die beiden Religionsprinzipien sich noch um die Herrschaft der Welt stritten, nahm die lateinische

Marginalien: Apulejus. — Die lateinische Poesie.

Poesie, die heidnische wie die christliche, noch einen letzten flackernden Aufschwung. An der Hand der alten klassischen Dichter durch emsiges Studium und einiges Talent sich emporrichtend haben mehrere größtentheils den Provinzländern entstammte Dichter des vierten Jahrhunderts nicht ohne Glück die mittleren Felder der Poesie angebaut und in lyrischen und epischen Formen dichterische Gewandtheit und metrische und sprachliche Kunstfertigkeit entfaltet, die, wenn auch ihre Poesie die Nachahmung verräth und „nach der Bücherwelt schmeckt", doch einer bessern Zeit würdig sind. So hat der Dichter und Naturmaler Ausonius aus Burdigala in seinen Idyllen die Moselgegenden anmuthig besungen, und Festus Avienus, ein Nachkomme des Philosophen Musonius Rufus, außer anderen dichterischen Versuchen die Küstenlandschaft von Gades bis Massalia in einem Gedicht beschrieben; so haben in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts Calpurnius aus Sicilien und Aurelius Nemesianus Virgil's Eklogen und Lehrdichtung nachgeahmt mit wenig Natur und Erfindung und im rhetorischen Geschmack der Zeit, aber mit einzelnen schönen Schilderungen (wie der in der dritten Ekloge des erstern beschriebene mythologische Bildersaal); so hat Claudius Claudianus aus Alexandrien, dem römischen Adel und den Staatsmännern am Hofe des Honorius zu Ravenna befreundet, die Kriegs- und Friedensthaten Stilicho's, seines Gönners, in wohlklingenden Versen und leichter und correcter Diction gefeiert und die drei Consulate des Honorius mit Lobgedichten verherrlicht, und sein Zeitgenosse Rutilius Namatianus seine Rückkehr vom Hofe zu Ravenna in seine gallische Heimath in reiner, dem Virgil abgelernter Sprache beschrieben; so haben christliche Sänger aus Spanien und Gallien, unter denen Juvencus und Prudentius durch Schulbildung hervorragen, geistliche Dichtungen verfaßt, die indessen trotz ihrer antiken Sprache und Form, ihrer alterthümlichen Ausdrücke und Bilder, schon dem Geiste des Mittelalters angehören, schon mehr für Erbauung als für Kunstgenuß berechnet sind. Des Juvencus Zeitgenosse, Publius Optatius Porphyrius, wahrscheinlich ein angesehener christlicher Afrikaner, hat sich durch ein Lobgedicht auf Constantin, das in rhetorischer Künstlichkeit zur schmeichlerischen Spielerei herabsinkt, Rückberufung aus der Verbannung und die Huld des Kaisers erworben.

(Marginalien: Ausonius. — Avienus. — Calpurnius und Nemesianus. — Claudianus. — Namatianus. — Juvencus und Prudentius. — Porphyrius.)

Wir haben in den obigen Blättern bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen, wie sehr die Juristen unter der Kaiserherrschaft an Bedeutung und Ansehen gewannen; nicht nur daß bei vielen Aemtern vorzugsweise Rechtsgelehrte verwendet wurden; daß seit Hadrian die ersten Reichs- und Gerichtsstellen, wie die Präfectur des Prätoriums und das kaiserliche Geheimeraths-Collegium ausschließlich in die Hände der Juristen kamen; auch bei der Ausfertigung der Edicte, der Rescripte oder Antwortschreiben auf Anfragen von Privatpersonen oder Beamten, und der Decrete oder richterlichen Entscheidungen bei Appellationen, aus denen die „Constitutionen" der Kaiser entstanden, waren immer Juristen thätig. Je mehr aber das Rechtsstudium der Weg zu Ehre und Ansehen ward, desto eifriger wurde dasselbe betrieben, desto mehr machten es die höheren Stände zu ihrem Berufe, desto größer wurde die Zahl der Rechtsgelehrten, die

(Marginalie: Jurisprudenz.)

bald als eigener Juristenstand bei Rechtsfragen consultirt wurden und Gutachten und Klagformeln abfaßten, bald als Anwälte und Rechtsbeistände bei den Gerichten thätig waren, bald als Gelehrte die gültigen Rechtsquellen in Systeme ordneten und durch Commentarien erläuterten und näher bestimmten oder durch Abhandlungen über wichtige oder schwierige Fälle die juristische Literatur bereicherten, bald als Rechtslehrer in den größeren Städten Unterricht ertheilten und dadurch die Gründung von Rechtsschulen herbeiführten. Die juristische Literatur hielt sich freier von dem Einfluß der griechischen Geistesbildung als die übrigen Wissenschaften, sie beruhte auf einer soliden Tradition und auf älteren Mustern. „Die Sprache und Schreibart der Juristen war wie die vielseitig gebildeter und im Leben erfahrener Männer insgemein rein, einfach, bestimmt, würdig, ohne schulmäßigen Anstrich, anschaulich und lebendig und artete langsamer und später aus wie die der anderen Schriftsteller." Nachdem Salvius Julianus unter Hadrian die prätorischen Edicte durch eine erschöpfende Redaction in das Edictum perpetuum vereinigt hatte, das allen späteren Gesetzbüchern als System und Grundlage diente, schrieb sein jüngerer Zeitgenosse Gaius ein bis auf Justinian gangbares Lehrbuch des Privatrechts (institutionum commentarii) in vier Büchern. Den Höhepunkt ihrer Blüthe erreichte die Rechtswissenschaft unter Septimius und Alexander Severus durch eine Reihe von Meistern, welche in den höchsten Aemtern sich bewegend die Jurisprudenz von dem bisherigen Zwiespalt befreiten und zu solcher Vollendung führten, daß ihren übereinstimmenden Aussprüchen durch kaiserliche Verordnung Gesetzeskraft beigelegt ward. An ihrer Spitze stand Aemilius Papinianus, der unter Caracalla ermordete Präfect der Prätorianer, dessen Quästionen über allgemeine Rechtsfragen und „Responsen" über einzelne Rechtsfälle eine klassische Autorität erlangten; dann Julius Paulus und Domitius Ulpianus von Tyrus, beide Präfecten des Prätoriums unter Alexander Severus; jener, ein Mann von der größten schriftstellerischen Thätigkeit, war der Verfasser von zwei großen Werken über das „prätorische Recht" und über das „Civilrecht" und von vielen anderen kleineren Schriften; der letztere, Vormund und einflußreicher Rathgeber Alexanders Severus, unter dem er von den Prätorianern ermordet ward, schrieb außer mehreren anderen Werken gleichfalls zwei größere Darstellungen über das prätorische Recht (ad Edictum) und über das Civilrecht (ad Sabinum); den Schluß bildet des letzteren Schüler Herennius Modestinus. „Diese vier Klassiker haben die Rechtssprache durchgebildet, und wenn man auf ihre Zwecke sieht eine reine, mindestens präcise Sprache besessen, vor Allem aber durch lebendige Darstellung, indem sie jedes Mal den Begriff eines Rechtsinstituts im Allgemeinen erfassen und mit der concretesten Anschaulichkeit auf die besonderen Rechtsfragen anwenden, die Vorgänger zurückgedrängt; sie selber wurden Quellen des juristischen Unterrichts." Ihre schriftstellerischen Vorzüge bestanden somit weniger in der strengen Logik und philosophischen Verarbeitung, als in der dialektischen Gewandtheit und Schärfe bei der Zergliederung und Beurtheilung gegebener Fragen, Fälle und Verhältnisse. Im nächsten Jahrhundert theilte die Jurisprudenz den allgemeinen Verfall, so daß sich die Rechtsgelehrten meistens mit den Aussprüchen der klassischen Meister begnügten und daneben nur noch dem Sammeln der kaiserlichen Verordnungen ihre Thätigkeit widmeten, bis durch die großen Gesetzbücher, die unter Theodosius und Justinian zusammengestellt wurden, aller wissenschaftlichen Auslegung und Forschung ein bestimmtes Ziel gesetzt ward und die schaffende Kraft der Jurisprudenz erlosch.

(Marginalien: Papinian. — Paulus. Ulpianus. — Modestinus.)

Ausonius. 309—392. Decimus Magnus Ausonius aus Burdigala (Bordeaux), Sohn des Julius Ausonius, der bei Kaiser Valentinian Leibarzt gewesen war, und dann zur Würde eines Präfects über Illyrien erhoben wurde, widmete sich mit großem Eifer den Stu-

dien, besonders der Rechtswissenschaft und Rhetorik. Von Kaiser Gratian, dessen Erziehung er geleitet, wurde er mit der consularischen Würde belohnt (375), zog sich dann aber von der politischen Thätigkeit zurück, um die letzten Lebensjahre den Wissenschaften und der Dichtkunst zu widmen. Daß Ausonius ein Christ gewesen, scheint kaum zweifelhaft, so sehr auch in seinen Schriften heidnische Form, heidnischer Geschmack und heidnische Bildung vorherrschen. Unter seinen poetischen Arbeiten nehmen die erste Stelle ein: die zwanzig Idyllen, meistens Naturschilderungen in leichter, einfacher Sprache; am ausführlichsten und bekanntesten ist die zehnte, aus 483 Hexametern bestehende Idylle „Mosella", eine Beschreibung des Moselthals aus Anlaß einer um 370 unternommenen Reise gedichtet. „Die Mosella, in dem alten Trier gedichtet, besingt in einzelnen Stellen nicht ohne Anmuth die schon damals rebenbepflanzten Hügel eines der schönsten Ströme unseres vaterländischen Bodens; aber die nüchterne Topographie des Landes, die Aufzählung der der Mosel zuströmenden Bäche, die Charakteristik der Fischgattungen in Gestalt, Farbe und Sitten sind Hauptgegenstände dieser ganz didaktischen Composition" (Humboldt). Die dreizehnte Idylle, Cento nuptialis, aus einzelnen Versen des Virgil zusammengesetzt, ist ein schlüpfriges Machwerk, das der Dichter im Auftrag des Kaisers Valentinian verfertigt hat. Außerdem besitzen wir von Ausonius noch eine Reihe von Epigrammen, deren Echtheit jedoch bestritten wird, von Episteln, Uebungen nach Horaz, „voll von den Eitelkeiten und Spielen der Lectüre", ferner eine Anzahl kleiner Dichtungen, Parentalia genannt, Denkschriften auf Verwandte, ein kleines auf die Geschäfte des Tages und deren Ordnung sich beziehendes Gedicht „Ephemeris" und eine dem Plinius nachgebildete „Dankrede" (Gratiarum actio) an Kaiser Gratian in gespreizter prunkhafter Rhetorik, und voll kriechender Schmeichelei, und andere Arbeiten, die alle von seiner Belesenheit und von seinem lebhaften und gewandten Geiste zeugen, aber auch von dem Unvermögen der Zeit, ein klassisches Kunstwerk mit eigenen Gedanken und in natürlicher Form und Sprache hervorzubringen.

Claudius Claudianus, ein geborner Grieche aus Alexandrien, der sich durch Studien in reiferen Jahren die lateinische Sprache so aneignete, daß er zu den ersten Dichtern des sinkenden Reichs gezählt werden darf. Er hat in der Sprache und Kunstform der augusteischen Zeit, die er sich mit Glück und Talent anzueignen verstand, die Thaten und den Ruhm Stilicho's, der ihn dafür mit Aemtern und durch ein Standbild in Rom ehrte, und des Kaisers Honorius gefeiert, in politischen Parteischriften und Satiren „gegen Rufinus" und „gegen Eutropius" seinen Haß über das byzantinische Kaiserthum ausgesprochen und in einem epischen Gedicht den Mythus „vom Raub der Proserpina" mit lebendigen Schilderungen und Beschreibungen behandelt. Die ersten Stücke, panegyrischen und historischen Inhalts (Lobgedichte auf drei Consulate des Honorius, auf Stilicho und seine Gemahlin Serena; vom getischen und gildonischen Krieg; Lobgedichte auf mehrere Freunde) „sind Gemälde von Hof- und Staatsactionen und verzieren einen kleinlichen Stoff, zweifelhaften Ruhm und winzige Personen mit allem Farbenglanz und Schmuck der Rhetorik", geben aber Zeugniß von dem erzählenden und beschreibenden Talente des Dichters und von seiner lebhaften Einbildungskraft, die ihn freilich häufig zu unnatürlichen Uebertreibungen führt. Dieses Mißverhältniß der rhetorischen und pathetischen Darstellung zu dem dürren, historischen Inhalt gibt sich auch in den polemischen Schriften kund. Geistreich und würdig erscheint der Dichter besonders in den kleineren Stücken, wo er sich freier bewegen konnte: in dem Hochzeitsgedicht (in nuptias Honorii et Mariae) nebst dem Anhang „Fescenninen", in den fünf kleinen „Episteln", in sieben netten „Eidyllien", und in einer Anzahl „Epigrammen", worunter sich auch einige fremde, Arbeiten eines christlichen Verfassers,

Cl. Claudianus. c. 400.

befinden. Das Bruchstück eines zweiten mythologischen Gedichts „Gigantomachia" scheint eine Uebersetzung aus dem Griechischen zu sein.

„Claudianus besaß eine schöpferische Kraft und fruchtbare Phantasie," urtheilt Bernhardy, „einen Sinn für künstlerische Form, ein mannichfaltiges Wissen; auf ein Ganzes und nicht blos auf geistreiche Spiele der Poesie gerichtet, war er empfänglich für die poetischen Schätze des Alterthums und wußte sich ihre Sprache anzueignen." Mit diesem Urtheil stimmt auch Gibbon überein: Er vermißt Tiefe und Wärme des Gefühls, glückliche Erfindung und wahre lebensvolle Ausführung und Darstellung. „Im Dienste seines Gönners," fährt er fort, „schrieb er gelegentlich Lobpreisungen und Schmähungen, und der Zweck dieser sclavischen Erzeugnisse ermunterte seine Neigung, die Grenze der Wahrheit und Natur zu überschreiten. Diese Unvollkommenheiten werden jedoch in einem gewissen Grade durch die poetischen Tugenden Claudian's ersetzt. Er war mit dem seltenen und köstlichen Talente begabt, die geringsten Gegenstände zu heben, die unfruchtbarsten zu schmücken und die ähnlichsten zu vermannichfaltigen; seine Färbung, insbesondere in der beschreibenden Poesie, ist lieblich und glänzend, und er verfehlt selten die Vortheile eines gebildeten Verstandes, einer reichen Phantasie, einer ungezwungenen und zuweilen kräftigen Ausdrucksweise und eines ununterbrochenen Flusses harmonischer Versbildung zu entfalten."

Apulejus. c. 160. L. Apulejus, einer der witzigsten und geistreichsten Männer, war unter Hadrian zu Madaura in Numidien geboren. Nachdem er in Athen und Rom sich die Bildung der Zeit angeeignet und dann auf längeren Reisen „die Wissenschaften und Thorheiten" des damaligen Geschlechts erforscht und sich in alle Mysterien hatte einweihen lassen, kehrte er nach Karthago zurück, wo er als Lehrer der Rhetorik, als Schriftsteller und Wundermann sich großen Ruhm erwarb. Die Heirath mit der Mutter seines Freundes Pontanius, einer reichen Wittwe von vorgerücktem Alter, in deren Hause zu Oea (Tripolis) er in einer Krankheit während seiner Reise Heilung und Pflege gefunden, zog ihm eine Anklage zu, als ob er deren Gunst sich durch Zaubermittel verschafft und den Tod des Sohnes herbeigeführt habe. Er widerlegte diese Beschuldigung in der noch vorhandenen witzigen und gelungenen Schutzrede (Apologie) über die Schwarzkunst (de Magia), worin er in reinerer Sprache als gewöhnlich und mit Gründen des gesunden Verstandes sich gegen den Aberglauben und die Unvernunft der Menge ausspricht, die in jedem Naturforscher einen Zauberer sieht, und doch zugleich einen gewissen Wunder- und Weihglauben in Schutz nimmt, die natürliche Magie, die den Gang der Natur, ihre Kräfte und Wirkungen zu erforschen suche und das Entdeckte in symbolische Handlungen, Formeln und Sprüche einhülle, unterscheidet von der sogenannten Zauberei oder Schwarzkunst, die in dem Aberglauben und der Unwissenheit des großen Haufens ihren Ursprung habe; worin er den Mysterien, den geheimen Weihen und symbolischen Verrichtungen das Wort redet, ohne doch die Schwärmerei und Mystificationen der Zeit, die Quelle so vieler Laster und Unsitte, zu rechtfertigen. Apulejus war ganz ein Kind seiner Zeit, deren Richtungen und Bestrebungen er erforschte und bald weiter ausbildete, bald verspottete, bald mißbrauchte. Mit der platonischen Philosophie in ihrer späteren Gestalt die Mysterienlehren und die Magie verbindend hat er dem Hange der Zeitgenossen für Zauber- und Wundergeschichten, für Aberglauben und schlaffe Sinnlichkeit, für geheime Weihen und üppige Phantasiebilder so sehr in Rede und Schrift sich anbequemt, daß man ihn als Magier und Wunderthäter mit Apollonius von Tyana oder mit Alexander von Abonoteichos zusammengestellt findet, so verschieden auch der witzige, geistreiche, phantasievolle Afrikaner von jenen asiatischen Magiern und Propheten gewesen sein muß. Unter seinen zahlreichen Schriften, die außer der erwähnten „Apologie" wegen Magie noch Einlei-

tungen oder Auszüge von declamatorischen Vorträgen (Florida oder „Blumenlese") enthalten, ferner eine „Geisterkunde", angeknüpft an das Dämonium des Sokrates, eine Theorie der Geisterwelt, die zwischen Himmel und Erde schwebend eine Mittelstufe zwischen der Gottheit und den Menschen einnehmen sollte, wie der Dämonenglaube des Mittelalters sich ähnliche Vorstellungen bildete, eine Einleitungsschrift zur platonischen Philosophie, enthaltend einen kurzen Abriß der philosophischen Lehrsätze Plato's, die seinen eigenen symbolisch-mystischen Zeitideen zu entsprechen schienen, und die nach gleichem Verfahren durchgeführte freie Bearbeitung eines aristotelischen Buches über die physische Welt und einige kleinere Arbeiten, ist als Hauptwerk hervorzuheben: „Neun Bücher Metamorphosen oder Vom goldenen Esel", worin auch die schöne allegorisch-mythologische Erzählung „Amor und Psyche" als größere Episode (B. 4—6) eingeflochten ist. Psyche, durch Verführung und irdisches Verlangen von dem Geliebten (Amor) getrennt, wird durch Leiden und Trübsal geläutert wieder mit demselben ausgesöhnt und vereinigt. Metamorphosen.

Der „goldene Esel", eine Art humoristischer Roman, in welchem die auch von Lucian behandelte Wundergeschichte von einem in Thessalien durch eine Zaubersalbe in einen Esel verwandelten Menschen und dessen Abenteuer und Erlebnisse bis zu seiner Erlösung durch das Essen von Rosen bei dem mystischen Rheacultus den Inhalt bildet, ist „eine satirisch-phantastische Rundreise durch die von Superstitionen und Unsittlichkeit zerrüttete Römerwelt". Alle Laster und Gebrechen, alle Verkehrtheiten und Verirrungen, alle sittlichen, gesellschaftlichen und religiösen Zustände jener Zeit der Unnatur, der Genußsucht, der Entartung werden hier dargestellt: die geschlechtlichen Ausschweifungen, die Liebesgenüsse, die schändlichste Wollust bald in lüsternen Schilderungen, bald in unverhüllter Nacktheit und in zügellosen Obscönitäten; die religiöse Schwärmerei verbunden mit phantastischen Umzügen, mit Aberglauben und frommem Betrug, mit Mystificationen und Muckerwesen; der Hang des damaligen Geschlechts für Dämonologie und Mysterien, für Zauber- und Hexengeschichten; das üppige und weichliche Luxusleben der Städte wie das ungebundene Räuber- und Vagantenleben in Wald und Feld, wovon die ergötzlichsten Genrebilder geliefert werden; daneben wieder die liebliche Fabel von Amor und Psyche, welche die Räubermutter erzählt, und zum Schluß das glänzende Schauspiel der ägyptischen Mysterien, mit ihren Symbolen, Geheimdiensten und Weihungen, das Alles mit den Reizen einer heiteren Komik und mit den Farben des Humors und der Ironie übergossen, die zu der das ganze Gemälde durchziehenden moralisirenden Tendenz einen wunderlichen Gegensatz bilden und an die Dichterworte erinnern: „Malet die Lust, doch malet den Teufel dazu!" das Alles in eine Sprache gefaßt, die, wenn auch von Schwulst, Wortschwall, rhetorischer Künstelei und Bilderfülle strotzend, dennoch durch die sinnliche Gluth und poetische Färbung fesselt, das Alles in eine Darstellung gekleidet, die durch die Menge der sorgfältig ausgemalten Züge und durch die in verführerischer Reihenfolge vorgeführten Scenen der Wollust „die schlaffe Lüsternheit und Phantasie kitzelt" und durch die lebendige Erzählung und Schilderung voll sinnlicher Gluth blendet und hinreißt. Dabei empfängt der Leser allenthalben den Eindruck, daß der Dichter weniger erfinde als die Erscheinungen des Tages berichte, daß mithin die Schilderungen der Unsittlichkeiten, der Laster und der gesellschaftlichen Fäulniß durchaus den Zuständen der Wirklichkeit entsprochen haben müssen. — Wahrscheinlich hat Apulejus den Inhalt zu seinen „Verwandlungen" nicht aus Lucian geschöpft, sondern beide aus einer älteren verlorenen Fabel eines Lucius von Paträ. Die Sprache des Apulejus diente dem Augustinus und den anderen christlichen Schriftstellern der Provinz Afrika zum Vorbild, wie der Inhalt oder einzelne Scenen daraus in neuerer Zeit von verschiedenen Schriftstellern (z. B. von Lesage im Gil-Blas und von Machiavelli) benutzt worden sind.

3. Philosophie und Religionswesen.

A. Das sinkende Heidenthum.

a. Die Philosophenschulen.

Die griech. Philosophie im Römerreich.

Wie in der Rhetorik und Grammatik, wie in der Heilkunde und Erdbeschreibung waren auch in der Philosophie, in den Gesetzen des Denkens, in den Lehren von den höchsten Gütern, in den Lebensanschauungen und in den Regeln des praktischen Handelns die Griechen die Lehrmeister der Römer. Wir haben im dritten Bande dieses Werks (S. 422 ff.) die philosophischen Systeme kennen gelernt, die im vierten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung die hellenischen Weltweisen Epikuros, Zenon und Pyrrhon aufgestellt haben; wir haben ferner gesehen, wie diese philosophischen Ansichten, seitdem sie ihren Weg nach Rom genommen, immer größere Verbreitung in den Kreisen der Gebildeten gefunden und sich den Vorstellungen, Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen des herrschenden Volkes anbequemend eine mehr praktische Richtung genommen (III, 603). Besonders gilt dies von der epikureischen und stoischen Philosophie. Jene, durch den talentvollen römischen Dichter Lucretius Carus (S. 58) in eine poetische Form gekleidet und durch Horatius zur Lebensphilosophie der vornehmen Welt der beginnenden Monarchie gestempelt, zählte in den beiden ersten Jahrhunderten viele Bekenner. Die Lehre, daß alle Erkenntniß und Wahrheit auf dem momentanen Eindruck der Sinne und des Gefühls beruhe, daß Alles in ewigem Fluß und Werden begriffen sei und der Zufall die Welt lenke, daß es kein von der Materie gesondertes Sein gebe, mithin Stoff und Kraft, Geist und Natur nur verbunden gedacht werden könnten und über dem kreisenden Wechsel ewiger Auflösungen und Verbindungen kein ruhig beharrender Geist walte und die Menschenseele keine Wohnstätte habe, wo sie nach dem Kampf des Lebens in Ewigkeit fortbestehe; daß somit die irdische Glückseligkeit Zweck und Ziel alles Daseins sei: diese Lehre sagte dem leichtsinnigen, genußsüchtigen Geschlechte des kaiserlichen Roms sehr zu. Konnte man doch ohne Furcht vor göttlicher Vergeltung und Strafe sich ohne Scheu und Beschränkung den natürlichen Trieben und den Reizen der Sinne hingeben und die Spanne Zeit, die zwischen Geburt und Tod in ewigem Wechselspiel dahineilt, sorglos genießen. Daher blieb der Epikureismus die Philosophie der Menge, die ohne höhere Ziele in den Tag hineinlebte und gierig haschte, was der Augenblick brachte, der vornehmen Schwelger, die im Glanze des Hofes sich sonnten, der schlaffen Empfindungsmenschen, die in einem Eudämonismus, wo Leib und Seele im Zustand behaglicher Lust und Ruhe sich befinden, das höchste Gut erkannten.

Der Epikureismus.

Diese sinnliche Richtung des Epikureismus beruhte freilich auf einer Verkennung und Entartung der ursprünglichen Lehre des Meisters, welcher die Glückseligkeit in ein

Freisein von allen schmerzhaften, die Zufriedenheit und den Gleichmuth der Seele störenden Zuständen setzte und darum ein gerechtes Leben, Beherrschung der Leidenschaften und einfache Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse empfahl; aber die Zeitrichtung verdrängte mehr und mehr die Mäßigung und Enthaltsamkeit früherer Tage und bewirkte, daß der Epikureismus zu einer oberflächlichen Philosophie des Genießens herabsank, ohne Entwickelung und Fortbildung seiner Grundlehren blieb und sich zu keinem neuen Aufschwung ermannte. Die Epikureer bildeten eine Schule, die zwar zahlreiche Anhänger faßte, aber an wissenschaftlichem Streben und äußerer Achtung hinter anderen zurückstand. Mehr und mehr der quietistischen Neigung huldigend haben sie vorzugsweise den Zug der Zeit zum Kosmopolitismus und Indifferentismus gefördert.

Von größerer Bedeutung auf Wissenschaft und Leben im römischen Cäsarenreich war die Philosophie der Stoa, besonders in der praktischen Form, die sie zuerst durch Panätios und seinen Schüler Poseidonios (S. 43), dann durch Seneca und Epiktet gewonnen. Da sie frühzeitig in die höheren Kreise Eingang fand und angesehene Staatsmänner, wie Cato, zu ihren Bekennern zählte, so wurde sie vor den Thorheiten und Verkehrtheiten bewahrt, durch welche die mit ihr verwandte cynische Schule, das plebejische Seitenstück der Stoa, sich solche Verachtung zuzog, daß sie der Menge zum Gespötte, den Satirikern zur Verhöhnung diente. Sie waren die „Bettelmönche des Alterthums", welche in weltbürgerlicher Heimathlosigkeit sich umhertrieben, durch Verachtung alles verfeinerten Lebens, durch zerlumpten Mantel und struppigen Bart und Haupthaar ihre Bedürfnißlosigkeit und die Rückkehr zum Naturzustand in ostentativer Weise kund gaben. *Die stoische Philosophie und die Cyniker.*

Wir haben gesehen, wie Lucian seine scharfen Geißelhiebe vorzugsweise gegen sie richtete, dabei aber wohl unterschied zwischen den Meistern wie Diogenes und Demonax und zwischen den entarteten Jüngern und zelotischen Marktschreiern seiner Zeit, unter deren philosophischem Aushängeschild viele unreine Elemente versteckt waren. Doch würde man Unrecht thun, wollte man den lucianischen Spott zum Maaßstab der Beurtheilung der cynischen Schule in der Kaiserzeit machen. Es gab auch jetzt noch Männer, die auf dem Strohlager und im groben Mantel als Vorbilder der Weisheit und Tugend glänzten. Wenigstens rühmt Seneca von dem Cyniker Demetrius, der von Nero aus Rom verwiesen ward, aber unter Vespasian von Athen wieder dahin zurückkehrte, daß er nicht nur Lehrer in der Kunst der Tugend, sondern auch in der Kunst der Armuth gewesen und durch seine Bedürfnißlosigkeit und sittliche Kraft das ganze Zeitalter beschämt habe.

Was der stoischen Philosophie Ansehen und Haltung verlieh, war theils der ernste sittliche Charakter der Lehre, theils die große Zahl edler und geachteter Männer unter den Bekennern, theils das Bestreben, Glauben und Wissen zu versöhnen, der Volksreligion eine philosophische Stütze zu geben, bald durch allegorische Auslegung der legendarischen Tradition, bald durch die Lehre von Dämonen als Mittelwesen zwischen Gottheit und Menschheit. Theilte die Stoa mit dem Epikureismus auch die Ansicht, daß die irdische Glückseligkeit, auf weiser Genügsamkeit beruhend, höchster Lebenszweck sei (Eudämonismus), so wich sie dagegen in der Auffassung dieses höchsten Gutes wie in den Mitteln

und Wegen, dasselbe zu erreichen, weit von jenem ab. Während dem Epikureer Gottheit, Seele und Welt nur durch die zufällige Mischung, Verbindung und Auflösung mehr oder weniger feiner und vollkommener Atome entstehen, unterscheidet der Stoiker zwischen der sichtbaren Welt, der Natur, und der geistigen schaffenden und belebenden Urkraft, der Gottheit; diese mit Selbstbewußtsein, Willen und Vernunft begabt, hat die Erscheinungswelt aus sich hervorgehen lassen und leitet und bewegt sie als erwärmende Lebenskraft, von der die Menschenseele ein Ausfluß ist; diese in uns wohnende göttliche Kraft zu erkennen und rein zu erhalten und mit der Weltseele oder Gottheit in Uebereinstimmung zu setzen, ist die Aufgabe des Menschen, und nur in dieser Uebereinstimmung, in diesem naturgemäßen, durch keine Störungen verwirrten Leben besteht die Glückseligkeit.

Die Glückseligkeit ist also unabhängig von der Außenwelt, die dem stoischen Weisen gleichgültig und werthlos erscheint; sein ganzes Streben ist allein darauf gerichtet seine Seele in der ursprünglichen Reinheit und Gottähnlichkeit zu erhalten, damit sie dermaleinst wieder mit der Gottheit vereinigt werde. Die Mittel und Wege, zu der Gottähnlichkeit zu gelangen, sind Weisheit und Tugend, die höchsten Zwecke der Philosophie. Diese höchsten Güter werden aber um so sicherer erreicht und bewahrt, je mehr der Mensch blos der inneren Stimme folgt, seiner Vernunft stets die Herrschaft und Freiheit erhält und auf Alles was außer ihm liegt, mit dem größten Gleichmuth blickt, je mehr er sich als das „gleichgültige Werkzeug des göttlichen Willens in dem Flusse des äußern und eiteln Lebens" betrachtet. Im Besitze der Weisheit und Tugend ist der Stoiker vollkommen glückselig, mögen auch von außen noch so viele Stürme und Unglücksschläge auf ihn eindringen, mag Armuth, Verfolgung oder Tod ihm zu Theil werden; ohne diese höchsten Güter ist er ein unglücklicher Thor, auch wenn ihm alle Herrlichkeiten und Erdengüter zufallen. Dieser Gleichmuth in des Lebens Wechselfällen, diese gleichgültige Haltung gegen die äußeren Dinge fällt dem stoischen Weisen nicht so gar schwer; er weiß ja, daß Alles nach einer ewigen, unabänderlichen Naturnothwendigkeit, nach einem dunkeln Fatum (Heimarmene) geschieht, daß schon in der ersten Anlage der Welt der Keim zu allen Erscheinungen gelegt worden, mithin jedes Geschaffene die Nothwendigkeit seines Schicksals in sich trage und ein Sträuben wider das Unvermeidliche nicht naturgemäß wäre. Selbst das Uebel liege in den Planen der Vorsehung und sei nur scheinbar; blos das Böse, das aus der Freiheit des menschlichen Willens entspringt, gilt dem Stoiker als wahres Uebel; diese Willensfreiheit aber, diese Selbstbestimmung kann wohl von den Außendingen ihren Impuls erhalten, ist aber ein von der Gottheit herrührendes Attribut der Menschenseele, das im Plane des Schöpfers liegt. Die wichtigste Aufgabe des Weisen muß es nun sein, diesen freien Willen unter die Obhut der Vernunft zu stellen, daß er nichts ohne Urtheil wähle, nicht in Begehrlichkeit ausarte, sondern sich gewöhne an dem Gefallen zu finden, was Vernunft und Natur gutheißen.

Diese Prinzipien führten folgerichtig zu einer strengen Scheidung des inneren Menschen von den Außendingen, des subjektiven Ich von der Objektenwelt, und zur Erforschung und Festsetzung des Verhältnisses beider zu einander, der Haltung und Stellung des stoischen Weisen zum äußeren Leben mit seinen Gütern, Gaben und Schickungen. Darum hat die stoische Philosophie in der

römischen Kaiserzeit ihre ganze Sorge, ihr ganzes Bemühen der ethischen Seite zugewendet und die Ausbildung der Sitten- und Pflichtenlehre zur Hauptaufgabe ihres Forschens und Denkens gemacht; und da die Pflichtenlehre nur eine Folge der richtigen Erkenntniß ist, so mußte mithin das Streben nach wahrer Wissenschaft, nach Erkenntniß der göttlichen und menschlichen Dinge als der einzige würdige und echte Lebenszweck erscheinen. Denn nur in ihrem Besitze ist die Glückseligkeit zu suchen, die somit lediglich von dem Willen des Weisen abhängt.

Die stoische Sitten- und Pflichtenlehre durfte sich folglich nicht mit allgemeinen Grundsätzen für das Leben begnügen, sie mußte Verhaltungsregeln und Vorschriften für die einzelnen Fälle aufstellen, sie mußte die Haltung des Menschen in den verschiedenen Ereignissen und Schicksalen des Daseins durch Sittengebote festsetzen. Schon Cicero rühmte an der stoischen Philosophie die strenge Consequenz, die vom ersten abstrakten Prinzipe bis zur letzten praktischen Lebensregel eine fest gegliederte Kette bildete. Diese Folgerichtigkeit des Systems erkennt man sowohl in den moralischen Schriften Seneca's, als in der Sittenlehre Epiktet's und Arrian's, in dem die wichtigsten Sittengebote und Tugendlehren in zahllosen Variationen wiederkehren: „Lebe der Natur gemäß!" „Ertrage und entbehre!" „Die Tugend (oder praktische Weisheit) ist das einzige Gut, ihre Ausübung die höchste Pflicht, ihr Besitz die wahre Glückseligkeit!" „Erhalte Gleichmuth und Seelenruhe!" „Folge stets der Vernunft und beherrsche alle Begierden und Leidenschaften!" „Das wahre Uebel besteht nur in mangelhafter Sittlichkeit, in der Unvollkommenheit der Tugend; diese aber hängt von unserem freien Willen ab; was nicht in unserer Macht liegt, kann wohl Freude oder Schmerz verursachen, aber nicht als gut oder übel erkannt werden."

Des Ungebildeten Art und Wesen ist so, daß er niemals von sich selbst Nutzen oder Schaden erwartet, sondern von äußerlichen Dingen, heißt es bei Arrian; des Philosophen Art und Wesen ist, daß er allen Nutzen und Schaden von sich selbst erwartet. Daran erkennt man den Weisen: er tadelt Niemanden, Niemanden lobt er, über Niemand klagt er, Niemanden macht er Vorwürfe; nie spricht er von sich so, als ob er etwas sei oder etwas wisse: wird er in irgend etwas gehemmt oder aufgehalten, so klagt er sich selbst an; und wenn Jemand ihn lobt, so verlacht er in seinem Innern den Lobenden; tadelt man ihn, so entschuldigt er sich nicht. Alle Begierde hält er von sich fern; Widerwillen hegt er nur gegen das, was dem inneren Wesen der Dinge, die in unserer Macht stehen, widerstrebt; Alles greift er mit Ruhe, ohne Leidenschaft an; ob man ihn für thöricht oder ungebildet halte, darum kümmert er sich nicht. Um es mit einem Worte zu sagen: sich selbst bewacht er stets wie einen hinterlistigen Feind.

Dieses Gefühl, daß die innere Freiheit allein das Lebensglück zu begründen vermöge, erzeugte einen unabhängigen festen Charakter und eine nach Grundsätzen handelnde Willenskraft, daher in der Zeit der allgemeinen Verderbniß und sittlichen Entartung die Stoa allein Männer aufzuweisen hatte, welche nicht mit dem Strome segelten, welche den Muth besaßen, dem Despotismus und der Heuchlerzunft der Schmeichler, Wohldiener und Angeber entgegenzutreten, die im Gefühle ihrer sittlichen Würde verschmähten, nach Reichthümern zu jagen und im allgemeinen Pfuhl der Sinnenlust sich zu beflecken. Wir haben die Männer kennen gelernt, die unter der blutigen Cäsarenherrschaft des ersten Jahrhunderts das Opfer ihres Freimuths und ihrer Anhänglichkeit an die

Die Stoiker im Staat und Leben.

Grundsätze der Republik und ihres Vorbildes Cato geworden sind, einen Annäus Cornutus, Thrasea Pätus, Helvidius Priscus u. A., an deren Persönlichkeit sich die große Seele eines Tacitus emporrichtet und die durch ihre Rechtschaffenheit im Leben wie durch ihre Standhaftigkeit im Tode bei der Nachwelt in ehrendem Gedächtniß geblieben sind; wir haben gesehen, wie die pisonische Verschwörung mehrere Säulen der stoischen Schule, vor allen Seneca, in die Grube gestürzt; sein Freund und Glaubensgenosse Musonius Rufus aus Vulsinii, der eifrigste Vorkämpfer für die stoischen Grundsätze, wurde in die Verbannung getrieben und gezwungen, mit dem Spaten in der Hand bei der von Nero beabsichtigten Durchgrabung des Isthmus Erdarbeiten zu verrichten, bis ihm der Sturz des Tyrannen die Rückkehr gestattete. Wir haben gesehen, wie der tugendhafte Epiktet fern von Rom in sokratischer Weise sein einfaches Leben verbrachte. Aber neben diesen Vorzügen traten auch Schattenseiten heraus: die Stoiker waren häufig gar zu sehr von ihrer eigenen Vortrefflichkeit durchdrungen und brüsteten sich gern mit ihrer Tugend; während sie die Götter der Volksreligion allegorisch als „Namen und Sinnbilder" für die verschiedenen Aeußerungen des Weltlebens deuteten, stellten sie sich stolz und frei den dämonischen Mächten selbst gegenüber; in ihrer Sucht zu moralisiren wurden sie anmaßend, rechthaberisch, tadelsüchtig. Ihre Ethik löste sich häufig in Casuistik auf, die Strenge der Grundsätze mußte oft praktischen Bedenken weichen. Gleich den christlichen Beichtvätern späterer Jahrhunderte ertheilten sie Rath und Verhaltungsregeln bei allen Heimsuchungen und Wechselfällen des Daseins. Diese Schattenseiten traten noch mehr hervor, als unter Hadrian und den Antoninen die stoische Philosophie die begünstigte Staats- und Modephilosophie wurde, der Kaiser Marcus Aurelius selbst sich zu ihr bekannte und nun eine Menge Unberufener, nicht aus innerem Drang, sondern aus äußerlichen Motiven, in die Schule eintrat. Nun ward der stoische Philosophenmantel gar häufig zur Hülle, um die sittliche Blöße zu bedecken und die moralische Sentenz zur Parole des Tages. Aber abgesehen von solchen Auswüchsen, die jede Glaubens- und Lebensrichtung im Gefolge hat, kam auch die stoische Schule dadurch in eine verkehrte Stellung, daß sie sich in ihrer subjektiven Richtung mehr und mehr von der Wirklichkeit und der objektiven Welt abschloß, daß sie das Leben nicht in seiner realen Erscheinung auffaßte, sondern im Spiegel der Schule beschaute; daß ihre Bekenner, statt mit praktischem Sinn die äußere Welt zu durchdringen und mit ihren Prinzipien zu vergeistigen und zu veredeln, sich derselben immer mehr entfremdeten, sich in ihr stolzes Selbstbewußtsein hüllten und bei jedem Vorkommniß, in jeder schwierigen oder zweifelhaften Lage zuerst fragten, was die Sittengebote und die Lebens- und Pflichtenlehre der Schule darüber vorschrieben. Die Schule allein vermag aber nicht zu erziehen, wenn nicht das Leben mitwirkt und die Theorie an den Realitäten prüft und rectificirt. Wer das wirkliche Leben in seinen tausend Erscheinungen nur nach erlernten Schulregeln, Pflichtgeboten und

Sittenvorschriften beurtheilt, der bleibt in den meisten Fällen ein Pedant oder ein Phantast oder ein unpraktischer Romantiker und Doctrinär.

So waren jene Stoiker beschaffen, gegen welche Lucian seine scharfen Pfeile richtete. Von diesem Vorwurf des Zwiespalts zwischen Subjekt und Objekt, von der Unsicherheit, die der unpraktische Moralist leicht empfindet, wenn seine erlernten Grundsätze in den Conflicten des Lebens sich bewähren sollen, kann man auch den edeln Marc Aurel nicht freisprechen. Wie sehr auch die moralischen Reflexionen, die Monologe und Selbstbetrachtungen in dem Werke „An sich selbst", dem Herzen des Kaisers Ehre machen, wie sehr die Stoiker Ursache hatten mit Stolz auf ihren Glaubensgenossen hinzuweisen, der auf dem Throne der Cäsaren den Grundsätzen der Säulenhalle getreu blieb und stets den Vorschriften ihrer Tugend- und Sittenlehre folgte; sein eigenes Hauswesen, die Laster seines Weibes, seines Sohnes, seiner nächsten Umgebung, die er geflissentlich ignorirte, lieferten den deutlichsten Beweis von der tiefgähnenden Kluft, welche hier Schule und Leben schied. Freilich war der stoische Lehrsatz, sich nur auf sich selbst zu beziehen und um Andere unbekümmert zu sein, sehr wenig für einen Herrscher geeignet: darum mußte auch M. Aurel's Leben voll Schwanken und Widersprüchen sein. Muß es nicht einen höchst auffallenden Eindruck machen, wenn der Kaiser mitten im handelnden Leben, auf Feldzügen und im Kriegslager, umgeben von Tod und Gefahren, Sittensprüche und moralische Maximen aufstellt, die ihren Ursprung aus der Schule verrathen? wenn er über die Eitelkeit der Welt und die Vergänglichkeit aller ihrer Güter, über die Nichtigkeit aller menschlichen Wünsche und aller auf äußeren Besitz gerichteten Bestrebungen allgemeine Betrachtungen anstellt? wenn er, um den stoischen Satz zu erhärten, daß der Tod kein Uebel sei, nachzuweisen sucht, daß das Sterben unter die natürlichen Ereignisse gehöre, denen der Weise nicht widerstehen dürfe, und daran die Forderung an sich selbst knüpft, willig und würdig zu folgen, wenn die Götter ihn vom Schauplatz dieses Lebens abrufen? Die edeln Gesinnungen und Vorsätze, die in seinen Selbstermahnungen unablässig hervortreten: in den Wechselfällen des Lebens Gleichmuth zu bewahren, aufrichtig gegen sich, gerecht und milde gegen Andere zu sein, stets der Stimme der Gottheit im Gewissen zu folgen, unbeirrt von der Menschen Lob und Tadel; das Bestreben, seine Seele von Fehlern und Lastern rein zu halten, alle Leidenschaften zu unterdrücken und die Gerechtigkeit und Menschenliebe nie aus den Augen zu lassen; die Mahnung, bei den Wohlthaten nicht auf Dank zu rechnen, sondern gleich dem Weinstock oder der Biene die guten Gaben aus innerem Triebe zu verrichten, sind höchst achtungswerth, aber man vermißt überall den freien Aufschwung des Geistes, die Gefühle und Ergüsse natürlicher Menschlichkeit, den thatenfrohen Sinn. Es geht ein Zug trüber Weltanschauung, welche mit Wohlgefallen in Todesgedanken verweilt, durch das kaiserliche Buch „An sich selbst", das merkwürdige Tagebuch seines inneren Lebens, das er inmitten der Unruhen und Arbeiten des Krieges „im Lande der Quaden" niederschrieb.

Marcus Aurelius.

Bei dem Zwiespalt der Meinungen unter den verschiedenen Philosophenschulen über die höchsten Lebenszwecke und die Mittel und Wege zur Glückseligkeit, bei dem Sekteneifer, mit mit sie einander bekämpften, bei der Mehrung der philosophischen Schulen oder Vereine, die das gesellschaftliche Leben ganz durchdrangen und zersetzten, besonders seitdem neben den erwähnten Hauptschulen auch die **Akademie** und die **peripatetische** und **pythagoreische** Philosophie einen neuen Aufschwung genommen und zahlreiche Bekenner ge-

Die Skepsis.

wonnen hatten und neuerdings überdies auch orientalische Ansichten mehr und mehr Aufnahme fanden und unter den vorhandenen Doctrinen die übereinstimmenden Lehren und Richtungen in sich vereinigend zu neuen mystischen Lehrgebäuden sich gestalteten: bei diesem Gewirre philosophischer Anschauungen und Bestrebungen war es begreiflich, daß viele denkende Männer, die sich nicht zu einer wählerischen oder verbindenden Philosophie, zum Eklekticismus oder Synkretismus, verstehen, nicht aus den vorhandenen Lehrmeinungen das zum praktischen vernünftigen Leben Zweckmäßige auslesen oder zusammentragen wollten, an jeder absoluten Wahrheit und Gewißheit verzweifelnd sich in die Skepsis flüchteten und das Zweifelsystem, das schon bei den älteren Griechen als mächtige Negation neben den dogmatischen Speculationen der Schulen sich hervorgethan, mit neuen Gründen ausbildeten und in der Ueberzeugung, daß die menschliche Vernunft zur Erforschung der höchsten Wahrheiten unzulänglich sei, ihre Beruhigung suchten. Diesen Weg hatte schon die mittlere Akademie in ihrem berühmtesten Lehrer Arkesilaos betreten, der durch die Unbestimmtheit der platonischen Ideen zu dem ausgesprochenen Indifferentismus geführt wurde, indem er es für das Beste hielt, sich jeder bestimmten Lehrmeinung zu enthalten und selbst im Gebiete der Sittenlehre sich von den Grundsätzen der Erfahrung leiten zu lassen, und Karneades war wesentlich dieser Richtung gefolgt. Als dann die neuere Akademie seit Philon, und noch mehr seit Antiochus von Askalon u. A. wieder mehr zum Positiven und Dogmatischen einlenkte und sich den Stoikern näherte, gab dies denjenigen ihrer Anhänger, welche die Wendung der Schulhäupter zum Dogmatismus nicht mitmachen wollten, Veranlassung, sich ganz von der akademischen Schule loszusagen, und die alte pyrrhonische Skepsis zu erneuern. Diese Erneuerung ging aus von Aenesidemos, der ein jüngerer Zeitgenosse Cicero's gewesen zu sein scheint. Seine Werke sind für uns verloren, dagegen haben sich als Denkmäler dieses durch seine Consequenz und Kühnheit in der Negation merkwürdigen jüngeren Skepticismus die Schriften des Sextus Empiricus (Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr.) erhalten.

In seinen drei Werken „Pyrrhonische Grundzüge", „Wider die Mathematiker" und „Wider die Dogmatiker" suchte Sextus die Behauptung zu begründen, „daß das menschliche Erkennen seiner Natur nach nicht im Stande sei, zu einer objektiven Gewißheit der Wahrheit zu gelangen; kein Bemühen nach Einsicht in das Wesen und den ursprünglichen Zusammenhang der Dinge und in das Verhältniß des Erkennens zum erkennbaren Sein vermöge über die Zustände eines blos subjektiven Fürwahrhaltens hinauszuführen; da hieraus hervorgehe, daß Alles ungewiß sei, so könne das letzte Ziel unseres Strebens nur sein, mit der Entscheidung über Wahrheit und Unwahrheit an uns zu halten und dadurch zu einer unerschütterlichen Gemüthsruhe zu gelangen". Da aber nach seiner Ansicht die Speculation nur durch die strengste Wahrheitsliebe und Wissenschaftlichkeit zu diesem Resultate gelangen könne und Tugend und Sittlichkeit der einzige Weg zur Glückseligkeit seien, so kam der Skepticismus in seinen praktischen Ergebnissen zu denselben Folgerungen wie die Stoa. Auch dem Skeptiker sind die äußeren Güter etwas Gleichgültiges, ist jedes leidenschaftliche Be-

gehren, das den Zustand glückseliger Ruhe und Apathie stört, ein Uebel. Aber im praktischen Leben folgte der Skeptiker nicht einem Sittengebote der Schule, sondern er wählte was seiner Vernunft in jedem einzelnen Fall als zweckmäßig erschien. Dadurch näherte er sich der Lehre Epikur's.

Während somit der Skepticismus alle positive Wahrheit läugnete und mit der consequentesten Dialektik den denkenden Geist zwang durch Erwägung aller möglichen Beweisgründe, die sich für und wider einen Satz aufbringen ließen, die trostlose Lehre zu begründen, daß alles Streben nach Wahrheit und Wissen gleich fruchtlos sei, gelangte er in praktischer Hinsicht zu keinem andern Resultate, als daß er es dem menschlichen Willen frei stellte, in einzelnen Fällen bald den Stoikern, bald den Epikureern zu folgen, ein sprechendes Zeugniß, daß die alte Philosophie alle ihre Formen durch- und ausgelebt hatte. Gleich dem Feldherrn, der Alles zerstört und dann auf dem verwüsteten Boden selbst dem Hungertode zum Opfer wird, so hat der Skepticismus dem philosophirenden Geiste allen Boden und alle Nahrung entzogen. Aber gerade dadurch hat er auch Raum geschaffen für neuen Anbau und für edlere Früchte. Der Skepticismus senkte in die alte Philosophie den Keim des Todes, daß sie trostlos und verzweiflungsvoll den Kampfplatz verließ.

Schwärmerei und Synkretismus.

Aber ehe die christliche Lehre den vom Skepticismus verwüsteten Boden der heidnischen Philosophie besetzen und mit neuen Saaten bestellen konnte, wurde derselbe von einer wilden Schaar phantastischer Schwarmgeister zum Tummelplatz gewählt, welche die herrlichen Gebilde edler Weisheit mit den Erzeugnissen einer ungezügelten Phantasie, einer unklaren Mystik und eines verschrobenen Wahn- und Aberglaubens zu einer unnatürlichen Mischung fremdartiger Lehr- und Glaubenssätze verbanden. Schon in der von den Stoikern und Platonikern aufgestellten Lehre eines Zwischenreiches von Dämonen, welche die Stelle der Volksgötter einnehmen konnten, lag der Keim einer schwärmerischen Religionsrichtung. Dann aber war es die Sehnsucht des Herzens nach Erlösung aus den Banden der philosophischen Schulphrasen und der abgestorbenen Volksreligion, welche viele Römer des zweiten und dritten Jahrhunderts in den Zauberkreis orientalischer Geheimlehren führte; es war das Bedürfniß eines inneren Lebens inmitten der allgemeinen Erschlaffung und des Sinnentaumels, welches schwache Naturen antrieb, in Mystik, Aberglauben und Wunderglauben einen Halt zu suchen; es war der Mangel an höheren Lebenszwecken und die Oede einer übergebildeten, an allen Genüssen gesättigten Zeit, welche die blasirten Stadtbewohner Gauklern und Geisterbeschwörern, Zauberern, Traumdeutern und Wundermännern in die Hände lieferte und die große Menge in die geheimen Religionsweihen, Mysterien und Orgien stürzte; es war die tiefwurzelnde überlieferte Verehrung für die heiligen Namen Pythagoras und Plato, welche den Schwärmern und Propheten, den Magiern und Sektenstiftern Anhänger und

Bekenner erwarb, indem das schlaffe Geschlecht mit Begierde nach einem Lehrsystem griff, das dem Hang nach dem Mystischen und Wunderbaren mit einem glänzenden Namen entgegenkam und dem hinwelkenden Heidenthum in seiner Rathlosigkeit eine neue Stütze und eine Waffe gegen das Christenthum verlieh. Aus diesen und anderen Quellen floß die reiche Fülle der Superstitionen, die Mischung der Religions- und Lehrkreise, der philosophische und religiöse Synkretismus, welche das junge Christenthum in seinem stillen Gange umstellten und zu verschlingen drohten; auf diesem üppigen Sumpfboden pflanzten die Schwarmgeister, welche die philosophische Negation mit dem feindlichen Gegensatz angeblicher Geheimlehren und übernatürlicher Wunderkräfte vertauschten, ihre sinnlich-phantastischen Gebilde auf und setzten der praktischen Lebensweisheit der älteren Philosophen und der einfachen Glaubens- und Sittenlehre der Evangelien superstitiöse Lehr- und Glaubenskreise entgegen, worin alle unklaren und unlauteren Richtungen und Bestrebungen der Zeit Raum zur Bethätigung fanden: indem sie griechische und orientalische, namentlich jüdische und ägyptische, Vorstellungen und mythische Allegorien zusammengossen, umstrickten sie den schwachen Menschensinn mit einer angeblichen „Geisterkunde", mit Geheimlehren über die verborgenen Kräfte der Natur, die der Kundige und Eingeweihte sich dienstbar machen könne, mit trügerischen Vorstellungen von Wunder- und Zauberkünsten, von Prophetengaben, Wahrsagerei und Hellsehen; mit Mysterien, Symbolen und abergläubischen Gebräuchen. Selbst die Träume wurden von Artemidoros aus Ephesos oder wie er sich lieber nannte aus Daldia, dem Geburtsort seiner Mutter, in ein Lehrsystem gebracht. Wenn man das bunte Gemenge der geistigen Gewächse jener Zeit überblickt, wo die üppigste Vegetation neben erhabenen Lehren und Vorstellungen und neben edlen Gütern des Gemüths und Herzens, die widerlichsten Ausgeburten einer verschrobenen Phantasie, die Erzeugnisse einer wollüstigen Literatur, die Thorheiten und Mystificationen philosophischer Schwindler und Gaukler, die Weissagungen chaldäischer Astrologen mit raschem Wachsthum hervortrieb, so möchte man glauben, das Heidenthum habe vor seinem Verschwinden noch einmal alle seine Güter und Gaben, aber entstellt und übertrieben, vorführen wollen; es habe noch einmal mit seinen geistigen Reichthümern prunken wollen, aber wie bei einer heruntergekommenen Herrscherfamilie war der ehemalige Glanz durch falsche Perlen und Diamanten veranschaulicht; die alten Edelsteine und das wahre Gold waren verschwunden; was gezeigt wurde war unecht, entstellt oder nachgemacht.

Philo. c. 40. Schon zur Zeit Caligula's kam der gelehrte Jude Philo, ein älterer Zeitgenosse des Apostel Paulus, aus einem angesehenen Geschlechte Alexandriens, in Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen als Mitglied einer Gesandtschaft nach Rom. Er war der bedeutendste unter den wissenschaftlich gebildeten Juden Alexandrias, welche die Resultate der griechischen Philosophie, besonders der platonischen und stoischen, mit den altväterlichen Glaubenssätzen und den alttestamentlichen Lehren in Verbindung set-

ten, um zu beweisen, daß die religiösen, philosophischen und ethischen Wahrheiten, welche die vollkommensten Weltweisen des Heidenthums zur Darstellung brachten, längst vorher schon dem jüdischen Volke durch Gesetz und Offenbarung zu Theil geworden seien. In solchem Bestreben wurden die heiligen Ueberlieferungen der Hebräer mit platonischen Lehrsätzen und stoischen Lebensanschauungen ausgeschmückt und vermischt. Und wenn auch die von ihm in Umlauf gesetzten speculativen Ideen auf die heidnischen Zeitgenossen nicht von bedeutender Wirkung waren, so hatten sie um so größeren Einfluß auf die Entwickelung der christlichen Glaubenslehren und der griechisch-römischen Religionsphilosophie des 2. und 3. Jahrhunderts. Philo war der Repräsentant eines ähnlichen Idealismus im Judenthum, wie die Neu-Platoniker im Heidenthum. Eingeweiht in die ältere griechische Philosophie, aus der er die Grundlehren aller menschlichen Bildung schöpfte, und beseelt von dem Streben, das verborgene Wesen Gottes zu begreifen und zu entwickeln, war er zugleich ein gläubiger Bekenner und Lehrer der heil. Schriften seines Volkes, die er über jede andere Weisheit stellte, und hatte bei seinen rhetorisch gefärbten, aber mit einer gewissen Begeisterung verfaßten zahlreichen Schriften hauptsächlich die Rechtfertigung und Verherrlichung seiner vaterländischen Religion zum Zweck. Sein ganzer Lebensberuf ging in der, freilich trügerischen, Hoffnung auf, die Einerleiheit dessen, was Plato von Gott, vom Guten und von den Ideen, die Stoa von der Weltvernunft und von der Tugend gelehrt hatten, als uraltes Eigenthum des hebräischen Geistes, als Uroffenbarung Gottes erweisen und begreifen zu können. Ob das Auftreten des wunderthätigen Weisen Apollonius von Tyana, der den in heiligen Traditionen und Mythen überlieferten und mit vielerlei Zusätzen späterer Jahrhunderte erweiterten und entstellten Glaubenskreis der Pythagoreer in ähnlicher Weise als Reformator verklärt haben sollte, wie Jesus von Nazareth die mosaische Jahvereligion, auf die damalige Generation einen merklichen Eindruck hervorgebracht habe, möchte bezweifelt werden; die romanhafte Darstellung seines Lebens und Wirkens durch Philostratus gehört erst dem 3. Jahrhundert an, als das Christenthum und die neuplatonische Philosophie bereits die Blicke der Römer auf den Orient gerichtet und der Glaube an Wunderkräfte, an Geheimlehren und Mystik, an übernatürliche Einwirkungen in das Menschenleben alle Klassen durchdrungen hatte. Daß aus seiner Schule der Magier und Wahrsager Alexander von Abonoteichos hervorgegangen, dessen Trugkünste und Gaukelwesen Lucian mit der Lauge seines Spottes und seiner Satire übergossen, läßt schließen, daß auch der pythagoreische Prophet von Tyana dem Kreise der Magier, Wunderthäter und magischen Hellseher angehört habe, an denen der Orient damals reich war, die von der Leichtgläubigkeit der Menge Ehre, Ruhm und Vortheil zogen, und daß das ideale Charakterbild eines begeisterten und von den Göttern wunderbar verherrlichten Weisen und Menschenfreundes durch Philostratus nur ein Erzeugniß des religiösen und philosophischen Synkretismus seiner Zeit gewesen.

Apollonius v. Tyana. 3–96.

Philo's Lehren u. Werke.

Nach Philo's griechische und hebräische Elemente zusammenlegender und zusammenschauender Theorie stand dem geistigen Urwesen Gott von Anbeginn an die Welt des Stoffes (Chaos) gegenüber. Aus jenem dem Menschen unerforschlichen Gotteswesen tritt zunächst die rein vernünftige oder geistige Welt hervor als das Urbild und die Urkraft der sinnlichen; die Urbilder (Ideen) dieser oberen und innergöttlichen Welt sind es, welche dann den schlechten Stoff durchdringen und nachbildend erst die sichtbare oder sinnliche Welt gestalten. Diese wirkende und bewegende Vernunft-Kraft ist der Logos, das „Wort", das somit den Zusammenhang vermittelt zwischen der sichtbaren Stoff-Welt und dem unsichtbaren Gotteswesen und beiden Grundprinzipien angehört, hier ruhend, dort wirkend und erhaltend; der Logos ist mithin der „Stellvertreter Gottes", der „zweite Gott", und wie das Wort und der Gedanke des Men-

schen thätig werdend zugleich in eine Menge einzelner Worte und Gedanken ausbricht, welche, so viel und so verschieden sie sein mögen, doch alle durch das Grundwort und den Grundgedanken zusammengehalten werden, ebenso traten mit dem Logos zugleich unzählige einzelne Urbilder und Urkräfte der einzelnen sichtbaren Dinge der Welt hervor, den Engeln des A. Testaments ebenso wie den platonischen Ideen und den göttlichen Wesen der heidnischen Mythe vergleichbar. Dieser Logos in seiner die ganze Welt umfassenden Herrlichkeit beschäftigt vorzugsweise seinen Geist, in ihm findet er eine genügende Erklärung für alle Stellen der heiligen Schrift, wo von Gott scheinbar etwas zu sinnlich geredet und das Hereinfallen großer göttlicher Heilkräfte in die Welt beschrieben wird. Der Logos ist dessen Bild und Stellvertreter, er ist der „erstgeborene Sohn Gottes“. In Beziehung auf den Menschen ist er der Spender der einzelnen geistigen Gaben und der Mittler zwischen ihnen und Gott, der ihre Bitten zu ihm bringt und sie bei ihm vertritt. Der Logos zerfällt dann wieder in eine Reihe von Mittelwesen, die als einzelne Eigenschaften oder Kräfte nur nach einzelnen bestimmten Richtungen thätig sind. Wie der Logos aus Gott, so ist der Mensch aus dem Logos hervorgegangen und hat daher Vernunft (Logos oder Nus) in sich, aber auch Freiheit, deren Mißbrauch im ersten Menschenpaar die Sünde hervorbrachte. — Diese Ansichten, die Philo in der heiligen Schrift zu finden glaubte, daher er dieselbe durch kunstreiche und gezwungene Deutungen in seinem Sinn zu erklären suchte, außer dem gewöhnlichen Wortsinn noch einen höheren, den sogenannten allegorischen Sinn annahm und selbst die Gesetze umdeutete, ohne doch deren Gültigkeit im gemeinen Leben zu läugnen, hatte großen Einfluß auf die christlichen Gnostiker. Seine Werke lassen sich in vier Gruppen eintheilen: 1. In geschichtlich-biographische, rhetorisirende Schriften („Von der Weltschöpfung“, „das Leben Abrahams“, das Leben Josephs“, „die drei Bücher über Mose“, aus Sage und Schrift zusammengewebt, hauptsächlich für Heiden zur Vertheidigung der jüdischen Religion geschrieben, u. A.). 2. Ethische Schriften, als deren Stamm die Schriften „über die zehn Gebote“ zu betrachten sind, an die sich die Werke über einzelne „Tugenden“ und die zwei Bücher „von Belohnungen und Strafen“, voll glühenden Eifers für Volk und Vaterland und voll schwärmerischer Zukunftshoffnungen, „vom Adel“ der jüdischen Nation u. a. anschließen. 3. Politische Schriften, Mittheilungen über das öffentliche Wirken des Verfassers, wovon das Buch „über die Gesandtschaft“ an Gaius ein Bruchtheil ist. 4. Die allegorische Auslegung der heiligen Bücher, besonders für seine Glaubensgenossen geschrieben, eine Frucht des ruhigen Alters, ein allegorischer Commentar zu einzelnen Theilen des Pentateuchs (über die heiligen Gesetze, über die Cherubim, über das Opfer Kain's und Abel's, über Kain's Nachkommenschaft, über Noah, über die Sprachverwirrung, über Träume, über Opfer und Priesterthum u. a.). — Wenn in Philo's Schriften viele Uebereinstimmungen mit dem Neuen Testament und den christlichen Ansichten vorhanden sind, so sind dieselben zumeist als gemeinsames Eigenthum der hellenistischen Juden seiner Zeit anzusehen.

Apollonius nach Philostratus.

Im 3. Jahrhundert, zur Zeit der „Religionswende“, als das wachsende Christenthum dem alten Götterdienst immer mehr Boden abgewann und der siegesfrohe Ton der christlichen Glaubensboten die heidnischen Schriftsteller nöthigte, sich nach neuen Waffen umzusehen und ihre letzten Kräfte anzustrengen, verfaßte der Sophist Flavius Philostratus im Auftrage der Kaiserin Julia Domna, Gemahlin des Septimius Severus, eine Lebensbeschreibung des Apollonius von Tyana in acht Büchern, mit Benutzung älterer Schriften, namentlich der Tagebücher des Damis von Ninive, der den Weisen von Tyana auf seinen Reisen begleitet und über sein Leben, seine Lehren und seine Wunderthaten Aufzeichnungen gemacht hatte. War auch, wie es scheint, das Werk des Philostratus nicht direct gegen das Christenthum gerichtet, sondern galt vielmehr der Verherrlichung der pythagoreischen Philosophie in der Person ihres letzten großen Verkündigers und der Läuterung und Hebung der gesunkenen Staatsreligion,

so lag doch die Vergleichung des Apollonius mit Christus, des Damis und der anderen Quellenschriftsteller mit den Evangelisten so nahe, daß schon am Ende des Jahrhunderts der Statthalter Hierokles von Bithynien zur Zeit der diocletianischen Verfolgung, bei der er sich durch Grausamkeit hervorthat, in einer Schrift: „Worte der Wahrheitsliebe", den Propheten von Tyana, der durch göttliche Weisheit und Anregung die größten Wunderthaten verrichtet und ein Lehrer und Wohlthäter der Menschheit gewesen sei, dem Weisen von Nazareth als Ideal eines heidnischen Gotteshelden gegenüberstellte, eine Parallele so eigenthümlicher Art, daß schon zu verschiedenen Zeiten die Streitfrage erhoben wurde, ob das Werk des Philostratus als das Resultat unbefangener Ueberzeugung und ehrlicher historischer Forschung anzusehen sei, mithin Apollonius in Wahrheit ein Prophet und Wunderthäter des Heidenthums gewesen, wie die Christen von dem Stifter ihrer Religion rühmten, oder ob bei der Abfassung die Absicht vorgelegen, durch die Aufstellung eines gottbegeisterten und gottbegabten, auch durch sittliche Strenge des Lebens ausgezeichneten Weisen im Sinne des Heidenthums und durch eine in Gestalt einer übernatürlichen Offenbarung auftretenden Philosophie das Christenthum zu entkräften und so dem gesunkenen und bedrohten Glauben der alten Welt eine neue Stütze zu leihen, mit anderen Worten, ob das Werk des Philostratus geschichtliche Wahrheit enthalte oder eine Art Tendenz-Roman sei, ob das absterbende Heidenthum in der That noch die Kraft besessen, einen gottbegeisterten Weisen, wie Apollonius, aus sich zu erzeugen, oder ob Philostratus bei der Aufstellung einer solchen Persönlichkeit die Absicht gehabt, die Vorzüge, die das Christenthum in seinem göttlichen Stifter besaß, auch dem heidnischen Glaubenskreis zuzuwenden.

Der Apollonius des Philostratus erinnert in vielen Zügen an Christus: Er ist eines Gottes Sohn; er besitzt die Vorkenntniß des Zukünftigen und die Kraft, Wunder zu thun; er heilt Besessene durch Austreibung der Dämonen, er erweckt in Rom die Tochter eines Consularen, die zur Grabstätte getragen wird; er zieht mit einem Kreis von Jüngern umher; seine Umgebung glaubt, daß er Macht über Sturm und Feuer besitze; seine Wunderthaten geschehen nur zum Besten Anderer, nie zum eigenen Vortheil, und dienen seinen Anhängern als Stützen des Glaubens an seine höhere Natur. Dabei wird alle Mitwirkung von natürlicher Magie und Zauberkraft in Abrede gestellt; nur die göttliche Natur sollte ihn zu den Wundern befähigen. Wie Jesus wurde auch Apollonius durch einen seiner Jünger, den geldgierigen und habsüchtigen Euphrates, verrathen und angeklagt, und seine Gefangennehmung und sein Verhör vor dem Kaiser, wo ihm unter anderen Klagepunkten vorgehalten wird, daß man ihn für einen Gott halte, erinnert in vielen Einzelheiten an die Leidensgeschichte Jesu. Und wie Christus von sich zeugte, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, so galt auch Apollonius nicht als Religionsstifter, sondern als religiös-sittlicher Reformator des Heidenthums auf dem Boden der alten Philosophie, besonders des Pythagoras und Plato, deren erhabene Lehren von Gott, von der Welt, von der sittlichen Aufgabe des Menschen er aufs Neue verkündete und den Zeitgenossen einprägte. Wie diese Altmeister idealer und praktischer Religionsphilosophie dringt Apollonius auf Tugend und Sittlichkeit, auf Selbsterkenntniß und Beachtung der Stimme des Gewissens, auf Gerechtigkeit und Menschenliebe. Dabei war er ein muthiger Verfechter der Freiheit und der natürlichen Rechte gegenüber der Tyrannei, und trat dem grausamen Despotismus der Cäsaren kühn entgegen. So erscheint Apollonius bei dem Biographen als der vollendete Weise, in dem die tiefste Erkenntniß menschlicher und göttlicher Dinge mit der reinsten Sittlichkeit im Leben verbunden ist, über den die Schrecken des Todes keine Macht haben und der so sehr über die Menschenwelt sich erhebt, daß er als eine höhere übernatürliche Erscheinung, als Gott zu betrachten ist, wie schon die indischen Weisen in seiner Jugend erkannten. Auch sein geheimnißvolles Lebensende bestärkt diese Auffassung.

Apollonius u. Christus.

Tendenz des philostratischen Buches.

Wenn aber in der Gestalt, wie Apollonius bei Philostratus auftritt, Beziehungen und Aehnlichkeiten mit Christus kaum zu bestreiten sein dürften, so läßt sich immer noch ein doppelter Fall denken: entweder ist das Bild in einer dem Christenthume feindlichen Absicht aufgestellt worden oder es ist in Folge christlicher Einflüsse aus dem religiösen Synkretismus der Zeit hervorgegangen. Die letztere Ansicht vertritt u. A. Baur (Apollonius von Tyana und Christus): „Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Werk des Philostratus eine durchaus idealisirende Darstellung enthält, deren historische Grundlage auf sehr Weniges zu beschränken ist. In dem ganzen Werk spricht sich unverkennbar die Tendenz aus, zum Lobe des Helden Alles zusammenzudrängen, was dem Gemälde den Reiz des Außerordentlichen und das Gepräge des Idealischen geben konnte." Doch ist nach Baur's Ansicht nicht anzunehmen, daß Philostratus bei dieser idealisirenden Darstellung eine feindliche Absicht gegen das Christenthum gehabt habe, daher er auch desselben mit keiner Silbe gedenke. „Um seinen Gegenstand rein objektiv zu behandeln," bemerkt derselbe, „vermied der Verfasser jede Erwähnung des Christenthums, ob ihm gleich die Rücksicht auf dasselbe bei seiner ganzen Darstellung vorschwebte; es galt nur den Versuch, aus den in der heidnischen Welt gegebenen Elementen eine idealische Person derselben Art, wie die Christen in ihrem Christus verehren zu dürfen glaubten, zu gestalten. Je objektiver der Gegenstand behandelt wurde, desto weniger konnte die Darstellung ihren Zweck verfehlen." Dieser religiöse Synkretismus aber, aus welchem das Werk hervorgegangen und dem besonders mehrere Glieder des kaiserlichen Hauses gehuldigt hätten, sei zum Christenthum in einem mehr friedlichen als feindlichen Verhältniß gestanden, er habe es mit den anderen Religionen auf gleiche Linie gesetzt. Waren doch in der Hauskapelle (Lararium) des Kaisers Alexander Severus die Bildnisse von Christus und Apollonius neben den olympischen Göttern aufgestellt. — Wenn also Philostratus Analogien von Jesus und Züge aus den evangelischen Erzählungen in sein „pythagoreisches Evangelium" übertragen hat, so konnte dies entweder in der Absicht geschehen sein, die christlichen Lehren und Vorstellungen in die damalige Weltreligion einzumischen und in derselben aufgehen zu lassen, oder er konnte schon so sehr von christlichen Anschauungen erfüllt gewesen sein, daß er fast unbewußt unter diesen Einflüssen seinem heidnischen Weisen Züge und Gepräge von dem Stifter des Christenthums verliehen. Dieser Auffassung trat eine andere Ansicht entgegen, dahin lautend, daß hier nicht eine harmlose Vergleichung einer dem Wesentlichen nach erfundenen heidnischen Persönlichkeit mit der geschichtlichen des Stifters des Christenthums vorliege, sondern vielmehr ein Plan, „den wachsenden Einfluß desselben auf die Massen und den dadurch bevorstehenden Untergang des Heidenthums aufzuhalten, ein Plan, ausgegangen von einem Kreise gebildeter Männer, den die Kaiserin Julia Domna um sich versammelt hatte, und berechnet nicht für den gewöhnlichen Lesekreis eines Sophisten, sondern für das ganze Volk". Im Gegensatze zu dieser Anschauung, wonach Apollonius von Tyana als Held eines idealisirenden Tendenz-Romans dasteht, dessen Leben und Schicksale weniger der Geschichte als der Dichtung angehören, betonten wieder Andere mehr die geschichtliche Persönlichkeit des Weisen und schrieben die in seinem Leben erzählten Wunder der sagenhaften Ueberlieferung und mythenbildenden Phantasie seiner Verehrer zu oder sie erblickten darin die klug berechnete Absicht des Propheten, „vor allen Dingen die Einbildungskraft der Menschen zu überwältigen oder auf seine Seite zu ziehen, da es Pflicht sei, anstatt den großen Haufen voreiliger Weise aufklären zu wollen, sich der Wahnbegriffe desselben und seiner Liebe zum Wunderbaren zum Vortheil der guten Sache zu bedienen".

Der wahre und der idealisirte Apollonius.

In welchem Verhältniß der historische Apollonius, der pythagoreische Weltverbesserer zu dem idealisirten „Gegenchristus" des Philostratus stand, wird immer eine offene Streitfrage bleiben. Ohne Zweifel ist der Weise von Tyana ein Mann gewesen, welcher in der geistig angeregten Zeit der „Religionswende" als Magier und Astrolog, als Dämonenbanner und Todtenbeschwörer bei den Zeitgenossen, besonders in dem

wundergläubigen Orient, großes Ansehen erlangt und durch seine würdevolle majestätische Persönlichkeit, wie durch seine tieferen Kenntnisse und sein sittliches Leben sich Verehrer und Anhänger erworben hatte. Lucian hat in Alexander von Abonoteichos und im Peregrinus Proteus ähnliche Figuren aufgestellt, aber nicht in der idealisirenden Schilderung eines Philostratus, sondern mit dem scharfen Griffel eines satirischen Kritikers, der den romantischen Schleier unbarmherzig zerschnitt. Daß indessen Apollonius eine würdigere Persönlichkeit gewesen sein muß, als die eben genannten, geht schon aus der hohen Verehrung hervor, in der er zwei Jahrhunderte lang, von Caracalla, der ihm den ersten Tempel baute, bis auf Diocletian in der heidnischen Welt gestanden. Man errichtete ihm Heiligthümer und Altäre und sein Bild prangte in vielen Tempeln neben den älteren Gottheiten. Erst der vollständige Sieg des Christenthums stürzte auch ihn von der göttlichen Höhe herab. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er durch Stiftung eines Geheimbundes an der Hand der älteren Philosophen, namentlich eines Pythagoras und Plato und mit all den Bildungsmitteln, welche das Heidenthum darbot, die Menschheit zu veredeln und aus der Gesunkenheit zu erheben gesucht; auch das ist nicht unwahrscheinlich, daß ihn die abergläubische und wundersüchtige Welt frühe mit dem Gewande der Legende und Mythe, die sich so leicht an solche räthselhafte Figuren anschließt, umhüllt habe, wie ja auch das Leben und die Persönlichkeit seines Vorbildes Pythagoras in ähnlicher Weise durch die Thätigkeit der Phantasie und Volksüberlieferung in das nebelhafte Reich der Sage und Wunderdichtung gerückt worden ist. Daß aber bei Apollonius trotz des Bedeutsamen seiner persönlichen Erscheinung der Erfolg seiner Wirksamkeit kein so mächtiger, überwältigender und dauernder gewesen, wie bei anderen Propheten oder Philosophenhäuptern, darf nicht gerade als durchschlagender Beweis für das Unhistorische seiner ganzen Erscheinung genommen werden: das Heidenthum lag bei seinem Auftreten schon in den letzten Zügen und war keiner wahrhaften Reformation, keiner Wiedergeburt und Verjüngung mehr fähig; und Apollonius selbst besaß, wie es scheint, mehr die sanfte Natur eines contemplativen Weltweisen als die Energie eines mächtigen Propheten.

Leben und Wirken des Weisen von Tyana.

Apollonius, so lautet die Lebensbeschreibung desselben nach Philostratus in ihren Hauptzügen, wurde (etwa gleichzeitig mit Jesus) in der von Griechen bewohnten kappadokischen Stadt Tyana auf einer Wiese geboren, nach vorhergegangener göttlicher Verkündigung an die Mutter, daß sie den Proteus zur Welt bringen werde, jenen Sehergott, dem das Verborgene, Künftige und Ferne bekannt war. Mit vierzehn Jahren kam der schöne Knabe zu dem Redner Euthydemus in Tarsus; aber die in dieser Stadt herrschende Ueppigkeit trieb ihn bald nach Aegä, wo er Plato's und Chrysipp's Lehren studirte und sich mit „unaussprechlicher geheimnißvoller Liebe" der pythagoreischen Philosophie ergab, so daß er schon als sechzehnjähriger Jüngling die darin gebotene Lebensweise aufs Strengste befolgte, sich des Fleisches und Weines enthielt, sich in Linnen kleidete und die Haare wachsen ließ. Er nahm seinen Aufenthalt im Tempel des Aeskulap und weihte sich ganz dem Dienste des Gottes. Durch seine geistigen und körperlichen Vorzüge gelangte er bald zu großem Ansehen. Nachdem er auf diese Weise die Jahre seiner Jugend theils in Aegä, theils in Antiochien und anderen Orten zugebracht, in steter Uebung der pythagoreischen Tugend und in ununterbrochener Beschäftigung mit wissenschaftlichen und religiösen Dingen und Unterredungen mit den Priestern, faßte er den Entschluß einer weiten Reise. Er richtete seinen Sinn auf das indische Volk und seine Weisen. Begleitet von zwei Dienern begab er sich nach der alten Stadt Ninive, wo sich ihm Damis anschloß, der seitdem sein unzertrennlicher Gefährte und vertrautester Freund wurde. Wohin sie kamen, beobachteten sie die Sitten der Völker und Alles, was die Länder und Städte Merkwürdiges darboten, und Apollonius erwarb sich allenthalben Bewunderung sowohl durch seine strenge

Tugend, als durch seine tiefe Einsicht und weise Reden. Dabei verstand er alle Sprachen. Nach einem längeren Aufenthalt in Babylon, wo er von dem rechtschaffenen König Vardanes ehrenvoll und wohlwollend aufgenommen ward und vertrauten Umgang mit den Magiern hatte, überschritten die Reisenden den Kaukasus, „der das indische und medische Land scheidet", setzten über den Indus und gelangten, von dem weisen Beherrscher von Taxila mit Empfehlungsschreiben versehen, in das heilige Wunderland jenseit des Hyphasis, zu dem Hügel, wo die indischen Brahmanen wohnen, zu einem heiligen Bund vereinigt. Ihr Vorsitzender Jarchas erregte sogleich durch seine Kenntnisse und Weisheit die Bewunderung des ankommenden Apollonius. „Bei diesen Männern, die Alles kannten und sich selbst für Götter hielten weil sie gute Männer seien, nahm Apollonius an allen ihren öffentlichen und geheimen Unterredungen Antheil, an Untersuchungen, wobei die weissagende Kraft der Gestirne erwogen, die Vorkenntniß des Künftigen besprochen und die Opfer und Anrufungen, deren sich die Götter erfreuen, berührt wurden, und Alles, was er hier sah, ließ ihn die tiefe geheimnißvolle Weisheit dieser Männer und des Jarchas insbesondere bewundern." — Nach einem Aufenthalt von vier Monaten reiste Apollonius über Babylon und Ninive nach Antiochien und von da über Cypern nach Ionien, „bewundert und hochgeachtet von Allen, welche die Weisheit zu schätzen wissen". In den Städten Ioniens wirkte er wohlthätig durch seine sittlich-ernsten Vorträge, durch Ermahnungen zu philosophischen Studien, zur Eintracht und guten Verwaltung des Staats, und befreite die Ephesier durch ein Wunder von der Pest. In Pergamus erfreute er sich an dem Heiligthum des Aeskulap, heilte viele Kranke und begab sich dann über Ilium und Lesbos, „wo er den daselbst begrabenen Palamedes als den göttlichen Mann ehrte, von dem alle Weisheit stamme", nach Hellas. Hier besuchte er die berühmtesten Städte und Tempel, unterhielt sich mit den Priestern und wohnte den olympischen Spielen bei. Darauf begab er sich über Kreta, das Geburtsland von Zeus, nach Rom, wo gerade Nero gegen Philosophen und Wahrsager schwere Verfolgungen verhängt hatte. Ohne sich von den Warnungen der Furchtsamen abschrecken zu lassen, zog er mit acht Jüngern in die Stadt ein, lehrte öffentlich in den Tempeln und sprach ohne Unterschied zu den Vornehmen und Geringen, die ihn aufsuchten. Tigellinus, der mächtige Präfect des Prätoriums, gerieth in Furcht über den Mann, der so große Kenntnisse über göttliche Dinge an den Tag legte, und lud ihn vor seinen Richterstuhl. Aber Apollonius ging siegreich aus dem Verhör hervor; Tigellinus wagte nicht, an den Mann, in dem er eine göttliche Kraft erkannte, Hand zu legen. Von Rom aus durchwanderte der Philosoph Spanien bis nach Gades und begab sich dann über Sicilien und Afrika abermals nach Griechenland, wo er sich in Athen in die Mysterien einweihen ließ und dann die Reise nach Aegypten antrat. Die Alexandriner, die schon von seinem Ruhm vernommen hatten, empfingen ihn wie einen Gott. Hier hatte er mit Vespasian eine Zusammenkunft und verkündigte ihm, daß Vitellius umkommen und er den Thron besteigen würde. Von Alexandrien, wo der Philosoph **Euphrates**, bisher sein Freund und Anhänger, sich in Feindschaft von ihm schied, reiste er mit zehn Jüngern nilaufwärts nach Aethiopien zu den Gymnosophisten. In allen Tempeln und heiligen Orten kehrte er ein, um mit den Priestern religiöse Gespräche zu führen. Auch mit den Gymnosophisten hielt er Unterredungen über religiöse und philosophische Gegenstände, fand aber, daß sie an Weisheit den Indern weit nachstanden. Mit ihrem Vorsteher knüpfte er ein Gespräch über die bildenden Künste an, worin er bewies, „daß der Künstler nicht blos Nachahmer, sondern vermöge der Phantasie auch Schöpfer wäre". Nachdem er noch die Quellen des Nil geschaut, begab er sich nach dem kilikischen Argos, wo er mit Titus eine Unterredung über die Regierungskunst hatte, und hielt sich dann abwechselnd in verschiedenen Ländern und Städten auf, überall lernend und lehrend, heilend und Wunder verrichtend. In den zwei letzten Büchern werden die Leiden und Gefahren geschildert, die Apollonius unter Domitian zu bestehen hatte. Der Tyrann, von Euphrates unterrichtet, daß der Weise mit Nerva und anderen Männern, die er für seine Feinde hielt, in Verbindung stehe

und jenem die Thronbesteigung vorausgesagt, gebot, ihn zu fesseln und ins Gefängniß zu werfen. In einer feierlichen Gerichtssitzung hielt Apollonius eine ausführliche Vertheidigungsrede, worin er die Anschuldigungen wegen staatsgefährlicher Verbindungen, wegen Zauberei und Magie glänzend widerlegte, seine Grundsätze und Ansichten darstellte und sich über die ganze Aufgabe und Richtung seines Lebens und Wirkens aussprach, und verschwand dann plötzlich aus dem Gerichtssaal mit den Worten, der Kaiser vermöge weder seinen Leib noch seine Seele zu ergreifen. Unmittelbar nachher erschien er in Puteoli seinen Freunden Damis und Demetrius zu deren großer Ueberraschung, und begab sich dann nach Olympia, wo er im Heiligthume des Zeus seine Wohnung nahm. Als die Kunde von der Rettung des Mannes, dessen Tod man schon allgemein verkündigt hatte, in Griechenland erscholl, eilten die angesehensten Männer und Jünglinge aus allen Städten nach Olympia, um den Weisen zu sehen und zu hören, und verehrten ihn wie einen Gott; und als er nach vierzig Tagen sich in die böotische Stadt Lebadea begab, um in die Höhle des Trophonios hinabzusteigen, begleitete ihn eine Menge Volks. Alles drängte sich zu ihm, die Worte der Weisheit aus seinem Munde zu vernehmen, die er ohne Lohn allen Wißbegierigen mittheilte. Die letzten Jahre verbrachte Apollonius in Ephesus, umgeben von vielen Jüngern. Dort sah er im Geiste, wie Domitian von seiner eigenen Umgebung in seinem Palaste ermordet ward, verkündigte den Anwesenden den Tod des Tyrannen und ertheilte dem Nerva in einem Briefe Rathschläge über Regierungssachen. Darauf entzog er sich den Blicken der Menschen, um ohne Zeugen aus dem Leben zu scheiden. Den Damis entsandte er nach Rom mit den Worten: „Wenn du auch für dich philosophirest, habe stets mich vor Augen.“

Der religiöse und philosophische Synkretismus.

Neben der **mittleren Akademie**, welche Plato's Lehrsätze in völligen Skepticismus auflöste, ging die dogmatische Speculation ihren stillen Gang fort und hielt, im Gegensatz zu der negirenden Zeitrichtung des ersten Jahrhunderts, an der Möglichkeit einer Erkenntniß des Uebernatürlichen fest, ihren forschenden Geist hauptsächlich auf die Ergründung des Göttlichen und sein Verhältniß zur Welt und Menschheit richtend. Die genialen Phantasiegebilde des großen Weisen als reale Wahrheiten und wissenschaftliche Glaubenssätze hinstellend, bauten die Männer des speculativen Denkens allmählich ein religionsphilosophisches Lehrgebäude auf, in welchem sie Alles, was die verschiedenen Religionen und Philosophien Verwandtes oder Gleichartiges in Theorie und Praxis ausgebildet hatten, mit der platonischen Ideenlehre verbanden und eine Weltanschauung schufen, die durch ihren Reichthum an geheimnißvollen und mystischen Lehren und Symbolen den Sinn mächtig gefangen nahm und sich in weite Kreise verbreitend, gleichsam die geistige Atmosphäre wurde, in die sich die gesammte Zeitbildung hüllte. Man erkannte in den tiefsinnigen Mythen von dem reinigenden, heilenden und vermittelnden Apollo und von dem Gottmenschen Herakles (II, 54. 72.) einen reichen Stoff bildlicher Wahrheiten über das Wesen der Seele und über das Verhältniß des göttlichen Geistes zum menschlichen, man sah in den alt-orientalischen Mysterien und Symbolen bedeutsame Wahrheiten über das unvergängliche sich immer erneuernde Leben der Menschenseele; man fand in den Orakelsprüchen der Chaldäer und in den theogonischen und orphischen Dichtungen, denen frommer Betrug und kritiklose Leichtgläubigkeit ein hohes Alter beilegte, griechische und orientalische Geheim-

weisheit über die wichtigsten Fragen; man glaubte an die Echtheit der fabelhaft zahlreichen hermetischen Schriften, die ein uralter ägyptischer Heros, „Hermes der dreimalgrößte" (Trismegistos), der Vater aller göttlichen und menschlichen Weisheit, verfaßt haben sollte und die in der hellenistischen Zeit ins Griechische übertragen worden wären, Schriften religionsphilosophischen Inhalts im Geschmacke der Zeit, worin neben sinnvollen Lehren und Aussprüchen über Gott, Natur und Seele phantastische Schwärmereien über Astrologie und Magie enthalten waren. Aus solchen Elementen und Weisheitsschätzen wurde der religiöse und philosophische Synkretismus aufgebaut, in welchem morgenländische und abendländische Speculationen, Denkweisen und Religionsformen zu einem wunderlichen Ganzen sich verschmolzen und ein „geistiges Pantheon" errichtet ward, in welchem die Götter, Mythen und Symbole der verschiedensten Völker gleichsam verklärt und durch allegorische Deutungen in das Reich der Ideen erhoben sich wiederfinden sollten, wo die strenge Tugend- und Enthaltungslehre der Stoiker auf die Höhe orientalischer Asketik gesteigert und der Wunder- und Dämonenglaube, wie er sich im Keime bei Plutarch, in weiterer Entwickelung bei Apulejus fand, zu schwärmerischen Phantasiegebilden erweitert wurde, wo man mit Wollust sich in die Geheimnisse der Mystik versenkte und die alte Volksreligion, die man durch allegorische Ausdeutung ihrer Mythen und Götterlehren vergeistigte, mit schwärmerischer Gluth gegen die überwältigende Macht des Christenthums zu vertheidigen suchte. „Die neue Geistesrichtung," sagt H. Ritter, „verkündete sich in einer göttlichen Verehrung der hochbegabten Männer, welche man als Stifter eines heiligen Lebens ansah, in der Vermischung aller Formen des Gottesdienstes, in der Sehnsucht nach mystischer Vereinigung mit dem Göttlichen, welche theils durch äußere Enthaltsamkeit, theils durch phantastische Gebräuche gewonnen werden sollte und gegen welche das thätige Leben bald mehr bald weniger als ein unheiliges Wesen zurücktrat."

Die neuplatonische Philosophie.

Die wissenschaftliche Seite dieses Synkretismus fand ihren entschiedensten Ausdruck in der neuplatonischen Philosophie, die in der ägyptischen Weltstadt Alexandrien, wo hellenische Philosophie, orientalische Religionsspeculation, Judenthum und christliche Glaubenslehren einander berührten und in einander übergingen, ihren Ursprung hatte. Als Gründer der Schule galt Ammonius Sakkas aus Alexandrien, der von christlichen Eltern im Christenthum erzogen, in der Folge, als er zum selbständigen Denken gereift war, zur heidnischen Philosophie überging. Seine aus einer eklektischen Zusammenstellung und Verschmelzung platonischer, pythagoreischer, aristotelischer und orientalischer Ideen und Aussprüche bestehende Philosophie, worin die bedeutsamsten Errungenschaften heidnischer Weisheitslehre zu einem System verbunden und als Bollwerk gegen das wachsende Christenthum aufgestellt waren, wurde mündlich einem kleinen Kreise wißbegieriger und begabter Jünger mitgetheilt und längere Zeit als Geheimlehre bewahrt, deren Verständniß nur den Eingeweihten zugänglich war, daher auch der Meister selber nichts Schriftliches hinterlassen hat. Aber sein großer Schüler Plotinus aus Lykopolis in Aegypten, wurde für Ammonius was Plato für

Ammonius Sakkas. † c. 243.

Plotinus. 205–270.

Sokrates gewesen: er machte dessen Lehren bekannt, die aber unter seinen Händen und durch seinen phantasiereichen Geist eine gänzliche Umgestaltung und Fortbildung erfahren hatten. Nachdem er zehn Jahre lang den Ammonius gehört, schloß er sich, achtunddreißig Jahre alt, einem Kriegszug des Kaisers Gordianus nach Persien an, um die 242.
Weisheit des Morgenlandes in ihren Geburtsstätten Indien und Iranien kennen zu lernen. Die Ermordung des Kaisers vereitelte Plotin's Plan; er kehrte nach Antiochien zurück, von wo er zwei Jahre später nach Rom übersiedelte. Hier fand er einen be- 244.
deutenden Wirkungskreis. Aus der Nähe und Ferne strömten Jünglinge und Männer zu seinen Vorträgen, und wurden von ihm für platonischen Idealismus, für asketische Tugendübung, für Weltentsagung, für stilles beschauliches Leben gewonnen und begeistert. Sein würdevolles Wesen, in dem der orientalische, auf contemplativer Versenkung in die Tiefe des göttlichen Geistes gegründete, Ernst mit hellenischer Milde und Heiterkeit gepaart war, seine asketische Strenge, seine Enthaltsamkeit von allen sinnlichen Genüssen, sogar von Fleischspeisen, verschafften ihm das größte Ansehen, so daß er 26 Jahre lang als Prophet, Heiliger und Wunderthäter verehrt ward und daß, so lange es Heiden gab, „seine Altäre nicht erkalteten". Der Kaiser Gallienus und seine Gemahlin, so wie die ersten Männer und Frauen Roms nahmen seine Lehre „wie eine himmlische Botschaft" auf; und viele vornehme Eltern bemühten sich vor ihrem Tode ihre Kinder der Obhut des „heiligen göttlichen Wächters" zu übergeben. Der Plan in Campanien einen kleinen nach Plato's Idealen eingerichteten (aristokratisch-communistischen) Musterstaat, „Platonopolis" genannt, zu gründen, wurde durch die Rathgeber des Kaisers hintertrieben. In seinen letzten Jahren durch Krankheit schwer heimgesucht, starb Plotin 66 Jahre alt in den Armen seines Schülers **Eustochius**. Ein anderer begeisterter Jünger **Porphyrius** (ursprünglich Malchus) aus Porphyrius. 233—305.
Tyrus, ein gelehrter, strebsamer Mann, aber ohne Plotin's Tiefsinn, Genialität und prophetischen Schwung, beschrieb das Leben seines Meisters und war bemüht, den neuplatonischen Lehren durch Schriften und Vorträge im Abendlande Verbreitung zu verschaffen, zugleich das Christenthum in einer nicht mehr erhaltenen Schrift mit seinen inneren Widersprüchen bekämpfend. Von Porphyrius rührt auch die Anordnung und Zusammenstellung der Schriften her, die Plotin, der griechischen Sprache nur unvollkommen mächtig, nachlässig verfaßt hatte, mehr auf die Tiefe des Inhalts als auf die Form bedacht; daher man auch von jeher über die Dunkelheit seiner Schriften geklagt hat. Seine Darstellung ist oft verworren und breit.

Plotin's Werke, nach der Verschiedenheit des Inhalts in sechs „**Enneaden**" zu- Plotin's speculatives Lehrsystem.
sammengestellt, beweisen, daß er neben den platonischen Schriften, mit denen er am meisten vertraut war, auch die philosophischen Lehren des Aristoteles und der Stoiker studirt und sich Vieles daraus angeeignet habe, daß er aber mit diesen Schätzen griechischer Weisheit jüdische und orientalische Vorstellungen aus Philo, aus der ägyptischen Symbolik, aus allegorischen Mythendeutungen verschmolzen und das Ganze mit der Hülle der Mystik und Schwärmerei umgeben habe. Seine ganze Aufmerksamkeit auf das innere Schauen, auf die Ergründung des Geistigen und Göttlichen richtend, verachtete er das Materielle und die sinnliche Wahrnehmung und gerieth durch Vernachlässigung der Erfahrungswissenschaften, der Grundlage jeder echten Weisheit, zu träumerischen Gebilden und phantastischen Vorstellungen. „Nicht genug, daß er Erscheinungen der Götter und Dämonen annimmt und uns genau über den Unterschied derselben zu unterrichten weiß, daß er verschiedene Arten von Weissagungen aufstellt und nicht geringe Ehrfurcht gegen die Mysterien beweist; auch die verschiedenen Arten der Magie und sonstige Zauberkünste findet er mit seiner Philosophie vereinbar und glaubt sie aus der allgemeinen Sympathie aller Dinge in der sinnlichen Welt rechtfertigen zu können."

Aber wie viele ungesunde und gefährliche Elemente dieser gesteigerte Idealismus Plotin's in sich trug, der an der Hand einer kühnen Dialektik und formalen Zergliederungskunst zu einer Höhe der Speculation aufstieg, die nach Ueberwindung alles Physischen und Materiellen durch Tugendübung und Reinigung die in der Körperhaft befindliche Seele des Guten und Weisen zum „Schauen des Göttlichen", zu einem „mystischen Einswerden mit Gott in seligen Momenten des Liebesrausches" gelangen läßt; die in der Aufstellung eines höchsten Prinzipes des „absolut Guten", von dem der denkende Geist und die lebendige, das Weltall von Ewigkeit her mit göttlichem Leben durchdringende, Weltseele Ausflüsse seien und sich nach der Rückkehr zu demselben sehnten, einer mystischen Contemplation, einer Flucht aus der Welt der Materie und Sinnestäuschungen, einer Geringschätzung der praktischen Tugenden gegenüber einem beschaulichen Leben voll religiöser Vertiefung, asketischer Strenge und leidenschaftloser Ruhe Vorschub leistete und gleich der Brahmanenlehre Geist und Körper in ein feindseliges Verhältniß zu einander setzte: so muß doch die neuplatonische Philosophie, wie sie bei Plotin sich entwickelt, als der letzte kühne Versuch des griechischen Geistes, „das Räthsel der Welt und des Daseins zu lösen", betrachtet werden.

„Plotin's Philosophie," urtheilt Steinhart, „suchte Plato's Ideenwelt mit der von Aristoteles gelehrten immanenten Zweckbestimmung aller Dinge nach vernünftigen Begriffen durch die Idee des höchsten Gutes zu verschmelzen, das sie nicht, wie Plato, als ein Postulat des Denkens, sondern als die über allen Zweifel erhabene Urquelle alles Seins gläubig voraussetzte und in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung stellte. Indem sie sich nun sogar über das Denken erhob und in ganz neuer Weise eine reinere Quelle der Wahrheit in dem begeisterten Schauen des Göttlichen fand, ging sie scheinbar über die Grenzen der menschlichen Vernunft hinaus und öffnete der Schwärmerei und dem Fanatismus eine weite Thür; auch ist sie in diesem Sinne nicht blos von ihren Gegnern, sondern auch von ihren Anhängern mißverstanden worden; aber indem sie bis in jene Tiefen des Geistes vordrang, wo das menschliche Bewußtsein sich zum Gottesbewußtsein erweitert und in dem Licht dieses Gottesbewußtseins, das sie auf das Engste an das Schöne, an die Tugend und an das vernünftige Denken anknüpfte, Natur und Menschenleben betrachten lehrte, eröffnete sie dem denkenden Geiste eine bis dahin in der abendländischen Welt noch nicht betretene Bahn und deutete prophetisch auf die christliche Philosophie hin, deren höchste Fragen sie anticipirt und in ihrer Weise, zuweilen phantastisch, oft in den Schranken der alten Welt befangen, aber immer tiefsinnig und geistvoll und zu reinerer Auffassung emporstrebend, zu beantworten gesucht hat. Alle Fäden der altgriechischen Philosophie, der Nus des Anaxagoras, das in sich beschlossene Sein des Parmenides und der Pythagoreer ewige Ureinheit, dann die Idee des Guten bei Sokrates und Plato, die unbewegt alle Dinge bewegende Vernunft des Aristoteles und die göttliche Natur der Stoiker liefen in der Theologie Plotin's zusammen und erschienen dort in der göttlichen Dreiheit als Momente und wirkende Kräfte wieder. Nach Plotin war auf dem vorchristlichen Standpunkte wohl noch eine feinere Zuspitzung und formelle Erweiterung, aber keine tiefere Ausbildung dieser Lehre möglich."

Diese formelle Erweiterung versuchten Plotin's Schüler Amelios und Theodoros, welche die geistige Trias noch weiter entwickelten, dadurch aber immer tiefer
Jamblichus. † c. 333. ins Mystische geriethen. — Noch einen Schritt weiter ging Jamblichus aus Chalcis in Cölesyrien, der eigentliche Schöpfer des philosophischen Synkretismus. Hatten Plotinus und Porphyrius in der Anschauung Gottes mittels Ekstase, in der mystischen Vereinigung der durch Contemplation und Tugendübung gereinigten Seele des Weisen in seligen Augenblicken des Entzückens den höchsten Triumph und das Ziel alles philosophischen Forschens und Strebens erkannt, so suchte Jamblichus, des letzteren Schüler,

die sinnlichen Vorstellungen des Orients und den abergläubischen Dämonenglauben der Zeit mit dem platonischen Idealismus und der Zahlenmystik der Pythagoreer verbindend, mittelst einer ausgebildeten Geisterkunde und theurgischen Symbolik den Glauben an das Hereinragen der Geisterwelt in das Menschenleben zu begründen. Indem er die Götter, Engel, Dämonen und das gesammte Geisterreich in Reihen und Ordnungen zusammenfaßte, lehrte er, wie durch Zauberkünste und Symbole, durch Gebete, Beschwörungen und Ceremonien, durch Weihungen, Priestermacht und alle Arten von Mantik die Menschen diese Dämonenwelt zu sich heranziehen und sich dienstbar machen könnten. Sein theurgisches System, niedergelegt in dem theilweise verlorenen Werke „über die pythagoreische Philosophie" und in der angefochtenen Schrift „über die ägyptischen Mysterien", wurde durch zahlreiche Schüler, wie Sopatros von Apamea, Aedesios von Kappadokien, Priskos aus Thesprotien, zum Theil unter Gefahren und Verfolgungen durch die christlichen Kaiser, bewahrt und fortgepflanzt und erfreute sich der besondern Gunst Julian's, dessen Zeitgenosse Eunapios das Leben des „göttlichen" Jamblichus schwülstig und mit abergläubischer Wundersucht beschrieben hat. Nach dem Tode des letzten Heidenkaisers erlagen die noch übrigen Schüler der Schule „den Verfolgungen oder dem Schmerze getäuschter Hoffnung".

Unter den Schülern des Ammonius Sakkas erlangte neben Plotin den größten Ruhm Cassius Longinus, sowohl durch seine große Gelehrsamkeit und umfassenden Kenntnisse in verschiedenen Wissenschaften, als durch seinen männlichen Charakter und sein edles Leben. Longinus war ein klarer Denker und eifriger Forscher nach echter philosophischer Wahrheit, daher ihn auch weder der nebelhafte Neuplatonismus, dem er sich anfangs zuwandte, noch irgend eine andere der herrschenden Philosophenschulen auf die Dauer zu fesseln vermochte. Nachdem er seinen Geist an der gesunden Nahrung der echten Schriften Plato's und anderer großen Denker gestärkt und durch weite Reisen ausgebildet hatte, lebte er einige Zeit in Athen als Lehrer der Rhetorik und Philosophie und widmete sich dann dem thätigen Leben, ohne jedoch den Studien und der Wissenschaft zu entsagen. Er verfaßte viele Schriften, die aber bis auf das eine Werk „über das Erhabene" sämmtlich untergegangen sind; allein das Erhaltene ist durch correcte Sprache, durch Lebendigkeit der Darstellung und durch Gediegenheit des Inhalts so hervorragend, daß es den Verlust der übrigen um so schmerzlicher macht. Von seinem späteren Schicksale als Minister und Rathgeber der Königin Zenobia in Palmyra bis zu seinem gewaltsamen Tode, den er mit der Ruhe und Stärke eines Helden und Weisen ertrug, werden die folgenden Blätter berichten. Longinus. c. 213—273.

Die letzte Ausbildung erhielt der Neuplatonismus im 5. Jahrhundert zu Athen durch Proklos, die letzte Säule des hinwelkenden Heidenthums, dessen Religionsübungen er nur im Geheimen, verlästert und verfolgt, obliegen durfte. Es ist ein klägliches Zeugniß von der geistigen Ohnmacht der altersmüden Religionen, daß ein Mann von ausgezeichneter Bildung, von vielseitigen Kenntnissen (wie seine erklärenden Schriften über Plato beweisen), von dichterischen Anlagen, sich auf dem klassischen Boden Athens mit abenteuerlichen Phantasiegebilden trägt, an die alten Mythen und Cultusgebräuche sich anklammert und in der Afterweisheit entarteter Schulen, welche ihre entstellten und mißbrauchten Lehren mit altehrwürdigen Philosophennamen deckten, die Sehnsucht des Herzens zu stillen sucht. Man weiß nicht, soll man bei einem Manne von edler Bildung, von hohem Streben und musterhaftem Lebenswandel mehr die Pietät und romantische Treue bewundern, mit der er an den alten Traditionen und Götternamen festhält oder die Thorheit und Grillenhaftigkeit belächeln, womit er auf dem Grunde orientalischer Dämonenlehre und Mysticismus ein theosophisches Lehrgebäude aus verwitterten und zerbrechlichen Baustoffen mühsam und künstlich aufbaut, Ausgang und Wirkung des Neuplatonismus. Proklos. 412—485.

ein wahres „Pantheon heidnischer Dogmen und Philosopheme" auf Sand und Schlammboden errichtet. Die Schüler des Proklos, Isidorus, Damascius und Simplicius, waren die letzten Verkünder der heidnischen Philosophie. Als unter Justinian ihre Hörsäle geschlossen wurden, suchten sie eine Zufluchtstätte in Persien, wo sie das gelobte Land ihrer Träume zu finden hofften. Aber getäuscht in ihren Erwartungen kehrten sie in die Heimath zurück, wo sie ungefährdet, jedoch mit geknickten Hoffnungen und zweifelnder Seele ihr Leben in Dunkelheit beschlossen. Doch trug der Neuplatonismus zu viele dem Christenthum ähnliche Elemente in sich, als daß sich seine Wirkungen nicht auch bald bei den christlichen Schriftstellern hätten kund geben sollen. Gleich dem Christenthum vorzugsweise auf Belebung der inneren Gefühlswelt, auf das Geistige und Sittliche gerichtet, übte der Neuplatonismus den tiefgehendsten Einfluß auf die Ausbildung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre bei den Kirchenvätern aus.

b. Die religiösen Zeitrichtungen.

Volks- und Staatsreligion im Römerreich.

Während die gebildeten Klassen im römisch-griechischen Weltreich in den Philosophenschulen und ihren speculativen und praktischen Lehrbegriffen einen sittlichen Halt fürs Leben, ein Ziel für die Sehnsucht des Herzens, einen Trost und Hoffnungsanker in den Stürmen der Zeit suchten und bei der Auflösung und Zerrüttung der Außenwelt und der gesellschaftlichen Formen die Einheit des Glaubens, Denkens und Seins in ihrem Innern zu begründen sich abmühten, stand das Volk hülflos und rathlos einem Religionswesen gegenüber, dem aller höhere Gehalt abhanden gekommen war, dem die Gebildeten, durch die philosophischen Lehren auf erhabenere Vorstellungen geführt, gleichgültig und ungläubig den Rücken zuwandten, in dem die alten Cultusformen, Feste, Opferhandlungen und Gebete nur noch als ein leeres Gehäuse, als ein seelenloser Körper fortbestanden, an denen die Menge aus Gewohnheit, aus Verehrung für die Traditionen der Väter, aus süßer Erinnerung an die unbefangene Jugendzeit festhielt, ohne Andacht, ohne Glaubenswärme, ohne Ueberzeugungstreue, das die Staatsraison in der Republik wie unter dem Kaiserthum wahrte und pflegte, weil es mit den tiefsinnigsten Institutionen des Reichs aufs Innigste verflochten war, weil die äußere Sittlichkeit des öffentlichen Lebens, weil das ganze politisch-religiöse Auspicienwesen, weil die überlieferten Formen, Gewohnheiten und Gebräuche im Krieg und Frieden, in guten und schlimmen Tagen, weil endlich die kaiserliche Apotheose oder Vergöttlichung, welche nach dem Vorbilde morgenländischer Despoten und der hellenistischen Herrscher in der Diadochenzeit seit dem „göttlichen Julius" durch Senatsbeschluß decretirt ward, und damit der ganze Kaisercultus auf der alten Volks- und Staatsreligion ruhten. Wie sehr aber diese Volks- und Staatsreligion wesentlich in der Beobachtung äußerlicher Formen und Ceremonien, in der vorschriftsmäßigen Verrichtung heiliger Handlungen, Gebete und Gebräuche bestand, wie die römische „Staatskirche" mit dem kaiserlichen Oberpriesterthum, mit den Schaaren von Geistlichen, Opferpriestern, Augurn, heiligen Jungfrauen u. dgl. mit der

Menge von Tempeln, Kapellen, Altären, geweihten Orten, Götterbildern in Stadt und Land, in Feld und Wald, auf Kreuzwegen und an Thürschwellen, im Haus und über dem Heerde wesentlich ein politischer und socialer Organismus war, bei dem das gläubige Herz und die sittlichen Bedürfnisse der Menschennatur wenig Beachtung und wenig Nahrung fanden; ein ähnlicher Formalismus, wie er auch im Gerichtswesen, im Verwaltungsleben, ja im Kriegs- und Heerwesen zur Ausbildung gekommen, ist im dritten Bande zur Genüge dargethan worden. Alle diese religiösen Institute, die Cultusfeste, Orakel, Mysterien dauerten in ihrer localen Mannichfaltigkeit fort. Sie waren der südländischen Volksnatur unentbehrlich. Auch die Mythen erhielten sich im Gedächtniß und in der Phantasie. Sie waren Schöpfungen des griechischen Geistes und Kunstsinnes, welche dem poetischen und künstlerischen Schaffen typische Gestalten und Symbole lieferten, um welche sich die römische Obrigkeit wenig bekümmerte; wenn die Bewohner Roms und Italiens damit bekannt waren, so verdankten sie es der Poesie oder Kunst; die Staatsregierung und das Kirchenregiment sorgten nur für die Erhaltung und Beobachtung der Religionshandlungen in den überlieferten Formen; die Mythen oder Glaubenslehren überließen sie der freien Behandlung der Dichter und Philosophen; die Mysterien beschränkten sie nur dann, wenn sie zu sitten- oder staatsgefährlichen Orgien ausarteten, wie die Bacchanalien; eine Theologie besaß die römische Staatskirche nicht. Es blieb den Philosophen unverwehrt, die Götter in pantheistischer Auffassung als Grundkräfte des Weltalls oder als Namen und Sinnbilder der verschiedenen Erscheinungen des Weltlebens hinzustellen; sie in seligem Müßiggang ihr Dasein hinbringen zu lassen, oder sie wie Euhemeros und die Aufklärer in rationalistischer Weise für vergötterte Helden und Wohlthäter der Menschen zu erklären; und wem der vorhandene Götterkreis nicht genügte, der durfte, wie Apulejus und die Neuplatoniker, den ganzen Luftraum mit neuen dämonischen Wesen füllen. In diesem Sinne hätte das römische Kirchenregiment auch den göttlichen Stifter des Christenthums geduldet und seinen Anhängern nichts in den Weg gelegt, wie denn berichtet wird, daß unter der Regierung des Kaisers Alexander Severus in den Hofcirkeln Jesus in ähnlicher Weise verehrt worden sei, wie Zoroaster, Pythagoras, Plato und Apollonius, und in der kaiserlichen Hauskapelle seine Büste neben anderen göttlichen Weisen und Heroen aufgestellt gewesen sei. So konnte Lucian den ganzen Götterhimmel dem Spotte preisgeben und den Glauben an ein jenseitiges Leben und alle heiligen Mythen und Lehren, alle Symbole und Orakel als thöricht und abgeschmackt hinstellen, während Plutarch dieses Alles mit abergläubischer Pietät festzuhalten suchte und sich tief betrübte, daß die Menschen nicht mehr an die Orakel und die weissagende Kraft der Dämonen glauben wollten; so konnte auf der Bühne und in den Pantomimen die scurrile Seite der Mythologie, die Liebschaften Jupiters, die Buhlkünste der Venus, zur Erheiterung des Publikums vorgeführt werden; und

Das römische Kirchen-regiment.

wie in Gedichten, Romanen und anderen Kunstwerken die mythologischen Erzählungen vorzugsweise zum Ausmalen und Schildern sinnlicher und unzüchtiger Situationen benutzt wurden, lehren die „Metamorphosen" des Apulejus, das „Beilager des Mars und der Venus" eines sonst unbekannten Dichters des dritten Jahrhunderts, Reposianus u. A.

Die Göttermischung und Religionsmengerei in Rom.

Diese religiöse Duldsamkeit des römischen Staats und Kirchenregiments gab sich indessen nicht nur von der negativen Seite kund, daß sie die mythologischen Göttergebilde weder gegen die philosophischen Speculationen noch gegen die Satire und Ironie der Dichter schützte; sie begünstigte auch die Mehrung der Götterkreise und Cultusformen durch Uebertragung fremder Religionsbegriffe und Göttergestalten nach Rom und in alle Theile des Reichs, und die Verpflanzung der eigenen Vorstellungen, Götterwesen und Götternamen in die eroberten Länder der Barbaren. Die Göttermischung (Theokrasie) war ein nothwendiges Resultat des römisch-griechischen Heidenthums und die Hauptquelle der religiösen Toleranz. Wie die griechischen und römischen Dichter und Schriftsteller kein Bedenken trugen, mit naiver Unbefangenheit die fremden Gottheiten mit den Namen der eigenen Götter zu belegen, denen sie in Begriff oder Cultus zu entsprechen schienen, ein Verfahren, das bei Herodot und Plutarch wie bei Cäsar und Tacitus zu vielen Mißverständnissen und Deutungen geführt hat, so war auch die römische Obrigkeit weit entfernt, die Religionsinstitute und Götterwesen in den unterworfenen Ländern zu stören; die Römer duldeten nicht nur die fremden Culte, sie nahmen auch bei ihrer Anwesenheit Theil daran, ja sie luden die Götter der überwundenen Völker in ihre Stadt ein und stifteten ihnen Tempel und Altäre, Feste und Spiele. So wurden nicht nur alle griechischen Götterbegriffe und Cultusformen mit den italischen vermischt; man glaubte, es würde der Ehre der alten Himmelsbewohner keinen Eintrag thun, wenn man auch den kleinasiatischen, syrischen, ägyptischen und persischen Gottheiten die Thore in die olympischen Wohnungen öffne.

Sonnendienste: Baal.

So wurde denn neben dem Sol-Helios auch der syrische Sonnengott **Baal** hochgeehrt: in der heiligen „Sonnenstadt" Baalbek oder Heliopolis ließ Antoninus Pius auf alten Unterlagen einen neuen Tempel errichten, dessen Ruinen noch jetzt die Bezeichnung eines Weltwunders rechtfertigen. Dort stand das goldene Bild des Hauptgottes auf einem von Stieren gezogenen Wagen und Priester in goldgestickter Purpurtunica und Diadem dienten ihm mit Opfer und ertheilten Orakel in seinem Namen;

Elagabal.

im syrischen Emesa wurde der Sonnengott **Elagabal** unter der Gestalt eines schwarzen Steins verehrt und sein jugendlicher Priester Antoninus Bassianus war ihm mit solcher Verehrung zugethan, daß er auf dem Thron der Welt den Namen des Gottes annahm und dem nach Rom entführten göttlichen Stein Tempel, Priester und Feste stiftete. In der feierlichen Vermählung des Gottes von Emesa mit der „himmlischen Jungfrau" von Karthago, wozu das Götterbild mit allen Tempelschätzen als Aussteuer nach Rom geliefert werden mußte, und in der eigenen Heirath als kaiserlicher Oberpriester mit der ersten Vestalin wurde die Vollendung der Theokrasie gefeiert. Durch diese Religionsmischung wurde das römisch-griechische Heidenthum im Cäsarenreich

entnationalisirt und nahm einen kosmopolitischen und universellen Charakter an, wobei das Vorurtheil für orientalische Mystik immer weiteren Boden gewann.

Noch verbreiteter war der Cultus des persischen Sonnengottes Mithras (I, 374 f., 378), wie die zahlreichen Mithrassteine beweisen, wo die Bewältigung des die widerstrebende irdische Natur mit ihrer fruchttragenden Kraft andeutenden Stiers durch den siegenden Sonnengott, den Vater und Schöpfer aller Dinge, symbolisch angedeutet ist. Mithras.

Da Mithras auch als Führer der Seelen aus dem Dunkel des Erdenlebens in die himmlische Lichtwohnung galt, so wurde diese Vorstellung der Mittelpunkt merkwürdiger Religionsmysterien, durch welche die Menschheit im drückenden Gefühle, daß das irdische Dasein nur Beschwerde und Bitterkeit sei, sich von dem Bewußtsein der sittlichen Unvollkommenheit zu befreien suchte. Schwere Prüfungen, deren Benennung „Züchtigungen" schon den Ernst der freiwilligen Leiden und Büßungen andeutet, gingen der Einweihung und Aufnahme in die Mithras-Mysterien voran. Durch eine siebenfache Stufenreihe von Entsagungen und körperlichen Kasteiungen mußte der Einzuweihende Muth und Seelenstärke beweisen und sich zur heiligen Handlung würdig zeigen, ehe er als „Mithraskrieger" Schwert und Kranz erlangen konnte, zum Zeichen, „daß Mithras selber seine Krone sei". Solchen Prüfungen, von Hierophanten geleitet und ausgeführt, unterzogen sich sogar die Mächtigen der Erde, selbst Kaiser und ihre Höflinge. So wurde der Mithrasdienst eine der „erlösenden Religionen" des sinkenden Heidenthums. Mithras-Mysterien.

Die Mithrasbrüderschaft war als geheimer Orden über das ganze Reich verbreitet, wie die zahlreichen „Mithreen" beweisen, enge Zellen in natürlichen oder künstlichen Höhlen mit Altären, Bildwerken, Symbolen, welche man in Rom, in Alexandrien und in vielen Orten nördlich von den Alpen und der Donau entdeckt hat. Vorgefundene Todtenschädel scheinen anzudeuten, daß die „Züchtigungen" bisweilen mit dem Leben bezahlt wurden. Die Sage, daß Zoroaster in den Gebirgen Persiens eine blumige quellenreiche Höhle zu Ehren des Weltschöpfers und Lenkers Mithras geweiht habe, mag die Veranlassung zur Errichtung solcher Weihestätten oder „schwarzen Mithrashöhlen" gewesen sein. Auch die Neuplatoniker, besonders Porphyrius, empfahlen die „Läuterung der Seele" durch den Mithrasdienst als Trost für dieses und jenes Leben. Der Name des Sol invictus, des streitenden aus dem Kampfe mit den Mächten der Finsterniß immer von Neuem siegreich hervorgehenden Königs der himmlischen Heerschaaren, der dem Mithras beigelegt ward, ist ein neuer Beweis für die Theokrasie des 3. Jahrhunderts. In diesem Sinne war Mithras das Vorbild des römischen Kaisers, der höchsten Siegesmacht auf Erden.

Neben dem Sonnengott war besonders die „große Mutter", die Göttin der Natur, der Zeugung und des Lebens, der Gegenstand enthusiastischer Verehrung, wilder Mysterien und symbolischer Religionshandlungen. Wir haben früher (I, 517—529. 535, II, 386 u. a. O.) jener weiblichen Gottheit gedacht, welche im syrischen Lande als Astarte, in Afrika als „himmlische Göttin" (Urania), auf den griechischen Inseln und Küstenorten als „Aphro- Der Dienst der Naturgöttin.

dite", im kappadokischen Comana und an anderen Orten unter anderen Namen verehrt ward, mit Festen, wobei Jubelgeschrei und Klagegeheul, rasender Tanz und trauernder Flötenklang, Prostitution der Weiber und Selbstentmannung der Männer in wilder Begeisterung und sinnlicher Ausschweifung den mystischen Religionsdienst begleiteten, wo die prachtvollen Säulentempel in reizender Umgebung durch den lärmenden Cultus entmannter Priester (Galli), rasender Weiber und bettelnder Hierodulen, durch massenhafte Opferzüge, durch religiösen Wahnsinn, durch Unzucht, Schaamlosigkeiten und Sinnentaumel befleckt wurden. Lucian (oder wer sonst der Verfasser der Schrift über „die syrische Göttin" in dem prachtvollen Heiligthum zu Hierapolis unweit des Euphrats sein mag) konnte dieses Treiben, dessen Augenzeuge er in seiner Jugend gewesen, nicht nachdrücklicher und ergreifender verspotten, als wenn er es in Herodot's naiver und treuherziger Manier und Sprache einfach darlegte, eine furchtbare Satire im Spiegel der Wirklichkeit!

Dieser fremdartige echt asiatische Cultus der Göttin der Natur und des mütterlichen Schooßes sammt den damit verwandten Trauer- und Freudenfesten des getödteten und wieder auferstandenen Adonis und Attis hatten schon zur Zeit des Freistaates Eingang in Rom gefunden (III, 601 f.), theils als besonderer Religionsdienst der „großen Mutter" und des Attis, theils angelehnt an die altitalische Kriegsgöttin Bellona; doch hielt man lange den phantastischen Cultus mit seinen orgiastischen Ausschweifungen und dem Schwarm von Eunuchen und Hierodulen vom römischen Leben fern. Er blieb auf die Hauptstadt beschränkt und kein freigeborner Römer durfte in die Schaar eintreten und sich verstümmeln. Aber unter der Kaiserherrschaft, wo man begierig nach Allem griff, was die Lust erhöhen oder in die Einförmigkeit des Lebens im Despotismus Abwechselung bringen konnte, gewann auch dieser Religionsdienst größere Verbreitung. Nicht nur, daß derselbe durch herumziehende Priesterschaften in allen Gegenden des Reiches Eingang fand, auch Römer und Römerinnen traten in die Hierodulenschaaren ein, die am Altare der Bellona und an den Trauer- und Freudenfesten des Attis ihre schwärmerischen Umzüge hielten und als Verzückte rasten; die schändlichsten und abenteuerlichsten Mysterien wurden im Schooße dieses asiatischen Naturdienstes ausgebildet.

Aus Lucian und Apulejus lernen wir solche wandernde Banden kennen, die, ein wahrer Auswurf der menschlichen Gesellschaft, von Ort zu Ort reisen und im Namen des wunderlich aufgeputzten Götterbildes, das sie auf dem Rücken eines Esels mit sich führen, die unverschämteste Bettelei treiben. „Weibisch gekleidet und geschmückt singen und tanzen sie zu Tamburin und Flöte, peitschen und verstümmeln sich blutig, um sich dann durch Diebstahl und namenlose Ausschweifung schadlos zu halten." Die Zahl der Eunuchen nahm so sehr zu, daß mehrere Kaiser Verbote gegen die Castration ergehen ließen und daß im vierten Jahrhundert eine verschnittene Hausdienerschaft eine gewöhnliche Erscheinung in jeder vornehmen Römerfamilie war.

Die Sehnsucht nach Erlösung im Heidenthum.

Es ist eine merkwürdige und rührende Wahrnehmung, wie im dritten Jahrhundert die von Zweifeln und von Unruhe des Herzens umstrickte Heidenwelt sich abmüht, auf dem Boden der alten Religionen Lehren und Anschauungen zu erzeugen, welche die Sehnsucht des Herzens nach Erlösung, nach einem mit Bewußtsein und Glückseligkeit verbundenen Fortleben der Seele über die Pfor-

ten des Grabes hinaus befriedigen, dem leeren Erdenleben einen ernsteren Inhalt, ein dauerndes Ziel verleihen sollten. Wie unerquicklich auch die einzelnen Erscheinungen sein mögen, welche die Geschichte dieser Zeit uns auf jedem Blatte vorführt, der zunehmende Wunder- und Dämonenglaube und der heidnische Fanatismus, die Mystik und die bis zur Schwärmerei gesteigerte Entsagung: es sind großentheils Bemühungen der nach Erlösung von den Banden des ewigen Todes ringenden Menschheit; sie hatten den Zweck, mit den dämonischen Gewalten und Göttersystemen, die sich nach dem Volksglauben schichtweise zwischen sie und die höchsten Güter ihres Daseins gelagert hatten, ein Abkommen zu treffen und auf weiten und verschiedenartigen Umwegen zu dem Glauben einer Fortdauer der Seele in einem jenseitigen Leben emporzuklimmen, statt wie das Evangelium lehrte, durch einen unmittelbaren sittlich-religiösen Akt sich dem Ewigen zutrauensvoll an den Busen zu werfen. Dieses Streben und Ringen fand seinen schönsten Ausdruck in dem erwähnten mythisch-allegorischen Märchen von Amor und Psyche bei Apulejus (S. 373). „Göttlichen Ursprungs, ist sie doch abgefallen und unterliegt im Erdenleben dem Irrthum; durch Prüfungen und Läuterungen muß sie wieder vorbereitet werden zur Fähigkeit eines seligen Lebens; der himmlische Eros, der sich ihrer annimmt und sie als seine Braut heimführt, ist eine Offenbarung der Gottheit, welche die verlorene Menschheit wieder an sich zieht und mit sich vereinigt."

Aber zu diesem erhabenen Zwecke wählte man in dieser Zeit der Mystik und des Aberglaubens am liebsten den Weg durch Weihungen und Geheimlehren. Statt sich dem aufgehenden Lichte des Christenthums aufzuschließen, wendete man sich zu den kraftlosen Schatten des Heidenthums zurück. Wie Mithras, der reinigende Sonnengott, die Seelen der durch Büßungen geläuterten Eingeweihten der Unsterblichkeit zuführte, so hoffte man auch durch die Mysterien der Naturmächte und der Unterweltsgötter zu diesem Ziele zu gelangen. Schon die alten Hellenen hatten die an die Mythen von Demeter, Persephone und Dionysos geknüpften Geheimlehren über den Kreislauf des Lebens, über Tod und Auferstehung in Mysterien gehüllt, die noch in die Kaiserzeit fortdauerten. Aber der heilige Fanatismus des entarteten Heidenthums begnügte sich nicht mit jenen poetisch und künstlerisch ausgebildeten Eleusinien; man flüchtete sich in Geheimdienste, worin die äußersten Richtungen, sinnliche Lust und freiwilliger Schmerz, aufs widerlichste gepaart waren. Von der Art waren die Mysterien des Sabazios, des mit thracischen und phrygischen Elementen erweiterten und entstellten Dionysos, der Geheimdienst der Hekate, der Göttin der Zauberei und der Unterwelt, und vor Allen die Taurobolien der großen Mutter und des Attis. Weihungen und Geheimdienste.

In stiller Mitternacht stellte sich der Einzuweihende, mit Goldschmuck und symbolischen Kleidern angethan, in eine Grube, welche mit durchlöcherten Brettern überdeckt war und fing das durch die Oeffnungen niederrinnende Blut der Opferthiere (Stier und Die Bluttaufe der Taurobolien.

Widder) mit Gesicht, Haaren und Kleidern auf. Wir sind über den tieferen Sinn und die übrigen Theile der Einweihung nicht näher unterrichtet, doch wissen wir, daß die Zahl der männlichen und weiblichen Mitglieder der Weihgenossenschaft, welche ihre blutgetränkten Kleider öffentlich tragen mußten, sehr groß war und daß man glaubte durch diese „Bluttaufe", der man die sühnende und reinigende Kraft einer „Wiedergeburt" zuschrieb, des Schutzes und der Hülfe der rettenden Gottheit im Leben und Sterben theilhaftig zu werden. Die Einweihung wurde mitunter auch für ganze Gemeinden und Landschaften oder „für das Wohl des Kaisers" an Stellvertretern vollzogen.

Der Serapis- u. Isisdienst.

Neben dem Mithrasdienst und der Blutweihe der Taurobolien erfreuten sich besonders die Mysterien der Isis und des Serapis der größten Verbreitung. Der Cultus des Serapis, jenes Hauptgottes der ptolemäischen Zeit, der mit dem Begriffe des Osiris noch die Elemente verschiedener anderer Religionskreise in sich vereinigte, und dessen Tempel in Alexandrien, das Serapeion, ein Wunder der antiken Baukunst war, und der mit ihm verbundenen und gleichfalls zu einem vieldeutigen göttlichen Wesen umgestalteten Naturgöttin Isis, verbreitete sich von Aegypten aus über das Mittelmeer und faßte auch in Rom Boden, besonders seitdem durch Cäsar und Antonius Rom in nähere Beziehung zu Alexandrien trat. Nachdem er einige Zeit bestanden, wenig beachtet und in sittlicher Hinsicht übel berüchtigt, so daß unter Tiberius einige Isispriester wegen schändlicher Kuppelei ans Kreuz geschlagen und das Götterbild in den Tiber geworfen wurde, erlangte der ägyptische Religionsdienst unter den Antoninen, besonders unter Caracalla, durch die Gunst des Hofes eine solche Verbreitung, daß in Rom und in allen Städten des Reiches, selbst in Spanien, Gallien und am Rhein, sich Tempel erhoben, bei welchen eine zahlreiche Priesterschaft, in weiße Leinen gekleidet, den mit lärmenden Umzügen verbundenen Gottesdienst verrichtete und die Weihungen vornahm.

Isis-Prozession.

Zweimal im Jahr, im Frühling bei Eröffnung der Schiffahrt, — denn in der späteren Auffassung galt Isis auch als Meerbeherrscherin — und im Spätherbste vor Eintritt des Winters fanden Festzüge nach der Meeresküste statt, bestehend aus einer großen Menge Volks mit Fackeln, Lichtern und Lampen, mit Saitenspielern, Flötenbläsern, Pfeifern und einem weißgekleideten Sängerchor; an diese schloß sich die Schaar der Eingeweihten jedes Standes und Alters in weißem Linnengewand, das tönende Sistrum schwingend; dann folgten die Priester mit den Attributen und Symbolen und zuletzt, hinter den Bildnissen der Götter Isis, Serapis, Anubis und ihren Heiligthümern der Oberpriester. Nachdem das festlich geschmückte „Isisschiff" mit Wohlgerüchen und Weihgeschenken gefüllt und dem Meere übergeben, wurde der Rückzug in ähnlicher Weise angetreten. Diese Isisprozessionen, wovon Apulejus im letzten Buch seiner Metamorphosen eine lebendige Beschreibung nach eigener Anschauung in Korinth entwirft, scheinen an allen Küsten des Mittelmeeres gefeiert worden zu sein. Sie glichen großartigen Maskenzügen im Carnevalsstil. Selbst die Kaiser nahmen daran Theil; wenigstens ließ Commodus einen solchen Festzug in Mosaik darstellen, worauf er selbst als Anubisträger abgebildet war. Diese Ausbildung des Isiscultes scheint übrigens vortheilhaft auf den sittlichen Charakter desselben gewirkt zu haben. Denn während früher die Isis als Geburts- und Liebesgöttin besonders von leichtfertigen Frauen und Mädchen verehrt ward und ihre Tempel als Sammelplätze für Liebschaften in üblem Ruf

standen, waren später mit den Einweihungen in die Isis-Mysterien, wozu man sich durch Enthaltsamkeit in allen sinnlichen Genüssen, durch Waschungen und Reinigungen vorbereitete, bis ein Traumgesicht die Weihenacht verkündete, Gelübde eines reinen Wandels verbunden und als Lohn für die Hingebung an die Göttin ein langes und glückliches Leben auf Erden und Unsterblichkeit nach dem Tode verheißen.

Diese und ähnliche Erscheinungen geben ein treues Bild von der Auflösung des Heidenthums, von der Ohnmacht der alten Volksreligion und von der dunkeln Sorge der Menschheit um das Jenseits. In den thatenfrohen Zeiten der Väter, wo der Blick auf das praktische Leben gerichtet war, wo nur die Gegenwart und das Diesseits die Anliegen der Menschen bildete, genügten die unklaren und unbestimmten Vorstellungen des Alterthums über die Zustände nach dem Tode, die Mythen von dem Reiche der Schatten und von den Inseln der Seligen. Aber je trüber und unbefriedigender sich die Zeitverhältnisse gestalteten, je weniger die gedrückten und zerstoßenen Herzen Trost und Beruhigung in der Gegenwart fanden, desto eifriger suchte man das fehlende Glück in einem jenseitigen Dasein, desto eifriger bemühte man sich, die Zukunft zu ergründen oder gläubig zu erfassen. Alle philosophischen Systeme, die wir in den obigen Blättern in ihren Grundlehren kennen gelernt, tragen nur ein gemeinsames Kriterion — die Negation und Ironie gegen die überlieferte Volksreligion, mögen sie nun auf ein unabänderliches Fatum oder auf einen materialistischen Kreislauf von Entstehen und Vergehen ihren Glauben gründen, mögen sie ihre Hoffnung auf einen Urgeist und seine dämonischen Ausflüsse oder auf Mysterien und Symbole stützen, mögen sie in leidenschaftloser Seelenruhe, in der Ertödtung der Lüste und Begierden des Fleisches das Ziel ihres Strebens erkennen. Der heidnische Polytheismus hatte alle möglichen Entwickelungsformen durchlebt und doch das Menschengeschlecht in seinen höchsten Fragen und Anliegen nicht befriedigt; selbst der Versuch, die heidnische Weltanschauung vermittelst christlicher Ideen aufzufrischen und zu läutern, den Menschengeist mit der neuen christlichen und der alten ägyptischen Weisheit zugleich zu bereichern, war ohne Erfolg geblieben. Diese Wahrnehmung bahnte dem echten Christenthum den Weg zum sicheren Sieg: es stellte der zerrissenen Vielgötterei die göttliche Einheit entgegen; es tröstete die leidende Menschheit durch das Vorbild des gekreuzigten Erlösers; es verhieß ein ewiges glückseliges Leben als Lohn des Glaubens und der Treue. Das Ringen des Heidenthums.

Es ist ein merkwürdiges Phänomen, wie die Heidenwelt, im Gefühl ihrer Ohnmacht und Hülflosigkeit gegenüber der überwältigenden Kraft des Christenthums mit allem ihrem Rüstzeug ins Feld rückt, um den langsamen Siegeszug des verachteten und doch so unheimlichen Gegners zu hemmen: als die echte Wissenschaft und die edle Kunst, die einst dem Heidenthum in seinem freien erhabenen Fluge zur Stütze gedient, in Verfall gerathen waren, nahm man seine Zuflucht zu orientalischen Geheimlehren, zu einer phantastischen Dämonenlehre und zu den Mystificationen der Astrologie und Magie, oder man suchte das ewige Leben und das Heil der Seele zu gewinnen in Seine magischen Stützen.

Mysterien mit symbolischen Einweihungen, die mit den heiligen Gebräuchen des Christenthums, mit der Taufe, dem Abendmahl, dem Bild der Auferstehung, Aehnlichkeit hatten. Die religiösen Fragen waren die Anliegen aller Stände geworden: wie das Christenthum ein allgemeines Priesterthum, eine Gemeinschaft der Heiligen lehrte, so drängte sich auch im Heidenthum Alles zu den Mysterien und den Geheimlehren. Während im ersten Jahrhundert die fremdländischen Culte öfters verboten, die Astrologen und Magier sammt den Philosophen aus Rom vertrieben wurden, sehen wir im zweiten und dritten Jahrhundert ihre Verehrer auf dem Kaiserthron und in den ersten Kreisen der Gesellschaft. Der mysteriöse Tod des Antinous wird mit dem Aberglauben an magische Kräfte in Zusammenhang gebracht. Um seinem Gebieter durch ein jugendliches Menschenopfer Verlängerung des Lebens zu erkaufen, soll der schöne schwermüthige Jüngling im religiösen Wahne sich in die Wellen des Nil gestürzt haben, daher auch Hadrian den Todten so überschwenglich verherrlichte. Marcus Aurelius, der Stoiker auf dem Throne, versammelte vor dem Feldzuge gegen die Markomannen die Priester, Seher und Magier aller Nationen, um die verschiedensten Arten von Beschwörungen und Sühnungen zu versuchen; der berühmte Regen, der ihn im Krieg mit den Quaden rettete, soll nach der gewöhnlichen Ueberlieferung nicht durch das Gebet der Christen in der „Donner-Legion", sondern durch den Zauber eines ägyptischen Priesters bewirkt worden sein. Commodus ward beschuldigt, Kinder getödtet zu haben, wo es galt, durch Zauber eine ihm drohende Gefahr abzuwenden. Septimius Severus und sein grausamer Sohn Caracalla gaben sich allen Arten von Geheimweisheit, Magie, Astrologie hin; bald griff man sogar zu den Weissagungen und Zauberformeln der Druiden, und noch im vierten Jahrhundert, nach Constantin's Tod, verfaßte ein heidnischer Schriftsteller Firmicus Maternus, eine „Theorie des Sternglaubens", „acht Bücher Mathesis" genannt, worin sogar dieser nichtigste Aberglaube, dessen Verkündiger, die „Chaldäer", in früheren Jahren häufig wegen ihres staats- und sittengefährdenden Treibens mit Verbannung bestraft worden waren, in ein System gebracht und als Mittel zur Beförderung eines sittlichen Lebens angewendet wurde.

In der „Mathesis" wird neben dem astrologischen Unsinn über den Einfluß der Gestirne auf die Schicksale der Menschen und die Erforschung der Zukunft durch Nativitätsstellungen, durch Deutung der Constellationen u. dgl. auch gelehrt, „der Mathematikus soll einen göttlichen Wandel führen, sintemal er mit Göttern umgeht"; und alle der Sternweisheit Dienenden tugendsam leben: „denn den Sternen gehört, was wir leiden und was uns wie mit Feuerbränden stachelt (die Leidenschaften), der Göttlichkeit des Geistes aber gehört unsere Kraft zum Widerstande".

So suchte das Heidenthum die ethische Macht des Christenthums auf dem geistigen und sittlichen Kampfplatz des Lebens mit ähnlichen Waffen zu bekämpfen; als aber alle Bemühungen scheiterten, verschmähte man auch nicht die Waffen des Fleisches — den Arm der Verfolgung.

B. Das Christenthum im zweiten und dritten Jahrhundert.

a. Die Kirche unter dem Druck der Heiden.

Folgen der Zerstörung von Jerusalem.

Als die Legionen Vespasian's unter den Mauern von Jerusalem standen, erscholl im römischen Lager die Kunde, daß in dem Bürgerkriege der Hauptstadt das Capitolium mit dem Tempel des höchsten Jupiter und den Heiligthümern

der Juno und Minerva in Flammen aufgegangen sei; acht Monate nachher, am 10. August des Jahres 70, warf ein römischer Krieger die Brandfackel in den Jahvetempel zu Jerusalem, und das ehrwürdige Heiligthum sank in Asche zusammen. „So waren binnen wenigen Monaten das römische Nationalheiligthum, der religiöse Mittelpunkt des Reiches, und der Tempel des wahren Gottes, die zwei bedeutsamsten Cultus-Stätten der alten Welt, durch römische Soldaten, gedankenlose Vollstrecker höherer Rathschlüsse und Gerichte, vernichtet. Es sollte Raum werden für die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit.“ Und in der That war die Zerstörung Jerusalems für die junge christliche Kirche von hoher Bedeutung, nicht blos sofern Weissagungen Jesu, deren ursprüngliche Form freilich schwer festzustellen ist, in dem Gericht über die ungläubig gebliebenen Volksgenossen ihre Erfüllung gefunden hatten, sondern auch weil in Folge dieses Ereignisses die Scheidung zwischen den messiasgläubigen Juden und denjenigen, welche den Messias zurückgewiesen hatten, eine definitive geworden ist. Während in den großen Städten des griechisch-römischen Weltreichs die Zahl der Bekenner sich mit jedem Jahre mehrte und die neuen Gemeinden jetzt auch edle Früchte aus der alten Bildung in steigendem Maaße aufnahmen, trat in dem dürftigen Pella die kleine Christengemeinde bald in das Dunkel einer jüdischen Sekte zurück. So führte die Zerstörung des alten Mittelpunktes des Jahvecultus das Christenthum seiner Bestimmung einer Weltreligion näher, in welcher, wie im römischen Weltreich, jede Nationalität verschwinden und in einer höheren Einheitsidee aufgehen sollte; und wenn auch noch einige Zeit die Römer keinen Unterschied machten zwischen den Christen und den Juden in der „Zerstreuung“, weil die religiösen Versammlungshäuser der letzteren den Aposteln und Glaubensboten als erste Stätten ihrer Lehrthätigkeit gedient hatten und ebendaselbst die messianische Frage auch fortdauernd verhandelt wurde, so blieb doch die innere Verschiedenartigkeit zwischen der jungen siegessichern Glaubenskirche und dem alten starren Gesetzesdienst der Juden nicht lange mehr verborgen.

Wir haben in den obigen Blättern gesehen, wie duldsam die Römer gegen die fremden Religionsformen waren, wie sie nicht blos die griechische Götterwelt, sondern auch den Cultus und die heiligen Gebräuche des Orients, der Aegypter, Perser und Syrer, ja sogar den Sterndienst der Chaldäer sammt dem astrologischen Aberglauben allmählich in den Kreis der Staatsreligion zogen. Alle konnten ruhig ihres Glaubens leben und nach eigener Weise ihren Göttern dienen und ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen, wenn sie sich nur äußerlich in den Organismus der Staatsreligion fügten, an den überlieferten Gebräuchen und Festen Theil nahmen und sich nicht weigerten, die Altäre und Heiligthümer der vergötterten Kaiser zu ehren. Da aber das Christenthum keine Verbindung mit dem Heidenthum zuließ, sondern sogleich in den strengsten Gegensatz gegen dasselbe trat, nicht in den Rang der übrigen geduldeten Religionen niedersteigen,

Christenthum und Heidenthum im feindlichen Gegensatz.

sondern als die einzig wahre Religion gelten wollte; als die Bekenner des Evangeliums sich den religiösen Volksfesten, Opfern und öffentlichen Aufzügen und Ceremonien entzogen, manche sogar den Kriegsdienst weigerten, um kein Blut zu vergießen, Gemeinde- und Staatsämter mieden, weil damit heidnische Religionsgebräuche verbunden waren, und die Schauspiele und die wilden Thier- und Fechterkämpfe verabscheuten; als sie sich sogar im täglichen Verkehr absonderten und Ehebündnisse mit Heiden abwiesen, um sich nicht mit dem in das ganze Leben verflochtenen heidnischen Aberglauben zu beflecken; da erwachte der Haß des Volks und das Mißtrauen der Obrigkeiten, und es ergingen schwere Verfolgungen über Gemeinschaften, welche nicht nach der Sitte des Alterthums einem altnationalen vaterländischen Cultus anhingen, sondern aus allen Völkern und Ständen gemischt waren, die sich vermaßen, in zuversichtlichem Vertrauen auf den ausschließlichen Besitz einer vollkommenen Offenbarung des wahren Glaubens die Staatsreligion zu verachten und ihren Geboten Trotz zu bieten, die ihre Ueberzeugung vom nahen Untergang des Reiches so offen aussprachen, daß die Versicherungen ihrer Treue nnd Ergebenheit unter jede Gewalt und Obrigkeit allerdings in Zweifel gezogen werden konnten. Glaubten sie doch, daß des Menschen Sohn nächstens aus den Wolken niedersteigen und dem ganzen sündhaften Heidenstaat ein Ende mit Schrecken bereiten, Rom zugleich mit dem Teufel zu Falle bringen würde. Ihre religiösen Versammlungen in nächtlicher Stunde, theils um den Blicken der Späher zu entgehen, theils um bei der bevorstehenden Wiederkunft des Herrn als Wachende erfunden zu werden, mehrten die Verdächtigungen gegen ihr lichtscheues Wesen. Gewöhnlich nimmt man zehn Christenverfolgungen an von den Tagen des blutdürstigen und wollüstigen Nero, wo, wie erwähnt, die heilige Geschichte die Apostel Petrus und Paulus, die Häupter der „abergläubischen und verderblichen Sekte", den Märtyrertod finden läßt, bis ins erste Jahrzehnt des vierten Jahrhunderts, wo Diocletian und Galerius die Bekenner des gekreuzigten Christus durch Folter und Beil zum Opferaltar trieben, die Kirchen niederbrannten und die heiligen Schriften den Flammen übergaben. In Wirklichkeit aber war es ein fortgesetzter innerer und äußerer Kampf, der mit dem Wachsthum des Christenthums an Heftigkeit zunahm und sich mehr und mehr zu einem Glaubens- und Prinzipienkrieg gestaltete, welcher in demselben Maaße heftiger wurde, als man mit der Zeit begriff, daß durch das Auftreten des Christenthums der römischen Staatsreligion die Existenzfrage gestellt war. So lange diese Staatsreligion dagegen in ihrer Macht und Herrlichkeit noch unerschüttert dastand, die inneren Zersetzungen noch nicht auf die Oberfläche getreten, noch nicht ins Volk gedrungen waren, wurden die Christen wenig beachtet; die gebildete Römerwelt sah in der neuen Religion den „finstern Aberglauben eines bethörten Pöbels".

Die Verfolgung unter Nero hatte keinen tieferen Beweggrund als die

Mordlust des Tyrannen. Unter den Flaviern theilten die Christen die Bedrückungen der Juden und wurden um so mehr zu der Judensteuer beigezogen, als man ihnen den Vorwurf machte, daß sie sich unter dem Deckmantel der geduldeten jüdischen Religion eingeschlichen hätten und „ohne sich zum Judenthum zu bekennen, ein jüdisches Leben führten". Verworrene Gerüchte, daß die Christen die Wiederkunft eines mächtigen Herrschers aus dem Geschlechte David's und die Gründung eines herrlichen Reiches erwarteten, bewogen den mißtrauischen Domitian, nach Abkömmlingen des königlichen Stammes David's forschen zu lassen. Da wurden zwei Enkel eines Judas, der ein Bruder des Herrn gewesen war, vor ihn geführt. Der Kaiser verhörte sie in eigener Person: als er aber vernahm, daß ihr einziges Vermögen in einem Grundstück bestände, das sie selbst bebauten, wie die Schwielen ihrer Hände überzeugend nachwiesen, und daß das von ihnen erwartete Reich erst am Ende der Tage sich aufthun sollte, wenn der Himmelskönig kommen würde zu richten die Lebendigen und die Todten und einem Jeden zu vergelten nach seinen Werken, da entließ er die unschädlichen Schwärmer, deren Bestrafung ihm keinen Gewinn bringen konnte. Minder nachsichtig war der Tyrann, wenn Vornehme und Reiche ihm als Christen bezeichnet wurden. Noch kurz vor seinem Tod ließ er seinen nahen Verwandten, den Consular T. Flavius Clemens, den Sohn seines Oheims Sabinus, wegen „Gottlosigkeit" und „verächtlichster Trägheit" zum Tode verurtheilen, die Gattin des Hingerichteten, Vespasian's Enkelin Domitilla, aber nach der Insel Pandataria in die Verbannung führen.

Die Verfolgungen im ersten Jahrhundert.

Strenger und einschneidender wurden die Verfolgungen im zweiten Jahrhundert, dem „Zeitalter der apostolischen Väter". Es war eine alte Ueberlieferung, ein im Stillen sich fortpflanzender Glaube, daß im Morgenlande das Licht aufgehen sollte, das die Finsterniß durchdringen und der Welt das ewige Heil bringen würde. Dieser Glaube gewann immer mehr Verbreitung, und sicherlich trug er viel dazu bei, daß die römische Menschheit sich mit solchem Eifer dem orientalischen Religionswesen ergab und bald in den ägyptischen oder persischen Geheimlehren und Mysterien, bald in der astrologischen Sternweisheit der Chaldäer oder in der Magie Syriens und Vorderasiens Erlösung aus den Leiden der Seele und Hülfe in Noth und Bedrängniß suchte; er bahnte aber vor Allem dem Christenthum den Weg und machte die Herzen empfänglich für die Aufnahme des Evangeliums. Die lebendige Kraft der Wahrheit, die in der Botschaft des Heils mächtig in die Seele drang, der hohe Gedanke der sittlichen Freiheit, vor welcher die Schicksalsidee der alten Dichter und die Nothwendigkeit der Stoiker in Nichts zerfielen, und die beruhigende Lehre von der Sündenvergebung und vom ewigen Leben, führten dem Christenthum immer mehr Bekenner zu. Wir haben gesehen, wie eifrig sich das zweite und dritte Jahrhundert mit den Fragen um die Fortdauer der Seele und um die höchsten Güter und Zwecke des Daseins beschäftigte, und wie die Menschen aus der

Zunahme des Christenthums.

a) Die Sehnsucht nach Erlösung.

trostlosen Gegenwart ihre Blicke emporrichteten nach Himmelsmächten, die dauerndes Glück gewähren könnten. Als aber in den Tagen der wachsenden Bedrängniß und Unruhe die alten Götter taub blieben gegen die Bitten der Flehenden, da erstarb der Glaube an ihre Macht, und die schuldbeladenen Seelen und die geängsteten Gewissen wandten sich den christlichen Gemeinden zu, wo sie die Kraft des Gebets wiederfanden und der Erhörung gewiß waren.

b) Die Armen und Unfreien. Besonders ergriffen alle „Mühseligen und Beladenen", die Armen und Unfreien, die Sclaven und Freigelassenen mit Inbrunst eine Religion, die ihnen die vom Heidenthum versagten Menschenrechte zurückgab, ihnen Gleichheit vor Gott und vor dem Gesetze verhieß und durch die Lehre von der Freiheit und brüderlichen Liebe und Gemeinschaft Aller eine würdigere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft anwies.

c) Die Gelehrten und Gebildeten. Aber auch die gebildeten und vornehmen Stände wendeten sich mehr und mehr einer Religion zu, die neben dem tiefen Gehalte für das Leben diesseits und jenseits auch der Richtung der Zeit zum Mystischen, Geheimnißvollen und Schwärmerischen entgegenkam sowohl durch die Lehre von Jesus, dem Heilande und Sohne Gottes und seinen Wunderthaten während seines irdischen Wirkens, als in den symbolischen Handlungen der Taufe und des Abendmahls, wodurch die Wiedergeburt zum neuen Leben und die Gemeinschaft mit Christus besiegelt wurde.

Schon das Alterthum kannte die Sage, daß die zwei Schriftsteller, welche für eine reinere Gotteserkenntniß und für eine ernstere Sitten- und Pflichtenlehre am eifrigsten und nachhaltigsten gewirkt haben, Seneca und Arrian, der eine in lateinischer, der andere in griechischer Zunge, mit den Verkündern des Christenthums in Verbindung gestanden, ihre Lehren somit aus dem Denk- und Glaubenskreise der Apostel und ihrer Jünger hervorgegangen wären, und in den Lehrsystemen der Gnostiker, wovon später die Rede sein wird, werden wir bald die große Verwandtschaft mit der neuplatonischen Philosophie und die Verbindung heidnischer und christlicher Vorstellungen erkennen.

d) Die bürgerlichen Kreise. Nicht minder lebhaft war die Theilnahme der mittleren Volksklassen für die Botschaft des Heils. Seitdem die Vergötterung der römischen Despoten den alten Cultus schändete und die Ansichten des Euhemeros von der Entstehung der Götter zu bestätigen schien; seitdem es dem Volke klar wurde, daß die alte Staatsreligion nur ein Werk der Politik und der Täuschung sei; seitdem es Sitte geworden war, die anstößigen Göttergeschichten, die Liebschaften des Zeus und der Aphrodite in satirischen Schriften zu verspotten oder zur Volksbelustigung in den Theaterpossen der Mimen in scurriler Weise rücksichtslos darzustellen oder zu sinnlich-lüsternen Schilderungen in Dichtungen und Romanen zu mißbrauchen; da hatte sich das Volk abgewendet von den herabgewürdigten Göttern, und wenn auch die Mehrzahl sich noch sträubte gegen den Gedanken, „die Verherrlichung des irdischen Daseins aufzugeben zum Vortheile eines unbekannten Himmels", und im Gefühle der Hülflosigkeit und aus Mangel an wahrer Erkenntniß sich jedem Glauben und Aberglauben in die Arme warf: die

Mysterien und geheimen Weihen, die Trugkünste der Magier und Astrologen waren nicht vermögend, auf die Dauer der überwältigenden Macht des Christenthums zu widerstehen*). Die Krieger in den Legionen, die bald im Morgenlande bald im Abendlande ihre Lagerstätten hatten und die empfangene Botschaft des Heils als theuern Schatz im Herzen bargen, bis sie ihn wieder in eine treue Brust ausgießen konnten, die Kaufleute und Beamten, welche in den Provinzen des weiten Römerreichs umherzogen und über der bunten Götterwelt und der Verschiedenartigkeit der Religionsgebräuche und Superstitionen, denen ihr Blick allenthalben begegnete, die Vorzüge einer geistigen Religion mit ernsten Sittenlehren für das Leben erkannten, wurden die Träger und Verbreiter christlicher Wahrheiten; in Gallien und Britannien zog das Evangelium im Gefolge und unter dem Schutze kaiserlicher Feldzeichen ein; die Verbreitung der griechischen und lateinischen Sprache und die wunderbare Völkermischung im römischen Reiche begünstigte die Aussaat der edlen Früchte, der Lebensspeise für diesseits und jenseits. Der vornehme heidnische Cultus trat mehr und mehr zurück hinter der Religion der Bruderliebe und Gleichheit, und der Heiland in Knechtsgestalt, der den Tod eines Sclaven erlitten und der einst wiederkommen werde in himmlischer Glorie, um über seine Getreuen zu herrschen in Ewigkeit, war der leidenden und gedrückten Menschheit verständlicher und theurer als das Heidenthum mit seiner Kaiserapotheose und mit seinen vermenschlichten Göttern oder abstrakten Gottheitsbegriffen.

Widerstand und Lästerungen der Heiden.

Dieser Siegeszug der christlichen Religionslehre und Lebensordnung weckte die schlaffe Heidenwelt aus ihrem bisherigen Indifferentismus. Sie erkannte bald, daß die alten Götterculte an der Wurzel bedroht seien, daß die geistigen und sittlichen Lebensanschauungen der früheren Geschlechter ihrem Untergange entgegengingen, daß die ganze Existenz des Heidenthums auf dem Spiele stehe. Darum raffte sie alle Kräfte zusammen zu einem Kampf auf Leben und Tod, um den furchtbaren Feind auf allen Gebieten zu bestehen. Gemeine und edlere Motive vereinigten sich zum Widerstand: Alle, welche im Götzendienst die Quelle des Erwerbes fanden und Alle, welche die Ehre und Anschauungen des Alterthums zu schirmen und zu bewahren suchten. Während die Satire ihren Griffel in Gift tauchte und die Weltweisen, wie Celsus, Lucian, Porphyrius, ihren Scharfsinn aufboten, waffnete sich die Obrigkeit mit dem Schwerte der Verfolgung, und die Verleumdung und Denunciation stieß die schändlichsten Beschuldigungen aus und reizte die Volkswuth durch boshafte Deutung ihrer

*) In den sogenannten „Clementinen", deren Kern ein dem zweiten oder dritten Jahrhundert angehörender Roman bildet, wird der innere Lebensgang eines von Zweifeln geängstigten, nach Wahrheit strebenden Menschen geschildert, der, unbefriedigt von den widerstreitenden Lehrsätzen der Philosophen, im Begriff steht, bei dem ägyptischen Mysterien- und Dämonenwesen Hülfe zu suchen, zuletzt aber im Christenthum den ersehnten Trost und Ruhe für seine Seele findet. Aehnliches erzählt der Märtyrer Justin von sich selbst.

religiösen Gebräuche und gottesdienstlichen Formen. „Die Verehrung eines geistigen Gottes im Geiste wurde als Atheismus, der Genuß des geheiligten Leibes als thyestisches Gastmahl, das Geheimniß der christlichen Versammlungen als eine Verschwörung zu geheimen Verbrechen, die allgemeine Bruderliebe als Anreizung und Folge unnatürlicher Wollust verdächtigt." In solchen Lästerungen gingen die Juden, obwohl selbst mit dem Volkshaß beladen, gewöhnlich als Anstifter voran. Aber alle diese Angriffe dienten nur zur Verherrlichung des Evangeliums. Lucian's Spott war mehr eine „Todesweissagung" für den alten Götterglauben, als eine Geißel für die christliche Gemeinschaft; und die „wahrhafte Rede" des epikureischen oder platonischen Philosophen Celsus förderte die christliche Apologetik.

Die „wahrhaftige Rede" (Alethes Logos) des Celsus ist nicht erhalten; da aber Origenes in seiner Widerlegung dem Gegner Schritt um Schritt folgt und die einzelnen Sätze und Behauptungen desselben meist wörtlich anführt, um sie zu bestreiten, so lernt man den Inhalt ziemlich genau kennen. Ein vielkundiger Mann voll Hohn und Verachtung gegen das Christenthum hat der eklektische Philosoph Celsus, zur Zeit Marc Aurel's, Alles aufgeboten, was sich vom Standpunkt der heidnischen Religion und der Staatspolitik gegen das Christenthum und seine Bekenner sagen ließ, um die Unterdrückung zu rechtfertigen. Ein scharfsinniger und beredter Schriftsteller, mit den Schriften der Juden und Christen nicht unbekannt, borgte Celsus bald von der griechischen Pilosophie seine Waffen, bald führte er einen Juden redend ein und ließ diesen das Christenthum vom Standpunkt seines Glaubens und seines Volkes aus bestreiten. Was Celsus, was Cäcilius im Gespräche des Minucius Felix, was andere heidnische Philosophen, unter ihnen auch der Neuplatoniker Porphyrius, gegen das Christenthum vorbrachten, waren theils Lästerreden auf Jesus, dessen Geburt, Leben und Tod mit gehässigen Verleumdungen bedeckt ward, theils Vorwürfe gegen die Christen, daß sie einen hingerichteten Missethäter vergötterten, daß sie Sünder und Verbrecher anlockten, während in die heidnischen Mysterien nur solche eingeweiht würden, die reinen Herzens seien, daß sie in verschiedene Parteien auseinander gingen, die sich gegenseitig anfeindeten und verachteten, daß sie das Licht der Oeffentlichkeit scheuten und die ewige Roma haßten, daß ihre Lehre fremden Ursprungs sei und ohne historische Grundlage; theils nicht unbegründete kritische Instanzen gegen verschiedene Elemente des christlichen Bibelglaubens, oder auch schwächere Versuche zur Rechtfertigung der heidnischen Religionslehren vom Standpunkt der Speculation, der Geschichte, der Vernunftgründe. Alles Gute und Wahre am Christenthum habe die Philosophie längst aufgestellt, neu sei nur die rohe Einkleidung; die Verehrung eines höchsten Gottes sei auch mit dem Polytheismus vereinbar; schützende und schwächende Götter, Wunder und Mantik seien durch das Zeugniß der Geschichte verbürgt u. A. m. Die Streitschriften wider das Christenthum sind theils in Folge des natürlichen Widerwillens der späteren, christlichen, Zeiten in Vergessenheit gerathen, theils geradezu durch die fromme Barbarei christlicher Kaiser vernichtet worden.

Christenverfolgungen im 2. u. 3. Jahrh. Es waren meistens die besten und kräftigsten Kaiser, die unter den Verfolgern der Christen genannt werden. Denn gerade solchen mußte an der Erhaltung und Festigung der alten Staatsordnungen, womit die Wohlfahrt des Reiches verknüpft war, vor Allem gelegen sein; gerade solche glaubten die Zügel

der monarchischen Herrschaft straffer anziehen und allem sonderbündlerischen Wesen, allen geheimthuenden Genossenschaften, die sich von der Staatsregierung abzulösen suchten, energisch entgegentreten zu müssen. Dies war der Fall mit Trajan, einem der edelsten Fürsten auf dem römischen Kaiserthron. Er erließ Verbote gegen alle geheimen Verbindungen und Vereine; sogar eine Gesellschaft von Werkleuten, die zu einer geschlossenen Feuerwache in Nikomedien zusammengetreten, mußte sich auflösen. Daß unter einem solchen Selbstherrscher die Christengemeinden nicht unangefochten blieben, ist leicht begreiflich. Wie unter seiner Herrschaft gegen die Christen verfahren wurde, lernen wir aus der mehrerwähnten Briefsammlung des jüngern Plinius. Trajan.

Während seiner Verwaltung als Statthalter von Bithynien erhielt Plinius Namensverzeichnisse von christlichen Einwohnern, welche gegen das kaiserliche Edict geheimen Versammlungen anwohnten. Er nahm die Angeklagten ins Verhör; bekannten sie sich auf wiederholte Fragen und Drohungen zu dem Christenglauben, so ließ er sie hinrichten, läugneten sie aber die Beschuldigung oder traten von ihrem „Aberglauben" zurück und opferten vor dem kaiserlichen Bildniß, so setzte er sie in Freiheit. Selbst durch Anwendung der Folter konnte er von zwei Frauen, Dienerinnen (ministrae) genannt, nichts Weiteres erfahren, als daß sie an einem bestimmten Tage zusammengekommen wären, wechselsweise ein Lied auf Christus als Gott gesungen und eidlich gelobt hätten, keine Uebelthaten zu begehen und daß ihre Versammlung mit einem einfachen gemeinsamen Mahle geschlossen worden. Da aber die Anzeigen sich mehrten, 112.
so bat er den Kaiser um Verhaltungsbefehle. Dieser billigt sein Verfahren: aufsuchen solle man die Christen nicht, auch anonyme Anzeigen nicht berücksichtigen; wer aber angeklagt und überwiesen werde, den solle man bestrafen; nur wenn er Christum verläugne und die Götter anbete, möge er Verzeihung erlangen. Da die beiden Briefe, an deren Echtheit wohl kaum zu zweifeln ist, ein merkwürdiges Licht werfen sowohl auf die Anschauungen und Gesinnungen der vornehmen Römerwelt gegenüber der verachteten und wegen ihrer Verwirrung bemitleideten Christensekte, als auf die älteste Gottesdienstordnung, die Heilighaltung des Sonntags, die religiösen Wechselgesänge, die in Geltung stehenden Sittengebote, die Diakonissen und die Liebesmahle, so mögen sie hier eine Stelle finden:

Ich mache es mir zum Gesetz, o Herr! schreibt Plinius (ep. X, 97), in allen zweifelhaften Fällen an dich zu berichten. Denn wer könnte meine Bedenklichkeit besser heben oder meine Unkunde besser belehren? Ich habe den Untersuchungen gegen die Christen noch nie angewohnt und weiß daher nicht, was und wie weit man zu strafen oder zu untersuchen pflegt. Auch bin ich in nicht geringem Zweifel, ob das Alter einen Unterschied mache, oder ob Leute in ganz zartem Alter und Gereiftere nicht verschieden zu behandeln seien, ob dem Reuigen verziehen werden darf oder ob dem, der ein Mal Christ war, nicht zu statten kommt, wenn er aufgehört hat es zu sein; ob schon der Name auch ohne weiteres Verbrechen, oder nur die Verbrechen, wenn sie mit dem Namen verbunden sind, gestraft werden sollen. Bis jetzt habe ich es bei denen, welche mir als Christen angegeben wurden, auf folgende Weise gehalten: Ich fragte sie, ob sie Christen wären? Wenn sie gestanden, fragte ich sie zum zweiten und dritten Male und drohte ihnen mit der Todesstrafe; wenn sie beharrten, ließ ich sie hinrichten. Denn ich war überzeugt, daß, was es auch sei, was sie eingestanden, wenigstens ihr Ungehorsam und ihre unbeugsame Hartnäckigkeit gestraft werden müsse. Andere, welche von demselben Wahnsinn angesteckt waren, habe ich, weil sie römische Bürger waren, aufzeichnen lassen, um sie nach Rom zu senden. Bald

zeigten sich nun, weil sich das Verbrechen wie gewöhnlich durch die Verhandlung verbreitete, mehrere Gattungen desselben. Ich empfing eine anonyme Schrift, die das Verzeichniß vieler Namen enthielt, welche läugneten, Christen zu sein oder je gewesen zu sein, und welche, indem ich ihnen das Gebet vorsprach, die Götter anriefen und deinem Bilde, das ich zu diesem Endzwecke mit den Bildnissen der Götter hatte bringen lassen, mit Wein und Weihrauch opferten und außerdem Christus lästerten: Dinge, zu welchen, wie man sagt, die echten Christen nicht gebracht werden können. Diese nun glaubte ich loslassen zu können. Andere, von einem Angeber angezeigt, bekannten sich als Christen, läugneten es aber bald wieder: sie seien es gewesen, hätten es aber wieder aufgegeben; einige vor drei, einige vor mehreren, einige sogar vor zwanzig Jahren. Alle beteten dein Bild und die Bildnisse der Götter an, auch fluchten sie Christus. Sie behaupteten aber ihre Schuld oder ihr Irrthum habe hauptsächlich darin bestanden, daß sie an einem gewissen Tage vor Tagesanbruch zusammengekommen seien und Christus als einem Gotte zu Ehren unter einander ein Lied gesungen und sich durch einen Eid, nicht zu einem Verbrechen, sondern dazu verbunden hätten, keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch zu begehen, ihr Wort nicht zu brechen, kein hinterlegtes Gut auf Verlangen abzuläugnen: hierauf seien sie gewöhnlich auseinander gegangen und nur zu einem gemeinsamen, jedoch unschuldigen Mahle wieder zusammengekommen, was sie jedoch nach meinem Edicte, in welchem ich deinem Befehle zu Folge die Privatvereine (Hetärien) verboten hatte, aufgehört haben zu thun. Um so nöthiger hielt ich es aber, von zwei Sclavinnen, welche „Dienerinnen" genannt wurden, die Wahrheit durch die Folter zu erforschen. Ich entdeckte aber nichts als einen verkehrten und ungemessenen Aberglauben und schob die förmliche Untersuchung auf, um deine Befehle zu vernehmen, denn die Sache schien mir deiner Ueberlegung würdig, besonders wegen der Anzahl der Gefährdeten. Denn viele Leute von jedem Alter, jedem Stande, beiderlei Geschlecht sind und werden in Gefahr kommen. Es hat nämlich die Seuche dieses Aberglaubens sich nicht nur über die Städte, sondern auch über die Dörfer und das Land verbreitet: doch glaube ich, kann man ihr steuern und abhelfen. Wenigstens ist es gewiß, daß man angefangen hat, die beinahe verlassenen Tempel wieder zu besuchen und lange ausgesetzte feierliche Opfer wieder zu begehen, daß hie und da wieder Opferthiere verkauft werden, welche seither sehr selten Käufer fanden. Hieraus läßt sich wohl schließen, was für eine Menge von Menschen zurecht gebracht werden kann, wenn man ihrer Reue Statt gibt.

Trajan an Plinius.

Du hast, mein Secundus, bei Verhandlung der Untersuchung gegen die bei dir als Christen angegebenen Personen den geeigneten Weg eingeschlagen. Denn es läßt sich nichts Allgemeines, nichts, was gleichsam als bestimmte Norm dienen könnte, verfügen. Man muß sie nicht aufsuchen: wenn sie aber angegeben und überwiesen werden, muß man sie bestrafen: so zwar, daß, wenn einer läugnet, Christ zu sein, und es durch die That, das heißt durch Anrufung unserer Götter beweist, er wegen seiner Reue Verzeihung erhalten soll, wenn er auch schon früher verdächtig war. Nicht unterzeichnete Anklagen aber dürfen bei keinem Verbrechen angenommen werden! weil solches das gefährlichste Beispiel und dem Geiste meines Zeitalters entgegen wäre.

Die „apostolischen Väter".

An Trajan's Regierung knüpft die kirchliche Tradition, außer dem greisen Symeon, dem Nachfolger des Jakobus in der Mutterkirche zu Jerusalem, den der Statthalter Atticus als Christ und Abkömmling des David'schen Hauses ans Kreuz schlagen ließ (107), zwei ehrwürdige Namen: Clemens von Rom, der nach späterer Tradition Bischof daselbst gewesen sein soll und dem schon im zweiten Jahrhundert ein noch erhaltenes Sendschreiben der römischen Christenheit an die Gemeinde in Korinth zugeschrieben wird, worin er in väterlichem Tone und mit rührenden Worten die daselbst herrschenden Spaltungen auszugleichen und die hadernden Glieder zur Eintracht und

brüderlichen Liebe und Verträglichkeit zu bewegen sucht; und Ignatius, Bischof von Antiochien, welcher von Trajan auf dem parthischen Feldzuge verhört und wegen seines standhaften Glaubens an Christus, den eingebornen Sohn des wahren Gottes, auf seinen Befehl durch rohe Kriegsknechte in Fesseln über Smyrna und Philippi nach Rom gebracht und dort im Amphitheater zum Vergnügen des römischen Volkes den wilden Thieren vorgeworfen worden sein soll. Die sieben „ignatianischen Briefe", die ihm zugeschrieben werden, sind zwar wahrscheinlich erst ein halbes Jahrhundert später abgefaßt, immerhin aber wichtige Denkmäler der ältesten kirchlichen Denkweise. Etwa gleichzeitig mit ihnen sind entstanden die clementinischen Homilien und Recognitionen, worin angebliche Streitreden des Petrus mit Simon Magus verflochten werden mit der romanhaften Geschichte des oben (S. 407) erwähnten Römers Clemens. Die ignatianischen Briefe bekämpfen bereits mehrere Ansichten über die Natur Christi, die in der Folge sich zu häretischen Systemen ausbildeten und betonen stark die Einheit der Kirche gegenüber der Zerklüftung und Zersplitterung, welche durch die Häresien hereinzubrechen droht. Die kirchliche Einheit, im Bischof repräsentirt, und der katholische Charakter der Kirche, der, wie wir später sehen werden, in den Briefen stark hervortritt, führen uns bereits in das Zeitalter fortgeschrittener hierarchischer Tendenzen. Auch das dem Barnabas zugeschriebene Lehrschreiben rührt nicht von dem Begleiter des Paulus, sondern von einem alexandrinischen Christen aus dem Anfang des 2. Jahrhunderts her. Als Nachklang des Hebräerbriefs sucht es zu beweisen, daß das Judenthum, in so weit es nicht in Christus in Erfüllung gegangen, von Gott verworfen sei und das Ceremonialgesetz in seinem wörtlichen Verstande auf Mißverständniß beruhe. Aus derselben Zeit stammt noch ein drittes Werk, bei vielen Gemeinden als heilige Schrift geehrt, „der Hirte des Hermas". Es enthält unter der Form von Traumoffenbarungen, Engelerscheinungen, Gleichnissen und Allegorien, Vermahnungen zu einem frommen weltentsagenden Leben und gestattet für die nach der Taufe Gefallenen wenigstens noch einmalige Buße.

Unter Hadrian und Antoninus Pius wurde die Verfolgung der Hadrian.
Christen gehemmt, wenn auch das noch fortbestehende Verbot gegen die geheimen Vereine den Statthaltern Gelegenheit bot, je nach den Umständen und nach ihrer Gemüthsart mildere oder härtere Maßregeln in Anwendung zu bringen. Als das Volk hie und da bei Festspielen oder in Landesnöthen den Ruf laut werden ließ: „Werft die Christen den Löwen vor!" soll Hadrian, betroffen durch die Vorstellung des Statthalters von Kleinasien Granianus, daß es ungerecht sei, die Christen auf das bloße Geschrei des Volkes ohne Urtheil und Recht dem Tode zu überliefern, an dessen Nachfolger Minucius
(Minicius) Fundanus ein Edict erlassen haben, daß die Christen nur dann be- 125.
straft werden sollten, wenn sie durch Gericht und Gesetz eines wirklichen Verbrechens überwiesen worden; der Bosheit der Verleumder und Angeber aber möge aufs Nachdrücklichste gesteuert werden. Seine angebliche Hinneigung zum Christenthum wurzelte jedoch nur in seinem Hang zum Mysticismus und zur Religionsmengerei, wird auch durch einen erhaltenen Brief des Kaisers, darin er sich auf ganz geringschätzige Weise über die Christen äußert, direct widerlegt.

Die unter Hadrian vollbrachte Vernichtung des jüdischen Staats und die Zerstreuung der Juden gab auch dem Judenchristenthum den letzten Stoß. Nur durch

völlige Lossagung von den jüdischen Gebräuchen und Satzungen konnten die Christengemeinden in Palästina dem harten Geschicke der Verbannung und Verfolgung entgehen, das auf den Juden lastete. Darum unterließen sie die Beschneidung und andere Gebräuche und huldigten somit der freieren Auffassung, für welche Paulus gestritten. An die Spitze der jerusalemitischen Christengemeinde in der neuen Colonie „Aelia Capitolina" trat zum ersten Mal ein Heidenchrist, Marcus.

Antoninus Pius. In Hadrian's Geist handelte auch sein Nachfolger Antoninus Pius. Als Erdbeben und andere Unglücksfälle die Volkswuth gegen die „Atheisten" und „Götterfeinde" erregten, als ob die alten Himmelsmächte über den vernachlässigten Dienst zürnten, und in Achaia eine Verfolgung gegen die neue Religionssekte ohne Götterbilder, Opfer und Altäre ausbrach, wobei der Bischof Publius von Athen seinen Tod fand, soll der Kaiser ein Edict in ähnlichem Sinne wie Hadrian erlassen haben.

Allerdings trägt der von dem ältesten Kirchenhistoriker Eusebius mitgetheilte Erlaß des Antoninus seinem Wortlaute nach das Gepräge der Unechtheit an sich, und der christliche Apologet Melito bezeugt ausdrücklich, daß bezüglich der Behandlung der Christen Alles beim Alten geblieben sei, wie auch die in jene Zeit fallenden Christenprozesse in Smyrna und in Rom genau das von Trajan festgestellte Verfahren aufweisen.

Marcus Aurelius. Anders verfuhr sein Adoptivsohn M. Aurelius. In den Gedankenkreis der stoischen Philosophenschule gebannt, wandte er sich mit Abneigung und mit dem stolzen Bewußtsein der Selbstgerechtigkeit von einer Religion, die von unwissenschaftlichen galiläischen Fischern ausgegangen war, deren Bekenner durch ihren begeisterten Fanatismus so sehr der stoischen Gemüthsruhe, dem ersten Moralgesetz der Schule, zuwider handelten und durch den Volksmund der ärgsten Laster und Schandthaten beschuldigt wurden. Und so sehen wir den trefflichen Kaiser, der durch seine Grundsätze und sein Leben dem Christenthume näher stand als alle seine Vorgänger und die meisten seiner Nachfolger, durch Vorurtheile zu einem Verfahren geführt, das dem Volkshasse gegen die Christen in Gallien und Kleinasien seinen blutigen Lauf ließ. Der kaiserliche Philosoph, der nach der Lehre seiner Schule alles Aufregende und Exaltirte für das größte Uebel hielt, erließ ein Edict, kraft dessen die Verbreiter neuer Religionen, welche die Gemüther und die Gesellschaft in Aufregung versetzen könnten, zur Verbannung oder zum Tode verurtheilt werden sollten. Selbst die einzige Vergünstigung, welche Trajan getroffen hatte, daß die Christen nicht aufgesucht, sondern nur auf ausdrückliche Anklage gerichtet werden sollten, kam in Wegfall.

Justinus und Polykarpus. Unter den zahlreichen Opfern dieser Zeit befand sich Justinus, dem die Kirche den Beinamen „Märtyrer" gegeben, ein wissenschaftlich gebildeter Denker aus Sichem in Samarien. Von einem Cyniker angeklagt büßte er mit fünf anderen Christen
165. seine standhafte Anhänglichkeit an die Lehre des Evangeliums, die er in beredten Schutzschriften an den Kaiser vertheidigt, durch Geißelung und Enthauptung. In Kleinasien sollen Bischöfe umgekommen sein wie Papias und Sagaris. Das berühmteste Opfer aber, das freilich wahrscheinlicher schon unter die vorherige Regierung fällt, ist

Polykarpus, Bischof von Smyrna, welcher in den Flammen endete, weil er sich weigerte dem Herrn zu fluchen, dem er 86 Jahre lang treu gedient hatte. Ihm wird ein Sendschreiben an die Philipper zugeschrieben, worin er im paulinischen Geist und mit paulinischen Worten sie zum Festhalten in dem Glauben an Christus den Gekreuzigten und Auferstandenen und zur Ausübung jeder christlichen Tugend, besonders der Wohlthätigkeit ermahnt.

In Justinus ehrt die christliche Kirche nicht nur den standhaften Märtyrer, sondern auch den ältesten Apologeten, von welchem sich noch Schriften erhalten haben. Als zur Zeit der Antoninen die Heiden mit allen Waffen des Geistes und der Gewalt gegen das Christenthum und seine Bekenner vorgingen und, wie oben gezeigt, auch die Gelehrten mit feindlichen Anklagen hervortraten und in den Volksruf der Verfolgung einstimmten, da rechtfertigten christliche Schriftsteller ihre Sache gegen solche Vorwürfe und Verdächtigungen: sie beriefen sich auf das fromme und sittliche Leben der Christen, die sich selbst durch Verfolgungen nicht von der Treue gegen die Herrscher und von dem Gehorsam gegen die Gesetze abbringen ließen; auf die Werke christlicher Tugend und Menschenliebe bei der Armen- und Krankenpflege; auf die Reinheit und Heiligkeit ihres Ehebundes; sie bewiesen, daß die Vielgötterei von den aufgeklärten Heiden selbst aufgegeben sei und nur durch künstliche und unredliche Ausdeutungen aufrecht erhalten werde, daß das Wahre und Gute, das die heidnische Philosophie durch Forschen und Nachdenken hervorgebracht, auch im Christenthum Geltung fände, wenn es auch nicht als genügend zur Seligkeit anerkannt werde; daß die Vorstellung eines leidenden, durch den Tod verherrlichten Gottes auch in der hellenischen Mythologie gegeben, folglich nicht so widersinnig sei, wie oberflächliche Gegner ihnen vorwürfen; sie führten zur Erweisung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Glaubenslehre die Wirkungen an, die das Evangelium auf alle Bekenner ausübe, die religiöse Befriedigung des Herzens, die Todesfreudigkeit der Märtyrer und die rasche, unwiderstehliche Verbreitung des Christenthums über alle Lande, wie viele Hemmnisse, Nachstellungen und Verfolgungen demselben auch von feindlichen Dämonen bereitet würden.

Die christlichen Apologeten.

Die ältesten Vertheidigungsschriften, welche der Philosoph Aristides und der Prophet Quadratus dem Kaiser Hadrian überreichten und worin die von den Gegnern wider das Christenthum erhobenen Beschuldigungen und Verleumdungen zurückgewiesen waren, sind verloren gegangen. Dagegen besitzen wir von Justinus noch die zwei erwähnten „Schutzschriften für die Christen", von welchen jedoch nur die größere von Belang ist. Im Heidenthum erzogen fand Justinus die Ruhe, die er vergebens in den Philosophenschulen der Stoiker und Platoniker gesucht, im Evangelium, auf das ihn bei einer einsamen Wanderung am Meeresstrande ein ehrwürdiger Greis hinwies. Er begriff, daß das Wissen von göttlichen Dingen nicht befriedige, wenn nicht Gesinnung und That dazu kämen. Justin wurde ein „Evangelist im Philosophenmantel" und suchte in verschiedenen Städten, zuletzt in Rom, durch Schrift und Rede die suchenden Gemüther für das Christenthum zu gewinnen. Um die falschen Gerüchte, die wider die Christen im Umlauf waren, zu widerlegen, schrieb er die größere Apo- c. 150.

125.

logie an Antoninus Pius, worin er den Vorwurf des Atheismus zurückweist durch die Darlegung, daß die höhere Erkenntniß des wahren Gottes, zu welcher das Christenthum führe, auch schon bei den bessern griechischen Weisen vorhanden gewesen, aber als getrübte Offenbarung des göttlichen Logos, die erst in dem Evangelium in das volle Licht getreten, und dann den Christenglauben rechtfertigt durch Berufung auf das wahrhaft fromme Leben, auf die Werke und Tugenden seiner Bekenner, auf die alten Weissagungen der Juden und Heiden in der Bibel wie in den sibyllinischen Büchern und auf die Natur, wo er überall die Gestalt des Kreuzes aufgedrückt findet, und endlich durch die Beschreibung und Erklärung der gottesdienstlichen Formen, Symbole und Gebräuche der Christen. Und wie Justin in seinen Apologien das Christenthum gegen die Heiden in Schutz nimmt, so sucht er in dem Gespräch mit dem Juden Tryphon die Vorzüge der Christenlehre vor der mosaischen Religion mit Beweisgründen darzuthun, nicht ohne willkürliche und gezwungene Schriftdeutungen, aber mit froher Zuversicht in den endlichen Sieg des Evangeliums. Sein Zuhörer, der Syrer Tatianus, geht mehr aggressiv zu Werke, indem er die Thorheiten der heidnischen Mythologie und Volksreligion und die Unsittlichkeit der Vielgötterei durch Thatsachen und Vernunftgründe darthut, zugleich aber über die Philosophen des Alterthums in einer Weise urtheilt, die seine Unkenntniß griechischer Sitte und Lehre verräth. Athenagoras folgte Justin's Beispiel, indem er die Christen von den angeschuldigten Verbrechen zu reinigen sucht, die Bedrückungen den Dämonen zuschreibt,
173. die unter der Gestalt der mythologischen Götter die Menschen zum Götzendienst verführten und die Vorwürfe des Hochverraths durch die Hindeutung auf den leidenden Gehorsam und die Fürbitten für den Kaiser widerlegt. Gleichzeitig mit ihm schrieben auch die Bischöfe Melito von Sardes, Claudius Apollinaris von Hierapolis und der Apologet Miltiades. Nur Weniges hat sich von ihnen erhalten. Dagegen besitzen wir noch den anonymen Brief an Diognet, die geistvolle Apologie eines mit hellenischer Bildung vertrauten, für die Wahrheit des Christenthums begeisterten Mannes, „der vom Baume des Lebens und der Erkenntniß getrost gegessen hat". Nachdem er das Heidenthum mit seinen leblosen Göttergebilden und das Judenthum mit seinem Opfer- und Gesetzesdienst kurz charakterisirt und ihre Unzulänglichkeit für das tiefere Gottesbedürfniß in der Menschenseele dargethan, gibt er einen Abriß der christlichen Sitte und Lehre in blühender Sprache und mit der Wärme voller Ueberzeugungstreue, so daß man dem Ton und Geist wie dem Gedankenkreise absieht, wie hier auf eine edlere und allgemein menschliche Bildung das Christenthum gepflanzt ist. Endlich verdient noch aus dem Schlusse des 2. Jahrhunderts Erwähnung das in Cicero's Manier abgefaßte Gespräch „Octavius" des afrikanischen Rhetors und römischen Sachwalters Minucius Felix, mehr durch die Klarheit und Schönheit der Sprache und Darstellung, als durch Tiefe oder Originalität der Gedanken hervorragend. In dieser Schutzschrift ist in übersichtlicher Kürze und guter Ordnung Alles zusammengestellt, was das damalige Römerthum gegen die christliche und für die väterliche Religion vorzubringen und was die Gebildeten unter den Christen ihnen zu erwidern pflegten. Unbehülflicher in der Sprache und heftiger in der Polemik ist die Streitschrift des Rhetors Arnobius aus der Provinz Afrika „gegen die heidnischen Völker" (adversus nationes), der im Anfang des vierten Jahrhunderts nach seinem Uebertritt zum Christenthum den Polytheismus mit rhetorischer Maßlosigkeit bekämpfte. „Die Schrift des Arnobius ist als rasch hingeworfener Erguß des düstern glühenden Unwillens eines Neubekehrten der unmittelbarste Zeuge des Moments."

So lange M. Aurelius regierte, scheint in Kleinasien die Verfolgung fort-

gedauert zu haben. Das oben (S. 402) erwähnte Wunder der Donnerlegion im Jahre 174 hat den philosophischen Kaiser keinesfalls bekehrt. Drei Jahre später erging vielmehr eine neue Verfolgung über die Christen in Lyon und in der Umgegend, wobei Jünglinge und Greise, Männer und Frauen unter Martern getödtet oder von Thieren zerrissen wurden und der neunzigjährige Bischof **Pothinus** von Lyon den Leiden im Kerker erlag. Unter den nächsten Nachfolgern des M. Aurelius hatten die Christen nicht mehr zu leiden als die übrigen Bewohner. Die „charakterlose Grausamkeit" des **Commodus** wurde durch seine christliche Buhlerin Marcia zur Milde gegen ihre Glaubensgenossen gekehrt. Nur ein einziger Märtyrer, Apollonius, wird erwähnt. Als standhafter Bekenner des Christenthums vor dem Senate wurde er nach dem Gesetze verurtheilt und hingerichtet; aber noch vor ihm starb sein Ankläger, vielleicht sein Sclave. Da jedoch die früheren Erlasse noch fortbestanden, so waren die Christen in einzelnen Provinzen der Willkür der Statthalter preisgegeben, welche sich gern die Volksgunst auf Kosten der verhaßten Christen erkauften. **Septimius Severus**, anfangs den Christen gewogen, so daß er einen christlichen Sclaven, der ihn von einer Krankheit geheilt hatte, aus Dankbarkeit in sein Haus aufnahm und seinem Sohne Caracalla eine Christin zur Amme gab, erließ im Anfang des dritten Jahrhunderts (202) ein Gebot, daß Niemand zum Christenthum oder Judenthum übergehen dürfe. Dies hatte zur Folge, daß das von Trajan eingeführte, von M. Aurelius verschärfte Verfahren, die Angeklagten durch Torturen bis zur Verläugnung ihres Glaubens zu ängstigen, in Afrika und Aegypten bei den Gerichten in Anwendung kam. In Alexandrien erlitt **Potamiäna**, eben so schön als tugendhaft, den Märtyrertod mit solcher Standhaftigkeit, daß Andere dadurch zum Uebertritt bewogen wurden; in Karthago wurden zwei junge Frauen, **Perpetua** und **Felicitas**, den Löwen vorgeworfen; in Numidien starb **Leonides**, der Vater des Origenes. Auch **Irenäus**, Schüler des Polykarp und seit 178 Nachfolger des Märtyrers Pothinus auf dem bischöflichen Stuhle von Lugdunum (Lyon), berühmt durch seine apologetische Schrift „fünf Bücher gegen die Häretiker", soll, wie eine spätere Legende, dem Wunsche der fränkischen Kirche entsprechend, meldet, um diese Zeit (202) als Märtyrer gefallen sein.

Commodus. Septimius Severus. Irenäus.

Indem Irenäus allen Speculationen, welche die Tiefen der Gottheit ergründet zu haben vermeinten, und allen Feinden des Friedens, die um verschiedener Auffassung willen den „herrlichen Leib Christi zertheilen wollten", mit Entschiedenheit entgegentrat, betonte er, Johanneischen Traditionen folgend, besonders die Liebe, die Jesus, der vollkommene Gottmensch, durch sein Erlösungswerk der Menschheit bewiesen und allen seinen Anhängern als Vorbild hingestellt, und redete eifrig von der christlichen Gemeinschaft, die in der Kirche und ihren Gnadenmitteln ihre Vereinigung fände. Er behauptete die Ausgießung des heil. Geistes über die Kirche und die Nähe des tausendjährigen Reichs „in den sinnlichsten Bildern der asiatischen Ueberlieferung" und drang mit heiligem Ernst auf ein sittlich frommes Leben. Ihm geht also die christliche Liebe,

die praktische Frömmigkeit, die Gemeinschaft der Gläubigen auf dem von Jesus gelegten Grunde über alle Philosophie, über alles speculative Forschen nach den göttlichen Geheimnissen. Als des Irenäus Schüler gilt Hippolytus, von dem vielleicht das 1842 auf dem Berg Athos entdeckte Werk „gegen sämmtliche Häresien" herrührt. Er war Presbyter, sogar eine Zeit lang Gegenbischof in Rom und galt als der Urheber der abendländischen Osterberechnung. Seine 1551 in der Nähe von Rom aufgefundene Bildsäule mit dem eingegrabenen Verzeichniß seiner Schriften und das römische Volksfest, das ihm zu Ehren lange gefeiert ward, beweisen den Ruf des Mannes, der übrigens sammt seinem Gegenbischof im Jahre 235 nach Sardinien verwiesen wurde und dort gestorben ist.

Alexander Severus. Die nächsten Kaiser waren entweder gleichgültig oder milde gegen die Christen. Alexander Severus setzte, wie erwähnt, das Bild Jesu unter seine Hausgötter, und seine Mutter Julia Mammäa erfreute sich in Antiochien an der Gelehrsamkeit des Origenes; auch erkannte er in einem Rechtsstreit die christliche Gemeinde in Rom als Corporation an, aber in dem von Ulpian aufgestellten Rechtsbuche waren noch die Strafgesetze gegen die Christen aufgeführt. Philippus Arabs. Als Philippus der Araber den Thron der Cäsaren bestieg, hatten die Christen ruhige Tage, so daß sogar die Sage aufkam, der Kaiser selbst bekenne sich zum Evangelium. Durch diese Gunst nahm die Kirche dergestalt zu, daß sie, auf dem Wege, ein Staat im Staat zu werden, entweder anerkannt oder Decius. mit der ganzen Staatsgewalt verfolgt werden mußte. Decius, der nächste Kaiser, ein Fürst von altrömischer Kraft und Sittenstrenge, faßte den letzteren Entschluß. Eine von den heidnischen Beamten angeordnete planmäßige Verfolgung sollte dem Christenthum im ganzen Reiche den Todesstreich geben. Im Jahre 250 erschien das verhängnißvolle Edict, das bei Leibesstrafe die Christen verpflichtete, den Festen und Gebräuchen der Staatsreligion anzuwohnen. Ein allgemeiner Schrecken ergriff die Gläubigen; es blieb ihnen nur die Wahl, Christum zu verläugnen und den Göttern zu opfern, oder als Staatsverbrecher mit dem Tode bestraft zu werden. Manche unter den Reichen und Vornehmen schickten sich in die böse Zeit; aber die Zahl der standhaften Bekenner, die um Christi willen Marter, Gefangenschaft und Tod duldeten, war unter allen Ständen sehr groß.

Märtyrer. Die Bischöfe von Jerusalem und Antiochien starben im Kerker; in Smyrna erlitt der Priester Pionius den Feuertod; in Rom fiel Fabianus als Opfer seiner Treue. Die Flüchtigen erkauften ihr Leben mit dem Verluste des Vermögens und der Heimathsrechte. Auch Cyprian, Bischof von Karthago, ein beredter und feuriger Mann, entzog sich der Verfolgung durch die Flucht; aber in den nächsten Jahren ein eifriger Kämpfer für die Reinheit und Einheit der Kirche durch Schrift, Wort und That wurde er einer der wirksamsten Begründer der bischöflich-katholischen Volkskirche, bis er zur Zeit des Kaisers Valerian unter der „zitternden Hand" eines heidnischen Scharfrichters blutete (im Jahre 258). In die Zeit der decischen Verfolgung versetzte die Volkssage die Legende von den sieben Schläfern, die in einer Höhle zu Ephesus entschlummerten und, als sie nach zwei Jahrhunderten wieder erwachten, mit Staunen das siegende Kreuz über die Stadt und die Welt herrschen sahen.

Auch Gallus trat bald in die Spuren seines Vorgängers ein und Valerian ließ, nach flüchtiger Gunst, im Jahre 258 ein Edict ausgehen, das die Vorsteher der Kirche dem Tode weihte, die übrigen Christen mit Verlust der Habe und der Freiheit bedrohte. Unter den Opfern dieses Gesetzes führt die heilige Geschichte neben Cyprian auch den römischen Bischof Sixtus und seinen Diakonen Laurentius auf. Der letztere soll, weil er statt der verlangten Schätze Lahme und Krüppel als die Schätze der Kirche vorgeführt, zur Strafe für diese Verhöhnung auf einem eisernen Stuhle der Feuergluth ausgesetzt worden sein. Schon im nächsten Jahr gerieth Valerian in persische Gefangenschaft; sein Sohn Gallienus hob durch ein „Toleranzedict" die Verfolgung auf und gewährte den Christen die Rechte einer Corporation. Erst unter Diocletian brachen noch einmal schwere Drangsale über die Kirche herein, damit unter Constantin ihr Sieg und Triumph desto herrlicher sich entfalten möchte. Valerian.

Mit Recht hat man das Blut der Märtyrer den Samen der Kirche genannt, denn die Glaubensfreudigkeit, womit die Blutzeugen Marter und Tod ertrugen, mehrte stets die Zahl der Bekenner. Die Tugenden des griechischen und römischen Alterthums erneuten sich in der Hingebung für ein überirdisches Vaterland. „Zeitweise herrschte eine wahre Epidemie der Aufopferung," bemerkt Burckhardt, „die Christen drängten sich zum Tode und mußten von ihren Lehrern ermahnt werden, sich zu schonen. Bald wurden die Märtyrer die leuchtenden Ideale des Lebens, die Glaubenshelden, deren Namen in dankbarer Verherrlichung fortlebten; ein wahrer Cultus knüpfte sich an ihre Gräber, und ihre Fürbitte bei Gott ward eine der höchsten Hoffnungen des Christen." In den Tagen der Noth verbargen sich die Bedrängten in den Katakomben*) bei den Gräbern ihrer Lieben, in Höhlen und Bergschluchten; die Bedrängniß erhöhte ihr Gottvertrauen und bewahrte die junge Gemeinde vor frühem Verfall und innerem Zwiespalt; die Zahl der „Gefallenen" und Abtrünnigen, welche die heiligen Schriften zum Verbrennen auslieferten oder vor den Bildsäulen der Kaiser räucherten und opferten und die alten Götter anriefen, war gering gegen die der standhaften Bekenner, die als „Streiter Gottes und Christi" dem bei der Taufe geleisteten „Fahneneide" im Leben und Tod treu blieben, die mit Freudigkeit den Märtyrertod ertrugen, um für die Sache Christi zu sterben und mit ihm verklärt zu werden. „Was auch die historische Kritik an den einzelnen Umstän- Wirkungen der Verfolgungen.

*) Ihr ursprünglicher Name ist Cömeterium (Friedhof). Solche unterirdische Friedhöfe kamen im Alterthum auch sonst vor; namentlich aber füllen die von Christen, nächstdem auch von Juden, ausgehöhlten, im weichen Tuffstein angelegten unterirdischen Gänge die ganze Umgegend Roms an. Im 3. Jahrhundert zählte die römische Christengemeinde 25 oder 26 derartiger Friedhöfe, wozu noch etwa 20 Familiengrabstätten kamen. Erst seit etwa 400 kamen sie außer Gebrauch; ihre Wiederentdeckung seit 1578 hat uns ein anschauliches Bild von den Anschauungen und den Lebensgewohnheiten, von dem Begräbnißwesen und von der Kunst der römischen Christenheit seit Ende des 1. Jahrhunderts geliefert.

den und besonders an den hinzugefügten Wundern mit Recht aussetzen mag, es bleibt immerhin ein historisches Schauspiel erster Größe, diese junge Gesellschaft mit ihrer neuen Religion und Weltanschauung gegen den gewaltigsten aller Staaten mit seinem Heidenthum und seiner tausendjährigen Cultur kämpfen und durch den Untergang siegen zu sehen." Eine Ahnung von diesem Ausgange durchzuckte schon frühe die Herzen der Heiden und Christen, aber während diese Ahnung dort ein Gefühl der Verbitterung und trüber Sorge erzeugte, erfüllte sie die Gemüther der letzteren mit freudiger Zuversicht. Die gedrückte suchende und verlangende Menschheit erfaßte mit Begierde die Botschaft des Heils, die für das Erdenleben Ruhe und Trost verlieh, die dem Tode seinen Stachel nahm und der Hölle ihren Sieg.

b. Die Entwicklung der christlichen Lehrbegriffe und Kirche.

Verschiedene Auffassungen der christlichen Doctrinen.

Die alte Sage, daß die Kirche bis auf Hadrian in Beziehung auf Lehre ihre jungfräuliche Reinheit bewahrt habe und durch keine Ketzerei befleckt worden sei, ist ein frommer Glaube, der mit den Thatsachen im Widerspruch steht. Wir haben gesehen, wie schon Paulus seinen Lehrbegriff zu vertheidigen hatte bald gegen Solche, welche die christliche Freiheit gefangen nehmen wollten durch altjüdischen Gesetzesdienst, bald gegen Solche, welche aus Mißverstand der christlichen Freiheit diese mißbrauchten unter gleichzeitiger Aufstellung fremdartiger Lehrmeinungen. Aber freilich konnte, so lange die Kirche erst in der Bildung begriffen war, die Linie zwischen Kirchenlehre und subjektiver Auffassung noch keineswegs so scharf gezogen sein, wie dies später der Fall war, als die Begriffe der Orthodoxie und der Häresie sich verfestigt hatten. Wie gar verschieden demnach auch gleich von vorn herein die Vorstellungen von Christus sich gestalten mochten, der den Juden als der volksthümliche Messias aus dem Stamme David's erschien, den mit dieser messianischen Idee weniger bekannten Heiden dagegen als der übernatürliche Sohn Gottes, so machte doch die feindliche Stellung gegen die Heidenwelt das Festhalten an den gemeinsamen, wenn auch unbestimmten Grundanschauungen zur Nothwendigkeit. Als aber die Christengemeinden sich mehrten, die apostolischen Lehrweisen in den verschiedenen Ländern nach dem Stande der Bildung und im Anschluß an die überlieferten Begriffe sich verschiedenartig entwickelten und keine allgemein anerkannte Autorität mehr, wie einst im apostolischen Zeitalter da und dort der Fall war, das entscheidende Wort sprach, da traten bald auch mancherlei Auffassungen hervor, die als fremdartige Gewächse von dem christlichen Lebensbaum fern gehalten werden mußten.

Die Stellung des Christenthums zum Judenthum.

Namentlich blieb die Stellung des Christenthums zum mosaischen Gesetze und zum Alten Bunde noch lange ein Gegenstand der Glaubensverschiedenheit zwischen Judenchristen und Heidenchristen. Indem Paulus das Christenthum von den Fesseln des mosaischen Gesetzes befreite, war er doch nicht Willens, den

geschichtlichen Zusammenhang zwischen dem Neuen und Alten Bund zu zerreißen: im Evangelium sollte das Judenthum aufgehen, sollte das Gesetz, nicht nach dem Buchstaben, sondern im Geist und in der Freiheit, seine Erfüllung und Verklärung finden. Nach dieser Auffassung waren sowohl diejenigen im Irrthum, welche das Evangelium der geistigen Freiheit und der erlösenden Gnade in ein Gesetzeschristenthum verwandeln, als diejenigen, welche sich über Moses und die Propheten wegsetzen und im Anschluß an die heidnische Philosophie, Theogonie und Mythologie die christliche Heilslehre als eine rein idealistische, poetisch-philosophische Religion aufbauen wollten. Jene Richtung setzte das Christenthum der Gefahr aus, in das Judenthum zurückgedrängt zu werden und als jüdische Sekte zu verkümmern, diese drohte, es in die „Wildniß des Heidenthums" hineinzureißen und ihm seine Stellung neben dem Neuplatonismus und den übrigen Philosophenschulen anzuweisen. In beiden Fällen war das Christenthum in seinen Lebenswurzeln angegriffen und seiner Bestimmung einer Alles umfassenden Weltreligion entrückt. Die Ausscheidung dieser Bestrebungen, wovon die eine in den Nazaräern oder Ebioniten (Armen), die andere in den Gnostikern hervortrat, war somit ein Gebot der Selbsterhaltung für die junge Kirche.

1. Die Ebioniten, deren milderer Richtung später die Benennung „Nazaräer", welche anfangs mit einem verächtlichen Nebenbegriff allen Christen anhaftete (Apostelg. 24, 5), als Sektenname verblieb, bestanden ihrem Kerne nach aus den Ueberresten der judenchristlichen Gemeinde in Pella. Sie beobachteten das mosaische Gesetz auch in seinen Aeußerlichkeiten, z. B. der Beschneidung, und gestanden den Heiden keine oder nur einen untergeordneteren Grad von Theilhaftigkeit an Christus zu. Eben darum waren sie nicht im Stande, mit der über das Judenchristenthum hinausschreitenden Entwickelung des christlichen Bewußtseins gleichen Schritt zu halten, und schieden deshalb aus der allgemeinen Kirche aus. Sie betrachteten Jesus bald als bloßen Menschen, der nur durch seine vollkommene Erfüllung des Gesetzes gerechtfertigt und der Messias geworden sei, bald als höheres, durch jungfräuliche Empfängniß gebornes Wesen und verschwanden, zu geringen Sekten verkümmert und meist auf das syrische Land beschränkt, seit dem vierten Jahrhundert. *Ebioniten oder Nazaräer.*

Einige von ihnen nahmen auch an, der himmlische Christus, die göttliche Natur oder der Logos habe sich erst bei der Taufe im Jordan mit Jesus, dem Sohne der Maria und des Joseph, verbunden, eine Ansicht, die sich auch bei dem Judenchristen Cerinth (Kerinthos) findet, der noch die gnostische Vorstellung hinzubrachte, daß der Weltschöpfer ein im Dienste des höchsten überweltlichen Gottes arbeitender hoher Engel sei, der auch das Gesetz gegeben habe; im Uebrigen aber hielt auch Cerinth die zuerst von der Offenbarung des Johannes (20, 4) ausgesprochene Hoffnung auf ein tausendjähriges Reich, das mit der Wiederkunft Christi ins Leben trete, mit großer Zähigkeit fest und ward auf diese Weise ein Hauptbegründer des sogenannten Chiliasmus. Ueberhaupt verbanden in der Folge manche Ebioniten mit ihren judaisirenden Glaubenslehren gnostische Elemente. Von diesen gnostischen Ebioniten scheinen die oben (S. 416) erwähnten Homilien und Recognitionen ausgegangen zu sein, die, weil sie fälschlich dem römischen Clemens zugeschrieben wurden, den Namen „Clementinen" führen. *Gnostische Ebioniten.*

Im Gegensatz zu den ebionitischen Judenchristen bildete sich schon im aposto- *Doketen.*

lischen Zeitalter unter dem Einfluß des platonischen Idealismus und des orientalischen Dualismus die alle evangelische Geschichte vernichtende Ansicht der **Doketen** aus, welche alles Körperliche an Jesu läugneten und nur für Schein und Erscheinung des Geistes erklärten.

Gnostiker. 2. **Gnostiker.** Mit dem Namen „Gnostiker" bezeichnete man hauptsächlich diejenigen, die nach der Sitte orientalischer Religionsgründer und griechischer Philosophen, vor Allem aber der so beliebten Mysterien einen Unterschied zwischen Autoritätsglauben und Gnosis, der gewöhnlichen Auffassung und einer höheren, nur wenigen Begabten oder Geweihten zugänglichen, Erkenntniß der göttlichen Dinge machten. Sie waren in verschiedene Sekten gespalten, je nachdem sie sich mehr der orientalischen Theosophie oder der griechischen Philosophie näherten; doch blieb im Allgemeinen die orientalische Anschauungsweise mit ihrer sinnbildlichen Darstellung und zügellosen Phantasie vorherrschend. In allen ihren Gestalten trug die Gnosis, die „Lehre der Wissenden", eine dem Heidenthum verwandte, polytheistisch-mythologische Färbung. Sie gelangte nie zum rechten Monotheismus, zu dem Begriffe *eines* persönlichen Gottes, der nach freiem Willen Alles geschaffen hat und direct und unumschränkt auch Alles regiert. „Der gnostische Gott ist ein dunkles verhülltes Wesen, das erst durch ein mannichfach abgestuftes Heer von Kräften, die von ihm ausfließen (Emanationen), sich zum Bewußtsein seiner selbst hindurcharbeiten muß." Die sichtbare Welt ist nicht eine freie Schöpfung dieses Gottes, sondern das Werk eines dem höchsten Gotte untergeordneten göttlichen Werkmeisters, Demiurgos, der sie aus der todten bösartigen Materie geschaffen hat. Auch der Mensch ist ein Gebilde dieses untergeordneten Weltschöpfers, „unterthan einem blinden Geschick und preisgegeben den Mächten, die zwischen Himmel und Erde walten", ohne Freiheit des Willens, welche allein den Begriff der Sünde und der Zurechnung derselben möglich macht. Die Materie, die dunkle Macht, ist der Sitz des Bösen; so lange der Mensch unter dem Einfluß dieser Materie steht, liegt er in den Banden des Bösen, ist er nicht erlöst. Diese Erlösung kann nur dadurch geschehen, daß höhere Lichtwesen (Aeonen) den Menschen von der Macht der Materie befreien und ihn in das Lichtreich versetzen. Ein solches Lichtwesen ist nach der gnostischen Lehre auch Christus, einer der höchsten Aeonen, „der zur Aufnahme der Welt in die göttliche Lebensfülle und zur Lösung des großen Weltzwiespalts auf Erden erschienen sei", eine Auffassung, nach welcher Christus in eine mythisch-allegorische Gestalt verwandelt, und somit seine menschliche Natur, sein Leiden und Sterben ganz zurückgedrängt wurde. Die erlösten Menschenseelen „werden dann als eine Art von Engel als vornehm-ideale Wesen im Triumphe eingeführt in das phantastisch-idealistische Lichtreich, nachdem sie durch Büßungen und Kasteiungen und endlich durch den Tod sich der Herrschaft des Leibes entledigt, sich zu lichten Geistnaturen verklärt haben". Daher legten auch die Gnostiker wenig Werth auf die Gnadenmittel der Kirche, auf die heilige Schrift und die Sacramente; sie ließen zwar den Kirchenglauben als nothwendige Volksanschauung unangefochten bestehen, stellten aber ihre Mysterien weit über denselben. In der Moral und Lebensweise bewegten sich die Gnostiker in Extremen; während sich die einen die strengste Zucht auferlegten, die sich nicht selten zu gewaltsamer Peinigung des Körpers und zu freiwilligem Märtyrerthum steigerte, entbanden sich andere nach dem Grundsatz, daß dem geistig freien Menschen Alles erlaubt sei, von jedem Sittengesetz, und geriethen in die tollsten Ausschweifungen der Phantasie und der Sinnlichkeit. Aber trotz dieser Gebrechen, womit sich der Gnosticismus „wie ein dunkler Schatten" über die Anfänge der christlichen Kirche legte, war die „Lehre der Wissenden" doch von großer Bedeutung für die christliche Religion. Durch den Gnosticismus wurde Kunst und Wissenschaft in die Kirche eingeführt und die groß-

artige Bedeutung des Christenthums als Welt- und Gottesgeschichte anerkannt. Frei und genial warnte er die Kirche vor Erstarrung in Formen. Aber auf Ideen, nicht auf geschichtliche Thatsachen aufgebaut, starb er an seiner eigenen Haltlosigkeit und Ueberspannung.

Gnostische Systeme. Diese Grundanschauungen der Gnostiker finden sich zerstreut in vielen Systemen. Die meisten gingen von der persischen Vorstellung eines Reiches des Lichts und eines Reiches der Finsterniß aus, worin geistige Urwesen walten, welche um die Herrschaft über die Welt und den Menschen streiten. So läßt unter Hadrian Saturninus aus Antiochien die sieben Planetengeister die Sinnenwelt und den Menschen aus der vom Satansreich herrührenden Weltmaterie bilden. In diese sendet der Lichtgeist aus Erbarmen einen göttlichen Lebensfunken, der aber nicht vermögend ist, die dämonischen Mächte zu bewältigen, bis Christus erscheint mit einem Scheinkörper angethan und der ringenden Menschheit mit der Gnosis und dem Gesetze zu Hülfe kommt. Das Gesetz verbietet Enthaltung alles dessen, wodurch der Mensch der Materie dienstbar wird, daher die Saturniner sich der Ehe, viele auch des Fleisches enthielten. (Saturninus.)

Basilides. Auch der gleichzeitige Basilides aus Alexandrien ging von einem solchen Doppelreich aus. An der Spitze des Lichtreiches steht nach ihm der unaussprechliche, namenlose Gott, ein nicht zeitlich existirendes Urwesen, in dem alle Lebenskeime verschlossen liegen. Aus diesem Urwesen entwickelt sich die selige Geisterwelt, die aus persönlich gedachten Ideen, Vernunft (Nus), Verstand (Logos), Einsicht (Phronesis), Weisheit (Sophia), Macht (Dynamis), Gerechtigkeit (Dikäosyne) und Friede (Eirene) bestehend, sich alsbald wieder zu dem Urwesen emporhebt, angezogen von der Macht seiner Schönheit, und mit ihm vereinigt die erste heilige Achtzahl (Ogdoas) oder den ersten Himmel bildet. Diesen begrenzt die zweite Geisterwelt, ein Abbild der ersten, gleichfalls von solchen personificirten Kräften unter Führung des heil. Geistes erfüllt; an diesen ein dritter, vierter bis zur Zahl von 365. „Diese 365 Himmel oder Geisterreiche, in welche die Fülle der Gottheit nunmehr ausgegossen ist und die also das reine Spiegelbild Gottes sind, in dem Gott selbst erst sein eigenes Wesen erkennt, werden zusammengefaßt in das mystische Zahlwort Abraxas, das eine Art von Zauberkraft in sich schloß.“ Die unterste Welt mit der Menschheit steht unter der Leitung eines Herrschers (Archon), der als Werkzeug der höchsten Gottheit den Weltverklärungsprozeß seinem Ziele zuführen soll. Er ist der von Mose verkündete Judengott, von dem die Propheten ausgegangen sind. Da aber dieser Archon zur Vollendung seines Werkes nicht die erforderliche Macht und Weisheit besaß, so verband sich, als die Zeit erfüllet war, die erstgeborne Himmelsmacht, Nus, mit dem Menschen Jesus, um die Gottesoffenbarung zu bewirken. Diese Vereinigung geschah bei der Taufe im Jordan, wodurch Jesus, der Sohn der Maria und des Joseph, zum Sohne Gottes verklärt wurde. Das Leiden und Sterben hat nur den Menschen Jesus, nicht den Welterlöser getroffen, und war nothwendig als Reinigung vom weltlichen Stoffe, von der Sünde, die mithin auch in Jesus vorhanden war, nur in einem höchst geringen Grade. Und wie bei Christus, so haben auch bei jedem einzelnen Menschen die Leiden eine reinigende und läuternde Kraft und sind somit als eine Wohlthat und besondere Gnade Gottes anzusehen, namentlich der Märtyrertod. Je mehr sich der Mensch von der Sinnenwelt und von allen den Leidenschaften, die ihn an dieselbe gebunden halten, frei macht, desto sicherer wird ihm die Erlösung, die Einkehr in die selige Geisterwelt, zu Theil.

Valentinus. Noch sinnreicher hat Valentinus, der aus Alexandrien nach 140 nach Rom ging und daselbst bis 160 wirksam war, von platonischen Ideen geleitet, „eine hohe Geistesreligion auf dem Naturgrunde des Heidenthums aufgebaut“. Aus der Tiefe des göttlichen Urgrundes, worin das „Selbstbewußtsein“ und das „Schweigen“ ruht, läßt der phantasiereiche Philosoph, durch einen Akt der Liebesfülle das Leben sich entwickeln in einer Reihe von Ausflüssen, in denen Männliches und Weibliches gepaart erscheint. Zuerst geht aus dem Urgrunde hervor der höchste

Gottesgeist (Nus), der sich mit der Wahrheit verbindet. Aus dieser himmlischen Ehe (Syzygie) entspringt dann wieder der Logos, dessen Gemahlin, das Leben, aus diesem der Mensch, d. h. der ideale Mensch, der sich mit der Kirche verbindet. So geht es fort, bis die dreißig Lebensgeister (Aeonen) geschaffen sind, Abbilder Gottes und Urbilder alles geistigen Lebens, welche vereint die Fülle des göttlichen Lebens (Pleroma) darstellen. Diese emanirten Lebensgeister sind von einem sehnsüchtigen Streben nach Wiedervereinigung mit dem Urgrunde getrieben, und die jüngste der weiblichen Geister, die Sophia (Weisheit), wird so sehr von derselben verzehrt, daß sie von der Begierde zerrüttet aus dem Pleroma herausfällt und hülflos umherirrt. In diesem Zustande gebar sie den Weltschöpfer (Demiurg), der aus dem wesenlosen Chaos die wirkliche Welt bildet, zwar nach der göttlichen Idee aber unvollkommen, voll Mängel und Gebrechen. Um die gestörte Harmonie des Universums wieder herzustellen, emanirt ein neues Aeonenpaar, Christus und der heilige Geist, aus deren Verbindung der Mensch **Jesus**, der Heiland (Soter), hervorgeht, der, obgleich von Maria menschlich geboren, doch einen himmlischen Leib hatte, so daß die Menschengestalt ihm nur als Hülle diente. Durch seine Einwirkung werden alle Wesen, die ihn erkennen, d. h. alle wahren (gnostisch erleuchteten) Christen zu geistigen (pneumatischen) Wesen, die im Gegensatz zu den seelischen (psychischen) Naturen im Judenthum und den sinnlichen Menschen des Heidenthums gleichsam den Adel der Menschheit bilden. Am Ende der Welt wird der Heiland umgeben von den pneumatischen Menschen, die sich durch die Kraft der Wahrheit um ihn sammeln, in das Pleroma zurückkehren, indeß der Demiurg mit den psychischen auf der Grenze waltet und die Materie in ihr Nichts zurücksinkt. Die valentinische Partei der Gnostiker, die einflußreichste von allen, bestand, in eine morgenländische und italische Schule geschieden, bis ins vierte Jahrhundert.

Ophiten. Als die „Gnostiker" schlechthin galten der alten Kirche die ägyptischen **Ophiten** oder „Schlangenbrüder". Nach ihrer Lehre ist der **Jaldabaot** (Sohn des Chaos), der Weltschöpfer, ein feindseliges Wesen, das die Absichten des guten Geistes zu zerstören trachtet. Auf sein Geheiß schaffen die weltbildenden Planetengeister den Menschen, der ihnen gleich sein sollte. Aber die höhere Weisheit hauchte dem neuen Geschöpf einen göttlichen Geist ein. Erzürnt darüber erzeugte Jaldabaot aus dem Weltschlamm den „Schlangengeist" zum Verderben der Menschheit. Damit der Mensch wenigstens nicht zum Gottesbewußtsein käme, verbot ihm der Schlangengeist vom Baume der Erkenntniß zu essen. Aber die himmlische Weisheit erbarmte sich der Armen und verleitete sie unter der Gestalt der Schlange das Gebot zu übertreten. Sie genossen von der verbotenen Frucht; nun wurden sie ihrer höheren Natur bewußt und thaten den mächtigen Schritt zur Selbstthätigkeit. So deuteten die Ophiten die Lehre vom Sündenfall als Uebergang zur Freiheit eines höheren Bewußtseins. Auch als der erzürnte Jaldabaot die Menschen aus dem Paradiese vertrieb und auf den untersten Weltkörper verweisend sie mit Versuchungen und Schmerzen der Materie bedrängte, hörte die göttliche Weisheit nicht auf für sie zu sorgen. Sie war es, welche den Messias, der das jüdische Volk dem Jaldabaot zuführen sollte, mit dem wahren Christusgeiste erfüllte, die, als der von seinem Schöpfer selbst dem Tode überlieferte Messias dem Leibe nach am Kreuze gestorben, das göttliche Theil in den Himmel entführte, wo er zur Rechten des Jaldabaot sich setzend, diesen, ohne daß er es merkt, allmählich aus der Herrschaft verdrängt, indem er ihn alles Lichts und Lebens beraubt, bis er in den Abgrund des Nichts sinkt. Die Ophiten führten ihr Dasein bis ins sechste Jahrhundert.

Karpokrates u. Epiphanes. In **Karpokrates** und seinem Sohne **Epiphanes** aus Alexandrien verlor sich die christliche Gnosis in heidnische Speculation. Sie setzten Christus in eine Linie mit Plato und Pythagoras, die sich durch Erinnerung eines seligen Zustandes in die göttliche Einheit, der alles Endliche zustrebe, zurückversetzten. In der Hingabe an jenen großen Zug der Einheit bestand ihnen die Liebe und der Glaube; Genialität vertrat bei ihnen die Stelle der Religion und Sittlichkeit; und ihr Bewußtsein der Geistesfreiheit steigerte sich zu einer Höhe, daß es

zur grundsatzmäßigen Nichtachtung aller Gesetze und Sitten (Antinomismus) und zur Entfesselung des Fleisches entarten konnte.

Marcion, Sohn des Bischofs von Sinope, kam vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Rom, wo er, mit gnostischen Ansichten vertraut, ein Christenthum lehrte, das sich zum Judenthum im strengsten Gegensatz befand. Die Welt und die in ihr lebende Menschheit ist nach ihm das Werk eines an Macht und Einsicht beschränkten Demiurgen, den das jüdische Volk als Jahve verehrte. Da sandte Gott in unendlicher Liebe zum Menschengeschlecht Christus auf die Erde, in einem nicht von irdischem Stoff entnommenen, doch zu That und Leiden geeigneten Leibe, damit er durch die Offenbarung des wahren und guten Gottes die Menschheit erlöse. Alle die an Christum glauben und aus freier Liebe zu Gott ein heiliges Leben führen, werden in sein himmlisches Reich eingehen, auch die verstorbene Menschheit, die bei seiner Niederfahrt in die Unterwelt sich gläubig ihm anschloß; die Ungläubigen dagegen werden bei dem Demiurgen verbleiben und je nach ihren Werken eine beschränkte Seligkeit oder Verdammniß finden. Er verwarf das Alte Testament und gründete seine Ansichten auf eine Sammlung paulinischer Briefe und auf sein eigenes Evangelium, das er sich auf Grundlage des Lucas selbst zurechtgemacht hatte. Seine Sittenlehre war streng und asketisch. Marcion.

Verwandt mit den Gnostikern, zumal mit den Marcioniten, waren die Manichäer, eine im Morgenlande, in Afrika und Italien weit verbreitete, von Heiden und Christen mit gleicher Heftigkeit angefeindete und verfolgte Sekte. Sie verdankte ihren Ursprung einem unter den Sassaniden aus Persien vertriebenen Magier, Mani, einem reichbegabten, durch Studien und weite Reisen gebildeten Manne, der die Idee gefaßt hatte, als Reformator sämmtlicher Volksreligionen, welche er erforscht hatte, 242. aufzutreten und sie in einer höheren Einheit zu verschmelzen. Verstoßen von den Christen, denen er sich als der verheißene „Tröster" (Paraklet) darstellte, gelangte er in Persien zu Ansehen bei König und Volk, bis er nach mannichfachem Glückswechsel von den Magiern verfolgt und in einer feierlichen Disputation der Religionsfälschung überwiesen unter König Varanes I. gekreuzigt, die Haut aber abgestreift und 276. ausgestopft zum warnenden Beispiele an den Thoren der Königsstadt aufgehängt wurde. Seine Lehre bestand in einer Mischung persischer und christlich-gnostischer Anschauungen und hatte den in der Welt und in der Menschenbrust herrschenden Dualismus des Guten und Bösen zum Ausgang und Mittelpunkt. Die Manichäer.

Nach Mani's Lehre standen im Anfang die zwei Prinzipien, Gott in seinem Lichtreiche und der Dämon mit dem Reiche der Finsterniß, unabhängig einander gegenüber. Aber im Reiche der Finsterniß war Ruhe und Friede unbekannt. Die bösen Mächte tobten gegen einander, bis sie, fortgerissen von dem Strudel ihrer inneren Unruhe, am äußersten Rand ihres Reiches anlangten und dort das Lichtreich in seinem Glanze gewahrten. Nun ließen sie vom inneren Streite ab und vereinigten sich zum Kampfe gegen das Lichtreich. Ihnen zu begegnen schuf Gott aus dem ewigen Lichte den Urmenschen, der ausgerüstet mit den fünf reinen Elementen, des Lichtes, des Feuers, der Luft, des Wassers, der Erde, sich in den Kampf mit den feindlichen Gewalten einließ. Er wurde niedergeworfen, doch gerettet; aber ein Theil seines Lichtes ward dabei in die Finsterniß hinabgerissen. Zur allmählichen Wiederaufnahme dieses Lichtes ließ Gott durch die Mutter des Lebens die sichtbare Welt erschaffen, in welche jenes Licht als lebendige Kraft oder Weltseele festgehalten der Erlösung harret. Diese zu bewirken gehen zwei neue Lichtwesen von Gott aus: Christus und der heilige Geist, von denen jener, Christus-Mithras, in Sonne und Mond, dieser in dem über das Weltall ausgebreiteten Aether seinen Sitz hat; beide ziehen die in die materielle Welt versenkten Lichtkräfte an sich, um sie wieder in das ewige Lichtreich hinüberzuführen. Um dieselben dauernd in die Materie zu bannen, schufen die Dämonen ein neues Wesen, den Menschen, nach dem Bilde des Das Lehrsystem.

Urmenschen, in dessen Brust sich deshalb der große Weltkampf wiederholt, so daß der Mensch Vereinigungspunkt und Abbild aller Kräfte des Weltalls, Mikrokosmos, ist, in dem sich zwei Prinzipien um die Herrschaft streiten. Den Verlockungen der Materie und den Vorspiegelungen des Dämon gelang es, die Lichtseele, trotz der ihr inwohnenden Freiheitsfähigkeit, in der Gebundenheit zu erhalten, so daß im Heidenthum und Judenthum der „Sohn des ewigen Lichtes“ als Weltseele an die Materie gefesselt war. Dies der „leidende Jesus“. Um das Erlösungswerk rascher in Gang zu setzen, verläßt endlich der zur Rechten des Lichtes thronende Christus seinen himmlischen Sonnensitz und erscheint auf Erden, mit einem Scheinkörper angethan; sein Leiden und Sterben am Kreuz ist nur ein scheinbares, gleichsam ein Blendwerk für die Menge, zugleich aber auch ein Symbol des ganzen in der Materie befangenen Lichtes, ein sinnbildlicher Ausdruck des über die ganze Natur, besonders die Pflanzenwelt, ausgegossenen Leidens, des großen physischen „Weltschmerzes“. Christus hat durch seine Lehre und seine Anziehungskraft die Erlösung des Lichtes begonnen, so daß man mit Recht sagt, daß von dem lichtstrahlenden Kreuze das Heil der Welt ausgeht; da aber seine Lehre von den Aposteln im Sinne des Judenthums aufgefaßt und die Evangelien entstellt worden, so ist Mani als der von Christus selbst verheißene „Paraklet“ erschienen, um den Sieg zu vollenden. Nur in seinen Schriften ist die reine Wahrheit enthalten. Am Ende der Dinge wird eine gänzliche Scheidung des Lichts aus der Finsterniß eintreten, dann werden sich die dunkeln Gewalten einander wieder selbst anfallen.

Die kirchliche Organisation.

Die manichäische Religionsgemeinde bestand aus zwei scharf geschiedenen Klassen, aus den „Auserwählten“ oder „Vollkommenen“, die allein den Sinn der Geheimlehren besaßen und zur strengsten Entsagung, zur Enthaltsamkeit von der Ehe, vom Fleische und berauschenden Getränken verpflichtet waren, und aus „Hörenden“ (Katechumenen), die für ihre Theilnahme an den Geschäften und Freuden des Lebens, für ihre sündhaften Berührungen mit der Materie, durch die Fürbitte jener Heiligen Ablaß erhielten. Diese Werke der Sühne lohnten sie ihnen dann mit Abgaben von Vegetabilien, insbesondere Oliven, die als lichtbringende Substanz die Hauptnahrung der manichäischen Priesterschaft bildeten. Die Materie galt den Manichäern als Sitz des Bösen, daher nicht die freie Beherrschung, sondern die Abtödtung derselben und die Uebung in äußerlicher Werkheiligkeit nach Mani's Vorschriften das Wesen ihrer Sittenlehre bildete. Der Sonntag wurde mit Fasten geehrt, der Todestag Mani's war der höchste Feiertag, „das Fest des Lehrstuhles“ (Bema). Als Lehre der Versöhnung der Gegensätze, welche die Welt zerreißen, hat der Manichäismus zwei Jahrhunderte lang die Welt mit gegeimnißvoller Gewalt angezogen; aber von den Bischöfen und Magiern mit gleichem Hasse verfolgt, erlag er im sechsten Jahrhundert, nicht ohne daß Zuckungen dieser „Verkehrung des Christenthums in eine phantastische Natursymbolik und in einen traurigen Ceremoniendienst des Aberglaubens“ sich durch das ganze Mittelalter bemerklich machten.

Verschiedenheit der Osterfeier.

Nicht blos in der Lehre, auch in äußeren Einrichtungen führte die Verschiedenheit der Anschauungen und Lebensgewohnheiten zwischen Judenchristen und Heidenchristen zu Spaltungen. So wurden schon im zweiten Jahrhundert von den Heidenchristen des Abendlandes die jüdischen Feste entweder nicht beobachtet oder in christlichem Sinne umgestaltet. Der jüdische S a b b a t wurde durch den S o n n t a g, den Tag der Auferstehung Jesu, verdrängt, und das O s t e r f e s t erhielt durch die Beziehung auf Jesu Leiden und Sterben eine andere Bedeutung. Schon Paulus bezeichnete Christus als das eigentliche, für die

Menschheit geopferte Osterlamm, und gab dadurch dem alttestamentlichen Feste eine neue Richtung. Noch entschiedener tritt diese Vorstellung im Evangelium des Johannes hervor. Diese Verschiedenheit der Anschauung machte sich bald auch nach Außen kund. Während man im syrischen Lande und in den Gemeinden Kleinasiens der jüdischen Sitte treu blieb, das Osterfest am 14. Tag des Monats Nisan zu begehen, wo das Passahlamm geschlachtet zu werden pflegte, wich man im Abendland von dieser dem Volksbewußtsein fremden Gewohnheit ab, indem man vor Allem darauf hielt, daß die Jahresfeier der Auferstehung an einem Sonntag begangen wurde, wobei sich zur Erinnerung an das Leiden und den Tod Jesu der vorhergehende Freitag (der spätere „Charfreitag") ergab, den man als Fest der Trauer mit Fasten beging. So entstand schon im zweiten Jahrhundert eine Verschiedenheit der Osterfeier zwischen den morgenländischen und abendländischen Christen. Durch den wachsenden Haß gegen die Juden, der jede Gelegenheit benutzte, die Verschiedenheit der beiden Religionen hervortreten zu lassen, und durch die Herrschsucht der römischen Kirche wurde der Streit heftiger, so daß er endlich, trotz der Bemühungen friedliebender Kirchenväter, wie Polykarp und Irenäus, eine Spaltung erzeugte. Die morgenländischen Gemeinden, die bei der alten Sitte beharrten und das Passahfest ohne Rücksicht des Wochentages stets am 14. des Monats feierten, wurden als Häretiker aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und unter dem Namen „Quartodecimaner" in die Reihe der Schismatiker gestellt. Auf der Kirchenversammlung zu Nicäa wurde die Streitfrage im Sinne der römischen Auffassung entschieden und der Sonntag nach dem Frühlingsvollmonde für immer zur Feier des Osterfestes bestimmt.

Wie der Gnosticismus auf die wissenschaftliche und geistige Entwickelung des Christenthums von dem größten Einfluß gewesen ist, so hat eine andere religiöse Auffassung, die ihre Ausbildung und ihren Namen dem Phrygier Montanus verdankt und einen der kraftvollsten Kirchenväter, Tertullian, zu ihren Anhängern und Verfechtern zählte, auf die praktische Entwickelung, auf Sitte, Kirchenzucht und Kirchenverfassung eine nachhaltige Wirkung gehabt, wenn schon der „Montanismus" selbst, der anfangs nur als eine „Reaction" gegen die zunehmende Verweltlichung der Kirche, als eine neue „Prophetie" innerhalb der Kirche auftrat, um derselben durch strengere Disciplin ihre männliche Vollendung zu geben, in seiner späteren Entwicklung und Gestaltung von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und damit zur Sekte gestempelt und zur Bildung einer Sonderkirche hingedrängt wurde Der Montanismus.

Montanus, der in seiner Jugend ein Priester der phrygischen Göttermutter Cybele gewesen sein soll, deutete die Verheißung Jesu, den Seinen einen „Tröster", Paraklet, zu senden, der sie in alle Wahrheit leiten sollte, nicht im Sinne der Kirche, wonach diese Verheißung durch die Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingstfeste in Erfüllung gegangen sei, sondern er hielt sich selbst für diesen Auserwählten und wurde von seinen Verehrern als ein gottbegeisterter Prophet angesehen, durch den das Charakter und Entwickelungsgang der Montanisten.

von Christus begonnene Werk der Heiligung und Erlösung zur Vollendung geführt werden solle. Ohne die Kirche, wie sie sich damals nach Lehre, Sitte und Verfassung entwickelt hatte, zu verwerfen, wollte er sie vielmehr durch Begründung eines strengeren christlichen Lebens und einer schärferen Kirchenzucht zu einer „Gemeinschaft der Heiligen" ausbilden; aber indem er seine Aussprüche als neue göttliche Offenbarung, als Ausfluß prophetischer Inspiration, die sich durch Ekstase kund gebe, zur Geltung zu bringen strebte, verstieß er gegen die Grundanschauung der Kirche, wonach die Offenbarung für in Christus und den Aposteln abgeschlossen und vollendet galt. Begleitet von zwei begeisterten „Prophetinnen", Priscilla und Maximilla, durchzog Montanus zunächst die Städte Phrygiens und Kleinasiens, wo für religiöse Schwärmerei und alles Excentrische ein besonders günstiger Boden war, und forderte die Christen auf, durch ein streng asketisches Leben, wie er es selbst übte, sich auf die bevorstehende Wiederkunft des Herrn und den Anbruch des tausendjährigen Reiches, wie es schon Cerinthus (S. 419) verkündigt hatte, vorzubereiten. Dieser Glaube an die Parusie Christi, der in der ganzen alten Kirche herrschend war, aber durch die Verzögerung der Katastrophe an Stärke und Lebendigkeit verloren hatte, lebte in der montanistischen Richtung noch einmal in voller Gluth auf. „Am Chiliasmus entzündete sich die Schwärmerei der Montanisten, ihre Propheten verkündigten in begeisterten Aussprüchen die mit der Zukunft Christi bevorstehenden Gerichte, das tausendjährige Reich, das Ende der Welt, und malten Alles dies in den anschaulichsten Bildern aus." Dieser Zustand ewiger Glückseligkeit könne nur erlangt werden durch unaufhörlichen Kampf gegen das Fleisch und die Materie, gegen die Welt und ihre Lust. In diesem Sinne drangen die Montanisten auf Enthaltsamkeit und Buße, empfahlen sie ein keusches Leben und untersagten die zweite Ehe; sie erklärten alle irdische Freude für sündhaft, verdammten sogar die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft und das Wohlgefallen an heidnischer Literatur, an feineren geselligen Formen, an der Bildung der Welt. Im Gegensatz gegen die zunehmende Sitte, sich der Verfolgung durch Geld oder andere Mittel zu entziehen, priesen sie den Märtyrertod als ein Glück, als ein freudiges Ereigniß und suchten es auf. Solche die sich durch Mord, Unzucht, Götzendienst oder andere Todsünden befleckt, sollten hoffnungslos von der Kirche ausgeschlossen bleiben. Von Kleinasien verbreiteten sich diese Ansichten nach Italien, Gallien und Afrika. Es fehlte nicht an namhaften Fürsprechern, die da meinten, durch richtige Benutzung der gesunden und kräftigen Elemente und durch Ausscheidung des Schwärmerischen und Ekstatischen könne der Montanismus mit seiner Sittenstrenge ein „Salz der Kirche" werden; besonders nahm Irenäus, dessen „zur realistischen Mystik hinneigende Denkweise" sich von dem montanistischen Wesen weniger abgestoßen fühlte, sich bei dem römischen Bischof desselben mit Wärme an; aber die Kirche, die bereits jetzt vorwiegend dem Trieb nach Einbürgerung in den Verhältnissen dieser Welt folgte und sich als eine irdische Macht zu fühlen begann, schloß die krankhafter Entweltlichung nachjagenden Anhänger der „neuen Prophetie" aus ihrer Gemeinschaft aus und bewirkte dadurch, daß die in dem paraklетischen Lehrsystem enthaltenen Richtungen zum Exaltirten und Fanatischen die Oberhand erhielten. Sie verwarfen die fleischliche Kirche, welche die Strenge der Sitten nicht durchführe, die zweite Ehe zulasse und die Verbrecher wieder aufnehme, stellten eine Kirche des Geistes als Gemeinschaft der Heiligen auf und erklärten die göttliche Verzückung für den höchsten Geisteszustand, durch welchen die Propheten hoch über den Bischöfen ständen. Zuerst von dem asiatischen Klerus (um 170), dann von der gesammten Kirche verstoßen, pflanzte sich der Montanismus mit eigner Kirchenverfassung, aber in kleine Gemeinden gespalten, zum Theil unter seltsamen Namen, bis ins sechste Jahrhundert fort.

Im dritten Jahrhundert erhielten die Montanisten einen Seitengänger in der Sekte der Novatianer. Nach dem Aufhören der Christenverfolgungen gingen die Meinungen über die Behandlung der Gefallenen auseinander. Manche, wie der römische Bischof Cornelius, suchten den Reuigen durch eine stufenmäßig geordnete Buße die Rückkehr in die Kirche zu erleichtern. Da erhob sich in Rom der Presbyter Novatianus, ein Mann von asketischer Strenge, den „Krankheit und Geisteszerrissenheit" aus den Philosophenschulen in das Christenthum geführt hatten, gegen die laxe Disciplin. Von seinen Anhängern als Gegenbischof gewählt und von afrikanischen Glaubensgenossen verstärkt, versagte er allen Gefallenen die Wiederaufnahme in die Kirche. Als die „Novatianer" mit ihren Forderungen nicht durchdrangen, hoben sie die Gemeinschaft mit der allgemeinen Kirche auf und, sich für die „Gemeinde der Heiligen und Reinen" erklärend, schlossen sie alle, welche Todsünden begangen, unwiderruflich aus ihrer Mitte aus, ohne ihnen jedoch die Hoffnung auf die göttliche Barmherzigkeit zu entziehen, und unterwarfen diejenigen, die aus der katholischen Kirche zu ihnen übertraten, einer zweiten Taufe. Von der Kirche überwältigt verschwanden sie nach zwei Jahrhunderten vom Schauplatz der Geschichte. *Die Novatianer.*

Sollte das Christenthum den Kampf wider das Heidenthum siegreich durchfechten, so mußten seine Lehrer und Bekenner sich fähig machen, die Waffen des Geistes zu führen, so mußten sie sich griechische Bildung und Wissenschaft für Christi Sache aneignen. Nicht durch Verachtung und Vermeidung heidnischer Weisheit, wie die Montanisten lehrten, sondern durch Erwerbung und Bewältigung derselben konnte das Christenthum zur Weltreligion emporwachsen; nur wenn das Christenthum alles Edle und Wahre aus der heidnischen Philosophie in sich aufnahm und ihm die rechte Stellung und Richtung gab, konnte es Träger der Humanität werden. Dies erkannte man zunächst in der Stadt, die in den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung der Brennpunkt alles geistigen Lebens war, wo die verschiedenartigsten Schulmeinungen und Lehrtraditionen neben einander bestanden oder auf einander einwirkten, wo die tiefsinnigen Lehren hellenischer und orientalischer Speculation neben dem bunten Gemenge religiöser Superstitionen und Mysterien dem suchenden und verlangenden Menschen als religiöse Wahrheit und Weisheit geboten wurden — in Alexandrien. Hier erhob sich gegen Ende des zweiten Jahrhunderts die erste christliche Lehranstalt oder „Katechetenschule", welche bald der Wirkungsplatz hervorragender Geister werden und mit ihrem Lichte die ganze Welt durchdringen sollte. Gegründet vielleicht schon von Athenagoras, dem Apologeten, „der es gewagt hat, die Philosophie für die Auferstehungslehre anzurufen", geleitet von Pantänus, dem früheren Stoiker, der das Evangelium nach dem fernsten Orient zu verbreiten bemüht war, gelangte die alexandrinische Schule zu hohem Ruhme durch seinen Schüler Clemens und dessen Schüler Origenes. *Die alexandrinische Schule.*

Tit. Flavius Clemens war ein literarisch und philosophisch gebildeter Grieche von milder und humaner Gesinnung, der, nachdem er sich in männlichen Jahren aus dem Widerstreit der Philosophenschulen in das Christenthum geflüchtet und durch große Reisen die Sitten und Lehren der Heiden, Juden und Christen aller Orten erforscht, in seine christliche Bildung Alles aufnahm, „was sich in jeder Philosophie Herrliches findet, was den Menschen zur Gerechtigkeit und zur Frömmigkeit führt", der somit im *Clemens der Alexandriner. † c. 220.*

Christenthum den Gipfel alles Denkens, alles Strebens und Forschens erkannte. Nach zwölfjähriger Thätigkeit (von 190—202) als Vorstand der alexandrinischen Schule flüchtete er sich vor der Verfolgung unter Sept. Severus nach Palästina.

Seine Schriften. Von seinen Schriften sind besonders merkwürdig: 1. Ermahnungsrede an die Hellenen, worin die Thorheit und Unsittlichkeit des Heidenthums gegenüber dem christlichen Offenbarungsglauben dargelegt wird. 2. Der Pädagog, ein nach Gal. 3, 24 gewählter Titel einer Schrift, worin gezeigt wird, wie der Logos, der göttliche Menschenerzieher, die Menschen mahnend, erziehend und belehrend zu einem sittlichen Leben führe, nebst einer christlichen Sittenlehre. 3. Stromata, d. i. Teppiche oder Decken, sein vorzüglichstes Werk, so genannt, weil darin verschiedene philosophische Probleme in einer buntgemischten aber kunstvoll zusammengefügten Form abgehandelt werden, in der Absicht, das Verhältniß der griechischen Philosophie zum Christenthum darzuthun und damit zur wahren christlichen Erkenntniß zu führen. Zu dem Zweck suchte er in den Schriften und Lehren der griechischen Philosophen, Dichter, Mythographen nach Beispielen, Belegen, Parallelen, und hat dadurch eine Menge werthvoller Nachrichten aus dem Gebiete der Philosophie und Religionen des Alterthums der Nachwelt erhalten. Von Clemens stammt auch der älteste Hymnus zur Verherrlichung Christi mit pindarischen Anklängen. Ein christlicher Mann von tiefem Gemüthe, dem der Glaube als die Quelle der Erkenntniß galt, „hat Clemens in dem dreifach gegliederten Werke nach der Stufenfolge von Bekehrung, Zucht und freier Einsicht meist aus den Schätzen griechischer Weisheit das dem Christenthum Befreundete bunt zusammengetragen, das Feindselige im Gnosticismus bekämpft, Streitiges in der kirchlichen Sitte mit freisinniger Mäßigung entschieden und nur geistvoll anregend seine Ansichten angedeutet".

Origenes. 185—254. Des Clemens großer Schüler Origenes war in Alexandrien geboren. Als sein Vater Leonides unter Sept. Severus den Märtyrertod erlitt (S. 415), wurde der Sohn nur durch die Liebe und List der Mutter abgehalten, dessen Schicksal zu theilen. In seinem achtzehnten Lebensjahre zum Vorsteher der alexandrinischen Schule erhoben (203), widmete er sich mit solchem Eifer den Studien und dem Unterrichte, daß man ihn den „Stählernen" nannte; voll hochfliegenden Geistes und fester Willenskraft erwarb er sich die ganze Gelehrsamkeit seiner Vaterstadt und wurde ein „Schriftgelehrter für das Himmelreich". Mit dieser geistigen Anstrengung verband Origenes die größte Enthaltsamkeit und die strengste Zucht des Leibes. Trotz seiner Armuth verschmähte er die Belohnungen seiner Schüler und in kühner Schwärmerei soll er an sich selbst in buchstäblicher Auslegung der heiligen Schrift (Matth. 19, 12) den Akt der Entmannung vollzogen haben. Als Caracalla gegen die Schule von Alexandrien wüthete, zog sich Origenes nach Cäsarea in Palästina zurück, durch Lehre und Predigt für die Ausbreitung des Evangeliums wirkend. Die Kaiserin Julia Mamäa erfreute sich an den Gesprächen des berühmten Mannes, der, in die neuplatonische Philosophie eingeweiht, die Schätze griechischer Erkenntniß zur Verherrlichung des Christenthums anwendete, den Idealismus hellenischer Weltweisen mit den Lehren des Evangeliums verband, um auch die Klugen und Gebildeten für das Reich Gottes zu gewinnen. Seine unregelmäßige Weihe zum Presbyter zog ihm den Haß des auf sein Ansehen neidischen Bischofs Demetrius von Alexandrien zu. Als Irrlehrer verdächtigt wurde er von der alexandrinischen Kirche ausgeschlossen. Er kehrte nach Cäsarea zurück, wo er durch Wort und Schrift mit unermüdlicher Thätigkeit an dem wissenschaftlichen Ausbau der Kirche arbeitete. Nur vorübergehend verließ er diese Stadt, bald um den Gefahren der Verfolgung zu entgehen, bald um in benachbarten Ländern falschen Lehrmeinungen entgegenzutreten. Unter Decius gefoltert und mit Ketten beladen entging er dem Märtyrerthum nur durch den Tod des Kaisers. Bald darauf starb er zu Tyrus,

hochgefeiert von Mit- und Nachwelt, und gleich Plato der Schöpfer und Meister eines philosophisch-religiösen Idealismus, aber auf christlichem Boden, der Begründer einer Schule, aus der eine große Anzahl begeisterter Jünger hervorging, glänzende Lichter der Kirche.

Seine Schriften und seine Auslegungskunst.

Origenes war ein fruchtbarer Schriftsteller, der die alexandrinische Kritik und Auslegungskunst auf die heil. Schrift anwendend, alle Bücher der Bibel dem Verständnisse näher geführt hat, theils durch gelehrte Commentare, theils durch praktische Vorträge (Homilien). Von dem Glauben ausgehend, daß die heil. Schrift ein vom Geiste Gottes eingegebenes und erfülltes Ganze sei und somit alle Theile einen „Gottes würdigen" Sinn haben müßten, suchte er, wo der Wortsinn nicht genügend erschien, durch allegorische Deutung aus dem Buchstaben den verborgenen Geist zu entwickeln. Denn der geistige Organismus der Schrift habe wie der menschliche außer der leiblichen Hülle oder dem Wortsinn noch eine Seele, die moralische Bedeutung, und einen Geist, den mystischen oder allegorischen Sinn. Er war der erste, der das Ganze der christlichen Glaubenslehre in ein zusammenfassendes System gebracht, den Grund zur christlichen Dogmatik gelegt hat. Von seinem gründlichen Bibelstudium gibt die „Hexapla" Zeugniß, das große Werk, worin er die verschiedenen griechischen Uebersetzungen, mit dem hebräischen Urtexte verglichen, zusammengestellt hat. Manche seiner Schriften sind untergegangen; einige sind nur in lateinischer Uebersetzung und zum Theil nach dem später herrschend gewordenen Kirchenglauben umgestaltet auf uns gekommen. Trotzdem daß er noch dreihundert Jahre nach seinem Tode dem Banne der Kirche verfallen ist, hat Origenes den wahren Christenglauben standhaft und siegreich vertheidigt sowohl gegen Heiden wie Celsus (S. 408) als gegen Gnostiker und Irrlehrer. Der Glaube an die nahe Wiederkunft Christi und das tausendjährige Reich so wie die Lehre der sogenannten „Patripassianer" (S. 433) galten von seiner Zeit an als häretisch.

Der theologische Idealismus der Alexandriner.

Clemens und Origenes gaben dem Christenthum eine höhere wissenschaftliche Prägung, indem sie an der Hand griechischer Philosophie aus dem Thatsächlichen und Historischen die religiösen Ideen entwickelten, und bewahrten es zugleich vor den Ausschreitungen der Gnosis, indem sie den Flug der Speculation durch den Realismus der historischen Wahrheiten des Evangeliums, die Freiheit des Denkens durch die kirchliche Ueberlieferung beschränkten. Gott wird von Origenes über alles Menschliche und Endliche hinausgerückt und zu dem Zweck allen Stellen der heiligen Schrift, worin von Gott in menschlicher Weise gesprochen wird, durch allegorische Auslegung ein tieferer Sinn untergelegt; dabei faßt aber Origenes die Gottheit nicht als ein abstraktes, absolutes, über und außer der Welt stehendes Wesen; vielmehr als einen selbstbewußten Geist, der durch den Logos (vgl. S. 383 f.) die Welt geschaffen, aber auch ihn selbst in diese gesandt hat, um die Menschen zu erlösen und zu gotteswürdigen Wesen heranzubilden durch Befreiung der Seelen von den Banden der Materie oder des Bösen, in die sie einst vor dem gegenwärtigen Dasein durch eigene Schuld und freie Wahl aus ihrer himmlischen Existenz herabgestürzt seien. Dieser Logos oder „Sohn Gottes" ist bei Origenes die ewige göttliche Weisheit, die schon den Heiden in einzelnen Ausstrahlungen kund geworden, aber erst in Christus in ihrer vollen Verklärung sich offenbart habe. Durch den Opfertod Jesu auf Golgatha sei die Erlösung für das ganze Weltall, für alle Wesen im

Himmel und auf Erden vollbracht worden; das Ende der Dinge werde also in einer Rückführung alles Abgefallenen zur Gottheit bestehen, „damit Gott sei Alles in Allem", ein Zustand göttlicher Heiligung und Versöhnung, wo alles Böse verschwinden, gleichsam nach den Worten des Dichters „allen Sündern vergeben und die Hölle nicht mehr sein soll", wo die Seele sich frei zu Gott aufschwingen und in einem verklärten Leibe, in einem himmlischen Körper, in einem geistigen Sein fortleben werde in Ewigkeit. Aber wie der Fall sei auch die Erhebung der Seele ein Akt der Freiheit; die Gnadenmittel der Kirche seien dem Menschen fördernde Stützen der Reinigung, aber nur wirksam, wenn sie im Glauben empfangen würden; die Sacramente vermöchten nicht, dem Menschen ohne sein Zuthun das Göttliche mitzutheilen. Bei allem idealen Hinausstreben über das Positive und Historische hat Origenes doch die Linie echter Christenlehre nicht überschritten, ist nie ins Schwärmerische und Phantastische gerathen; aber seine Ansichten von Weltentwicklung, Auferstehung und Willensfreiheit waren so eigenthümlicher Art, streiften so nahe an heidnische Philosopheme, daß seine Rechtgläubigkeit schon zu seinen Lebzeiten von Gegnern eben so eifrig angefochten, wie von seinen Anhängern vertheidigt ward. Doch konnten seine Lehren vermöge ihrer Tiefe nie zum Volksglauben werden.

Der kirchliche Realismus in Karthago. Tertullian. 160—230. Wie die beiden Alexandriner die idealistische Seite des Christenthums ausbildeten und ihm die heidnische und gnostische Weltweisheit in ihren gesunden Elementen zu gewinnen trachteten, so vertrat der kühne **Tertullianus**, anfangs Redner und Sachwalter, dann in männlichem Alter zum Christenthum bekehrt, Presbyter der Kirche zu Karthago, die realistische und praktische Geistesrichtung. In die düstere, strenge Weltanschauung der Montanisten (S. 425) gebannt, bekämpfte er die griechische Weltbildung als die Mutter der Häresie und des Abfalls vom Evangelium, verfocht die positive Christenlehre in allen ihren Theilen als ein von Oben Gegebenes, göttlich Geoffenbartes, und setzte den Vernunftbedenken einen kühnen „Glaubenstrotz" entgegen. In so weit huldigte auch er der griechischen Philosophie, die er gründlich kannte, daß er in der Tiefe der Menschenseele ein Gottesbewußtsein annahm, das, wie sehr es auch manchmal entartet und von Leidenschaften umnachtet sei, doch wieder aus der Betäubung erwache. Zum vollen Bewußtsein des Göttlichen komme die Seele erst durch Christus, erst wenn sie durch den Eintritt in die Kirche zum neuen Leben wiedergeboren werde. Denn nur die Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen, „die auf dem von den Aposteln gelegten Grund ruhe und ihre Ueberlieferung rein bewahre", sei im Besitz der Wahrheit.

Lehren und Charakter. Tertullian war vor seinem Uebertritt zum Montanismus einer der kühnsten Vorfechter für die Macht der **katholischen Kirche**. Indem er aber mit unerbittlicher Strenge alle Häretiker verdammte, die ihre eigenen subjektiven Ansichten höher hielten als die Auslegungen und Satzungen der Kirche, suchte er zugleich diese selbst zu reinigen, damit sie auch in der That eine Gemeinschaft der Heiligen werde; als strenger Zucht-

meister eiferte er gegen die laxe Disciplin der römischen Kirche, die ihm schlimmer erschien als eine „Räuberhöhle". Kunst und Poesie fanden vor seiner rigoristischen Sittenstrenge keine Gnade, und das Theater nannte er ein Haus des Teufels. Der Christ sollte allen weltlichen Freuden absterben, nur Gott und seinem Worte leben; er sollte keine anderen Waffen führen als der Meister geführt, und zu keiner anderen Fahne schwören als zu der des Heilandes; er sollte keines anderen Heerführers Dienstmann sein und mithin den Kriegsdienst meiden. Dem Leben in freiwilliger Ehelosigkeit legte er große Heiligkeit bei, und eine geschlossene Ehe galt ihm für unauflöslich; selbst der Tod könne sie nicht trennen, daher sei eine zweite Ehe unerlaubt und dürfe von der Kirche nicht gestattet werden. Auch in seinen Glaubensansichten gibt Tertullian einen derben Realismus kund. Im Gegensatz zu der verfeinerten, geistig gesteigerten Gottesidee der Alexandriner nimmt Tertullian einen persönlich lebendigen Gott in Menschengestalt an und die Existenz der Seele ist ihm nur mit und in dem Körper denkbar; beide sind ihm wie zwei Geschwister verbunden. Und wie er für die Gegenwart eine Fortpflanzung der Seele mit dem Körper und somit eine Uebertragung der dem Menschengeschlecht anhaftenden „Erbsünde" lehrte, so für die Zukunft eine Auferstehung des Leibes. So nahm bei Tertullian alles Göttliche eine plastische Gestalt an; „die abstrakte Idee genügte ihm nicht, er liebte das Concrete, das Faßbare, das Compacte". Ein fruchtbarer Schriftsteller hat Tertullian aus afrikanischem Latein (S. 368) dem Christenthum eine Literatur errungen, „in welcher geistreiche Rhetorik, wilde Phantasie, grobsinnliches Auffassen des Idealen, tiefes Gefühl und juridische Verstandesansicht mit einander kämpfen". Seinem tiefen und fruchtbaren Geist fehlte Anmuth, Harmonie und die „Zucht der besonnenen Selbstbeherrschung". Aber er ist wohl der originellste, jedenfalls der unterhaltendste aller Kirchenväter.

Tertullian's Landsmann und Schüler war der schon erwähnte Cyprian. Cyprian. 200–258
Einer angesehenen Familie entstammt und in heidnischer Wissenschaft erzogen trat er aus eigenem Antrieb zum Christenthum über und bereitete sich, den größten Theil seines ansehnlichen Vermögens der Armen- und Krankenpflege widmend, durch strenge Bußübungen für den geistlichen Stand vor. Zum Presbyter geweiht nahm er die ihm durch Volkswahl angetragene Bischofswürde nach einigem Bedenken und Sträuben an, lud aber dadurch den Neid und die Unzufriedenheit der älteren Amtsgenossen auf sich; und wenn er auch anfangs sich Mühe gab, sie durch Beiziehung zu allen Berathungen und Beschlußfassungen zu versöhnen, so durchbrach doch bald seine energische herrschsüchtige Natur die Schranken der Schonung. Ein Kirchenfürst im vollen Sinne trat er mit strenger Kirchenzucht dem schlaffen und ungebundenen Leben, das in dem reichen herrlichen Lande unter den Wirkungen eines langen Friedens in allen Ständen eingerissen war, scharf und rücksichtslos entgegen. Erweckte er sich schon dadurch viele Gegner, die ihre Stimme laut wider ihn erhoben, so wuchs die Zahl seiner Widersacher und das Gewicht ihrer Vorwürfe, als derselbe Mann, der sich der decischen Verfolgung durch die Flucht entzogen, nach hergestellter Sicherheit die Kirchengesetze in ihrer ganzen Strenge wider die „Gefallenen" in Anwendung brachte, behauptend, zu fliehen sei erlaubt, nicht aber den Glauben zu verleugnen. Selbst die Fürbitten der „Bekenner" (Confessoren),

welche in den Tagen der Drangsal Verfolgung und Gefangenschaft erduldet, blieben lange wirkungslos.

Ein Streiter für das bischöfliche Kirchenregiment.

Diese Strenge benutzten seine Gegner, um unter diesem Vorwand die Macht des Bischofs zu brechen; einige derselben, an ihrer Spitze der Presbyter Novatus, trieben es zum offenen Abfall. Aber der leidenschaftliche Eifer und die unlauteren Motive der Gegner verschafften dem Bischof neues Ansehen. Während Novatus mit seinem Anhang nach Rom flüchtete und dort trotz direct entgegenstehender Grundsätze in Beziehung auf Kirchenzucht in Verbindung mit der gleichfalls gegenbischöflichen Partei des Novatianus trat, versöhnte Cyprian durch seine Hingebung und werkthätige Liebe bei Gelegenheit einer Pest die Gemüther und erwarb sich aufs Neue volles Vertrauen. Die sieben Jahre, die er bis zu seinem erwähnten Märtyrertod noch in Karthago verlebte, waren der Begründung der Kirchengewalt und der Bischofswürde gewidmet. Hatte er in Novatus die demokratischen Ansprüche der Presbyter bekämpft, so widersetzte er sich in einem Streit über die Ketzertaufe den Uebergriffen Roms, indem er dem dortigen Bischof, der aus Gründen des Herkommens die Gültigkeit der von Häretikern vollzogenen Taufhandlung rechtfertigte, den Satz entgegenstellte, daß die Wahrheit nicht aus der Gewohnheit, sondern aus vernünftiger Ueberlegung zu erkennen sei, und die Bischöfe Asiens und Afrikas zu einem verwerfenden Beschluß gegen Rom bewog. Dennoch hat sich die römische Observanz bis zur Stunde erhalten. Aber der Widerstreit hat die Kirche nicht gehindert, den afrikanischen Märtyrer unter ihre Heiligen zu zählen. Cyprian war ein mächtiger Kämpe für die „Einheit der Kirche" unter bischöflichem Regiment. Diese kirchliche Einheit und Allgemeinheit durch Wort und That zu begründen war die Aufgabe seines Lebens. Abtrünnige und Häretiker waren ihm gleich der Rotte Korah. Aber je mehr er die sichtbare Kirche unter Streit und Widerwärtigkeiten ringen sah, desto sehnsüchtiger richtete er seinen Blick und seine Hoffnung auf die triumphirende Kirche im Himmel und auf das selige Leben im Jenseits.

Ausbildung der altkatholischen Kirche. 1. In den Glaubensbegriffen.

Die Glaubenssysteme, die aus der Verbindung christlicher Lehren und philosophischer Speculationen hervorgingen und von dem christlichen Gesammtbewußtsein als „Häresien" ausgestoßen wurden, sind doch auch nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung der Kirchenlehre und Kirchenverfassung geblieben. Das einfache Taufbekenntniß, daß Christus der von den Propheten verheißene Messias sei, der Sohn Gottes und der Heiland der Welt, wurde allmählich zu einer leicht zu behaltenden Formel erweitert, daraus sich mit der Zeit das sogenannte „apostolische Symbolum" entwickelte, welches den Glauben an Gott Vater, Sohn und Geist, an Sündenvergebung und Auferstehung zum Gericht als Vorbedingung der Aufnahme in die christliche Gemeinschaft aufstellte: eine „Glaubensregel", die in Verbindung mit der lebendigen Tradition und den zum Kanon vereinigten heil. Schriften das christliche Bewußtsein des Zeitalters im erkennbaren Gegensatze zu anderen Meinungen aussprach. Und da die meisten Irrlehren das Geheimniß der Menschwerdung Gottes, den Begriff des Logos und das Verhältniß des Sohnes zum Vater zum Ausgang hatten, so bildete sich frühzeitig als Damm gegen häretische Richtungen, die entweder Jesus nur für einen Menschen hielten, wenn auch durch den heil. Geist von der

Jungfrau geboren und zum Herrn der Kirche erhoben, oder an der Hand griechischer Begriffsentwickelung im Fleisch gewordenen Logos eine Emanation der göttlichen Ursubstanz erblickten und somit die Gottheit selbst in die Endlichkeit zogen, die Lehre von der Dreieinigkeit aus, daß der unsichtbare ewige Gott und Vater sich menschlich geoffenbart habe in der Person Jesu Christi seines Sohnes, und von nun an in den Gläubigen wohne und wirke als heiliger Geist."

Die Monarchianer.

Zufolge dieses Dogmas sollten, wie zuerst der römische Bischof Dionysios in der Mitte des 3. Jahrh. lehrte, Vater und Sohn von gleichem Wesen, zwei gleichewige Personen sein. Aber erst in der mit Constantin anhebenden Periode wurde diese Auffassung von der ganzen Kirche angenommen und auch die den heiligen Geist betreffende Consequenz gezogen. Die vorher verbreitetste und populärste Anschauung vom Verhältnisse des Vaters zum Sohne war im Grunde diejenige der Monarchianer gewesen. Praxeas, unter Marc Aurel ein standhafter Bekenner, kam von Kleinasien nach Rom, um die Anerkennung der Montanisten zu hintertreiben und lehrte, daß der Vater im Sohn Fleisch geworden, somit Gott und Christus nur Ein Begriff seien. Da er und seine Anhänger diese, an sich noch unanstößig erscheinende, Identitätslehre so folgerichtig durchführten, daß sie sogar den Vater im Sohne leiden ließen, so erhielten sie den Namen „Patripassianer". Neben Noetus nud dem römischen Bischof Kallistus (Calixt I.) war der bedeutendste Vertreter der monarchianischen Richtung Sabellius, Presbyter von Ptolemais um die Mitte des 3. Jahrhunderts. Nach ihm sind Vater, Sohn und Geist die verschiedenen Offenbarungsformen (Prosopa) der höchsten Einheit (Monas), die sich in einem fortgehenden Entwicklungsprozeß als Trias in der Weltgeschichte entfaltet. Einige Zeit blieb diese Ansicht unangefochten; aber bald wurden auch die Sabellianer, weil sie den persönlichen Unterschied zwischen dem Vater und dem Sohne aufhoben, als Häretiker ausgeschieden. Als Paulus von Samosata, seit 260 Bischof von Antiochien, die verschiedenen Ansichten der Monarchianer zu vereinigen suchte durch die Lehre, „daß Jesus durch den heil. Geist als Mensch erzeugt sei, mit welchem sich der göttliche, nun erst persönlich gewordene Logos eigenthümlich verbunden habe", wurde er auf einer Synode zu Antiochien durch die syrischen Bischöfe abgesetzt. 269.
Da aber Paulus, ein wegen seiner hohen Stellung am Hofe der morgenländischen Königin Zenobia von Palmyra bei den römischen Christen übel berüchtigter Prälat, sich weigerte, den Kirchensitz zu räumen, so überwies der heidnische Kaiser Aurelian den Streit dem Bischof von Rom, der im Sinne der Synode entschied.

Neben der Natur Christi bildete auch das Verhältniß der Menschenseele zur Gottheit und zur Welt ein Problem, das die alte Kirche gegen überkühne Speculationen schützen zu müssen glaubte. Wenn Origenes nach Plato's Vorbild der Seele eine vom Körper unabhängige Existenz zuschrieb, Tertullian dagegen eine natürliche Fortpflanzung derselben annahm, so begnügte sich die Kirche selbst mit dem Glaubenssatz, der Mensch sei nach Gottes Bilde geschaffen und ein freies, zur Theilnahme an der göttlichen Unvergänglichkeit berufenes Wesen, ohne in die Ergründung dieses unerforschlichen Geheimnisses tiefer einzudringen; unter allen Umständen aber hielt man während dieser Periode noch den Glauben an den freien Willen und die sittliche Selbstbestimmungsfähigkeit des Menschen aufrecht. Diese Freiheit aber war in Gefahr, durch die Dämonen — denn nach dem Glauben der alten Kirche stand der Mensch fortwährend unter dem Einfluß guter und böser Geister — auf Irrwege geführt zu werden, wenn nicht die

Gnade Gottes ihr zu Hülfe kam und die sittliche Kraft des Menschen stärkte. Wo aber diese göttliche Mitwirkung sich mit der menschlichen Willensthätigkeit zum kräftigen Widerstand vereinigt, da wird die Gewalt des bösen Feindes sicher überwunden. Denn seine Macht gilt als im Grundsatze durch Christus gebrochen. Auch über die Auferstehung wurde erst seit dem 4. Jahrhundert die realistische Auffassung eines Tertullian der mehr geistigen des Origenes vorgezogen und die „Auferstehung des Fleisches" zum Dogma erhoben.

2. Kanon und Tradition. So lange der christliche Glaube nur auf dem mündlich fortgepflanzten „Worte Gottes" beruhte, war er stets in Gefahr von dem Strudel subjektiver Auffassungen und Ausdeutungen fortgerissen zu werden. Und wer bürgte überhaupt dafür, daß nicht fremdartige Lehrmeinungen und Vorstellungen durch die dehnbare Ueberlieferung sich in die Christenlehre eindrängten und sie entstellten? Man war daher frühzeitig bedacht, die vorhandenen Evangelien und die Sendschreiben der Apostel zu sammeln und ihnen durch Vervielfältigung eine große Verbreitung zu geben, mithin der Erblehre oder „Tradition", die in ungeschwächtem Ansehen bestehen blieb, einen festen „Kanon" zur Grundlage zu geben, die Freiheit der mündlichen Lehre durch die Gebundenheit an die Schrift, das subjektive Urtheil des Einzelnen durch den Halt, welchen es an der Glaubensregel der Gesammtheit finden sollte, zu begrenzen.

3. Kirchenverfassung. Nicht blos für die Entwicklung der Kirchenlehre waren die Lehrmeinungen der Häretiker von großem Einfluß; in noch höherem Grade wirkten sie auf die Ausbildung der Kirchenverfassung ein. Wir haben früher gesehen, daß die ersten von den Aposteln gegründeten Gemeinden in brüderlicher Gleichheit lebten, daß der Begriff eines allgemeinen Priesterthums aller Christen vorwaltete und Jeder der Gemeinde mit der Gabe diente, die ihm der Herr verliehen, daß also eine demokratische Gesellschaftsverfassung die Gläubigen vereinigte und nur um der Ordnung willen einige aus ihrer Mitte zu Aeltesten (Presbytern), andere zu Helfern (Diakonen) durch allgemeine Wahl eingesetzt wurden. Andere Aemter, wie das eines Vorlesers (Lector), der die heiligen Schriften aufbewahrte und in der zur Andacht versammelten Gemeinde vorlas, wie das der Exorcisten, die bei der Taufe Gebetsformeln aussprachen, wodurch die bösen Geister gebannt werden sollten; wie die Akoluthen und Thürhüter, welche die geringeren Kirchendienste versahen, wurden im Laufe der Zeit durch die wachsenden Bedürfnisse geschaffen. Die Aeltesten wurden auch „Aufseher" (Episkopen oder Bischöfe) genannt, ohne daß zwischen beiden Benennungen ein Unterschied zu erkennen wäre; es waren zwei Namen für dasselbe „Amt"; je nachdem man sie als die Häupter und Vertreter der Gemeinde oder als die das Ganze überwachenden Aufseher betrachtete, wurden sie mit dem einen oder anderen Namen belegt. Die Presbyter oder Bischöfe hatten die Aufsicht über die Sitten, die Leitung des Gottesdienstes und die Besorgung der äußeren Angelegenheiten der Gemeinde, die Diakonen, gewöhnlich sieben an Zahl, und ihre Gehülfen, die

Subdiakonen, standen der Verwaltung des Gemeindevermögens, der Armen- und Krankenpflege vor, wobei sie von Frauen, Diakonissen, unterstützt wurden. Jede Gemeinde bildete ein abgeschlossenes Ganze; kein anderes Band als der gleiche Glaube und die gleiche Liebe zum Heiland umschloß die Glieder der großen Gemeinschaft. — Aber dieser lockere Gemeindeverband setzte die junge Kirche der Gefahr aus, durch die häretischen Lehren in die Verwilderung heidnischer Religionsformen hineingerissen oder in Verfolgungszeiten ganz auseinander gesprengt zu werden. Es war daher ein Gebot der Selbsterhaltung, daß die Kirche innerlich und äußerlich ein Einheitsprinzip durchführte. Dieses glaubte man am besten zu erreichen, wenn man bei den ansehnlicheren Gemeinden auf die Gründung zurückging und das religiöse Leben, wie es sich in Lehre, Sitte und Cultusformen entwickelt hatte, als apostolische Einrichtung, als unantastbaren, von den Stiftern geerbten Besitzstand darstellte. Führte dieses Verfahren innerlich zur Festsetzung gemeingültiger Glaubenslehren vermittelst Tradition und Kanon, zu einem die Gesammtheit oder doch die bedeutende Mehrheit der Christenwelt umfassenden kirchlichen Lehrbegriff, der im Gegensatz zu den Häretikern, die ihre selbstgemachte oder selbstgewählte Wahrheit höher achteten, als die objektive Wahrheit der katholischen Lehre, als die von den Aposteln den ersten Bischöfen mündlich übergebene, von diesen unverfälscht auf ihre Nachfolger fortgepflanzte, allgemeine (d. h. katholische) Kirchenlehre gelten konnte, so brachte es äußerlich die Vortheile eines von den Aposteln in ununterbrochener Reihenfolge hergeleiteten Kirchenregiments, eines Oberhaupts und Gemeindevorstehers mit sich, der als Nachfolger des apostolischen Stifters im Besitze aller der himmlischen Gaben sei, die der Stifter einst über die Kirche ausgegossen.

Dieser Auffassung kamen die Zeitverhältnisse zu statten. Die Mehrung der Gläubigen machte die Gründung neuer Gemeinden theils in derselben Stadt, theils in der Umgegend nothwendig. Damit nun die Tochterkirche der Mutterkirche, das Abbild dem Urbilde, vollkommen gleich sei, hielt man sich an das durch Tradition überlieferte Verfahren, so daß ein an Alter, Würde und Ansehen besonders hervorragender Presbyter gleichsam als Stellvertreter und Nachfolger des Apostels bei der Errichtung der neuen Gemeinden thätig war und auch in der Folge als deren „Aufseher" eine gewisse Autorität übte. Dieses Aufseheramt erstreckte sich sowohl über die äußere kirchliche Ordnung, über Gottesdienst und Verwaltung der Gnadenmittel, der Taufe und des Abendmahles, als über die Reinheit der Lehre gegenüber den häretischen Sondermeinungen; und seine Ansprüche auf Rechtgläubigkeit gründeten sich vorzugsweise auf ererbte Tradition und die angebliche apostolische Succession. Man bildete den Glauben aus, jeder Apostel habe bei der Pflanzung einer Gemeinde einen der Aeltesten zum Aufseher und Vorsteher eingesetzt und ihn durch Mittheilung des heiligen Geistes mittelst Auflegen der Hände zu seinem Nachfolger geweiht, ein Verfahren, das dieser wieder vor seinem Tode an einem anderen Nachfolger beobachtet habe. Diese Ansicht von der Uebertragung des heiligen Geistes in ununterbrochener Reihenfolge durch geweihte Hände von den Tagen der unmittelbaren Jünger Jesu war für die Bestreitung häretischer Lehren von zu großem Gewichte, als daß nicht die Kirche frühe sich derselben hätte bemächtigen sollen, um durch den Charakter der Einheit und Allgemeinheit (Katholicität) sich zu schirmen

Der Episkopat.

Die ignatianischen Briefe und die Clementinen.

und zu stärken. Schon in den Briefen, die dem **Ignatius** von Antiochien zugeschrieben werden, stehen die „Bischöfe“ entschieden über den Presbytern und erscheinen die Gemeinden in ihrem geistlichen Leben ganz von ihnen abhängig; allein gerade die Wichtigkeit so alter Zeugnisse für eine der kirchlichen Hierarchie späterer Zeit so günstige Einrichtung machte von jeher die Echtheit verdächtig; und wie viele Beweise die traditionelle Theologie für alle oder einzelne ins Feld geführt hat, von „Pseudo-Ignatius“ spricht man dermalen doch so ziemlich mit demselben Rechte, wie von „Pseudo-Clemens“, d. h. dem Verfasser der oben (S. 419) erwähnten Clementinen. Ihr Zusammentreffen in dem entscheidenden Grundgedanken, „daß es für den Einzelnen wie für das Ganze kein anderes Heil gebe, als in der zum Bischof, zu Christus, zu Gott aufsteigenden Einheit, daß man, sobald man von dieser Einheit lasse, allen Gefahren der Irrlehre und Sünde, der traurigsten Getheiltheit und Zerrissenheit preisgegeben sei“, ist um so merkwürdiger, als der eine ebenso entschieden der paulinischen Richtung angehört, wie der andere, als angeblicher Nachfolger des Petrus, sich zur judenchristlichen Auffassung bekennt.

Der Grundgedanke aller auf den Episkopat sich beziehenden ignatianischen Briefe, bemerkt **Baur**, ist folgender: „Die Bischöfe sind die Repräsentanten und die Organe der kirchlichen Einheit wesentlich in so fern, als sie dem specifischen Charakter des Episkopats gemäß die unmittelbaren Repräsentanten, Bevollmächtigte und Organe Gottes und Christi sind. In ihnen hat sich Christus, so zu sagen, vervielfältigt, in ihnen hat er sich innerhalb des Bereichs der Christenheit eine sinnlich wahrnehmbare Allgegenwart gegeben. In allen Gemeinden ist er es wesentlich, der durch das Organ des Bischofs handelt und die Lebensbewegung leitet. An der Spitze jeder einzelnen Gemeinde steht also wesentlich Einer und Derselbe, wenngleich mittelst individuell verschiedener Repräsentanten und Organe. Und somit sind denn freilich alle einzelnen Gemeinden unter einander zur durchgreifendsten Einheit verbunden, aber schlechthin nur unter der Bedingung, daß jede sich organisch an ihren Bischof anschließt.“ In den „**Homilien**“ werden die Grundsätze des gleichen Systems folgendermaßen entwickelt: „Die Kirche wird mit einem Schiffe verglichen, das im heftigsten Sturm Menschen aus den verschiedensten Gegenden trägt, dessen Herr Gott, dessen Lenker Christus, dessen Vorruderer der Bischof, dessen Passagiere die große Menge der Christen sind und das endlich zu dem ersehnten Hafen der ewigen Glückseligkeit hinführt. Vor Allem ist daher nothwendig, daß die Kirche eine wohlgeordnete Verfassung habe. Dies kann nur dadurch geschehen, daß Einer herrscht. Denn die Ursache der vielen Kriege liegt darin, daß es viele Könige gibt; wenn nur einer herrschte, so würde ewiger Friede auf Erden sein. Deshalb hat Gott Einen zum Herrscher derer eingesetzt, welche des ewigen Lebens gewürdigt werden, Christus. So ist zwar Christus der Herr der Kirche, aber seine Stelle muß auch sichtbar vertreten werden. Dies geschieht durch den Bischof. Der Bischof nimmt die Stelle Christi ein, wer sich gegen ihn vergeht, sündigt gegen Christus, die ihm erwiesene Ehre wird Christo erwiesen, er hat Macht zu lösen und zu binden. Von der Verbindung mit ihm hängt die Seligkeit ab, durch ihn wird der Einzelne zu Christus und von Christus zu Gott geführt; wer daher dem Bischof Gehorsam beweist, wird die Seligkeit erlangen, wer nicht, von Gott bestraft werden. Die Pflicht des Bischofs ist dagegen, nicht tyrannisch zu befehlen, wie die Fürsten den Heiden, sondern wie ein Vater die Beleidigten zu schützen, wie ein Arzt die Kranken zu besuchen, wie ein Hirt seine Gemeinde zu bewachen, mit einem Worte, für Aller Heil zu sorgen. Mit irdischen Geschäften darf er sich nicht befassen, diese kommen den Laien zu, seine ganze Sorge muß auf die himmlischen Dinge gerichtet sein, er hat über das Heil Aller zu wachen, ganz besonders kommt ihm die Aufsicht über die Reinerhaltung der Lehre zu. Wie an den Bischof die Presbyter und an diese die Diakonen sich anschließen, so ist der Mittelpunkt der ganzen Gemeinschaft der Bischof von Jerusalem, als Oberbischof, welchem daher vorzugsweise die Aufsicht über die Reinerhaltung der Lehre in der

ganzen Kirche zukommt, und der dann selbst Petrus beständig von seiner Wirksamkeit Rechenschaft zu geben hat."

Mit dem Episkopat, welcher in dem jüdischen Hohepriester von Jerusalem wie in dem Oberpontifex in Rom ein förderndes Vorbild hatte, rückten auch die Presbyter vor. Schon der Umstand, daß bei der zunehmenden Lehrentwicklung größere Kenntnisse zur Leitung des Religionsunterrichts nothwendig wurden, die nur durch längere Studien erworben werden konnten, so wie die bei der Zunahme der Gemeinden sich mehrenden Geschäfte führten zu einem Prieſterſtand, dem die Besorgung der religiösen und kirchlichen Angelegenheiten Lebensberuf sein mußte, dem vor allen Dingen das „Hirtenamt", die Seelsorge, oblag. So kam schon im 2. Jahrhundert die Vorstellung eines Priesterthums auf, als eines Mittleramtes zwischen Christus und der Gemeinde, dem kirchliche Rede und heilige Handlung als Vorrechte zuständen; doch blieb das Priesterthum aller Christen noch in „idealer Geltung", und die Gemeinde übte noch immer die Besetzung der Kirchenämter in ihrer dreifachen Abstufung als Bischöfe, Presbyter (Priester) und Diakonen durch freie Wahl. Erst im Kampfe gegen die Gnostiker und Montanisten gelangte die Idee von einem geistlichen Stande, der durch priesterliche Weihe oder Ordination der Inhaber und Verwalter göttlicher Gnadenmittel sei, zu ihrer vollen Entwicklung, so daß sich die kirchlichen Beamten, an ihrer Spitze die Bischöfe, als „auserwählter Stand", Klerus, dem „Volke" oder Laien gegenüberstellten. Damit hielt die Ausbildung der „katholischen" Kirche gleichen Schritt. Daß besonders im Abendland dieser hierarchische Charakter der alten Kirche zur Erscheinung kam, lag theils in den gesteigerten Ansprüchen der römischen Gemeinde, welche die Bedeutung Roms als Hauptstadt der Welt auf ihre Kirche und deren Vorstand übertrug, theils in der hierokratischen Energie des „Kirchenfürsten" Cyprian von Karthago. Durch ihn wurde die Episkopatsidee in ihrer Folgerichtigkeit ausgebildet und verwirklicht.

Klerus und Laien.

Nach Cyprian's Auffassung war es der Episkopat, „in welchem erst die christliche Kirche das Bewußtsein ihrer im Glauben an Christus begründeten Einheit und in diesem Bewußtsein die Macht einer alle Häresien und Spaltungen überwindenden, über alles Particuläre übergreifenden, alles Extreme abschneidenden, alles Verwandte einigenden katholischen Kirche und eben damit auch den festen Bestand einer geschichtlichen Existenz gewann". Auf die Bischöfe dachte er sich Alles übergegangen, was Christus selbst den Aposteln als ihren höchsten Vorzug ertheilt hatte. „Sie sind vorzugsweise die Träger und Inhaber des der Kirche immanenten göttlichen Geistes, und wie Christus den Aposteln mit der Ertheilung seines Geistes auch die Vollmacht der Vergebung der Sünden verliehen hat, so ist auch bei den Bischöfen dieses Recht, als die höchste der Kirche verliehene Gewalt, an den Besitz des Geistes geknüpft." Die später zur Ausbildung gekommene Lehre von der „Schlüsselgewalt" war die folgerichtige Durchführung dieser Idee.

Die Hierarchie

Je mehr aber der Episkopat sich als das „Bewußtsein der Kirche" hinstellte, desto mehr trat der ganze Klerus als bevorzugter Stand dem Volke gegenüber, desto mehr gestaltete sich das Priesterthum zum geistlichen Mittler-

amt, desto mehr gingen die Rechte der Gemeinde an die priesterliche Hierarchie über, bis zuletzt die Presbyter und Diakonen von den Bischöfen eingesetzt und zu ihrem Amte geweiht wurden und die Geistlichen der Landgemeinden in ein untergeordnetes Verhältniß zu dem Bischof der Stadt, dem Oberhaupte des Sprengels oder der Diöcese traten, so wie dieser seinerseits wieder dem Bischof der Provinzial-Hauptstadt, der den Namen Metropolite oder Erzbischof führte, untergeben war. Hatte anfangs Jerusalem vermöge seines heiligen Charakters das höchste Ansehen, so trat nach der Zerstörung dieser Stadt Rom an die erste Stelle, theils wegen seiner politischen Bedeutung, theils weil die Gründung der römischen Kirche auf den „Apostelfürsten“ Petrus zurückgeführt ward. Doch fanden die Ansprüche des römischen Bischofstuhles auf den ersten Rang nur im Abendlande Geltung, und selbst da nicht ohne mannichfachen Widerspruch (s. unten); im Morgenlande erfreuten sich Antiochia und Ephesus, die alten „Apostelsitze“, des größten Ansehens, neben welche dann im 3 und 4. Jahrhundert Alexandrien und Konstantinopel in die erste Linie traten, jenes wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung, dieses wegen seines politischen Ranges als neue Hauptstadt des Reiches.

Synoden. Das Streben nach kirchlicher Einheit gegenüber den Irrlehren der Häretiker führte naturgemäß zu den Synoden und zur Begründung einer kirchlichen Disciplin nach festen Normen. Es war natürlich und nothwendig, daß die Vertreter der katholischen Kirche sich über Lehre, Kirchenrecht und christliche Lebensordnung durch gemeinsame Berathung verständigten und gemeingültige Beschlüsse faßten. So lange die Christen unter dem Druck und Argwohn der Heiden standen, konnten keine größeren Versammlungen abgehalten werden. Die ersten Synoden beschränkten sich daher auf kleinere Kreise. Solche fanden am Ende des 2. und zu Anfang des 3. Jahrhunderts in Kleinasien statt, als es galt den montanistischen Streitigkeiten mit einem einmüthigen Beschluß entgegenzutreten und eine feste Ordnung über die Osterfeier aufzustellen. Aber erst mit der Ausbildung des Episkopalsystems erhielten die Synoden, auf welchen die Metropoliten mit ihren Landesbischöfen über alle kirchliche Angelegenheiten gemeingültige Beschlüsse faßten, ihre volle Bedeutung. Der heilige Geist, der nach dieser Kirchenlehre jedem einzelnen Bischof inwohnte, mußte in seiner vollen Erscheinung in den allgemeinen Versammlungen („ökumenischen Synoden oder Concilien“) thätig sein. Denn „wie schon die von den Aposteln zu Jerusalem gehaltene Versammlung ihren Beschluß im Namen des heil. Geistes erließ (Apostelg. 15, 28) und in der Folge auch Provinzial-Synoden derselben Formel sich bedienten, so mußten um so mehr die auf einer ökumenischen Synode versammelten Bischöfe in ihrer Gesammtheit dafür gelten, daß durch sie unter der Einwirkung des heil. Geistes der Wille Gottes sich offenbare“. Die ökumenischen Synoden, die übrigens erst unter den christlichen Kaisern vorkommen, übten daher die gesetzgebende Gewalt und bestimmten das Kirchen-

recht und bei streitigen Glaubenslehren (Dogmen) galten die von der Mehrzahl gebilligten, gewöhnlich von allen Extremen entfernten Beschlüsse als die allgemeine (katholische) Kirchenlehre, während die Ansicht der Minderzahl als Irrlehre (Häresie oder Ketzerei) angesehen ward, deren Bekenner, wenn sie sich nicht der Majorität unterwarfen und durch Kirchenbuße ihre Reue bezeugten, aus der Gemeinschaft ausgeschlossen wurden und gewöhnlich als verachtete oder gedrückte Sekte verkümmerten.

Excommunication und Buße.

Für die Wiederaufnahme aller derer, die sowohl wegen falscher Lehrmeinungen als wegen anderer Sünden und Vergehen durch den Bann (Excommunication) als Unwürdige oder Abtrünnige von der Gemeinschaft ausgestoßen wurden, bildeten sich verschiedene Ordnungen der Kirchenzucht. Erst nach einer Reihe demüthiger Bußhandlungen konnten sie die Absolution und Wiederaufnahme erlangen. „Die Macht eines aufgeregten Gewissens und der Schrecken einer Verstoßung aus der alleinseligmachenden Kirche bewegte zur Uebernahme selbst der furchtbarsten Bußen. Denn der Unterschied einer Verstoßung vor Gott und aus der Kirche konnte nur selten zum Bewußtsein kommen.“ In Zeiten der Verfolgung machte die Menge der Abtrünnigen und reuig Wiederkehrenden eine Milderung der Kirchenstrafen rathsam, die dann auch von den Gemeinden und Bischöfen, oft auf die Fürbitte der standhaften Bekenner und geretteten Märtyrer, gewährt ward.

Resultat.

Auf diese Weise wurde in den drei ersten Jahrhunderten eine amtliche Priestermacht gegründet, welche der Gemeinde ihre kirchliche Autonomie und Selbstthätigkeit raubte und dem levitischen Geist, dem heidnischen und jüdischen Priesterstolz, dem Jesus so entschieden entgegengetreten war, von Neuem Zugang in das Heiligthum der Religion verschaffte. Die Kirche verlor ihre feste Grundlage in der Gemeinde der Gläubigen, und indem sie sich von dem „Volke“ absonderte, erhob sie sich als eine priesterliche und bischöfliche Anstalt, die den Grundsatz aufstellte, daß sie das Heil allein zu verwalten, zu spenden oder zu versagen habe, je nachdem sie Gehorsam fände oder nicht, die mit ihren Satzungen die Lehre, die Ordnungen des Lebens und der Gottesdienste festsetzte, die das Evangelium von Christus unter ihre Auslegung und Obhut stellte, die jeden Widerspruch gegen ihre Beschlüsse als Ketzerei bannte und verfolgte, und die bald an dem Rest der Heiden die traurige Vergeltung der Verfolgung übte.

Die Anfänge des Klosterwesens.

Während auf diese Weise die Kirche an ihrem inneren Ausbau rüstig arbeitete, zeigten sich die ersten Keime der religiösen Lebensformen, denen sie in der Folge ihren Sieg über die Welt vorzugsweise zu danken hatte. Der Hang zur Weltentsagung und zum contemplativen Einsiedlerleben, der morgenländischen Natur tief innewohnend, erhielt durch das Christenthum einen neuen Impuls. Im Gegensatz wider die sinnlichen und geistigen Freuden des Heidenthums kam eine ernste und düstere Weltanschauung auf. „Die Erde wurde ein Jammerthal und das Heimweh nach einer anderen Welt das vorherrschende Gefühl der edelsten Gemüther.“ Die passiven Tugenden des Duldens und Ertragens, der Todesverachtung und der Feindesliebe waren die Merkmale, daran

man die Jünger Jesu erkannte. Die strengen Sittengebote eines Tertullian und Cyprian, die selbst die schuldlosen Freuden der Welt, selbst die Genüsse der Kunst und Wissenschaft als unheilig verwarfen, kamen der Richtung des Zeitalters und dem angebornen Hang zur freiwilligen Entsagung entgegen. Man enthielt sich des Weins, der Fleischspeisen, der gesellschaftlichen Genüsse; die Enkratiten gebrauchten sogar beim Abendmahle nur Wasser. Vor Allem aber galten Gelübde ewiger Keuschheit für verdienstlich. In den Tagen der Verfolgung trat diese Sittenstrenge besonders lebhaft hervor und steigerte sich in einzelnen erregbaren Gemüthern bis zur Weltflucht und Asketik.

Paulus. 235—340. Dem Mönchswesen Aehnliches findet sich schon in der vorchristlichen Zeit bei den Völkern des Orients, namentlich auch in Aegypten, von wo das christliche Mönchsthum ausgegangen ist. Schon seit Ende des vierten Jahrhunderts entstand eine zum Theil geradezu romanhafte Mönchs- und Klosterliteratur. Ihr zufolge würde es sich mit der Entstehung des Mönchswesens handeln wie folgt: Schon unter Decius floh Paulus in die thebaische Wüste und wohnte 90 Jahre lang in einer Felsenhöhle neben einer frischen Quelle und einem Palmbaum, der ihm Schatten, Nahrung und Antonius. 251—356. Kleidung ab. Ein gleiches Einsiedlerleben wählte der junge Aegypter Antonius. Durch den frühen Tod seiner Eltern reich und unabhängig vernahm er einst an heiliger Stätte die Worte des Evangeliums vom reichen Jüngling (Luc. 18, 22). Er glaubte darin die Stimme Gottes zu erkennen und faßte einen neuen Lebensplan. Ebenso willenskräftig als glaubensstark schenkte er, 20 Jahre alt, sein Vermögen den Armen und ging, in ein härenes Gewand gehüllt, in die Wüste. Zuerst nahm er seinen Aufenthalt in einem Grabmal, dann zog er sich in das verlassene Gemäuer eines halbverfallenen Castells im Gebirge zurück, wo er, von seinen Freunden halbjährig mit Brot versehen, einen schweren Kampf kämpfte sowohl gegen sich als gegen den bösen Feind, der ihn unter allerlei Gestalten versuchte. Als die letzte Christenverfolgung hereinbrach, verließ er seine Einsamkeit. Mit Erstaunen erblickten die Alexandriner den Mann der Wüste in ihren Mauern. Er diente den Gefangenen mit Hülfe und Zuspruch, stärkte die Bekenner vor Gericht und kehrte dann nach der Wüste zurück, begleitet von vielen Jüngern und Verehrern, die gleich ihm das Leben der Armuth und Enthaltsamkeit wählten. Er selbst durchwachte ganze Nächte, aß nur Brot und Salz, „oft erst am dritten Tag und verschämt, daß ein unsterblicher Geist dies bedürfe". Ein „Arzt Aegyptens im Leiblichen und Geistlichen" heilte er die Kranken, tröstete er die Leidenden und Bekümmerten, versöhnte er die Zürnenden. Nachdem er den Paulus auf seinem Sterbelager besucht, zog er sich noch tiefer in die Wüste zurück und verschied dort in einem Alter von 105 Jahren, von Mit- und Nachwelt als Heiliger verehrt.

Antonius, über dessen Geschichtlichkeit übrigens gelehrte Sachkenner uneins sind, gilt als der eigentliche Begründer des Mönchwesens, sofern er die zerstreut lebenden Anachoreten oder Eremiten (Monachi, Mönche) zu einem gemeinschaftlichen Leben um sich versammelte und ihnen Gebet und Handarbeit gebot. Einen Schritt weiter ging sein Schüler Pachomius, der die frommen Söhne der Wüste an eine gemeinsame Lebensordnung (Cönobitenleben) nach einer festen Regel in eingehegten Plätzen oder abgeschlossenen Gebäuden (Claustra, Klöster) gewöhnte. Daselbst sorgten sie durch Handarbeit für ihren Lebensunterhalt und für die Dürftigen und gelobten Armuth, Keuschheit und Gehorsam. Bald traten

auch Frauen („Nonnen") zu einem solchen gemeinsamen Leben mit denselben Gesetzen zusammen. So wurde Antonius, „obwohl kinderlos, der Vater eines unermeßlichen Geschlechtes".

4. Das Germanenthum.

Die germanischen Völker, die in ihren Wäldern eine reine kräftige Natur und Empfänglichkeit für die erhabenen Güter der Seele bewahrt und sich frei gehalten hatten von der Entartung und von dem knechtischen Sinn der Römerwelt, waren vor Allen berufen, den edlen und unvergänglichen Schatz christlicher Bildung und christlicher Sitte in sich aufzunehmen und zu einer neuen Lebensgestaltung zu führen; sie waren die neuen Schläuche, in welche der junge Most gefaßt wurde, nachdem er die alten zersprengt; Germanen und Gallier bildeten das Kriegsheer, mit welchem Constantin das Kreuz zum Siegeszeichen erhob. Es scheint daher zweckmäßig, an dieser Stelle einen Blick zu werfen auf das deutsche Land und auf die Veränderungen und Umgestaltungen, die das Volksleben erfahren seit den Tagen, wo an der Lippe und Weser zwischen Römern und Germanen um die Freiheit gestritten worden.

Der germanischen Natur war die Sonderung nach Stämmen und Völkerschaften eben so angeboren als die freie Einigung in Bundesgenossenschaften nach festen Verträgen, wobei das mächtigste Bundesglied die Oberleitung besaß und dem Ganzen den Namen gab. Solche eidgenössische Einigungen haben wir schon bei den ersten Begegnungen mit den Römern kennen gelernt. Aber im 2. und 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung trat der Trieb, sich durch Völkerbündnisse zu stärken und dem Eroberungszuge Roms mit größerer Macht Einhalt zu gebieten, entschiedener zu Tage. Schon in dem großen Markomannenkrieg, den Marc Aurel und sein Sohn Commodus an den Ufern der Donau führten, sind solche Völkerbündnisse germanischer und sarmatischer Stämme nicht wohl zu verkennen (S. 304). Den Waffen und der Staatsklugheit Roms gelang es damals noch, die Eidgenossenschaft zu trennen und durch Sonderverträge mit den Einzelnen ihre Gesammtkraft zu lähmen. Verschiedenheit in Sprache und Sitten, in Leben und Verfassung trennte ohnedies die sarmatischen (slavischen) Jazygen von den germanischen Markomannen und Quaden. Aber ein Menschenalter später begegnen wir in allen Gegenden der deutschen Erde neuen Völkerverbindungen mit neuen Namen, ohne daß wir über Ursprung und Entstehung derselben sichere Kunde erhielten. Nur aus den Kriegsberichten der alten Schriftsteller, die von ihren Einfällen in die Grenzländer und von den Kämpfen der Kaiser und Heerführer am Rhein und an der Donau Meldung thun, hören wir von ihren Thaten und erfahren ihre Namen, welche die neuere Forschung meistens als kriegerische Beiwörter, von der Waffe entlehnt,

zu deuten gesucht hat. Das Römerreich in seinem Verfall, nur noch durch das Schwert der Legionen zusammengehalten, war für jugendliche unternehmende Völker eine zu lockende Einladung zu Raub- und Beutezügen, als daß sie nicht hätten auf den Gedanken kommen sollen, mit vereinten Kräften zu erstreben, was Einzelnen nicht gelingen konnte. Sicher ist, daß sich im dritten und vierten Jahrhundert das Zusammenfließen kleinerer Bezirke und Volksabtheilungen zu einer Gesammtvölkerschaft, die Verbindung verwandter oder benachbarter Völkerschaften zu einem Volksganzen vollzogen, daß die geschichtlichen Ereignisse von föderativen Völkervereinen ausgingen. Vielleicht daß die altgermanische Sitte des Gefolgwesens (S. 122), wonach sich zunächst die Geschlechtsgenossen, dann auch andere streitbare Männer und Jünglinge an einzelne durch Geburt, Tapferkeit und Waffenruhm hervorragende Kriegsherren oder Heerkönige anschlossen, die Verbindungen zu gemeinsamen Wander- und Eroberungszügen erleichterte, wie sie in der Folge der Bildung geschlossener Volksstaaten in den römischen Provinzländern förderlich gewesen sein mag. Doch waren diese Verbindungen anfangs nur äußerliche zu gemeinsamen Kriegsunternehmungen eingegangene Waffengenossenschaften, ohne Einfluß auf die Verfassung und Selbständigkeit der einzelnen Bundesglieder. Noch lange erscheinen die einzelnen Völkerschaften als selbständige Glieder der Stammgenossenschaft mit eigenen Herzögen oder „Königen", die nur behufs der einheitlichen Kriegführung sich einem allgemeinen Oberhaupte untergeordnet haben. Während der Zeit, die man als die Völkerwanderung bezeichnet, wurden manche in den Verband des römischen Staates aufgenommen und als Föderati durch Capitulationsverträge den Grenzlegionen beigefügt oder mit Weib und Kind als Colonisten angesiedelt.

Franken. 1. Die Franken. So vereinigten sich jene Stämme am Niederrhein, an der Weser und am Harz, die wir als die streitbarsten Feinde der Römer unter Drusus und Germanicus kennen gelernt haben, die Sigambrer, Chamaven, Chatten, Attuarier (an der Lippe), Tubanten (in der Grafschaft Mark) und wohl auch die Bructerer zu einem Bunde, dessen ehrenvolle Benennung der Franken oder Freien (Frechen) die Einzelnamen der Bundesglieder verbarg aber keineswegs vernichtete. „Wenn auch die beiden fränkischen Hauptvölker, die Sigambrer und Chatten," bemerkt Zeuß, „von der Mitte des 3. Jahrhunderts an unter dem Gesammtnamen der Franken zusammengefaßt werden, so handeln sie dennoch, wie früher, noch lange Zeit als besondere und getrennte Völker; sie haben nur den Namen gemein und ein von nun an unbesiegbares Streben, die römischen Länder zu verwüsten, zu berauben und in Besitz zu nehmen." Die Sigambrer bildeten nebst den Chamaven den Kern der Niederfranken, die von ihren Wohnsitzen an der Issel (Isala) den Namen Salier oder salische Franken (in Saalland und Hameland) führten und in der Folge unter Chlodio und Meroveus den nordwestlichen Theil von Gallien eroberten; die Chatten waren der Hauptstamm der Ober- oder Ufer-Franken (Ripuarier), die von Köln bis Mainz seßhaft allmählich zu den alten Wohnsitzen auf der rechten Rheinseite auch die Landschaften an der Mosel bis zur Maas erwarben. Ihre Stammesgenossen, die auf dem vaterländischen Boden zurückgeblieben waren, dehnten sich mit der Zeit über den Main

aus und behaupteten als Franken und Hessen die Landstriche an der Regnitz, Werra und Fulda. Von manchen Sprachforschern wird der Name Franken von der Hauptwaffe des Volks, der Franca oder Francisca (Framea) abgeleitet. Uebereinkunft und gegenseitiger Vortheil gaben die ersten Bundesgesetze, welche dann mit der Zeit Gewohnheit und Erfahrung fest kitteten. In freien Landesgemeinden wählten die Franken nach Gauen und Landschaften ihre gelockten „Könige“ aus dem ersten und edelsten Geschlechte. Von den Sachsen im Osten gedrängt setzten sie über den Rhein und entrissen den Römern unter vielen Kämpfen zunächst das belgische Gallien, dessen schwer zugängliche sumpfige Niederungen ihnen einen sicheren Standort boten, von wo aus sie zu gelegener Zeit auf neue Eroberungen auszogen. Schon im 3. Jahrhundert finden wir einen kühnen Streifzug erwähnt, den sie von den Mündungen des Rheins durch Gallien und Spanien unternahmen und reiche Beute heimbrachten. Zum Theil den Römern als Föderati verbündet oder unter römischer Hoheit stehend, zum Theil in voller Unabhängigkeit sich bewegend, haben die einzelnen Völkerschaften fränkischen Stammes sich in den Zeiten der sinkenden Römermacht weiter gegen Süden ausgebreitet, bald angelockt von den fruchtbaren aber wenig bevölkerten Landen, bald gedrängt von anderen Deutschen, die hinter ihnen wohnten oder von der Meeresküste her Ansiedelungen zu erlangen suchten. Die Franken waren ein mit Speer und Streitkolben (Franca) wehrhaftes Volk, das Kühnheit mit Schlauheit verband und der römischen Hinterlist mit gleichen Waffen begegnete. Der „Reineke Fuchs“ wie die Sage von Sigfried und den Nibelungen, die von den niederländischen Franken ausgegangen zu sein scheinen, sind die Ausdrücke beider Eigenschaften. Sie waren über ein Jahrhundert die Geißel des gallischen Provinzlandes, bis sie ihre Herrschaft in demselben begründeten. Ihre nördlichen Nachbarn, die Friesen, bewahrten ihre alte Heimath an der Küste der Nordsee und ihre angestammten Volkssitten.

2. Sachsen. In den nördlichen Umgebungen des Harzes von der Elbe bis zur Ems und Eider entstand aus der Vereinigung mehrerer älteren Völkerschaften, namentlich der Cherusker, Chauken, Angrivarier, der Nordalbinger in Schleswig-Holstein (Angeln, Saxonen [Alt-Sachsen], Stormaren) und einiger kleineren Küstenvölker der Bund der Sachsen. Den Kern dieser Völkereinigung bildeten offenbar die Cherusker, deren frühere Thaten und Größe sie zu der ersten Stelle berechtigten. In den späteren Namen der Ost- und Westfalen sind ohne Zweifel die Cherusker und Chauken enthalten, wie in dem der Angrarier oder Engeren die Angrivarier. Südwärts von den Sachsen an der Saale und Werra bis zum Harz wohnten die wahrscheinlich aus Hermunduren und einzelnen Cheruskerschaaren erwachsenen Thüringer. Nach Witechind käme der Name „Sachsen“ von einer scharfen Waffe (Sahs) her, womit sie einst die Thüringer bei einer Zusammenkunft treulos niedergestoßen und sich ihres Landes bemächtigt hätten. Sollte in der That der Name („Messerträger“) auf eine dunkle Gräuelthat zurückweisen, so haben die Sachsen im Fortgange der Zeit durch Tapferkeit, Treue und gute Sitte diesen Makel getilgt. Als sich in immer größerer Menge die fränkischen Stämme vom Niederrhein nach Gallien wandten, meint J. Grimm, schob nicht nur die sächsische Masse gegen Westen vor, sondern einzelne Theile gelangten entweder mit den Franken über den Rhein oder segelten auf dem Nordmeer heran und erwarben sich belgische oder gallische Bezirke. Es mögen vorzugsweise die nordwestlichsten Sachsen gewesen sein, die der Seefahrt kundig auf ihren Schiffen an der Küste streiften und, wo es ihnen gelegen war, sich niederließen. Wir werden im Laufe der Geschichte die verwegenen Raubfahrten zu Wasser und zu Lande kennen lernen, durch welche die Sachsen, die Vorläufer der Normannen, die Küstenländer an der Nordsee und am Kanal heimsuchten und der Schrecken der Römer wie

Sachsen.

der Provinzbewohner waren. Ein von der freien Landgemeinde gewählter Feldhauptmann (Herzog) gebot im Krieg; die inneren Anliegen ordneten Gaurichter oder Grafen. Die Sachsen drückten ihre niederdeutsche Mundart und ihr festes nationales Gepräge dem ganzen nördlichen Germanien auf und hielten von allen Deutschen am meisten an dem Angestammten fest.

Alemannen. 3. Alemannen. Die fruchtbare Ebene am Ober- und Mittelrhein bis zur Lahn und die Gebirgslandschaften des Schwarzwaldes, der die Quellen der Donau und des Neckars in seinem Busen birgt, des Odenwaldes und der Vogesen kamen allmählich in den Besitz der Alemannen, eines aus verschiedenen germanischen, besonders altsuebischen Völkerschaften, wie den Juthungen, mittelst freier Gefolgschaften entstandenen „Mischvolkes", oder der „rechten Männer", deren ungestümer Kriegsmuth den Römern viel zu schaffen gab und die aus allen Demüthigungen durch die römische Uebermacht sich immer wieder mit neuer Kraft erhoben. Als freie Völkervereinigung, deren Grundlage die Tenkterer und Usipier gebildet haben mögen, ursprünglich am Neckar und zwischen Main und Donau seßhaft, brachen sie, von den Burgundern gedrängt, allmählich über den römischen Grenzwall und besetzten das „Zehntland" am Oberrhein und Bodensee, bis sie bei zunehmendem Verfall des Römerreichs auch den Landstrich jenseit des Rheines erwarben, den sie als erobertes Land Alisaz (Elsaß) den „Fremdsitz" benannten. Die Abkömmlinge der deutschen Stämme, der Vangionen, Nemeter, Triboker u. A., welche einst in Worms, Speier, Straßburg angesiedelt worden und längst in das römische Culturleben eingetreten waren, mögen gleich den im Decumatlande wohnhaften Kelten in dem Alemannenbunde Aufnahme gefunden haben. Zu östlichen Nachbarn hatten die Alemannen den aus dem Norden gekommenen später mit ihnen verbundenen suebischen Volksstamm der Schwaben, an deren Nordgrenze in den Maingegenden sich die Sitze der Burgunder (Burgundionen) ausdehnten, nachdem sie der allgemeinen Strömung der Gemüther sich hingebend die alten Wohnplätze an der Oder verlassen und sich dem Zielpunkte aller Germanen genähert hatten. „Die Alemannen und Schwaben," sagt Zeuß, „zwei zahlreiche Völker, erscheinen seit ihrem ersten Zusammenwohnen eng verbunden; es läßt sich für keine Zeit eine bestimmte Grenze zwischen ihnen nachweisen, nur sagen, daß diese im Osten, jene näher dem Rheine sich ausbreiteten. Sie sind wie zu Einem Volke verschmolzen. Die Schwaben, Juthungen, sind niederdeutscher Abkunft; aber es scheint, daß die Juthungen in der Verbindung mit den Alemannen schon frühe ihre Mundart in den oberdeutschen Charakter umgeformt haben." Mit der Zeit dehnten die Alemannen, die zuerst unter Caracalla mit den Römern zusammenstießen, ihre Wohnsitze über Rhätien aus und unternahmen Streifzüge nach Oberitalien.

Juthungen. Schwaben. Burgunder.

Gothen und verwandte Stämme. 4. Gothen. Die Kriegszüge Caracalla's, die den Römern zum ersten Male den Namen der Alemannen zuführten, gewöhnten ihr Ohr noch an einen andern Volksnamen, der sich von der Zeit an tief in ihrer Seele festsetzte, an den Namen der Gothen. „Das Land von der Elbe bis zur Weichsel, vom Nordmeer bis zu den Karpathen ist von seinen früheren Bewohnern, zahlreichen deutschen Völkern, geräumt worden. Sie sind neue Heimath suchend in die Ferne gezogen, um dem lange bekämpften Römerreiche den Untergang zu bringen, aber auch dort unter fremden Nationen zu verschwinden." Diesen Wanderungszug von der Niederweichsel und der „Bernsteinküste" der Ostsee nach dem weiten Flachlande, das sich süd- und ostwärts von den Karpathen an den Mündungen der Donau und an den Gestaden des Pontus ausdehnt, vollbrachte, wahrscheinlich in den Jahren da Marc Aurel die Markomannen bekriegte, das große und tapfere Volk der Gothen, die eine alte Volksüberlieferung aus der Insel Scanzia (Scandinavien) ausziehen läßt. Sie besetzten die Länder, die früher Geten und

Skythen bewohnt hatten, und die angrenzenden Völker germanischen und sarmatischen Ursprungs bald durch Bundesverträge, bald durch Gewalt mit sich vereinigend breiteten sie ihre Macht, die anfangs gen Morgen vom Pruth begrenzt war, allmählich so sehr aus, daß im vierten Jahrhundert das Gothenreich von dem Ufer der Theiß ostwärts bis zum Don und von den Donaumündungen und den pontischen Gestaden über die Höhen der Karpathen sich erstreckte und die Aestyer (Esthen), die Anwohner der Ostseeküste, zu seinen zinspflichtigen Bundesvölkern zählte, also jene ausgedehnten Ebenen und Steppen umfaßte, die wir schon im zweiten Bande (S. 411 ff.) als die Wohnsitze der Skythen kennen gelernt haben, ein Name, der von den alten Schriftstellern häufig auch den germanischen Gothen, den neuen Besitzern oder Gebietern, beigelegt wird. Diesem Ostbunde der Gothen gehörten mehrere germanische Stämme oder Bruchtheile von Stämmen an, die von Bezirkskönigen, Bezirksgrafen, Sippehäuptern befehligt, lange unter dem allgemeinen Bundesnamen verborgen, in der Folge, als die Bewegungen der Zeit die Glieder lösten, ein selbständiges Staatsleben gründeten und zum Theil großen Kriegsruhm erwarben. So die Heruler, Taifalen, Rugier, Sciren, Turcilinger, Vandalen, Gepiden u. A. Auch wohl die Bastarner und Peuciner über den Donaumündungen, die später von den Römern nach dem Südufer verpflanzt wurden. Nicht als flüchtige Raubschaaren zogen sie aus, sondern als wandernde Völker in guter Ordnung mit Weib und Kind; auch Zelte, Hausgeräth und Heiligthümer führten sie in Karren und Wagen mit sich. Einzelne Haufen trennten sich auch wohl von der Gesammtheit und traten mit anderen Genossen zu einer eigenen Volksgemeinde zusammen. Schon im zweiten Jahrhundert unternahmen die Gothen und die ihnen zugewandten Stämme, unter denen sich besonders die Heruler durch Wildheit wie durch kriegerische Gewandtheit und Kühnheit auszeichneten, Raubfahrten zu Wasser und Land in das römische Reich, die mit einigen Friedenspausen bis ins vierte Jahrhundert fortdauerten. Ein innerer Trieb zur Gewinnung neuer günstigerer Wohnsitze, zunehmende Uebervölkerung und der Andrang fremder feindlicher Völkerschaften in ihrem Rücken mögen zusammengewirkt haben, um sie aus den Landen an der Ostsee, Oder oder Weichsel wegzutreiben. Wir werden in den folgenden Blättern viel zu berichten haben von verheerenden Streifzügen und Plünderungen, denen die reichen Griechenstädte am schwarzen Meer und an der Propontis von Pityus und Trapezunt bis nach Nikomedien, Byzanz und Chalcedon und vom Hellespont bis nach Ephesus, Thessalonike und den Inseln und Küstenstädten des ägäischen Meeres ausgesetzt waren, von heftigen Kämpfen und friedlichen Verträgen, durch welche mehrere römische Kaiser die furchtbaren Feinde bald mit Waffengewalt, bald durch die sanften Mittel von Jahrgeldern und Geschenken zu einem ruhigen Verhalten zu bringen und die südlichen Donauländer vor ihren verheerenden Einfällen zu schützen bemüht waren. Als Aurelian die Provinz Dacien jenseit des Stromes räumte, fiel diese Schöpfung Trajan's den Gothen anheim. Aus der Besitzergreifung dieses Landes durch die Gothen erklärt sich der auch von einigen neueren Gelehrten getheilte Irrthum Geten.
griechischer und römischer Schriftsteller, welche die späteren Einwohner für die Abkömmlinge der alten Geten, deren schon Herodot in jener Gegend Erwähnung thut (II, 417), hielten; ja bei den Gothen selbst entstand allmählich der Glaube, daß in fernen Jahrhunderten ihre Ahnen in den dacischen Provinzen seßhaft gewesen, die Lehren des Zamolxis empfangen und mit den Heeren des Dareios gekämpft, eine Ansicht, die bis in unsere Tage namhafte Vertreter gefunden hat. Der Dnepr (Borysthenes) trennte im vierten Jahrhundert die Westgothen (Thervinger), die Bewohner der waldigen, grasreichen Gegenden zwischen der Niederdonau und den Karpathen (Siebenbürgen, Moldau, Walachei) und der Ebene Südrußlands, von den Ost-

gothen (Greuthungen) in den sandigen Steppen an der Mäotis. In verschiedene Stämme und Völkerschaften getheilt gehorchten doch alle Westgothen dem Fürstengeschlechte der Balthen (Kühnen), alle Ostgothen dem Herrscherhause der Amaler oder Amelungen (Makellosen oder, wie Felix Dahn meint, „der mühevollen Helden"). Zunächst dem Thron stand ein alter Volksadel, „der sich als Blüthe und Steigerung der Gemeinfreien, als Edelfreie darstellt"*). Die lebhaften Gothen waren besonders empfänglich für mildere Sitten und höhere Cultur, daher sie auch seit Constantin bei den Oströmern in Ehren und Ansehen standen und als die treuesten Bundesgenossen galten. Bei ihnen fand das Christenthum frühe Eingang, und Wissenschaft und Gesetzgebung wurden gepflegt. Der gothische Stamm hat sich vor allen anderen Germanen die Ausbildung der Muttersprache angelegen sein lassen, nicht nur in Liedern und Gesängen, die noch lange nachklangen, sondern auch zum Schriftgebrauch. Schon um die Mitte des vierten Jahrhunderts übersetzte Bischof Ulfilas (318—388, Wulfila), Abkömmling einer durch Kriegsgefangenschaft aus Kleinasien nach Dacien verpflanzten Familie, die ganze heilige Schrift, mit Ausnahme der Bücher der Könige, in die gothische Sprache, nachdem er zuvor das gothische Alphabet aus dem Griechischen mit Benutzung der Runen erfunden und festgesetzt hatte, die erste germanische Schrift, von der sich noch beträchtliche Bruchstücke erhalten haben. Schnell faßte das Evangelium Wurzel in den Herzen der Gothen. Als treue Streiter und Dienstmänner folgten sie dem Heiland als dem Heerführer im Kampf gegen die Welt und ihre Sünden. Darum sagte ihnen auch die Lehre des Arius besonders zu, weil in ihr die Person des Heilandes ihnen menschlich näher trat und von der Einbildungskraft sicherer festgehalten werden konnte.

Sueben. Auch der alte Name der „Sueben", einst den Römern der Inbegriff aller Schrecklichkeit, konnte in der allgemeinen Völkerbewegung nicht fehlen. Als die übrigen Stämme zwischen Elbe und Oder, die einst Glieder des mächtigen Völkerbundes gewesen und Jahrhunderte lang im Waldesdunkel gemeinsame Götterfeste mit Menschenopfern gefeiert hatten, ausgezogen waren und entweder im Anschluß an andere Völkervereine sich bei dem Todeskampfe gegen Rom betheiligten oder, wie die Burgunder
Langobarden. hinter dem östlichen Rücken der Alemannen und die Langobarden an der unteren Elbe, ein selbständiges Volkswesen gründeten, so verließen auch die Semnonen die ursprüngliche Heimath, um unter dem alten Stammnamen an der Arbeit und an dem Lohne Theil zu nehmen. „Die Sueben sind demnach die Semnonen," heißt es bei Zeuß, „welche vorher sich noch im inneren Lande gehalten, aber nachdem auch die Stürme auf Italien begonnen hatten, sich mit den Vandalen und Alanen vereinigt haben, um den Westen anzufallen." Nach langen Wanderzügen fanden die Sueben endlich ruhige Sitze im Nordwesten der pyrenäischen Halbinsel.

Alanen und Sarmaten. Ostwärts am Kaukasus und an der Wolga streiften die Alanen, ein kriegerisches Hirtenvolk von schönem schlankem Wuchse und blondem Haare, und über und neben ihnen hausten in den unbekannten Gegenden des heutigen Rußland die zahlreichen Stämme der Sarmaten, nach alter Skythenart als Wanderhirten die Sitze

*) Nach Sybel's Ansicht waren indessen die von Cassiodor angeführten Gothenkönige nur die Vorsteher (Principes oder Proceres) der einzelnen Hundertschaften, in welche der Volksstaat (Civitas) wie bei allen germanischen Stämmen zerfiel; erst Theoderich habe die Königskrone erlangt, nachdem die gothischen Volksverbände durch die hunnische Invasion zersprengt, ihre Trümmer in wildem Gemenge auf fremden Boden geschleudert, ihre Mitglieder durch mehrere Menschenalter in kriegerischem Vagabundiren umhergewirbelt worden seien.

nach der Jahreszeit wechselnd. Neben der Wartung der Heerden waren Raubkriege und Jagden die einzige Beschäftigung der wohlberittenen mit Lanzen und Pfeilen bewehrten und mit einem schuppigen Lederpanzer geschützten Sarmaten. Große Karren von Ochsen gezogen in Form von Zelten bedeckt, bargen die Frauen und Kinder und die bewegliche Habe und bildeten die Wagenburgen oder Zeltstädte. So oft diese Barbaren mit ihren großen Bogen und pfeilgefüllten Köchern aus ihren Einöden hervorbrachen, flößten ihre buschigen Bärte, ihr ungekämmtes langes Haar, die Felle, die ihren Körper von Kopf bis zu Fuß einhüllten, und ihr wildes Angesicht, in dem sich die Grausamkeit ihres Gemüthes abspiegelte, den gebildeten Bewohnern der römischen Provinzen Schrecken und Entsetzen ein.

V. Die vollendete Militärherrschaft.

1. Commodus und seine nächsten Nachfolger.

Commodus. 180—192. u. c. 933 bis 945. Wir haben die Geschichte des römischen Reiches in dem kritischen Zeitpunkte verlassen, als ein edler Fürst fern von der Hauptstadt aus dem Leben schied und ein neunzehnjähriger Jüngling von schwachem, unselbständigem Geiste und furchtsamem Charakter die Herrschaft der Welt antrat. Fast ein ganzes Jahrhundert war Rom von trefflichen Kaisern beherrscht worden, die alle durch Adoption auf den Thron gelangt waren. Dieses Verfahren hatte sich so sehr durch den Erfolg erprobt, daß man sich wundern muß, wie Marc Aurel, dem die Wohlfahrt des Staats so sehr am Herzen lag, davon abgehen mochte. Er bewies dadurch aufs Neue, daß er über den Doctrinen der Schule den Blick ins reale Leben und das richtige Urtheil über die Menschen verloren hatte. Er setzte mehr Vertrauen auf Unterricht und Beispiel als auf Natur und Anlage. Und doch hatte er bei Faustina, des Commodus' Mutter, die bittere Erfahrung gemacht, daß Triebe und Leidenschaften mehr Gewalt auf sinnlich erregbare Naturen üben als alle Vernunft- und Tugendlehren. Aber wie er die leichtfertigen Sitten der Gattin übersah, absichtlich oder getäuscht, so entging ihm auch die gemeine, jedes geistigen Aufschwungs unfähige Natur des Sohnes. Sonst hätte er sich wohl gehütet, den ungestümen und unbesonnenen Jüngling, der mehr Verwandtschaft mit der heftigen sinnlichen Mutter als mit der philosophischen Gemüthsruhe des Vaters hatte, schon in jungen Jahren durch die Verleihung des Mitgenusses der vollen kaiserlichen Macht von den Zügeln der Vernunft und des Gehorsams zu befreien.

Die erste Regierungszeit. Unter dem Jubelruf des Heeres und Volkes*) zog der junge Kaiser, nach-

*) Herodian I, 7. Als sich Commodus der Hauptstadt näherte, so ließ sich der ganze Senat und die Gesammtmasse der Stadtbewohner durch Nichts abhalten und Jeder wollte der Erste sein, Lorbeerkränze und allerlei Blumen, wie sie damals die Jahreszeit spendete, so viel Jeder vermochte, ihm darzubringen; und so zogen sie ihm weit vor die Stadt hinaus entgegen, um den jungen, von so erlauchtem Hause entsprossenen Kaiser zu sehen: denn sie sehnten sich nach ihm mit aufrichtiger Zuneigung des Herzens, da er in ihrer Mitte geboren und erzogen, und durch eine dreifache Geschlechtsfolge rückwärts von kaiserlicher Abkunft und ein Römer vom edelsten Geschlechte war.

dem er den Frieden an der Donau hergestellt, in die freudenschwelgende Hauptstadt ein, ein großer stattlicher Mann von schönen Gesichtszügen und starkem Körperbau und der erste „im Purpur geborne" Fürst (Porphyrogenitus); denn Marcus Aurelius hatte schon den Kaiserthron inne, als ihm Faustina den Sohn schenkte. Während der ersten drei Jahre hielt Commodus „seine Hände unbefleckt von Blut"; denn die Natur hatte ihn mehr schwach und furchtsam als ruchlos geschaffen, so daß er weniger von den eigenen Begierden als von seiner Umgebung in seinen Handlungen bestimmt wurde. Erst als die treuen Räthe, die Marcus dem Sohne empfohlen, allmählich durch lustschwelgerische Günstlinge verdrängt wurden und diese, begünstigt durch ein unglückseliges Ereigniß, sich in das Vertrauen des jungen Monarchen einschlichen, verhärtete sich sein Herz, und in Laster und Bosheit fortschreitend gewöhnte er sich bald an Grausamkeit und rohe Lust. Hatte er im Anfang seiner Regierung den Schriftführer und vertrautesten Genossen des Avidius Cassius (S. 306 f.), der durch Verrath der Mitschuldigen sich selbst Straflosigkeit erkaufen wollte, nicht vor sein Angesicht gelassen und die ausgelieferten Papiere ungelesen verbrannt, so beförderte er in der Folge Angeberei und Spionentücke in solcher Weise, daß Treue und Vertrauen und der letzte Rest des bürgerlichen Gemeinsinns aus der feilen Hauptstadt verschwanden und Argwohn und Schrecken ihr finsteres Reich aufschlugen.

Das unglückliche Ereigniß, das diesen Wendepunkt herbeiführte, war ein Mordanfall: Als der Kaiser eines Abends durch einen finsteren und engen Porticus des Amphitheaters nach dem Palaste zurückkehrte, stürzte ein lauernder Meuchelmörder mit gezogenem Schwert auf ihn los, laut ausrufend: „Dies sendet dir der Senat!" Aber ehe er die blutige That ausführen konnte, wurde er von der Leibwache ergriffen, und gestand, daß des Kaisers eigene Schwester, Lucilla, des Lucius Verus Wittwe, des zweiten Ranges überdrüssig und auf die regierende Kaiserin eifersüchtig, den Mörder gegen das Leben des Bruders bewaffnet habe. Ihrem zweiten Gatten, Claudius Pompejanus, einem Senator von trefflichem Charakter und unerschütterlicher Treue, hatte sie den schwarzen Anschlag nicht mitgetheilt; aber unter der Schaar ihrer Liebhaber — denn in ihrer Lebensweise glich sie ihrer Mutter Faustina — fand sie Menschen von zerrüttetem Vermögen und wildem Ehrgeiz, die bereit waren, ihrer Herrschsucht wie ihrer Wollust als Werkzeug zu dienen. Die Verschworenen traf der Arm der Gerechtigkeit; Lucilla selbst wurde zuerst mit der Verbannung, dann mit dem Tode bestraft. Der Mordversuch. 183.

Dieser Vorfall machte auf die feige und argwöhnische Seele des Kaisers einen unauslöschlichen Eindruck. Er glaubte stets die Worte des Mörders zu hören und erblickte von der Zeit an in allen Mitgliedern des Senats, in allen durch Rang, Reichthum oder Ehre hervorragenden Bürgern seine Todfeinde. Die Denuncianten, eine Brut von Menschen, die unter den letzten Regierungen fast ganz aus Rom verschwunden war, begannen von Neuem ihr schwarzes Gewerbe. Den feigen, argwöhnischen Kaiser mit Schreckbildern von bevorstehenden Gefahren und Nachstellungen ängstigend verfolgten sie mit Anklagen und giftigen Verfolgungen.

Beschuldigungen alle Männer von Ansehen und Bedeutung. Jede Art von Auszeichnung galt als Verbrechen. Der Besitz von Reichthum spornte den Eifer der Angeber, da ihnen ein Theil der Beute zufiel; strenge Tugend war ein stiller Tadel der Ausschweifungen des Kaisers, Leistungen und Verdienste deuteten auf gefährliche Ueberlegenheit des Geistes; wer die Freundschaft oder das Vertrauen des Vaters genossen, war um so mehr dem Haß des Sohnes blosgestellt. Verdacht kam der Ueberführung, Anklage der Verdammung gleich. Die Hinrichtung eines einflußreichen Senators brachte Allen, die ihn beklagten oder rächen konnten, den Tod; „nachdem Commodus einmal Menschenblut gekostet hatte, war er gleich unzugänglich für Mitleid wie für Reue".

Unter den unschuldigen Schlachtopfern erwähnt Dio die beiden Brüder Quinctilius Condianus und Quinctilius Maximus, eben so ausgezeichnet durch ihre Bildung und Kriegserfahrung wie durch ihre brüderliche Eintracht. Wie sie bisher ihre Studien (sie verfaßten zusammen ein werthvolles Werk über Landwirthschaft), ihre Geschäfte, ihre Vergnügungen getheilt hatten, so wurden sie jetzt auch im Tod vereinigt. Ihre Tugenden, Verdienste und Reichthümer schienen den Schergen der Tyrannei allzu gefährliche Güter.

Der Gardepräfect Perennis. Bei einem Regimente des Blutes und der Wollust, wie es sich unter Commodus mit jedem Jahre mehr entfaltete, war die Befehlshaberstelle über die Prätorianer von der höchsten Wichtigkeit. Der Kaiser war daher bedacht, solche Leute damit zu betrauen, die durch ihre Vergangenheit ganz an seine Person geknüpft waren, die weder durch Geburt, noch durch Tugend oder Verdienst eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft oder beim Volke einnahmen, und die er, da sie als Werkzeuge und Vollstrecker der despotischen Maßregeln vorzugsweise von dem öffentlichen Hasse betroffen wurden, gelegentlich beseitigen und als Sühnopfer bluten lassen konnte. Seit Hadrian war das wichtige Amt gewöhnlich getheilt und von Rechtsgelehrten bekleidet worden. Commodus erhob es wieder zu einer Militärstelle und vereinigte die gesammte Macht in der Hand des Perennis, eines Mannes, der mit einem brennenden Ehrgeiz große Energie und Fähigkeit verband und sich dem Kaiser durch knechtische Fügsamkeit in seinen Willen empfohlen hatte. Unter dem Scheine der Ergebenheit gegen seinen Herrn und der Fürsorge für dessen Sicherheit betrieb er mit dem größten Eifer die Hochverrathsklagen und Hinrichtungen angesehener und vermögender Männer, um sich mit den eingezogenen Gütern der Verurtheilten zu bereichern, und befleckte seine Verwaltung durch Erpressung und Aemterverkauf. Durch diese Mittel häufte er unermeßliche Schätze. Commodus, nur auf seine Vergnügungen und Genüsse bedacht und den Staatsgeschäften abgeneigt, ließ den Emporkömmling gewähren und steigerte durch seine Indolenz die Verwegenheit und den Ehrgeiz des mächtigen Mannes. Durch Mord und Gewaltthat war er Inhaber des prätorischen Amtes geworden; durch Verfolgung und Druck hatte er sich zu einer gebieterischen Machthöhe aufgeschwungen; während

er selbst als Präfect der Leibwache die Stadt beherrschte, stand sein unternehmender Sohn an der Spitze der illyrischen Legionen. Eine solche Fülle von Gewalt in der Hand eines ehrgeizigen Kriegsmannes mochte endlich dem Kaiser selbst bedenklich erscheinen; er ergriff daher die Gelegenheit, als das Heer in Britannien durch eine imposante Gesandtschaft — es heißt 1500 auserlesene Krieger wären als Beschwerdeführer nach Rom gekommen — seine Unzufriedenheit über die Verwaltung des Günstlings vor den Thron brachte und um Abstellung der Mißstände bat, sich durch schnelle Hinrichtung des Ministers von 185. einer doppelten Gefahr zu befreien. Ob die Beschuldigung, Perennis habe dem Kaiser nach dem Leben getrachtet, um sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen, in der Wahrheit begründet war, oder ob dadurch die blutige That in den Augen des Volkes und Heeres gerechtfertigt werden sollte, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Bei Dio erscheint der Charakter des Perennis minder gehässig als bei den übrigen Schriftstellern.

War schon die Erscheinung der britischen Abgeordneten in Rom ein Zeichen der gelockerten Disciplin im Heere, so zeigten sich bald noch andere Symptome der Entartung des militärischen Geistes. Maternus, ein gemeiner Soldat aber von unternehmendem Muthe, bildete aus fahnenflüchtigen Legionaren und aus entlaufenen oder befreiten Sclaven eine Räuberbande, welche die reichen und wehrlosen Städte in Gallien und Spanien überfiel und ausplünderte. Die Statthalter, welche den Räubereien lange zugesehen, vielleicht auch die Beute getheilt hatten, zogen endlich, durch drohende Befehle von Rom aus ihrer Sorglosigkeit aufgeschreckt, mit vereinter Macht gegen die Bande. Von allen Seiten eingeschlossen wäre sie der Uebermacht erlegen, wenn nicht Maternus einen Plan der Rettung und Rache ersonnen hätte. Auf seinen Vorschlag löſten sie sich in kleine Haufen auf und zogen, unter allerlei Verkleidung sich durchschleichend, auf abgelegenen Gebirgswegen nach Rom, wo sie zur Zeit des ausgelassenen megalesischen Festes (III, 593) sich unvermerkt sammelten. Maternus hatte den kühnen Vorsatz, sich mit einigen Getreuen unter die Leibwächter zu mischen, den Kaiser zu ermorden und aus einem Bandenführer zum Beherrscher der Welt emporzusteigen. Aber durch den Neid einiger Mitverschworenen wurde der Anschlag verrathen und vereitelt. Maternus und seine verwegensten Genossen wurden ergriffen und enthauptet. April 188.

Verschwörung des Maternus. 188.

Das Volk dankte den Göttern für die Rettung des Kaisers aus der zwiefachen Verschwörung. Aber hätte Perennis oder Maternus den Herrscherthron bestiegen, schwerlich wären die Leiden größer geworden, als unter Commodus. Durch die Nachstellungen noch mehr von den Gefühlen der Angst und des Mißtrauens erfüllt, entzog er sich immer mehr dem Volke und überließ, während er selbst sich auf seine Landhäuser einschloß, oder mit Gladiatoren Fechtübungen anstellte, die Leitung der Regierungsgeschäfte und der Gerichte dem neuen Präfecten Kleander, einem Phrygier, der als Sclave in den kaiserlichen Palast gekommen war und sich durch sein dienstfertiges fügsames Wesen die Gunst seines Gebieters zu verschaffen gewußt hatte. Kleander besaß nicht den brennenden Ehrgeiz seines Vorgängers; die herrschende Leidenschaft seiner Seele war die Habsucht, und zu deren Befriedigung bot der einträgliche Aemterhandel

Der Präfect Kleander.

in der Stadt und in den Provinzen und die parteiische Rechtspflege reichliche Mittel. Der Rang eines Consuls, Patriciers oder Senators wurde öffentlich verkauft, bemerkt Gibbon, und der würde als ein Mißvergnügter betrachtet worden sein, der sich geweigert hätte, diese leeren, fast schimpflichen Würden mit dem größten Theil seines Vermögens zu erwerben. Die Gelder für die Alimentarstiftungen wurden zurückgehalten. In den Provinzen theilte der Präfect mit den Statthaltern den am Volke begangenen Raub. Reiche Verbrecher konnten sich leicht Straflosigkeit erwirken und ihre Ankläger und Zeugen ins Verderben stürzen. Den Kaiser gewann Kleander durch Schmeichelei und prachtvolle Geschenke, die er von Zeit zu Zeit zu dessen Füßen niederlegte; das Volk suchte er durch glänzende Spiele und durch Bauwerke und Anlagen zum öffentlichen Gebrauch zu versöhnen. Der Senator Burrus, dem Marc Aurel seine Tochter vermählt hatte, und Arrius Antoninus, der Erbe des Namens und der Tugender der Antonine, erlagen der Wuth des Präfecten, jener, weil er es gewagt hatte, seinem Schwager über den Charakter seines Günstlings die Augen zu öffnen, dieser, weil er als Proconsul von Asien sich weigerte, das Recht nach dem Willen Kleander's zu beugen. Um von dem feigen Kaiser den Befehl zu ihrem Tode zu erwirken, wurde eine Verschwörung ersonnen.

Sein Ausgang. 189. Drei Jahre lang ertrug das römische Volk, geblendet durch die Festspiele und Freuden, die ihm in reichem Maaße gewährt wurden, die Tyrannei und Habgier des phrygischen Emporkömmlings. Als aber zu den Drangsalen einer furchtbaren Pest, welche manchen Tag gegen 2000 Menschen ins Grab stürzte, sich noch eine Hungersnoth gesellte, durch Kleander's Kornwucher herbeigeführt, da strömte ein Volkshaufe vor den in einer Vorstadt gelegenen Palast des Kaisers und verlangte mit wildem Toben das Haupt des Feindes. Eine berittene Prätorianerschaar trieb die Menge in die Stadt zurück. Aber in den engen Straßen wurde der Kampf heftiger; die Soldaten, durch Steine und Geschosse von den Dächern und Fenstern bedrängt, mußten sich zurückziehen. In vergrößerter Zahl erschien das Volk abermals vor den Thoren des Palastes, mit wildem Geschrei sein Opfer verlangend. Aufgelöst in Wollust und Ueppigkeit hatte Commodus von den Vorgängen Nichts vernommen. Da stürzten plötzlich Fadilla, seine Schwester, und Marcia, die geliebteste unter seinen Buhlerinnen, mit fliegenden Haaren und angstvollen Geberden in das Gemach und beschworen ihn auf den Knieen, die tobende Masse durch Aufopferung des verhaßten Präfecten zu beschwichtigen und die drohende Gefahr abzuwenden. Erschreckt fuhr Commodus empor und zitternd für sein Leben befahl er das Haupt des Bösewichts abzuschlagen und auf eine Stange befestigt dem Volke zu zeigen. Jubelnd zerstreute sich darauf die Menge.

Commodus als Hercules in der Arena. Es wäre dem Sohn des Marcus Aurelius leicht gewesen, sich die Gunst des gesunkenen Römervolks dauernd zu bewahren, hätte er nicht alle Schranken der Ehre und Sitte überschritten. Mochten ihm auch die Senatoren grollen,

die Menge ergötzte sich an dem Schaugepränge, das er ihr in so reichem Maaße darbot, und theilte das Lustleben, an dem sich seine Seele weidete. Aber sein Leben und seine Regierung hatten auch nicht Eine Lichtseite aufzuweisen, durch welche die Laster und Untugenden einigermaßen verhüllt worden wären. Der Sohn eines Fürsten, dem Weisheit und Erkenntniß über Alles gingen, zeigte von Jugend auf eine Abneigung gegen alles Höhere und Geistige. Er liebte nur die Genüsse der unteren Volksklassen: die Spiele des Circus, die Künste der Gladiatoren, die Kämpfe der wilden Thiere. Während er dem Unterrichte der geschicktesten Lehrer, die der Vater nach Rom berufen, mit Mißmuth und Widerwillen anzuwohnen pflegte, hatte er sich unter der Leitung eines Mohren und eines Parthers eine wunderbare Fertigkeit in der Kunst des Bogenschießens und des Wurfspeerschleuderns erworben. Diese Fertigkeit vor dem Volke zu zeigen, war seine größte Lust. Wie in den Tagen Nero's und Domitian's wurden im Circus und in den Amphitheatern die glänzendsten Schauspiele aufgeführt, die noch dadurch einen neuen Reiz erhielten, daß der Kaiser selbst als Hauptkämpfer in die Arena hinabstieg. Gab er sich anfangs seiner Lust nur in abgeschlossenen Räumen vor den Augen auserwählter Zuschauer hin, so streifte er zuletzt, berauscht durch den Beifall und die Lobpreisungen schmeichelnder Höflinge, alle Rücksichten der Schaam und Ehre ab und zeigte sich vor allem Volke in den öffentlichen Kampfplätzen. Aus allen Weltgegenden, aus Indien und Parthien, aus den Wüsten Arabiens und Aethiopiens wurden fremde Thiere, die zum Theil noch nie in Rom gesehen worden waren, mit unermeßlichen Kosten in die Zwinger der Rundgebäude gebracht, um dann an den festlichen Tagen von dem kaiserlichen Schützen in der Arena erlegt zu werden. Schmeichler priesen ihn als den „römischen Hercules", und dieser Name gefiel dem eiteln Thoren so sehr, daß er sich als solchen auf Münzen abbilden und in Standbildern darstellen ließ, daß zur Seite des Throns Keule und Löwenhaut neben den Insignien der Herrschaft prangten, ja daß er diese Attribute des Göttersohnes neben seinen purpurnen golddurchwirkten Gewändern trug. Aber so weit ging doch die Sucht der Nachahmung nicht, daß er sich dem Kampfe in der Nähe ausgesetzt hätte. Während die Bestien, welche die Behälter zu Hunderten auf einmal ausspieen, über die sandbestreute Bodenfläche hinrasten, war der römische Hercules durch eine Gallerie vor jeder Gefahr geschützt. Seine sicher treffenden Pfeile, vorn wie ein Halbmond gestaltet, konnten die Löwen und Tiger, die Elephanten und Panther mit scharfer Schneide fällen oder den langen Hals der Strauße und Giraffen durchschneiden, ohne daß der moderne Heros von dem verzweifelten Sprunge irgend eines Wüstenbewohners Schaden genommen hätte. Bei den Gladiatorenkämpfen trat er als Secutor mit Helm, Schwert und Schild bewaffnet auf, während sein Gegner nur mit einem Fangnetz und einem Dreizack bewehrt war.

In dieser Kampfart soll er 735mal gesiegt haben. Alle diese glorreichen Thaten,

denen Senat und Volk als Zuschauer anwohnten, und denen nur Pompejanus, der Gemahl der Lucilla, sich zu entziehen wagte, wurden in die Urkunden des Reiches eingetragen, und der Kaiser trieb die Schmach so weit, daß er sich einen übermäßig hohen Gladiatorensold bezahlen ließ, der durch eine neue Besteuerung aufgebracht werden mußte. Ueberhaupt war Commodus erfinderisch in der Beschaffung von Geldsummen zu seinen Verschwendungen. Dio versichert, daß die Senatoren der Hauptstadt, darunter er selbst, sammt ihren Weibern und Kindern dem Kaiser an seinem Geburtstag alljährlich je zwei Goldstücke, die Gemeinderäthe der übrigen Städte je fünf Drachmen als Opfergabe hätten darbringen müssen.

Sein Lasterleben. Commodus stellte übrigens nicht nur den kämpfenden Hercules dar, sondern in noch höherem Grade den in Wollust erschlafften, den Hercules im Dienste der Omphale. Seit dem Volksaufstand gegen Kleander, meldet Herodian, entfernte sich der Kaiser von allen edleren Beschäftigungen und ließ keinen Mann von Bedeutung mehr vor sich. Tag und Nacht war seine Seele in den Banden abwechselnder und zügelloser sinnlicher Lüste. Jeder Vernünftige und wer irgend in gelehrte Bildung auch nur wenig eingeweiht war, wurde als des Hofes geheimer Feind verfolgt: Possenreißer und gaukelnde Darsteller der schändlichsten Dinge hatten den Kaiser ganz in der Gewalt. Was Herodian nur in allgemeinen Zügen andeutet, beschreibt Aelius Lampridius mit einer in Gift getauchten Feder im Einzelnen. Mögen auch die Angaben, daß Commodus sich im Kreise von dreihundert schönen Frauen und Lustknaben aus allen Ständen und Völkern den sinnlichen Begierden mit unbegrenzter Zügellosigkeit hingegeben, daß er Scenen der Schändung aufgeführt, welche jeder Schranke der Natur und Schaam spotteten, aus der Lästerchronik jener Zeit hervorgegangen sein, immerhin sind sie ein trauriger Beweis, daß das römische Leben, wie es in Religion und Bildung aus einer Mischung italischer, griechischer und orientalischer Elemente bestanden, so in den Sitten die Lüste und Laster aller Länder und Nationen in sich aufgenommen hatte, und daß die Entartung zu einer grauenvollen Höhe gestiegen war.

Sein Ausgang. 192. Wie Commodus in Leben und Charakter die meiste Aehnlichkeit mit Domitian hatte, so sollte auch sein Ausgang ein ähnlicher sein. Seine Frevel und Lasterthaten nahmen mit den Jahren zu und steigerten den Volkshaß. Das Bewußtsein dieses Hasses füllte sein wildes Gemüth mit Mißtrauen und mehrte die Zahl der Hinrichtungen. Nicht nur viele Männer von consularischem und senatorischem Range, insbesondere Alle die das Unglück hatten, mit dem Hause der Antoninen in naher oder ferner Verwandtschaft zu stehen, fielen dem todbringenden Argwohn des feigen und blutdürstigen Tyrannen zum Opfer; selbst die Werkzeuge seiner Verbrechen und Laster, selbst die Gegenstände seiner Wollust waren nicht sicher vor seiner Grausamkeit. Es wird erzählt, jene Marcia, die wir oben als Gönnerin der Christen kennen gelernt haben, und die von Commodus fast wie seine Gemahlin gehalten wurde, habe eines Abends auf dem kaiserlichen Ruhebette eine Schreibtafel von Lindenbast entdeckt, worauf

unter mehreren dem Tode geweihten Personen auch ihr eigener Name, so wie der des Kämmerers Eklektus und des Gardehauptmannes Lätus gestanden. Die Bedrohten beschlossen alsbald, durch Ermordung des Kaisers das Verderben von sich abzuwenden. Als der von Marcia bereitete Gifttrank auf die starke Natur nicht rasch genug wirkte, kam ein junger Ringer, Namens Narcissus, dem zögernden Tod zu Hülfe. Unter seinen Händen endete Commodus, der geschickteste Bogenschütze und der schönste Mann in Rom, sein schandbeflecktes Leben, in der Neujahrsnacht von 192 auf 193. Am anderen Tag wollte er dem Senat eine neue Schmach bereiten, indem er im Gewande und in Begleitung der Gladiatoren das Consulat anzutreten beschlossen hatte.

Die Aehnlichkeit der Katastrophe unter Domitian und Commodus ging sogar auf die Nachfolger über; wie dort bei Nerva so sollte auch hier die Wahl des neuen Kaisers die blutige That rechtfertigen. Eklektus und Lätus begaben sich noch in derselben Nacht zu **Pertinax**, einem alten geachteten Senator, der sich vom Sohne eines Holzhändlers aus Ligurien durch seine persönliche Tüchtigkeit zu den höchsten Stellen im Heer und in der Verwaltung emporgeschwungen hatte. Als Pertinax, der bei dem nächtlichen Besuche der gefürchteten Männer den Tod erwartete, nach einigem Bedenken die gefahrvolle Ehre aus den befleckten Händen annahm, eilten sie in das Prätorianerlager und bewirkten durch die überraschende Doppelbotschaft, Commodus sei am Schlagfluß gestorben und Pertinax habe den Thron bestiegen, daß die Leibwache, wie wenig erfreut sie auch über den Regierungswechsel war, dem neuen Herrscher, den sie als einen tapfern Krieger und unbescholtenen Staatsmann kannte, und der jetzt die üblichen Geschenke versprach, mit freudigem Zuruf als Kaiser begrüßte und mit Lorbeerzweigen in den Händen in den Senat geleitete. Hier erregte die Kunde von der Befreiung den größten Jubel. In das Freudengeschrei der Anerkennung und in die Eidschwüre der Treue mischten sich Verwünschungen gegen Commodus, den öffentlichen Feind, den Tyrannen, den Lohnkämpfer. Sein Andenken wurde mit ewiger Ehrlosigkeit gebrandmarkt, seine Standbilder sollten umgestürzt, seine Leiche mit Haken in die Rüstkammer der Fechtersclaven geschleift werden. Mit Verdruß vernahm man, daß das letztere durch die schnelle Beerdigung des Ermordeten nicht mehr ausführbar sei.

Pertinax als Kaiser anerkannt. 193. u. c. 946.

Pertinax bewahrte in der neuen Würde alle die Tugenden, die ihm bisher die Achtung und das Vertrauen der Guten erworben hatten. Ein musterhafter Familienvater, ein wohlwollender Freund aller rechtschaffenen Senatoren, die er gern an seiner einfachen häuslichen Tafel bewirthete, ein gerechter und milder Herrscher schien er ganz geschaffen, den Staat wieder in die Bahn zu lenken, in der er unter Marcus Aurelius so sicher gewandelt. Alle Maßregeln des neuen Kaisers gaben Zeugniß, daß er sich jenen edlen Fürsten, der ihn stets mit so großer Auszeichnung behandelt hatte, zum Vorbild genommen. Alle unschuldig Verbannten und Eingekerkerten wurden in Freiheit gesetzt, ihre Ehre

Seine Regierung und Reformen.

hergestellt, ihr Vermögen zurückgegeben, die Angeber bestraft, der Gerichtsgang in die gesetzliche Ordnung gebracht, der Staatshaushalt geregelt.

Durch die Verschwendung des Commodus war der Staatsschatz so sehr erschöpft, daß die laufenden Ausgaben nicht bestritten werden konnten; dennoch hob Pertinax die von diesem Kaiser eingeführten drückenden Steuern auf und schlug die ungerechten Forderungen des Schatzes nieder, indem er erklärte, „er wolle lieber der Diener einer armen Republik sein und seine Unschuld bewahren, als durch tyrannische und ehrlose Mittel Reichthümer anhäufen". Sparsamkeit und Thätigkeit betrachtete er als die sichersten Quellen des Wohlstandes. Zu dem Zweck setzte er den Aufwand für den kaiserlichen Hofhalt auf die Hälfte herab, verkaufte alle kostbaren Gegenstände und Werkzeuge der Ueppigkeit seines Vorgängers, selbst die Lustknaben und Buhlerinnen, sofern sie nicht freigeboren waren, und traf zweckmäßige Verordnungen für die Hebung des Ackerbaus, des Handels, der Gewerbsamkeit.

Sein Ausgang.

Aber der rasche Reformeifer erweckte dem Kaiser viele Feinde. Lätus, erzürnt, daß er bei dem bejahrten Fürsten nicht den Einfluß erlangte, den er bei Commodus besessen und den er durch seine Verdienste um dessen Erhebung erworben zu haben glaubte, reizte die Prätorianer, die ohnedies die Sparsamkeit und die strenge Disciplin des alten Imperators fürchteten, wider Pertinax auf. Nach zwei vergeblichen Versuchen, einen Gegenkaiser aufzustellen, drang eine Schaar der wildesten Kriegsleute am hellen Mittag, die Waffen in der Hand und Mordlust im Blicke, vor den Palast. Die Wache, in die Verschwörung eingeweiht, und die Diener des alten Hofes öffneten die Thore. Ruhig und entschlossen trat Pertinax den Stürmenden entgegen und mahnte sie an ihren Eid und an ihre Pflicht. Der Anblick des ehrwürdigen Fürsten machte sie einen Augenblick betroffen. Aber der Stoß eines gallischen Waffengenossen setzte ihren Bedenklichkeiten schnell ein Ende. Von zahlreichen Wunden durchbohrt stürzte der Kaiser nieder. Sein blutendes Haupt trugen die Mörder auf einer Lanze im Triumphe nach dem Prätorianerlager, unbekümmert um die Wehklagen des trauernden Volks. Sein Leben hatte Pertinax auf beinahe 67 Jahre, seine Regierung auf 87 Tage gebracht. Sein Eifer, das entartete Volk aus der Gesunkenheit zu erheben und das Gemeinwesen von der Fäulniß zu retten, war die Ursache seines Todes.

Die Prätorianer bieten die Herrschaft feil.

Der Stadtpräfect **Sulpicianus**, ein Verwandter des Kaisers, befand sich gerade im Prätorianerlager, als die Mörder mit dem blutenden Haupte des Pertinax einzogen. Er bewarb sich alsbald um den Thron, große Geldsummen verheißend. Aber ehe noch eine Entscheidung getroffen war, erschien der reiche Senator **Didius Julianus**, ein Nachkomme des Rechtsgelehrten Salvius Julianus (S. 370) und früher Statthalter in mehreren entfernten Provinzen, als zweiter Bewerber vor den Wällen. An reichbesetzter Tafel schwelgend hatte er vernommen, daß im Prätorianerlager die Herrschaft der Welt vergeben werde. Die schmeichelnden Tischgenossen versicherten, daß Niemand derselben würdiger sei als er, und seine Frau und Tochter stimmten bei. Da Julianus

keine anderen Ansprüche geltend zu machen hatte, als sein Gold, so überbot er den Mitbewerber. Die Aussicht auf größeren Gewinn füllte die habgierigen Seelen der Soldaten mit unerhörter Frechheit; sie gingen in der Zügellosigkeit so weit, daß sie den Thron im Aufstrich feil boten. Unterhändler eilten von einem Bewerber zum anderen und trieben die Angebote in die Höhe. Schon hatte Sulpicianus im Lager selbst jedem Soldaten 5000 Drachmen versprochen; aber der vor dem Walle harrende Julianus steigerte die Summe auf 6250 und errang den Preis. Außer dem Gewinn mochte bei den Soldaten auch der Gedanke mitgewirkt haben, Sulpicianus würde die Ermordung seines Verwandten nicht so leicht hingehen lassen als der schwelgerische Julianus. Rasch öffneten sich die Thore; Julianus wurde zum Kaiser ausgerufen und empfing den Eid der Treue. Doch ging der Mitbewerber straflos aus.

Der Senat wagte keinen Widerspruch. Als die Prätorianer in geschlossenen Reihen ihren Erkornen in die Curie führten, begrüßten ihn die Väter der Stadt mit Glückwünschen und Schmeicheleien und übertrugen ihm alle Zweige der höchsten Gewalt. Im Kaiserpalast fand er noch den hauptlosen Leichnam seines Vorgängers und das einfache Mahl. Nach Dio spottete er des letzteren und verbrachte die Nacht bei Schmaus und Würfelspiel; nach Spartianus in sorgenvollem Nachdenken. Hatte er sich zuerst im Kreise jubelnder Freunde betäubt, so mochte ihm später in der Einsamkeit seine gefahrvolle Lage um so schwerer auf der Seele lasten. Beide Angaben können somit ihre Begründung haben. *Didius Julianus zum Kaiser erhoben.*

Julianus hatte alle Ursache zur Sorge. Sein Thron war ohne Stützen; er hatte keine anderen Freunde und Anhänger, als die feilen Genossen alles Glückes und Glanzes. Mochten auch die Senatoren und Ritter ihre wahre Gesinnung unter äußerer Devotion verbergen, so gab das Volk um so offener seinen Unwillen und Ingrimm über die Entehrung des römischen Herrscherthrones durch Schmähungen und Verwünschungen kund; selbst die Prätorianer schämten sich eines Fürsten, der seine Würde nur seinem Gelde und ihrer eigenen Habsucht verdankte. Noch größer war die Entrüstung der auswärtigen Legionen über die dem römischen Namen widerfahrene Schmach und den Uebermuth der Prätorianer. Drei Heere pflanzten daher gleichzeitig in verschiedenen Gegenden die Fahne der Empörung auf, und ihre Anführer, Clodius Albinus in Britannien, Pescennius Niger in Syrien und Septimius Severus in Illyrien, rüsteten sich, den Tod des Pertinax zu rächen und an seine Stelle zu treten, alle drei gleich befähigt und gleich erfahren im Krieg und auch an Zahl der Legionen und Hülfstruppen einander gewachsen, dagegen verschieden an Charakter und Tugend. *Seine Stellung. 193.*

Decimus Clodius Albinus, einem edeln aber verarmten Geschlechte entsprossen, wird beschuldigt, „unter dem philosophischen Mantel der Strenge die meisten Laster verborgen zu haben, welche die menschliche Natur entwürdigen", aber das harte *1. Albinus.*

Urtheil ist aus einer feindlichen dem glücklicheren Nebenbuhler dienstbaren Feder geflossen. Er hatte das Vertrauen des Marc Aurel und seines Sohnes besessen, und die republikanische und vaterländische Gesinnung, die er jetzt in einer Rede vor den Truppen kund gab oder erheuchelte, erwarb ihm viele Freunde. Das Glück und den Ruhm Roms zur Zeit des Freistaats preisend sprach er den Entschluß aus, dem Senat und Volke die alten Rechte zurückzugeben. Dies sei der Zweck seiner Schilderhebung gegen Julianus. Sein Vorbild war Galba; wie dieser enthielt er sich des Ehrennamens Augustus und Imperator, auch als er von seinen Legionen zum Kaiser ausgerufen war. Von dem Senat wollte er seine Würde empfangen.

2. Pescennius Niger. War die römische Welt über den Charakter des Albinus getheilter Meinung, so stand dagegen Gaius Pescennius Niger, trotz seiner dunkeln Herkunft, in allgemeiner Achtung. Als Statthalter der wichtigen Provinz Syrien wußte er sich in gleichem Maaße die Anhänglichkeit der Legionen wie die Liebe der Beherrschten zu erwerben; jenen imponirte er durch seine Mannszucht und seine kriegerische Tapferkeit, diese entzückte er durch sein leutseliges Wesen und seine Theilnahme an ihren prachtvollen Festen und Belustigungen. Das ganze Morgenland wünschte seine Erhebung; die Könige im Osten boten ihm Huldigung und Hülfe an; selbst in Rom hatte man die Blicke auf ihn gerichtet.

3. Septimius Severus. Aber während Pescennius in dem üppigen Antiochien seine Zeit vergeudete, gewann der dritte Bewerber, der unternehmende Lucius Septimius Severus, Statthalter der rauhen Donauländer, den Vorsprung. Geboren in Afrika von einer römischen Ritterfamilie, hatte er den langsamen Weg durch die Stufenfolge der römischen Magistraturen bis zur höchsten Feldherrnwürde durchwandert, tief in der Seele den brennenden Ehrgeiz bergend, „der von seinem Ziele weder durch die Lockungen der Wollust, noch durch Furcht vor Gefahr, noch auch durch die Gefühle der Menschlichkeit abgelenkt werden konnte". Jetzt schien der Zeitpunkt der Erfüllung gekommen, den ihm Zeichen und Träume lange verkündet. Denn bei ihm war wie bei Marius Aberglauben und Politik innig verbunden.

Sept. Severus gewinnt den Thron. Julian's Ausgang. 193. Kaum war Septimius Severus von den Legionen als Imperator begrüßt worden, so beschloß er auf Rom loszurücken, wohl einsehend, daß der Erfolg seines Unternehmens von der Schnelligkeit der Ausführung abhänge. Er beschleunigte den Marsch über die julischen Alpen auf alle Weise. Die pannonischen Truppen, an strengen Kriegsdienst und abhärtende Lebensweise gewöhnt, folgten muthig dem kühnen Führer, der sie durch sein eigenes Beispiel, durch ermunternden Zuspruch und durch große Verheißungen des zu erwartenden Lohnes zur Eile antrieb. Die Kunde von seiner Annäherung erfüllte Julianus und seine Anhänger mit Furcht und Besorgniß. Während Senat und Volk sich heimlich freuen mochten, daß den unwürdigen Thronkäufer und die übermüthige Leibwache bald die Rache erreichen würde, rüsteten diese zur Gegenwehr. Aber die schwankende Haltung des Kaisers, der die widersprechendsten Entschlüsse faßte und wieder verwarf, und die bleichen Gesichter der Prätorianer, die nun die üppigen Genüsse der Bäder und Theater mit den Gefahren und Mühen des Krieges vertauschen sollten, waren deutliche Beweise, wie wenig Vertrauen sie in einen glücklichen Ausgang hatten. Furcht und Schaam hielt die Prätorianer anfangs bei Julian; als aber Severus, der sich nicht durch

Unterhandlungen aufhalten ließ und gegen die Nachstellungen abgesandter Meuchelmörder durch die Wachsamkeit seiner Getreuen geschützt war, sich der Stadt auf zwei Tagereisen näherte und durch Sendlinge bekannt machte, daß er die Ermordung des Pertinax nicht der ganzen Garde anrechnen, sondern die That vergeben würde, wenn sie von dem unwürdigen Herrscher ließen und die Hauptschuldigen auslieferten, da änderten sie rasch ihren Sinn. Sie ergriffen die Häupter der Verschwörung gegen Pertinax und erklärten dem Senat, daß sie die Sache Julian's nicht länger vertheidigen würden. Damit war das Schicksal des eiteln Fürsten entschieden, der seine Schätze aufgewendet hatte, um sich eine sorgenvolle freudenleere Regierung von sechsundsechzig Tagen zu erkaufen. Während eine angesehene Gesandtschaft sich zu Severus begab, um ihn im Namen des Senats und Volkes zur Uebernahme des Thrones einzuladen, drang eine Schaar Bewaffneter in den Palast, um im Auftrag des grollenden Rathes den sechzigjährigen Kaiser wie einen gemeinen Verbrecher zu tödten. In einem entlegenen Gemache von den Mördern betroffen, fiel er unter 2. Juni 193.
ihren Streichen.

2. Septimius Severus und sein Haus.

Die erste Handlung des neuen Herrschers war die Züchtigung der Präto- Sept. Severus.
rianer. Nachdem er die ausgelieferten Hauptschuldigen mit dem Tode bestraft, 193–211. u. c. 946 bis
gebot er den übrigen ohne Waffen auf einer Ebene seiner Ankunft zu harren. 964. Die Präto-
Demüthig gehorchte die stolze Garde. Als eine auserlesene Mannschaft der rianergarde entlassen.
illyrischen Truppen sie im Kreise umstellt hatte, die Lanzen zum Kampfe eingelegt, trat der Kaiser in ihre Mitte, und mit strengen Worten ihre Feigheit und Treulosigkeit rügend entließ er sie schimpflich des Dienstes und verbannte sie bei Todesstrafe aus der Hauptstadt und der Umgegend. Zugleich bemächtigte sich eine andere Abtheilung des Lagers und der Waffen. Die glänzende Leichenfeier, die Severus darauf dem längst begrabenen Pertinax veranstaltete, war der Schluß der Rache und Sühne, und die Lobrede, die er selbst mit klugen und geschickten Worten dem Andenken des tugendhaften Fürsten hielt, die letzte Huldigung für den Senat, der in dem Heimgegangenen das Ideal eines Kaisers nach seinem Herzen erblickte. Aber die große Anzahl bewaffneter Krieger in der Hauptstadt war ein deutliches Zeichen, daß Severus nach anderen Grundsätzen zu herrschen gedächte, als Pertinax, daß er nicht den Senat, sondern das Heer als die Quelle und Stütze seiner Macht ansehe. In dem überschwenglichen Lobe, das Dio, damals im Senat, dem Charakter und den edeln Eigenschaften des Pertinax zollt, ist zugleich der Aerger der ganzen Körperschaft ausgesprochen, daß der neue Kaiser andere Wege ging.

Der Kaiserthron war ein unsicherer und wankender Besitz, so lange noch

Severus besiegt seine Gegner. 193—197. im Osten und Westen kriegskundige Feldherren mit gleichen Ansprüchen an der Spitze zahlreicher Heere standen. Septimius Severus traf daher sogleich Anstalten zum Kampf gegen die Mitbewerber. Zum Glück für ihn kam es bei den Gegnern, die ihm beide an Macht, Geschicklichkeit und Erfahrung nicht nachstanden, zu keinem Einverständniß; und da er außer seiner Schnelligkeit und seinem Glück auch noch die Anerkennung seiner Herrschaft durch Senat und Volk für sich hatte, und mit den Waffen des Kriegers die List und Verstellung des Staatsmannes verband, so fiel ihm zuletzt der Sieg zu. Sein erster Feldzug war nach Osten gerichtet, wo Pescennius Niger vom Euphrat bis nach Byzanz Alles für sich hatte. Um den Schein eines Bürgerkrieges von sich abzulenken, gab Septimius als Zweck an, er wolle die Provinzen des Morgenlandes in Ordnung bringen, und suchte zugleich durch die Versicherung freundschaftlicher Gesinnungen und Absichten und durch Beweise aufrichtigen Vertrauens den Albinus treuherzig zu machen, damit er nicht während seiner Abwesenheit die britische Insel verlasse und nach Italien ziehe. Er begrüßte ihn in Zuschriften als „Cäsar" und machte ihm Hoffnung auf die Nachfolge. Auch mit Niger brach er nicht ganz die Brücke der Verständigung ab. Als schon die Heere sich im Kampfe mit einander gemessen, überhäufte Severus die Gattin und die Kinder seines Gegners in Rom — denn Commodus pflegte die Familien der Statthalter gleichsam als Geiseln in der Hauptstadt zurückzuhalten — mit Wohlthaten und Freundlichkeiten und behandelte sie auf gleichem Fuß mit seinen eigenen Angehörigen. Als aber die syrischen Legionen in mehreren
193—195. Schlachten am Hellespont und bei den kilikischen Pässen den abgehärteten pannonischen Truppen des Severus erlagen und Pescennius Niger nach dem letzten unglücklichen Treffen bei Issus auf der Flucht erschlagen ward, da ließ Severus die Maske fallen. Nicht nur daß er die Gattin und Kinder des unglücklichen Mitbewerbers unbarmherzig tödten ließ; er hatte schon zuvor eine Gesandtschaft an Albinus abgeordnet, die demselben ein schmeichelhaftes, in den herzlichsten Ausdrücken abgefaßtes Schreiben überbringen sollte, zugleich aber den Auftrag hatte, denselben unter dem Vorwande einer geheimen Unterredung bei Seite zu locken und zu durchbohren. Die Absicht wurde jedoch verrathen; Albinus entging den Dolchen der Mörder und beschloß nun, sich nicht länger hinhalten zu lassen, sondern Rache zu nehmen an dem falschen und heuchlerischen Nebenbuhler. Darüber war aber die beste Zeit verstrichen; als der leichtgläubige Feldherr mit seinem britischen Heere in Gallien landete, war der syrische Bewerber bereits dem Geschicke erlegen. Und wie wenig Severus im Stande gewesen wäre, seinen vereinten Gegnern zu widerstehen, bewies der hartnäckige
197. und blutige Kampf, den er mit Albinus allein in der Ebene von Trinurtium (j. Trevoux), einige Meilen von Lyon, zu bestehen hatte. Schon neigte sich der Sieg auf die Seite des britischen Statthalters, als es dem kriegerischen Severus noch gelang, die wankenden Reihen seiner illyrischen Legionen wieder zum Stehen

zu bringen und eine günstige Entscheidung herbeizuführen. Aber der Kern der römischen Heere fand in dieser entsetzlichen Schlacht seinen Untergang. Die ganze Ebene war mit Leichen und Verstümmelten überdeckt und das Blut floß in Bächen der Rhone zu. Die Lücken wurden größtentheils durch Barbaren ausgefüllt. Albinus theilte das Schicksal des Niger. Auf der Flucht vom Schlachtfeld entdeckt, blutete er unter den Waffen der Verfolger. Sein Haupt wurde auf einer Lanzenspitze dem Severus überbracht und von diesem mit einem vorwurfsvollen Schreiben an den Senat nach Rom geschickt. Den Rumpf, so wie die Leichen seiner ermordeten Gattin und Söhne ließ der rauhe Sieger in die Rhone werfen. Lätus, der sich in der Schlacht zweideutig benommen hatte, um aus der Niederlage des Einen oder Anderen für sich selbst Vortheil zu ziehen, wurde von Severus gegen die Parther geschickt, wo er bald auf dessen Veranstaltung seinen Tod fand.

Mit dem Untergang der Führer war aber die Rache des strengen Gebieters nicht gestillt. Auch die Provinzen und Städte sollten dafür büßen, daß das Schicksal sie auf die Seite der minder glücklichen Bewerber gestellt hatte. Vor Allen hatte sich Byzanz durch Anhänglichkeit an die Sache Niger's ausgezeichnet. Eine der reichsten und blühendsten Städte jener Zeit und durch Lage und Befestigungswerke unüberwindlich, war sie gleich anfangs von dem syrischen Prätendenten als Hauptstützpunkt angesehen und mit den zuverlässigsten Besatzungstruppen ausgerüstet worden. Severus hatte sie vergeblich zu erstürmen gesucht. Als alle Angriffe an der Festigkeit der Mauern und an der Tapferkeit der Truppen scheiterten, schloß er sie von der Land- und Seeseite ein und eilte dann mit dem übrigen Heer zum Kampfe fort. Nach dem Falle Niger's warfen sich die entschlossensten und muthigsten seiner Unterfeldherren und Krieger in die belagerte Stadt und belebten durch ihren Zuspruch und ihr Beispiel den Widerstand. Bei der bekannten Strenge Severs ohne Hoffnung auf Rettung und Gnade, kämpften sie mit dem Muthe der Verzweiflung. Drei Jahre dauerte die Belagerung von Byzanz, bei der sich vor Allen Dio's Landsmann Priscus, ein geschickter Maschinenbauer und Kriegsingenieur, durch Umsicht und Tapferkeit hervorthat. Selbst Severus konnte nicht umhin, dem heldenmüthigen Vertheidiger Bewunderung zu zollen, so daß, als die Stadt endlich dem Hunger erlag, er allein vor den Augen des Siegers Gnade fand, weniger aus Menschlichkeit oder Großmuth, als weil der Kaiser sich eines so kriegskundigen und talentvollen Mannes gegen seine übrigen Feinde zu bedienen wünschte.

[Randnotizen: Schicksal von Byzanz. — 194–197.]

Die Thaten und Leiden der Byzantier während der langen Belagerung sind ein sprechender Beweis, daß der Kriegsmuth Roms noch nicht gebrochen war. Selbst Dio's trockene und schwunglose Natur nimmt bei der Schilderung von dem blühenden Zustande der Stadt und von dem Heldenmuth und der Ausdauer der Besatzung und Bürgerschaft einen höheren Flug; und mit einem Gefühl der Wehmuth erzählt er, wie der strenge Sieger die herrliche Stadt der Verödung preisgegeben und das Reich seines

stärksten Bollwerks gegen die Barbaren des Pontus und Asiens beraubt habe*). Nach der Uebergabe der ausgehungerten Stadt wurden die Obrigkeiten und Soldaten niedergehauen, die Mauern und Thürme geschleift, die Rechte und Privilegien aufgehoben und die ehemalige Weltstadt der Gerichtsbarkeit der Perinthier unterworfen. Aber die Geschicke der Welt werden von einer höheren Macht gelenkt. Nach einem Jahrhundert stieg Byzanz wie ein Phönix verjüngt aus der Asche zu größerer Herrlichkeit empor. — Auch Antiochia, die üppige und witzige Stadt, wurde wegen ihrer Ergebenheit für Niger mit dem Verluste ihrer Freiheit bestraft; doch wendete ihr der Kaiser bald wieder seine Gnade zu.

Strenge des Kaisers in Gallien u. a. O.

Und nicht blos die reichen Städte und Landschaften des Morgenlandes strafte Severus an Ehrenrechten und an Gut und brachte von Nisibis aus den Parthern den Namen Roms von Neuem ins Gedächtniß; auch Gallien und Britannien litten unter der harten Hand des Siegers; viele angesehene Provinzbewohner wurden mit Tod, Verbannung und vor Allem mit Güterverlust belegt, nur weil sie in einem ihnen fremden und gleichgültigen Streit den nahen Herrscher dem fernen vorgezogen; Britannien wurde außerdem in zwei Provinzen getheilt, weil ein einziger Statthalter in dem entlegenen Insellande zu gefährlich schien.

Severus wüthet gegen den Senat.

Der Senat hatte sich bisher sehr zurückhaltend benommen und unter den drei Bewerbern dem Severus am wenigsten Theilnahme gezeigt. Dio selbst gesteht, daß sich die Senatoren während des Krieges ruhig (neutral) verhalten hätten, außer wer schon für den Einen oder Anderen offen Partei genommen und mit diesem Gefahren und Hoffnungen theilte. Diese Abneigung oder schwankende Haltung war dem Severus nicht entgangen, so sehr auch die Servilität jede Kundgebung der wahren Gesinnung unterdrückte, und die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. In dem blutigen Haupte des Albinus konnten Viele ihr eignes Schicksal errathen. Spartianus zählt einundvierzig senatorische Namen auf, die durch Severus den Tod erleiden mußten; „und dieser Mörder so erlauchter Männer," fügt er mit Unwillen bei, „von denen viele Consuln, viele Prätoren, alle vom höchsten Stande gewesen, wird in Afrika als ein Gott verehrt!" Den meisten folgten ihre Frauen, Kinder und Clienten in den Tod. Ein solches Verfahren hielt Severus für das einzige Mittel, dem Volke Frieden und den Fürsten Sicherheit zu geben. In einer Rede vor dem Senat äußerte er, daß Commodus der rechte Kaiser für sie gewesen wäre, denn Leute, die weder

*) Cassius Dio 74, 12. Als Alles in der Stadt aufgezehrt war, und ihre Aussichten und Hoffnungen sehr zusammenschwanden, so hielten die Einwohner, obwohl in großer Noth und von allem Verkehr nach Außen abgeschlossen, dennoch aus, verwandten die Balken von ihren Häusern zu Schiffen und die Haare ihrer Frauen zu Seilen und warfen, wenn die Feinde stürmten, Steine von ihren Theatern und Pferde und ganze Bildsäulen von Erz auf sie herab. Als es ihnen aber auch an ordentlicher Nahrung gebrach, weichten sie Leder ein, um es zu verzehren. Als auch dieses aufgezehrt war, so ersah sich die Mehrzahl eine Zeit, da ein heftiger Sturm wüthete, so daß sich Niemand auf die See wagte, und fuhr aus, um entweder umzukommen oder sich Brod zu verschaffen. Sie landeten nun unverhofft und plünderten Alles, was sie fanden. Die Zurückgebliebenen entschlossen sich zu dem Schrecklichsten, was sich denken läßt: als nämlich ihr Hunger aufs Aeußerste stieg, fielen sie über einander her und zehrten sich auf.

Treue noch Ehrgefühl besäßen, bedürften einer Zuchtruthe. Seine Politik ging dahin, das senatorische Mitregiment zu beseitigen und durch einen militärischen Cäsarismus zu ersetzen. Zugleich faßte er eine Gleichstellung der Provinzen mit Rom und Italien ins Auge und zeichnete die kaiserlichen Beamten durch neue Ehrentitel aus. Der von ihm eingeführte „Kaiserpurpur" wurde seitdem der stehende Herrscherschmuck. In dem ganzen Thun des Severus weht bereits der Geist der absoluten Monarchie.

Aber wenn gleich Severus den Commodus für seinen Bruder erklärte und nach Art aller Autokraten und Militärherrscher die vornehmen Stände, die senatorischen Geschlechter und Beamtenfamilien, mit Mißtrauen betrachtete und zu erniedrigen und zu schwächen suchte, so ragte er doch weit an Tugend und männlicher Kraft über Commodus hervor. Die Volksbelustigungen im Circus und Amphitheater wurden zwar auch von Severus keineswegs vernachlässigt und die unermeßlichen Geldsummen, die ihm aus den umfassenden Güterconfiscationen und Vermögensstrafen zuflossen, setzten ihn in Stand, in großartigen und glänzenden Spielen mit seinem Vorgänger zu wetteifern; aber seine Regierungsthätigkeit und kaiserliche Fürsorge erstreckte sich auch auf edlere Gegenstände. Er fand Geschmack an Bauwerken; durch freigebige Vertheilung von Getreide und Lebensmittelvorräthen gewann er sich die Zuneigung der unteren Volksklassen; die Rechtspflege wurde unter ihm mit eben so viel Umsicht und Scharfsinn als Gerechtigkeit und Unparteilichkeit verwaltet, denn er selbst war in seiner Jugend Rechtsgelehrter und Anwalt gewesen und bis an seinen Tod blieb die Jurisprudenz neben dem Kriegswesen seine liebste Beschäftigung; die Provinzen erholten sich unter den Segnungen des Friedens und der Ordnung, welche die Furcht vor seinem strengen starken Willen allenthalben zurückführte, mehrere Städte wurden mit Freiheiten und Rechten ausgerüstet, so daß sie den Kaiser als ihren Wohlthäter und zweiten Gründer verehrten und in öffentlichen Denkmälern ihren Dank aussprachen.

Regierung im Innern.

Aber trotz dieser einzelnen Lichtseiten war die Regierung des Severus das Grab der Freiheit und republikanischen Verfassung. Eine rauhe Soldatennatur, im Lager und Zelte gealtert, hatte er nur Liebe für das Heer und Kriegsleben. Während er den Senat, „der seine Person verabscheute und vor seinem Zorne bebte", mehr und mehr erniedrigte, alle Männer von Bildung, Charakter und Herkommen aus seiner Mitte entfernte und die Lücken mit servilen Schmeichlern von glatter Rede und geschmeidigem Wesen ausfüllte, suchte er die Soldaten durch Geschenke, Solderhöhung und persönliche Auszeichnung an sich zu fesseln und übersah die wilden Ausbrüche des Uebermuths, der Zuchtlosigkeit, der Brutalität. Nicht nur, daß er die aus allen Völkern und Ständen gebildeten Legionen fortwährend verstärkte und durch Gunstbezeugungen in ihrem militärischen Stolze ermunterte; er stellte auch die Kaisergarde in vergrößerter Zahl wieder her und machte den Dienst in derselben durch Erhöhung

Die neue Prätorianergarde.

ihres Ranges und Soldes zum Gegenstand des militärischen Ehrgeizes. War die Prätorianerwache, größtentheils aus der schmucken Jugend Italiens und der nahegelegenen Provinzen ausgehoben, bisher mehr zur Erhöhung der Kaiserpracht und zur Parade als zum Waffendienst verwendet worden und hatte in dem müßigen Lagerleben sich in demselben Grade den Freuden und Genüssen der üppigen Hauptstadt ergeben als sie sich der Gefahren und Mühen des Krieges entwöhnte, so traf jetzt Severus die Einrichtung, daß die Kaisergarde aus den Soldaten der Grenzlegionen zusammengesetzt werden sollte, welche sich durch Stärke, Tapferkeit und Treue besonders hervorgethan hätten, und bewirkte somit, daß die Aufnahme in dieselbe als Ehre und Belohnung angesehen ward. Ein solcher Heerkörper von 50,000 Mann auserlesener Krieger aus allen Ländern und Völkern war ein dienliches Werkzeug zur Begründung eines Militärdespotismus und einer absoluten Zwingherrschaft, wie sie dem stolzen und unbeugsamen Sinn eines Severus zusagte. Mit dieser Machtvergrößerung der Leibwache stieg naturgemäß auch die Bedeutung und das Ansehen ihrer Befehlshaber, daher von der Zeit an der erste Präfect den nächsten Rang nach dem Kaiser hatte und die erste Stimme im Staatsrathe führte. Nicht blos das Heerwesen, auch Justiz und Verwaltung standen unter seiner Obhut und Leitung.

Plautianus. Zehn Jahre lang bekleidete **Plautianus** diesen einflußreichen Posten, ein Mann, der an Habsucht, Erpressung und Willkür, an Grausamkeit und Lasterhaftigkeit alle seine Vorgänger überbot und dennoch wegen seiner Hingebung und Förderung der kaiserlichen Politik sich der unwandelbaren Gunst und Gnade seines Gebieters zu erfreuen hatte. Die von Dio erzählte Gewaltthat, daß er einst hundert Freigeborne habe entmannen lassen, damit seine Tochter bei ihrer Vermählung mit dem ältesten Sohne des Kaisers nach Art orientalischer Königinnen von einer Schaar Eunuchen umgeben sei, ist ein schrecklicher Beweis, bis zu welchem Grade von Gewaltsamkeit Plautianus seine Machtstellung mißbrauchte. Endlich gelang es einer Hofintrigue auf Grund einer angeblichen Verschwörung den gewaltigen Mann zu stürzen. Er wurde
203. im Palaste von seinem eigenen Schwiegersohn M. Antoninus (Caracalla) vor den Augen des Kaisers ermordet. Das abgeschlagene Haupt schickte der Mörder darauf seiner Gemahlin und Mutter, um durch den Anblick die Eine zu kränken, die Andere zu erfreuen. Nur mit innerem Widerstreben hatte Severus die That zugelassen. Denn Plautianus war der erste, der durch seine Rücksichtslosigkeit die kaiserliche Machtvollkommenheit auf die höchste Spitze führte, der den letzten Schatten republikanischer Formen vernichtete und das neue Staatsrecht begründete, „daß die kaiserliche Macht nicht auf Uebertragung, sondern auf unwiderruflicher Verzichtleistung des Senats beruhe; daß der Kaiser über alle Schranken der Gesetze erhaben sei, mit dem Leben und Vermögen der Unterthanen nach Willkür schalten und über das Reich wie über sein Privatgut verfügen könne". Auf dieser Höhe erscheint die Kaisermacht bei den berühmten Juristen, die unter dem Herrscherhaus des Severus blühten, einem Papinian, Paulus und Ulpian.

Der parthische Feldzug. 198—202. Ueber den inneren Anliegen verlor indessen Severus den Krieg an den Reichsgrenzen nicht aus dem Auge. Nach dem Sieg über Niger hatte er in

Nisibis eine Statthalterschaft gegründet, deren Gebiet größtentheils aus parthischem Eigenthum bestand. Er wollte sich dadurch für die seinem Mitbewerber geleistete Hülfe rächen. Kaum hatte er jedoch das Morgenland verlassen, um seine Waffen nach Gallien zu tragen, so rückten die Parther vor die römische Festung, stießen aber bei der von Lätus befehligten Besatzung auf so hartnäckigen Widerstand, daß sie unverrichteter Dinge abziehen mußten. Nun erschien Severus zum zweiten Mal im Oriente, begleitet von einem flüchtigen Bruder des Partherkönigs Vologeses IV. Während ein Theil der Truppen sammt dem Gepäcke auf kleinen Fahrzeugen, die er am obern Euphrat hatte bauen lassen, stromabwärts fuhr, zog er selbst mit dem Kern des Heeres am Ufer des Flusses hin, eroberte Ktesiphon, die auf den Trümmern Babylons und Seleucias emporgestiegene neue Hauptstadt Parthiens, und verpflanzte viele Einwohner in entlegene Gegenden. Darauf ließ Severus den „Königskanal", der in der Gegend von Seleucia die beiden Ströme verband, aber versandet war, reinigen und fahrbar machen, damit die Schiffe in den Tigris geschafft und der Rückzug nach Nisibis längs dieses Flusses aufwärts bewerkstelligt werden könnte; denn am Euphrat waren Lebensmittel, Futter und Brennmaterial erschöpft. Auf diesem Marsch belagerte der Kaiser die reiche und feste Stadt Hatra, die auf einer Felsenhöhe mitten in der Wüste gelegen große Schwierigkeiten darbot, wie schon Trajan erfahren (S. 276); aber als Mittelpunkt des Karavanenhandels mit vielen Kaufmannsgütern versehen und als Hauptstadt eines unabhängigen Fürsten, der auf Seiten des Pescennius Niger gestanden, reizte sie zugleich die Habgier der Soldaten und die Rachsucht des Kaisers. Das Unternehmen schlug aber fehl. Wenn es auch dem geschickten Vertheidiger von Byzanz, Priscus, gelang, seine Kriegsmaschinen in die Nähe der Stadt zu bringen, wo sie vor dem Feuer der Feinde geschützt als Stützpunkte der Stürme und Angriffe dienten; der Kaiser selbst hemmte im entscheidenden Augenblick die Erstürmung, besorgt um die im Tempel des Sonnengottes geborgenen Schätze und in der Hoffnung, die Einwohner würden, um einem härteren Schicksale zu entgehen, sich freiwillig ergeben. Er täuschte sich jedoch; und als am anderen Tag der Sturm von Neuem beginnen sollte, weigerten die europäischen Truppen den Gehorsam, die asiatischen aber wurden zurückgeschlagen. Die Zuchtlosigkeit hatte sich von der Prätorianergarde auch zu den Legionen an den Grenzen verbreitet. Es war Zeit, daß durch Severus die Zügel der Disciplin fester gezogen wurden.

Nach einem längeren Aufenthalt in Syrien und Aegypten kehrte Severus aus dem Orient nach Rom zurück, wo ihm zur Verherrlichung seiner Kriegsthaten in Mesopotamien Senat und Volk den Triumphbogen errichten ließ, der noch jetzt am Eingang des Forums zu sehen ist. Er war reich geschmückt und prachtvoll; dennoch geben die noch erhaltenen Reste Zeugniß von dem Verfall der Kunst. Die Technik ist handwerksmäßig, die Reliefgestalten ohne Leben und

Triumphbogen. Feldzug nach Britannien. 208–211.

Ausdruck. Nach einigen Jahren unternahm der bejahrte, in seiner Energie noch ungebrochene Kaiser abermals einen Feldzug nach Britannien. Begleitet von seinen beiden Söhnen Antoninus (Caracalla) und Geta, die er den Lüsten und Verführungen der Hauptstadt zu entziehen wünschte, überstieg er trotz seiner Gichtleiden die Hadriansmauer, um die Picten und Scoten, die kriegerischen Bewohner des gebirgigen Caledoniens, zur Unterwerfung zu bringen oder doch ihren verheerenden Einfällen in das römische Provinzland zu wehren. Auch auf diesem mühevollen Feldzuge nach den entlegenen Hochlanden beurkundete Severus seine kriegerische Natur. Er ließ Wälder lichten, Knüppeldämme über Sümpfe aufführen, Ströme ableiten und drang bis zum nördlichen Ende der Insel vor. Aber der Widerstand der Feinde, verbunden mit der Strenge des Klimas und den Beschwerden des rauhen Winters war dem römischen Heer verderblich. Hatte der Kaiser, empört über den Bruch eines Vertrages, in der Hitze des Zornes geschworen, das ganze Volk auszurotten, so gab er nach einem Kriege, der über 50,000 Römern das Leben gekostet haben soll, den Gedanken auf, die römische Herrschaft den Bewohnern des nebeligen Berglandes aufzulegen. Er räumte vielmehr den unter Antoninus Pius dem Reiche beigefügten nördlichen Landstrich und ging wieder auf die von Hadrian gezogene südlichere Grenze zurück, bemüht durch Herstellung des Erdwalls und durch neue Mauern und Schanzwerke den Raubzügen der Söhne des Gebirges für die Zukunft eine Schranke zu setzen.

Sever's Ausgang. 211. Von diesem Feldzuge kehrte Septimius Severus nicht mehr zurück. So Vieles ihm im Leben gelungen war, seine Seele war verdüstert und sein Herz unbefriedigt. Glück und Verdienst hatten ihn aus einer geringen Stellung zum ersten Rang unter allen Menschen erhoben; und doch war er am Ende seines Daseins so sehr von Kummer und Leiden gebeugt, daß er mit dem Gedanken umging, seinem Leben durch Gift ein Ende zu machen. Der geringe Fortgang seiner Waffen und manche Unfälle im Krieg, die körperlichen Schmerzen, vor Allem aber die häuslichen Sorgen und das bittere Gefühl der Reue über so manche Handlung der Leidenschaft trübten die letzten Tage seiner Herrschaft.

Caracalla, Geta u. Julia Domna. Severus hatte zwei Söhne, **Marcus Aurelius Antoninus** (bekannt unter dem vom Volk ihm gegebenen Beinamen **Caracalla**) und **Publius Septimius Geta**. Den ersteren hatte er schon 198 n. Chr. zum gleichberechtigten Mitherrscher (Augustus) ernannt. Im Jahre 209 verlieh er dieselbe Würde auch dem jüngeren. Aber diese Auszeichnung brachte die Feindschaft beider Brüder, die sich von Kindheit an gehaßt hatten, zu offenem Ausbruch. Dem Vater hatten die Söhne schon seit Jahren, sowohl durch ihren unversöhnlichen Widerwillen gegen einander, als durch ihren lasterhaften Lebenswandel und ihre rohe Gemüthsart viel Herzeleid verursacht. Dio sagt, sie hätten in Frevelthaten mit einander gewetteifert; sie hätten Frauen entehrt, Knaben zu schnöder Lust mißbraucht, mit Gladiatoren und Wagenlenkern Freundschaft geschlossen und auf jede Weise Geld erpreßt; ja Caracalla ward beschuldigt, er habe jedes Aufschubs und jeder Theilung der Herrschaft überdrüssig, dem Vater mehrmals

nach dem Leben getrachtet und sich bestrebt, das Heer zum Abfall zu bringen. Auch Julia Domna, die kaiserliche Gemahlin, hochgefeiert wegen ihrer Schönheit und geistigen Begabung, genoß nicht des besten Rufes in Bezug auf Keuschheit und Sitte. Eine junge Syrerin aus Emesa, war sie von dem den eiteln Studien der Magie, der Wahrsagerei und Traumdeutung abergläubisch ergebenen Severus auf glückverheißende astrologische Zeichen hin zur zweiten Gattin gewählt worden; aber ihre liebenswürdigen Eigenschaften machten auf den finsteren und eifersüchtigen Eheherrn eben so wenig einen tieferen Eindruck als ihr feiner gebildeter Geist, in welchem lebhafte Phantasie mit Schärfe des Urtheils und kluger Ueberlegung verbunden war. Wir haben sie oben als die Gönnerin der Philosophen und der Männer der Wissenschaft kennen gelernt, in welcher das sinkende Heidenthum noch eine feste Stütze hatte. Aber wie sehr auch die dankbare Schmeichelei der Gelehrten, die ihren Musenhof bildeten, ihre glänzenden Eigenschaften preisen mochten, in ihren Sitten scheint sie die echte Tochter ihrer syrischen Heimath geblieben zu sein.

Die Gemüthsunruhen des Kaisers, verbunden mit den Gichtleiden, beschleunigten seinen Tod. „Alles war ich und nichts hat es genützt!“ sprach er in den Tagen, die seinem Ende vorangingen, von der Nichtigkeit aller irdischen Macht und Größe erfüllt. Er hatte oft die falsche Milde des Marcus Aurelius gegen seinen unwürdigen Sohn getadelt; jetzt erfuhr die Welt auch an ihm, „wie leicht die Strenge des Richters vor der Liebe des Vaters schmelze“. Nachdem er seine Söhne, welche nach seinem Willen das Reich gemeinschaftlich regieren sollten, zur Eintracht ermahnt und sie dem Heere empfohlen hatte, starb er zu Ebora- 4. Febr. 211.
cum, dem heutigen York im nördlichen England, im fünfundsechzigsten Jahre seines Alters, nach einer achtzehnjährigen glorreichen Regierung. Nach der Ueberlieferung soll der Senat bei der Todesnachricht in die Worte ausgebrochen sein: „Severus hätte entweder nie geboren werden oder nie sterben sollen.“ Es war das bange Vorgefühl der kommenden Dinge.

Die Legionen in Britannien ehrten den Willen des Verstorbenen und riefen, dem Andringen Caracalla's widerstehend, beide Söhne als Kaiser aus. Sie verließen alsbald das ferne Land, um in Rom das Leichenbegängniß und die Apotheose des Vaters zu besorgen und von Senat und Volk die Huldigung entgegenzunehmen. Aber schon auf der Reise durch Gallien und Italien trat die Feindschaft so sehr zu Tage, daß jeder vor den Nachstellungen des anderen sich aufs Sorgfältigste schützte. In Rom theilten sie sich in die weiten Räume des Kaiserpalastes und schlossen alle Zugänge vorsichtig ab. Wenn sie sich öffentlich sahen, waren sie von zahlreichen Bewaffneten umgeben. Man schlug eine Theilung des Reiches in den Westen und Osten vor, aber dieser Gedanke war damals dem römischen Volke noch zu fremdartig. Auch sagte er dem Ehrgeiz und der Herrschsucht des leidenschaftlichen Caracalla nicht zu. So ging ein banges Jahr vorüber. Da faßte der ältere Bruder den frevelhaften Vorsatz, sich durch Mord die Alleinherrschaft zu erwerben. Auf Bitten der tiefbekümmerten Mutter ließ er sich bewegen, in ihren Zimmern mit dem Bruder eine Zusammenkunft zu Frieden und Versöhnung einzugehen. Inmitten der Unter-

Caracalla. 211–217. u. c. 964 bis 970.

Die gemeinschaftliche Herrschaft und der Brudermord.

redung stürzten einige Bewaffnete, die Caracalla zu verbergen gewußt, auf Geta los. Dieser suchte Zuflucht bei der Mutter, die ihre Arme um ihn schlang; als die Mörder bei diesem Anblick zu zaudern begannen, ermunterte und unterstützte sie der Kaiser in dem blutigen Werke, und Geta sank unter ihren
27. Febr. 212. Streichen zu Boden. Verstörten Antlitzes eilte Caracalla in das Prätorianerlager, um die Garde, die dem geraden und offenen Geta mehr ergeben war als dem hinterlistigen und boshaften Bruder, und des verstorbenen Kaisers Willen ehrte, von feindseligen Schritten abzuhalten. Seine Rede, in welcher er seine That als Nothwehr gegen die Nachstellungen Geta's schilderte, wurde mit Murren und finsteren Blicken angehört; aber durch verschwenderische Geschenke, indem er den ganzen von Severus gesammelten unermeßlichen Schatz unter sie vertheilte, überzeugte er sie endlich von der Gerechtigkeit seiner Sache. Der Zustimmung der Leibwache folgten die Betheuerungen der Treue und Ergebenheit von Seiten des Senats. Somit war die Alleinherrschaft Caracalla's der Preis des gelungenen Frevels. Dem todten Bruder ertheilte der Kaiser mit Freuden die Ehren der Vergötterung. (Sit divus dum non sit vivus.)

Caracalla's Grausamkeit u. Tyrannei.

Nun ließ Caracalla seiner wilden und grausamen Natur freien Lauf. Der Schatten des ermordeten Bruders verfolgte ihn und füllte seine Seele mit Schreckbildern. Um den Qualen des Gewissens zu entgehen, suchte er Alles aus der Welt zu schaffen, was ihn an seine Schuld mahnen oder das Andenken an den getödteten Bruder wecken konnte. Alle Freunde und Anhänger Geta's, seine Diener und Freigelassenen, seine Amtleute und Gefährten wurden verfolgt und hingerichtet. Es galt für ein Verbrechen, den Todten zu beklagen. Seine Mutter Julia mußte ihre Thränen verbergen und den Mörder mit lächelndem Angesicht empfangen; ihre Gesellschafterin Fadilla, die ehrwürdige Tochter Marc-Aurels, büßte ihre Trauer mit dem Tode. Ueber 20,000 Personen beiderlei Geschlechts sollen als angebliche Freunde Geta's hingerichtet worden sein. Die ironische Bemerkung, der Kaiser möchte zu seinen übrigen Ehrennamen auch den Titel „Geticus" beifügen, brachte dem Helvius Pertinax, dem Sohne des früheren Kaisers, den Tod. Unter den Opfern der Tyrannei wurde Niemand allgemeiner beklagt als der große Rechtsgelehrte **Papinian**, der während der letzten sieben Regierungsjahre Sever's Präfect des Prätoriums gewesen war und nach Kräften gesucht hatte, diesen Fürsten auf dem Pfade der Gerechtigkeit und Mäßigung zu erhalten, den der Imperator auf dem Sterbebette beschworen, für das Wohl und die Eintracht der kaiserlichen Familie zu wachen. Caracalla stellte das Verlangen an Papinian, durch eine Schutzrede die That zu rechtfertigen. Als dieser aber sich weigerte mit der Bemerkung: „Es sei leichter einen Brudermord zu begehen als zu vertheidigen", mußte er den Tod erleiden Eine solche unerschrockene Tugend, bemerkt Gibbon, welche aus den Intriguen der Höfe, den Gewohnheiten des Geschäftslebens und den Künsten seines Standes rein und unbefleckt hervorgegangen ist, umgibt das An-

denken Papinian's mit einem helleren Glanze, als alle seine großen Aemter, seine zahlreichen, durch scharfen Verstand wie durch edle Form ausgezeichneten Schriften (Quästiones und Responsa) und sein überlegener Ruf als Rechtsgelehrter. Caracalla's Grausamkeit blieb weder auf die Freunde Geta's noch auf die Hauptstadt beschränkt. Als sein Argwohn die ersteren beseitigt hatte, wurden die Männer des Senatoren- und Ritterstandes, die der Ruf als freiheitliebende oder als reiche Männer bezeichnete, an Leben und Gut gestraft; und als seine Wuth und Raubsucht in Rom erschöpft waren, trug er seine wilden Leidenschaften in die Provinzen und machte insbesondere die reichen und üppigen Städte des Morgenlandes zum Schauplatz seiner Tyrannei und seines rohen Uebermuths. Seine Gemahlin **Plautilla**, auf die er den Haß gegen ihren Vater Plautianus übertragen hatte, wurde nebst ihrem Bruder auf der Insel Lipara, ihrem Verbannungsorte, getödtet, worauf sich Caracalla nach der Angabe mehrerer alten Schriftsteller mit seiner Stiefmutter Julia Domna vermählte, die noch in vorgerückten Jahren ihre Schönheit bewahrte und durch koketten Anzug die sinnliche Lust des jungen Fürsten zu entflammen wußte.

Ein Jahr nach Geta's Tod verließ Caracalla Rom, um nie wieder dahin zurückzukehren. Sein Vater soll ihm sterbend die Lehre gegeben haben, „sich die Liebe des Heeres zu sichern, und alle übrigen Unterthanen für Nichts zu achten", und diese Lehre hat der Sohn getreulich befolgt. War schon bei Severus die Bevorzugung der Soldaten die Quelle großer Uebel für Reich und Heer gewesen, so führte sie unter Caracalla zu noch größerem Verderben. Die unverständige Nachsicht und Verwöhnung der Truppen lockerte die Kriegszucht in bedenklichem Grade, und die unbegrenzte Freigebigkeit und Verschwendung des Kaisers in Solderhöhung und Geschenken führte zu den ärgsten Bedrückungen des ganzen Staates. Nicht nur daß er die Zölle und die auf der Freilassung von Sclaven, auf Erbschaften und Schenkungen ruhenden Abgaben erhöhte; er führte neue Steuern ein und erpreßte Geldgeschenke von den Städten. Die alten Schriftsteller wissen viel Schlimmes von dem leidenschaftlichen Sohne des Severus zu erzählen. Doch geht aus manchen seiner Handlungen hervor, daß er bei aller Verkehrtheit auch politische Einsicht und römischen Imperatorensinn besessen hat. So führte Caracalla das schon von Hadrian und seinem eigenen Vater eingeleitete System einer einheitlichen Staatsorganisation zum Abschluß, indem er eine Constitution erließ, welche allen freien Einwohnern des Reichs das **römische Bürgerrecht** ertheilte. Mögen auch zunächst finanzwirthschaftliche Interessen den bedeutungsvollen Entschluß veranlaßt haben, um die Einnahmen zu erhöhen, weil dadurch die Provinzialen genöthigt wurden, zu den alten Steuern auch noch die Auflage auf Testamente und Erbschaften zu tragen, so war doch die Maßregel von so unermeßlicher Tragweite, daß erst von der Zeit an von einem römischen Reich und Nation die Rede sein kann. Erst jetzt stand allen freien Bewohnern der weiten Länder die Bahn offen zu dem Genuß aller Rechte

Caracalla's Charakter und Eigenschaften.

und zu der Erlangung aller öffentlichen Aemter der ganzen römischen Welt. Dafür hatten denn auch alle von der „fiscalischen Raubgier“ zu leiden, wodurch dieser Kaiser die Kosten für den Unterhalt der Armee und für seine Liberalität gegen die Soldaten aufzubringen suchte. Uebrigens beschränkten sich seine verschwenderischen Ausgaben nicht blos auf das Heer; auch in großartigen Bauwerken wetteiferte er mit seinen Vorgängern. Noch jetzt sieht man im Süden von Rom die riesenmäßigen Ruinen der „Antoninischen Thermen“ mit ihren weiten Wölbungen und Hallen und mit den zahllosen Kammern und Gemächern, ein lautzeugendes Denkmal seiner Verschwendung.

Caracalla fühlte sich nur wohl im Verkehr mit dem Soldatenstand, dem er seiner ganzen Natur nach angehörte. Ohne Sinn für Wissenschaft und Bildung hatte er von Jugend auf seine Sorge lediglich dem Körper zugewendet; während er aus dem Unterrichte der ausgezeichnetsten Lehrer, mit denen ihn sein Vater umgeben, nichts davontrug als einige Gewandtheit im rednerischen Ausdruck, zeichnete er sich im Reiten und Jagen, im Schwimmen und Rudern durch Fertigkeit und Stärke aus und auf Kriegszügen unterzog er sich allen Beschwerden und Entbehrungen eines gemeinen Legionars; er marschirte zu Fuß, trug Waffen und Gepäck, versah die niedrigsten Felddienste und theilte die Belustigungen wie die einfache Kost des Soldaten; darum gingen ihm auch keine Freuden über die Kampfspiele und Thierjagden im Amphitheater und über die Wettfahrten im Circus. Aber ohne politische Bildung und ohne höheres Thatenziel vergeudete er Zeit und Kraft auf zwecklosen Feldzügen; statt wie Alexander, den er in allen Dingen nachahmte, als Kriegsfürst die Legionen zu Kampf und Eroberungen hinauszuführen, suchte er seine Ehre darin, an der Donau, wo bereits die Völkerbewegungen begonnen hatten, die dem Römerreich bald so verhängnißvoll werden sollten, die Alemannen verrätherisch zu überfallen und in Mesopotamien sich mit den Parthern herumzuschlagen und im Lager oder auf Märschen sich durch vertrauliches Wesen die Gunst der Truppen zu erwerben; oder er zog mit ihnen in die reichen Städte des Morgenlandes, wo Luxus und Ueppigkeit die Kraft verzehrten und Schwelgerei und Uebermuth alle Zucht auflösten. Um seinem Vorbilde ähnlicher zu werden nahm er nicht nur den Namen und die Insignien Alexander's an, er bildete sich eine makedonische Phalanx, er verfolgte die Anhänger der aristotelischen Lehren, er ließ sich auf Statuen und Gemälden als Alexander darstellen; er besuchte Ilion und das Grab des Achilles und trauerte um einen gestorbenen oder ermordeten Liebling, wie der Heros um Patroklos, wie Alexander um Hephästion. Aber nur in einigen Fehlern glich Caracalla seinem Vorbilde, in keiner seiner Tugenden. Die Ermordung des Philotas und Parmenio überbot er durch die blutige Verfolgung aller Verwandten und Freunde der früheren Herrscher, und die Vorliebe des makedonischen Helden für persische Königstracht äffte er dadurch nach, daß er sich nach germanischer Sitte kleidete und sogar falsches Haar trug, um den

Deutschen auch an blonden Locken zu gleichen. Auch bildete er sich eine Leibgarde aus germanischen Kriegern, weil er die Barbaren für zuverlässigere Werkzeuge seines Despotismus hielt, als die Eingebornen, die noch durch einige menschliche Bande mit den Bürgern zusammenhingen. Die germanische Tapferkeit lernte er in den Kämpfen gegen die Alemannen und Gothen kennen, von denen wir bald mehr hören werden.

Wie verschieden im Einzelnen die Nachrichten lauten, welche die drei Geschichtschreiber Dio, Herodian und Spartianus aus dem Leben und den Feldzügen Caracalla's der Nachwelt hinterlassen haben; darin stimmen sie überein, daß seine Regierung an Thorheiten, Gewaltthätigkeiten, Treulosigkeiten und Grausamkeiten keiner der früheren nachstand. Denn Nero, Domitian und Commodus beschränkten ihre Tyrannei auf die Hauptstadt, auf Italien und Griechenland; Caracalla aber war der Feind des ganzen Menschengeschlechts. Wie in dem einem gallischen Gewande entlehnten Spottnamen, so hat er auch in seinem ganzen Thun die größte Aehnlichkeit mit Caligula. Beide litten an dem Allmachtschwindel, den man als Cäsarenwahnsinn bezeichnet hat. Unter den Frevelthaten, deren er sich während seines Aufenthaltes im Morgenlande schuldig machte, gibt keine ein so treues Bild von seiner Grausamkeit, Hinterlist und Rachsucht, als das Blutbad in Alexandrien. Die spottsüchtigen und leichtfertigen Bewohner dieser beweglichen Weltstadt hatten durch anzügliche Witzreden auf die Ermordung Geta's, auf sein Verhältniß zur Julia Domna, die sie als Jokaste bezeichneten, auf seine kleine Gestalt, die zu der Rolle eines Achilles und Alexander wenig geeignet schien, seinen Zorn gereizt. Dafür sollten sie büßen. Während er selbst vom Serapistempel zusah, verrichteten seine Soldaten die blutigen Gräuel, die wir mit den Worten Herodian's beschreiben wollen:

Caracalla im Morgenland. 215–217.

Als Caracalla die Stadt wegen der bevorstehenden Festlichkeiten durch den Zusammenlauf aus der ganzen Umgegend von einer ungeheueren Volksmenge angefüllt sah, ließ er durch einen öffentlichen Aufruf die sämmtliche junge Mannschaft auf einem freien Platze sich versammeln, unter dem Vorwande, er wolle zu Ehren Alexander's eine Phalanx errichten, die dessen Namen tragen solle, wie er schon eine makedonische und spartanische habe. Er ließ sofort alle jungen Leute sich in Reih und Glied stellen, um selbst ihre Tauglichkeit zu solchem Kriegsdienste, ihr Alter und ihre Größe in Augenschein zu nehmen. Ohne Mißtrauen gegen solche Versicherungen, und voll guter Hoffnungen, da er der Stadt bereits so viele Ehre erwiesen hatte, waren die Jünglinge zusammengekommen, begleitet von ihren Eltern und Geschwistern, welche freudigen Antheil an ihren Hoffnungen nahmen. Caracalla ging an ihren Reihen auf und ab, blieb bei den Einzelnen stehen und wußte Jedem eine andere Artigkeit zu sagen. Sie merkten und ahnten Nichts, bis das ganze Heer sie umringt hatte. Sobald er die Musterung beendigt hatte, und nun dachte, jetzt seien sie rings von Bewaffneten eingeschlossen, und gleichsam mit einem Netze umgarnt, so zog er sich mit der Leibwache, die er bei sich hatte, zurück; und nun stürzten auf ein gegebenes Zeichen seine Soldaten von allen Seiten heran, und machten die sämmtliche junge Mannschaft, die mitten zwischen ihnen aufgestellt war, und wer sonst aus irgend einer anderen Absicht zugegen war, nieder. Während ein Theil der Soldaten

mordete, machten andere außerhalb des Kreises sehr große Gruben, welche sie mit Leichnamen füllten, indem sie, wer ihnen in die Hände kam, hineinzogen; darauf schütteten sie Erde, und hatten bald gewaltige Leichenhügel aufgehäuft. Viele wurden noch halb lebend mit heineingeworfen, ja Manche ganz unversehrt mit verscharrt. Doch gingen dabei auch von den Soldaten nicht Wenige zu Grunde. Denn Manche, die man hinabstieß, hatten, während sie noch lebten, und etwas bei Kräften waren, die Soldaten umschlungen, und zogen sie mit sich in die Grube. Und so entsetzlich war das Blutbad, daß ganze Blutbäche durch die Ebene flossen, und nicht nur die bedeutend großen Nilmündungen, sondern auch das ganze Ufer um die Stadt roth gefärbt waren.

Von Alexandrien zog Caracalla über Antiochien nach Mesopotamien, um sich durch einen Feldzug im Osten den Ehrennamen des „Parthischen" zu verdienen. Durch trügerische Vorspiegelungen von Frieden und Ehebündniß machte er die Parther sicher, um dann mit Verrath und Hinterlist die Wehrlosen angreifen zu lassen. Abgarus, der letzte König von Edessa, wurde in Ketten nach Rom gesandt, sein Gebiet in eine Provinz verwandelt und seine Hauptstadt zum Rang einer Colonie erhoben.

Sein Ausgang. 217. Mit dieser Unternehmung schloß des Kaisers Leben. Wie Severus war auch Caracalla den abergläubischen Künsten der Zeit, der Wahrsagerei und Astrologie leidenschaftlich ergeben. Nun hatte ein in diesen Wissenschaften viel erfahrener Magier aus der Provinz Afrika verkündigt, daß **Macrinus**, einer der Präfecten, der sich durch Geschäftsgewandtheit und unbefleckten Ruf zu der ersten Stelle in der Heer- und Gerichtsverwaltung emporgeschwungen hatte und wahrscheinlich in Rom verdächtige Verbindungen unterhielt, Caracalla's Nachfolger würde. Diese Weissagung meldete der Stadtpräfect von Rom dem in Edessa weilenden Kaiser. Als das Schreiben ankam, war Caracalla gerade mit einem Wettrennen beschäftigt. Er übergab daher den Brief nebst anderen Schriftstücken dem Macrinus, damit dieser ihm nach dem Feste darüber Bericht abstatte. Der Präfect, ohnedies bei dem Tyrannen nicht in Gunst, weil er die Mahlzeiten und Lebensweise der Soldaten nicht theilte, sah ein, daß die Kunde von dem Inhalte ihm den Tod brächte. Er hielt daher den Brief zurück und beschloß dem ihm drohenden Verderben zuvorzukommen. Er gewann einen verwegenen Kriegsmann, Martialis, der bei der Bewerbung um eine Hauptmannsstelle von dem Kaiser zurückgewiesen worden war, und dieser benutzte die Gelegenheit, als Caracalla auf einer Wallfahrt nach Karrhä von seinem Gefolge
8. April 217. sich ein wenig entfernte, um demselben den Dolch in das Herz zu stoßen. Der Tod des Mörders durch den Pfeil eines skythischen Bogenschützen aus der kaiserlichen Leibwache verbarg den eigentlichen Urheber, der noch außerdem durch erheuchelten Schmerz den Verdacht einer Mitschuld fern zu halten wußte; und da sich die Legionen über keinen anderen Thronbewerber einigen konnten und Macrinus seine Erhebung durch große Geschenke zu belohnen versprach, so
Macrinus zum Kaiser ausgerufen. 11. April. wurde er am vierten Tage nach dem Mord zum Kaiser ausgerufen. Auch die Ernennung seines Sohnes **Diadumenianus**, eines Knaben von schöner Ge-

stalt, dem er den Namen Antoninus beilegte, zum Cäsar, brachte dem Heere neue Geschenke und Feste.

Aber Macrinus hatte viele Gegner und seine Stellung wurde mit jedem Tage schwieriger. Wenn auch der Senat aus Haß gegen Caracalla anfangs seine Thronbesteigung freudig begrüßte, so fühlte man doch bald die unwürdige Lage, daß das Heer einen Mann von dunkler Herkunft und ohne glänzende Verdienste oder Eigenschaften auf den Thron der Cäsaren erhoben, ohne zuvor die Zustimmung des ersten Reichskörpers eingeholt zu haben. Noch schwächer waren die Bande, die ihn mit dem Heere verknüpften. In den Künsten und Formen der Civilverwaltung gebildet, zitterte er vor dem heftigen Auftreten eines verwilderten zuchtlosen Soldatenhaufens, der bald merkte, daß er durch Trotz und Drohungen von dem muthlosen Fürsten Alles erzwingen könne. Die Anschläge gegen Caracalla waren nicht so geheim geblieben, daß man nicht nach einiger Zeit den wahren Urheber errathen hätte; und seine Schuld wurde noch erhöht durch die nachfolgende Verstellung. Die ungünstige Stimmung mehrte sich, als Macrinus, außer Stand, die unermeßlichen Ausgaben für den Unterhalt der Heere zu bestreiten, mit dem Plane umging, den Sold der Truppen zu beschränken, und diese Beschränkung wenigstens bei der neu eintretenden jungen Mannschaft in Anwendung brachte. Die Unzufriedenheit hätte sich vielleicht gelegt, wenn den Legionen Gelegenheit zu ruhmvollen Waffenthaten gegeben worden wäre; statt dessen verblieben sie den Winter über unbeschäftigt in Syrien, und als Macrinus im nächsten Frühjahr wider die Parther zog, die im Zorn über das erlittene Unrecht in das römische Gebiet eingefallen waren, erntete er im Felde keine Lorbeern und entehrte den römischen Namen durch einen schmachvollen Frieden und durch Entrichtung einer großen Summe für die Kriegskosten. Dazu kamen noch Neuerungen in der bisherigen Lebensordnung der Soldaten. Während er selbst in Tracht und Mahlzeiten sich einer orientalischen Weichlichkeit ergab und in seiner früheren Thätigkeit nachließ, nöthigte er die Soldaten, die bisher gemächlich bei den Bürgern einquartiert waren, ein Feldlager zu beziehen, wo sie verdrießliche Tage unter Entbehrung und strenger Disciplin verlebten, sehr verschieden von dem Freudenleben unter Caracalla.

Macrinus und Diadumenianus. 217–218. u. c. 970 bis 971.

Diese Stimmung entging nicht den Anhängern des ermordeten Kaisers. Julia Domna, vom Hoflager zu Antiochia verwiesen, hatte sich durch freiwilligen Tod der peinlichen und demüthigenden Abhängigkeit entzogen, in die sie durch den Untergang ihres Sohnes gerathen war. Ihre Schwester Julia Mäsa hatte mit ihren verwittweten Töchtern Soämis und Mamäa und deren beiden Söhnen Antiochien mit der syrischen Stadt Emesa vertauscht, wo der jugendliche Sohn der ersteren, Varius Avitus Bassianus, zum Oberpriester des Sonnengottes (Elagabalus) eingesetzt ward. In der Nähe dieser Stadt befand sich eines der Standlager, und die Soldaten strömten häufig nach

Abfall der Truppen.

dem Tempel der Sonne und bewunderten den herrlichen Anzug und die schöne Gestalt des jungen Priesters, in dessen Antlitz sie die Züge Caracalla's zu erkennen glaubten. Die listige Mäsa, mehr für die Größe ihres Enkels als für die Ehre ihrer Tochter bedacht, ließ durch den Freigelassenen Eutychianus Komazon den Glauben verbreiten, daß Bassianus der natürliche Sohn des ermordeten Kaisers sei, und steigerte die Neigung der Soldaten durch Vertheilung großer Geldsummen aus den unermeßlichen Reichthümern, welche die kaiserliche Schwester ihnen hinterlassen. Als die Gemüther gehörig vorbereitet waren, erschien Mäsa mit Bassianus, der den ehrwürdigen Namen Antoninus angenommen hatte, in dem Lager, und der letztere wurde von den Truppen mit Jubelgeschrei zum Kaiser ausgerufen. Andere Truppenabtheilungen folgten und verbreiteten, während Macrinus unschlüssig in Antiochien weilte und erhöhten Sold, Geschenke und Bewirthung als Preis der Treue anbot, Aufruhr und Abfall über ganz Syrien. Nur die Prätorianergarde bewahrte ihre Ergebenheit für Macrinus, und als es etliche Meilen von Antiochien zur Schlacht kam, bewährte sie die Ueberlegenheit der Disciplin und Tapferkeit. Schon wankten die Reihen der Aufständischen; da sprangen die beiden Frauen Mäsa und Soämis von ihren bedeckten Wagen, um durch Vorstellungen und Bitten den gesunkenen Muth der Legionen zu stärken, und Antoninus, der sein ganzes späteres Leben sich nie mehr zu einer männlichen That aufschwang, und sein Eunuche Gannys, sonst nur den Lüsten und Ueppigkeiten hingegeben, zeigten in diesem kritischen Augenblick Kraft und Entschlossenheit. Das Schwert in der Hand sprengte Bassianus mit dem Schlachtroß in das Getümmel der Schlacht, während sein Gefährte die durchbrochenen Reihen wieder herstellte. Bei der Tapferkeit und dem Kampfesmuth der Prätorianer hätte indessen Macrinus immer noch den Sieg erfechten können; aber seine Flucht vor der Entscheidung gab dem Gegner alle Vortheile in die Hand. Noch einen vollen Tag harrte die muthige Garde der Rückkehr des Kaisers; erst als sie sich überzeugte, daß derselbe feig entflohen sei, ergab sie sich dem Sieger unter ehrenvollen Bedingungen. Freudig reichten sich die streitenden Parteien unter den Feldzeichen des angeblichen Sohnes Caracalla's die Hände zur Versöhnung. Macrinus verlängerte durch seine Flucht sein Leben nur um wenige Tage. Von nachgesandten Kriegsleuten entdeckt und festgenommen wurde er nebst seinem zehnjährigen Sohne Diadumenian auf Befehl des neuen Kaisers niedergestoßen.

Bassianus Elagabalus zum Kaiser ausgerufen. 16. Mai 218.

Schlacht bei Antiochien.

Ausgang des Macrinus und seines Sohnes. Juni 218.

Bassianus Antoninus Heliogabalus. 218–222. u. c. 971 bis 975.

Bassianus Antoninus, der sich nun den Namen seines Gottes Heliogabalus (Elagabalus) beilegte, von dessen Gnade er seine Thronbesteigung herleitete, vereinigte in seiner Person die Wollust und Weichlichkeit Syriens mit den Lastern Roms und überraschte die Welt mit dem seltsamen Schauspiele eines Kaisers, der zugleich „orientalischer Lustknabe und fanatischer Priester" war. Wenn Heliogabalus in dem Schreiben, worin er dem Senat seinen Sieg und seine Thronbesteigung anzeigte, die Absicht aussprach, den glorreichen Bei-

spielen Marc Aurel's und August's bei seiner Regierung zu folgen, so bewies er alsbald durch sein Thun, daß diese Versicherungen nur bedeutungslose Phrasen seien. Schon auf der Reise und während seines Winteraufenthaltes in Niko- 218/19
medien verbrachte er seine Zeit mit üppigen Festen, mit eitelm Gepränge, mit religiösem Gaukelspiel, während die Geschäfte von seiner Großmutter Mäsa und ihren Töchtern besorgt wurden. Man sah ihn nie anders als im wallenden Priestergewand von golddurchwirkter Seide, das Haupt mit einer hohen Tiara, Arm und Hals mit kostbarem Schmuckwerk bedeckt, das Angesicht künstlich gefärbt. In diesem Aufzug wurde sein Bildniß im Senat über der Statue der Siegesgöttin aufgestellt und verehrt. Und als er im folgenden Jahr, be- 219.
gleitet von seinem steinernen Schutzgott, dem er den ersten Rang unter allen Göttern anwies, dessen Cultus zu verbreiten und zu verherrlichen er als die wichtigste Aufgabe seines Lebens ansah, in Rom einzog, befleckte er sich mit allen Lastern und Thorheiten, zu denen eine verdorbene Phantasie, verwöhnte Sinnlichkeit und jugendlicher Muthwille einen fünfzehnjährigen in orientalischer Weichlichkeit herangewachsenen Jüngling auf der Höhe unbeschränkter Herrschergewalt führen können. Der „Gott von Emesa", ein schwarzer, kegelförmiger, mit kostbaren Edelsteinen gefaßter Stein, erhielt auf dem Palatin einen prachtvollen Tempel mit vielen Altären, und wurde von syrischen Frauen mit üppigen Tänzen bei wildrauschender Musik und mit reichen Opfern, Weinspenden und Wohlgerüchen gefeiert, während die römischen Senatoren und vornehmen Bürger, gleichfalls in asiatischer Tracht, die Tempeldienste versahen.

Wir haben früher berichtet, wie in der mystischen Hochzeit des Sonnengottes mit der „himmlischen Jungfrau" von Karthago und in der gleichzeitigen Vermählung des kaiserlichen Oberpriesters mit einer ihrem geheiligten Asyl gewaltsam entführten vestalischen Jungfrau die heidnische Göttermischung auf ihren Höhepunkt gebracht und durch diese schaamlose Profanation heiliger Sitten und Mysterien dem heidnischen Religionswesen der Todesstoß gegeben wurde.

Es wäre der Geschichte unwürdig, die Thorheiten, Ausschweifungen und Gräuelthaten des syrischen Weichlings im Einzelnen zu beschreiben. Was die alten Mythen von Sardanapal und von androgynen Götterwesen symbolisch berichten, das stellte dieser Imperator im seidenen Priestergewand in der Wirklichkeit dar: bald spielte er den Mann und nahm in rascher Aufeinanderfolge eine Reihe von Frauen in seine Gemächer, bald gefiel er sich in weiblicher Kleidung und umgab sich mit zahlreichen Liebhabern, die er dann mit Aemtern, Würden und Ehren auszeichnete. Und wie er hier jedes Gesetz der Natur und des Anstandes mit Füßen trat, so auch in den Genüssen der Tafel, in dem raffinirten Schlemmerleben, wo nur das Neue und Fremdartige seinen Gaumen reizte, nur das den Jahreszeiten und der Landesnatur Widerstrebende ihm gefiel. Unter Heliogabal feierten die Sinnenlust, der Despotismus und das entartete Heidenthum ihre Orgien. Mit den Schwelgereien hielten die Verfolgungen

Sein Schandleben.

und Hinrichtungen verdächtiger Männer von Ansehen und Reichthum gleichen Schritt, und neben dem fleischeslustigen Baaldienst wurden grausame Mysterien mit Weissagungen aus menschlichen Eingeweiden und mit gräuelvollen Symbolen und Ceremonien gefeiert. Dabei nahm die Verschlechterung des römischen Geldes, die schon unter Caracalla begonnen, immer weitere Dimensionen an, so daß der Staatscredit bedeutend sank und ein allgemeiner Bankrott in Aussicht stand.

Sein Ausgang. Mäsa, die mit ihren beiden Töchtern die Regierungsgeschäfte besorgte und sogar den Senatssitzungen anwohnte, sah ein, daß ihr wollüstiger Enkel sich durch seine eigenen Laster seinen Untergang bereite, und sie beschloß, um die Herrschaft bei ihrer Familie zu erhalten, ihren zweiten Enkel, Alexander Bassianus, den Sohn der Mamäa, an seine Stelle zu bringen. Sie benutzte einen günstigen Augenblick der Zärtlichkeit und Hingebung, um den Kaiser zu bereden, seinem Vetter den Titel und Rang eines Cäsar zu ertheilen, „damit seine eigenen göttlichen Beschäftigungen nicht länger durch irdische Sorgen durchbrochen würden". Aber bald gereute ihn der voreilige Schritt, als er gewahr wurde, wie sehr Alexander, den seine Mutter Mamäa vortrefflich erzogen hatte und noch immer sorgfältig überwachte, vom Senat und von der Garde ausgezeichnet werde. Er schlug daher verschiedene Wege ein, sich desselben zu entledigen. Zuerst beraubte er ihn wieder durch kaiserlichen Machtspruch des Ranges und Titels eines Cäsar; als aber der Senat mit Schweigen und die Prätorianer mit Wuth die Botschaft vernahmen, gab er diesen Plan auf und suchte nun den Nebenbuhler durch Mord aus dem Wege zu schaffen. Aber die Wachsamkeit Mamäa's vereitelte auch diesen Anschlag. Dennoch verbreitete sich das Gerücht im Lager, Alexander sei ermordet worden, und erzeugte eine solche Aufregung, daß Heliogabal für nöthig fand, sich persönlich in Begleitung des jugendlichen Vetters in das Prätorium zu begeben. Bei ihrem Erscheinen wurde der Kaiser mit Zeichen des Mißfallens, Alexander mit Jubel empfangen. Ergrimmt über diese Vermessenheit wagte Heliogabal einige der Häupter der Meuterei zu bestrafen. Diese unzeitige Strenge setzte jedoch die Garde, von welcher Mamäa und Mäsa schon die meisten für Alexander gewonnen hatte, in solche Wuth, daß ein lauter Aufstand erfolgte. Die Anhänger Heliogabal's
10. März 222. wurden leicht überwunden, er selbst nebst seiner Mutter Soämis niedergemacht und sein verstümmelter Leichnam durch die Straßen der Stadt nach dem Tiber geschleift. Sein Andenken wurde von dem Senat mit ewiger Schmach gebrandmarkt.

Alexander Severus. 222–235. n. c. 975 bis 988. Nach dieser Blutthat riefen die Prätorianer den Alexander zum Kaiser aus, und die Väter der Stadt beeilten sich, die Wahl zu bestätigen. Der neue Herrscher, der sich nicht, wie der Senat wünschte, Antoninus nannte, sondern nach dem Wunsche der Prätorianer den Namen Severus annahm, wegen seiner Verwandtschaft mit dem Hause dieses Imperators, zählte kaum siebenzehn Lebens-

jahre, daher die Zügel der Regierung in den Händen seiner Mutter und Großmutter verblieben; und als die letztere wenige Monate nachher starb, leitete die verständige Mamäa allein das Reich und ihren bescheidenen, pflichtgetreuen Sohn. Ob die Kaiserin, die wir oben als Freundin des Origenes kennen gelernt haben, dem christlichen Glauben zugethan war, kann nicht mit Gewißheit behauptet werden; aber die Grundsätze, die sie bei der Verwaltung wie bei der Erziehung des Sohnes befolgte, und das sittliche Leben, das sie selbst beobachtete und zu dem sie den jungen Kaiser fortwährend anhielt, bewiesen, daß die praktische Tugend und Sittenlehre des Christenthums in ihr lebten und wirkten. Dazu war sie ferne von dem ehrgeizigen und herrschsüchtigen Wesen ihrer Mutter und Schwester. Zufrieden mit der verborgenen aber wirklichen Macht gönnte sie dem Sohne die Ehre der Ausführung aller der Maßregeln, die sie für zweckmäßig erachtete, und ließ sogar durch ein feierliches Gesetz den Frauen für alle Zeiten den Eintritt in die Senatssitzungen untersagen. Um so eifersüchtiger suchte sie ihre Herrschaft über den Sohn zu sichern. Als seine Gemahlin über das Gemüth des jungen Fürsten einige Macht gewann und ihr Vater sich in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen begann, wurde der letztere unter der Beschuldigung des Hochverraths zum Tode verurtheilt und die junge Kaiserin, zum großen Kummer ihres Gemahls, nach Afrika verbannt. Auf diese Weise bewahrte sich Mamäa die Herrschaft über Kaiser und Reich und hielt alle Nebenbuhler fern; Alexander, ohne heftige Triebe und Leidenschaften und von sanfter zur Nachgiebigkeit und Milde geneigter Gemüthsart, fügte sich willig der lenkenden Hand, an die er von Jugend auf gewöhnt war, und der Führung einer Mutter, die so sehr für sein wahres Wohl sorgte und ihre ganze Liebe und Thätigkeit ihm widmete. Freilich kam der Kaiser unter dem sanften mütterlichen Joche nie zur wahren Selbständigkeit und zu einem kräftigen männlichen Handeln; aber der Staat gewann dabei. Während der gutmüthige, folgsame Alexander sich mit der äußeren Ehre und dem Schein der Herrschaft begnügte und sich an den harmlosen Freuden seines Hühnerhofes und anderen unschuldigen Genüssen ergötzte, wachte das Auge der Mutter über die öffentlichen Dinge und traf vortreffliche Anordnungen über Verwaltung und Rechtspflege. Selbst ihre an Geiz grenzende Sparsamkeit war nach dem Regimente der Lust und Verschwendung unter Heliogabalus eine Wohlthat; sie machte es möglich, daß die von Caracalla eingeführte drückende Besteuerung der Provinzen bedeutend herabgesetzt werden konnte und daß die wirthschaftliche Calamität gemindert ward. Die nichtswürdigen Creaturen Heliogabal's wurden aus allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, der Gerichte und der Heerführung entfernt und durch fähige und rechtschaffene Männer ersetzt, die sich durch ihr Wissen, durch ihre Gerechtigkeitsliebe und durch Kriegsmuth empfahlen. Und damit die Regierung mehr Kraft und Ordnung erhalte, ahmte sie das Beispiel Hadrian's nach (S. 290), indem sie aus der Mitte des Senats und mit dessen Zustimmung sechzehn der

Mamäa.

Ihre Regierung.

weisesten und tugendhaftesten Männer zu einem Staatsrath vereinigte. An der Spitze stand der große Rechtsgelehrte **Ulpian**, der zum Präfecten des Prätoriums erhoben die kaiserliche Mutter mit gutem Rath unterstützte, um den Kaiser auf dem Wege der Tugend zu erhalten und seine unerfahrene Jugend vor dem Gifte der Schmeichelei zu bewahren.

Alexander's Lebensweise. Und ihre Bemühungen waren nicht erfolglos. Wenn man in den „Kaisergeschichten" die Biographie Alexander's von Aelius Lampridius mit der des Heliogabalus vergleicht, so erhält man zwei Lebensbilder, die nicht verschiedenartiger sein könnten. Während der letztere sich allen Thorheiten, Lastern und Ausschweifungen im Uebermaaß hingab, die Kaiserburg durch Orgien schändete, die Religion zu einem Possenspiel herabwürdigte, Senat und Magistratur entehrte, Bildung und Literatur verachtete, führte der erstere ein mäßiges, sittliches Leben voll häuslicher Tugenden, wie man seit den Tagen Marc Aurel's nicht gesehen; er verehrte in seiner Hauskapelle die Wohlthäter der Menschheit (S. 395) und wendete alle Muße, die ihm von den Regierungsgeschäften und der Rechtspflege übrig blieb, auf edle Literatur, auf die klassischen Werke des Alterthums. Seine einfachen Mahlzeiten waren belebt durch die Gespräche mit ausgewählten Freunden, Männern von Tugend und Gelehrsamkeit, die er dazu einlud und unter denen Ulpian nie fehlte. Würde, Freiheit und Ansehen des Senats wurden hergestellt, und jeder ehrbare Rathsherr konnte sich der Person des Kaisers nähern, „ohne Furcht und Erröthen". Nach dem Biographen war der Palast zu gewissen Stunden allen Unterthanen geöffnet; aber ein Herold pflegte wie bei den Eleusinien mit lauter Stimme auszurufen: „Niemand trete in diese heiligen Mauern, außer wer sich einer reinen und schuldlosen Seele bewußt ist."

Zügellosigkeit der Prätorianer. Ulpian's Tod. 228. Aber ein Fürst von solcher Gemüthsart war für das eherne Zeitalter nicht der geeignete Mann. Seine Milde und Nachsicht wurde als Schwäche angesehen, und wenn dann der Uebermuth und Trotz des Heeres ihn zur Strafe nöthigte, so erregte die ungewohnte Strenge desto größere Unzufriedenheit. Der Verfall der Mannszucht bei den Prätorianern und Legionen machte eine Heerreform unvermeidlich; aber wie schonend und umsichtig die Regierung dabei zu Werke ging, dennoch setzten die neuen Verordnungen die Prätorianer in solche Wuth, daß sie einen Aufstand machten und ihren Präfecten Ulpian, dem sie die Reformpläne zuschrieben und den sie als Freund der Gesetze und des Volks haßten, in den kaiserlichen Palast verfolgten und zu den Füßen seines Gebieters, der ihn umsonst mit dem Purpurmantel zu schützen suchte und die verwilderten Krieger um Gnade für ihn anflehte, niederstießen. Drei Tage lang bekämpften sich Garden und Volk in den Straßen der Hauptstadt, bis das Niederbrennen einiger Häuser die Bürger in solchen Schrecken setzte, daß sie vom Kampfe abstanden und den Soldaten den Sieg überließen. Der Kaiser, zu schwach den Uebermuth und Frevel zu strafen, mußte den Hauptuheber des

Aufstandes erst durch Uebertragung von Ehrenämtern sicher machen und den Prätorianern entfremden, ehe er auf Rache und Strafe denken konnte.

Auch der Geschichtschreiber Cassius Dio, der bei den pannonischen Legionen die erschlaffte Disciplin herstellen wollte, wurde mit dem Tode bedroht. Der Kaiser rettete ihn und lohnte seine Verdienste mit dem Consulat, aber er rieth ihm zugleich, sich dem Anblick der erzürnten Leibwächter zu entziehen. Cassius Dio brachte daher den größten Theil seines Consulats in Campanien zu, mit der Abfassung seines Geschichtswerks beschäftigt.

Das Beispiel der Prätorianer verbreitete sich zu den Legionen in den Provinzen. In Illyrien, in Mauretanien, in Armenien und Mesopotamien erhoben die verwilderten Heere die Waffen, mordeten die Führer, verhöhnten die Autorität des Kaisers. Nur ein Alexander wie der makedonische, der durch Tapferkeit und Kriegserfahrung dem Heere Furcht und Achtung einzuflößen vermochte, wäre den schwierigen Verhältnissen gewachsen gewesen; die Regierung des römischen Alexander dagegen war ein fruchtloser Kampf gegen die Verderbniß der Zeit, bis sein eigenes Haupt der Zügellosigkeit zum Opfer fiel. Nur einmal gelang es ihm, durch Festigkeit und Muth eine tobende Legion zum Gehorsam und zur Treue zurückzuführen, indem er sie, wie einst Cäsar, als „Bürger" anredete und durch Erweckung des militärischen Ehrgefühls sie zum Bewußtsein ihrer Schuld brachte. Wenn Alexander, trotz seiner Tugenden und Vorzüge, dennoch bei den Zeitgenossen und bei der Nachwelt nicht in großem Ansehen stand, so rührt dies einerseits von der unmännlichen Natur, dem Erbtheil seiner syrischen Heimath, her, andrerseits von der unwürdigen und unselbständigen Stellung zu seiner Mutter. Der Stolz und die Habsucht Mamäa's, die mit den Jahren wuchsen, warfen einen Schatten auf den Ruhm seiner Regierung; und indem sie denselben ehrerbietigen Gehorsam von seinen reiferen Jahren verlangte, den sie von seiner unerfahrenen Jugend gefordert, setzte sie den Sohn und sich selbst in den Augen des Volkes und Heeres herab.

Als der römische Kriegerstand, seiner Masse nach aus den rüstigen, rohen, waffengeübten Bewohnern der Grenzländer zusammengesetzt und mehr und mehr durch dacische, germanische und andere barbarische Söldner vermehrt, in wilder Zuchtlosigkeit die Macht des Fürsten, die Gesetze des Senats, ja selbst die Disciplin des Lagers stürzte, da bereitete sich im fernen Osten ein Ereigniß vor, das für die Geschicke Roms auf viele Jahrhunderte von der größten Bedeutung wurde. Ardschir (Artaxerxes), ein Mann von dunkler Herkunft, den aber die schmeichelnde Geschichtschreibung späterer Tage zum Abkömmling des altpersischen Königshauses machte, war für seine Verdienste im Krieg von dem Partherkönig Artaban mit Undank belohnt worden. Ein unternehmender waffenkundiger Feldherr, pflanzte er im vierten Regierungsjahre Alexander's Severus die Fahne der Empörung auf und gründete, als die Parther in drei großen Schlachten besiegt, ihr König Artaban gefallen und der Geist des Volkes

Artaxerxes gründet das neupersische Reich. 226.

auf immer gebrochen war, das **neupersische Reich der Sassaniden**. Nachdem die noch übrigen Sprößlinge des parthischen Königshauses der Arsaciden (III, 311) sich der Macht des Siegers unterworfen, mit der untergeordneten Stellung von Satrapen sich begnügend, legte sich Ardschir den stolzen Titel eines „Königs der Könige" bei und weckte das Nationalgefühl seines Volkes durch Neubelebung der alten Religions- und Lebensformen, die von den Parthern durch Beimischung griechisch-römischer Götzendienste und durch zahllose Sektenbildungen entstellt worden waren. Die Regierungsform des Perserreichs unter den Sassaniden war eine dynastische Erbmonarchie, umgeben von geistlichen und weltlichen Feudalgewalten.

Das Sassanidenreich. Um die Erinnerung an die Herrschaft der Parther, die trotz ihrer Aneignung des altpersischen Wesens wegen der fremden Herkunft ihres Fürstenhauses und ihrer Adelsgeschlechter von den echten Persern stets gehaßt und verachtet waren, aus der Geschichte und dem Gedächtniß zu vertilgen, knüpfte Artaxerxes das neue Reich an das alte Reich der Parsen an; selbst die Großthaten der Parther gegen Crassus und Antonius verschmähte der Stolz der neuen Emporkömmlinge. In den persischen Sagen und Dichtungen sind die Kämpfe um Karrhä, in Mesopotamien und Armenien ausgelöscht. Wir haben früher gesehen, mit welchem Eifer die Sassaniden bemüht waren, die parthische Lebensordnung, die noch viele Spuren ihres nomadischen Ursprungs an sich trug, durch die altpersische zu verdrängen und die iranische Lichtreligion in ihrer alten Reinheit herzustellen (I, 360ff. 368). Nachdem auf einer allgemeinen Synode der Magier in Bactra (Balkh) die Lehre Zoroaster's durch Tradition und neue Offenbarung neu aufgestellt war, wurde durch ein Gesetz Ardschir's jeder andere Cultus und jede abweichende Lehrmeinung streng verboten, die Tempel der Parther und die Bildsäulen ihrer vergötterten Könige unter Hohn niedergerissen und alle Sekten durch Gewalt zur Rückkehr in die allgemeine Nationalkirche gezwungen. Die altpersischen Feueraltäre wurden wieder aufgerichtet, und der mächtige Priesterstand der Magier, den König an der Spitze, opferte und betete auf ihren Stufen. Das griechisch-römische Heidenthum wie die Bekenner des Christenthums und des mosaischen Glaubens litten unter dem neuerwachten Fanatismus der Sassaniden blutige Verfolgungen; aber das religiöse Band, das die verschiedenen Bewohner Persiens umschlang und einigte, diente zur Kräftigung des neuen Reichs. **Madain**, auf dem alten Ktesiphon und Seleucia errichtet, wurde mit der Zeit der glänzende Herrschersitz der Sassaniden. Die lockeren Zustände unter der Partherherrschaft wurden in festere Formen gebracht: während der parthische „Großkönig" den achtzehn mächtigsten Satrapen den Königstitel und eine fast unabhängige Stellung gestattet hatte, und sowohl die Barbarenstämme im Gebirge als die griechischen Städte Oberasiens keinen Herrn über sich erkannten, brachte Artaxerxes mit Gewalt oder Ueberredung alle diese Fürsten, Völkerschaften und Gemeinwesen zur Anerkennung seiner Hoheit und Königsmacht. Doch entbehrte auch der Absolutismus der Sassaniden der strammen Formen. Den Königsthron umgab nicht nur der mächtige Priesterstand der Magier, sondern auch ein ritterlicher Lehnsadel, Verhältnisse, die an das christliche Mittelalter erinnern. Wie in alter Zeit war Ekbatana, im schattenreichen Medien, der Herrschersitz der Könige im Sommer, während das weite Ktesiphon mit seinem milden Klima dem Hof im Winter einen angenehmen Aufenthalt gewährte.

Der glückliche Erfolg seiner Unternehmungen füllte die stolze Brust Ard-

schir's mit kühnem Ehrgeiz. Er wollte das persische Reich, wie es unter Darius bestanden, wieder unter seinem Scepter vereinigen. Als seine hochmüthigen Forderungen in Rom kein Gehör fanden, fiel er verheerend in Mesopotamien ein. Da vertauschte Alexander das Friedenskleid mit dem Kriegsgewande und zog an der Spitze eines stattlichen Heeres über Illyrien nach dem Morgenland Trauernd geleitete ihn das römische Stadtvolk vor die Thore; denn er hatte sich durch seine milde und gerechte Regierung viele Liebe erworben und man wußte, wie ungern er zu Felde zog. Eine Gesandtschaft von 400 auserlesenen Männern von hohem Wuchs und schöner Gestalt und im glänzendsten Reiterschmuck prangend, begegnete dem Kaiser auf dem Zug, die stolzen Forderungen wiederholend. Statt der Antwort ließ sie Alexander ihrer Waffen und Pferde berauben und nach Phrygien bringen, wo sie die Felder bestellen mußten. Wir haben keine zuverlässigen Nachrichten über den dreijährigen Krieg, den Alexander im Morgenlande führte. Wenn man dem glänzenden Berichte, den der Kaiser selbst an den Senat sandte und den uns sein Biograph aufbewahrt hat, Glauben beimessen dürfte, so wäre der Sieg des römischen Alexander nicht geringer gewesen, als der seines makedonischen Vorgängers, den er wie Caracalla zum Vorbild wählte und mit Ostentation nachahmte. Aber Aelius Lampridius beschrieb das Leben seines Helden im Stile eines Panegyricus; in seiner Darstellung erscheint der Kaiser als Ideal eines Herrschers, wie Cyrus bei Xenophon. Vergleicht man mit diesem prunkvollen Siegesbericht die Angaben Herodian's, der gleichfalls den Tugenden und dem edlen Charakter Alexander's alles Lob spendet, so erhält man ein anderes Ergebniß. Nach dieser Darstellung war der persische Großkönig an Kriegsmuth, Entschlossenheit und Unternehmungsgeist seinem Gegner weit überlegen; während der Kaiser, unter dessen unmittelbarer Führung das Hauptheer den Angriff auf das Herz des feindlichen Reiches richten sollte, einen unthätigen und ruhmlosen Sommer in Mesopotamien verbrachte, dem Rathe seiner besorgten Mutter oder den Eingebungen der eigenen Furcht gehorchend, und dadurch seine Truppen entmuthigte und den Wirkungen des ungewohnten Klimas und den Geschossen der Eisenreiter preisgab, eilte Ardschir von den Bergen Mediens, wo der nördliche Flügel eingerückt war, aber nach einigen Gefechten einen verlustvollen Rückzug über die unwegsamen Gebirgslandschaften bei strenger Winterkälte unternehmen mußte, nach den sumpfigen Ebenen von Babylon, um dort den südlichen Flügel durch die Pfeile der Bogenschützen und die Lanzen der raschen Reitergeschwader zu vernichten. Nur der Tapferkeit und Kriegserfahrung der Legionen in der Mitte hatte es das römische Volk zu verdanken, daß der Großkönig seine stolzen Entwürfe nicht durchzuführen vermochte. Wenn gleich die römischen Streitkräfte vom rauschenden Tigris in geschwächter Anzahl zurückkehrten, so hatten doch auch die Perser solche Verluste erlitten, daß Ardschir in den nächsten Jahren Friede halten mußte, und weit entfernt ganz Vorderasien unter seiner Herr-

Alexander's Feldzug im Morgenland. 231–233.

schaft zu vereinigen nicht einmal Mesopotamien dem durch innere Zwietracht und Thronkämpfe verwirrten Römerreiche zu entreißen vermochte. Wie rasch und gewandt auch der persische Adel mit seinen Vasallen und Kriegsknechten auf den flüchtigen Rossen durch die Ebenen sprengte, wenig unterstützt von dem ungeübten in tumultarischer Eile ausgehobenen und auf Raub und Beute angewiesenen Fußvolke, waren die Reiterheere den stahlfesten geschlossenen Reihen der römischen Legionen mit ihrer Erfahrung, ihrer Waffenübung, ihren Traditionen nicht gewachsen.

(Artaxerxes. † 240.) Artaxerxes überlebte seinen kaiserlichen Gegner noch fünf Jahre, hochgefeiert als Kriegsfürst und Gesetzgeber. In seinem Sohne Sapores (Schapur) hatte er einen würdigen Nachfolger.

Feldzug am Rhein. 234. 235. Nach seiner Rückkehr aus dem Orient wurde Alexander Severus durch beunruhigende Botschaften über drohende Bewegungen der Germanen am Rhein und an der Donau erschreckt. Sie machten Einfälle und Streifzüge in das römische Gebiet, überfielen die an den Ufern errichteten Lagerplätze und Ortschaften und störten die Sicherheit und den Frieden der Grenzländer. Da vertauschte der Kaiser abermals das ruhige Leben der Hauptstadt mit den Beschwerden eines fernen Feldzuges, indem er in Begleitung seiner Mutter mit der verstärkten Prätorianergarde, die aus dem Oriente mit ihm zurückgekehrt war, an den Rhein zog. Aber seine unkräftige und unselbständige Natur flößte den Soldaten weder Liebe noch Zutrauen ein. Die strenge Disciplin, die er bei dem Heere plötzlich einführte, stand in zu grellem Widerspruch mit der Milde und Schwäche seines eigenen Charakters, als daß sie nicht große Verstimmung hätte erregen müssen. Was sich der Soldat von einem Septimius Severus oder Caracalla willig gefallen ließ, reizte ihn zum Zorne und zum Spotte bei dem „weichlichen Syrer, dem furchtsamen Sclaven seiner Mutter und des Senats", der in Mesopotamien sich vom Schlachtfelde ferne gehalten, während die Legionen den Lanzen und Pfeilen der Feinde ausgesetzt waren. Und als er jetzt mit den Germanen dasselbe schwankende und kraftlose Verfahren einschlug, das weder zu einem entscheidenden Waffengang noch zu einem gesicherten Friedenszustand führen konnte, als er die Absicht verrieth, einen Theil der Legionen nach dem Orient zu verlegen, da begann man unter den Truppen sich einander zuzuflüstern, man müsse den Schwächling beseitigen und einen Kriegsmann auf den Herrscherthron erheben, welcher dem Heer mit der Ehre und dem Verschwörung im Heer. Kriegsruhm auch die alte Machtstellung zurückgebe. Bald trat es auch zu Tage, auf wen diese Reden zielten, wen die Wortführer als den geeigneten Mann für das Weltregiment Roms im Auge hatten — es war der Thrakier Maximinus, ein Mann von halb barbarischer Abkunft, der sich durch seine Kraft und Tapferkeit vom niedern Hirten- und Bauernstande zum Legionenführer emporgeschwungen hatte und damals ausersehen war, die neu ausgehobene,

größtentheils aus Pannoniern bestehende junge Mannschaft im Dienste zu üben und zu beaufsichtigen.

Julius Capitolinus erzählt in der Kaisergeschichte, wie einst Maximinus durch seine riesenhafte Gestalt und Körperstärke bei Gelegenheit eines festlichen Ringkampfes die Bewunderung und Aufmerksamkeit des Septimius Severus erregt habe und von diesem unter die Leibwache aufgenommen worden sei, nachdem er an einem Tage sechzehn Faustkämpfer niedergeschlagen und am zweiten mit dem zu Pferde einhersprengenden Kaiser gleichen Schritt gehalten und dann noch sieben der tapfersten Kriegsmänner im Ringen überwunden hatte. Durch seine Verdienste wie durch die Gunst des Severus und seines Sohnes Caracalla stieg er zur Würde eines Hauptmanns in der Garde empor; unter Macrinus und Heliogabalus verschmähte er den Dienst, um dann unter Alexander desto rascher befördert zu werden. Er galt für den erfahrensten und tüchtigsten Kriegsmann, daher auch die Aushebungen und Einübung aller neuen Truppen seiner Leitung anvertraut waren. Maximinus der Thrakier.

Ein Mann von kräftiger Hand und starkem klarem Geiste, wenn auch ohne alle Bildung und im Anfang nur unvollkommen der lateinischen Sprache mächtig, war Maximinus Thrax der Abgott der Soldaten. In wie weit er bei der Verschwörung, die mit der Ermordung Alexander's und seiner Mutter im Kriegslager bei Mainz und mit seiner eigenen Erhebung auf den Thron der Cäsaren endete, betheiligt war, ist bei der Parteilichkeit der Zeitschriftsteller schwer zu bestimmen. Doch wurden die Mörder, die den Kaiser, ungerührt von seinen Thränen und Wehklagen, in seinem Zelte niederstießen, dann die stolze und habsüchtige Mutter und viele ihrer Freunde ins Grab nachsandten, nicht zur Rechenschaft gezogen noch gestraft. Tod Alexander's u. seiner Mutter. 19. März 235.

3. Auflösung der Reichseinheit von Maximinus Thrax bis Gallienus' Tod.

Mit Maximinus Thrax beginnt die traurigste Zeit des römischen Reiches. Die Geschicke der Welt lagen jetzt in der Hand einer verwilderten Armee, welche kein Vaterland kannte als ihr Lager, keine Wissenschaft als den Krieg, die keinem anderen Gesetze gehorchte als dem Commandowort eines Befehlshabers, der ihr Furcht einzuflößen verstand. Jetzt beginnt die eigentliche Soldatenherrschaft, wo die Prätorianergarde mit blutigen Händen, mit wilden Sitten, mit verzweifelten Entschlüssen den Kaiserthron mit ihrem Schilde beschützte, öfter aber noch mit dem bewaffneten Arm stürzte. Diese Soldatenherrschaft erreichte ihren Höhepunkt und ihren vollsten Ausdruck in dem rohen Barbaren, der jetzt auf dem Herrschersitz der Cäsaren dem milden und liebenswürdigen Alexander nachfolgte und fern von Italien den Krieg an den Nordgrenzen des Reichs wider die feindlichen Völker mit aller Kraft und Energie betrieb. Denn obwohl von gothisch-alanischer Herkunft war er doch entschlossen, die Autorität Maximinus Thrax. 235–238. u. c. 988 bis 991.

Roms zu wahren und zu befestigen. In allen Dingen der Gegensatz seines Vorgängers blickte er auf alle Eigenschaften und Güter, welche den Stolz und die Zierde des alten Rom ausmachten, mit argwöhnischem Auge. Fremd in den Künsten und Wissenschaften verachtete er alle feinere Bildung, alle edleren Formen des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens; nicht genug, daß er die Lehranstalten verfallen ließ und alle Träger und Förderer der Wissenschaft und Erkenntniß ächtete, er sah auch in allen Männern von Geburt, Verdienst oder Kenntnissen seine natürlichen Feinde. Was unter der vorigen Regierung, welche allen Zweigen der Cultur und Gesittung fördernd entgegenkam, geehrt und gehoben wurde, verfolgte der thrakische Bauernsohn mit grausamem Haß. Alle Zeugen seiner früheren Niedrigkeit, mochte er unter ihrer Verachtung gelitten oder sich ihrer Wohlthaten erfreut haben, seufzten unter der gleichen Tyrannei; mit ihrem Blute suchte er die Erinnerung an seine geringe Herkunft auszulöschen.
236. Eine Verschwörung, erdichtet oder wirklich, diente ihm als willkommene Gelegenheit, gegen die vornehmen Familien zu wüthen.

Seine Grausamkeit und Habsucht.

Magnus, ein Senator von consularischem Rang, der als Hauptanstifter galt, wurde mit 4000 seiner angeblichen Mitschuldigen, ohne Zeugen, ohne Gericht, ohne Vertheidigung zum Tode verurtheilt. Italien und das ganze Reich war mit unzähligen Spionen und Angebern verpestet, heißt es bei Gibbon. Auf die geringste Anklage hin wurden die ersten römischen Großen, welche Provinzen verwaltet, Armeen befehligt und mit consularischen und triumphalischen Ehrenzeichen geschmückt waren, an öffentliche Karren gekettet und in aller Eile vor den Kaiser geschleppt. Confiscation, Verbannung, einfacher Tod, waren seltene Fälle der Milde. Einige der unglücklichen Dulder wurden in Häute geschlachteter Thiere eingenäht, andere wilden Bestien ausgesetzt, andere mit Keulen todtgeschlagen. So sehr verschmähte Maximinus die Stätten der Cultur und Humanität, daß er während seiner dreijährigen Regierung nie nach Rom oder Italien kam. Sein Lager, bald am Rhein, bald an der Donau aufgeschlagen, war der Sitz seiner Schreckensherrschaft. Kein Mann von edler Herkunft oder feinerer Bildung durfte sich in seiner Nähe zeigen. Seiner Grausamkeit glich seine Habsucht. Um seine Soldaten zu bereichern, beraubte er die Städte ihrer öffentlichen Kassen und die Tempel ihrer werthvollsten Geräthe und Kunstwerke und richtete die Reichen durch unerschwingliche Geldbußen und Confiscationen zu Grunde. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich in der ganzen römischen Welt und flehte um Rache gegen den gemeinsamen Feind des Menschengeschlechts, und der Senat in Rom war in solcher Verzweiflung über das unwürdige Regiment eines Barbaren, daß er sich zu Schritten ermannte, die sich von seiner bisherigen Servilität nicht erwarten ließen.

Erhebung der beiden Gordiane. 237.

In der Provinz Afrika erzeugte der Druck und die Erpressung eines kaiserlichen Kassenbeamten eine Verschwörung. Zwei reiche Jünglinge, zu einer enormen Geldbuße verurtheilt, die sie an den Bettelstab zu bringen drohte, gingen von bewaffneten Knechten und Bauern begleitet, mit Dolchen in den Gewändern in früher Morgenstunde in das Amthaus, ermordeten den habgierigen Diener des Tyrannen und nahmen Besitz von der Stadt. Darauf begaben sie sich zu dem Statthalter **Gordianus**, einem der angesehensten römischen Edelleute, der von väterlicher Seite von den Gracchen, von mütterlicher

von dem Kaiser Trajan abstammte und eben so sehr durch Reichthum, wie durch edle Bildung und ererbten Ruhm hervorragte, und wählten ihn zum Kaiser. Umsonst flehte er, sie möchten sein Alter nicht mit der schweren Sorge beladen und ihn in Frieden in die Grube fahren lassen; sie drangen so lange in ihn, bis er nachgab, erwägend, daß bei der eifersüchtigen Grausamkeit Maximin's die Ablehnung für ihn dieselben verderblichen Folgen haben würde, wie die Annahme; denn in den Augen des Wütherichs war Jeder, der des Thrones für würdig galt, des Todes schuldig. Als eine feierliche Gesandtschaft dem römischen Senat die Kunde überbrachte, daß der ehrwürdige Proconsul Gordianus, der sich während seines ganzen langen Lebens in Italien und in der Provinz durch seine Tugenden, seine Freigebigkeit, seine Milde und Gerechtigkeit allgemeine Achtung erworben, dessen säulengeschmückte Landhäuser und Paläste von dem Glanze der Familie Zeugniß gaben, den Purpur angenommen und seinen Sohn, der an Bildung, Kunstsinn und Liebenswürdigkeit des Charakters, nur nicht an Reinheit der Sitten dem Vater glich, zur Mitregentschaft erhoben habe und die Bestätigung der hohen Versammlung nachsuchte, da ermannte sich der Senat auf den Antrag des Consul Syllanus zu dem hochherzigen Beschluß, die Wahl der Gordiane gutzuheißen und Maximin, seinen Sohn und seine Anhänger für Feinde des Vaterlandes zu erklären. Diesem kühnen Beschluß folgte eine noch kühnere That. Vitalianus, der Präfect der in Rom zurückgebliebenen Abtheilung der Prätorianer, an blutdürstiger Grausamkeit dem Imperator ähnlich, wurde auf Befehl des Senats ermordet und die Garde durch Geschenke und Versprechungen zufriedengestellt. Volk und Soldaten erkannten mit Entzücken die Autorität der beiden Gordiane an und ganz Italien folgte dem Beispiele der Hauptstadt.

Aber dieser edle Aufschwung, zu dem Senat und Volk in Rom durch die Grausamkeit und Habsucht eines Barbaren im Purpurmantel geführt wurden, war nicht vom Glück begleitet. Während zwanzig der fähigsten Senatoren Rüstungen und Vorkehrungen trafen, um Freiheit und Vaterland gegen den zu erwartenden Angriff Maximin's kräftig zu vertheidigen und die Beamten und Städte in den Provinzen durch Gesandtschaften für die von Senat und Volk anerkannten Herrscher zu gewinnen, hatte sich das Schicksal der letzteren bereits tragisch entschieden. Capellianus, Statthalter von Mauretanien, der rohe Diener eines rohen Herrn, war mit einem Haufen Veteranen und einer wilden Schaar barbarischer Hülfsvölker in die Provinz Afrika eingebrochen, ehe die Gordiane Zeit gefunden hatten, die zur Behauptung ihrer Würde nöthige Truppenzahl aufzubieten und einzuüben. Ungehindert drang der feindliche Heerführer bis in die Nähe der Stadt Karthago, wo die Gegenkaiser ihren Herrschersitz aufgeschlagen. Der jüngere Gordian zog mit einer ungeübten, in der friedlichen Ueppigkeit aufgewachsenen Schaar dem übermächtigen Feinde entgegen, verlor aber in der ungleichen Feldschlacht Sieg und Leben. Auf die

Ausgang der Gordiane.

Trauerkunde gab sich der achtzigjährige Vater den Tod mit eigener Hand, die Ehre einer sechsunddreißigtägigen Herrschaft theuer bezahlend. Karthago öffnete zitternd die Thore einem Sieger, der nun ein Regiment des Schreckens voll Blut und Raubsucht errichtete.

Pupienus Maximus u. Balbinus vom Senat als Kaiser aufgestellt. Die Kunde von diesen Vorgängen erregte große Bestürzung in Rom. Die Väter der Stadt hielten Berathung im Concordientempel. Lange saßen sie schweigend auf ihren Sitzen, bis ein alter Rathsherr aus dem Geschlechte Trajan's ihnen mit feurigen Worten zu Gemüthe führte, daß sie nur die Wahl hätten zwischen ehrenvollem Kampfe auf dem Schlachtfelde und schmachvollem Tode durch die Hände eines gereizten Blutmenschen. Im letzteren Falle sei ihr Verderben sicher, im ersteren könne das Kriegsglück sich möglicherweise noch für sie entscheiden. Seine Worte machten Eindruck. Ohne Widerrede riefen sie die von ihm in Vorschlag gebrachten Senatoren Clodius Pupienus Maximus und Caelius Balbinus zu Kaisern aus, zwei angesehene Männer von reiferen Jahren, die durch verschiedene Eigenschaften einander ergänzten. Dem rauhen Pupienus Maximus, der sich durch Verdienste und Sittenreinheit vom niedrigen Stande in die Höhe gearbeitet und sich im Krieg durch Tapferkeit, als Präfect der Stadt durch Gerechtigkeitsliebe allgemeine Achtung erworben hatte, stand der edle Balbinus, der Reichthum mit vornehmer Geburt verband und als Redner, Rechtsgelehrter und Dichter hervorragte, mildernd und versöhnend zur Seite. Aber während der Senat im Capitol den Schutzgöttern Roms für die glückliche Wahl seinen Dank darbrachte, umtobte die Menge das Heiligthum und verlangte drohend, daß der junge M. Antonius Gordianus, ein dreizehnjähriger Knabe, Enkel des ersten und Neffe des zweiten, den senatorischen Kaisern beigesellt und mit der Würde und den Insignien eines Cäsar bekleidet werde. Die Väter der Stadt willigten ein, um nicht durch Zwietracht dem gemeinsamen Feinde in die Hände zu arbeiten.

Maximinus in Oberitalien. Sein Ausgang. 238. Maximinus schäumte vor Wuth bei der Nachricht über diese Vorgänge. Doch gestattete ihm der Krieg am Rhein, wo er sich großer Siege gegen die Germanen rühmte, und an der Donau nicht, der Stimme der Rache sogleich Gehör zu geben. Erst als er die Feinde zurückgeschlagen und die Grenze sicher gestellt, brach er mit seinem geübten Heere, dessen Reihen er durch die Blüthe der barbarischen Jugend verstärkt hatte, von Sirmium nach Italien auf. Diese Verzögerung war von den Feldherren des Senates weise benutzt worden. Als das kaiserliche Heer in Oberitalien einrückte, fand es überall Verödung. Die Dörfer und offenen Flecken waren verlassen, Thiere und Lebensmittel fortgeschafft, die Brücken abgebrochen. Nur die festen Städte waren mit Mannschaft und Kriegsvorrath versehen. Auf diese Weise hoffte man das Vorrücken der kaiserlichen Heere zu erschweren und ihre Kräfte und kriegerische Lust zu lähmen und zu brechen. Und diese Hoffnung sollte nicht zu Schanden werden. Die Besatzung von Aquileja, unterstützt von der muthigen Bürgerschaft, setzte

dem gefürchteten Tyrannen so erfolgreichen Widerstand entgegen, daß sich die Belagerung der Stadt hinauszog, bis im Heere des Kaisers die Lebensmittel ausgingen und das ungesunde feuchte Klima, verbunden mit schlechter Nahrung und unreinem Trinkwasser, Krankheiten erzeugte. Eine allgemeine Mißstimmung erfaßte die Truppen; ohne Nachrichten von Außen glaubten sie, daß sich ganz Italien für den Senat erklärt hätte und sie einen blutigen gefahrvollen Bürgerkrieg für einen verabscheuten Despoten führen müßten. Besonders trat dieser Mißmuth bei der Abtheilung der Prätorianergarde hervor, die ihr Standlager in Alba hatte und für ihre dort zurückgelassenen Frauen, Kinder und Habe zu fürchten begann. Es bildete sich daher eine Soldatenverschwörung, in deren Folge Maximinus Thrax nebst seinem Sohne Maximus, einem Jüngling von ausgezeichneter Schönheit, dem die Würde eines Cäsar zu Theil geworden war, im kaiserlichen Zelte ermordet wurde. Ihre blutigen Köpfe, auf Speeren umhergetragen, waren für die Aquilejer das Signal, daß die Belagerung ein Ende habe. Sie öffneten die Thore und empfingen von den hungernden Truppen für die dargereichten Speisen und Getränke die Betheuerung ihrer Treue gegen Senat und Volk und die rechtmäßigen Kaiser Maximus und Balbinus.

Die goldenen Tage des Friedens und der Gerechtigkeit, welche die Römer unter der neuen Herrschaft erwarteten, traten nicht ein. Als Maximus mit der Leibwache von Aquileja zurückkehrte, traf er die Stadt im Kriegszustand. Die zurückgebliebenen Prätorianer, unzufrieden über die „Kaiser des Senats“, waren mit der Bürgerschaft in offenen Krieg gerathen. Ihr festes Standlager trotzte allen Angriffen und durch unerwartete Ausfälle rächten sie sich mit Brand und Mord. Die Ankunft des Maximus führte eine kurze Versöhnung herbei; aber die Gardenabtheilung, die ihm von Aquileja gefolgt war, theilte die Mißstimmung ihrer Gefährten. Ihr finsterer niedergeschlagener Blick inmitten des allgemeinen Jubels bei dem Einzuge ließ erkennen, wie bitter sie den Sieg der Senatspartei über die Militärgewalt empfanden. Beide Abtheilungen kamen bald überein, sich aus der schimpflichen Lage zu befreien. Die Eifersucht der Kaiser auf einander erleichterte das Vorhaben. Maximus verachtete den Balbinus als einen üppigen Patricier und dieser seinen Collegen als einen Soldaten von niederer Herkunft. Dadurch blieb ihnen die drohende Haltung der Leibwache verborgen, bis die Verschwörung zum Ausbruch reif war. Drei Monate nach der Katastrophe vor Aquileja, an einem Tage, da die ganze Stadt mit den capitolinischen Spielen beschäftigt war, erstürmte eine Schaar Prätorianer den Palast, schleppte die beiden Kaiser unter Hohn und Mißhandlungen durch die Stadt und ließ sie dann, besorgt das Volk und die germanische Abtheilung der Leibwache möchte sie befreien, als verstümmelte Leichen in den Straßen liegen. Darauf wurde der junge Gordian nach dem Lager gebracht und als Augustus begrüßt. Das Regiment eines Knaben schien der wilden Zügellosigkeit der Garde

Pupienus u. Balbinus ermordet. 238.

15. Juli 238.

keine Gefahr zu bringen; seine Erhebung war der Sieg der Soldatenherrschaft über Senat und Volk.

Gordianus (III.) 238–244. u. c. 982 bis 997. **Gordianus** (III.) kam nie zur vollen Selbständigkeit und Reife des Alters. Anfangs der Erziehung und Aufsicht seiner Mutter überlassen, gerieth er unter den Einfluß der Eunuchen, jener giftigen Brut des Orients, die seit den Tagen Heliogabal's den Palast verpestete. Diese zogen einen undurchdringlichen Schleier zwischen den Kaiser und sein Volk und bereicherten sich durch den schmachvollsten Aemterverkauf. Endlich wurde der junge Fürst durch
Timesitheus. **Timesitheus**, seinen Lehrer in der Rhetorik, dessen Tochter er zu seiner Gattin erhoben, aus den Händen dieser Höflingsschaar errettet. Unter dem Beistande dieses trefflichen Mannes, dem sein dankbarer Schwiegersohn die Würde eines Präfecten der Leibwache übertrug, regierte Gordianus das Reich mit Milde und Gerechtigkeit. Aber dieser sollte ihm nicht lange zur Seite stehen. Ein feindlicher Einfall der Perser in Mesopotamien bewog den Kaiser, in eigener Person einen Feldzug nach dem Oriente zu unternehmen. Timesitheus, obwohl unter der Pflege der Wissenschaften herangewachsen und erst in späteren Jahren mit den Waffen vertraut geworden, zeigte bei diesem Unternehmen solche Umsicht sowohl in den Kriegsoperationen als in den Anstalten zur Verpflegung des Heeres, daß er den eigenen Truppen wie den Feinden Achtung und Furcht einflößte; jene fügten sich den Vorschriften der Disciplin, diese zogen sich bei der Annäherung des römischen Heeres über den Tigris zurück. Das Schreiben, in welchem Gordian dem Senate die Erfolge seines Feldzugs ankündigte, ist ein glänzendes Zeugniß von den Verdiensten des Präfecten. Aber seine Tage waren
243. gezählt. Er starb plötzlich, nicht ohne den Verdacht einer Vergiftung. Mit Timesitheus endete das Glück Gordian's. **Julius Philippus**, von Geburt ein Araber aus Bostra (S. 271), unter dem Raubleben und den Streifzügen seiner Landsleute herangewachsen und erstarkt, wurde sein Nachfolger im Oberbefehl der Leibwache. Wenn es auch nur ein Gerücht war, daß er den Tod des wackern Timesitheus veranlaßt habe, so ist dagegen kein Zweifel, daß er von der Zeit an mit dem ehrgeizigen Plane umging, den kaiserlichen Purpurmantel um seine barbarischen Lenden zu legen. In diesem Vorsatz schrieb er den von ihm künstlich erzeugten Mangel an Zufuhr im Heere der Jugend und Unerfahrenheit des Fürsten zu und reizte dadurch die ergrimmten Soldaten zur Verschwörung und offenen Empörung, in Folge deren Gordian in seinem neunzehnten Lebens-
März 244. jahre am fernen Ufer des Euphrat einen gewaltsamen Tod erlitt. Noch nach Jahrhunderten sah man an der Straße von Circesium nach Ktesiphon sein prächtiges Grabmal. Philipp, von der Lagergemeinde als Kaiser begrüßt, fand bei Senat und Volk keinen Widerstand.

Philippus Arabs. 244–249. u. c. 997 bis 1002. Ueber Philippus den Araber fehlen uns sogar die dürftigen Angaben der „Kaisergeschichten", die bei den vorhergehenden und folgenden Regenten die allgemeine Dunkelheit noch durch einige Lichtstrahlen erhellten. Die fremdlän-

dische Abkunft zog demselben so sehr den Haß und die Verachtung der Römer zu, daß er selbst in der knechtischen Zeit keinen Biographen gefunden hat. Umsonst suchte er nach seiner Rückkehr aus dem Oriente, wo er den Perserkrieg durch einen wenig ehrenvollen Frieden mit Sapores beendigte, durch Veranstaltung eines glänzenden Säcularfestes zur Verherrlichung des tausendjährigen Bestandes der Stadt die nationale Ungunst zu tilgen; seine fünfjährige Regierung ist ein unbeschriebenes Blatt in der römischen Kaisergeschichte.

Die Säcularfeier, unter Augustus durch den Festgesang ihres talentvollsten Dichters Horaz verherrlicht, war zu allen Zeiten für das lebende Geschlecht ein freudvolles Ereigniß. An den Ufern des Tiber wurden drei Nächte hindurch mystische Opfer vollbracht und das Marsfeld widerhallte von Musik und Tänzen und war mit zahllosen Lampen und Fackeln erleuchtet. Auch unter Philipp ergötzte sich die Menge an der Pracht der Schauspiele und Volksbelustigungen und die Frommen versenkten sich in die symbolischen Religionsgebräuche; auch unter Philipp baten Chöre von Jungfrauen und Jünglingen aus den edelsten Familien die gnädigen Götter um Segen für das gegenwärtige und künftige Geschlecht und flehten in feierlichen Hymnen, sie möchten dem römischen Volke Tugend, Glück und Herrschaft bewahren; aber die denkenden und geschichtskundigen Männer blickten mit Kummer auf die trostlose Gegenwart und in eine noch trübere Zukunft. Der Umfang und die äußeren Formen des römischen Reiches waren noch immer wie unter Augustus und Hadrian, aber die belebende Gesundheit und Kraft war erloschen, der Lebensmuth gebrochen, der Wohlstand erschöpft. Die Ludi Säculares. 248.

Abfall und Treulosigkeit des Heeres hatten Philipp auf den Thron geführt; Abfall und Treulosigkeit stürzten ihn auch ins Grab. Die Legionen in Mösien hatten sich empört; **Decius**, ein edler Senator von altberühmtem Geschlechte, von altrömischer Sitte und Religion wurde von dem Kaiser abgeschickt, den Aufruhr zu dämpfen; aber die meuterischen Soldaten „zwangen ihren Richter ihr Mitschuldiger zu werden“, ihm nur die Wahl zwischen dem Tod und dem Purpur gestattend. Er stellte sich an ihre Spitze und zog wider den Kaiser. Philipp wurde besiegt und fiel entweder in der Feldschlacht oder erlitt einige Tage nachher zu Verona einen blutigen Tod. Seinen Sohn und Theilnehmer an der Regierung ermordeten in Rom die Prätorianer. Der neue Kaiser wurde mit Freuden vom Senat und von den Provinzen anerkannt. Aber der Thron der Cäsaren war in jenen Tagen ein verhängnißvolles Gut. Kaum hatte Decius einige Monate mit den Werken des Friedens und der Gerechtigkeit zugebracht, so rief ihn der Einbruch der Gothen an die Donau. Wir haben schon oben die germanischen Völkerschaften kennen gelernt, welche von der Zeit an die Grenzen des Reiches an den beiden deutschen Strömen mit harten Schlägen bedrohten, bis der morsche Bau in Trümmer sank. Als die Gothen, welche es verschmähten, die zum Feldbau wie zur Viehzucht trefflich geeignete Ebene vom Dnepr bis zur Donau durch den Fleiß ihrer Hände zu bestellen, und lieber bei einem Leben des Müßiggangs, der Armuth und des Raubes beharrten, zuerst in die Kornfelder und Weiler Daciens einfielen, dann

Philipp's Ausgang.

Decius. 249—251. u. c. 1002 bis 1004.

ungesättigt von der geringen Ausbeute des dünn bevölkerten Landes die Donau überschritten und aus den reichen Städten Mösiens und Thrakiens, aus Marcianopolis, welche Trajan zu Ehren seiner Schwester Marciana erbaut, aus Philippopolis, welche ihren Ursprung und Namen dem großen Makedonierkönig verdankte, Schätze, Güter und Gefangene wegführten, da rückte Decius mit einem Kriegsheer wider sie aus, wurde aber bei unvorsichtigem raschen Nachsetzen von den schnell umkehrenden Gothen überwunden und seines Lagers beraubt. Zum ersten Mal sah man damals einen römischen Kaiser vor einer Schaar halbnackter Barbaren fliehen. Während aber die Sieger die Zeit mit der Belagerung von Philippopolis hinbrachten, sammelte der tapfere und umsichtige Decius seine zersprengten Truppen wieder, stellte Kriegszucht und Ehrgefühl unter ihnen her, und schnitt, indem er die Päße und Gebirgswege durch erfahrene Feldherren, darunter Claudius, bewachen und die Donaufürstenthümer in guten Stand setzen ließ, dem Feinde den Rückweg ab. Zugleich suchte er durch Begründung alter Sitten und Einrichtungen im ganzen Reichskörper die gewichene Kraft wieder zu beleben. Das von Feinden befreite Reich sollte von Innen heraus umgebildet werden durch Wiedererweckung und Pflege altrömischen Geistes, altrömischer Institutionen und altrömischer Religion.

Aus diesem Grunde erließ Decius das früher erwähnte Edict gegen die Christen, und erneuerte das Amt eines Censors in der Person des tapferen und rechtschaffenen Valerian, den der Senat einstimmig als den würdigsten dazu bezeichnete. Aber das erschlaffte Zeitalter war keiner Reform auf den alten morschen Grundlagen mehr fähig. Auch wenn dem tüchtigen Kaiser eine längere Regierung gegönnt gewesen wäre, seine Kräfte hätten nicht hingereicht, weder den siegreichen Lauf des Christenthums zu hemmen noch in dem verweichlichten Geschlechte die Lüste und Laster auszurotten.

Sein Ausgang. Das Schicksal ersparte dem Kaiser die bittere Täuschung. Siegesmuthig rückte er mit seinen gekräftigten Legionen dem barbarischen Feinde entgegen, als dieser endlich mit dem Raub der eroberten Stadt und einer großen Zahl vornehmer Gefangenen den Rückzug antrat. Die Gothen, deren Heer während des Belagerungskrieges sich vermindert hatte und erschöpft war, hätten gern um den Preis aller Beute und Gefangenen einen ungestörten Abzug erkauft; aber Decius wies jeden Vergleich zurück: Schlacht oder unbedingte Unterwerfung war der Ausspruch des strengen Römers. Da zogen die hochherzigen Gothen den Tod der Sclaverei vor. In der Nähe einer kleinen Stadt Mösiens ereignete sich die blutige Feldschlacht, in welcher die Verzweiflung zuletzt den Sieg über die Kriegskunst und Uebermacht der Legionen davontrug. Im ersten Treffen wurde der Sohn des Kaisers, ein Jüngling von herrlichen Anlagen und bereits zur Ehre des Purpurs erhoben, durch einen Pfeil ins Angesicht getödtet; da rief der Vater, seine Kräfte zusammenraffend, den erschrockenen Truppen zu, der Tod eines einzelnen Kriegers sei für die Republick von geringer Wichtigkeit, und der Kampf entbrannte mit erneuter Heftigkeit. Schon war die

erste und die zweite Linie der Gothen vernichtet oder in die Flucht gesprengt, als beim Angriff auf die dritte, die in der Fronte von einem Morast gedeckt war, der ungünstige Kampfplatz und die ungleiche Bewaffnung die Schlacht zum Nachtheil der Römer entschied. Viele Krieger, unter ihnen der tapfere Kaiser selbst, versanken im Sumpfe oder erlagen den langen Lanzen der Feinde. Das war das Schicksal des Decius im fünfzigsten Jahre seines Alters, „eines vollendeten Fürsten, thätig im Krieg und leutselig im Frieden, sammt seinem Sohne im Leben wie im Tode den herrlichsten Mustern alter Tugend vergleichbar". Nicht einmal seine Leiche wurde entdeckt. Einige Zeit nachher erlag auch des Decius zweiter Sohn Hostilianus, dem Senat und Heer aus Rücksicht für den Vater den kaiserlichen Titel beigelegt, der Pest, welche von Aegypten ausgehend wie einst zu Thukydides Zeit große Verheerungen anrichtete und insbesondere Rom und Italien schwer heimsuchte; aber die Macht war in den Händen des Gallus, des Oberbefehlshabers des Limes.

Um das illyrische Land von dem unerträglichen Joche der Gothen zu befreien, erkaufte Gallus den Abzug der Sieger durch Ueberlassung der Beute und der Gefangenen und versprach ihnen jährlich eine bestimmte Geldsumme, damit sie das Reich nicht ferner mit ihren Raubzügen heimsuchten. Das römische Volk war noch nicht so sehr gesunken, daß es nicht über diese Schmach erröthet und dem Urheber derselben mit Haß und Verachtung vergolten hätte, zumal als sich bald herausstellte, daß der glückliche Erfolg dieses Streifzugs andere Schwärme zur Nachahmung reizte, die, gelockt von der reichen Ausbeute, welche die Brüder heimgebracht, und unbetheiligt an ihrem Versprechen, von Neuem in das Grenzgebiet einbrachen, Schrecken und Verwüstung über ganz Illyrien verbreitend. Da trat ihnen Aemilianus, Statthalter von Mösien und Pannonien, unerwartet entgegen und trieb sie, nachdem er ihnen eine Niederlage beigebracht und den Raub entrissen hatte, über die Donau zurück. Diese rühmliche Waffenthat trug dem glücklichen Feldherrn den Kaiserthron ein. Gallus, der während dieser Zeit den Freuden der Hauptstadt gelebt hatte, unbekümmert um die Noth der Provinzen, rückte mit den Prätorianern dem rasch heranziehenden Nebenbuhler entgegen; aber bei Spoleto vereinigten sich seine Truppen, gelockt durch die verheißene Solderhöhung, mit den Legionen des Gegners, worauf Gallus nebst seinem jungen Sohne Volusianus erschlagen wurde. Aemilianus gab in einem Schreiben an den Senat die Versicherung, daß er die Väter der Stadt und die Gesetze ehren und alle Feinde des Reichs besiegen werde; aber es war ihm nicht vergönnt, die Wahrheit seiner Worte durch Thaten zu bekräftigen. Noch waren die Truppen nicht von Spoleto aufgebrochen, als der tapfere Valerian mit den gallischen und germanischen Legionen, die er dem Kaiser Gallus zuführen wollte, herbeikam, und die treulosen Soldaten, ohne Anhänglichkeit für Aemilianus, trugen kein Bedenken, durch dessen

Gallus. 251–253. u. c. 1004 bis 1006.

Aemilianus. 253.

Ermordung dem unvermeidlichen Bürgerkrieg zu entgehen. Nur vier Monate lagen zwischen Aemilian's Erhebung und Tod.

Valerian. 253—260. Gallienus. 253—268. u. c. 1006 bis 1021. Valerian wurde von Senat und Volk, von Heer und Provinzen mit Freuden als Kaiser begrüßt. Seine edle Geburt, seine milden, tadellosen Sitten, seine Kenntnisse, Klugheit und Erfahrung hatten ihm während seines langen Lebens allgemeine Achtung erworben, so daß er unter Decius als der Würdigste zu dem neuen Amte eines Censors mit ausgedehnten Vollmachten erkannt worden war. Und dennoch war seine Regierung die traurigste Periode der römischen Geschichte. Aus väterlicher Liebe nahm er seinen Sohn Gallienus, „dessen weichliche Laster bisher von der Dunkelheit des Privatlebens verhüllt worden waren“, zum Mitkaiser an; aber trotz dieser Doppelherrschaft war das Reich von Innen und Außen von so vielen Feinden bedrängt, daß die Stunde seiner Auflösung nahe schien. Nicht genug, daß die Perser unter ihrem streitbaren König Sapor Mesopotamien und Syrien überschwemmten und die Gothen ihre Streifzüge über die Donau wiederholten, auch die anderen germanischen Völker, durch Bündnisse gestärkt (S. 442 ff.), bedrohten die Reichsgrenzen: die Franken den Niederrhein und Gallien, die Alemannen den Oberrhein und Helvetien; und zugleich legten sich in den Provinzen Statthalter und Heerführer den Purpurmantel um die Lenden, so daß in den Kaisergeschichten die acht bis zehn Jahre, während welcher Gallienus in Rom regierte, und sein Vater Valerian im Morgenlande stritt und dann als Gefangener schmachtete, von Trebellius Pollio in einfältiger Nachahmung der Geschichte Athens als die Zeit der „dreißig Tyrannen“ bezeichnet werden. Das römische Reich hatte seinen Sitz nicht mehr in der Siebenhügelstadt, sondern in den Heerlagern der Feldherren.

Die Franken in Gallien u. Spanien. 256. Während Gallienus und sein unmündiger Sohn Saloninus am Hofe zu Trier „die Majestät des Reiches zur Schau stellten“, durchzogen die Franken raubend und verheerend das gallische Land, das der tapfere Feldherr Postumus, der sich durch Tüchtigkeit von geringem Stande zum Statthalter von Gallien emporgeschwungen hatte, umsonst wider ihren Ungestüm zu schützen bemüht war, überstiegen die Pyrenäen, wo noch im 5. Jahrhundert die Trümmer von Tarraco (Tarragona) und anderen Prachtstädten von der Wuth der Barbaren Zeugniß gaben, und wagten sich sogar auf spanischen Schiffen nach dem unbekannten Lande Mauretanien im nördlichen Afrika, eine fremdartige Erscheinung in dem Lande des Luxus und der Weichlichkeit. Die Alemannen im Zehntland u. in Ober-Italien. 256. Zu gleicher Zeit zog das suebische „Mischvolk“ der Alemannen, das römische Zehntland durchschreitend, in das helvetische Alpenland ein und trug den Schrecken seiner Waffen in die reichen Fluren am Po, ja bis in die Nähe Roms. Die Ermannung des Senats, welcher die Reihen der zurückgelassenen Prätorianer mit jungem Aufgebot mehrte und dann die für die Sicherheit ihrer Beute besorgten Barbaren zum Rückzug brachte, fand Dem Senat jede Beschäftigung mit dem Krieg untersagt. bei dem Kaiser keine Anerkennung. Besorgt, daß der alte Reichskörper von einem kriegerischen Geiste erfaßt, der heimischen Tyrannei entgegentreten könnte, verbot er den Senatoren in Zukunft ein militärisches Amt zu bekleiden, ja nur den Lagern der Legionen sich zu nähern. Und nur zu gern gehorchten die Väter der Stadt, die über

ihren plötzlichen Muth selbst erstaunt waren, diesem Gebote; sie sahen die Befreiung vom Kriegsdienste als eine Gunst an und überließen die Beschützung des Reiches mit Freuden den rauhen Händen der Bauern und Barbaren, indeß sie selbst sich den Genüssen der Bäder und Theater und dem üppigen Wohlleben ihrer Landhäuser und Paläste hingaben. Einen zweiten Einfall schlug Gallienus in eigener Person in der Gegend von Mailand zurück. Aber der Sieger im Feld wurde durch sanftere Waffen überwunden. Pipa, die Tochter eines suebischen Fürsten, reizte die sinnliche Begehrlichkeit des Römers. Als Preis ihrer Hand gewährte er dem Vater eine Strecke Landes zur Niederlassung in Pannonien. Doch wurde die Verbindung mit der Barbarentochter von den Römern nicht als vollgültige Ehe, sondern nur als Concubinat angesehen.

Während Gallienus und seine Feldherren mit Mühe die westlichen Landschaften gegen die Germanen schützten, wurde der Norden und Osten von anderen Feinden schwer heimgesucht. Wir lesen von kühnen Raubfahrten der Gothen an den Küstenländern des schwarzen Meeres, der Propontis und des Hellespont, wie sie auf ihren flachen durch ein schräges Dach gegen Wind und Wetter geschirmten Fahrzeugen die Landschaften Kleinasiens überfielen (S. 445) und aus den reichen Städten, „die Alles enthielten was barbarische Völker anlocken konnte, und Nichts, um ihnen Widerstand zu leisten", Beute und Gefangene fortschleppten, wie sie in den Peiräeus einfuhren, Attika und Griechenland raubend durchzogen, bis der athenische Staatsmann, Feldherr und Historiker Dexippus sie zurückschlug (S. 366), ja sogar an eine Landung in Italien dachten, wie endlich unter ihrer rohen Hand der prachtvolle säulengeschmückte Dianentempel in Ephesus in Flammen aufging. Und während die Gothen und ihre Bundesgenossen die alten Griechenstädte zu Fall brachten und die Werke der Kunst und des Genius mit wilder Barbarei zerstörten, erlitt an der fernen Ostgrenze der römische Name eine Schmach, welche die Niederlage des Crassus in Vergessenheit brachte (III, 856). Der Perserkönig Sapor hatte nicht nur das römische Bundesland Armenien unter seine Herrschaft gebracht, nachdem der alte König Chosroes durch persische Sendlinge ermordet und sein jugendlicher Sohn Tiridates genöthigt worden war, sich und seine Ansprüche in der Dunkelheit des Privatstandes zu verbergen; er hatte sogar die römischen Besatzungen von Karrhä und Nisibis zur Uebergabe gezwungen und verbreitete Schrecken und Verwüstung auf beiden Seiten des Euphrat. Da rückte der greise Valerianus mit Heeresmacht zum Schutze der östlichen Reichsgrenze und der schwer bedrängten Stadt Edessa herbei; aber durch den treulosen Verrath des prätorianischen Präfectus in eine Gegend gelockt, wo dem von allen Seiten umstellten Heer nur die traurige Wahl blieb, dem Hunger oder den Geschossen der Feinde zu erliegen, fand der Herrscher der Welt, ehrwürdig durch seine Jahre, durch seinen Rang und durch seine Tugenden, ein klägliches Ende. König Sapor, so erzählen einige Schriftsteller des Alterthums, verlangte eine Unterredung mit Valerian, und als dieser, gedrängt durch das drohende Geschrei des aufrührerischen Heeres, einwilligte und seine Ehre und

Raubfahrten der Gothen. 258. 259.

Valerian von den Persern gefangen. 260.

260.

sein Leben in die Hände des Barbaren lieferte, wurde er unter den Wällen des Lagers als Gefangener weggeführt. Die Truppen, rathlos und voll Entsetzen über den Anblick, streckten die Waffen und empfingen aus der Hand des barbarischen Siegers einen neuen Gebieter in der Person des Cyriades, eines mit allen Lastern und Verbrechen befleckten Syrers aus Antiochien, der als Flüchtling am Hofe des Perserkönigs weilte und sich jetzt gebrauchen ließ, dem Feinde den Weg in sein eigenes Heimathland zu zeigen. Rasch zog unter der Leitung des Verräthers im Purpurgewande das persische Reiterheer von Edessa aus über den Euphrat und durch das Gebiet von Chalcis nach Antiochien, der reichen und üppigen Hauptstadt Syriens. Ohne Ahnung der Gefahr ergötzte sich die Menge an den Freuden des Theaters, als eine Schauspielerin plötzlich auf den nahen Höhen die Perser entdeckte. Nun verwandelte sich die Lust schnell in Trauer und Wehklagen, da die Feinde in die Stadt einbrachen, in wilder Raubgier alle werthvollen Güter an sich rissen und dann beladen mit Beute und Gefangenen die Stätte des Mords und der Verwüstung verließen, um anderen Orten des verweichlichten Landes dasselbe Schicksal zu bereiten. Bis nach dem kilikischen Tarsus ergoß sich der Strom der Verheerung, der nur vorübergehend gebrochen wurde durch die tapfere Vertheidigung des Heiligthums von Emesa von den fanatisirten Tempelbauern und ihrem Oberpriester. Von Tarsus durchzog das rasche Reiterheer ungehindert die Engpässe des Taurus und füllte die kappadokische Hauptstadt Cäsarea (Mazaca), wo ein patriotischer Bürger, Namens Demosthenes, lange Zeit tapfern Widerstand leistete, bis ein Verräther die Thore öffnete, mit Mord und Plünderung. Sapores konnte nicht hoffen, die eroberten Provinzen und Städte auf die Dauer dem römischen Reiche zu entreißen; darum beschloß er sie zur Oede zu machen und die Einwohner und Reichthümer nach Persien zu verpflanzen. Als er auf dem Rückzug nach dem Euphrat den Saum der syrischen Wüste berührte, die in ihrer Mitte die reizende Oasenstadt Palmyra barg, schickte ihm der Fürst dieses Palmenlandes, Odenathus, reiche Geschenke, um sich seine Gunst zu erkaufen. Sapores, im Hochgefühl seines Glücks in dieser Begegnung eine dreiste Anmaßung erblickend, ließ die Schätze in den Euphrat senken und den Geber auffordern, mit rückwärts gebundenen Händen vor den Stufen seines Thrones zu erscheinen. Da sammelte Odenath aus den Söhnen der Wüste eine streitbare Mannschaft, und den abziehenden Heermassen der Perser im Rücken und auf der Seite sich anheftend, fügte er ihnen manchen Schaden zu, bis sie nach Verlust eines Theiles der Beute und Gefangenen über den Grenzstrom gelangten. So wurde Roms Ehre durch einen Syrer oder Araber gerettet, indeß der hochbetagte Kaiser in persischer Gefangenschaft Schmach und Hohn und zuletzt den Tod ertragen mußte.

Die Perser in Syrien u. Kleinasien. 261. 262.

Valerian's Ausgang.

Umsonst verwendeten sich die mit den Persern verbundenen Fürsten und Völker für die Freilassung Valerian's, den Großkönig ermahnend, den erlauchten Gefangenen

zum Unterpfand des Friedens zu machen und der Unbeständigkeit des Glücks und der wiederkehrenden Macht Roms eingedenk zu sein; Sapor hielt den gebeugten Herrscher bis an sein Ende in Haft und behandelte ihn mit Hohn und Uebermuth. Mag es auch ein Märchen sein, daß Valerian stets im kaiserlichen Purpur aber mit Ketten beladen den Blicken der Menge ausgesetzt worden, daß der persische Monarch, so oft er zu Pferde gestiegen, seinen Fuß auf den gekrümmten Nacken des römischen Kaisers gesetzt, und daß, als endlich Kummer und Schmach sein graues Haupt in das Grab gebracht, seine Haut ausgestopft und in menschliche Gestalt gebracht in dem berühmtesten Tempel Persiens aufbewahrt worden; immerhin geben diese Sagen den Beweis, daß der Perser von dem Rechte des Siegers den übermüthigsten Gebrauch gemacht habe. Noch jetzt sieht man sassanidische Sculpturen, auf denen die Gefangennehmung Valerian's dargestellt ist. „Es ist, als ob die Perser darin eine Rache für die durch Alexander erfahrene Unbill erblickt hätten." Valerian soll die Schmach der Gefangenschaft noch neun bis zehn Jahre getragen haben.

Gallienus' Charakter u. Eigenschaften.

Gallienus that Nichts zur Befreiung seines Vaters: während alle Welt das Schicksal des unglücklichen Greises bejammerte, bewahrte der Kaiser den größten Gleichmuth; er pries die Tapferkeit des Gefangenen, freute sich aber, wie sein Biograph versichert, der censorischen Strenge desselben ledig geworden zu sein. Es fehlte nicht an knechtischen Seelen, welche die Gleichgültigkeit des Fürsten bei diesem Unglück, wie bei den übrigen schweren Heimsuchungen des Reiches als stoische Charakterfestigkeit darstellten; aber sein ganzes Sein und Thun liefert das Bild eines leichtsinnigen, genußsüchtigen und frivolen Mannes, der zwar talentvoll und erregbar genug war, sich nicht gänzlich vom Strudel der Sinnenlust fortreißen zu lassen, sondern auch noch Interesse zeigte für mancherlei Künste und Kenntnisse, für hellenische Weisheit und neuplatonische Philosophie, der neben den Vergnügungen des Theaters und der Freude an werthlosem Gepränge auch noch Muße fand zu philosophischen Gesprächen mit Plotinus (S. 390) und zu den Weihen griechischer Geheimdienste, der als gewandter Redner und eleganter Dichter unter seinen Zeitgenossen hervorragte. Dagegen spielte er als Regent eine verächtliche Rolle. Die Nachrichten von Einfällen, Niederlagen oder Empörungen empfing er mit leichtfertigen Witzreden, und während das Reich von den schwersten Plagen der Menschheit, von Erdbeben, Pest und Hungersnoth heimgesucht war, und die Geldnoth durch Münzverschlechterung und Metallfälschung unerträglich wurde, schwelgte er in Aufwand und prachtvollen Festen und feierte Triumphe über die Siege, die Odenathus im Orient erfocht.

Auflösung der Reichseinheit.

Unterdessen lösten sich die einzelnen Provinzen vom Reiche ab, so daß Gallienus nur noch in Rom und Italien Anerkennung fand; und wenn auch die Zahl von dreißig Tyrannen nur dadurch ausgefüllt werden kann, daß man auch Frauen und Kinder dazu rechnet, so war doch die Verwirrung so furchtbar, das Elend der Menschheit so allgemein, daß unter Gallienus das Ende der Dinge hereinzubrechen schien, daß das lebende Geschlecht mit Verzweiflung in die Gegenwart und mit Trostlosigkeit in die Zukunft blickte. In der beweglichen Handelsstadt Alexandrien, wo neben der griechischen Bevölkerung Orientalen aus allen Stämmen und

römische Kaufleute in Menge wohnten, wo alle Bildungs- und Religionsformen, alle Nationalitäten und Charaktereigenthümlichkeiten in bunter Mannichfaltigkeit zur Erscheinung kamen, entbrannte aus verschiedenen Ursachen ein Bürgerkrieg, der mit einigen Unterbrechungen zwölf Jahre lang dauerte, ganze Stadtviertel der Verödung preisgab, die herrlichsten Paläste in Ruinen verwandelte und Reichthum und Blüthe in ein weites Grab stürzte. So trostlos war die Lage unter den Usurpatoren, die in raschem Wechsel auf einander folgen, daß der Bischof Dionysius die Wiederherstellung der Autorität des Gallienus mit dem Hervorbrechen der Sonne aus dunkelm Gewölke vergleichen konnte! In Sicilien durchstreiften Banden von Sclaven und empörten Bauern das Land von einer Küste zur anderen, verwüsteten die Pflanzungen und erneuerten das Andenken an die Sclavenkriege früherer Jahrhunderte (III, 596 f.): in den Schluchten und Thälern des felsigen Gebirgslandes Isaurien sagten sich die abgehärteten Einwohner von Roms Herrschaft los und behaupteten lange Zeit ihre Unabhängigkeit. Seeräuberei, von jeher in jenem Küstenlande heimisch (III, 753 ff.), wurde das einträgliche Gewerbe der rauhen Felsenbewohner, nachdem sie ihr Land bis zur Meeresküste ausgedehnt hatten.

Die Nebenkaiser. Das Gefühl des Unwillens über das schlaffe Regiment der Lüste bei dem allgemeinen Nothstande des Reiches war die Hauptquelle aller der Aufstände und Abfälle dieser Zeit. Die Statthalter in den Provinzen und die Heerführer auf den Grenzen vernahmen mit Ingrimm die unwürdige Haltung des Kaisers während der Gefangenschaft seines Vaters; erfüllt von dem Bewußtsein ihres überlegenen Werthes und ermuthigt durch das Beispiel so mancher früheren Feldherren warfen sie sich in den ihrem Schutze und ihrer Vertheidigung anvertrauten Ländern zu Herrschern auf oder wurden von ihren Soldaten genöthigt, die Hand nach der gefährlichen Würde auszustrecken. Die meisten Usurpatoren, welche den Ehrennamen „Augustus“ führten, sei es daß sie sich selbst denselben beilegten oder daß die Legionen sie damit begrüßten, waren Männer von Verdienst, die durch ihre tapfere Haltung gegen die Reichsfeinde sich die Achtung und Anerkennung des Heeres erworben. Muth und Kriegsübung waren schon längst die einzigen Tugenden und Eigenschaften, die eine Berechtigung zur Herrschaft gaben; und so kann es nicht wundern, daß unter den neunzehn Befehlshabern, die zur Zeit des Gallienus den Herrschertitel führten, nur zwei von höherem Range sich befanden: Tetricus war ein Senator und Lucius Piso stammte aus einem altadlichen Geschlechte; die übrigen waren Männer von dunkler Herkunft, glückliche Emporkömmlinge, welche die kurze Ehre mit einem gewaltsamen Ende bezahlten und sich nicht selten durch Verbindungen mit den Barbaren und durch schimpflichen Tribut eine vorübergehende Sicherheit erkauften.

Kaum gab es ein Provinzland, wo nicht länger oder kürzer ein Nebenkaiser gebot; selbst in der von Feinden nicht bedrängten Provinz Afrika wurde der Tribun

Celsus zum Imperator ausgerufen und mit dem Mantel der „himmlischen Göttin" bekleidet, aber nach sieben Tagen wurde er ermordet und sein Leichnam von Hunden zerrissen. Doch war besonders Gallien und der Orient der Schauplatz dieser ephemeren Herrscher, die ein rascher Wechsel vom Thron ins Grab führte. Keiner starb eines natürlichen Todes. In Gallien und den westlichen Provinzen folgten nach der Ermordung des Saloninus in schnellem Laufe: Postumus, ein römischer Rechts- 260.
gelehrter und Feldherr, welcher den Germanen am Rhein kräftigen Widerstand leistete, bis ihn die Soldaten, denen er die Plünderung von Mainz nicht gestatten wollte, im Aufruhr erschlugen (†267), Lollianus, Victorinus und seine Mutter, die stolze männlich kräftige Victorina, der Waffenschmied Marius, ein muthiger, starker und redlicher Mann, dessen dreitägige Herrschaft nicht hinreichte, das Eisen, mit dem er bisher umgegangen, wider die inneren und äußeren Feinde zu kehren, und endlich Tetricus. In Asien gingen die Purpurträger Cyriades, Macrianus und sein Sohn Quietus, Balista, Trebellianus rasch über die Schaubühne des Lebens, bis der kühne Odenathus und seine Gemahlin Zenobia die Ehre Roms herstellten. Aus der Angabe Pollio's, Odenathus habe sich von Jugend auf in den Wäldern, Gebirgen und Sandwüsten aufgehalten, durch kühne Jagd auf Löwen, Panther und Bären seinen Körper abgehärtet und zur Ertragung von Hitze, Regen und anderen Beschwerden fähig gemacht und sei dadurch ein starker Kriegsheld geworden, läßt sich wohl schließen, daß der Gründer des palmyrenischen Reiches ursprünglich ein arabischer Stammfürst gewesen. Auch die schöne und geistreiche Zenobia entstammte wohl einem nabatäischen Fürstengeschlecht.

Von der auf einer anmuthigen, fruchtbaren Oase gelegenen Handels- und Odenathus in Palmyra. 264—267.
Karawanenstadt Thadmor oder Palmyra aus, die schon zu Salomo's Zeit als Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Babylonien und Phönizien und als Stationsplatz und Waarenlager berühmt war (I, 523), die unter den Seleukiden griechische Cultur angenommen hatte und von griechischen Baumeistern mit Tempeln und Palästen geschmückt worden war, deren Größe und Bedeutung aber erst aus der römischen Periode seit Trajan und Hadrian herrührte, kämpfte Odenathus mit Glück gegen die Perser, brachte die festen Städte Mesopotamiens wieder an das Reich und schlug sein Lager unter den Mauern Ktesiphon's auf. Ja Sapor, der Ueberwinder des Imperators Valerian, erlebte den Verdruß, daß der syrische Wüstenfürst sein Frauenhaus leerte. Trotz dieser Großthaten ehrte Odenathus stets den Kaiser in Rom als sein Oberhaupt und nahm erst den Titel „Augustus" an, als der Senat mit Zustimmung des Gallienus ihm diesen Ehrenrang verlieh und ihm die Herrschaft und Hut des Orients übertrug. Nach vielen ruhmvollen Thaten in Mesopotamien und Kleinasien wurde er nebst seinem Sohne Herodes, den er zum Mitregenten erhoben, zu Emesa inmitten eines Gelages durch seinen Neffen aus Rache über eine Beleidigung erschlagen, worauf seine schöne und geistreiche Gemahlin Zenobia, 267.
gleich tapfer und unternehmend, als „Königin des Morgenlandes" über das Palmenreich herrschte. Odenath's Tod wurde von seiner Leibwache an dem Mörder gerächt.

In Achaia hatte sich der tapfere Proconsul Valens, gedrängt von seinen

Piso. Truppen, den Kaiserrang beigelegt. Als er hörte, daß Calpurnius Piso, der zu seiner Bekämpfung abgeschickt worden, in Thessalien dasselbe gethan, wußte er in dessen Heer eine Meuterei zu erregen, welche die Ermordung des Rivalen zur Folge hatte. Aber so geehrt war Piso wegen seines edlen Charakters und seiner Rechtschaffenheit, daß Valens ihm bald in die Gruft nachgesandt wurde und daß die Väter der Stadt mit Zustimmung des Gallienus ihm triumphalische Ehren und ein öffentliches Denkmal zuerkannten. Wenn bei diesen Gelegenheiten

Gallienus' Grausamkeit. der wollustige Fürst Anwandlungen von Gerechtigkeit und Menschlichkeit zeigte, so waren dies nur Wirkungen seiner Ohnmacht; wo er mit Strenge verfahren konnte, traf er seine Widersacher mit blutdürstiger Grausamkeit. Trebellius Pollio hat einen Brief aufbewahrt, worin er nach der Niederlage und Selbstentleibung des tapfern Ingenuus, den die Legionen in Mösien zum Kaiser ausgerufen, an den Nachfolger desselben schreibt:

„Es ist nicht genug, daß du diejenigen tödtest, welche die Waffen gegen mich getragen. Das ganze männliche Geschlecht, selbst Kinder und Greise nicht ausgenommen, muß vertilgt werden, vorausgesetzt, daß dabei unser Ruf unbefleckt bleibt. Du mußt Jeden tödten, der von uns, dem Sohne des Valerian, dem Vater und Bruder so vieler Fürsten, Uebles gesprochen hat. Man hat den Ingenuus zum Kaiser ausgerufen, das ist genug. Laß martern, tödten und in Stücke hauen. Du kennst nun meine Gesinnung. Die Rachsucht dessen, der dies eigenhändig geschrieben, müsse dein Herz beseelen."

Manche der sogenannten Tyrannen nahmen die Kaiserwürde nur aus Furcht vor den Soldaten an, da die Weigerung den unmittelbaren Tod zur Folge gehabt hätte. Als Saturninus einem solchen Zwange der Legionen in Pontus nothgedrungen nachgab, sagte er: „Ihr habt einen guten Feldherrn verloren und einen schlechten Kaiser geschaffen."

Gallienus' u. Aureolus' Ausgang. 268. So lange die Aufstände in der Ferne blieben, tröstete sich Gallienus leicht über die Verluste: sein Ehrgefühl war nicht so rege, daß die Trauerbotschaften den ruhigen Lauf seiner Vergnügungen lange zu unterbrechen vermocht hätten. Als aber Aureolus, ein tapferer Reiterführer von niederm Stande, den die Legionen der mittleren Donau zum Kaiser ausriefen, die Alpen überstieg, Mailand eroberte und den Aufruhr in das Herz Italiens trug, da ermannte sich der Wollüstling zu einem kühnen Aufschwung. Er entwand sich der Ueppigkeit seines Palastes und an der Spitze der Legionen dem Feinde entgegenziehend entfaltete er als Feldherr eine Energie und Umsicht, die einem im Kriege ergrauten Heerführer Ehre gemacht hätte. Die Beispiele sind nicht selten in der Geschichte aller Völker und Zeiten, daß erregbare Naturen sich aus den weichlichen Genüssen des Palastes in das wildeste Kampfgewühl und Lagerleben stürzen. Aureolus wurde an der Addabrücke, die noch jetzt den Namen „Pontirollo" (pons Aureoli) trägt, aufs Haupt geschlagen und suchte verwundet Schutz in Mailand. Auch bei der Belagerung dieser Stadt entwickelte Gallienus dieselbe umsichtige Thatkraft, so daß sein rhätischer Widersacher täglich der Einnahme der Stadt entgegensah. Da gelang es demselben, wie man sich erzählte, durch eine List in mehreren an-

gesehenen Hauptleuten den Argwohn zu erwecken, als trachte Gallienus ihnen nach dem Leben, und dadurch eine Verschwörung im Lager zu erzeugen. Als der Kaiser an seiner in die Nacht verlängerten Tafel schwelgte, wurde er durch die falsche Nachricht erschreckt, Aureolus habe einen Ausfall gewagt. Rasch schwang er sich ohne Rüstung zu Pferde und ritt in das Getümmel hinaus. Da flog ein Pfeil von unbekannter Hand in seine Brust und machte seinem Leben 20. März 268. ein Ende. Zu seinem Nachfolger hatte man in der Armee bereits den Marcus Aurelius Claudius bestimmt, jenen tapfern Kriegsmann, der sich schon zur Zeit des Decius im Kampfe gegen die Barbaren hervorgethan und, trotz seiner geringen Herkunft aus dem illyrischen Provinzland, von Valerian zu den höchsten Würden erhoben worden war. Claudius, der mit einer Heerabtheilung bei Pavia stand, wurde eilig herbeigerufen und empfing den Purpur aus den Händen der Verschwornen, doch ohne an ihrer blutigen That Theil gehabt zu haben. Ein Geschenk von zwölf Goldstücken für jeden Soldaten brachte sofort auch die Truppen zur Anerkennung. Aureolus hatte von dem Wechsel der Herrschaft keinen Gewinn. Von Claudius aufs Aeußerste bedrängt, ergab er sich auf Gnade und Ungnade. Das Heer verlangte seinen Tod, und der neue Kaiser willigte nach einigem Bedenken in die Hinrichtung. Der Senat begrüßte mit Jubel den Thronwechsel und nahm zur Vergeltung der Verachtung, mit der ihn Gallienus behandelt, Rache an dessen Verwandten und Dienern. Ihre Leichen wurden auf die Seufzertreppen geworfen. Aber Claudius setzte bei seinem Einzug der Verfolgung ein Ziel und beurkundete seinen milden und gerechten Sinn durch Ertheilung einer Amnestie. Es war hohe Zeit die klaffende Wunde des Reiches zu schließen und wieder Vertrauen und Lebensmuth in der Menschheit zu wecken.

4. Die Kaiser aus den Donauländern.

Claudius II., ein streitbarer Kriegsmann von fester Entschlossenheit und einfachen Sitten, wäre der Mann gewesen, dem römischen Reiche neue Kraft zu geben, wäre sein Leben nicht mit zwei Kriegsjahren zu Ende gegangen. Die Gothen hatten sich an der Mündung des Dniester zu einer neuen Heerfahrt eingeschifft. Die Zahl ihrer Fahrzeuge wird auf 2000, die streitbare Mannschaft auf 320,000 Kriegsleute angegeben. Sie suchten wie früher die Küstenstädte der östlichen Meere mit räuberischen Einfällen heim, schweiften vom Athos bis zu den Inseln Kreta und Cypern und landeten endlich, da ein Theil der Schiffe von Stürmen verschlagen oder an Klippen zerschellt war, bei Thessalonike, um sich an dem Raube dieser reichen Griechenstadt zu erholen. Da rückte Claudius, nachdem er die Legionen an Roms alte Waffenehre und an den Uebermuth der Barbaren gemahnt und die Nothwendigkeit strenger Ordnung und Mannszucht eingeschärft, mit Heeresmacht wider den übermächtigen Feind. Trebellius Pollio

Claudius Gothicus. 268—270. u. c. 1021 bis 1023.

hat einen Brief aufbewahrt, worin der heldenmüthige Kaiser dem Senat die traurige Lage des Heeres schildert, zugleich aber auch seinen festen Entschluß eines rühmlichen Kampfes kund gibt:

„Wisset, daß 320,000 Barbaren das römische Gebiet mit den Waffen in der Hand angefallen haben. Sollte ich sie besiegen, so wird euer Dank meine Dienste belohnen; sollte dies nicht geschehen, so bedenkt, daß ich des Gallienus Nachfolger bin. Der ganze Staat ist entkräftet und erschöpft. Nach Valerian, nach einem Postumus, Ingenuus, Regillian, Lollian, Celsus und vielen Anderen, welche die gerechte Verachtung gegen Gallienus zum Aufruhr getrieben, sollen wir fechten. Es fehlt uns an Schilden, Schwertern und Wurfspießen; des Reiches Stärke, Gallien und Spanien, hat Tetricus an sich gerissen und wir erröthen zu gestehen, daß alle Bogenschützen unter Zenobia's Fahnen streiten. Was wir auch ausrichten werden, wird immerhin groß genug sein.

Die Gothenschlacht bei Naissus. 269. An der Morava, einem Nebenflusse der Donau, trafen die feindlichen Heerkräfte auf einander, und es ereignete sich in der Nähe von Naissus (Nisch) im Lande der Dardaner eine furchtbare Schlacht, in welcher die Kriegskunst der Legionen unter der geschickten Leitung des erfahrenen Claudius nach ungünstigen Anfängen zuletzt den Sieg davon trug über die ungestüme Kraft der Barbaren. 50,000 Feinde sollen auf dem Schlachtfelde geblieben sein. Die Uebrigen retteten sich in einzelnen Abtheilungen, und so zahlreich waren noch immer die Heerhaufen, daß der Kampf sich tief in den Winter hineinzog und die Provinzen Mösien, Thrakien und Makedonien mit Gefechten, Ueberfällen, Märschen und Kriegsoperationen aller Art erfüllt waren. Aber endlich in die Gebirge und Schluchten des Hämus gedrängt und von allen Seiten eingeschlossen, erlagen sie großentheils der Winterkälte, dem Hunger, der Pest und dem Schwert der Römer. Im nächsten Frühling erschienen nur noch einige zersprengte Haufen unter den Waffen. Die ungeheueren Heeresmassen, die im vorhergehenden Jahr mit so stolzen Siegeshoffnungen aus der Mündung des Dniester abgefahren waren, ruhten unter der Scholle oder dienten im Sclavenjoch oder in den feindlichen Heeren, wo sie Aufnahme gesucht und gefunden. „Mit ihren Schildern sind die Flüsse, mit ihren Schwertern und Lanzen die Ufer bedeckt," schrieb der Kaiser an den Befehlshaber Illyriens, „mit ihren Gebeinen sind die Felder besäet, mit ihren Leichen die Heerstraßen bedeckt, ihre ungeheuere Wagenburg steht verlassen." Unermeßlich war die Beute der Römer; die Zahl der weiblichen Gefangenen soll so groß gewesen sein, daß jeder Soldat zwei oder drei Frauen zu seinem Antheil erhielt. Die Gothen hatten die Absicht gehabt, sich in den südlichen Donauländern dauernde Niederlassungen zu erkämpfen, und darum ihrer Gewohnheit gemäß ihre Familien und ihre Habe in einem langen Wagenzug mit sich geführt. Aber die Pest, die den feindlichen
270. Truppen so verderblich gewesen war, stürzte auch den Kaiser ins Grab. Er starb zu Sirmium, allgemein betrauert wegen seiner Tapferkeit, Gerechtigkeit

und Leutseligkeit, und die Geschichte ehrte sein Andenken durch den Beinamen des „Gothischen".

Von seinem Bruder Crispus stammte der spätere Kaiser Constantin, daher die höfischen Schriftsteller der folgenden Periode mit besonderem Eifer des Claudius Tugenden priesen. Schon Pollio's Biographie des „vergötterten Claudius" gleicht mehr einem Panegyricus als einer Geschichte.

Vor seinem Tode hatte Claudius, mehr die Wohlfahrt des Staats als die Erhöhung seiner Familie berücksichtigend, seiner Umgebung den tapferen Feldherrn **Domitius Aurelianus** als den des Thrones Würdigsten empfohlen. Das Heer ehrte das Wort des sterbenden Kaisers und schmückte den rühmlich bekannten Kriegsmann, den Sohn eines Pächters aus der Gegend von Sirmium, der sich durch seine Tugenden und Verdienste vom gemeinen Soldaten emporgearbeitet und im Gothenkrieg als Reiterführer die wichtigsten Dienste geleistet hatte, mit dem Purpur. Des Claudius Bruder **Quintillus**, der in Aquileja sich zum Kaiser ausrufen ließ, verzweifelte bald an dem Erfolge seines ehrgeizigen Strebens und gab sich den Tod mit eigener Hand. Nur siebenzehn Tage konnte sich sein Herz an dem kaiserlichen Namen, den der Senat bereits anerkannt hatte, weiden.

Aurelian. 270—275. n. c. 1023 bis 1028.

Aurelianus war eine echte Soldatennatur. Unbekümmert um Geld und Gut hatte er in ehrenvoller Armuth gelebt, bis ihn der reiche Senator Ulpius Crinitus, der sein Geschlecht von Trajan herleitete, auf Valerian's Empfehlung an Kindesstatt annahm und ihm seine Tochter vermählte. Daß das Heer sich einen Oberherrn setzte, der wegen seiner strengen Kriegszucht allgemein bekannt und gefürchtet war, dem die Soldaten den Beinamen „die Hand am Schwert" (**manus ad ferrum**) gegeben hatten und von dem ein altes Soldatenlied rühmte, daß er mehr Blut vergossen habe, als irgend Jemand Wein im Keller besitze, ist ein rühmliches Zeugniß, wie sehr die Disciplin unter Claudius sich gebessert haben mußte. Und diesen Geist der Ordnung, der Kriegszucht, des Gehorsams zu erhalten und allgemein zu machen, war das eifrigste Bemühen Aurelian's. Die von seinem Biographen Flavius Vopiscus in der „Kaisergeschichte" aufbewahrte Instruction, wie sich der Soldat im Lager, im Feld und im Quartier zu betragen und zu halten habe, gibt den besten Beweis, wie Aurelian sein Heerführeramt verwaltete. Man müsse sich nicht bereichern mit den Thränen der Provinzialen, schrieb er einem Tribun, sondern von der Beute über die Feinde. Und er besaß Kraft und Autorität genug, seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen. Wenn die Legionen den großen und starken Imperator, in dessen majestätischer Gestalt und Haltung Niemand den pannonischen Bauernsohn erkannte, in ihrer Mitte sahen, da mochte ein Gefühl von altrömischer Kriegstugend durch ihre Brust ziehen. Sie durften in ihm einen zweiten Marius erwarten.

Aurelian's Charakter und Eigenschaften.

Aurelian's Regierung dauerte nicht ganz fünf Jahre, aber jeder Moment

Beendigt den Gothenkrieg. dieses kurzen Zeitraums war durch Großthaten ausgefüllt. Seine erste Sorge
270. galt der Sicherung der Donaugrenze. Der Thronwechsel scheint die Gothen wieder mit neuem Muth erfüllt zu haben: frische Schaaren brachen ein, verstärkt durch Vandalen und Juthungen: es ereignete sich abermals eine Schlacht, die vor der Entscheidung durch die Nacht unterbrochen ward. Bald erkannten beide Theile die Nothwendigkeit eines Friedens. Aurelian gab den Germanen die jenseitige Provinz Dacien, die Eroberung Trajan's, preis und verpflanzte die römischen Einwohner auf das rechte Ufer. Doch blieben noch viele zurück, die Auswanderung mehr fürchtend als die gothische Herrschaft. Sie unterrichteten die germanischen Ansiedler im Feldbau, in den Gewerben, in den Künsten und Annehmlichkeiten eines civilisirten Lebens, hielten den Verkehr mit ihren Stammesgenossen im Süden aufrecht, befestigten den Friedensbund, den Aurelian mit den Gothen aufrichtete. Gegen hundert Jahre wurden die Verträge gewissenhaft beobachtet. Zweitausend Gothen verpflichteten sich als Reiter in den römischen Heeren zu dienen; diese, so wie die Söhne und Töchter angesehener Häuptlinge, die als Geiseln nach Rom geführt eine edle Erziehung empfingen und durch Verheirathung in die römischen Familien eintraten, nährten und stärkten die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Nationen. Die römischen Händler, die nun an der Donau einen lebhaften Markt unterhielten, wußten diesem Verhältnisse bald eine vortheilhafte Seite abzugewinnen.

Der Alemannenkrieg. Kaum war die Grenze Illyriens beruhigt und sicher gestellt, als nähere
270. 271. Gefahren den Kaiser nach anderen Gegenden riefen. Die Alemannen trugen seit ihrem ersten Einfall in Oberitalien zur Zeit des weichlichen Gallienus ein heißes Verlangen nach den Reizen des reichen, fruchtbaren Landes in ihrer Seele, das sie durch neue Kriegszüge zu stillen suchten. Der siegreiche Kampf,
268. den Claudius am Gardasee wider sie bestanden, hatte sie zum Rückzug genöthigt, aber schon nach zwei Jahren litten die Städte und Fluren von Neuem unter ihren wilden Kriegshaufen. 40,000 Reiter und die doppelte Zahl an Fußvolk durchstreiften die Ebene zwischen Po und Alpen. Auf die Kunde eilte Aurelian mit den Behendesten seiner Truppen an die mittlere Donau und brachte die von dem Raubzug heimkehrenden Germanen durch geschickte strategische Anordnungen in eine so schlimme Lage, daß sie um Frieden baten und um den Preis eines ungehinderten Abzugs und einer beträchtlichen Geldsumme ein Bündniß anboten. Der Kaiser empfing die Boten in einer glänzenden Versammlung mit der ganzen Würde und Majestät seiner imponirenden Persönlichkeit und umgeben von seinen Legionen; mit Entrüstung vernahm er ihre Anträge und entließ sie mit den drohenden Worten, entweder sich unbedingt seiner Gnade zu unterwerfen oder der ganzen Strenge seiner Rache gewärtig zu sein. Aber ehe noch die Alemannen durch ein Uebereinkommen gebunden oder durch eine Schlacht zur Unterwerfung gebracht waren, wurde der Kaiser durch

andere Geschäfte abgerufen; seine Unterfeldherren scheinen weder Energie noch Vorsicht genug besessen zu haben, die Feinde in ihrer abgeschlossenen Lage festzuhalten und durch Hunger oder Eisen aufzureiben. So gelang es den Alemannen die schwächeren Posten in ihrem Rücken zu durchbrechen und in Eilmärschen abermals die Po-Ebene zu erreichen. Von Neuem wurden die Ortschaften ausgeplündert, die Fluren unter den Hufen der Pferde zertreten; von Mailand bis Verona erstreckte sich die Verwüstung. Voll Besorgniß eilte Aurelian mit den Prätorianern und mit allen Legionen und Hülfstruppen, die er aufbringen konnte, dem Feinde entgegen. Aber bei Placentia durch einen aus dem Walde hervorbrechenden Hinterhalt überfallen, erlitt das Heer eine schwere Niederlage, so daß die Barbaren den weichenden Römern auf der ämilischen Straße bis nach Etrurien und Umbrien auf dem Fuße folgten, in der Absicht, der Hauptstadt der Welt einen unwillkommenen Besuch abzustatten. Angstvoll riefen die Römer durch Opfer und Gebete die Hülfe der Götter an und suchten den Zorn der Himmlischen zu sühnen durch feierliche Umzüge, Reinigungen und Ceremonien. Aber die Zeit war noch nicht gekommen, daß barbarische Heerhaufen ihre Rosse in dem Tiber tränken sollten. Bei Fanum Fortunä, unweit des Metaurus, wo einst Hasdrubal sein schreckliches Ende gefunden (III, 498), wurden die Alemannen von dem kriegskundigen Aurelian besiegt und zur Rückkehr gezwungen; eine zweite Niederlage bei Pavia war von vernichtender Wirkung, so daß seitdem Italien von ihren Einfällen befreit war.

So wurde für den Augenblick die Gefahr glücklich von der Hauptstadt abgewendet. Aber der Glaube der Väter, daß Rom keiner Schutzmauern gegen auswärtige Feinde bedürfe, war verschwunden; und der vorsichtige Kaiser hielt es für kein überflüssiges Werk, die Weltstadt, deren alte Einfriedigung längst durch die angebauten Vorstädte durchbrochen und zwecklos geworden war, durch eine feste und hohe Ringmauer gegen künftige Ueberfälle sicher zu stellen. Diese von Aurelian begonnene, von Probus vollendete Stadtmauer, welche auch das Marsfeld und die Region auf der rechten Seite des Tiber umfaßte, nach neueren Messungen etwa $12^1/_4$ römische Meilen im Umfang, hat allen folgenden Befestigungswerken als Grundlage und Umkreis gedient. Es war ein Ziegelbau mit Tonnengewölben und mit Thürmen an den Thoren und an der Außenmauer in ziemlich gleichen Zwischenräumen, ein großartiges fortificatorisches Werk gegen äußere Feinde wie gegen innere Bewegungen. Bau der Stadtmauer. 271. 272.

Nachdem Aurelian die Nordgrenzen des Reichs gegen die Barbaren sicher gestellt, unternahm er es, die Provinzen im Westen und Osten, die sich noch im Besitze eigener Beherrscher fanden, wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Wir haben gesehen, wie in Gallien auf den strengen Postumus, der in Mainz von seinen eigenen empörten Legionen erschlagen ward, in raschem Wechsel einige Usurpatoren folgten, bis Victorina, deren kraftvoller aber wollüstiger Sohn zu Köln einer Verschwörung zum Opfer fiel, die ein in seiner häuslichen Ehre Gallien unterworfen.

verletzter Kriegsmann gegen ihn gesponnen hatte, durch Klugheit und Freigebigkeit sich solches Ansehen erwarb, daß sie als „Augusta" Münzen mit ihrem Bilde prägen ließ und daß Marius und nach ihm Tetricus, welche beide auf ihre Veranlassung den Kaisertitel angenommen, von ihr abhängig waren. Als „Mutter der Lager" waltete sie wie ein übermenschliches Wesen über den Heeren. Wie Zenobia im Orient, so wollte sie im Occident ein unabhängiges Königreich gründen. Nach ihrem Tode herrschte Tetricus, früher Statthalter von Aquitanien, allein über den Westen; aber ohne durchgreifende Energie und kriegerischen Muth war er ein Sclave des zügellosen Heeres, das er fürchtete und das ihn verachtete. Als Aurelian zum Bürgerkrieg rüstete, so wird erzählt, beschwor er denselben heimlich mit flehenden Worten, ihn aus seiner unerträglichen Lage zu retten, während er aus Furcht vor den Soldaten öffentlich zum Widerstand und Bürgerkrieg sich rüstete. Kaum aber trafen die Heere bei Chalons an der Marne auf einander, so entfloh er mit einigen Getreuen zu Aurelianus. Dennoch kämpften seine Legionen mit verzweifelter Tapferkeit, bis sie fast sämmtlich erlagen, eine Schlacht ohne Ziel und sittliche Motive im verwilderten Soldatenübermuth ausgefochten. In Kurzem gehorchte der ganze Westen wieder den Machtgeboten Roms, nachdem Lyon erobert und für seinen Widerstand gestraft war. Tetricus zierte den Triumphzug des siegreichen Kaisers, wurde aber in der Folge zu Gnaden angenommen und zum Corrector der italischen Provinzen, der höchsten Verwaltungsstelle erhoben.

Zenobia in Palmyra.

Aurelian's glänzendste That ist die Unterwerfung des palmyrenischen Reiches im Osten, ob vor oder nach der Ueberwindung des Tetricus, ist bei der Dürftigkeit und Unsicherheit der Quellen eine schwer zu lösende Streitfrage. Nach Gibbon's Meinung trat Aurelian erst nach dem gallischen Sieg den Feldzug in den Orient an. — Nach Odenath's Tod (S. 497) führte seine Gattin Zenobia, eben so ausgezeichnet durch Geist, männlichen Muth und Bildung wie durch Sittsamkeit und Schönheit, die Herrschaft über das palmyrenische Reich fort; und wenn schon Odenath's Erfolge hauptsächlich ihrem Einfluß zugeschrieben wurden, so gewann das Reich unter ihrer Alleinherrschaft noch bedeutend an äußerem Umfang und innerer Blüthe. Es erstreckte sich von der Südgrenze Palästinas bis nach Mesopotamien; die reizende Handelsstadt Damascus und das Tempelgebiet von Emesa standen unter ihren Befehlen; Kleinasien bis nach der galatischen Hauptstadt Ancyra hatte sich ihrem Scepter unterworfen, und in dem zerrütteten Aegypten leisteten die römischen Heere nur noch schwachen Widerstand. Es schien als ob alle Länder und Völker vom Euphrat bis zum Nil und nördlich zum Hellespont unter die Herrschaft der „zweiten Semiramis" kommen und der Ehrenname „Königin des Morgenlandes" zur Wahrheit werden sollte. Zenobia leitete ihre Herkunft von Kleopatra ab, aber sie übertraf die ägyptische Königin, wenn auch nicht an Schönheit, so doch an Keuschheit, an weiblicher Tugend und an Herrschergaben. Mit ihrem

Gatten hatte sie die kühnen Jagden auf die Thiere der Wüste und die Feldzüge getheilt und dadurch ihren Körper abgehärtet; und wie sehr sie bemüht war, ihren Geist auszubilden, zeigte das Vertrauen und die Gunst, die sie dem Philosophen und Staatsmann Longinus (S. 393) zuwandte, zeigte ihre Liebe für griechische Sprache und Weisheit, ihr Eifer für die Geschichte vergangener Zeiten. Alle Nationalitäten und Religionsformen waren in ihrem Reiche vertreten und geduldet; doch war sie eifrig bemüht, die Gegensätze auf Grund einer philosophisch-kosmopolitischen Weltanschauung abzuschwächen und auszugleichen. Wir wissen, daß sie mit dem Bischof Paulus von Samosata, der in Antiochien einen großen Anhang hatte, in Verbindung stand (S. 433). In ihrem Benehmen bewies sie eine kluge Berechnung der Umstände und ließ sich nie durch Leidenschaft fortreißen: wo es räthlich schien zu verzeihen, konnte sie ihren Zorn bemeistern; war es nothwendig zu strafen, so unterdrückte sie die Stimme des Mitleids; sparsam bis zum Geiz war sie bei passender Gelegenheit freigebig bis zur Verschwendung. Vielleicht war Zenobia die einzige Frau, bemerkt Gibbon, deren überlegener Geist die knechtische Trägheit durchbrochen hat, welche ihrem Geschlechte durch das Klima und die Sitten von Asien auferlegt wird.

Von Zenobia's Aussehen und Lebensweise macht ihr Biograph Trebellius Polliō folgende Beschreibung: Sie hatte eine etwas dunkle bräunliche Gesichtsfarbe, ihre schwarzen Augen blitzten von ungemeinem gleichsam göttlichem Feuer, gemildert durch die reizendste Anmuth. Ihre Zähne waren so weiß, daß man sie für Perlen hätte halten können; sie hatte eine helle kräftige Stimme. — An ihrem Hofe herrschte königliche Pracht, meistens nach persischem Ceremoniell; nach diesem nahm sie auch die Ehrenbezeugungen ihrer Unterthanen (Kniebeugungen) entgegen; ihre Tafel dagegen war nach der Sitte der römischen Kaiser eingerichtet und glänzte von goldenen mit Diamanten besetzten Gefäßen. — In den öffentlichen Versammlungen erschien sie mit dem Helm auf dem Haupte, in einen mit Juwelen verzierten Purpurmantel gehüllt. Meistens war sie zu Pferd in kriegerischer Tracht, oder in einem offenen Wagen, öfters sah man sie auch zu Fuße neben dem Heere drei bis vier Meilen weit hergehen. Mäßig und enthaltsam in ihrer Lebensweise — ihrem Gemahle gestattete sie nur der Nachfolge wegen Umarmungen — nahm sie doch mitunter an den Gelagen ihrer Feldherren und anderer angesehenen Männer Theil. Zu ihrer Bedienung hielt sie bejahrte Verschnittene, selten Mädchen. Ihre Söhne mußten lateinisch reden; sie selbst sprach es nur mangelhaft, dagegen ägyptisch, syrisch und griechisch. In der Geschichte des Orients war sie so bewandert, daß sie davon einen Auszug gemacht haben soll; die römische Geschichte las sie in griechischen Werken.

Das Waffenglück, das die bisherigen Unternehmungen Aurelian's begleitet hatte, verließ ihn auch nicht auf dem asiatischen Feldzug. Ancyra öffnete ihm die Thore, Tyana fiel durch Verrath in seine Hände und dankte die Rettung dem Andenken des Apollonius; in Antiochien erlag die orientalisch-christliche Partei des Paul von Samosata der römisch-orthodoxen, als sich der Bischof von Rom, dessen Ausspruch der Imperator anrief, sich gegen die Monarchianer erklärte. Nach einem hitzigen Treffen in der Nähe der Stadt wurde Antiochien

Niederlage der Palmyrener.

eingenommen; die flüchtigen Einwohner kehrten zurück, als der Kaiser ihnen Verzeihung versprach. Bei Emesa ereignete sich eine zweite Schlacht, durch welche das Schicksal des Orients entschieden ward. Das palmyrenische Fußvolk, in der Mehrzahl aus leichtbewaffneten Bogenschützen bestehend, vermochte den Anprall der alten Legionen, die einst wider die Gothen und Alemannen gestritten, nicht zu ertragen; dagegen leistete die nach Art der Parther von Fuß zum Kopf in Stahl gehüllte schwere Reiterei hartnäckigen Widerstand; erst als eine wirkliche oder verstellte Flucht der Römer sie zur Verfolgung antrieb, wodurch ihre Reihen sich lösten, wurden auch sie im Handgemenge überwunden. Zenobia, die in beiden Treffen zugegen war, aber den Oberbefehl ihrem Feldherrn Zabdas übertragen hatte, sprengte vom Schlachtfelde nach ihrer Hauptstadt Palmyra, um hinter den festen Mauern ihr Reich und ihre Ehre zu vertheidigen.

Palmyra belagert. Aurelian folgte ihr auf dem Fuße nach. Von Emesa zog er durch die Sandwüste nach der fruchtbaren Palmenoase, vielfach belästigt durch die arabischen Reiterschwärme im Rücken und auf der Seite. Aurelian selbst rühmt in einem Schreiben an den Senat die trefflichen Vertheidigungsanstalten, womit die Königin Mauern und Stadt zu schirmen gesucht. Die Erwägung der großen Schwierigkeiten einer längeren Belagerung bestimmten den Kaiser, eine ehrenvolle Capitulation anzubieten: einen anständigen Ruhesitz für die Königin und Erhaltung der alten Rechte für die Stadt. Der Vorschlag wurde mit Verachtung abgewiesen. Zenobia rechnete auf den Mangel an Zufuhr bei dem römischen Heer und auf die Hülfe der Perser. Aber der unüberwindliche Sonnengott, der Beschützer Roms, auf welchen Aurelian sein Vertrauen setzte, wie er in dem erwähnten Schreiben versichert, begünstigten den Kaiser. Der kurz zuvor erfolgte Tod Sapor's lähmte die Thatkraft im Sassanidenreiche, und durch die geschickten Anordnungen Aurelian's langte reichliche Zufuhr aus Syrien an; und als noch das Belagerungsheer durch neue Truppen, mit denen der Feldherr Probus Aegypten zur Unterwerfung gebracht, verstärkt wurde, da entsank der Königin der Muth. Sie beschloß zu fliehen. Sie bestieg das schnellste

Zenobia's Flucht und Gefangenschaft. ihrer Dromedare und eilte dem Euphrat zu. Schon hatte sie das Ufer erreicht, als sie von Aurelian's leichten Reitern eingeholt und als Gefangene zu den Füßen des Kaisers gebracht wurde. Nun gab auch die Stadt den Widerstand auf. Die Bürgerschaft öffnete die Thore, durch welche Aurelian als schonender Sieger einzog. Die Waffen, Pferde, Kamele und die reichen Güter und Schätze, Gold und Edelsteine, Seidenstoffe und Purpurgewänder mußten freilich abgeliefert werden, dagegen wurden die Einwohner mit Milde behandelt. Nach kurzem Aufenthalt begab sich der Kaiser wieder nach Emesa, begleitet von Zenobia und ihren wichtigsten Rathgebern und Beamten, eine Besatzung von 600 Bogenschützen in der eroberten Stadt zurücklassend. In Emesa wurde Gericht gehalten über die hohen Gefangenen. Zenobia hatte bei ihrer ersten Zusammenkunft mit

Aurelian sich würdig und standhaft gezeigt. Auf seine Frage: „wie sie es habe wagen können, gegen die Kaiser von Rom sich aufzulehnen“, hatte sie die kluge und feine Antwort gegeben: „weil ich einen Aureolus und Gallienus nicht als Kaiser angesehen habe; nur in dir, meinem Ueberwinder, verehre ich meinen Herrn und Gebieter“. Aber diese Standhaftigkeit verließ sie in der Stunde der Gefahr. Als die Legionen mit Ungestüm ihren Tod verlangten, entsank ihr der Muth; sie erkaufte ihr Leben mit dem Opfer ihrer Ehre. Sie schob die Schuld ihres hartnäckigen Widerstandes auf ihre Räthe, insbesondere auf Longin, der den höhnenden Absagebrief verfaßt habe, und gab dadurch ihre getreuen Diener der Rache eines erzürnten Machthabers preis. Longinus starb mit der Standhaftigkeit und Seelenruhe eines Weisen. Nach diesem Strafgerichte trat Aurelian den Rückzug an. Kaum hatte er aber den Hellespont überschritten, so ereilte ihn die Botschaft, die Palmyrener hätten sich abermals empört und den römischen Statthalter sammt der Besatzung erschlagen. Da kehrte er sogleich wieder um, entschlossen, die treulose Stadt seinen ganzen Grimm fühlen zu lassen. Und wie sehr der strenge Gebieter sein Vorhaben ausführte, als Palmyra zum zweiten Mal in seine Hände fiel, davon geben noch jetzt die Ruinen der Oasenstadt Zeugniß. Das Schwert der Rache traf nicht nur die wehrhafte Bevölkerung, welche die Waffen wider Rom erhoben; auch Greise und Kinder, Frauen und friedliche Bauern wurden ermordet, die Häuser und Tempel zerstört, alles Werthvolle geraubt und weggeführt. Zwar bereute der gestrenge Herrscher, als sein Blut ruhiger geworden, die furchtbaren Wirkungen seines Zorns und gab Befehl, den Prachttempel des Sonnengottes wieder herzustellen und die Palmyrener, so viele dem Verderben entgangen, in dem Wiederaufbau ihrer Häuser zu unterstützen. Aber die Palmenstadt, der stolze Herrschersitz der Königin des Morgenlandes, der glänzende Mittelpunkt der Bildung, des Handels, des Reichthums erhob sich nie wieder aus ihrem Verfall. Die dürftigen Häuser, welche die aus der Zerstreuung heimkehrenden Bürger wieder errichteten, schwanden im Laufe der Jahre und unter der Hand neuer Zerstörer zu einem elenden Dorfe zusammen. Die gegenwärtigen Bewohner, etwa dreißig bis vierzig Familien, haben ihre Lehmhütten innerhalb des geräumigen Hofes eines prachtvollen Tempels erbaut. Aber noch jetzt fesseln die Ruinen von Palmyra die Phantasie der Reisenden und geben Zeugniß von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit der Weltstadt inmitten der quell- und baumlosen Sandsteppe, wo seit den Tagen der Vorzeit die Söhne der Wüste ihre Zelte schlagen und ihre Kamele weiden oder auf flüchtigem Roß Jagd machen bald auf den Stammfeind, bald auf den wandernden Handelsmann.

Empörung und Fall von Palmyra.

Nachdem Aurelian noch den reichen Kaufmann Firmus, den ägyptischen Freund und Bundesgenossen Odenath's und Zenobia's, der an der Spitze empörter Saracenen und Bauern in Alexandrien eingedrungen war, den kaiserlichen Purpur angenommen und in eigenem Namen Verordnungen erließ und

Aegypten unterworfen. Triumph des Kaisers. 274.

Münzen schlug, überwunden und mit dem Kreuzestode bestraft hatte, kehrte er nach Rom zurück, um seine glänzenden Thaten mit einem glänzenden Triumph zu feiern.

Vopiscus gibt eine ausführliche Beschreibung des langen Zuges, den zwanzig Elephanten und eine große Menge Panther, Löwen, Leoparden, Giraffen und andere Thiere der Wüste eröffneten; hinter ihnen schritten achthundert Paar Gladiatoren einher, bestimmt für die Volksbelustigung in den Amphitheatern, dann folgten Gefangene aller Völker in ihrer nationalen Tracht und Bewaffnung, die Hände auf den Rücken gebunden, darunter zehn Frauen als Amazonen gekleidet. Vorausgetragene Tafeln bezeichneten Namen und Wohnorte. Aber die Blicke des Volkes ruhten besonders auf den erlauchten Gefangenen, die die Mitte des Zuges bildeten, auf Tetricus und seinem Sohne, nach gallischer Sitte in scharlachrothe Kriegsmäntel und safrangelbe Beinkleider gehüllt, und auf Zenobia, der Königin des Orients, die an Händen und Füßen goldene Fesseln trug und mit so vielen Edelsteinen beladen war, daß das Gewicht sie im Gehen beschwerte; ein persischer Sclave führte sie an einer um den Hals geschlungenen goldenen Kette. Sie schritt vor dem herrlichen Staatswagen einher, auf dem sie einst gehofft hatte als Herrscherin einzuziehen; hinter diesem folgten zwei andere Prachtwagen mit Gold und Edelgestein geziert, der eine früher Eigenthum Odenath's, der andere ein Geschenk des Perserkönigs. Der Triumphwagen, auf dem Aurelian selbst fuhr, gehörte früher dem Gothenkönig und wurde von vier Hirschen gezogen. Viele Gesandten in fremdartiger Tracht und kostbare Geschenke und Beutestücke verherrlichten das Ganze. Den Schluß bildeten auserlesene Mitglieder des Senates, des Volks und des Heeres. Aber die ersteren murrten, daß Tetricus, der ihrer Versammlung angehörte, der öffentlichen Schmach ausgesetzt worden.

Tetricus' und Zenobia's Ausgang. Im Uebrigen war das Loos der gedemüthigten Usurpatoren kein hartes. Tetricus erhielt Rang und Vermögen zurück und wurde einige Zeit nachher mit der Verwaltung von Lucanien betraut, und Vater und Sohn hatten sich des Vertrauens und der Gnade des Kaisers zu erfreuen; Zenobia beschloß ihr Leben als eine römische Matrone auf einem schönen Landsitz bei Tibur, und ihre Töchter vermählten sich in edle Familien. Noch in den Tagen des Trebellius Pollio und Hieronymus war ihre Nachkommenschaft nicht erloschen, und ein vornehmes Geschlecht führte noch ihren unsterblichen Namen als rühmliches Erbtheil.

Der kaiserliche Sonnendienst. Nachdem Aurelian das Volk durch kostbare Spiele, die Soldaten durch freigebige Geschenke belohnt, trug er den Göttern durch Ausschmückung ihrer Tempel und Heiligthümer seinen Dank ab für die hohe Gnade, die sie ihm erwiesen. Vor Allem war es der Sonnengott, an den er sich von Jugend auf durch mystische Bande gefesselt fühlte: seine Mutter war Priesterin in einem kleinen Heiligthume des Lichtgottes gewesen, und seiner väterlichen Führung schrieb er alle Erfolge seines Lebens zu: in der Schlacht bei Emesa sollte er den Sieg durch eine göttliche Erscheinung gewonnen haben. Darum ließ er nicht nur den Sonnentempel in Palmyra wieder herstellen, er widmete dem „unüberwindlichen Sonnengott" auch in Rom auf dem quirinalischen Hügel einen prachtvollen reichgeschmückten Tempel. Von der Zeit an galt Sol invictus als der höchste der Götter im heidnischen Pantheon; sein Cultus war die eigentliche Kaiserreligion von Aurelian bis Julian. In ihm vereinigte sich der ganze Himmelsglanz, den das Morgenland dieser Gottheit beilegte.

Aurelian's Härte. Aurelian hatte mit eiserner Hand die Feinde niedergeworfen und die Einheit des Reiches hergestellt. Aber mit der Zerrüttung nach Außen hatte der

innere Verfall der Sittlichkeit und des Rechtsgefühles gleichen Schritt gehalten. Als er nun auch an diese Uebel die bessernde Hand legte, stieß er auf heftigen Widerstand. Empört über den Undank und die Verkennung seiner edlen Absichten ließ er seiner zum Zorn und zur Strenge geneigten Natur vollen Lauf und verbitterte sich dadurch den Abend seines Lebens. Eine arge Münzverfälschung, durch welche der öffentliche Verkehr große Störung erlitt, sollte mit unerbittlicher Härte bestraft und durch Beseitigung des geringhaltigen Geldes Gesetz und Vertrauen wieder hergestellt werden. Der gewissenlose Münzdirector Felicissimus wurde hingerichtet und das gefälschte Silbergeld auf die richtige Währung herabgesetzt, eine Maßregel, die furchtbare Vermögensverluste herbeiführte. Darüber brach ein Aufstand aus, über dessen inneren Pragmatismus und Verlauf wir höchst unvollkommen unterrichtet sind. Man focht in den Straßen der Stadt mit solcher Erbitterung, daß nach des Kaisers eigener Meldung, in einem Briefe an seinen Vater Ulpius, 7000 Legionssoldaten bei der Unterdrückung des Aufruhrs ihr Leben verloren. Die bittere Erfahrung machte ihn hart gegen die höheren Stände, die dem Bauernsohn auf dem Thron der Cäsaren von jeher weniger Ergebenheit gezeigt hatten als Heer und Volk. Zahlreiche Hinrichtungen erfüllten den Senatoren- und Ritterstand mit Schrecken und Grimm. Selbst Glieder der kaiserlichen Familie wurden als Schuldige mit dem Tode gestraft. Die Hand der Henker ermattete, heißt es in einem Gedichte der Zeit, die Kerker waren angefüllt und der unglückliche Senat beweinte den Tod oder die Abwesenheit seiner erlauchtesten Glieder. Rom seufzte unter einem eisernen Despotismus.

Die Furcht vor der Strenge des Kaisers, der das Schwert für den wirksamsten Herrscherstab achtete, verkürzte die Tage seines Lebens. Bald nach seinem Triumph unternahm er abermals einen Feldzug, um die in Valerian geschändete Ehre an den Persern zu rächen. Aber er sollte die Meerenge, welche Europa von Asien trennt, nicht mehr überschreiten. Wie uns Vopiscus erzählt, fiel er als Opfer eines tückischen Verraths. Er hatte seinen Geheimschreiber Mnestheus wegen Erpressung mit schwerer Strafe bedroht. Um sein Leben zu retten, brachte dieser eine Verschwörung zu Stande. Die Handschrift seines Gebieters geschickt nachahmend entwarf er eine Liste, auf welcher er selbst und mehrere angesehene Befehlshaber als dem Tode bestimmt verzeichnet waren. Ohne Ahnung des Betrugs beschlossen diese, durch die Ermordung des Kaisers ihr eigenes Leben zu retten. Da die Verschwornen vermöge ihres Ranges und ihrer Stellung sich arglos seiner Person nähern konnten, so fanden sie leicht Gelegenheit, ihn auf dem Marsche zwischen Byzanz und Heraklea anzufallen. So starb Aurelian von der Hand des Hauptmannes Mucapor, dem er stets Achtung und Vertrauen bewiesen. Heer und Volk betrauerten aufrichtig den kraftvollen Herrscher; der Senat dagegen freute sich von dem „Zuchtmeister" erlöst zu sein. Der Urheber der Blutthat fand bald den verdienten Lohn. Als der Betrug entdeckt wurde, warfen ihn die ergrimmten Legionen, an einen Pfahl

Sein Ausgang. 275.

Jan. 275.

gebunden, den wilden Thieren vor. Dem Kaiser aber errichteten sie ein glänzendes Grabmal und ersuchten dann in einem Schreiben den Senat, einen neuen Herrscher einzusetzen, da keiner der Führer, die ihre Hand mit dem Blute Aurelian's befleckt hätten, seine Stelle einnehmen solle.

Ein Interregnum. Die Väter der Stadt waren erstaunt über die ehrerbietige und pflichtgetreue Haltung der bewaffneten Macht. Sie häuften die größten Ehren auf das Andenken eines Kaisers, der es verstanden hatte, in dem Heere einen solchen Geist der Zucht und des Gehorsams zu wecken. Doch wagten sie nicht, aus Furcht eines Umschlags der Gesinnung, der Aufforderung des Heeres nachzukommen. Sie übertrugen die Besetzung des Thrones dem Willen der Legionen. Diese aber beharrten bei ihrem ersten Beschluß, und so erblickte die römische Welt das eigenthümliche Schauspiel eines Wettstreites der Entsagung bei Ausübung der höchsten Gewalt. Dreimal wiederholten Senat und Heer die Zuweisung und Ablehnung, so daß acht Monate vergingen, ehe das Reich ein neues Oberhaupt erhielt. Mittlerweile führten Statthalter, Beamte und Richter ihre Geschäfte in der herkömmlichen Weise fort. Aurelian's strenge Disciplin übte ihre Wirkungen noch nach seinem Tode.

Tacitus. 275–276. u. c. 1028 bis 1029. Endlich wählte der Senat, in Erwägung welche Gefahren dem römischen Reiche bei längerer Dauer des Interregnums von äußern Feinden drohen könnten, den ersten der Rathsherren, Claudius **Tacitus**, einen Nachkommen des großen Historikers aus Interamna, zum Oberhaupt*). Tacitus, ein ehrwürdiger Greis von 75 Jahren, trug Bedenken sein behagliches, mit Reichthümern und Ehrenstellen geschmücktes Leben den mit dieser gefahrvollen Würde verbundenen Stürmen und Wechselfällen auszusetzen. Aber seine Weigerung wurde durch die dringenden Bitten und Zurufe seiner Standesgenossen überwunden. Er nahm den Purpur und wurde von Volk und Heer als Kaiser begrüßt. Frohlockend verkündeten die Väter den vornehmsten Städten des Reichs in Rundschreiben die Thronbesteigung eines Fürsten, der dem Senat die höchste Würde und Gewalt in der Verwaltung, in der Gesetzgebung und im Gerichtswesen einräume. Es war der letzte Schimmer eines erbleichenden Lichtes vor dem gänzlichen Erlöschen.

Sein Ausgang. 276. Die Regierung des rechtschaffenen und tugendhaften Tacitus dauerte nicht so lange als das vorausgegangene Interregnum. Wiewohl er die Alanen, ein skythisches pfeilfrohes Volk in dem Steppenlande an dem maötischen See, welches verbunden mit Gothen einen verheerenden Streifzug gegen die blühenden Landschaften und Städte Kleinasiens unternommen hatte, theils durch Vertrag,

*) Vopiscus sagt, der Kaiser Tacitus habe in allen Bibliotheken ein Exemplar der Geschichtswerke seines Ahnherrn aufstellen lassen und den Befehl gegeben, jährlich auf öffentliche Kosten zehn Abschriften davon zu veranstalten, um sie vor dem Untergang zu bewahren. Und doch ist der werthvollste Theil seiner Schriften nur in einer einzigen spät entdeckten Handschrift auf unsere Zeit gekommen (S. 353).

theils durch das Schwert zum Abzug brachte und trotz seines vorgerückten Alters die Pflichten eines Feldherrn treu und gewissenhaft erfüllte, so vermochte er doch nicht die Zügellosigkeit des Heeres, die bald wieder in ihrer früheren Wildheit ausbrach, zu bändigen. Sein milder liebenswürdiger Charakter steigerte nur ihre Frechheit. Er starb zu Tyana in Kappadokien, ob an einer durch die kummervollen Erfahrungen herbeigeführten Krankheit oder durch die Hand der Soldaten, ist ungewiß. Sein Bruder Florianus, der ohne den Willen des Senates einzuholen hastig in das Erbe eintrat, büßte die kurze Ehre des Kaisernamens, der nur in den westlichen Provinzen Anerkennung fand, nach drei Monaten mit dem Tode. Die Nachkommen der Brüder lebten in der Dunkelheit des Privatstandes und der Armuth; für den Verlust des großen Vermögens, das Tacitus dem öffentlichen Dienste überwiesen, blieb ihnen kein anderer Trost als die Erinnerung an die vergangene Ehre ihres Hauses und die stolze Hoffnung einer künftigen Größe, die nie in Erfüllung ging.

Probus. 276–282. u. c. 1029 bis 1035.

Die Legionen des Ostens, die den Florianus erschlugen, erhoben den tapfersten Mann des Heeres, der seit den Tagen Valerian's mit Ruhm die Waffen geführt und alle Kriegsehren und Auszeichnungen, selbst Mauer- und Bürgerkronen davon getragen, den Illyrier Probus, auf den Thron, und dieser beeilte sich, um im ganzen Reiche als rechtmäßiger Imperator anerkannt zu werden, in einem ehrfurchtsvollen Schreiben die Bestätigung des Senats nachzusuchen. Die Väter der Stadt, hocherfreut über die Beweise von Achtung, zögerten nicht, die Wahl des Heeres gut zu heißen und den Erkornen mit allen Würden und Ehrenrechten zu schmücken. Und Probus, eben so klug als tapfer, schmeichelte den Rathsherren mit äußerlichen Beweisen von Huldigung und Ergebenheit. Er bestätigte die senatorische Autorität in allen Verwaltungs- und Rechtssachen, den Heerbefehl aber und die Besetzung der militärischen Stellen behielt er ausschließlich für sich selbst.

Sein Charakter.

Probus war ein Kriegsfürst wie Aurelian und der Gothenüberwinder Claudius, mit denen er die gleiche Heimath hatte. Unter seinen Fahnen machten mehrere der berühmtesten Kaiser der nächsten Zeit ihre Schule und sammelten in seinen Diensten ihre Kriegserfahrung und Waffenkunde. Denn er hielt auf strenge Zucht und gute Ordnung in Heer und Lager, ohne jedoch die Härte und Grausamkeit Aurelian's zu theilen. Um die gelockerte Disciplin gleich anfangs durch eine energische That wieder fest zu begründen, lud er die Theilnehmer an der Ermordung Aurelian's und Alle, die dem Tacitus nachgestellt hatten, zu einem Gastmahle und ließ sie niederstoßen. Die Lage des Reiches war so gefahrvoll geworden, daß nur das gezückte Schwert in der Hand eines kühnen Kriegsfürsten die Ordnung aufrecht zu erhalten und den äußeren und inneren Feinden zu widerstehen vermochte. War doch die Zügellosigkeit der Legionen und ihrer Heerführer auf einen solchen Grad gestiegen, daß selbst ein so schlagfertiger Regent wie Probus mit Aufständen und Gegenkaisern zu käm-

pfen hatte. Sein ganzes Leben war daher ein fortgesetzter Feldzug, bald um abtrünnige Provinzen zum Gehorsam zurückzuführen, bald um die von allen Seiten vordringenden barbarischen Kriegsschaaren von den Grenzen abzuwehren. Siege über die Germanen. 277. Vor Allem nahm Gallien, wo die germanischen Völker verwüstende Einfälle gemacht hatten, seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Er eroberte siebenzig blühende Städte dem Reiche zurück, und während seine Feldherren die Franken hinter die sumpfigen Niederungen des Unterrheins drängten, flößte er selbst den Alemannen am Oberrhein und den deutschen Völkerschaften der Burgunder, Vandalen und Ligier, die Beute suchend oder von den Alemannen zu Hülfe gerufen von den Ufern der Oder bis an die Seine gedrungen waren, Ehrfurcht vor Roms Waffen ein. Die Ligier, von Probus in einer entscheidenden Feldschlacht überwunden, kehrten nach ihrer schlesischen Heimath zurück; aber ihre kriegerische Kraft war durch die Niederlage, die den Herzog Semno und seinen Sohn in römische Gefangenschaft lieferte, und durch die Märsche so gebrochen, daß von der Zeit an ihr Name aus der Geschichte verschwand. Vopiscus erzählt, in den Kämpfen zur Befreiung Galliens seien 400,000 Feinde erschlagen worden und der Kaiser habe, zur Erhöhung seines Ruhmes, für jedes Barbarenhaupt ein Goldstück bezahlt. Und um künftigen Einfällen vorzubeugen, setzte Probus zwischen Main und Neckar über den Rhein und nöthigte die durch den Verlust ihrer streitbaren Jugend geschwächten Völkerschaften Westgermaniens nach einem siegreichen Treffen zu Verträgen, in denen sie versprachen, die Streifzüge einzustellen, die Beute und Gefangenen zurückzugeben und den römischen Besatzungstruppen in den rheinischen Städten und in dem wieder gewonnenen Zehntland Getreide, Hornvieh und Pferde zu liefern. Dafür wurden ihnen die besetzten Feldmarken belassen.

„Ganz Germanien," schrieb der Kaiser im Imperatorstil an den Senat, „ist unterworfen. Neun Könige verschiedener Völker lagen flehend zu meinen oder vielmehr zu euren Füßen. Für euch pflügen nun alle Barbaren, für euch säen sie und streiten mit uns gegen die inneren Völker. 400,000 Feinde sind getödtet, 16,000 Bewaffnete haben sie uns überlassen; 70 der edelsten Städte wurden ihren Händen entrissen und fast alle Provinzen Galliens befreit. Gallische Felder werden von den Stieren der Barbaren bearbeitet; auf unseren Triften weiden die erbeuteten Heerden verschiedener Völker; ihre Stutereien versorgen unsere Reiter mit Pferden; mit dem Getreide der Barbaren sind unsere Speicher angefüllt. Nur Grund und Boden haben sie behalten; alles Uebrige ist unser."

Aber trotz dieses ruhmredigen Siegesberichtes hielt es Probus doch für nothwendig, sich auf alle Weise gegen die Barbaren sicher zu stellen: Die in römischen Kriegsdienst aufgenommene Mannschaft wurde in kleinen Haufen von 50 bis 60 Mann unter die Legionen vertheilt; der Beistand, den die Republik von ihnen empfing, sollte gefühlt, nicht gesehen werden; die Gefangenen wurden in entlegenen Provinzen, in Britannien, in Thrakien, am schwarzen Meere angesiedelt, und der Kaiser war bemüht, sie durch Verleihung von Ländereien, Vieh, Ackergeräth und andere Vortheile in den Dienst der Republik

zu ziehen, damit die römischen Kriegsheere aus den kräftigen Söhnen dieser Ansiedler ergänzt und verstärkt werden möchten.

Bei einigen bewährte sich die Absicht des Kaisers vortrefflich: die Vandalen in Britannien und die Bastarner in den Donauländern hielten treu zu Rom; andere dagegen zogen das ungebundene Waffenleben den ruhigen Geschäften des Feldbaues vor und setzten ihre Freibeuterzüge fort, um in dem schöneren Himmelsstriche des Südens und des Westens sich mit ihren Volksgenossen wieder zu vereinigen. Der Geschichtschreiber Zosimus gedenkt einer in Sage und Dichtung vielgefeierten abenteuerlichen Rückfahrt, welche eine Schaar fränkischer Ansiedler vom fernen Pontus durch den Bosporus und Hellespont über das mittelländische und atlantische Meer bis zu ihren Brüdern an der Mündung des Rheins vollführte, nachdem sie während der Reise die Küsten von Kleinasien, Griechenland und Afrika mit Raubzügen heimgesucht und Syracus erobert hatten.

Die wichtigste Maßregel aber, welche Probus zur Beschützung der Reichsgrenze ausführte, war die Erweiterung und Vollendung des großen Grenzwalles, jenes festen, aus Mauern und Graben bestehenden und in angemessenen Zwischenräumen durch Thürme verstärkten Bollwerkes, das etwa sechs Stunden oberhalb Regensburg (Reginum) beginnend nach einem gewundenen Laufe über Berge, Thäler, Flüsse und Moräste am Taunusgebirge endigte und durch Grenzsoldaten beschützt ward, denen der Kaiser Ländereien, Häuser, Fruchtspeicher und eine bürgerliche Ordnung gab. Noch jetzt beweisen die zerstreuten Trümmer, vom Volke als ein Werk dämonischer Mächte („Teufelsmauer") bezeichnet, die Großartigkeit der Anlage, die indessen eben so wenig dem Einbruch der Feinde zu wehren vermochte, wie der Pictenwall und die chinesische Mauer. Wenige Jahre nach des Kaisers Tod wurde der Limes von den Alemannen durchbrochen. (S. 108.)

Der deutsche Grenzwall.

Kaum hatte Probus den Westen in leidliche Verfassung gesetzt, so riefen ihn beunruhigende Nachrichten nach dem Orient. Er zog durch Rhätien und Illyrien nach dem Osten, allenthalben bedacht durch gute Einrichtungen und durch Ansiedelung barbarischer Volksstämme die abnehmende Kraft und Bevölkerung des Reiches zu heilen und zu ersetzen. Im Morgenlande war seine Gegenwart nicht weniger wohlthätig als im Abendland. Er überwand die wilden Isaurier, die seit Gallienus in ihrem unzugänglichen Gebirgsland ein unabhängiges Räuberleben führten, und stellte, indem er mehrere ihrer Felsenburgen zerstörte, den mächtigsten Raubfürsten mit dem Tode bestrafte und eine Anzahl seiner Veteranen im Lande zurückließ, auf einige Zeit die Hoheit des Reiches wieder her. Darauf kehrte er seine Waffen gegen Saturninus, dem er den Oberbefehl über den Osten übertragen und, da er ein Mann von Talent und Verdienst war, sein ganzes Vertrauen zugewendet hatte, der aber verführt durch falsche Freunde und durch den Leichtsinn der Alexandriner die Fahne der Empörung aufgepflanzt, und wie er selbst eingestand, eine unsichere und zweifelhafte Ehre mit seinem Lebensglück erkauft hatte, nach einem Throne strebend,

Probus im Orient. 278. 279.

Saturnin's Erhebung u. Untergang. 279. 280.

der dem Inhaber nach kurzem angstvollen Besitz sicheren Untergang brachte. Saturninus wurde überwunden und in einer abgelegenen Burg getödtet, ein gebildeter Mann, der in Afrika und Rom die Hörsäle der Redner besucht hatte.

Siege und Triumph. 280 281. Während Probus selbst noch in Asien verweilte, unterdrückten seine Feldherren in Oberägypten die letzten Zuckungen der Empörung, unterwarfen das halbwilde Volk der Blemmyer, der nubischen Beduinen, und erleichterten durch Eroberung der wichtigen Städte Koptos und Berenice den Handelsverkehr mit Arabien und Indien. Diese Erfolge machten auf den Perserkönig solchen Eindruck, daß er durch eine glänzende Gesandtschaft dem Kaiser Geschenke anbieten ließ und um Frieden bat. Jene verschmähte Probus, diesen gewährte er. Nachdem der unermüdliche Imperator auch noch die Aufstände des Bonosus und Proculus in Gallien unterdrückt und durch Strenge gegen die kühnen aber lasterhaften Führer und durch Milde gegen ihre Anhänger die Ruhe in jener Provinz aufs Neue hergestellt, feierte er seine Rückkehr nach Rom mit einem glänzenden Triumphe und erfreute das Volk durch Spiele.

Bei dieser Gelegenheit war es wohl, daß 80 germanische Gefangene, welche als Gladiatoren der römischen Schaulust fröhnen sollten, die Sclavenkerker erbrachen, ihre Wächter erschlugen und die Straßen der Hauptstadt mit Mord und Verwirrung füllten, bis sie der Uebermacht der herbeieilenden Truppen erliegend einen ehrlichen Soldatentod fanden.

Sein Ausgang. 282. Ein Jahr nach diesem Ehrentag neigte sich das Leben des kräftigen Kaisers dem Ende zu. Auch er sollte dem Loose verfallen, das seit einem Jahrhundert fast alle römischen Selbstherrscher, würdige wie unwürdige, betroffen; auch er sollte durch die Verwilderung der Truppen, die er so oft zu Kampf und Sieg geführt, seinen Tod finden. Probus hatte versucht dem Uebermuth und der Entartung des Heeres, die meistens in dem müßigen Lagerleben ihre Quelle hatten, dadurch zu begegnen, daß er die Soldaten zu nützlicher Thätigkeit anhielt. So hatte er während seines Aufenthalts in Aegypten Kanäle graben und die Nilschifffahrt verbessern lassen; so waren durch die Hände der Soldaten Tempel, Brücken, Säulengänge und andere Gebäude und Anlagen aufgeführt worden. Nach seiner Ansicht sollte der Kriegerstand sich zugleich mit den Geschäften des Friedens befassen; ja Probus sprach offen die Hoffnung aus, die Republik werde bald keines stehenden Heeres mehr bedürfen; die bürgerliche Autorität und Gesetzgebung werde allenthalben Gehorsam finden, der Senat den Mittelpunkt des Staates bilden. In Gallien und Pannonien wurde die Anwesenheit des Heeres der Cultur von Wüstungen, der Verbreitung des Weinbaues förderlich. In der Gegend seiner Geburtsstadt Sirmium, für welche der Kaiser stets eine große Vorliebe hatte, wurde durch die Soldaten ein großer Strich ungesunden Sumpflandes in Ackerfeld umgewandelt; und die Rebenpflanzungen in Pannonien, am Rhein und an der Mosel sind auf seine Veranstaltung ins Leben getreten. Er selbst leitete diese Arbeiten und hatte sich, um das Ganze besser überschauen zu können, einen Thurm errichten lassen. In

seinem Eifer bemerkte er nicht den wachsenden Unwillen der Legionen, die da murrten, daß sie, statt für die Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges durch ein Leben des Müßigganges und des Genusses entschädigt zu werden, gleich Verbrechern zu öffentlichen Arbeiten angehalten wurden. Eines Tages, als er selbst unter die Arbeitenden trat und sie heftig antrieb, brach der lange genährte Unwille in offene Empörung aus. Sie warfen die Werkzeuge weg und zogen ihre Waffen. Probus, die Gefahr erkennend, flüchtete sich in den Thurm; aber dieser wurde von den Wüthenden erstürmt und der Kaiser von vielen Schwertern durchbohrt. Oct. 282. Zu spät bereuten die Soldaten ihre rasche That und ehrten das Andenken des trefflichen Kaisers durch ein Denkmal. Nach anderen Angaben wurde Probus, als er wider den von der Armee aufgestellten Gegenkaiser Carus ins Feld zog, von seinen abgefallenen Legionen im Tumulte erschlagen.

Der von dem Heere zur Herrschaft berufene neue Imperator **Carus** war Carus. 282–283. ein Mann von vornehmer Herkunft, der in Rom eine wissenschaftliche Erziehung u. c. 1035 bis 1036. genossen hatte und mit der Würde eines Senators die höchste militärische Stelle verband. Er galt für einen gerechten und fähigen Feldherrn, der unter den Waffen ergraut, Kriegserfahrung mit Muth und Tapferkeit verband und auch als Kaiser in seiner Lebensweise die soldatische Einfachheit bewahrte. Gegen den Senat zeigte er nicht die Ergebenheit seines Vorgängers. Er begnügte sich, demselben seine Thronbesteigung in einem kalten, formellen Schreiben anzukündigen. Die Rathsherrn trugen ihren Unwillen im Stillen, aber der Dichter Calpurnius (S. 369) beschrieb in prophetischen Versen das Glück, das dem Reiche unter dem neuen Fürsten blühen würde. Carus, schon sechzig Jahre alt, suchte sich in seinen beiden Söhnen **Carinus** und **Numerianus** jüngere Gehülfen. Er Carinus und Numerianus. erhob beide zu dem Range von Cäsaren und entsandte den ersteren, dem er fast gleichen Antheil an der Kaisergewalt übertrug, nach Gallien, damit er dort die Ordnung erhalte und dann von Rom aus den Westen regiere. Er selbst züchtigte zuerst die Sarmaten (Jazygen), die auf die Kunde von Probus' Tod in das römische Gebiet eingebrochen waren, und schlug sie in einem oder mehreren Treffen so entscheidend, daß 16,000 Leichen auf dem Schlachtfeld blieben und 20,000 Gefangene jedes Geschlechts und Alters in Knechtschaft geführt wurden. Nachdem er so durch sein scharfes Schwert in Thrakien und Illyrien Ruhe und Sicherheit geschaffen, unternahm er den Feldzug gegen die Perser, an dessen Ausführung Probus durch den Tod verhindert worden war. Er drang siegreich in Carus' Ende. Oct. 283. Mesopotamien ein, eroberte, da gerade die persische Streitmacht an der Ostgrenze beschäftigt und das Königreich durch innere Zwietracht zerrüttet war, die Städte Seleukia und Ktesiphon und gedachte schon den Eroberungszug Trajan's zu wiederholen, als er bei einem heftigen Gewitter in seinem Zelte den Tod fand, durch einen Blitzstrahl betäubt und von seinen Dienern mittelst Anzünden des Zeltes verbrannt. Durch seine zunehmende Härte hatte sich der strenge grämliche Greis manche Feinde gemacht, und die Fortführung des Perserkriegs in unbe-

kannten Gegenden widerstrebte den Soldaten. Man verbreitete im Lager eine Weissagung, daß es keinem römischen Imperator beschieden sei, über Ktesiphon hinaus vorzudringen; den Versuch, diese Grenze zu überschreiten, habe Carus mit seinem Leben büßen müssen. Numerian, der an seines Vaters Statt den Oberbefehl übernahm, aber von den Rathschlägen des Gardepräfecten Aper, seines Schwiegervaters, geleitet ward, kehrte nach dem Wunsche des abergläubischen Heeres wieder über den Tigris zurück. Der schwächliche Fürst, mehr zu den eleganten Beschäftigungen eines Redners und Dichters als zu dem rauhen Kriegs- und Waffenleben befähigt, erkrankte auf dem Rückzuge, und als einige Legionare, mißtrauisch, daß Aper das kaiserliche Zelt sorgfältig bewachen ließ und die Macht und Rechte eines Regenten übte, in der Nähe des Bosporus gewaltsam in das Zelt eindrangen, fanden sie die Leiche Numerian's. Der Verdacht eines Mordes lag nahe und wurde durch die Verheimlichung des Todes gesteigert. Eine stürmische Lagergemeinde trat alsbald in Chalcedon zusammen.

Numerian und Aper. 284.

Diocletian zum Kaiser erhoben. Sept. 284.

Feldherren und Tribunen bildeten einen Kriegsrath, und ihre Stimme bezeichnete den Diocletian, den Befehlshaber der Leib- und Hauswache, als den Nachfolger und Rächer des getödteten Fürsten. Der Erkorene bestieg sogleich den Herrschersitz, und ohne dem verhaßten Präfecten, der in Ketten zu seinen Füßen gebracht wurde, Zeit zur Rechtfertigung zu gönnen, stieß er ihm mit den Worten: „Dieser ist der Mörder Numerian's", das Schwert in die Brust. So bahnte sich C. Aurelius Valerius Diokles der „Zeusberühmte", aus der dalmatischen Stadt Dioklea, der durch seine Tapferkeit und Geistesgaben vom Sohne eines Sclaven zum Statthalter, Consul und Kriegsobersten emporgestiegen, durch die Ermordung des tückischen Aper den Weg zur Herrschaft. In ihm erkannte sein abergläubischer Geist jenen „Eber", nach dessen Erlegung ihm einst in der Jugend eine Druidin im fernen Belgien das Kaiserthum geweissagt hatte. Auf seinem Mausoleum ließ er in der Folge ein Relief mit der kalydonischen Eberjagd anbringen zur Erinnerung an diese That des neuen Meleager.

Carinus. Seine Sitten u. sein Ende. 285.

Carinus, ein durch Laster und Schandthaten befleckter Fürst, der die Ehrenämter mit den Dienern seiner niedrigsten Ausschweifungen füllte, die ersten Familien durch Hochmuth beleidigte und durch Wollust schändete und den schrankenlosen sinnlichen Genuß für das Vorrecht und Glück der höchsten Gewalt ansah, war nicht im Stande dem kraftvollen Nebenbuhler im Osten den Thron streitig zu machen. Die Gunst des Volkes, die er sich durch die verschwenderische Pracht der römischen Spiele im Theater, Circus und Amphitheater zu erwerben strebte, war ein schwacher Schild gegen den Haß des Senats und der vornehmen Geschlechter. Aber wie verächtlich auch sein Leben und seine Sitten waren, so fehlte es ihm doch nicht an Kriegsmuth. Als im Frühjahr die Streitkräfte des Ostens und Westens bei Margus, einer kleinen Stadt Mösiens unweit der Donau, auf einander stießen, war Carinus im Vortheil: seine an Zahl und Tüchtigkeit überlegenen Legionen durchbrachen die Reihen des Feindes, und Diocletian's Hoffnungen waren im

Sinken. Aber die Vortheile, welche die Tapferkeit der Truppen erfochten, gingen durch den Verrath in seiner Umgebung verloren. Ein Tribun, dessen Gattin er 285. einst verführt hatte, löschte mit dem Blute des Wüstlings die eigene Schmach und zugleich die Fackel der bürgerlichen Zwietracht. Diocletian wurde nun von beiden Heeren als Kaiser anerkannt. Die Milde und Schonung gegen die Diener und Anhänger seines Gegners, eben so sehr die Wirkung seiner politischen Klugheit als seiner Menschlichkeit, erfüllte die Welt mit den schönsten Hoffnungen und gewann dem neuen Regenten alle Herzen. Daß in einem Bürgerkriege Niemand seines Vermögens, seiner Ehre, seiner Aemter beraubt wurde, bemerkt Aurelius Victor, daß keine Aechtungen, Verbannungen und Hinrichtungen vorkamen, war eine ganz ungewöhnliche Erscheinung.

5. Diocletian und Constantinus.

Diocletian war mehr Staatsmann als Krieger. Mag auch die Beschuldi- Diocletian. 285—305. gung eines christlichen Schriftstellers jener Tage, er sei furchtsam und kleinmü- u. c. 1038 bis 1058. thig gewesen, mehr der Ausdruck des Hasses als der Wahrheit sein, so besaß Sein Charakter. er doch weniger den kühnen und hochherzigen Geist des Helden als die Klugheit, Gewandtheit und Lebensweisheit eines durch Erfahrung und wechselvolle Schicksale erzogenen Mannes. Wie Augustus, der Begründer des Kaiserreichs, suchte auch Diocletian, der Vollender desselben, seine Zwecke mehr durch Politik als durch Gewalt zu erreichen und beobachtete in allen Dingen eine weise Mäßigung und Selbstbeherrschung. Nicht durch Kriegslust und strategisches Genie, sondern durch Welt- und Menschenkenntniß, durch Verhüllung seiner ehrgeizigen Pläne unter der gewinnenden Außenseite militärischer Geradheit, durch kluge Benutzung Anderer zu seinen herrschsüchtigen Zwecken, durch die Mischung von Stolz und Leutseligkeit, von Milde und Strenge, von Freigebigkeit und Sparsamkeit, von Festigkeit und Biegsamkeit begründete Diocletian eine neue Ordnung in der Staatsverfassung, indem er die monarchische Gewalt aller Beschränkung entkleidete, sie vor den Eingriffen des Heeres und des Senates sicher stellte und mit Hülfe rechtskundiger Räthe die absolute Alleinherrschaft einführte, die dann in Byzanz ihre volle Ausbildung erhielt. Den Superstitionen der Zeit war er eifrig ergeben. Er heißt „ein Forscher künftiger Dinge, den heiligen Bräuchen stets zugewandt"; wir finden ihn von Priestern umgeben „als eifrigen Opferer in den Eingeweiden der Thiere wühlend, voll von Sorgen wegen ominöser Blitze". Auch in den Namen suchte er eine Vorbedeutung; deshalb nahm er den Beinamen „Jovius", sein Mitkaiser „Herculius" an.

Um den Thron sicher zu stellen vor dem Lageraufruhr und dem Verrath Theilung der Herrschergewalt. ehrgeiziger Bewerber und zugleich den von allen Seiten andrängenden Feinden

kräftiger widerstehen und das große Reich leichter regieren zu können, schritt Diocletian zu einer Theilung der Herrschergewalt mittelst Ernennung von Mitregenten, die durch gleiche Interessen verbunden, sich gegenseitig unterstützen und durch vereintes Zusammenstehen Empörungen und revolutionäre Umtriebe verhindern sollten. Nachdem er zuerst seinen Waffengefährten Maximian, einen rauhen Krieger von bäuerischer Herkunft aus dem Gebiete von Sirmium, zu gleichem Antheil der Macht und Ehre mit dem Titel „Augustus" erhoben und sich in dem Manne, der aller wissenschaftlichen Bildung und Gesetzeskunde fremd, nur Waffen und Krieg kannte, ein bereitwilliges Werkzeug für die Ausführung seiner politischen Pläne geschaffen, gesellte sich einige Jahre nachher jeder von ihnen noch einen Reichsgehülfen bei, der den Titel „Cäsar" führte und zur Nachfolge in der Herrschaft bestimmt war, Diocletian den Galerius, einen ehemaligen Rinderhirten von rauher Natur aber energischem Geist, und Maximian den Constantius, der von seiner bleichen Gesichtsfarbe den Beinamen Chlorus führte, einen gebildeten Mann von sanftem, liebenswürdigem Gemüthe, dessen Vater Eutropius zu den angesehensten Edelleuten Dardaniens gehörte und dessen Mutter eine Nichte des Kaisers Claudius Gothicus war. Die Vertheilung der Reichsarbeit fand in der Art statt, daß Diocletian als „Augustus" und „Herr" von Nikomedien aus den Orient nebst Thrakien und Aegypten regierte, indeß „Cäsar" Galerius, der seinen Herrschersitz in Sirmium nahm, die illyrischen Provinzen und Griechenland verwaltete. Desgleichen sollte Maximian als „Augustus" von Mailand aus Italien und Afrika nebst den Inseln beherrschen, während Constantius Chlorus die Provinzen des Abendlandes, Spanien, Gallien, Britannien gegen innere und äußere Feinde schirmte, die Trevirerstadt (Trier) zu seinem Aufenthalt wählend. Und um das Band noch fester zu schlingen wurden die beiden „Helfer" bewogen sich von ihren bisherigen Frauen zu trennen und mit den mächtigeren Herrschern in Blutsverwandtschaft zu treten. Galerius vermählte sich mit Valeria, Diocletian's Tochter, Constantius mit Theodora, Maximian's Stieftochter. Nach zwanzigjähriger Herrschaft sollten nach Diocletian's Plan die beiden Augusti dem Thron entsagen und die Cäsaren ihre Stelle einnehmen. „Diese Festsetzung einer zwanzigjährigen Dauer des Herrscheramtes bildete den Schlußstein und Regulator des Ganzen. Sie sollte den Adoptionen und Thronfolgen den Stempel des Unabwendbaren, Nothwendigen aufdrücken." Alle vier besaßen die volle Herrschermacht in ihren Gebieten, doch räumten sie dem Diocletian, der ihr Glück begründet, den ersten Rang ein. Er wurde als Oberkaiser, als der „leitende Gedanke" angesehen.

[Margin: Maximian. 286. — 1. März 293. — Galerius — Constantius Chlorus.]

[Margin: Die neue Reichsordnung. — Roms Ansehen vermindert.]

Zwanzig Jahre lang waltete Diocletian mit Kraft und Geschicklichkeit über das Reich, das unter ihm wieder Festigkeit und Stärke erhielt, aber in vielen Dingen eine gänzliche Umgestaltung erfuhr. Rom verlor sein bisheriges Uebergewicht, indem keiner der vier Machthaber seinen regelmäßigen Herrschersitz daselbst aufschlug, Diocletian nur

seltene Besuche in der Tiberstadt machte und sich, beleidigt über die Vertraulichkeit des Volkes, gewöhnlich rasch wieder entfernte; und wenn auch die Baulust dieses Kaisers die alte Hauptstadt nicht ganz vernachlässigte, wenn auch die Thermen Diocletian's mit 3000 Gemächern sich den großartigsten Anstalten zur Seite stellten, und mehrere Tempel und Porticus daselbst neu aufgeführt oder hergestellt wurden, so erfreuten sich doch andere Städte, namentlich die neuen Residenzen Nikomedien und Mailand, einer viel größeren Theilnahme. Der neue Kaiserpalast in Nikomedien, in Form eines Feldlagers erbaut, umfaßte eine große Menge von Gebäuden, Wohnungen, Anlagen; in beiden Städten erhoben sich Theater und Amphitheater, Rennbahnen, Bäder, Säulengänge und Paläste, die mit denen in Rom den Vergleich aushalten konnten und den Reiz der Neuheit voraus hatten. Bald trat auch Trier durch Bauwerke und Anlagen des Luxus in die Reihe der römischen Städte ersten Ranges ein. — Und nicht blos die Stadt Rom, auch der Senat fühlte die Ungunst des Kaisers. Weit entfernt von der Achtung, die noch Probus diesem Reichscollegium erwiesen, gab Diocletian und in noch höherem Grade Maximian demselben bei jeder Gelegenheit seine Geringschätzung zu erkennen und raubte ihm Macht und Ansehen. Die angesehensten Mitglieder wurden in die Anklagen erdichteter Verschwörungen verwickelt und mit der Stelle auch gewöhnlich ihres Vermögens beraubt; und als die Prätorianer, im Gefühle, daß ihre Macht im Sinken sei, sich geneigt zeigten, das Ansehen des Senats mit ihren Waffen zu vertheidigen, boten sie den Machthabern die willkommene Gelegenheit, sich der stolzen Truppen, die so lange Thron und Reich tyrannisirt hatten, zu entledigen, oder sie wenigstens so zu beschränken, daß sie nur noch den Schatten ihrer früheren Größe darstellten. An ihre Stelle kamen zwei treue illyrische Legionen, welche nach den Göttern der Macht und Stärke „Jovianer" und „Herculianer" genannt wurden und die Bestimmung erhielten, den Dienst der kaiserlichen Leibwache zu versehen. Da der Schwerpunkt des Staats nicht länger in Rom war, die Kaiser in ihren neuen Hauptstädten sich mit ihren Ministern und Staatsräthen über die Ausübung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt beriethen, so sank das Reichscollegium mehr und mehr zu einem städtischen Gemeinderath herunter, dessen Eitelkeit man hie und da noch durch äußere Ehrenbeweise schmeichelte, der aber nur noch als eine machtlose Reliquie aus alten Tagen angesehen ward. Damit nahm die von Augustus begründete republikanische Staatsform eines Doppelregiments, die Scheinrepublik, in welcher der Senat als idealer Träger der Volkssouveränetät figurirte, ihr Ende. Nun hielten es die Kaiser nicht für nöthig, die alten Civilämter eines Consuls, Censors, Volkstribuns u. a., die vom Senate übertragen, immer noch an den republikanischen Ursprung erinnerten, noch länger fortzuführen; sie ließen sie bei Seite und vereinigten in dem militärischen Ehrennamen „Imperator" und in der nunmehr herrschend werdenden Benennung „Kaiser und Herr!" (Dominus) die gesammte Machtfülle und die „geheiligte Hoheit", deren „Gottheit" (Numen) oder „göttliche Majestät" man anbetete. Wir werden in der Geschichte Constantin's, der das von Diocletian angebahnte und eingeleitete Staatssystem zur Vollendung führte, die kaiserliche Beamtenhierarchie und neue Reichsordnung näher kennen lernen. Unter Diocletian wurden nur die Grundlinien gezogen, aber die Wirkungen traten bald zu Tage. Die gesteigerte Verehrung der Person des Fürsten bahnte den Weg zur Einführung altpersischer Hoffitten. Die militärische Einfachheit der früheren Imperatoren wich einem formellen Ceremoniell, wie es von den Königen des Morgenlandes ausgebildet worden war. Statt des einfachen Purpurmantels, mit dem sich fast alle früheren Kaiser begnügt hatten, trugen die neuen Majestäten lange Prachtgewänder von Seide und Goldstoff und Schuhe mit Perlen und Edelsteinen besetzt: das Diadem, die weiße mit Perlen

Nikomedien u. Mailand.

Der Senat.

Die Prätorianer.

Die neue Kaisergarde.

„Kaiser und Herr."

Orientalisches Hofceremoniel.

geschmückte Binde, deckte die Stirn; der Zutritt zu ihrer geheiligten Person wurde durch die Einführung neuer Formen und Ceremonien mehr und mehr erschwert. In den Vorhallen und Sälen wimmelte es von Hausbeamten, Hofleuten, Dienern und Wachen; die inneren Gemächer waren der Wachsamkeit eifersüchtiger Eunuchen anvertraut, wem es möglich wurde bis zum Kaiser vorzudringen, der mußte nach orientalischem Brauch auf das Antlitz niederfallen und die Gottheit seines Herrn und Gebieters anbeten. Bei dieser Einrichtung wurde Diocletian, ein verständiger Mann, der die Nachtheile einer solchen Trennung des Fürsten vom Volk und der daraus hervorgehenden Cabinetsregierung wohl erkannte, weniger durch Ehrgeiz und Eitelkeit als durch berechnete Staatsklugheit geleitet. Er kannte die Macht blendender Formen auf das Menschenherz; er glaubte, daß das Gepränge des Glanzes und des Luxus die Phantasie der Menge unterjochen, daß der Monarch, sobald seine Person der Oeffentlichkeit entzogen wäre, der rohen Zügellosigkeit der Soldaten und des Volkes weniger ausgesetzt sein und daß die Gewohnheit der Unterwürfigkeit unmerklich Gefühle der Verehrung
Folgen: Servilität. erzeugen würde. Diese Ausbildung eines monarchischen Hofstaates nach orientalischem Muster hatte zwei wesentliche Nachtheile: sie vernichtete den letzten Rest von Freimuth und Männerwürde und schuf eine feile und knechtische Hofliteratur. Die Rhetorik entfaltete in den zunehmenden Prunkreden eine Blumenlese von Schmeicheleien; die namhaftesten Panegyriker der Zeit, ein **Mamertinus**, **Eumenius** u. A. überboten einander in schwungvollen Schilderungen des goldenen Zeitalters, das unter dem himmli-
Steuerdruck. schen „Viergespann" der Welt aufgehen werde. Das zweite Uebel war die durch die prunkvollen Hofhaltungen nothwendige Vermehrung der öffentlichen Abgaben, besonders der Grund-, Kopf- und Gewerbsteuer. Wenn auch in der von Haß und Leidenschaft durchglühten Schrift „Von den Todesarten der Verfolger", die gewöhnlich dem Lactantius beigelegt wird, eine feindselige Gesinnung gegen Diocletian obwaltet, so geht doch aus anderen mehr unpartheiischen Schriften und mehr noch aus der zunehmenden Verarmung der Provinzen hervor, daß folgende Worte von der Wahrheit nicht ferne stehen: „Jeder der vier Herrscher hielt für sich allein schon mehr Soldaten als frühere Kaiser überhaupt gehabt hatten. Die Steuern stiegen unerhört; die Zahl der Empfangenden übertraf so sehr die Zahl der Gebenden, daß die erschöpften Colonen die Aecker verließen und das angebaute Land zum Wald wurde. Um Alles mit Schrecken zu erfüllen, wurden die Provinzen in Stücke zerschnitten und jedes Land, jede Stadt mit Beamtenschaaren überlastet, mit Steuereinnehmern, Vicarien der Präfecten u. A., wovon das Ergebniß war, daß wenig Gemeinnütziges vorkam, vielmehr nichts als Verurtheilungen, Aechtungen, Aussaugungen ohne Zahl und Ende, begleitet von unerträglichen Gewaltthaten." Diese Schilderung bildet die dunkle Schattenseite des kaiserlichen Ge-
Vielseitige Regierungsthätigkeit. mäldes, ein greller Gegensatz zu den Lichtbildern der Panegyriker. Die Wahrheit wird wohl in einer temperirten Mischung beider liegen. Denn die vielseitige Regierungsthätigkeit des bedeutenden Mannes hatte auch gute Wirkungen aufzuweisen. Diocletian verlieh dem Reich Ansehen und Stärke; er verbesserte die Gerechtigkeitspflege und die Gesetze des Marktes und Verkehrs; er beschäftigte Künstler und Handwerker durch Errichtung stattlicher Gebäude, Paläste, Tempel, Thermen; er begünstigte Wissenschaft und Bildung. Es schmeichelte seinem stolzen Herzen, wie sein Vorbild Zeus als Vorsehung und Allmacht geehrt zu werden. Der Staat und das gesammte öffentliche Leben sollte von ihm Bestimmung und Richtung empfangen. Durch souveräne Willensakte traf er Anordnungen über das Große und Kleine, über das Reich und den Markt. Er ordnete das Münzwesen und sorgte für die Erhaltung desselben. Aber sein ganzes Thun trug den Stempel kaiserlicher Willkür und Machtherrschaft. Die Festsetzung eines
301. höchsten Preises (Maximum) für Lebensmittel und Arbeitslohn war ein unerträglicher

Eingriff in das Eigenthumsrecht, wenn ihr gleich die gute Absicht zum Grunde lag, der zügellosen Gewinnsucht und Habgier gesetzliche Schranken zu stecken, eine Fürsorge für die Unterthanen, die auch in der Beseitigung des Delatorenunwesens und der Frumentarierbande bei dem Heer und in der Beschützung der Provinzbewohner gegen Wucher und Erpressung hervorgeht.

Das römische Reich war auf allen Seiten in solcher Bedrängniß, daß die vereinten Kräfte der vier Herrscher erforderlich waren, um Gesetz und Obrigkeit in einigem Ansehen zu erhalten und die kriegerischen Schaaren der Barbaren von den Grenzlanden abzuwehren. In Gallien war der größte Theil des Volkes der Knechtschaft verfallen. Neben wirklichen Ackersclaven gab es eine große Anzahl Leibeigener, die an die Scholle gebunden die Ländereien der Edlen und Reichen um geringen Lohn bestellten, ferner Kleinpächter (Colonen) und freie Arbeiter um Tagelohn. Sie alle hatten durch die verheerenden Einfälle der Barbaren mehr Unheil erduldet als der Grundadel, die Priesterschaft und die Städte. Dennoch wollten die grundherrlichen Edelleute, die senatorischen Familien und die Priester die wiederhergestellte Ruhe zu ihrem Vortheil ausbeuten und sich auf Kosten der unteren Klassen erholen. Da standen die durch den unerträglichen Druck zur Verzweiflung gebrachten Bauern und Colonen wider ihre Dränger auf und führten mit Sclaven, Taglöhnern und Landstreichern verstärkt und in Bagauden, d. i. Banden, vereinigt, einen furchtbaren, verheerenden Krieg, der das Land in seinen inneren Grundfesten erschütterte und selbst durch die römische Kriegskunst nur vorübergehend gedämpft werden konnte. Mit den Ackerwerkzeugen bewaffnet, auf ihren Ackerpferden beritten, durchzogen die robusten Bauern und Knechte das flache Land, nicht nur um für ihren Hunger zu sorgen, sondern um es in wahnsinniger Verzweiflung zu verwüsten. Dann bedrohten sie die Städte, wo ihnen oft ein plünderungssüchtiger, im Elend verkommener Pöbel die Thore öffnete. Unweit der Mündung der Marne in die Seine errichteten ihre Führer Aelianus und Amandus, zwei abtrünnige Römer, welche den Kaisertitel führten und in der heiligen Sage als Christen gepriesen werden, das „Bagaudenschloß" inmitten eines befestigten Lagers und machten von da aus Streifzüge in die Nähe und Ferne, große Beute zusammenschleppend. Die alte Stadt Augustodunum (Autun) wurde ausgeraubt und zerstört und gelangte erst unter Constantin, durch die Fürsprache des Rhetors Eumenius, wieder zu Wohlstand und Bildung. Erst als Maximianus die feste Räuberburg erobert und die schlecht bewaffneten Banden zerstreut hatte, kehrte die Ruhe und mit ihr der alte Druck zurück. Aber die Felder waren verödet, die Weinberge verwildert, die Wege zerstört.

Der Bagaudenkrieg in Gallien. 287. *287.*

Kaum hatte Maximian den gallischen Bauernkrieg beendigt, so wurde er durch den Abfall des Carausius, eines Menapiers von der niedrigsten Herkunft, in Schrecken gesetzt. Carausius nämlich, ein geschickter Seefahrer und tapferer Kriegsmann, war zum Befehlshaber der Flotte ernannt worden, welche

Carausius in Britannien.

in Gesoriacum (Boulogne) den Raub- und Beutezügen der Franken im Canal und atlantischen Meere steuern sollte. Statt aber die Seeräuber zu bekämpfen, trat der schlaue Niederländer mit denselben heimlich in Verbindung und ließ sie, gegen Entrichtung eines Antheils an der Beute, ihr Raubwesen ungestört treiben. Die Schätze, die er sich dadurch erwarb, setzten ihn in Stand, durch Freigebigkeit die Schiffmannschaft auf seine Seite zu bringen, und diese folgte ihm, als er sich der von Maximian drohenden Bestrafung durch die Flucht entzog, nach Britannien. Mit ihrem Beistand brachte er die Legionen und Hülfstruppen, welche das Inselland vertheidigten und in Gehorsam hielten, dahin, daß sie ihn als Kaiser anerkannten. Die römischen Machthaber waren außer Stand, den unternehmenden Abenteurer zu züchtigen. Sie mußten, wenn auch mit innerem Widerstreben, geschehen lassen, daß er im Besitze einer Flotte und
287–293. einer Kriegsmacht sieben Jahre lang Britannien und die gallische Hafenstadt Boulogne beherrschte, daß er seine Schiffe im Canal, im altlantischen Meere und in der Nordsee kreuzen ließ, mit den Franken am Niederrhein ein Bündniß schloß und ihre tapfersten Jünglinge in seine Dienste nahm, daß er Münzen schlug und als Augustus und Imperator gleiche Ehre mit ihnen selber anstrebte. Erst als Constantius Chlorus, mit der Würde eines Cäsar geschmückt, die Streitkräfte des Westens vereinigte und mehrte, die gallische Hafenstadt
292. durch kühne Belagerungswerke in seine Gewalt brachte und dadurch die Seemacht des Gegners schwächte, während Maximian die Franken bedrängte und ihnen eine Unterstützung ihres Bundesgenossen unmöglich machte, da neigte sich die Herrschaft des Inselfürsten ihrem Ende zu. Carausius fiel durch die
293. Mörderhand seines vertrauten Gefährten Allectus; als aber Constantius von drei Seiten her mit überlegenen Streitkräften sich der britischen Küste näherte, war die Rolle des Mörders, welcher gleichfalls den Kaisertitel angenommen hatte, bald ausgespielt. Von den gelandeten kaiserlichen Truppen in einer
296. Feldschlacht besiegt, bezahlte er die kurze Ehre der Herrschaft mit seinem Leben. Jubelnd begrüßte nun das britische Volk den neuen Gebieter, der das Inselland nach einer zehnjährigen Trennung wieder mit dem großen Reiche vereinigte.

Sicherung u. Befestigung der Reichsgrenzen.

Mit diesen Kämpfen gegen die inneren Feinde hielten die Unternehmungen zur Sicherung und Herstellung der Reichsgrenzen und zur Abwehr der Barbaren, die den Aufständischen Vorschub geleistet hatten, gleichen Schritt. Während Maximian und Constantius die germanischen Völker mit Erfolg bekriegten und von den Rheingrenzen zurückdrängten, jener die römischen Waffen bis in das Neckar- und Donaugebiet trug, dieser das Bataverland von den
298. Franken befreite und bei Langres einen glänzenden Sieg über die Alemannen erfocht, war Diocletian, der die Thaten im Felde gern dem rauheren Genossen überließ, bemüht, durch Zwietracht nährende Verträge, durch schlaue Staatskunst und durch ein großartiges System von Ueberwachung und Befestigung die Erfolge ihrer Siege zu sichern und zu fördern.

So rühmt Mamertinus als eine Wirkung der diocletianischen Politik, daß die Alemannen und Burgunder, die Vandalen und Gothen die Waffen wider einander gekehrt und in blutigen Schlachten sich selbst geschwächt hätten; so erfahren wir, daß vom Ausfluß des Rheines bis zu den Mündungen der Donau alle alten Lagerburgen und Waffenplätze sorgfältig hergestellt und die den feindlichen Angriffen am meisten ausgesetzten Orte durch neue Werke und Anlagen befestigt, somit ein Vertheidigungssystem geschaffen worden, das im Norden wie im Süden, wo eine Linie von festen Standlagern sich von Aegypten bis an die Grenze von Persien hinzog, den Andrang feindlicher Völker aufhielt und die Bewohner des römischen Reiches mit dem frohen Gefühl der Sicherheit erfüllte; so wird ferner gerühmt, daß Diocletian Sorge getragen habe, die Barbaren dem römischen Reiche nützlich und dienstbar zu machen, theils durch Ansiedelung von Gefangenen in entvölkerten Gegenden, wo sie als Hirten und Ackersleute verwendet wurden, theils durch Einreihung jugendlicher Krieger in die Legionen, theils durch Aufnahme schutzflehender Schaaren in die Provinzländer unter der Bedingung friedlichen Verhaltens und ehrlicher Beschäftigung. Unter den Völkerschaften, die auf dem Boden des römischen Reiches angesiedelt wurden, werden Carpen, Bastarnen und Sarmaten genannt.

Diocletian beruhigt Aegypten. 297.

Aber nicht blos im Westen war das Reich von inneren und äußeren Feinden bedroht; im Süden stand alles Land vom Nil bis zum Atlasgebirg unter Waffen und im Osten bedrängte der alte Erbfeind, der Perser, Mesopotamien und Armenien mit einem langen wechselvollen Krieg. Diesen verschiedenen Feinden begegneten die Herrscher mit gemeinsamer Anstrengung: während die beiden Cäsaren den Westen und Osten zum Schauplatz ihrer kriegerischen Thätigkeit machten, bändigte Maximian durch die Stärke seines Arms den Gegenkaiser Julian in Karthago und die wilden Maurenstämme, welche aus den Schluchten des Gebirges die reiche Provinz mit verheerenden Raubzügen heimgesucht hatten, und Diocletian selbst brach gegen Aegypten auf, wo sich zu den noch kaum beruhigten Aufständen der Blemmyer in Oberägypten und den Gräuelthaten der Bukolen in den schilfreichen Sumpfgegenden des Nil-Delta auch noch ein Aufstand der tiefzerrissenen Bürgerschaft Alexandriens unter einem Gegenkaiser Achilleus gesellt hatte. Acht Monate lang ertrug die Hauptstadt, die sich noch nicht von den Wunden erholt hatte, die ihr unter Caracalla und Gallienus geschlagen worden, alle Leiden einer harten Belagerung; als aber der erzürnte Kaiser die Wasserleitungen zerstörte und mit Feuer und Schwert gegen die abtrünnige Stadt wüthete, da legte sich aller Widerstand. Der Usurpator fiel im Kampf; seine Anhänger wurden gemordet, die Häuser und Tempel dem ergrimmten Heere zur Plünderung überlassen. Noch schlimmer erging es der alten berühmten Stadt Busiris in Mittelägypten und der reichen Handelsstadt Koptos im Süden; beide wurden auf Befehl des erzürnten Gebieters dem Erdboden gleich gemacht. Diese blutige Strenge sollte die Aegypter in Zukunft abhalten, die Ruhe des Reichs durch Aufstände und Raubkriege zu stören. Und um die wilden Blemmyer in Zucht zu halten, wies Diocletian den Nobaten, einem anderen libyschen Stamme, an den Wasserfällen des Nil ober-

halb Syene in einer wenig ergiebigen Gegend Wohnsitze an und verpflichtete sie durch Eid und Vertrag, die Grenzen des Reichs stets zu achten und zu schützen.

Lange Jahre wurde der Vertrag alljährlich durch ein feierliches Opfer auf der Insel Philä aufs Neue bekräftigt. Und es scheint, daß von der Zeit an ein ruhigerer Zustand in dem vielgeprüften Lande eintrat. Noch jetzt ragt aus den Resten des Serapeums eine riesige Monolith-Säule empor, deren Weihinschrift den „unbesiegten Diocletian" preist, als den heiligsten Selbstherrscher, den Stadtgenius Alexandrias. Zu den wohlthätigen Maßregeln wird auch die Verordnung zu zählen sein, daß die Schriften der alten Aegypter über die Hervorbringung von Gold und Silber zusammengesucht und verbrannt werden sollten, denn Aegypten war damals der Sitz alles Aberglaubens und aller Mysterien (S. 389 ff.).

Der Perserkrieg. 297. 298. Der glorreichen Regierung Diocletian's war es auch beschieden, die Ehre Roms gegen die Perser wieder herzustellen und sie zur Anerkennung der höheren Majestät des römischen Reiches zu zwingen. Seit dem Unglückstage, der den Valerian in die Hände Sapor's lieferte (S. 493), stand Armenien unter der Herrschaft der Sassaniden. Während Tiridates, der letzte Sprößling des rechtmäßigen Königshauses, seine Jugend unter dem Schutze der Legionen verbrachte, übten die Perser über das Nachbarland eine drückende Zwingherrschaft. Die Denkmale, welche die Erinnerung an die alte Zeit wach erhielten, wurden zerstört, die Standbilder der vergötterten Könige umgestürzt, der alte Cultus der Sonne und des Mondes durch den Feuerdienst des Ormuzd verdrängt. Aber unter dem Druck der Fremdherrschaft glühte das Nationalgefühl und die Sehnsucht nach Befreiung um so stärker fort. Es bedurfte nur eines Anstoßes, um das ganze Volk unter die Waffen zu rufen. Kaum
286. erschien daher Tiridates, der unter römischer Obhut zu einem kräftigen in den Künsten des Krieges erfahrenen jungen Mann herangebildet worden war, an den Grenzen Armeniens, so schaarten sich die Edelleute um ihn. Ein Bruderzwist im Herrscherhause der Sassaniden war seinem Unternehmen förderlich. Armenien wurde vom persischen Joch befreit und der tapfere Tiridates rächte die erlittene Schmach durch Streifzüge in das feindliche Gebiet. Aber sein
Narses. 292—301. Thron stand noch auf schwachen Füßen. In Persien gewann **Narses** die Alleinherrschaft und führte die Streitmacht der wieder geeinigten Nation gegen das abgefallene Armenien. Solcher Uebermacht war Tiridates nicht gewachsen; er mußte zum zweiten Mal Schutz bei den Römern suchen, und Armenien kam von Neuem unter die Macht der Sassaniden. Nun nahm sich Diocletian des königlichen Flüchtlings an. Während er mit einem Theil des Heeres in Antiochien weilte, den Blick nach Süden und Osten gerichtet, zog sein Reichsgehülfe Galerius über den Euphrat. In Mesopotamien trafen die Heere auf einander und es wurden mehrere Treffen von unentschiedenem Ausgang geliefert. Aber in jener baum- und wasserlosen Ebene von Karrhä, wo einst die Legionen des Crassus geblutet (III, 857 f.), erlag die römische Streitmacht abermals den
297. Lanzenstößen der Eisenreiter und den Pfeilen der Bogenschützen; mit einigen

zersprengten Haufen entkam Galerius nach Syrien; Tiridates rettete sein Leben dadurch, daß er in voller Kriegsrüstung über den Euphrat schwamm. Auf die Kunde von diesen Unfällen fuhr Diocletian von Antiochien aus den geschlagenen Truppen entgegen. Galerius trat im kaiserlichen Purpurgewande an der Spitze seiner Soldaten an den Wagen des Oberkaisers und stand beschämt vor ihm. Da wandte Diocletian seinen Wagen und fuhr davon, begleitet vom Heer; neben dem Wagen aber mußte der gebeugte Cäsar wohl eine römische Meile weit im Staube hergehen. Diese Demüthigung that die gewünschte Wirkung. Galerius erbat und erlangte die Erlaubniß zu einem Rachezug. Mit 298.
einem abgehärteten illyrischen Heere und einer beträchtlichen Schaar gothischer Hülfstruppen zog er abermals über den Euphrat, wählte aber nicht die Ebene sondern das nördliche Gebirgsland zum Schauplatz des Krieges. Nachdem er mit Hülfe einiger ortskundigen Bewohner die Stellung der Feinde in eigener Person ausgespäht, unternahm er einen nächtlichen Ueberfall auf das Lager und verbreitete Schrecken und Verwirrung unter den Barbaren, so daß sie sich in wilder Flucht zerstreuten und die Römer das reiche Lager mit den Gezelten des Königs und der Edlen erbeuteten. Unter den Gefangenen befanden sich mehrere Frauen, Schwestern und Kinder des Narses, die der Sieger mit der ihrem Range und Geschlechte gebührenden Achtung behandelte. Diese Niederlage und Schmach brach die Macht und den Muth des Großkönigs. Er schickte einen Mann seines Vertrauens mit unbeschränkter Vollmacht zum Abschluß eines Friedens nach Nisibis, wo sich Diocletian mit Galerius vereinigt hatte, die frühere Demüthigung mit Zeichen der Ehrerbietung vergeltend. Wohl hätte der heftige Galerius seinen Sieg gern verfolgt und die römischen Adler über den Tigris in das Herz des persischen Reiches getragen, aber er fügte sich der klugen und gemäßigteren Politik des Oberkaisers. Sie schickten den Geheimschreiber Probus an den Hof des Großkönigs mit den Friedensvorschlägen, denen dieser nach einigem Bedenken seine Zustimmung gab.

Die Perser räumten nicht nur Mesopotamien vollständig, sie traten auch jenseit des Tigris noch fünf Districte, darunter das wichtige Gebirgsland Gordiene (Kurdistan), der Sitz der kriegerischen Karduchen, an die Römer ab und überließen ihnen das Recht, die Könige in Iberien einzusetzen und dadurch die Gebirgspässe des Kaukasus zu sichern. Tiridates wurde als König von Armenien anerkannt und sein Gebiet nach Norden erweitert. Rückgabe der gefangenen Frauen und Kinder und die Befestigung der neuen Grenzen durch Schlösser und Lagerburgen verliehen dem Frieden Sicherheit und Dauer. Vierzig Jahre lang wurde von da an die Ruhe im Osten nicht gestört. Der Friede.

Diocletian war auf der Höhe seines Glückes angekommen. Zeus hatte ihn mit seiner göttlichen Hand gnädig durch das wechselvolle Leben zur höchsten irdischen Herrlichkeit emporgeführt; und er gab sich gern der Vorstellung hin, daß er in seiner Majestät und Hoheit das Abbild und der Repräsentant des olympischen Vaters auf Erden sei. Wir wissen, daß er sich den Beinamen Das olympische Fest in Antiochien.

Jovius beilegte. Als solchen sollten ihn die Antiochier bei den glänzenden Festspielen verehren, die unter seinem eigenen Vorsitz im heiligen Haine dieser Stadt gefeiert wurden.

„Diocletian erschien als Zeus selbst, legte aber statt des langen weißseidenen, goldgestickten Aermelgewandes (das der Vorsitzende gewöhnlich trug) ein purpurnes an. Er wollte in keinem Augenblick den Kaiser verläugnen und dachte den kaiserlichen Purpur zum Gottesschmuck zu erheben, sich als Gottkaiser darzustellen. Er schmückte sein Haupt mit dem aus Edelsteinen bereiteten Kranze, zog die weißen Sandalen an, nahm den langen, ebenholzenen Stab in die Hand und trat in die Mitte der staunenden Menge. Da schritt er, der lange, hagere Mann mit kurzem weißem Haar und Bart, mit heller Hautfarbe, blauen Augen und starker Nase, mit feinem Anstande, aber etwas geneigter Körperhaltung einher, grüßte nach allen Seiten das Volk, wurde von ihm schweigend angebetet und setzte sich auf den Thron, von dem er nun das Zeichen zum Anfang der Spiele gab.“

Christenverfolgung. 303—305. Diese göttliche Majestät des olympischen Herrschers, die sich so machtvoll entfaltete in seinem kaiserlichen Abbilde, war durch den Spott der Christen herabgewürdigt, die alte Reichsreligion in ihrer Macht und Ehre gefährdet. Dieser Gedanke quälte sein stolzes Herz und trübte die Freude über die Erfolge seiner Regierung. In allen Legionen befanden sich christliche Soldaten, die, wie ihm seine zu Haruspicie und Superstitionen hinneigende Gemüthsrichtung vorspiegelte, durch ihr Kreuzeszeichen die feierlichsten Opfer wirkungslos machten und die offen erklärten, lieber den Ehrendienst zu verlassen als an den gebotenen Ceremonien Theil zu nehmen. Er machte sich innere Vorwürfe, daß er die Verächter seiner göttlichen Majestät so lange geschont hatte. Diese bittere Empfindung wurde gesteigert durch die Einflüsterungen heidnischer Höflinge, Juristen und Hauptleute, die ihn mit Mißtrauen gegen die Christen erfüllten, und durch die Vorstellungen des heftigen Galerius, den seine fanatische Mutter und die Priesterschaft zum Christenhaß aufgereizt. Er hatte sich zu dem Oberkaiser nach Nikomedien begeben, und sein Zureden bewirkte die blutige Christenverfolgung, durch welche Diocletian sich den Abend seines Lebens verkümmerte und auf seinen Namen und seine glorreiche Regierung einen dunkeln Schatten warf.

Am Feste der Terminalien, den 23. Februar des Jahres 303, wurde die schöne Kirche der Christen in Nikomedien von Soldaten erbrochen, verwüstet, zerstört. Darauf erfolgte ein kaiserliches Edict, welches die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen verbot, die Auslieferung und Verbrennung der heil. Schriften und die Niederreißung aller christlichen Kirchen befahl. Staatsbeamte sollten ihre Weigerung, an den Opfern Theil zu nehmen, mit dem Verluste ihrer Stellen büßen, alle Bekenner des Gekreuzigten ihre Rechte als Bürger und freie Männer verlieren, christliche Sclaven niemals die Wohlthat der Freilassung genießen. Die Richter wurden ermächtigt bei Untersuchungen gegen Christen alles Standes die Folter anzuwenden. Dieses verhängnißvolle Edict wurde an einem öffentlichen Orte angeschlagen. Ein Christ nahm es mit höhnenden Reden auf den Kaiser von der Stelle herab und zerriß es. Er wurde ergriffen und als Hochverräther zum Flammentod verdammt. Um seine Qualen zu verlängern, voll-

zogen die Schergen das Urtheil am langsam brennenden Feuer. Aber keine Schmerzen vermochten das heitere Antlitz des Dulders zu stören. Bald nachher brach im kaiserlichen Schlosse zweimal Feuer aus. Da stieg in der Seele der beiden Herrscher der finstere Argwohn auf, daß die Feuersbrunst von bedrohten christlichen Hofleuten herrühre, welche die Verfolger dem Tode weihen und dadurch der Verfolgung Einhalt thun wollten. Nun füllten sich alle Gefängnisse mit Verdächtigen, und gegen die ersten christlichen Hofbeamten kamen Folter und Hinrichtungen in Anwendung. Als in einigen Gegenden die Bekanntmachung des Verfolgungsedictes einige leichte Ruhestörungen erzeugte, erließ Diocletian, dessen anfängliche Scheu vor Gewaltmaßregeln durch diese Beweise von Widersetzlichkeit unterdrückt wurde, eine Reihe neuer Schreckensbefehle, durch welche die Statthalter angewiesen wurden, alle Vorsteher der Gemeinden, Bischöfe, Presbyter, Diakonen in den Kerker zu werfen und durch alle Mittel zum Opfern zu zwingen, ein Befehl, der in einem dritten Edict auf alle Christen ausgedehnt und somit eine allgemeine Verfolgung durch das ganze Reich verhängt wurde. Nicht selten waffneten die Christen selbst durch trotzige Herausforderung den Arm der Verfolger, um die Märtyrerpalme zu erringen. Doch wurden die Befehle nicht überall mit gleicher Strenge vollzogen. So weit sich die Machtgebote des Galerius und Maximian erstreckten, mögen manche Märtyrer geblutet haben, manche religiöse Gewaltthat vollführt worden sein; dagegen waren Constantius und sein Sohn Constantinus auf alle Weise bemüht die Härte der Edicte zu mildern. Wenn auch Constantius, um den Geboten nicht gerade zu widerstreben, die kirchlichen Gebäude einreißen ließ, so schonte er dagegen die Menschen, „die eigentlichen Tempel Gottes".

Triumph u. Abdankung Diocletian's und Maximian's. 29. Nov. 303.

Noch wüthete das Schwert der Verfolgung unter den Bekennern des gekreuzigten Christus, als Diocletian, nachdem er zur Feier seiner zwanzigjährigen Regierung (Vicennalien) gemeinschaftlich mit Maximian einen glänzenden Triumph in Rom gehalten und der ewigen Stadt zum letzten Male das Schauspiel bereitet hatte, die Trophäen und Gefangenen aller Welttheile, voran die Bilder der Frauen und Kinder des Narses im langen Zuge durch die Straßen ziehen zu sehen, den längst gehegten Entschluß einer freiwilligen Thronentsagung ausführte. Nachdem er seinem Mitkaiser Maximian am Altare des capitolinischen Jupiters den Eid abgenommen, gleichzeitig in den Privatstand zurückzukehren und den Purpur den beiden Cäsaren zu überlassen, zog er weg aus der Tiberstadt, die ihm die riesigen „diocletianischen Thermen" verdankte, und kehrte von Krankheit gebrochen über Illyrien nach Nikomedien zurück, wo er in seinen Palast eingeschlossen einen schweren leidensvollen Winter verbrachte. Am 1. Mai verließ er blaß und abgemagert seinen Palast, 304/5. um auf einem Felde bei Nikomedien vor dem versammelten Heer und Volke unter der Statue des Jupiter seine Abdankung feierlich zu vollziehen, und reiste dann in größter Eile dem dalmatischen Orte zu, den er sich zum Ruhesitz für sein Alter ausersehen. An demselben Tage entsagte Maximian zu Mailand der kaiserlichen Würde, wie früher verabredet worden, und bezog eine Villa in Lucanien. Zu Salona, im alten Heimathlande Dalmatien, hatte Diocletian sich schon vor Jahren eine großartige Wohnstätte bereiten lassen mit herrlichen Anlagen, Tempeln, Säulengängen, Hallen, Bädern und Zimmer-

reihen in solchem Umfange, daß die heutige Stadt Spalatro Raum in den Ruinen des „Palastes“ gefunden hat. Der Grundriß, welcher die Gestalt eines römischen Lagers nachahmte, bildete ein großes Viereck. Zu dem Haupteingang führte das „Goldene Thor“.

Diocletian in Salona. 305–313. In Salona verbrachte der alte Kaiser die letzten neun Jahre seines Lebens in ländlicher Stille, froh, über der Besorgung seiner Gärten und der Anordnung seiner Gebäulichkeiten das Treiben der Welt vergessen zu können. Als später Maximian und Galerius ihn aufforderten, die Regierungsgewalt wieder an sich zu nehmen, wies er die Versuchung mit einem mitleidigen Lächeln von sich, hinzufügend: würdet ihr den Kohl sehen, den ich zu Salona mit eigenen Händen gepflanzt, ihr würdet von euerm Verlangen abstehen. Dennoch störten die Stürme, die durch die Herrschsucht und Leidenschaftlichkeit Maximian's bald über das Reich hereinbrachen, auch noch seine Ruhe. Seine Gattin und seine Tochter starben im Oriente durch Mörderhand, und er selbst
313. hat vielleicht durch eigene That sein Leben verkürzt, um schimpflichen Mißhandlungen zu entgehen. Constantin gestattete, daß der Senat in Rom Diocletian's Apotheose beschloß, „die letzte im heidnischen Sinne“. Noch jetzt sind die Ruinen des viereckigen weiten Herrscherpalastes bei Salona sichtbar, ein Denkmal der kaiserlichen Pracht und Herrlichkeit jener Tage wie des Verfalls der Künste und des edeln Geschmackes.

Die Wirren im Reich. Der Abdankung Diocletian's und Maximian's folgte eine Zeit wilder Verwirrung und Bürgerkriege, die nur von kurzen Zwischenräumen der Ruhe unterbrochen ward. Galerius, ein herrschsüchtiger, rauher Kriegsmann von finsterem leidenschaftlichen Charakter, wagte es in Diocletian's Stelle einzutreten und nach dem ersten Range unter den neuen Herrschern zu streben. Auf seinen Vorschlag übertrug der Kaiser vor seinem Abgang nach Salona dem Neffen des Galerius, Maximinus, genannt Daza oder Daja, einem jungen Illyrier von bäuerischer Herkunft und roher kriegerischer Natur, die Würde eines Cäsar im Osten und entsandte den Severus, einen den Vergnügungen ergebenen, aber zu den Geschäften nicht unfähigen treuen Diener, nach Mailand, um aus den widerstrebenden Händen Maximian's den Besitz von Italien und Afrika zu übernehmen. Durch diese Ernennungen hoffte Galerius sich die Oberherrschaft und dann mit der Zeit die Alleinherrschaft über das ganze Reich zu verschaffen, da der andere „Augustus“, Constantius Chlorus, durch Kriege in Gallien und Britannien festgehalten, sich wenig um die Vorgänge der übrigen Länder bekümmern konnte. Schon jetzt dehnte Galerius sein eigenes Herrschergebiet über alle Länder von den Grenzen Italiens bis nach Syrien aus, so daß Maximinus Daza, der Syrien und Aegypten verwaltete, und Severus in Italien und Afrika nur als seine Gehülfen zur Rechten und Linken gelten konnten.

Constantius u. Galerius. Den natürlichen Gegensatz gegen dieses Regiment des Galerius und seiner Genossen bildete im fernen Westen Constantius sowohl durch die Milde und Humanität seines Charakters als durch seine Hinneigung zum Christenthum. Während in Alexandrien und Karthago und von Antiochien bis nach Mailand

der heidnische Cultus mit Ostentation gefeiert wurde, und die Christen, die sich wider den Genuß des Opferfleisches sträubten, unter der schweren Hand der Verfolgung zu leiden hatten, kamen in Gallien und Britannien seit der Abdankung Diocletian's die Edicte gegen die Christen nicht ferner in Anwendung und unter den einflußreichsten Beamten in Trier und Eboracum sah man Bekenner des gekreuzigten Weltheilandes. Ja die erste Gemahlin des Fürsten, Helena, die Tochter eines Schenkwirths aus einem kleinen Küstenstädtchen unweit Nikomedia, die er einst auf einem seiner Feldzüge kennen gelernt und in die Ehe genommen, hatte ihr Herz dem christlichen Glauben zugewendet; und wenn gleich Constantius bei seiner Erhebung zum Cäsar sich von ihr hatte trennen müssen, so waltete doch der Geist der einst geliebten Gattin, die ihm zu Naissus in Dacien den Sohn Constantin geboren (274), noch im Hause des kaiserlichen Herrschers zu Trier. Galerius trug daher eine tiefe Abneigung gegen seinen Mitkaiser im Westen in seiner Brust; denn nur dort drohte seiner brennenden Herrschsucht ein starker Widerstand. Da aber Constantius in seiner Gesundheit so gebrochen war, daß sein Tod in nächster Zeit zu erwarten stand, so hoffte er auf natürlichem Wege bald von dem gefährlichen Rivalen befreit zu werden. Er hielt daher dessen Sohn Constantinus, der im Heere Dio- Constantinus.
cletian's diente, im Osten zurück und übertrug ihm gefährliche Unternehmungen, und als er den dringenden Mahnungen des Vaters, der den Sohn nach dem Westen berief, um an ihm eine Stütze zu haben in seiner Gebrechlichkeit, keine Vorwände der Weigerung mehr entgegenzusetzen vermochte, gestattete er mit innerem Widerstreben, daß Constantin sich zu seinem Vater begab. Es wird erzählt, Constantin sei vor der festgesetzten Zeit im größten Geheimniß abgereist und habe auf den ersten Stationen die Pferde der kaiserlichen Post gelähmt, damit ihm Niemand nachsetzen könne. Constantius war hoch erfreut über die Ankunft des Sohnes und setzte ihn alsbald zum Feldherrn der gallischen Legionen ein. Stand auch Constantin an Bildung und edlen Naturanlagen dem Vater nach, so war er doch eine der hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Zeit. Er war von hoher majestätischer Gestalt, gewandt in allen Leibesübungen, unerschrocken im Kriege, leutselig im Frieden; in seinem ganzen Benehmen war der aktive Geist einer thatendürstenden Jugend, gemäßigt durch eine zur Gewohnheit gewordene Klugheit, und während seine Seele von Ehrgeiz erfüllt war, schien er kalt und unempfindlich gegen die Lockungen des Vergnügens. Nicht lange nachher starb Constantius auf einem Feldzuge gegen 25. Juli 306.
die Caledonier in der britischen Stadt Eboracum, dreizehn Monate nach seiner Erhebung zum Augustus. Die Truppen riefen den Sohn alsbald zum Nachfolger aus. Mit scheinbarem Widerstreben fügte sich Constantin der gebieterischen Stimme des Heeres und suchte in einem Schreiben voll Demuth und Ehrerbietung die Bestätigung des Galerius nach. Dieser vernahm die Kunde mit den Empfindungen der Wuth über die getäuschten Pläne und das usur-

patorische Auftreten des Gegners; aber außer Stande die Erhebung eines Feldherrn zu verhindern, den sowohl die Geburt als die Stimme des Heeres und des Vaters zu der Stelle berufen, verschloß er seinen Aerger in tiefer Brust, die Rache der Zukunft überlassend; doch ertheilte er ihm nur den Titel eines „Cäsar" und den vierten Rang unter den römischen Regenten, während Severus in die leere Stelle eines Augustus eintrat.

Maxentius zum Kaiser von Rom ausgerufen.

Severus hatte sich kaum drei Monate an der Majestät eines Augustus erfreut, als in der nächsten Nähe ein unerwarteter Feind gegen ihn auftrat. Maxentius, der Sohn Maximian's und der Eidam des Galerius, schien durch Rang und Geburt vor Allen berechtigt, bei der Vertheilung der Erde nicht übergangen zu werden. Die Machthaber urtheilten jedoch anders. Seine Laster und geringen Fähigkeiten flößten ihnen kein Vertrauen ein. So verlebte Maxentius in Genuß und Reichthum, aber fern von aller Gewalt, anderthalb Jahre. Allein Leidenschaft und Ehrgeiz nagten an seinem Herzen, und als er von dem glücklichen Unternehmen Constantin's unterrichtet ward, gesellte sich zu der Herrschgier noch Schaam und Neid. Er erwarb sich leicht einen Anhang bei der römischen Bürgerschaft und den schwachen Ueberresten der prätorianischen Leibwache, die nunmehr zur Stadtbesatzung herabgesunken war. Senat und Volk in Rom ertrugen mit Unwillen die Zurücksetzung, zu der sie von Diocletian und Galerius verdammt worden. Während geringe Provinzstädte durch die kaiserliche Huld zu glänzenden Residenzen heranwuchsen, sank die alte Weltstadt mehr und mehr von ihrer Höhe und Würde herab; früher der Sammelplatz aller Güter und Reichthümer der Welt, die dort im Mittelpunkte der Macht von allen Seiten zusammenflossen, sah Rom und Italien ein Vorrecht um das andere schwinden. Die Befreiung von Grund- und Vermögenssteuer, deren sich die apenninische Halbinsel seit fünf Jahrhunderten erfreut hatte, war aufgehoben und der Bauer im Purpur hatte so eben Beamte aufgestellt, welche eine Zählung der Einwohner und eine Schatzung ihres Vermögens behufs der Vertheilung der Auflagen vornehmen sollten. Unter diesen Umständen konnte die Ruhe in Rom nicht lange gewahrt werden. Man verlangte einen Kaiser, der den Herrscherpalast auf dem Palatinus wieder zu seiner Residenz wählen und der ewigen Stadt ihre Ehre und Würde zurückgeben sollte, und diesem Verlangen kam Maxentius entgegen. Bei den Prätorianern bildete sich eine Verschwörung, in Folge deren der Stadtpräfect und einige andere dem Severus ergebene Beamten ermordet und Maxentius mit dem kaiserlichen Purpur geschmückt wurde. Mit lauten Freudenrufen gaben Senat und Volk ihren Beifall zu erkennen.

Maximian nimmt aufs Neue die Kaiserwürde an. Severus' Ausgang. 307.

Nicht sobald erhielt Maximian Kunde von diesen Vorgängen, als er seinen Ruhesitz, zu dem ihn Diocletian wider seinen Willen bestimmt hatte, verließ und auf Bitten des Sohnes und des Senates den kaiserlichen Purpurmantel wieder annahm. Nun eilte Severus mit seinem Kriegsvolk schnell nach Rom, um die Empörung im Keime zu ersticken. Als er aber die Thore

verschlossen fand und ein Theil der Truppen zu dem Feinde überging, verzweifelte er an dem Erfolg und zog sich nach Ravenna zurück, hinter dessen Sümpfen und Mauern er sich zu halten hoffte, bis Galerius ihm neue Truppen zuschicken würde. Als jedoch der kriegskundige Maximian vor der Stadt erschien und den unerfahrenen Kaiser durch Sendlinge und Parteigänger mit Mißtrauen gegen seine eigenen Truppen und Hauptleute erfüllte, ließ er sich bestimmen die Stadt auf Capitulation zu ergeben und unter der Bedingung persönlicher Sicherheit der Herrschaft zu entsagen. Aber er erhielt nur ein ehrenvolles Grab. Die Machthaber, auf deren Treue er gebaut, führten ihn nach Rom und nöthigten ihn, sich selbst den Tod zu geben. Severus öffnete sich die Adern; seine Leiche Febr. 307.
wurde in der Gruft beigesetzt, die für die Familie des Galerius errichtet worden war.

Um sich zu dem bevorstehenden Kampfe mit Galerius zu stärken, eilte nun Die Herrschaft der sechs Kaiser.
der bejahrte Maximian über die Alpen und schloß mit Constantin ein Bündniß, indem er ihm den Rang eines „Augustus“ verlieh und seine Tochter Fausta in die Ehe gab. Nach einer glänzenden Vermählungsfeier in Arles kehrte Maximian nach Rom zurück und rüstete sich zur Gegenwehr wider Galerius, der racheschnaubend mit einem großen Heere illyrischer und asiatischer Truppen in Italien einrückte. Allein die Drohungen des erzürnten Gebieters erfüllten die Römer und Italiee mit dem Muthe der Verzweiflung; sie stellten den Fürsten alle Habe und Streitkräfte zur Verfügung, damit sie vor der Wuth des erzürnten Barbaren gerettet würden. Galerius stieß daher an allen Orten auf solchen Widerstand, daß er, als seine Friedensanträge entschieden verworfen wurden, sich zum Rückzug entschließen mußte. Raubend und verwüstend durchzogen hierauf die Legionen Oberitalien und begaben sich, von Maxentius bis an die Grenze verfolgt, nach Illyrien. Hier erhob Galerius, nach einer Unterredung mit Diocletian in Carnuntum, seinen alten Waffengefährten und Zelt- 307.
genossen **Licinius**, dem er von Jugend auf in treuer Freundschaft zugethan war, zum Mitkaiser an die Stelle Sever's und wies ihm die Herrschaft über die illyrischen Provinzen zu. Erzürnt über die neue Ernennung ertrotzte auch Maximin, der Bedrücker Syriens und Aegyptens, den Rang eines Augustus, so daß das römische Reich zugleich von sechs Kaisern beherrscht war: der Westen von Maximian und seinem Sohn und Schwiegersohn, die dem ältern Herrscher sich mit Ehrerbietung unterordneten und der Osten von Galerius und seinen beiden Gehülfen, die dem bewährten Kriegsmann mit Dankbarkeit zugethan waren. Schon jetzt schien das Reich für immer in zwei Theile, einen östlichen und westlichen, aus einander zu fallen.

Die Eintracht zwischen Maximian und seinem Sohne Maxentius war Maximian's Ausgang.
nicht von Dauer. Dieser betrachtete sich als den rechtmäßigen von Senat und 310.
Volk gewählten Kaiser und wollte die Zügel des Vaters nicht dulden. Erzürnt über solchen Undank begab sich Maximian über die Alpen, Schutz und Hülfe

bei Constantin suchend. Er wurde von Tochter und Eidam mit kindlicher Liebe empfangen und mit Ehrerbietung behandelt, und legte, um allen Verdacht zu vermeiden, zum zweiten Mal den Purpur ab. Bald darauf unternahm Constantin einen Feldzug an den Rhein. Diese Abwesenheit benutzte der herrschsüchtige Kriegsherr, um sich des in Arles befindlichen kaiserlichen Schatzes zu bemeistern und damit die zurückgelassenen Truppen an sich zu locken, zugleich ein Gerücht von dem Tode Constantin's verbreitend. Auf die Kunde von diesem Verrath zog Constantin in Eilmärschen mit dem Heere herbei und nöthigte seinen Schwiegervater zur Flucht. Dieser warf sich mit den Truppen, die er gewonnen, in die feste Seestadt Massalia, entschlossen, sich dort zu vertheidigen oder zur See zu entfliehen. Aber sein Schicksal neigte sich dem Ende zu. Als Constantin vor den Mauern erschien und Anstalten zur Erstürmung traf, erkaufte sich die Besatzung Verzeihung durch die Uebergabe der Stadt und die Auslieferung des Usurpators. Er erlitt dasselbe Schicksal, das er dem Severus bereitet
Febr. 310. hatte; zum Tode verurtheilt nahm er sich das Leben mit eigener Hand. Von seinem guten Genius verlassen, hatte der alte Imperator aus leidenschaftlicher Ehr- und Herrschsucht seine ruhmvolle Vergangenheit ausgelöscht. Als man zu Anfang des elften Jahrhunderts sein Grab in Marseille entdeckte, ließ der Erzbischof die gut erhaltene einbalsamirte Leiche des „Feindes Gottes und Constantin's" ins Meer werfen, das seitdem an jener Stelle bei Tag und bei Nacht heftig brausen soll. Im nächsten Jahr erlag auch Galerius, der seit dem Rückzug aus Italien seine Tage zwischen Genuß und Ausführung großer Bauwerke und An-
Mai 311. lagen verbrachte, einer schrecklichen Krankheit, welche die christlichen Eiferer als
311. die Wirkung der göttlichen Strafgerechtigkeit darstellten. Das erste Toleranzedict, das wenige Wochen vor seinem Tode im Namen der drei Imperatoren erlassen ward und welches den Christen den ungestörten Besuch ihrer gottesdienstlichen Versammlungen gestattete, vermochte nicht die früheren Drangsale, die seine Härte und Grausamkeit den Bekennern Jesu zugefügt, mit Vergessenheit zu bedecken. In sein Gebiet theilten sich seine Mitherrscher durch friedlichen Vergleich in der Weise, daß Maximin die asiatischen Provinzen, Licinius die europäischen mit den früheren Besitzungen vereinigten. Der Hellespont und Bospros bildeten die Grenzen und die beiderseitigen Gestade wurden mit Lagerburgen und Truppen bewacht. Denn Mißtrauen und feindselige Gesinnung bestand zwischen ihnen.

Tyrannei des Maxentius.

Durch den Tod Maximian's glaubte Maxentius jeder Scheu entbunden zu sein und überließ sich daher ohne Rücksicht seiner wollüstigen und tyrannischen Natur. Ein Aufstand in Afrika gab ihm Veranlassung, die blühenden Städte Cirta und Karthago nebst der ganzen fruchtbaren Umgegend mit Feuer und Schwert zu verwüsten und durch Hinrichtungen und Gütereinziehungen das ganze Land in Schrecken und Verzweiflung zu setzen. In Rom verband er mit Raubsucht und Erpressung die empörendste Wollust. Den Senatoren, deren

treue Dienste bei seiner Thronbesteigung er mit Undank und Haß vergalt, preßte er unter dem Namen „freiwilliger Geschenke" hohe Geldsummen ab und entehrte ihre Frauen und Töchter. Die tugendhafte Gattin des Stadtpräfecten, eine Christin, stieß sich den Dolch ins Herz, um ihre weibliche Ehre zu retten. Die Gunst der Soldaten erkaufte er durch Geschenke und gestattete ihnen jede Ausschweifung. Endlich war das Maaß seiner Frevelthaten gefüllt. Schon längst hatte der Senat durch geheime Botschaften den Constantin beschworen, Rom von der Tyrannei zu erlösen. Der kluge und vorsichtige Fürst besann sich einige Zeit. Er war gerade damit beschäftigt, die germanischen Völker am Niederrhein vollends zu unterwerfen und bei Köln eine steinerne Brücke über den Rhein zu schlagen. Als aber Maxentius, im Vertrauen auf das Heer und von Stolz und Uebermuth getrieben, sich über seine Mitregenten erhob, den Constantin durch mehrere beleidigende Verfügungen aufs Tiefste verletzte und durch kriegerische Rüstungen die Absicht zu erkennen gab, als „Rächer seines Vaters" aufzutreten und seine Macht auszudehnen, da beschloß Constantinus den Plänen des Feindes zuvorzukommen und die Waffen in das Herz von Italien zu tragen.

Es war ein gewagtes Unternehmen, als Constantin im Jahre 312 mit einem Heere von etwa 40,000 Mann die cottischen Alpen überstieg, um einen Feind, dessen Streitkräfte wohl viermal so stark waren, in dem eigenen Lande anzugreifen. Aber Kriegserfahrung, Mannszucht und gegenseitiges Vertrauen verliehen dem gallischen Heere eine Kraft, welche den verweichlichten, verdorbenen und waffenscheuen Legionen des Gegners gänzlich abging. Dies trat gleich im Anfang des Feldzugs zu Tage. Ehe man in Rom eine Kunde von dem Aufbruch hatte, stand Constantin bereits vor Susa, erstürmte diese wohlvertheidigte Stadt durch den ungestümen Kriegsmuth der Truppen und gewann unweit Turin einen glänzenden Sieg über die in Stahl gekleidete Reiterei, welche die Feldherren des Maxentius ihm entgegenführten. Mailand und die Po-Ebene bis an die Etsch war die Frucht dieses Tages. Aber ein harter Kampf erwartete ihn unter den Mauern von Verona, wo der tapfere und erfahrene Feldherr Ruricius Pompejanus den Oberbefehl führte. Nach mehreren Gefechten entschied sich jedoch auch hier das Glück für Constantin. Als in einer furchtbaren Schlacht, welche die ganze Nacht hindurch fortdauerte, der feindliche Anführer nebst vielen Tausenden seiner Streiter gefallen war, ergab sich die Stadt Verona mit der Besatzung auf Gnade und Ungnade. Aus den Schwertern der feindlichen Soldaten wurden Ketten für die Gefangenen geschmiedet. Mit derselben Schnelligkeit, die das gallische Heer und seinen kaiserlichen Führer bisher von Sieg zu Sieg geführt, rückte nun Constantin auf Rom los. Da fuhr nach sechsjährigem feigen Schwelgen ein Blitz von Muth in Maxentius' Seele. Im Vertrauen auf einen zweideutigen Ausspruch der sibyllinischen Orakeldeuter verließ er die genußreiche Hauptstadt, deren feste Mauern und gefüllte Magazine einer langen Belagerung hätten Trotz bieten können, um an der Spitze der Präto-

Constantin zieht nach Italien. 312.

rianer, die er in der früheren Zahl und Bedeutung wieder hergestellt hatte, und des gesammten italischen und afrikanischen Aufgebots, dem Feinde entgegenzutreten. Als Constantin der ewigen Stadt nahe kam, fand er das Heer des Maxentius auf dem rechten Tiberufer in Schlachtordnung aufgestellt, so daß der Strom selbst den Rücken deckte und die milvische Brücke den Uebergang offen ließ. Hier, am „rothen Stein" (saxa rubra), ereignete sich die denkwürdige Schlacht, in welcher nicht nur die Geschicke des römischen Reiches bestimmt wurden, sondern auch die Entscheidung gefällt ward, welche Religion in Zukunft die Welt beherrschen sollte. Hat doch die heilige Legende den Imperator vor der Schlacht ein göttliches Siegeszeichen am nächtlichen Himmel erblicken lassen! Constantin selbst, in glänzender Rüstung unter der Kreuzesfahne (Labarum) streitend, entschied durch den unwiderstehlichen Ungestüm, mit dem er sich auf die feindliche Reiterei warf, das Schicksal des Tages. Wie tapfer auch die Prätorianer, im Gefühle, daß an den Ausgang dieses Kampfes ihre Existenz geknüpft sei, das Schlachtfeld zu behaupten suchten, als die auf den beiden Flügeln aufgestellte römische Reiterei von der gallischen in die Flucht geschlagen war und dadurch die Seiten jedem Angriff offen standen, unterlagen sie der vereinten Kraft der Veteranen; ihre Leichen deckten den Boden, auf dem sie gestritten. Maxentius versuchte nach der Stadt zu entfliehen, aber durch das Getümmel auf der milvischen Brücke in den Fluß gestürzt, fand er den Tod in den Fluthen. Durch das Gewicht der Waffen versank er tief in den Schlamm, so daß sein Leichnam erst am nächsten Tag nach langem Nachsuchen entdeckt werden konnte.

Schlacht an der milvischen Brücke. 28. Oct. 312.

Constantin in Rom.

Unter dem Jubelgeschrei des Volkes zog der siegreiche Kaiser in Rom ein und traf Anordnungen zur Sicherheit seiner Herrschaft über das ganze Westreich. Die beiden Söhne seines Gegners wurden hingerichtet und sein ganzes Geschlecht ausgerottet, aber der Rachsucht des Senats und Volkes, welche die Bestrafung auch über alle Anhänger und Genossen des Tyrannen ausgedehnt wünschten, widerstand er mit edler Festigkeit. Vielmehr war er bemüht, durch Ertheilung einer allgemeinen Amnestie der Angeberei und Verfolgung zu steuern und über die Wunden des Staats und der Gesellschaft den Schleier der Vergessenheit auszubreiten. Den unglücklichen Opfern des grausamen Zwingherrn öffneten sich die Kerker. Aber zwei folgenreiche Einrichtungen konnten dem Senat und der Stadt als bedeutungsvolle Kundgebung dienen, daß die Zeit ihrer Privilegien und ihres Vorranges vorüber sei. Die Prätorianergarde wurde für immer aufgelöst, das feste Standlager zerstört und die noch übrige Mannschaft unter die Grenzlegionen vertheilt. Zugleich wurde den Senatoren, die schon Maxentius zu „freiwilligen Gaben" angehalten, eine immerwährende Vermögenssteuer auferlegt und demgemäß der ganze Stand in verschiedene Klassen getheilt und nach Verhältniß des Besitzstandes besteuert. So wurde Ehre und Rang auch zugleich eine Last.

Vor seinem Feldzug über die Alpen hatte sich Constantin die Freundschaft

oder doch die Neutralität des Licinius erworben, wogegen Maximinus mit dem römischen Tyrannen in Bündniß getreten war. Nach der Schlacht an der milvischen Brücke hielt Constantin mit Licinius eine Zusammenkunft in Mailand, wo der Bund erneuert und durch die Vermählung der Schwester Constantia mit dem illyrischen Machthaber fester gekittet ward. Zugleich erfolgte hier ein neues Toleranzedict, welches die Christen vor jeder Verfolgung und Beeinträchtigung sicher stellte und ihnen freie Religionsübung gestattete. Kaum waren die Festtage vorüber, so wurden die beiden Augusti durch die Kunde neuer Kriegsstürme nach verschiedenen Seiten gerufen, Constantin an den Rhein gegen die Franken, Licinius an den Bosporus wider seinen Collegen Maximinus. Der Beherrscher von Syrien, mißtrauisch auf die verbündeten Fürsten, war unerwartet mit einem großen Kriegsheer von Antiochien aufgebrochen, um sein Gebiet auf Kosten des Licinius auszudehnen. In Gewaltmärschen mitten im Winter unter Schnee- und Regenstürmen nach Bithynien vorrückend, gelangte er vor die Mauern von Byzanz, ehe die Gegner von seinem Feldzuge Kunde erhalten. Byzanz und Heraklea fielen nach kurzer Belagerung in seine Hände. Aber das Kriegsglück hielt bei seiner Fahne nicht lange Stand. Trotz der Ueberlegenheit des syrischen Heeres erfocht dennoch der kriegskundige Licinius mit seinen abgehärteten illyrischen Truppen bei Heraklea einen glänzenden Sieg. Der „höchste Gott", den sie vor der Schlacht angerufen hatten, wendete sein Antlitz gnädig auf sie. Verzweiflungsvoll warf Maximinus den kaiserlichen Purpur von sich und floh blaß und zitternd über Nikomedien seinem Reiche zu; aber ehe er Antiochien erreichte, starb er zu Tarsus an einer schmerzhaften Krankheit, der Folge einer Vergiftung. Gehaßt und verachtet wegen seiner Wollust und Tyrannei wurde er von Niemand beklagt. Sein Reich wurde von Licinius in Besitz genommen. Bei einem feierlichen Siegesfest in Nikomedien wurde auch für den Orient das Mailänder Religionsedict als gültig erklärt.

Maximin's Ausgang. 313. — *30. April 313.*

Wenn Maximin durch seine Habsucht und sinnlichen Ausschweifungen seinen Namen geschändet hatte, so zog sich Licinius durch seine unmenschliche Härte und Grausamkeit den Abscheu der Menschen zu. Das blutdürstige und lasterhafte Zeitalter der Diadochen schien wiedergekehrt zu sein. Licinius ermordete nicht nur die unschuldigen Kinder des Maximinus und dessen Gattin; er ließ nicht nur den harmlosen Severianus, den Sohn des Kaisers Severus, tödten; auch Valeria, die Gemahlin seines Freundes und Wohlthäters Galerius, ihre Mutter Prisca, die Gemahlin Diocletian's, und der jugendliche Sohn Candidianus mußten auf Befehl des Wütherichs die Bitterkeit des Todes erleiden.

Grausamkeit des Licinius.

Die beiden Kaiserinnen und der Sohn waren von Maximin Jahre lang in Verbannung und Elend gehalten worden, weil die züchtige Valeria die Hand des Wüstlings verschmäht hatte. Umsonst hatte Diocletian um ihre Befreiung gebeten, daß sie ihm in Salona die Augen zudrücken möchten; Maximin hatte die Bitte standhaft ver-

Tod der Kaiserinnen und des Candidianus. 314.

weigert. Sein Tod wurde von den Verbannten zur Flucht benutzt. Aus der syrischen Wüste eilten sie nach Nikomedia und flehten den Schutz des Licinius an. Der boshafte Tyrann nahm sie mit gleißnerischer Freundlichkeit auf, ließ aber nach einigen Tagen den Candidianus tödten und gebot dann, als Valeria und ihre Mutter entsetzt aus dem Kaiserpalast entflohen, daß sie dasselbe Schicksal erleiden sollten. Fünfzehn Monate irrten die Unglücklichen in dürftige Gewänder verkleidet umher, bis sie in Thessalonike entdeckt und hingerichtet wurden. Ihre Leichen ließ der Unmensch ins Meer werfen.

Krieg zwischen Constantin und Licinius. 315. Seit dem Tode Maximin's theilten sich Constantin und Licinius in die Herrschaft über das römische Reich. Aber ihre Freundschaft dauerte nicht lange. Constantin hatte dem Bassianus, einem jungen Römer von vornehmem Stande, seine Schwester Anastasia zur Gemahlin gegeben und ihn zum Range eines „Cäsar" erhoben. Dieser fühlte sich aber in seinen Erwartungen sehr getäuscht, als der Kaiser mit der Verleihung der Herrschaft über Italien und Afrika zurückhielt. Seine Verstimmung wurde von Licinius genährt; geheime Sendlinge gingen von Nikomedien nach Italien und reizten den unbesonnenen Cäsar auf, sich mit Gewalt anzueignen, was ihm nicht in Güte gewährt werde. Constantin entdeckte das Complot, ehe es zur Ausführung kam, und bestrafte den Schuldigen am Leben. Seine Theilnehmer und Unterhändler flohen zu Licinius, der sie gegen Constantin's Zorn schützte. Die Verweigerung ihrer Auslieferung galt dem Kaiser als Beweis des Einverständnisses, und als Licinius in Aemona (Laibach), einer auf der Grenze von Italien und Illyrien gelegenen Stadt, deren Besitz wahrscheinlich ein Gegenstand des Streites war, die Bildsäulen seines Schwagers Constantin umstürzen ließ, so benutzte dieser die
8. Oct. 315. doppelte Beleidigung zu einer Kriegserklärung. Bei Cibalis, am Ufer der Save in Pannonien, kam es bald zur Schlacht. Constantin's Feldherrntalent siegte über die abgehärteten Legionen des Gegners; eine zweite Schlacht in der Ebene von Mardia in Thrakien hatte gleichen Ausgang. Diese Schläge beugten den starren Sinn des Licinius; die doppelte Niederlage hatte den Kern seiner Veteranen ins Grab gestürzt, so daß er es nicht wagte zum dritten Mal das Schlachtenglück zu versuchen. Er schickte einen Gesandten mit Friedensanträgen zu Constantin, und dieser schrieb die Bedingungen vor, unter denen er vom Kriege abstehen wolle.

Valens, den Licinius zum Cäsar ernannt hatte, wurde des Purpurs beraubt und büßte die kurze Ehre mit seinem Leben; die Provinzen an der Donau nebst Makedonien und Griechenland wurden mit dem westlichen Reiche verbunden und die Herrschaft des Licinius auf Thrakien, Kleinasien, Syrien und Aegypten beschränkt, und die beiden Söhne Constantin's, Crispus und der junge Constantin, so wie der jüngere Licinius zu Cäsaren mit der Anwartschaft auf die Nachfolge erhoben.

Constantin gewinnt die Alleinherrschaft. 324. 325. Von der Zeit an erfreute sich das römische Reich acht Jahre lang eines inneren Friedens, welcher dem Constantin gestattete, durch glänzende Kriegsthaten wider die Gothen an der Donau seinen Namen zu verherrlichen und durch Begünstigung der Christen, durch Gesetzesverbesserung, durch eine zweck-

mäßige Münzreform und durch Pflege der Wissenschaften sich Freunde und Anhänger zu gewinnen. Er besuchte auch einige Male die alte Hauptstadt Rom, aber ohne einen längeren Aufenthalt daselbst zu nehmen. Aus dieser Zeit mag auch der Triumphbogen stammen, der noch jetzt in der ewigen Stadt vorhanden ist, ein trauriges Denkmal des Verfalls der Künste und der verderblichen Unsitte, ältere Monumente ihrer Zierden zu berauben, um das Neue mit erborgtem Glanze zu schmücken. Die Tugenden und Verdienste Constantin's wurden um so mehr bewundert und gepriesen, als sie mit den Handlungen des Licinius einen Gegensatz bildeten. Die Christen, die er früher begünstigt, wurden nunmehr bedrückt und zurückgesetzt, weil sie zu dem beneideten Rivalen hielten. Und Constantin mag diesen Gegensatz geflissentlich hervorgekehrt haben, weil sein Sinn auf die Erwerbung der Alleinherrschaft des ganzen Reiches gerichtet war. Ein letzter Entscheidungskampf, wie er einst zwischen Octavianus und Antonius geführt wurde, stand in Aussicht. Wir sind über die Ursachen des zweiten Krieges zwischen Constantin und Licinius nicht näher unterrichtet; wahrscheinlich waren Grenzverletzungen von Seiten des ersteren in den Kriegen an der Donau und Argwohn von Seiten des letzteren die Quelle der Feindseligkeiten. Daß der Krieg von langer Hand vorbereitet war, geht aus den bedeutenden Streitkräften hervor, die beide ins Feld führten, als endlich der Würfel gefallen war. Mit einem Heer von 150,000 Mann zu Fuß und 15,000 Reitern erwartete Licinius, von altem Kriegsmuth erfüllt, in einem wohlbefestigten Lager bei Adrianopel den Feind, der mit einer etwas geringeren aber aus altgedienten Kerntruppen bestehenden Streitmacht von Thessalonike aus gegen ihn heranzog. Der reißende Fluß Hebrus trennte die beiden Heerlager, so daß sich der Kampf mehrere Tage auf kleine Gefechte beschränkte, bis endlich Constantin, der hier eben sowohl durch sein Feldherrntalent wie durch Tapferkeit und Kriegsmuth hervorleuchtete, die Schwierigkeiten des Uebergangs überwand und dem Feinde, den er durch eine Kriegslist zum Aufgeben seiner festen Stellung verleitete, eine vollständige Niederlage beibrachte. Mit wenigen zersprengten Heerhaufen rettete sich Licinius nach Byzanz, indeß die Mehrzahl seiner Truppen, die nicht auf der Wahlstatt ihr Leben gelassen, sammt dem Lager in die Gewalt des Siegers gerieth. Geschützt durch die Mauern der festen Stadt und im Besitz einer großen wohlbemannten Flotte ägyptischer und phönizischer Dreidecker und eines neugeworbenen Heeres in Bithynien, konnte Licinius die Entscheidung noch lange hinausziehen. Aber sein Glücksstern war im Erbleichen: die Flotte wurde durch Stürme und durch die Geschicklichkeit des Crispus, des ältesten Sohnes von Constantin, am Gestade von Chalcedon theils vernichtet oder erbeutet, theils zersprengt; und als Licinius, aus Furcht vor dem energischen Belagerungskrieg, mit welchem Constantin die Festungswerke von Byzanz bedrängte, die Stadt verließ und auf der anderen Seite der Meerenge, bei Chrysopolis, abermals eine Schlacht wagte, verlor er wieder

die Hälfte seines Heeres. Nun war sein Widerstand und sein Kriegsmuth gebrochen. Der Vermittelung seiner Gemahlin Constantia bei ihrem Bruder ver-
324. dankte Licinius das Leben. Nachdem er in Nikomedien sich und den kaiserlichen Purpurmantel dem Sieger zu Füßen gelegt und denselben als Herrn und Gebieter anerkannt, wurde er nach Thessalonike verwiesen und unter Aufsicht gestellt. Aber schon nach einigen Monaten wurde der ehemalige Augustus, unter der Beschuldigung, daß er mit dem Plane umgehe, die verlorne Herrschaft wieder an sich zu reißen, mit dem Strange hingerichtet, in derselben Stadt, wo er zehn Jahre früher die Gattin und Tochter Diocletian's eines gewaltsamen
325. Todes hatte sterben lassen. Durch den Tod des Licinius erlangte Constantin die Alleinherrschaft über das römische Reich und das Christenthum den Sieg über die heidnischen Religionen. Denn hatte Constantin schon früher durch mehrere Erlasse die Christen gegen Druck und Verfolgung geschützt und die über sie ververhängten Strafen der Verbannung, der Zwangsarbeiten und der Güterconfiscation aufgehoben, hatte er sie in der Ausübung ihrer Religion und im Besitze ihres Gemeindevermögens sicher gestellt und ihrer Geistlichkeit mancherlei Vorrechte eingeräumt, so gab er jetzt den festen Willen zu erkennen, daß in Zukunft nur der Gottheit, „die es in Wahrheit sei", Verehrung und Anbetung gezollt werden solle. Nicht innere Ueberzeugung, sondern Politik und kluge Berechnung führte den Imperator, welcher nur an die „Gewalt des Fatums" glaubte, dem Christenthum zu, dem die Herrschaft der Welt beschieden schien.

VI. Das römische Reich im vierten Jahrhundert.

Uebersicht der historischen Literatur dieses Zeitraums: (Ergänzung der Literat. S. 1 und 2.) Die Quellenschriftsteller über die vier Jahrhunderte nach Constantin d. Gr. leiden außer der Dürftigkeit und Trockenheit des Inhalts auch noch größtentheils an Unzuverlässigkeit, weil ihr Urtheil häufig durch Parteilichkeit bestochen ist, sei es daß sie die Vorgänge und Persönlichkeiten im Spiegel ihrer eigenen religiösen Ansichten betrachten, oder durch persönliche Rücksichten zur Schmeichelei, zur Schönfärberei oder zu Entstellungen sich verleiten lassen. So nehmen die Kirchenväter und Kirchenhistoriker Eusebius (bis 324) und seine Fortsetzer (im Lateinischen Rufinus bis 395, im Griechischen Sokrates Scholasticus bis 439, Hermias Sozomenus bis 423 und Theodoretus bis 427), Nicephorus Callistus in den erhaltenen Büchern bis 610 u. A. unbedingt Partei für die Christen und unter diesen für die Anhänger der orthodoxen, katholischen Kirche; während die heidnischen Schriftsteller und Rhetoren oft mit Leidenschaftlichkeit und leichtgläubiger Unkritik für ihre Gesinnungsgenossen in die Schranken treten, wie Zosimus, Hofbeamter unter Theodosius II. (S. 366), sonst ein Schriftsteller von Bedeutung, und seine Vorgänger Dexippus und Eunapius, von denen sich nur Bruchstücke erhalten haben; so der Kaiser Julianus und seine Verehrer, die Rhetoren Libanius, Themistius u. A. Mit den ersteren theilen auch die meisten Chronisten der Zeit den kirchlichen Sinn: so Sulpicius Severus, Rechtsgelehrter dann Presbyter in Gallien (bis 400), so die spanischen Kleriker: der Presbyter Paulus Orosius (VII Bücher Geschichte gegen die Heiden bis 417) und der Bischof Idatius, dessen Chronik bis zum Jahre 469 geht und in dem heil. Isidorus, Erzbisch. v. Sevilla (Chronicon Wisi-Gothorum) ihren Fortsetzer erhielt. Nur bei Wenigen steht, wie bei **Ammianus Marcellinus** (S. 359) und bei dem griechischen Geschichtschreiber **Prokopius**, von dem später die Rede sein wird, der historische Sinn und die Wahrheitsliebe über dem Parteistandpunkte. Für einzelne Perioden müssen sogar die Dichter und Lobredner Claudianus (S. 371 f.) und der Gallier Sidonius Apollinaris († 488) als Quellen dienen. Für die Geschichte der Gothen sind die Geschichtsbücher des **Jordanis** nach dem verlornen Werk des Cassiodor, für die der Franken die geistlichen Historiker **Gregor von Tours** und Fredegar, von denen im Laufe des Werkes die Rede sein wird, die Hauptquellen. Ueber diese so wie über die anderen Quellenschriftsteller der deutschen Volksstämme gibt das Werk von W. Wattenbach, „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter". Berlin 1858 und seitdem in wiederholten Auflagen, Auskunft. — Bei der Dürftigkeit und Unzulänglichkeit der Quellen kann es überhaupt als ein erfreulicher Ersatz gelten, daß durch den gründlichen Fleiß neuerer Forscher über diesen wichtigen und dunkeln Zeitabschnitt so viele tüchtige Untersuchungen angestellt sind, die bei den folgenden Darstellungen benutzt werden konnten. Dahin rechnen wir

außer den S. 1 und 2 erwähnten Werken von G. Waitz, J. Grimm, H. v. Sybel, Fel. Dahn, G. Kaufmann, Preuß, Burckhardt, denen noch die „Deutsche Wirthschaftsgeschichte, von Inama-Sternegg beizufügen: die Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, von Savigny (Heidelb. 1834. 2. Aufl.); die Geschichte der Städteverfassung von Italien von K. Hegel (Leipz. 1847); K. Mannert, Gesch. der alten Deutschen, besonders der Franken (Stuttg. u. Tüb. 1829. 2 Bde.) u. a. W. Die germanischen Ansiedlungen und Landtheilungen in den Provinzen des röm. Westreichs von E. Th. Gaupp. Bresl. 1844 u. a. W. Ferner die Monographien von J. Aschbach, Gesch. der Westgothen, Frankf. a. M. 1827. 2 Bde.; Manso, Leben Constantin's des Gr. Wien 1819 und Geschichte des Ostgothischen Reiches in Italien. Bresl. 1824; Rud. Köpke, Die Anfänge des Königthums bei den Gothen. Berl. 1859; G. Waitz, Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila. Hann. 1840; Huschberg, Gesch. der Alemannen und Franken. Sulzbach 1840; Felix Papencordt, Gesch. der vandalischen Herrschaft in Afrika. Berl. 1837; Alex. Flegler, Das Königr. der Langobarden in Ital. Lpz. 1851; Binding, Gesch. des burgund. Königreichs. Lpz. 1868; Fel. Dahn, Procopius von Cäsarea (Berl. 1865) und die S. 2 angeführten Werke u. a. m. Eine lebendige Schilderung der Zustände Italiens während der Völkerwanderung enthält das Buch von Thomas Hodgkin, Italy and her invaders 376—476. 2 voll. Oxford 1880. — Nicht minder thätig war die Forschung auf dem Gebiete der Kirchengeschichte. Außer den früher erwähnten Werken von Neander, Hase, Hagenbach, Gieseler und außer dem älteren Werke von Tzschirner, Der Fall des Heidenthums. Leipz. 1829, fand der gegenwärtige Zeitabschnitt oder einzelne Theile desselben Bearbeiter in Ch. Baur, Die christliche Kirche vom Anfange des 4. bis zum Ende des 6. Jahrh. Tübingen 1859; E. v. Lasaulx, Der Untergang des Heidenthums. München 1854. Besonders war der Kaiser Julianus Apostata der Gegenstand mehrerer Monographien von Neander (Leipz. 1812); D. F. Strauß, Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren (Mannheim 1847); Auer, Kaiser Julian der Abtrünnige (Wien 1855), eine Polemik im Sinne der Kirche gegen die apologetischen Darstellungen der Anderen. Justinian's Regierung wurde von Isambert (hist. de Justinien. Par. 1856. 2 Bde.) und von Ad. Schmidt behandelt („der Aufstand in Constantinopel unter Kaiser Justinian". Zürich 1854). Die Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oström. Reichs machte Fr. Ch. Schlosser zum Gegenstand eingehender Forschung (Frankf. 1812). — Die deutsche Kirchengeschichte dieses Zeitraums und der nächsten Jahrhunderte wurde aufs Gründlichste behandelt von Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands. 2 Bde. Götting. 1846. 1848 und Krafft, Die Anfänge der christlichen Kirche bei den germanischen Völkern. Berlin 1854. Ueber die christlich-römische Literatur bis in das Zeitalter der Karolinger enthalten folgende Werke lehrreiche Angaben: H. Rückert, Culturgeschichte des deutschen Volks in der Zeit des Uebergangs vom Heidenthum in das Christenthum. 2 Thle. Leipz. 1853 f.; die beiden Supplementbände zu der röm. Literaturgeschichte von Ch. F. Baehr (Karlsr. 1836—40); über Gregor von Tours und seine Zeit die erwähnte Schrift von J. W. Loebell (Leipz. 1839); Adolf Ebert, Allg. Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendland. Bd. I. Die christl. lat. Lit. bis zum Zeitalter Karl's d. Gr. Lpz. 1874. Bd. II. Von Karl d. Gr. bis zum Tode Karl's des Kahlen. Lpz. 1880. Für die einzelnen Länder wurde, neben den einheimischen Geschichtschreibern, die Geschichte der europ. Staaten von Heeren u. Ukert benutzt (Alex. Schmidt, Gesch. von Frankreich; J. M. Lappenberg, Gesch. von England; H. Leo, Gesch. von Italien).

1. Constantin's Alleinherrschaft und Ausgang *).
(325—337.)

Constantin hatte das Ziel seines ehrgeizigen Strebens erreicht. Einst der Constantin der Große. letzte unter den Cäsaren, war er jetzt Alleinherrscher des gesammten Römerreichs und im Besitze einer Machtfülle, wie sie Aurelian und Probus nicht besessen. Er hatte klug gedacht und rasch gehandelt; und der Name des „Großen", mit dem ihn die Schmeichelei der Zeitgenossen belegte, ist ihm durch alle Zeiten unbestritten geblieben. Aber sein Herrscherbau war mit Blut gekittet; die christliche Tugend der Milde und Menschenliebe war nicht in seine Seele gedrungen. Als er noch in Gallien weilte, bethätigte er seine Rachsucht und Grausamkeit durch die Ermordung barbarischer Kriegsgefangener, die er in der Arena zu Trier massenweise den wilden Thieren vorwerfen ließ; an seiner Hand klebte das Blut seines Schwiegervaters und seiner beiden Schwäger; und wenn in diesen Fällen die Lobredner zu seiner Entschuldigung geltend machen konnten, daß die herrschsüchtigen Verwandten durch das böse Trachten ihres eigenen Herzens ihren Untergang gefunden, was hatte des Licinius elfjähriger Knabe verbrochen, daß er in jungen Jahren die Bitterkeit des Todes kosten mußte? was entschuldigt die Raschheit, mit der Constantin seinen erstgebornen Sohn, den tapfern und trefflichen Crispus, ohne gerichtliche Untersuchung der ränkevollen Kaiserin Fausta zum Opfer gebracht?

Die näheren Umstände dieser dunkeln Begebenheit sind unbekannt. Ob Fausta Fausta und Crispus. die Rolle der Phädra gespielt und den herrlichen Stiefsohn aus verschmähter Liebe dem Henkerbeile überliefert hat, den Zorn des Vaters durch die Angabe erdichteter Nachstellungen auf ihre Keuschheit reizend, oder ob sie den eigenen Söhnen einen gefährlichen Rivalen für den Kaiserthron beseitigen wollte, kann nicht mit Sicherheit behauptet werden. Aber wenn, wie gemeldet wird, Fausta einige Zeit nachher, auf Anstiften der Helena, im überheißen Badgemache den Tod erleiden mußte, so kann diese Strafe als Beweis der eigenen Schuld wie der Unschuld des Crispus gelten. Aber es liegt der Verdacht nahe, daß der edle, volksbeliebte Sohn, den Lactantius zur Tugend und Weisheit erzogen, dem Neide und Argwohn des ehrsüchtigen Vaters zum Opfer

---

*) Stammtafel des constantinischen Hauses.

Constantius Chlorus.

a) Gemahlin Helena.
- Constantinus M. Gemahlin
  - a) Minervina
    - 1) Crispus † 326.
  - b) Fausta
    - 2) Constantinus II. † 340.
    - 3) Constantius. † 361.
    - 4) Constans † 350.
    - 5) Constantia (Gem. Hannibalianus.)
    - 6) Helena (Gem. Julian.)

b) Gem. Theodora.
- Dalmatius.
  - Dalmatius † 337.
  - Hannibalianus † 337. (Gem. Constantia)
- Julius Constantius.
  - Gallus (Gem. Constantia)
  - Julianus (Gem. Helena)
- Constantia. Gem. Licinius
  - Licinius II. † 326.
- Anastasia.
- Eutropia.
  - Nepotianus.

gefallen sei, als er am Feste der Vicennalien Theilnahme an der Regierung begehrte. Das dynastische Princip, das Constantin durchführen wollte, trug bereits den Charakter des Sultanismus.

Die Gründung der Constantinsstadt beschlossen.

Dem klugen und stolzen Herrscher war jedoch die Ehre eines römischen Imperators und Alleinherrschers nicht genügend. Er strebte nach dem Ruhme, der Gründer einer neuen Aera, der Stifter einer „neuen Roma" zu sein. Die alte Tiberstadt mit ihren republikanischen Traditionen und Einrichtungen, mit ihrem Senat, der bei aller äußerer Servilität doch noch das Selbstgefühl und die Erinnerung früherer Machtstellung als werthvolle Erbschaft in sich trug und fortpflanzte, mit ihrer anmaßenden schmähsüchtigen Bevölkerung, die selbst die geweihte Majestät mit den Pfeilen ihres Geistes und der Schärfe ihrer Zunge nicht verschonte und dem Hofe nicht die volle Ehrfurcht zollte, genügte nicht länger den gesteigerten Ansprüchen der Machtherrscher. Wir haben früher gesehen, wie seit Diocletian die alte Hauptstadt mehr und mehr vernachlässigt und anderen Residenzen nachgesetzt ward, wie Constantin nur selten, nur wo es Pflicht und Anstand forderte, die Kaiserburg auf dem Palatinus zu seinem Aufenthalt wählte, wenn schon die spätere Legende von einer angeblichen „Schenkung Constantin's" und von seiner Taufe im Baptisterium des Laterans durch den Bischof Silvester zu erzählen wußte. Was war daher natürlicher, als daß er nach dem Vorbilde aller großen Herrscher des Alterthums eine neue Hauptstadt zu gründen wünschte, welche den Ruhm seines Namens auf die Nachwelt bringen und dem Stifter und seinem Geschlechte die Wohlthat ihres Daseins mit Treue und Hingebung vergeltend, in Politik und Religion nur die Wege gehen sollte, die ihr vom Herrscher vorgeschrieben würden? Wenn Constantin anfangs seinen Blick auf Troja warf, den mythischen Stammsitz des römischen Volkes, so zeigte er bald, daß romantische Ideen nicht Macht genug besaßen, ihn über die Vortheile der Wirklichkeit, über die Realitäten des Lebens zu blenden. Kein Ort vereinigte so viele Vorzüge der Natur und Lage, war so sehr zur Hauptstadt eines Weltreiches geeignet, als das alte Byzanz am rasch strömenden Bosporus, der das schwarze Meer mit der Propontis verbindet und den Waaren aus allen Himmelsstrichen Zugang gewährt, mit dem trefflichen Hafen, der von der Gestalt und dem Reichthum der eingeführten Handelsgüter den Namen des „goldenen Hornes" trug, am fruchtbaren, mit Weinbergen Gärten und ergiebigen Saatfeldern bedeckten thrakischen Hügellande, das leicht durch Mauern und Thürme gegen Feindesgewalt geschützt werden konnte, an einem Orte, wo so viele Kriegszüge sich entschieden und gebrochen hatten und von wo aus die Erbfeinde des römischen Namens an der Donau und am Euphrat abgewehrt werden konnten. Diese äußeren Motive waren so einleuchtend, daß es nicht der Legende einer göttlichen Eingebung bedurft hätte, um Constantin's Vorhaben, gerade an diesem Orte seine neue Hauptstadt aufzuführen, zu erklären und zu rechtfertigen.

Constantin betrieb den Bau mit rastlosem Eifer. Am 4. Nov. 326 fand die feierliche Grundlegung der westlichen Ringmauer statt und schon nach weniger als vier Jahren (11. Mai 330) konnte die Einweihung der Residenz selbst erfolgen. Damit die neue Siebenhügelstadt der alten nicht nachstehe, wurde auf ihre Befestigung und Ausschmückung die größte Sorgfalt verwendet. Zwei große Plätze, von denen der eine nach der Augusta Helena das Augusteum hieß, der andere den Namen des Kaisers selbst führte, waren ringsum mit Säulengängen und Statuen geschmückt. Im Mittelpunkt des letzteren erhob sich eine hohe Porphyrsäule mit dem ehernen Standbild des Sonnengottes in der Strahlenkrone, das aber zu einer Statue des kaiserlichen Gründers selbst umgeschaffen und in der Folge zu abergläubischem Cultus mißbraucht wurde*). Der Circus oder Hippodrom, noch jetzt von den Türken als Uebungsplatz benutzt, war ein stattliches Gebäude, etwa 400 Schritte lang und 100 breit, im Innern geschmückt mit Bildsäulen und Obelisken und einem aus drei ehernen Schlangen gewundenen Pfeiler mit dem goldenen Dreifuß, den einst die Hellenen nach dem Siege von Platää dem delphischen Apollon geweiht hatten. Denn da die Kunstfertigkeit jener Tage sich zu neuen Schöpfungen nicht mehr zu erheben vermochte, so wurden aus allen Städten des Reiches altberühmte Kunstwerke weggeführt, um die neue Hauptstadt zu zieren. Constantin selbst, der trotz seiner christlichen Kundgebungen dem Heidenthum nie feindselig entgegentrat, der die Einweihung durch einen Pontifex und den Neuplatoniker Sopater mit heidnischen Ceremonien ausführen ließ und der Tyche, der Göttin der städtischen Wohlfahrt, und den Dioskuren Heiligthümer errichtete, der die Anordnung traf, daß alljährlich am Gründungstage sein Standbild mit dem Schutzgenius der Stadt in der ausgestreckten Rechten in feierlichem Triumphzuge durch den Hippodrom geführt und von seinen Nachfolgern auf dem Thron mit Kniebeugung verehrt werden sollte, ließ wohl die meisten der geraubten Götter- und Heroenstatuen in ihrer ursprünglichen Gestalt; aber im Laufe der Zeit, als die Antipathie gegen alles Heidnische stärker hervortrat, wurden sie in christliche Heilige umgeschaffen. Dieser religiösen Zurückhaltung Constantin's und seiner inneren Zwitterstellung zwischen Hellenismus und Christenthum war es ganz entsprechend, daß er auch eine christliche Kirche, die hochgewölbte, reichgeschmückte Apostelkirche aus buntem Marmor mit Säulengängen und Nebengebäuden, in seiner Stadt erbaute. — Nicht weit vom Hippodrom stand der kaiserliche Palast, umgeben von Höfen, Gärten und Säulengängen, ein Prachtgebäude, das der Herrscherburg auf dem Palatinus an Größe und Herrlichkeit nur wenig nachstand. Bäder, Theater, Wasserleitungen, Kornspeicher, das stattliche Rathhaus am Augusteum und große Wohnhäuser für die Senatoren und angesehenen Geschlechter, die in der Nähe des Hofes ihren Sitz aufschlugen, bildeten die festen Punkte der neuen Hauptstadt, zwischen denen sich die städtische Menge der Gewerbtreibenden, Handelsleute und Schiffer, welche die günstige Lage und die äußeren Vortheile anlockten, ihre Privathäuser erbaute. Denn mit demselben Eifer, den Constantin bei der Gründung der Stadt bewiesen, betrieb er auch die Ansiedelung der Bewohner. Viele Senatoren und angesehene Familienhäupter wurden durch Geschenke und Ehrenstellen bewogen, ihren Wohnsitz in der kaiserlichen Residenz zu nehmen; und es bedurfte keiner großen Aufmunterung, da die Nähe des Hofes und die Gunst des Herrschers für die

Constantinopel oder Neu-Rom.

*) Es hieß, unter der marmornen Basis sei das heimlich entführte Palladium der Stadt Rom verborgen und in der kolossalen Statue ein Stück des wahren Kreuzes Christi verborgen worden. Die Statue selbst wurde am 5. April 1101 durch einen heftigen Sturm und durch den Blitz zerschmettert, aber der größte Theil der Säule steht noch heut zu Tage auf derselben Stelle.

schwache Menschennatur gar viele Reizmittel besitzt. Bald rückte die Tochter- der Mutterstadt nahe; Constantinopel erhielt dieselben Privilegien wie Rom; die Rathsherren führten die Namen Senatoren, das Bürgerrecht wurde dem römischen gleichgestellt; die Spenden in Korn, Wein und Oel flossen noch reichlicher als am Tiber; an Volksbelustigungen und Genüssen ließen es die byzantinischen Kaiser so wenig fehlen als die römischen. Dazu kam noch das herrliche Klima, die Schönheit der Gegend, der leichte Erwerb, die für Land- und Seehandel gleich günstige Lage. So wurde denn die in vierzehn Regionen eingetheilte Constantinsstadt bald die zweite Stadt der Welt; aber sie war kein Erzeugniß naturwüchsiger Kraft, sondern eine künstlich gezogene Treibhauspflanze; ihr Glanz war erborgt, ihre Kunstwerke waren ein Raub, ihre Bürgerschaft ein Völkergemisch ohne nationales Band, ohne vaterländische Gesinnung, ohne geschichtliche Vergangenheit. Rom, verlassen und vernachlässigt, machte dennoch einen großartigeren Eindruck. Seine Triumphbogen und Statuen, seine Tempel, Theater und Cirken, seine Thermen und Plätze, Alles malerisch vertheilt auf Thal und Hügel, belebt und unterbrochen durch Gärten und Baumgruppen und hell durchrauscht von springenden Wassern auf neunzehn hochgewölbten Leitungen, gaben Zeugniß von der Größe und Herrlichkeit der alten Weltstadt, gegen welche die künstlichen Schöpfungen Constantinopels weit zurückstanden. Aber Rom blieb noch lange vorzugsweise eine Heidenstadt. Die lateranensische Basilica, Constantin's einziges zuverlässiges Werk, konnte mit den alten Tempelbauten nicht verglichen werden.

Hof- und Reichsverfassung.

Wie die neue Hauptstadt den Mittelpunkt des Reiches bildete, so wurde das ganze Volk durch die Vollendung der von Diocletian begonnenen Hof- und Reichsverfassung an die Person des Monarchen geknüpft und in das Verhältniß von „Unterthanen" gebracht, deren gesellschaftliche Stellung oder Betheiligung am Staatsleben nicht durch Verdienst oder persönliche Eigenschaften, sondern durch die Willkür, durch die Gnade oder Ungnade des Herrn bestimmt ward. Indem der angesehenere Theil der Bevölkerung durch künstliche Rangstufen und gesellschaftliche Ordnungen gespalten und mit den starken Banden der Eitelkeit, Hoffahrt, Ehrsucht an den Thron und Hof gefesselt wurde, entbehrte die Menge der lenkenden Hand, die ihr Leben und Bewegung verleihen konnte, und versank in einen Zustand von Thatlosigkeit und Stagnation, der nur hie und da durch die Wirkungen einer blinden Leidenschaftlichkeit ohne Vernunft und Ueberlegung durchbrochen wurde. Durch die von Constantin und seinen Nachfolgern begründete gesellschaftliche Gliederung, in Folge deren die Stellung und Geltung des Mannes in Staat und Leben, die äußere Ehre und Würde, der Grad des Ansehens, der Achtung und Ehrerbietung, die er von Anderen fordern und erwarten konnte, völlig von der Willkür des Kaisers abhängig waren, wurde das ganze römisch-byzantinische Reich an den Triumphwagen des despotischen Machthabers gefesselt, wurde die Menschheit in ein unwürdiges Sclavenjoch geschlagen, wurden die Völker, deren Väter einst durch ihre Großthaten und Geisteswerke die Welt mit ihrem Namen erfüllt, zu den Füßen eines Thrones niedergeworfen, den meistens unwürdige und frevelhafte Fürsten inne hatten und dessen Stufen Schaaren knechtischer Seelen mit Titeln und im Amtskleide und verschmitzte in den Künsten der Schmeichelei und

Intrigue wohlerfahrene Eunuchen umgaben. Alle jene künstlichen Mittel, durch die Klugheit und Arglist in Aegypten und Persien das unwürdige und sittenlose System des Despotismus und der Knechtschaft ins Leben gerufen, wurden am byzantinischen Hofe in Bewegung gesetzt, und ihre Wirkungen waren um so furchtbarer, je größer das unterworfene Reich, je gebildeter die geknechtete Menschheit, je gottloser und frevelhafter der Hof und seine Creaturen waren. Der „Byzantinismus", dessen vielgestaltiger häßlicher Bau in Constantinopel zur Ausbildung kam, ist der Inbegriff alles Unwürdigen und Lasterhaften, das im öffentlichen Leben, in den Verhältnissen und Beziehungen der Herrscher zu den Unterthanen jemals zu Tage getreten ist, der Ausdruck des schmachvollsten Zustandes, wo Knechtschaft und Despotismus durch Frevel, Ränke und alle Mittel der Sittenlosigkeit gehalten und getragen werden. Die byzantinische Staatskunst, wie sie durch Constantin's Nachfolger im Laufe der Zeit ausgebildet wurde, war eine Weltmacht, die in ihren Wirkungen und Folgen sich durch alle Jahrhunderte hindurchgezogen und ihre unheimlichen Wege bis in unsere Zeit gefunden hat. „Oben der Despotismus, unendlich verstärkt durch die Vereinigung der kirchlichen mit der weltlichen Herrschaft," so schildert Burckhardt das feindliche Gespenst, „an der Stelle der Sittlichkeit die Rechtgläubigkeit, statt des schrankenlos entarteten Naturlebens die Heuchelei und der Schein, dem Despotismus gegenüber eine sich arm stellende Habsucht und die tiefste Verschlagenheit, in der religiösen Kunst und Literatur eine unglaubliche Hartnäckigkeit zu beständiger Wiederholung des Abgestorbenen — im Ganzen ein Charakter, welcher viel an den ägyptischen erinnert und mit demselben eine der höchsten Eigenschaften, die Zähigkeit, gemein hat." Nach der Stufenfolge der Reichs- und Hofämter richtete sich die Gliederung der Titel und Rangehren als Erlauchte (Illustres), Hochansehnliche (Spectabiles), Ehrenwerthe (Clarissimi) u. a. m.; reich ausgestattete, mit Sinnbildern (Insignia) versehene Bestallungsbriefe (Diplome) und seltsame Kanzleiausdrücke, wie Eure Würdigkeit, Hochansehnlichkeit (magnificentia, gravitas) beurkundeten den lebendig gewordenen Hang zur Eitelkeit. Der von dem Hofe ausgehende Glanz war zu verlockend, als daß nicht ein stürmischer Zudrang in die Beamtenhierarchie hätte eintreten sollen, wo nicht nur Ehre und Auszeichnung, sondern auch Gewinn durch hohe Gehalte, Privilegien und andere Vortheile winkten. Selbst die persönliche Sicherheit wurde erhöht, indem die Verletzung der Palastbeamten, vom Kammerherrn bis zum Eunuchen herab, als Hochverrath behandelt ward, ein Verbrechen, welches die weiteste Ausdehnung erhielt und zu dessen Erforschung vor Gericht alle Mittel, selbst Folter bei Freigebornen, angewendet werden durften. Das byzantinische Hof- und Beamtenwesen mit seiner weißen Amtstracht bildet den Schluß der antiken republikanischen Welt in ihren letzten Ausläufen. Wenn Constantin noch immer den Senat und das Consulat bestehen ließ und einige „Getreue" und „Freunde" aus seiner Umgebung

mit dem Namen „Patricier" schmückte, so waren doch diese Auszeichnungen nur leere Ehren ohne Einfluß und Macht im Staatsleben. In dem Senat wurden die Trümmer der altrömischen Geschlechter untergebracht, die nicht in die neuen Beamtenkreise eintreten wollten; er blieb eine bedeutungslose Prunkanstalt, aus deren Mitte der Kaiser alljährlich zwei Consuln ernannte, die am 1. Januar feierlich ihr Amt antraten und fortfuhren dem Jahre den Namen zu geben. Die Entscheidung in Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten und in Sachen der Gesetzgebung blieb dem Kaiser und seinem Staatsrath oder geheimen Cabinet (Consistorium) überlassen, einem Rathscollegium, in dessen Hände schon seit Hadrian (S. 290) alle wichtigen Geschäfte übergegangen waren und dessen Mitglieder willkürlich von dem Fürsten aus den Vertrauten, Günstlingen und Hofbeamten ernannt wurden. Die Consuln und Patricier bildeten mit den Präfecten, den Oberbefehlshabern der Reiterei und des Fußvolks und den sieben Ministern und Kammerherren, welche ihre „geheiligten" Dienste der Person des Kaisers widmeten, die erste Rangklasse der „Erlauchten". Die Theilung des Reichs in vier Präfecturen oder Oberstatthalterschaften, und dieser in Bezirke (Diöcesen) und Kreise (Provinzen), die Trennung der Verwaltung, der Rechtspflege und des Staatshaushaltes von dem Heerbefehl und die Besteuerung aller Bürger nach Vermögen und Einkommen vollendete den neuen Staatsorganismus und das System der Ueberwachung und Knechtung der Völker durch Beamte und Militär. Der Wohlstand sank, das freie Gemeindeleben wurde geknickt; die Steuerlast und die dadurch erzeugte Verarmung vieler Bürger löste die alte Rechtsgleichheit. Eine kleine Zahl aristokratischer Vollbürger und Gutsbesitzer verwalteten als Decurionen die Rathsstellen und Gemeindeämter in den Municipalstädten, indeß die übrigen Einwohner vom öffentlichen Leben mehr und mehr zurückgedrängt wurden. Der Byzantinismus, der mit Constantin ins Leben trat, schuf eine neue Aera im geschichtlichen Leben der Menschheit. Das Rang- und Titelwesen zerstörte das wahre Ehrgefühl und die männliche Gesinnung, nährte den Hang zur Eitelkeit und mehrte die Versunkenheit des Volkes durch Erweckung und Beförderung der unlautern Triebe. Wohldienerei und Servilität nach oben, Uebermuth und Despotismus nach unten wurden die Gebrechen des Tages, neben denen die Laster und Untugenden der früheren Zeiten fortwucherten, aber auf heimlicheren Pfaden. In dem Maaße als die Freiheit erstarb, drängte sich der Egoismus überall an die Stelle der Tugend. „Der gerade Mann bog den Rücken, der Mund der Wahrheit bequemte sich zur Schmeichelei und Lüge, einst tapfere und thatkräftige Geschlechter versanken völlig in Lüste und Feigheit. Bald war es nicht mehr möglich aus römischen Bürgern ein Heer zusammenzubringen, das dem Feinde Stand hielt, und Barbaren schlugen die Schlachten der Kaiser. Nur in Lustbarkeiten und Sinnengenuß lebte das feile, feige und faule Geschlecht." Die römische Welt lag geknechtet zu den Füßen des

Kaisers, und der Zwang seiner Herrschaft war unwiderstehlich, so weit sein Reich sich erstreckte. Und dennoch hat die Vorsehung auch diese trübe Zeit mit einigen Lichtstrahlen erhellt: die Begriffe von Staat, Recht und Gesetz, welche bessere Zeiten scharf ausgeprägt hatten, von Menschenrechten und persönlicher Freiheit, die durch das Christenthum Eingang fanden, konnten nicht mehr untergehen, eine Errungenschaft, durch welche ein Rückfall in die alten Despotien des Morgenlandes, eine Stagnation des öffentlichen Lebens verhindert ward.

1. Die Präfecten, die seit Septimius Severus „mit der einen Hand das Siegel, mit der anderen die Fahne des Reichs" geführt hatten, erhielten nach der Auflösung der Prätorianergarde eine andere Stellung. Constantin nämlich theilte das Reich nach Diocletian's Vorgang in vier Ländergebiete, die er der Leitung von vier Präfecten oder Oberstatthaltern unterstellte: 1. die morgenländische Oberstatthalterschaft oder die Präfectur des Orient erstreckte sich über alle Reichsländer der drei Erdtheile, welche von den Katarakten des Nil bis zu den Ufern des Phasis und von den Bergen Thrakiens bis zu den Grenzen von Persien reichten. 2. Die Provinzen Pannonien, Dacien, Makedonien und Griechenland bildeten die Oberstatthalterschaft Illyricum. 3. Ueber Italien und die Alpenländer bis zur Donau, über die Inseln des Mittelmeers und über die afrikanischen Provinzen von Cyrene bis an die Säulen des Hercules gebot der Präfect von Italien. 4. Der Occident, von der Pictenmauer in Britannien bis zur Südspitze Spaniens, gehorchte dem Oberstatthalter von Gallien. Diese Präfecten, denen ein Heer von hohen und niederen Beamten und Schreibern untergeben war, leiteten als Stellvertreter des Kaisers die bürgerliche Verwaltung und die Rechtspflege in allen ihren Theilen, beaufsichtigten den Staatshaushalt, die Polizei, die Gewerbthätigkeit, die Posten, Straßen und Münzstätten und wachten über das öffentliche Wohl und die Gesetze. Zur Erleichterung des Geschäftsganges wurden die vier Präfecturen in Bezirke oder Diöcesen, vierzehn an Zahl, und diese wieder in 118 Kreise oder Provinzen getheilt. An der Spitze der ersteren standen Vicarien, in den letzteren führten Proconsuln, Consularen, Rectoren und Präsidenten die Verwaltung, die niedere Gerichtsbarkeit und das Steuerwesen. Die beiden Hauptstädte Rom und Constantinopel hatten eigene, den Oberstatthaltern an Rang gleichgestellte Stadtpräfecten. Unter den Vicarien waren die von Achaia und Aegypten die angesehensten. Auf jährlichen Landtagen beriethen die Provinzen ihre wirthschaftlichen Anliegen und richteten an die Präfecten ihre Wünsche und Beschwerden.

1. Eintheilung und Verwaltung des Reichs.

2. Die Vereinigung der Civil- und Militärgewalt in der Hand der Statthalter hatte in früheren Jahren häufig zu Abfall und Bürgerkrieg geführt. Daher hatten schon mehrere der vorhergehenden Kaiser den Heerbefehl von dem bürgerlichen Amte abgezweigt. Um nun für alle Zukunft die Ruhe des Reiches und die Sicherheit des Thrones fester zu begründen, beschloß Constantin die Leitung der Kriegsmacht von der bürgerlichen Verwaltung und Rechtspflege für immer zu trennen. Zu dem Zweck wurde die ganze Wehrkraft des Reiches unter zwei Oberfeldherren gestellt, von denen der eine dem Fußvolk, der andere der Reiterei vorgesetzt war. Feldoberste (Comites, „Grafen") und Feldhauptleute (duces, „Herzoge") geboten als Unterführer in den einzelnen Provinzen und Grenzbezirken. Bei der Theilung des Reiches in Ost und West verdoppelte sich die Zahl der Oberfeldherren; später stieg sie auf acht. Zur Leitung der militärischen Rechtspflege folgte dem Heer eine zahlreiche Kanzlei. Eine verderbliche Neuerung war die Trennung der Kriegsmacht in Palasttruppen und Grenztruppen. Jene, durch höheren Sold und Vorrechte übermüthig, hatten ihre Stand-

2. Heerwesen.

orte in den größeren Städten des inneren Landes, deren Luxus und Weichlichkeit die Mannszucht lockerte. Die Krieger vergaßen allmählich die Tugenden ihres Standes, bemerkt Gibbon, und sogen die Laster des bürgerlichen Lebens ein. Sie wurden entweder durch die Ausübung von Handwerken herabgewürdigt oder durch die Ueppigkeit der Bäder und Theater entnervt. Bald kümmerten sie sich um die kriegerische Uebung nicht mehr, wurden wählerisch in Nahrung und Tracht, und während sie den Unterthanen des Reiches Schrecken einflößten und die Bürger durch Einquartierung drückten, zitterten sie selbst bei dem feindlichen Einzug der Barbaren. — Die Grenztruppen, unwillig, daß sie bei größerer Anstrengung und Gefahr an Rang und Sold zurückstanden, verloren die Kriegslust und verließen häufig in Zeiten der Noth die Fahne oder schlossen sich den Feinden an, um an der Beute Theil zu nehmen. Bei der Scheu der entarteten Römer, in den Wehrstand einzutreten, eine Scheu, die oft zu freiwilliger Verstümmelung führte, wurde die Aufnahme der Fremden in die Legionen und bald auch in die Aemter ein Gebot der Nothwendigkeit. Deutsche und skythische Männer füllten mehr und mehr die Reihen der Krieger und stiegen zu den höchsten Militär- und Civilstellen empor, zum Nachtheil der alten Bildung, die von den neuen Emporkömmlingen wenig geachtet und nur in den äußeren Formen angenommen ward. Oft auch traten ganze Völkerschaften als verbündete Hülfstruppen vertragsweise in römischen Kriegsdienst. Und da die fremden Kriegsleute die Gefühle der Stammverwandtschaft in die neue Heimath mitbrachten und mit den Völkern, die sie bekämpfen sollten, oft durch Bande des Blutes und natürlicher Sympathie verbunden waren, so wurde die schon längst übliche Sitte, Angriffe der Barbaren durch Geschenke und Jahrgelder abzukaufen, immer mehr zur Gewohnheit. Doch erhielt sich in der römischen Armee noch immer ein mächtiger Rest der alten Disciplin und militärischen Tradition, und das Kraftbewußtsein und der kriegerische Geist von ehedem blieben bis zur Auflösung des Reiches in den Legionen lebendig.

3. Die Hofbeamten. 3. Außer den Statthaltern und Feldherren verlieh der Kaiser den Rang der „Erlauchten" sieben seiner unmittelbaren Diener, denen er seine Sicherheit, seine Kanzlei oder seine Schätze anvertraute: 1. Das Innere des Palastes und die kaiserliche Person standen unter der Aufsicht eines Eunuchen, welcher in der Sprache jener Zeit den Titel Oberkammerherr oder Vorsteher des heiligen Gemaches (praepositus sacri cubiculi) führte. Ihm waren untergeordnet: der Oberkämmerer (primicerius s. cubiculi) mit seinen Kammerherren (cubicularii), der Lagergraf oder Haushofmeister (comes castrensis s. palatii) mit den zahlreichen Edelknaben (Pagen), der Vorsteher der kaiserlichen Tafel, der Oberkellermeister, der Lampenmeister, der Kleidergraf (comes sacrae vestis), dreißig „Ruhwarte" (silentiarii) und eine Schaar niederer Diener. 2. Der Befehlshaber der Hofdienerschaften (magister officiorum), welcher als Ceremonienmeister die Audienzen leitete, als Generalobrist die Leibwache beaufsichtigte, als Kanzleidirector die Bittschriften, Anfragen und Berufungen an den Kaiser empfing und durch vier Kanzleien (scrinia) mit Geheimschreibern (chartularii cubiculi) die schriftlichen Erlasse besorgte, endlich sämmtliche Waffenwerkstätten und Arsenale überwachte, und als Oberrichter (gleichsam Pfalzgraf) die Streitigkeiten der Hofbedienten entschied. Unter dem Kanzleidirector standen auch die Agenten oder Boten, welche die kaiserlichen Edicte in die Provinzen trugen, zugleich aber auch Angeber und Spione waren. Als die „Augen des Monarchen" waren sie der Schrecken der Beamten und die Geißel des Volks. Ihre Zahl stieg im Laufe der Jahre von etlichen Hundert auf Zehntausend. 3. Der Kanzler oder Cabinetsrath (quaestor s. palatii), welcher die Gesetze und kaiserlichen Befehle ausarbeitete. 4. Der Reichsschatzmeister (comes sacrarum largitionum), der mit einer in elf Kanzleien ver-

theilten Schaar von Finanzbeamten die öffentlichen Einkünfte und das laufende Rechnungswesen leitete und unter dessen Aufsicht Handel, Manufacturen, Münzstätten u. A. standen. 5. Der Kammerverweser oder fürstliche Schatzmeister (comes rerum privatarum divinae domus), welcher mit vier Kanzleien und einer Schaar von Castellanen die reichen Krongüter und kaiserlichen Ländereien (Domänen) verwaltete, die aus Ackerland, Weideplätzen, Waldungen, Schlössern u. A. bestehend, über das ganze Reich verbreitet lagen, am zahlreichsten in Kappadokien, wo durch die Auflösung des Tempelstaats Komana herrliche Besitzungen und Pferdetriften dem Fürsten zufielen. 6. und 7. Die Grafen der Haustruppen zu Pferde und zu Fuß (comites domesticorum equitum et peditum), welche den Palastdienst versahen und die Person des Kaisers bewachten, die Nachfolger der prätorianischen Präfecten, die häufig den Dienst des Palastes mit dem Oberbefehl über die Heere vertauschten.

4. Der unermeßliche Aufwand für den öffentlichen Dienst konnte nur durch ein drückendes Steuersystem aufgebracht werden. Die früheren Quellen der Staatseinkünfte: die weitläufigen Domänen und Hoheitsrechte (Regalien), als Münze, Salinen, Bergwerke, Stein- und Marmorbrüche u. A., die Land- und Hafenzölle, der Kaufaccis, die Abgabe (das „Zwanzigstel" oder fünf vom Hundert) von freigelassenen Sclaven und bedeutenden Erbschaften, waren bei Weitem nicht mehr hinreichend für den Staatsbedarf; daher wurden nicht nur alle Gaben und Geschenke, die ehedem als freiwillige in Anspruch genommen wurden, wie das Kronengeld bei jedem Regierungswechsel und bei allen frohen Ereignissen der fürstlichen Familie, als schuldige Abgabe eingefordert und dem regelmäßigen Einkommen beigezählt; auch die von Diocletian erfundene Grund- und Ertragsteuer vom Landeigenthum wurde genauer bestimmt und weiter ausgebildet. Diese Grundsteuer, die vom ganzen Besitzstand, Sclaven, Knechte und Vieh eingerechnet, in Geld und Erzeugnissen erhoben wurde, zu welchem Behufe alle 15 Jahre eine neue Vermögensaufnahme stattfand, war von solcher Bedeutung für das öffentliche Leben, daß seit dem 1. Sept. 312, dem Termine der ersten Schatzung, das Jahr selbst den Namen der Steuer „Indictio" (Steuerjahr) führte. Eine vom Kaiser mit Purpurtinte unterzeichnete Verordnung setzte fest, wie viel jedes Land aufzubringen habe; dies war die Indictio oder Ansagung, die von dem Statthalter an die Vorsteher der Bezirke und Kreise ging und nach Maßgabe der Bevölkerung repartirt ward. Wenn das Ganze bestimmt und ausgeschlagen war, traten die aus den reichsten Grundeigenthümern gewählten Rathmänner oder Decurionen der einzelnen Städte und Flecken mit den kaiserlichen Tabularien, welche die Lagerbücher der Provinzen führten, zusammen und setzten für jeden Gutsbesitzer oder Eigenthümer den Beitrag an Geld und Naturalien fest, der dann von den Einnehmern erhoben wurde. Die Decurionen mußten mit ihrem eigenen Vermögen dafür einstehen, daß das festgesetzte Steuermaaß richtig und rechtzeitig eingeliefert ward, eine Verpflichtung, welche verbunden mit anderen Gemeindelasten die Rangstellung unerträglich machte, daher sie sich auch durch alle erdenklichen Mittel der Ehre zu entziehen suchten. Die übrigen freien Insassen des Municipalbezirks, die der Grundsteuer nicht unterworfen waren, die Kaufleute, Krämer, Handwerker, Lohnarbeiter, ja selbst die Lustdirnen hatten eine gleichfalls vollkommen entwickelte Gewerb- oder Kopf-Steuer zu zahlen, die alle vier Jahre neu festgesetzt wurde. Eine weitere Vermehrung der kaiserlichen Einkünfte floß aus der Schatzung der Senatorenwürde (S. 534), aus den Aemter-, Titel- und Ranggebühren und aus den Kaufsummen, mit welchen die Seiden- und Linnenmanufacturen, die Färbereien und Waffenschmiede das Vorrecht des Alleinhandels (Monopol) erkauften. — Die Höhe der Auflagen und die drückende Art der Erhebung hatten zur Folge, daß die Städte von ihrer früheren Blüthe herabsanken, daß der Bürger-

4. Steuerwesen.

stand und die Grundeigenthümer verarmten und daß die Zahl der unfreien Colonen, die als zinsbare Leibeigene an die Scholle gefesselt waren, immer mehr zunahm, zumal da die verheerenden Kriege und die Raubsucht der Barbaren sehr oft den Gutsherrn und den Landmann um die Ernte brachten. Um eine Verminderung des öffentlichen Einkommens in den Provinzen und Städten zu verhüten, mußte man zu den drückendsten Zwanggesetzen schreiten, mußte man den Sohn nöthigen den Stand und das Gewerbe des Vaters fortzuführen, mußte man die persönliche Freiheit in der Wahl des Berufes beschränken.

Constantin's Verhalten gegen das Christenthum.

Seit dem Siege über Licinius, der zugleich als ein Sieg des Christenthums über das Heidenthum, der Kreuzesfahne über Opferwesen und Wahrsagerei aufgefaßt ward, gab Constantin mehr und mehr seine Hinneigung zu der christlichen Religion kund, ohne jedoch der alten Volksreligion feindselig gegenüberzutreten oder auch nur die zurückhaltende Stellung, die er bisher beobachtet hatte, gänzlich aufzugeben. Nicht nur, daß er die Taufe bis auf seine letzten Stunden verschob, er behielt auch die mit dem Kaiserthum verbundene Würde eines Ober-Pontifex bei, verehrte gleich den früheren Priesterkaisern den unbesieglichen Sonnengott als das himmlische Abbild des Imperators, und seine neue Hauptstadt wurde, wie bemerkt, unter den Schutz der heidnischen Glücksgöttin und unter den des Kreuzes gestellt. Der Triumphbogen, den Senat und Volk nach dem Siege bei der milvischen Brücke dem Kaiser errichtete, zum Theil aus geraubten Bruchstücken anderer Ehrenzeichen, ist ein sprechendes Denkmal dieser religiösen Unbestimmtheit und Zurückhaltung: unter der heutigen Inschrift: „auf Eingebung der Gottheit“ schimmert noch die ursprüngliche Lesart durch: „auf den Wink des höchsten und besten Jupiter“.

Die angebliche Vision des himmlischen Kreuzes über der Sonne war somit nicht wirksam genug, eine gänzliche Sinnesänderung hervorzubringen. Wenn Constantin gleich das Monogramm Christi zum Abzeichen seines Heeres machte und von den Nägeln des Kreuzes einen an seinem Helm, einen zweiten an dem Zaume seines Rosses befestigen ließ, zeigten die Münzen noch immer die Bildnisse der alten Götter, besonders des „Sol invictus“, und einige Gesetze beweisen, daß er wenigstens die Zauberkünste der alten Götterwelt zu ehren oder zu fürchten nie aufgehört hat. Wenn zeitweise Verbote gegen Orakel, Opfer und Mysterien erlassen wurden, so sah er bei Uebertretungen durch die Finger; und wiederholt bestätigte er den heidnischen Priestern der Provinz Afrika ihre alten Privilegien und Immunitäten für alle Zukunft.

Erst in dem letzten Jahrzehnt seiner Regierung vertauschte Constantin die Rolle eines gemäßigten Schutzherrn, der die beiden Religionen nach dem Grundsatze der Parität leitete, mit dem eines unbedingten Vertheidigers und Gönners. Er gebot die Feier des Sonntags, des ehrwürdigen Tages, in dessen Heiligung die Verehrung des Sonnengottes und des Heilandes zusammentraf, und zog christliche Geistliche und Bischöfe in den Kreis seiner Vertrauten, besprach sich mit ihnen über religiöse Dinge und hielt sie zur Pflege der Wissenschaften an, damit sie das Heidenthum mit den Waffen der Gelehrsamkeit und Bildung desto nachdrücklicher zu bekämpfen vermöchten. Er hielt öffentliche

Staatsreden über religiöse Dinge. Einige Tempel im Morgenlande wurden beraubt, um mit ihrem Schmuck das neue christliche Rom zu zieren, andere, wie die Cultusstätte der Naturgöttin in Aphaka am Libanon und in Heliopolis, wegen der damit verbundenen Unsittlichkeit, so wie der Tempel des Aeskulapius, des „Seelenirrers", zu Aegä in Kilikien wegen der von den Priestern geübten Betrügereien zerstört. Dafür erhoben sich in Palästina und anderwärts christliche Kirchen.

Im Verein mit seiner Mutter Helena, die sich im Jordan taufen ließ (326), erbaute Constantin mehrere Kirchen in dem heil. Lande. An der Stätte zu Jerusalem, die man für Christi Grab hielt, wurde der Venus-Tempel entfernt, die Grabeshöhle mit Säulenreihen umgeben und daneben eine hochanstrebende geräumige Kirche von Marmor mit doppeltem Säulengang errichtet, bei der sich bald um die heil. Osterzeit Schaaren von Wallfahrern einfanden; in Bethlehem, an der Geburtsstätte des Heilandes, und auf dem Oelberge ließ Helena Kirchen erbauen, und im Haine von Mamre wurde der abergläubische Cultus, den Juden, Christen und Araber daselbst übten, durch den christlichen Gottesdienst verdrängt.

Vor Allem war Constantin bemüht, die künftige Existenz der Kirche und der Geistlichkeit sicher zu stellen. Zu dem Zwecke verordnete er, daß ein Theil des Gemeindevermögens zum Unterhalt der christlichen Religion und Kirche verwendet und die Einkünfte einiger heidnischen Tempel den Christen zugewiesen wurden; er gestattete der Geistlichkeit die Annahme von Vermächtnissen, Schenkungen und Erbschaften und erkannte sie als einen „auserwählten Stand" (Klerus) an, mit dem Charakter einer bevorzugten Körperschaft, die bald durch eigenen Gerichtsstand in allen Kirchen- und Religionssachen, in Ehe- und Testamentsklagen, durch Befreiung von Steuern und Abgaben, vom öffentlichen Dienst und von der Militärpflicht und durch andere Immunitäten und Privilegien eine hervorragende Stelle in der Staatsgesellschaft erwarb. „Constantin fand den Klerus schon so eigenthümlich zur Macht organisirt, daß er entweder durch diese Corporation und ihren hohen Credit herrschen oder sie über kurz oder lang zum Feinde haben mußte. Er gab ihr daher alle möglichen Garantien der Gunst bis zu einer Art Mitherrschaft, und dafür waren die Geistlichen die ergebensten Verbreiter seiner Macht und ignorirten es völlig, daß er noch mit einem Fuß im Heidenthum stand, ja daß seine Hände über und über mit Blut befleckt waren." War aber einmal der Klerus als besonderer Stand in der Staatsgesellschaft, dem die Besorgung des Religionswesens, dem Schule und Erziehung, Armen- und Krankenpflege ausschließlich oder vorzugsweise zukamen, anerkannt, so war die weitere Ausbildung nach Rang und Würde, die hierarchische Abstufung vom Erzbischofe bis zu der untersten Klasse der Thürhüter und Akoluthen, der Krankenwärter und Todtengräber ein naturgemäßer Entwicklungsgang. Die Ordination oder Priesterweihe, durch welche man in den heiligen Stand eintrat, erhielt daher mehr und mehr einen mystischen Werth und „wurde im Verhältniß zu Menschen und Dingen sogar magisch,

als Mittheilung übernatürlicher Kräfte aufgefaßt". Enthaltung der Ehe wurde schon auf der ersten ökumenischen Synode zu Nicäa (325) als eine verdienstliche Sache wenigstens für die Bischöfe anerkannt, so daß die früher auf den ehelosen Stand gesetzten Bußen aufgehoben werden mußten; doch wurde der Cölibat noch nicht als Kirchengesetz aufgestellt.

Thron u. Altar im Bund. Die zunehmende Macht der Kirche und des Klerus beschränkte die Gewalt des Staates und der weltlichen Regierung, indem sie gerade die edelsten Seiten des Menschenlebens ihrer eigenen Leitung und Fürsorge vindicirte; diese Machtverminderung fand aber wieder ihre Ausgleichung durch den Nimbus, mit welchem die christliche Kirche das Staatsoberhaupt umgab, durch den Charakter der Heiligkeit, den sie durch ihre Weihe dem Kaiser oder König „von Gottes Gnaden" verlieh. Der rechtgläubige Kaiser wurde in der ersten Zeit der christlichen Herrschaft als der „gemeinsame Bischof", als der „Mittelpunkt der Kirche" angesehen und die Ehrfurcht gegen ihn als eine religiöse Pflicht aufgefaßt. „Wenn der Kaiser den Namen Augustus empfangen hat (heißt es in einer alten Schrift) so ist man ihm wie einem gegenwärtigen und leibhaftigen Gott Treue und Gehorsam und rastlosen Dienst schuldig. Denn im Frieden und Krieg ist es ein Dienst Gottes, wenn man dem treu anhängt, der nach Gottes Anordnung herrscht." Bei dem Kaiser ruhte die Bestätigung der Bischofswahlen, die Einberufung und Leitung der Synoden, die Genehmigung ihrer Beschlüsse, Rechte und Befugnisse, welche den ehrgeizigen Klerus in seinen oberen Gliedern zu dienstwilligen und fügsamen Werkzeugen des Herrschers machten, namentlich wenn er sich mit dem Ruhme der kirchlichen Rechtgläubigkeit brüsten konnte und bei Unterdrückung der Häretiker der geistlichen Verfolgungssucht den weltlichen Arm lieh.

In Constantin waren alle diese Züge erst im Keime vorhanden; in den großen kirchlichen Parteikämpfen seiner Zeit beobachtete er dieselbe zurückhaltende Stellung zwischen Orthodoxen und Häretikern wie früher zwischen Christen und Heiden. Selbst die Werke der Christenliebe, die er und in noch höherem Grade seine Mutter ausübte, hatten einen politischen Nebenzweck. Sie sollten die Armen „zum Worte bekehren".

Constantin's Taufe u. Tod. 337. In der Osterwoche des Jahres 337 erkrankte Constantin. Die Heilbäder zu Drepanum, einem von ihm erweiterten und zu Ehren seiner Mutter „Helenopolis" benannten Städtchen an der bithynischen Küste, blieben ohne Erfolg. Er ließ sich um Pfingsten nach einer Vorstadt Nikomediens bringen, nachdem er sich in die Zahl der Katechumenen hatte aufnehmen lassen. Dort empfing er auf dem Sterbebette die bis dahin verschobene Taufe aus der Hand des Bischofs Eusebius, eines Anhängers des arianischen Lehrbegriffs. Die früher gehegte Absicht, sich im Jordan taufen zu lassen, konnte nicht mehr ausgeführt werden. Bald darauf verschied er in einem Alter von 65 Jahren, von denen er 31 in der Herrschaft zugebracht hatte. Ein herrliches Grabmal in der Apostelkirche zu Constantinopel nahm seinen mit ungewöhnlichem Gepränge bestatteten

Leichnam auf, und sein Andenken wurde von Heiden und Christen gefeiert. Jene versetzten ihn unter die Götter, diese ehrten ihn als den Begründer des christlichen Kaiserthums, als Constantin den „Großen". Kurz zuvor war auch Helena gestorben, bis zu ihrem achtzigsten Jahr mit Kirchenstiftungen und Handlungen christlicher Werkthätigkeit beschäftigt. Es ist begreiflich, daß ein Fürst, der in Religion und Staat eine neue Aera begründete, von den Anhängern der alten Ordnungen und Zustände eben so sehr getadelt als von den Freunden und Förderern des Neuen gepriesen ward; der unparteiische Geschichtschreiber wird sich daher hüten, ausschließlich den Einen oder den Anderen zu folgen, er wird weder in der Verherrlichung des Eusebius und der christlichen Kirchenväter, noch in den Schmähungen eines Zosimus und Julian das getreue Bild eines Fürsten erkennen, bei dem die Licht- und die Schattenseiten mit gleicher Stärke hervortraten, ohne sich zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Sowohl Eutropius als der zweite Aurelius Victor machen einen Unterschied zwischen der früheren und späteren Lebenszeit Constantin's: während sie den ersten zehn Jahren seiner Regierung alles Lob spenden, versichern sie zugleich, daß er in der Zeit seiner Alleinherrschaft Härte und Druck mit Verschwendung gegen seine Günstlinge vereinigt und großer Prunksucht und Eitelkeit gefröhnt habe. Diese Verschiedenheit trat schon im Aeußeren hervor: während er in seiner Jugend durch seine hohe schöne Gestalt und majestätische Haltung Ehrfurcht einflößte, durch seine Tapferkeit, seinen kriegerischen Muth und seine rastlose Thätigkeit seine Waffengefährten begeisterte, machte er sich im Alter, als der Ehrgeiz, die vorherrschende Leidenschaft seiner Seele, in kleinliche Eitelkeit überging, durch seine Prachtliebe und Weichlichkeit, durch das Gefallen an weibischem Schmuck und leerem Pompe lächerlich und verächtlich. Nur darin ist er sich immer gleich geblieben, daß er mit kaltem Verstande das Leben und die menschlichen Verhältnisse richtig erfaßte und für seine Zwecke zu benutzen verstand, daß er sich nie von Eifer oder blinder Leidenschaftlichkeit hinreißen ließ. Er war ein genialer Mann, der in der Politik keine moralischen Bedenklichkeiten kannte und die religiöse Frage nur von Seiten ihrer politischen Nützlichkeit oder Brauchbarkeit ansah, der sich dem Christenthum nur darum zuwandte, weil er klar erkannte, daß demselben die Weltherrschaft zufallen müßte, daß die alten Grundlagen des Staatslebens morsch geworden seien. Wir haben gesehen, wie er seine Widersacher, auch wenn sie durch die Bande der Blutsverwandtschaft mit ihm verknüpft waren, mit erbarmungsloser Härte niederwarf, wie er sogar seinen herrlichen Sohn Crispus und seinen jugendlichen Neffen aus Argwohn oder Vorsicht dem Tode weihte, wie er lange mit seiner religiösen Gesinnung zurückhielt, um Heiden und Christen desto sicherer in Abhängigkeit zu erhalten. Durch die Worte, die er nach empfangener Taufe aussprach: „Nun schwindet jede Zweideutigkeit", hat er selbst sterbend der Welt eingestanden, daß er ein Leben der Räthsel und Widersprüche hinter sich lasse. Mag auch in

Sein Charakter.

späteren Jahren die Stimme des Gewissens über die Ermordung des Sohnes und so manche andere Frevelthat ihm hie und da unruhige Stunden bereitet und ihn den Tröstungen des Christenthums zugänglicher gemacht haben, so waren dies nur vorübergehende Regungen, die durch die Schmeichelworte der Höflinge und der Hoftheologen bald erstickt wurden. Wenigstens hören wir, daß er im Kreise seiner Freunde und Vertrauten stets eine lebhafte und heitere Unterhaltung führte und wegen seiner Witzworte und Spöttereien bewundert und gefürchtet war. Aber trotz so mancher dunkeln Flecken, die auf seinem Charakter haften, war dennoch der Ehrenname des „Großen" nicht ganz unverdient. Die Worte, die ihm Lampridius im Leben Heliogabal's in den Mund legt: „Kaiser zu werden, ist eine Sache des Schicksals; wen aber die Gewalt des Fatums in die Nothwendigkeit des Herrschens gesetzt hat, der bemühe sich, des Imperiums würdig zu erscheinen", mögen ihm wirklich als Richtschnur gedient haben. Wenigstens gebricht es seiner langen Regierung nicht an manchen rühmlichen Seiten. Die Reichsgrenzen wurden an den drei wunden Stellen, am Rhein, an der Donau und am Euphrat, mit Kraft und Energie vertheidigt und die südlichen Ufer des mittleren dieser Ströme durch eine Reihe von Festungswerken gesichert. Noch als sechzigjähriger Greis setzte er mit Heeresmacht über den Strom, brachte den anfangs siegreichen Gothen in ihrem eigenen Lande eine Nie-
332. derlage bei und räumte den Vandalen unter dem Herrschergeschlecht der Asdinger, welche das fruchtbare Gebirgsland an der oberen Theiß und an der Marosch mitten unter sarmatischer Bevölkerung (Jazygen) bewohnt hatten, aber von den Gothen gedrängt zur Auswanderung sich entschlossen, neue Wohnsitze
334. in Pannonien ein. Ein Feldzug gegen die Perser, zu dem er ausgedehnte Rüstungen machte, wurde durch seinen Tod vereitelt und erst von seinem Nachfolger ausgeführt. Die zahlreichen Verordnungen Constantin's geben ein rühmliches Zeugniß von seiner Fürsorge für alle Zweige der Rechtspflege und Verwaltung; war auch seine Steuerordnung die Ursache der Verarmung und des Verfalls vieler Städte und Landschaften, führten auch die Privilegien und Immunitäten, mit welchen die oberen Reichs- und Hofbeamten und ihre Nachkommen, die christliche Geistlichkeit, die verabschiedeten Veteranen belohnt wurden, eine Rechtsungleichheit herbei, so suchte er doch durch weise Verfügungen den Mißbräuchen der Amts- und Richtergewalt zu begegnen und die Unterthanen gegen Erpressung und ungerechtes und parteiisches Gerichtsverfahren zu schützen; konnte er auch die abgestorbenen Talente und die entartete Kunst und Literatur nicht mehr zu einer lebensvollen Thätigkeit erwecken, den vertrockneten Born der Poesie nicht wieder beleben, so beförderte er doch die praktischen Wissenschaften, die Jurisprudenz, die Heilkunde, die Beredsamkeit mit ihrem rhetorischen Schimmer, und suchte die Rechtsschulen und andere wissenschaftliche Anstalten, besonders die von Athen, Rom und Constantinopel und die Juristenschule von Berytus zu heben und in dem alten Flor zu erhalten; waren auch die Zölle,

Monopole und andere Beschränkungen ein starkes Hemmniß für die freie Entwickelung der Gewerbthätigkeit, so nahmen doch Dank der öffentlichen Sicherheit, der geregelten Verwaltung, der Verbesserung der Straßen und des Postwesens Handel und Industrie einen neuen Aufschwung. War auch sein Christenthum von heidnischen Beisätzen nie ganz gereinigt, so hat er doch am Ende seines Lebens eine innere Sympathie für die einleuchtenden Wahrheiten, für die geistigen und sittlichen Güter desselben empfunden und durch Aufrichtung der christlichen Kirche dem menschlichen Geistesleben neue Ziele gesetzt. Er war ein genialer Mann von großer militärischer und organisatorischer Begabung, der in hervorragender Weise das Geschick besaß, die Zeitideen zu erkennen und sie in den römischen Reichsorganismus einzuführen. Am wenigsten ist sein Hauswesen zu rühmen. Seiner Mutter Helena gestattete er einen zu großen Einfluß und ließ sich gegen das Ende seines Lebens allzusehr von ihrer religiösen Schwärmerei bestricken; seine Söhne, wenn gleich in den Waffen, im Reiten und in allen körperlichen Uebungen hervorragend und von den ausgezeichnetsten Lehrern in der Rechtswissenschaft und in der Religion unterwiesen, wurden durch Schmeichler und durch die Ueppigkeiten und Herrlichkeiten des Hoflebens, denen sie sich durch die Nachsicht des zärtlichen Vaters allzufrei überlassen durften, verdorben; und durch die Theilung der Ländergebiete, die er so mühsam und auf so blutigen Wegen vereinigt hatte, gab er das Reich und sein Haus neuen Stürmen preis.

2. Das Reich unter Constantin's Söhnen.

Constantin hatte die Verfügung getroffen, daß von seinen drei Söhnen der Erstgeborne, Constantinus, das Reich des Großvaters, die abendländische Präfectur (Britannien, Gallien, Spanien, Mauretanien), der zweite, Constantius, das Morgenland, Asien und Aegypten, der dritte, Constans, Italien, Sicilien und Afrika, von seinen beiden Neffen Dalmatius Illyricum, Makedonien und Griechenland, und Hannibalianus die Provinzen Pontus, Kappadokien und Armenien beherrschen sollte. Kaum aber hatte Constantius die väterliche Leiche zur Ruhestätte gebracht, als nicht nur die zwei letztgenannten, sondern auch die beiden Brüder des verstorbenen Kaisers und mehrere andere Verwandte und hochgestellte Personen (darunter der früher allmächtige Gardepräfect Ablavius), welche vermöge ihrer Macht und Stellung nach dem Purpur streben konnten, in Folge einer Verschwörung grausam ermordet wurden. Die ausgestreute Ursache, das Heer habe nur die leiblichen Söhne anerkennen wollen, war, wie die angebliche Vergiftung Constantin's, nur eine Erfindung zur Beschönigung der Frevelthat. Die Söhne des Julius Constantius, Gallus und Julian, wurden verschont, jener, weil er gefährlich

Blutiger Anfang des neuen Regiments.

krank lag, dieser wegen seiner zarten Jugend. In die durch die Ermordung des Dalmatius und Hannibalianus erledigten Reichsgebiete theilten sich der zwanzigjährige Constantius und der siebenzehnjährige Constans.

Constantius. 337—361. Perserkriege. 338—350. Sapor. 309—380.

Constantius war während seiner ganzen Regierung im Osten des Reiches beschäftigt, um bald in eigener Person, bald durch Oberfeldherren den Krieg gegen die Perser zu führen, der schon bei des Vaters Lebzeiten gedroht hatte und der nach dessen Tod mit um so größerer Heftigkeit ausbrach. Sapor II., Sohn des Hormisdas und Enkel jenes Narses, den einst Galerius und Diocletian zu dem schimpflichen Frieden gezwungen (S. 525), brannte vor Verlangen, die dem Persernamen zugefügte Schmach auszutilgen. Obgleich als König geboren und im Harem erzogen, war dennoch Sapor ein heldenmüthiger Herrscher, dessen Tapferkeit und Staatskunst selbst seine Feinde eingestanden. Nachdem er zuerst sein Schwert gegen die schweifenden Araber gekehrt und nicht blos die häusliche und nationale Ehre hergestellt, sondern auch streitbare Bundesgenossen erworben, machte er sich die Verwirrung in Armenien zu Nutze, um die verlorne Provinz Atropatene wieder zu gewinnen. Tiridates nämlich, Roms Schützling, hatte sich die Freundschaft Constantin's durch die Einführung des Christenthums in Armenien zu erhalten gesucht, dadurch aber eine große Partei unter den einheimischen Edelleuten, welche die „Vielheit ihrer Götter und ihrer Weiber" nicht aufgeben wollten, wider sich aufgebracht. Gestützt auf diesen einheimischen Beistand erreichte Sapor sein Ziel. Chosroes, des Tiridates Sohn, ein unkräftiger Fürst, der in einem einsamen Waldpalast sein Leben in träger Ruhe zubrachte, mit Jagd und Vogelfang beschäftigt, verpflichtete
342. sich zur Herausgabe der Landschaft und zur Zahlung eines jährlichen Tributs. Die Nähe des römischen Heeres war nicht vermögend, ihm kriegerischen Muth und Ehrgefühl einzuflößen. Große Waffenthaten geschahen an den Ufern des Tigris und in den Steppen Mesopotamiens, wo so oft die Legionen Roms mit den Eisenreitern des Ostens ihre Kräfte gemessen hatten. In neun Schlachten trafen die Heere auf einander, ohne daß jedoch die Lage der Dinge durch die blutigen Vorgänge eine wesentliche Veränderung erfahren hätte. Bei Singara,
Schlacht bei Singara. in der Mitte der beiden Weltströme, verwandelte sich der anfängliche Sieg der
348. Römer in Niederlage und Flucht, als sie während der Plünderung des Lagers bei heranbrechender Nacht von den Lanzenträgern und Bogenschützen Sapor's überrascht und auf dem verwirrten Rückzug massenweise niedergemacht wurden. Die Ermordung des gefangenen Königssohnes durch den christlichen Kaiser erhöhte noch die Schande des Tages. Dagegen erinnerte der heldenmüthige Widerstand der festen Stadt Nisibis, deren Besatzung und Bürgerschaft dreimal
338. 346. 350. den Angriffen der Feinde (die bei dem letzten Sturme noch durch eine künstlich vergrößerte Ueberschwemmung unterstützt wurden), mit todesmuthiger Standhaftigkeit Trotz boten, an die großen Waffenthaten der republikanischen Zeit. Als die Noth am höchsten gestiegen war, wurde Sapor durch einen Einfall der

skythischen Massageten, der alten Erbfeinde, nach dem Nordosten seines Reiches gerufen. Und da auch Constantius im Hinblick auf die Ereignisse, die sich mittlerweile im Westen des Reiches zugetragen, eine Beendigung des langen Krieges wünschte, um seine Legionen nach Gallien zu führen, so kam eine Waffenruhe zu Stande, welche Nisibis von der Belagerung befreite und den früheren Grenzzustand wieder herstellte.

Der Friede unter den drei Söhnen des großen Constantin war von kurzer Dauer. Der älteste, der des Vaters Namen führte, verargte es seinen Brüdern, daß sie sich die Gebietstheile der ermordeten Vettern allein zugeeignet, und verlangte die Provinz Afrika zu seinen übrigen Besitzungen. Als Constans die Abtretung verweigerte, zog Constantinus mit Heeresmacht wider ihn, wurde aber, als er nach Besetzung Oberitaliens bis Aquileja die julischen Alpen überstieg, um seinen Bruder in den Donaugegenden aufzusuchen, in einen Hinterhalt gelockt und erschlagen. Seine Provinzen huldigten dem Sieger, der somit zwei Dritttheile des väterlichen Reiches beherrschte. Constans besaß jedoch außer dem noch wenig anerkannten Erbrecht keine Eigenschaften, die ihm gegründete Ansprüche auf diese erhabene Stellung gegeben hätten. Uebermüthig und lasterhaft gestattete er den Genossen und Dienern seiner niedrigen Lüste den größten Einfluß und gab die Provinzen ihrer Habsucht und Gewaltthätigkeit preis. Endlich wurde er nach einer dreizehnjährigen ruhmlosen Regierung durch eine Militärverschwörung in der gallischen Stadt Augustodunum (Autun) gestürzt und auf der Flucht in der spanischen Küstenstadt Helena, vormals Illiberis, ermordet, worauf **Magnentius**, der Führer der kaiserlichen Leibgarde der Jovianer und Herculianer (S. 519), der Urheber und Leiter der Verschwörung, sich mit dem Purpur schmückte. Während dieser die Länder ausplünderte, um die Soldaten mit dem Raube zu bereichern, warf sich **Vetranio**, Oberbefehlshaber der illyrischen und thrakischen Truppen, ein bejahrter Krieger von niedriger Herkunft, einfachen Sitten und beschränktem Geiste, zum Verfechter der Legitimität des constantinischen Hauses auf, bis er sich von Constantia, der ehrgeizigen Wittwe des Hannibalianus, die mit seiner Hülfe die verlorene Herrschaft wieder zu erlangen hoffte, bewegen ließ, das kaiserliche Diadem auf sein eigenes Haupt zu setzen. In dieser schwierigen Lage bewies sich Constantius als würdiger Sohn des Vaters. Von den drei Gesandten des Magnentius, der ihm gegen die Anerkennung Frieden und Bündniß anbot, legte er zwei in Fesseln, den anderen entließ er mit einer stolzen Antwort; und als Vetranio, ein Mann des Schwertes, der erst in seinem Alter lesen lernte, sich in der Ebene von Sardika inmitten der Heere in Unterhandlungen einließ, wußte Constantius sein legitimes Kaiserrecht so beredt und nachdrücklich geltend zu machen, daß die Truppen seines Gegners, meistens Germanen, welche die Herrschergewalt nur als Ausfluß des Geburts- und Erbrechts kannten und deren Führer zuvor gewonnen worden waren, zu dem Sohne Constantin's übergingen. Darauf warf

Ausgang des Constantinus. 337–340 und des Constans 337–350.

340.

Magnentius u. Vetranio. 350.

350.

sich Vetranio dem Sieger zu Füßen und flehte um Gnade; und dieser gestattete dem unschädlichen Greise, den Rest seiner Tage in genußreicher Ruhe in Prusa zu verleben.

Ausgang des Magnentius. 351–353. Der schnelle Ausgang der Unterhandlung mit Vetranio war für Constantius ein großes Glück. Denn schon nahte sich derselben Provinz, die so eben der Schauplatz dieser Vorgänge gewesen war, der gallische Usurpator mit einem aus den streitbarsten Völkern, den Germanen, Galliern und Spaniern ausgehobenen Heere, um die Herrschaft des gesammten Römerreiches als Lohn seiner Kühnheit und seiner Frevelthaten einzuthun. Er nahm die wichtige Stadt Siscia im Sturm, bedrängte Sirmium und setzte den Kaiser, der in der Gegend von Cibalis ein festes Lager bezogen hatte, so sehr in Schrecken, daß dieser ihm durch den beredten Gesandten Philippus den Besitz der Länder jenseits der Alpen als Preis eines Friedensvertrags antragen ließ. Aber so sicher glaubte Magnentius an seinen Sieg, daß er als Antwort dem Imperator Verzeihung anbot, wenn er sogleich den Purpur niederlegen würde. Da vertraute Constantius der Gerechtigkeit seiner Sache und „dem Schutze der rächenden Gottheit" und zog dem Gegner, der bereits die feste Stadt Mursa (Essek) bedrohte, entgegen. In der breiten Ebene, die sich vor dieser Stadt an dem rechten Ufer der Drau ausdehnt, ereignete sich die furchtbare Schlacht, welche den Besitz der Weltherrschaft entschied. Schlacht bei Mursa. 28. Sept. 351. Einen ganzen Tag stritten die Heere des östlichen und westlichen Roms mit todesmuthiger Tapferkeit, bis endlich die geharnischten Lanzenreiter des Constantius die feindlichen Linien durchbrachen und dann die Bogenschützen die hohen unbeschützten Leiber der Germanen zu Fall brachten. Magnentius, welcher die Pflichten eines Feldherrn und Kriegers treulich erfüllte, während Constantius in einer Kirche von Mursa den Tag im Gebet mit Bischof Valens zubrachte, die Schlacht seinen Feldobersten überlassend, legte am Abend den kaiserlichen Schmuck ab und rettete sich in eiliger Flucht über die julischen Alpen. Umsonst hoffte der Barbarenkaiser von der festen Seestadt Aquileja aus Italien und das Abendland behaupten zu können; die grausame Ermordung des jugendlichen Nepotianus, der in Rom die Hand nach der Herrschaft auszustrecken gewagt, seiner Mutter Eutropia und vieler seiner Anhänger hatte die Verehrer des constantinischen Hauses und den edleren Theil der Einwohner mit solchem Abscheu erfüllt, daß bei der Annäherung der kaiserlichen Truppen alle Städte die Fahnen des Constantius aufpflanzten. Bestürzt über diese Kundgebungen verließ Magnentius das italische Land. Ein leichter Sieg bei Pavia über eine verfolgende Heerabtheilung sicherte ihm den Rückzug durch die Alpenpässe nach Gallien. Aber sein Schicksal neigte dem Ende zu. Umsonst flehte er durch Gesandte die Gnade des Kaisers an mit dem Erbieten, allen Herrscheransprüchen zu entsagen; Constantius, sonst milde gegen die reumüthigen Abtrünnigen, blieb unerbittlich gegen den Mörder des Bruders. Umgeben von Abfall und Verrath hatte Magnentius bald

nur noch die Wahl zwischen freiwilligem Tod oder dem Loose der Auslieferung an den erbitterten Gegner. Er wählte das Erstere, indem er sich in Lyon in sein Schwert stürzte. Seinem Beispiele folgte sein Bruder Decentius, den er zur Theilnahme der Herrschaft berufen hatte. Eine furchtbare Verfolgung erging hierauf über die Anhänger des Usurpators. Von der Pictenmauer bis in die Gebirge Mauretaniens wütheten die Schergen der Tyrannei mit Folter, Hinrichtungen und Gütereinziehungen, wobei Unschuldige, deren Vermögen oder Vergangenheit die Habgier oder Rachsucht reizte, mit den Schuldigen dem Untergang geweiht wurden. 10. Aug. 353

Nicht blos im Westen herrschte der Schrecken in Palast und Hütte; zu gleicher Zeit wurde auch im Osten von Gliedern der Constantin'schen Familie der Leidenschaft und gewaltthätigen Gesinnung manches Opfer gebracht. Noch während des Krieges wider Magnentius hatte Constantius seinen Neffen Gallus, einen stattlichen Mann von blondem weichen Haupthaar, zum Cäsar und Mitregenten des Morgenlandes erhoben, ihm seine Schwester Constantina vermählt und statt des alten kappadokischen Königsschlosses, das ihm und seinem Bruder Julian bisher zum weiten Gefängniß gedient, die prachtvolle Stadt Antiochien als Residenz angewiesen. Aber Gallus brachte aus seiner in Haft und Gefahren verbrachten Jugend ein Herz voll Mißtrauen, Menschenhaß und Leidenschaftlichkeit auf den Thron und wurde in seinen Untugenden noch bestärkt und überboten von seiner heftigen Gemahlin. Ein Regiment des Schreckens, in welchem blutige Gewalt mit ränkevoller Justiz gepaart war und die Eingebungen der Habsucht, des Hasses, der Rachgier die Handlungen bestimmten, lagerte sich über den Osten. Manche Klagen und Beschuldigungen kamen vor Constantius' Ohr; aber so lange Magnentius den Purpur trug, unterdrückte er den Argwohn und Groll in seiner Seele; erst als der barbarische Nebenkaiser durch sein eigenes Schwert gefallen war, sandte er auf den Rath des Eusebius, des allmächtigen Kammerherrn und Eunuchen, zwei hochgestellte Beamte nach Antiochien mit dem Auftrage, die Lage der Dinge im Orient zu untersuchen und in bessern Stand zu setzen. Ihr unehrerbietiges, übermüthiges Benehmen erregte das Mißfallen des Cäsar und seiner Gemahlin; sie reizten die städtische Menge wider sie auf, und die Unglücklichen wurden mit tausend Wunden durchbohrt und ihre verstümmelten Leichen in den Orontes gestürzt. Aber die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Constantina wurde zwar durch den Tod vor derselben bewahrt, Gallus dagegen wurde von Antiochien abberufen, um bald darauf im Kerker zu Pola in Istrien von Eusebius verhört und dann wie der gemeinste Verbrecher mit rückwärts gebundenen Händen enthauptet zu werden. So wüthete das gottlose Geschlecht, das bestimmt war die Religion der Liebe und Versöhnung zur Geltung zu bringen, mit Bosheit und Tücke gegen sein eigenes Fleisch. Schicksale des Gallus. 351–354. März 351. Dec. 354.

Es fehlte damals nicht an Versuchen, Julian in das Schicksal des Bruders Julianus.

zu verflechten. Die Eunuchen warnten den Kaiser vor der Gefahr einer dereinstigen Blutrache und umstellten den Fürsten in seiner Zurückgezogenheit in Mailand, wohin er auf hohen Befehl von Nikomedien verwiesen worden war, mit Spähern und Angebern, um ihn durch die Netze der Intrigue und Verleumdung zu Fall zu bringen. Aber die alten Götter, denen Julian in der Tiefe seiner Seele zugethan war, wenn er sich gleich nach Außen das Ansehen eines eifrigen Christen gab, wachten über sein Haupt, und die edle Kaiserin Eusebia bewirkte durch ihre Fürbitte bei dem Gatten, daß die Verdächtigungen der Eunuchen wirkungslos blieben und Constantius seine Hand nicht weiter mit Verwandtenblut befleckte. Er erlaubte dem Neffen, seine Ausbildung auf der hohen Schule in Athen zu vollenden. Dort genoß Julian des Umgangs der Rhetoren und Philosophen und faßte in den schattigen Laubgängen der Akademie die begeisterte Liebe für Plato's Lehre, in die er schon in Nikomedien durch Libanius eingeweiht worden, und für den Cultus des starken Helios, dem er seine Rettung zuschrieb, und zu dem er mit schwärmerischer Sehnsucht seine Blicke richtete.

Er wird zum Cäsar ernannt. Um diese Zeit war das römische Reich auf allen Seiten von mächtigen Feinden bedroht. Die Ufer des Rheins wurden von germanischen Völkern betreten und verwüstet. Der Feldherr Silvanus, ein Franke in römischen Diensten, leistete ihnen kräftigen Widerstand, als er jedoch von tückischer Verleumdung umgarnt statt des verdienten Lohnes Strafe und Zurücksetzung erfuhr, sann er auf Abfall und Empörung. Sein Tod durch Meuchelmord befreite zwar das Reich von einem neuen Bürgerkrieg, minderte aber nicht die Noth der westlichen Staaten. Bei Augst am Oberrhein, im Linzgau und am Bodensee wurden von dem Kaiser selbst und seinen Feldhauptleuten unaufhörliche Kämpfe geliefert. Die Donaugrenze wurde nur mühsam gegen die Quaden und ihre sarmatischen Nachbarn und Bundesgenossen im alten Dacien geschützt, und im Osten schwang der unermüdliche Sapor abermals die Kriegsfahne, so daß die Länder Kleinasiens von Truppen entblößt werden mußten und den räuberischen Isauriern zur Beute wurden. Sie stiegen von ihren Felsenburgen nieder und erfüllten alles Land bis Seleucia mit Raub und Gewaltthat. Da wurde Constantius gewahr, daß seine Kraft allein einem solchen Umfang von Sorge und Herrschaft nicht gewachsen wäre; er öffnete daher den Rathschlägen der Eusebia sein Ohr und ernannte seinen Vetter Flavius Julianus zum Cäsar und Beherrscher der gallischen Provinzen. Trauernd verließ Julian, damals 25 Jahre alt, die geliebten Studien in Athen, um in Mailand vor dem versammelten Heere von Constantius mit der neuen Würde geschmückt zu werden und mit dessen Schwester Helena vermählt die höchste Stufe der Ehre nach dem Kaiser selbst einzunehmen. Als er das Philosophenkleid mit dem Waffenrocke und dem Purpurmantel vertauschte, schied er von seinem inneren Glück. Die bisherige Umgebung der Weisen wurde jetzt durch einen kalten Hofstaat

355. (margin, beside "leumdung umgarnt ...")

verdrängt, wo man seine Schritte überwachte, seine Worte belauschte, seine Briefgeheimnisse ausspähte. Mit Freuden empfing er daher den Auftrag, in dem bedrängten Gallien die Ehre des Reiches mit den Waffen herzustellen.

Nach Julian's Abzug verweilte Constantius noch 18 Monate in Italien. Er empfing in Rom die Huldigungen des Senats und Volks, bewunderte die Herrlichkeiten der Stadt, die ihm bisher nur durch fremde Beschreibungen bekannt gewesen, und setzte sich ein Denkmal in dem Obelisken, der jetzt den Platz des Lateran schmückt. Dann brach er an der Spitze der Heere nach den bedrohten Grenzen auf. Er setzte auf einer Schiffbrücke über die Donau, nöthigte die Quaden, nachdem er die Drangsale der römischen Provinzbewohner mit Strenge gerächt, zu einem Frieden, in dem sie durch Rückgabe der Gefangenen ihr vergangenes Unrecht sühnten und zur Bürgschaft eines ruhigen Verhaltens Geißeln stellten, und flößte den Sarmaten, die durch den Abfall ihrer bisherigen Sclaven geschwächt und in freie Sarmaten und Limiganten geschieden waren, durch Waffengewalt und Verträge Ehrfurcht vor Roms Kraft und Majestät ein. Die Limiganten, die während der Unterhandlungen über einen Vertrag einen verrätherischen Angriff auf die Person des Kaisers wagten, wurden ausgerottet und ihr Gebiet, ostwärts von der Theiß bis zu den Taifalen, den freien Sarmaten eingeräumt. Die „Könige" und Edlen stellten Geißeln und beschworen auf ihre Schwerter, „die sie als Götter verehrten", den Frieden mit Rom. Stolz auf solche Erfolge begrüßte das Heer den Imperator mit dem Namen Sarmaticus.

Constantius in Rom u. an der Donau. 356–358.

357.

In Sirmium empfing Constantius aus den Händen eines persischen Gesandten die stolzen Forderungen des Königs der Könige, Armenien und Mesopotamien an Sapor, den „Bruder der Sonne und des Mondes", abzutreten. So gern Constantius einen neuen Waffengang mit dem tapferen Feinde im Osten vermieden hätte, so erforderte doch die Ehre und Würde des Reiches, solcher Anmaßung mit dem Schwerte zu antworten. Aber nicht sobald war der Gesandte mit der Weigerung zurückgekehrt, als Sapor mit einem mächtigen Heere in Mesopotamien einfiel. Das Land, von unzureichenden Truppen unter zwieträchtigen Feldherren vertheidigt, wäre leicht erobert worden, hätte nicht die feste Stadt Amida (Diarbekir) durch die heldenmüthigste Vertheidigung den Perserkönig gegen drei Monate vor ihren Mauern gehalten. Zwar erlag endlich die Festung den täglich wiederholten Stürmen und büßte für ihren tapferen Widerstand mit Blut und Zerstörung, allein der Verlust von 30,000 Veteranen des persischen Heeres benahm dem König den Muth zum weiteren Vordringen. Als Constantius endlich ankam, fand er zerstörte Städte und verwüstete Felder, aber keine Gelegenheit zur Rache oder Vergeltung. Ruhmlos kehrte er nach Antiochien zurück.

Erneuerung des Perserkriegs. 359–360.

359.

Während die Schmeichelei umsonst ihren Scharfsinn anstrengte, aus dem letzten Perserkriege Stoff zu einem Panegyricus zu schöpfen, fühlten sich der

Julian in Gallien. 356–360.

Kaiser und seine Höflinge unangenehm von dem Ruhme berührt, den Julianus um dieselbe Zeit in Gallien erwarb, ein Ruhm, den man keineswegs von einem jungen Fürsten erwartet hatte, der bisher vertrauter mit Büchern als mit den Waffen gewesen war und dessen Unternehmungen man auf alle Weise durch Intriguen und durch Erzeugung von Zwietracht und Unbotmäßigkeit in seiner Umgebung zu erschweren und zu lähmen gesucht hatte. Aber was dem jungen Cäsar an Erfahrung und Uebung abging, ersetzte er durch andere rühmliche Eigenschaften. Er gab dem Heere das Beispiel der Einfachheit und Genügsamkeit; seine Ruhmbegierde, seine Liebe zur Tugend, seine Verachtung des Todes, die er aus der Philosophie gewonnen, erzeugten ähnliche Gefühle in den Herzen der Krieger; seine Wachsamkeit führte den Geist der Ordnung und Disciplin ins Lager zurück, und die Aufmerksamkeit, mit welcher er die Rathschläge und Weisungen erfahrener Heerführer, besonders des Sallust, anhörte, erweckte allgemeines Vertrauen. So gelang es dem neuen Cäsar innerhalb vier Jahren die von allen Seiten bedrängten Reichsgrenzen herzustellen und zu sichern und die Eroberung des göttlichen Julius zu retten.

Seine Feldzüge wider die Alemannen. 356. 357.

Nachdem Julian auf dem ersten Feldzug in einigen Gefechten mit abwechselndem Glück wider die Alemannen gestritten und durch Ersetzung zweier unzuverlässiger Unterfeldherren mit erfahrenen und getreuen Männern Einheit und Gehorsam geschaffen, lieferte er auf seinem zweiten Zuge demselben germanischen Feinde die große Schlacht bei Straßburg, wo die alte Kriegskunst und die von einem geschickten und verehrten Führer geleitete Anstrengung einen glänzenden Sieg über den wilden Ungestüm und die Körperkraft der Alemannen davon trug. 6000 Leichen bedeckten das Schlachtfeld, und wie viele bei der Flucht in den Wellen des Rheines versanken, wußte Niemand anzugeben. Unter den Gefangenen befand sich der König Knodomar mit einer Schaar seiner Getreuen. Unter den sieben Heer- oder Gaukönigen, welche die einzelnen Abtheilungen der Alemannen in den Kampf führten, war er hervorragend durch Macht, Heldengeist und Körperkraft. Der Sieger sandte den alemannischen Fürsten als Herold seiner Thaten dem Kaiser zu. Die ehrenhafte Behandlung, die ihm dieser zu Theil werden ließ, indem er ihm das „Lager der Ausländer" bei Rom zum Aufenthalt anwies, war nicht vermögend, in dem Herzen des Barbaren die bitteren Gefühle über seine Gefangenschaft und den Verlust des Vaterlandes zu ersticken. Er starb bald wie eine entwurzelte Pflanze in fremder Erde. Um die Alemannen von künftigen Streifzügen abzuhalten, setzte Julian zweimal über den Rhein, und die siegreichen Adler tief in das alte Zehntland bis an die Ufer des Maines tragend erfüllte er die germanischen Völker durch Verwüstung ihrer Dörfer und Wegführung ihrer Früchte und Heerden mit solchem Schrecken, daß sie versprachen alle gefangenen Römer auszuliefern und den Frieden nicht ferner zu stören.

Im nächsten Jahre unternahm Julian einen Feldzug gegen die Franken,

welche das fruchtbare Niederland am Unterrhein und an der Maas besetzt hatten und sich durch ihre Kriegslust und ungestüme Tapferkeit vor allen Germanen auszeichneten. Indem er ganz unvermuthet aus dem Winterlager in Paris aufbrach und in Eilmärschen nordwärts zog, verbreitete er durch seine plötzliche Ankunft solchen Schrecken unter den überraschten Germanen, daß sie nach dem unglücklichen Treffen bei Toxandria (Tessenderloo unweit Lüttich) die Gnade des Cäsar anflehten. Die Chamaven kehrten in ihre früheren Wohnsitze jenseit des Rheines zurück, die salischen Franken dagegen durften ihre neuen Niederlassungen in Brabant als Unterthanen und Hülfsgenossen des römischen Reiches behalten. Durch Eide und Geißeln versicherte sich der Cäsar der Treue der Barbaren. 600 junge Franken, die Julian in zwei erstürmten Burgen an der Maas zu Gefangenen gemacht, wurden als Zeugen seines Sieges an den Hof des Constantius gesandt, der sie in seine Leibwache einreihte. Zu diesen Erfolgen trug ein kühner germanischer Flüchtling, Charietto, ein Mann von riesiger Gestalt und Körperstärke, der als Freischaarenführer mit verwegenen Gesellen auf eigene Hand den Krieg im Dienste Roms führte, wesentlich bei. Auch die Bataver, die von jeher unter eigenen Fürsten frei von Abgaben nach altem Rechte lebten, wurden zur Anerkennung der Oberhoheit Roms gebracht und traten in das römische Heer ein.

Feldzug gegen die Franken. 358.

Darauf setzte Julian abermals über den Rhein und zwang die germanischen Fürsten durch Gewalt und Verträge zu einem friedlichen Verhalten. Er drang tief in das Zehntland vor und hielt ein Hoflager zwischen Kocher und Jaxt. Mit einer großen Zahl von Gefangenen, die er aus den Ketten der Barbaren befreit, kehrte der Cäsar nach Gallien zurück, um seine Thätigkeit einem wohlthätigeren Werke, dem Wiederaufbau der von den Feinden zerstörten Städte zuzuwenden. Mit Hülfe der unterworfenen Germanen, deren Dienste er zur Arbeit und zur Herbeischaffung des Materials in Anspruch nahm, wurden zwischen Mainz und der Mündung des Rheins zwölf Städte hergestellt, die, mit Vorräthen aus Britannien versehen, da der gallische Landbau durch die verheerenden Kriegszüge unterbrochen worden war, als feste Standlager für Besatzungstruppen und als Bollwerke gegen feindliche Einfälle dienten. Zugleich war er aus allen Kräften bemüht, durch gute Rechtspflege und weise Verwaltung die Leiden des Volkes zu mildern und Roms Herrschaft, die er durch das Schwert gesichert, auch durch Tugend und Gerechtigkeit zu befestigen, wie sehr er auch durch die Diener der kaiserlichen Tyrannei in allen guten Werken gehemmt ward. Landbau, Industrie und Handel erlangten unter dem Schutze der Gesetze und den Segnungen des Friedens eine kurze Blüthe, in den Städten kehrte mit der Ordnung und Sicherheit neuer Lebensmuth ein, die jungen Bürger überwanden die Scheu vor den Banden der Ehe und den Sorgen des Familienlebens und ergötzten sich wieder an öffentlichen und häuslichen Festen. Besonders erfreute sich Lutetia, die Inselstadt der Parisier, der Gunst des Cäsar. Auf dem südlichen Ufer der Seine erhob sich sein fürstlicher Palast, umgeben von neuen Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden und Plätzen zur Zierde und zum Nutzen.

Seine umsichtige Verwaltung.

Mit Neid und Mißgunst vernahm Constantius die Berichte von den Thaten seines Vetters; und wie sehr auch Schmeichler und Höflinge ihre Bered-

Abberufung der gallischen Heere. 359.

samkeit anstrengten, um die Verdienste des Cäsar herabzusetzen und die Sonderlingsnatur des Feldherrn im Philosophenbart zu verspotten, die Welt ließ sich weder durch die Verunglimpfungen der Schmarotzer, noch durch die prahlerischen Rundschreiben, in welchen sich der Kaiser die in Gallien und Germanien erworbenen Lorbeern selbst beilegte, über die wahre Sachlage täuschen. Volk und Heer sahen mit Liebe und Bewunderung auf einen Feldherrn, welcher mit altrömischer Kraft Tugend, Einfachheit und Sittenreinheit verband. Da beschloß Constantius, den verhaßten Rivalen von seinen bisherigen Waffengefährten zu trennen und ihn in eine Lage zu versetzen, in der er seines Ruhmes nicht lange genießen würde. Als Julian noch in Paris weilte, traf der kaiserliche Befehl ein, daß vier Legionen und der Kern der Hülfstruppen sogleich aufbrechen sollten, um den bedrohten Osten zu beschützen. Diese Botschaft setzte die Heere und den Cäsar in die größte Bestürzung. Die Soldaten, durch Geburt oder lange Gewöhnung an das gallische Land gefesselt, sollten ihre Frauen und Kinder und einen geliebten Heerführer verlassen, um unter den ruhmlosen Fahnen eines gehaßten Despoten gefahrvolle Kämpfe in einem fernen Lande und Klima und gegen einen furchtbaren Feind zu bestehen! Ein aus Schmerz und Grimm gemischtes Gefühl erfüllte das ganze Land. Die verbitterte Stimmung trat besonders zu Tage, als sämmtliche Truppen in Paris zusammentrafen, um sich von dem Cäsar zu verabschieden. Julianus bewirthete die Hauptleute und Führer und drückte sein Bedauern aus, daß er seine tapfern Waffengefährten nicht nach Verdienst belohnen könne. Von Wein erhitzt und in aufgeregter Stimmung verließen sie das Mahl. Nach einigen Stunden kehrten sie nach dem Palaste zurück, begleitet von den bewaffneten Kriegern und einer großen Menge Volks, und riefen Julianus zum „Augustus" aus. Umsonst suchte dieser die gefährliche Würde von sich abzulenken und bald mit Bitten, bald mit Vorwürfen und Drohungen die Tobenden in die Schranken der Pflicht und des Gehorsams zurückzuführen, sie erhoben ihn auf den Schild und legten ein reichgeschmücktes Halsband als Diadem um sein Haupt. Daß die Gegner Julians in diesem Verhalten nichts als Hinterlist und Heuchelei erblickten, war natürlich; er selbst hat stets auf das Feierlichste betheuert, daß er von dem Vorhaben der Truppen keine Kenntniß gehabt und nur dem Zwange nachgegeben habe.

Julian zum Kaiser ausgerufen. 360.

Seine Thätigkeit am Rhein.

Als Julian zur Freude des Volks und des Heeres die Würde eines Augustus angenommen, richtete er ein ehrfurchtsvolles Schreiben an Constantius, in dem er denselben bat, ihn als Beherrscher des Abendlandes anzuerkennen. Zugleich entfernte er die feindselig gesinnten Würdenträger von ihren Stellen und traf die nöthigen Vorkehrungen, um sich mit Gewalt auf dem hohen Posten zu behaupten. Nachdem er sein Heer durch die Banden von Räubern und Geächteten, die seit den Tagen des Magnentius das gallische Land durchstreiften, verstärkt hatte, zog er abermals an den Rhein, zwang die Attuarier, einen fränkischen Stamm, der einen neuen Einfall in das Reichsgebiet unternommen, durch einen

kühnen Marsch in ihr Land zum Frieden und schreckte die Alemannen durch einen raschen Zug über den Strom und durch die Verhaftung und Wegführung des schlauen und zweideutigen Fürsten Vadomar aus der Mitte seines Volks von feindseligen Unternehmungen ab. Zugleich besichtigte er die Festungen von Cleve bis Basel und traf Vorkehrungen zum Schutze der Grenze. Seit dem großen Constantin hat kein Heerführer des Westens solche Thaten im Felde vollbracht und solche Erfolge errungen. In sechs Feldzügen mit vier Rheinübergängen hat er die wilden Feinde niedergeworfen und friedliche Zustände begründet.

Constantius weilte noch in Antiochien, als die Kunde von dem Abfall der gallischen Truppen zu seinem Ohr drang. Er empfing die Boten Julian's mit Vorwürfen und Entrüstung und beantwortete das Schreiben mit hochmüthigen und drohenden Worten, jede Anerkennung streng zurückweisend. Der Unwille, den das kaiserliche Schreiben bei dem Heere hervorbrachte, bestärkte Julian in dem Vorhaben, sein Schicksal von der Entscheidung der Waffen abhängig zu machen. Noch kurz zuvor hatte er in Vienna das Fest der Erscheinung Christi gefeiert; jetzt stellte er öffentlich die Sorge für sein Heil den unsterblichen Göttern anheim und entsagte somit gleichzeitig der Religion und der Freundschaft des Constantius. Mit Jubel und Schildgetöse vernahmen die Soldaten den muthigen Entschluß ihres Kriegsherrn, die Waffen gegen den Beherrscher des Ostens zu tragen, und schwuren ihm zu folgen bis an die Enden der Erde. Sein Benehmen gegen Constantius.

Ein blutiger Bürgerkrieg drohte das römische Reich aus den Fugen zu reißen, in einem Augenblick, wo im Osten der Perser noch unter den Waffen stand und im Westen der trotzige Alemanne nur auf den Abzug der Legionen lauerte, um, heimlich von Constantius ermuntert, über den Rhein und Bodensee in das römische Gebiet einzubrechen. Der persönliche Haß, lange von der Maske erheuchelter Freundschaft verhüllt, trat nun in seiner ganzen Leidenschaftlichkeit hervor und trieb, verstärkt durch Rachgier und religiösen Fanatismus, zum Kampf auf Leben und Tod. Die beiden Frauen, die vielleicht noch durch begütigende Worte die lodernde Flamme hätten dämpfen können, die Kaiserin Eusebia und Julian's Gattin Helena, waren kurz zuvor aus dem Leben geschieden. So schien denn Rom an inneren und äußeren Wunden verbluten zu müssen. Aber das Schicksal bewahrte das Reich vor der Wuth eines Bürgerkrieges. Während Julianus mit seinem kleinen aber abgehärteten und muthigen Heere durch die Thäler des Schwarzwaldes nach der Donau zog, dann wie im Fluge längs dieses Stromes bald am Ufer, bald in Kähnen von den Wogen getragen nach Sirmium eilte, um von dieser Stadt, die seinen Einzug im Festgepränge feierte, durch das illyrische Gebirgsland sich der neuen Hauptstadt zu nähern, erlag Constantius in der kleinen Stadt Mopsukrene, etliche Meilen von Tarsus, einem durch die Aufregung der Wuth und Rachsucht gesteigerten Fieber im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters, im vierundzwanzigsten seiner Regierung, ein Fürst von hoher Bildung aber ohne Selbst- Julian's Zug nach Constantinopel. Tod des Constantius. 361. 3. Nov. 361.

ständigkeit des Willens und voll Neid und Argwohn, der alle Fehler, aber nicht die Fähigkeiten seines Vaters geerbt hatte. Der Versuch des allmächtigen Günstlings Eusebius, durch Aufstellung eines anderen Gegenkaisers die Herrschaft der Eunuchen zu verlängern, scheiterte an dem Widerstande des Heeres, das dem Sieger seine Huldigung und die Versicherung seiner Ergebenheit melden ließ. Wie im Triumphe zog nunmehr Julian in Constantinopel ein, begrüßt von dem freudigen Zurufe der jubelnden Volksmenge, des Senats und der Soldaten. Bald nachher langte der Trauerzug mit der Leiche des Constantius an, und Julian begleitete sie im einfachen Gewande ohne Diadem nach der Apostelkirche, der geweihten Ruhestätte.

3. Julianus der Abtrünnige und die heidnische Reaction. (361—363.)

Zu seiner Beurtheilung.

Es ist schwieriger auf der Höhe des Daseins den Ruhm eines Weisen zu bewahren, als in der gedrückten und mühseligen Lage untergeordneter Lebenskreise. Wenn wir absehen von der Verstellung, zu der sich Julian durch die Beziehungen zu dem christlichen Kaiserhof gezwungen sah, von der Zurückhaltung seiner wahren Ueberzeugung gegenüber einer unlauteren oft feindlich gesinnten Umgebung, von dem heuchlerischen Schein, unter dem er seine wahre Gesinnung häufig verbarg, so steht Julian in seinem bisherigen Leben als ein fleckenloser Charakter da, als ein siegreicher Kämpfer gegen die äußeren Feinde wie gegen die Laster und den Frevelsinn einer gesunkenen Menschheit. Obwohl seine der philosophischen Speculation zugewandte Natur für das Kriegsleben keinen Zug fühlte, hat er dennoch den Beruf und die Pflichten eines Feldherrn und Fürsten mit Ruhm und Erfolg erfüllt; seine Verwaltung und Rechtspflege waren musterhaft und lieferten den Beweis, daß ein durch Studien und Nachdenken gestärkter Geist auch im praktischen Leben sich schnell zurecht findet; seine Erhebung auf den Kaiserthron geschah ohne seinen Willen, wenigstens besitzen wir keine sicheren Beweise vom Gegentheil, und als Constantius sich zu keiner Verständigung herbeiließ, forderte es seine eigene Sicherheit, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Auf dem Zuge vom Rhein bis zum Bosporus erwarb er sich neben der Bewunderung des Kriegshelden den Ruhm weiser Mäßigung und Humanität. Aber auf der Höhe des Glücks erbleichte sein Stern; seine Gerechtigkeit wurde nicht selten durch Rachsucht und Parteilichkeit abgelenkt, seine philosophische Weitherzigkeit bestand im Widerstreite subjektiver Lehrmeinungen nicht die Probe, und sein sonst so klarer und durchdringender Verstand wurde durch Eitelkeit und Vorurtheil getrübt und an der richtigen Erfassung der Wirklichkeit der realen Lebensverhältnisse verhindert. Es ist freilich schwer, hinter den dichten Wolken, welche die Schmeichelei der Lobredner und die Lästerungen der

Gegner aufgethürmt haben, das wahre Bild zu erkennen; aber er selbst hat in seinen Schriften den richtigen Maaßstab zu seiner Beurtheilung niedergelegt.

Am größten zeigte sich Julian als Reformator des Hoflebens und als Wiederhersteller der altrömischen Kriegszucht. Ein Bewunderer der schönen Zeiten des Alterthums und der Einrichtungen und Denkweise der Vorfahren, verbannte er den von Diocletian und Constantin eingeführten Hofstaat aus seiner Nähe; die Schaaren reich besoldeter und geschmückter Palastdiener, Kammerherren, Eunuchen, der Mehrzahl nach eine „Lasterbande", wurden entfernt und zwar, da man ihren Verhältnissen keine Rechnung trug, in vielen Fällen nicht ohne Härte; die üppigen und verschwenderischen Tafelgenüsse hörten auf, da Julian auch als Kaiser der einfachen Lebensweise und Mäßigkeit treu blieb, die er auf der Schule und im Felde beobachtet hatte. Sein Bett theilte kein Weib mehr, seitdem Helena in Folge unglücklicher Entbindungen ins Grab gesunken. Statt der prachtvollen Hofkleidung seiner Vorgänger erschien er im alten Philosophengewand und im langen ungekämmten Bart. Dabei entwickelte er eine ungemeine Thätigkeit und Arbeitskraft. Mit unermüdlichem Fleiße unterzog er sich allen öffentlichen Geschäften des weiten Reiches, überwachte die Verwaltung, sorgte für unparteiische Rechtspflege, bewahrte durch strenge Heeres- und Lagerzucht den noch glimmenden Funken altrömischer Mannheit, schützte die Provinzen vor Erpressung und Steuerdruck. Die freien Stunden und einen Theil der Nacht, die seine Räthe und Diener der Erholung oder den Genüssen widmeten, weihte er den Studien und seinen schriftstellerischen Arbeiten. Die verderbliche Brut der Angeber und Späher verschwand. Der Bürger athmete wieder freier, da er sah, daß die Gesetze beobachtet wurden und bei den Gerichten kein Ansehen der Person galt. Den griechischen Städten, die unter der schweren Hand des Despotismus dem Verfall und der Verarmung anheimgegeben waren, wendete Julian die größte Sorgfalt zu. War doch an ihre Namen Alles geknüpft, was seinem Herzen theuer war. Er half ihrem Nothstande ab und ermunterte sie, die alten Spiele und heiligen Gebräuche aufs Neue zu beleben. Um so gleichgültiger war er gegen die Belustigungen der Rennbahn. Nur selten wohnte er den Circusspielen an, zum großen Verdruß der schaulustigen Menge.

Reformen am Hof und in der Verwaltung.

Mußte man in allen diesen Zügen einen Herrscher von seltenen Vorzügen und hohen Eigenschaften erkennen, so verrieth Julian in anderen Dingen Schwäche, Eitelkeit und Verkehrtheit. War die Beschränkung der Hofhaltung und des Aufwandes eine Wohlthat für das Reich, so konnte es doch nicht als Zeichen eines gesunden Geistes und praktischer Lebensweisheit gelten, wenn der Kaiser das persische Hofceremoniel mit der Einfachheit eines Cynikers vertauschte. Es war nur eine andere Art von Eitelkeit, wenn er statt des prunkenden mit Diamanten geschmückten Hofkleides den schmutzigen Philosophenmantel trug; es war der Hochmuth des Sonderlings, wenn er in seiner satirischen

Schwächen und Verkehrtheiten.

Schrift „der Bartfeind" sich seiner Geringschätzung aller körperlichen Pflege, seiner Hungerkost, ja sogar seiner Unreinlichkeit rühmte. Durch solche affektirte Zurückführung untergegangener Lebensformen in eine ganz anders geartete Gegenwart konnte die gesunkene Welt so wenig aufgerichtet werden, als durch die Thaten des edlen Ritters Don Quixote die verschwundene Ritterzeit. Seine ganze persönliche Erscheinung, der Mangel an innerer Haltung in seinem Benehmen gegen Heiden und Christen, die stete Unruhe und schwärmerische Aufregung, in der er von Tempel zu Tempel eilte und auf allen Altären opferte, machte den Eindruck, als ob er das verzehrende Gefühl eines unnatürlichen und erfolglosen Ringens in sich trage. Zu diesen Verkehrtheiten gesellte sich noch ein richterliches Verfahren, das nicht frei von Rachsucht war. In Chalcedon wurde ein aus sechs hohen Würdenträgern des Staats und des Heeres zusammengesetzter Gerichtshof errichtet, welcher Alle, die einst durch Ränke und Verleumdungen den Kaiser Constantius gegen Julian und seinen Bruder Gallus aufgereizt hatten, verhören und strafen sollte. Statt über die Vergangenheit den Schleier des Vergebens und Vergessens zu breiten, erschreckte somit Julian das Volk mit einem peinlichen Untersuchungsgericht, bei dem einige Männer auf den Richterstühlen saßen, die man lieber auf der Bank der Angeklagten gesehen hätte. Wie unter Constantius begann auch hier die Regierung mit Hinrichtungen und Gütereinziehungen, und wenn auch die meisten, wie der Oberkämmerer Eusebius, durch ihre früheren Frevelthaten den Tod verdient hatten, so fiel doch auch der Schatzmeister Ursulus, ein ehrenhafter Mann, dem Julianus zu Dank verpflichtet war, als Opfer der Soldaten, deren Zorn er gereizt hatte.

Julian's Haltung gegen die Christen.

Vor Allem war es jedoch seine feindselige Haltung gegen das Christenthum und sein unzeitgemäßer Eifer für die Wiederbelebung des abgestorbenen Heidenthums, wodurch Julian sich den Haß und die Feindschaft der Mehrzahl seiner Zeitgenossen zuzog, so daß sein Name mit Schmach bedeckt auf die Nachwelt gekommen ist, daß das Brandmal eines „Apostaten", eines Abtrünnigen von dem wahren Glauben, in dem er erzogen worden und den er in der Jugend bekannte, mit untilgbaren Zügen ihm aufgeprägt ward.

1. Erziehung und Bildungsgang.

Constantius hatte die religiöse Zurückhaltung seines Vaters aufgegeben und war mit entschiedener Feindseligkeit gegen das Heidenthum aufgetreten. Im Laufe seiner Regierung war durch mehrere Edicte geboten worden, daß der heidnische Aberglauben aufhören, der Wahnsinn der Opfer vertilgt und die Tempel geschlossen werden sollten; und wenn auch das Gebot nicht überall eingehalten wurde, so gab doch wenigstens im Morgenland die Ausübung der heidnischen Religion Veranlassung zu vielen gerichtlichen Verfolgungen; und bei der engherzigen Seele des Kaisers und dem Einflusse boshafter Eunuchen fehlte es nicht an harten Strafen gegen die Widerspenstigen. Unter diesem geistigen Druck verbrachten Julian und Gallus ihre Jugend, und dieser Druck war um so härter, als der Urheber desselben zugleich der Mörder ihres Hauses war und die Geistlichen, die ihre Erziehung leiteten, mit mißtrauischen Blicken alle ihre Handlungen beobachteten, das Innere ihrer Seele zu erforschen strebten und ihren Geist in die Bande des Dogmatismus und der Rechtgläubigkeit schlugen. Ihre Bemühungen

trugen die schönsten Früchte. Die Brüder vollbrachten mit Eifer und Andacht alle Werke christlicher Frömmigkeit, sie wohnten dem Gottesdienste bei, sie beteten und opferten auf den Gräbern der Märtyrer. Aber mit den Jahren trat eine Aenderung ein. Während Gallus der Christenlehre treu blieb, ohne daß sein rohes und verwildertes Gemüth dadurch veredelt worden wäre, neigte sich Julian's lebhafter Geist, angeregt von der Poesie der klassischen Literatur, die er zumeist aus dem Unterrichte eines alten Sclaven kennen gelernt, mehr und mehr dem Heidenthum zu, das durch den Reiz des Geheimnißvollen und Verbotenen ihm in desto höherer Verklärung erschien. Er lebte in den Idealen der antiken Welt; er verkehrte mit den homerischen Helden und Göttern und begeisterte sich für das menschlich Große und Edle, zu dem er einen natürlichen Zug in seiner Seele fühlte. Im Umgang mit griechischen Gelehrten wuchs seine Neigung zum hellenischen Religionswesen, dessen Mythen er im Sinne der neuplatonischen Philosophie allegorisch deutete, dessen Symbole und Mysterien seine Einbildungskraft fesselten, an dessen Kunst und Poesie, Festen und Opfern seine phantasiereiche Natur Gefallen fand. Von den Lippen neuplatonischer Weltweisen, wie Aedesius, Chrysanthius, Maximus u. A. sog er begierig jene schwärmerischen Lehren ein, die wir oben kennen gelernt. Einen besonderen Reiz hatte für ihn die Vorstellung von der Natur der Seele, die himmlischen Ursprungs, an den Körper gefesselt, nach der Erlösung und Rückkehr in die göttliche Heimath sich sehne, und er war aufs Eifrigste bemüht, sie durch Enthaltsamkeit, durch steten Kampf gegen das Fleisch mehr und mehr zu reinigen und zu befreien von den Fesseln und Banden der Materie und zum Schauen der Gottheit fähig zu machen. Diese poetisch-ideale Auffassung des Göttlichen und Menschlichen erfüllte nach und nach sein ganzes Gemüth: er glaubte im Umgang mit Göttern und Dämonen zu stehen und machte seine Entschlüsse und Handlungen von höheren Eingebungen abhängig. In Athen wurde er in die eleusinischen Mysterien feierlich eingeweiht; von der Zeit an stand er mitten in der griechisch-römischen Weltanschauung, wenn er gleich aus politischen Rücksichten mit seinem Glauben zurückhielt und äußerlich an Religionsdiensten sich betheiligte, die er tief verachtete. Er wurde ein schwärmerischer Anhänger der alten Volksreligion, nicht nur weil sie in seiner idealen Auffassung ein heiteres Gegenbild zu der „Religion der Todten und der Gräber" darbot, sondern auch weil er mit derselben Alles verknüpft sah, was die schönste Zeit des klassischen Alterthums aus sich erzeugt und als die reichste Quelle aller geistigen Bildung zurückgelassen hatte. Das Christenthum erschien ihm als feindlicher Gegensatz zu der Heldenwelt des Alterthums, zu der Größe und Herrlichkeit des cäsarischen Rom. Wie sollte dem Nacheiferer Alexander's und des göttlichen Julius eine Religion gefallen, welche Duldergröße über Heldengröße erhob und nur an die Nachfolge Christi die Krone des ewigen Lebens knüpfte? Wie sollte dem philosophischen Kaiser eine Religion zusagen, die da lehrte: „Ich will zu nichte machen die Weisheit der Weisen und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen"? Ihm vor allen Griechen mußte, wie der Apostel sagt, der gekreuzigte Christus eine Thorheit sein.

Mit Sehnsucht und frohen Hoffnungen blickten die Eingeweihten auf den Gesinnungsgenossen im Purpur, von dessen Thronbesteigung sie die Rückkehr des Reiches zu den alten Göttern erwarteten, der jeden Morgen zu Hermes betete, dem alldurchdringenden Weltgeist. Endlich kam die ersehnte Stunde. Sein Einzug in Constantinopel rief das sinkende Heidenthum zum letzten Male auf den Kampfplatz. Sein erstes Gebot war, die Tempel wieder zu öffnen und die in Verfall gerathenen herzustellen, die umgestürzten Altäre wieder aufzu- 2. Sein Regierungsantritt u. sein Toleranzedict.

richten und die öffentlichen Opfer- und Religionshandlungen zu erneuern; sein zweites verkündete allen Unterthanen des Römerreichs eine allgemeine, unbedingte Toleranz: die Verehrer der alten Götter, wie die Bekenner des gekreuzigten Christus, Rechtgläubige und Häretiker, sollten gleiche Rechte und Befugnisse haben, und selbst den Juden sollte die Rückkehr nach Jerusalem und der Wiederaufbau des Tempels gestattet sein.

3. Wiederbelebung des heidnischen Cultus. Nachdem Julian auf diese Weise den Boden bereitet, ging er mit dem Eifer eines Fanatikers an die Wiederbelebung der heidnischen Religionsgebräuche und an die Bekämpfung des Christenthums. Doch vermied er die blutigen Wege der Verfolgung: Scheu vor der stummen Beredsamkeit des Märtyrerthums, die in früheren Jahren dem Evangelium so viele Bekenner zugeführt, wählte er die Mittel der Verführung und des „sanften Unterjochens". Zunächst galt es dem heidnischen Götterdienst neuen Glanz zu verleihen und das Ansehen der Priester zu heben. Zu dem Behuf legte er sich selbst die Würde eines Oberpontifex bei und ging dem ganzen Volke mit dem Beispiele eines eifrigen Anhängers der polytheistischen Volksreligion voran. Libanius, sein Freund und Lobredner, bezeugt, daß Julian jeden Tag mit einem Blutopfer den aufgehenden Sonnengott, in dem er die ganze göttliche Allmacht und Herrlichkeit anschaute, begrüßt und mit einem Blutopfer den untergehenden begleitet habe, daß er selbst bei den Opfern mitgewirkt, um den Altar gelaufen, Holz herbeigetragen, das Messer angefaßt und die Eingeweide beschaut, und daß er, um diesen Pflichten besser nachleben zu können, in seinem Palaste dem Sonnengott ein Heiligthum errichtet habe. Denn ihm war, wie er von sich selbst zeugt, von Jugend auf eingepflanzt eine heftige Sehnsucht nach dem Glanze des Gottes Helios; der Anblick des himmlischen Lichtes und die leuchtenden Sterne hätten ihn von jeher mit Staunen und Entzücken erfüllt. Helios, Allen sichtbar und Alles schauend, sei der wahre Abglanz und Ausdruck der höchsten Gottesweisheit, in welchem die Einheit des Sinnlichen und Uebersinnlichen, des Himmlischen und Irdischen in seiner concretesten Gestalt sich darstelle. Diesen prunkvollen Sonnendienst und mit ihm den ganzen heidnischen Cultus mit seinem vollen Glanz und Gepränge; mit allen seinen Ceremonien und Mysterien wieder zur Volks- und Staatsreligion zu erheben, die Offenbarung des Göttlichen in der Natur, für welches die Christen keinen Sinn zu haben schienen, wieder zu wecken, war sein eifrigstes Bestreben. Nicht nur daß er Opferfeste von hundert Stieren (Hekatomben) veranstaltete, er suchte durch eine Reformation des Priesterstandes dem Heidenthum neue sittliche Lebenskraft einzuflößen, eine „polytheistische Kirche" zu gründen, welche die Vorzüge des Christenthums und dessen hierarchische Organisation mit der Glaubenspoesie und dem kunstgeschmückten Cultus der hellenischen Götterwelt vereinigen sollte. Libanius blickte mit Entzücken auf die Jubeltage, wo man an allen Enden das erhebende Schauspiel flammender Altäre, blutender Opfer, aufsteigenden Weihrauchs und feierlicher Züge von

Priestern und Augurn erblickte. Man besitzt noch das Sendschreiben, in welchem der kaiserliche Oberpontifex wie in einem „Hirtenbriefe" die Priester ermahnt, durch sittliches Leben, durch äußern Anstand, durch die Tugenden der Wohlthätigkeit und der Menschenliebe voranzuleuchten und durch emsiges Forschen in den erhabenen Lehren eines Pythagoras, eines Plato und der Stoiker sich geläutertere Religionsbegriffe zu erwerben und dem Volke mitzutheilen.

Mit diesen Versuchen, das Heidenthum auf neuer Grundlage zu restauriren und ihm die Vorzüge der christlichen Kirche zuzuwenden, ohne es mit den Fehlern und Gebrechen derselben zu verunstalten, hielten die directen Maßregeln gegen das Christenthum gleichen Schritt. Als heidnischer Oberpriester, der seine Kaiserwürde von der Gnade des höchsten der Götter herleitete, hielt Julian es für seine wichtigste Pflicht, den Cultus und die Priesterschaft wieder in die bevorzugte Stellung zurückzuführen, aus der sie durch die christlichen Kaiser verdrängt worden waren, und die Christen auf die Wohlthat der Duldung zu beschränken. Zu dem Zweck entzog er dem Klerus die Ehrenrechte und Einkünfte, die seine Vorgänger demselben verliehen hatten. Die Geistlichen verloren die Getreidebezüge, die Befreiung von Staatslasten, das Recht Testamente zu machen und Vermächtnisse anzunehmen. Die Gemeinden und Bischöfe wurden angehalten die entfremdeten Tempelgüter zurückzugeben, die verfallenen Heiligthümer wieder aufzurichten; und während er eine Schaar von Dichtern, Rednern, Philosophen, die mit ihren heidnischen Ansichten offen hervortraten und mit vollen Segeln sich der Zeitströmung hingaben, aus allen Gegenden an den Hof zog und mit Ehren und reichen Einkünften belohnte, selbst wenn sie sich, wie Maximus, durch Hoffart und Habsucht dieser Auszeichnung unwürdig zeigten, wurde den christlichen Rhetoren und Grammatikern, sofern sie dem Preis des Abfalls widerstanden, das Lehren der freien Künste und der altklassischen Literatur in den Schulen untersagt. „Die Verächter des Thukydides und Homer," äußerte er hämisch, „möchten in ihren galiläischen Kirchen den Matthäus und Lucas erklären, mit den heidnischen Schriftstellern sich aber nicht befassen." Wenn sie die alte Götterwelt für dämonisch hielten, müßten sie auch die Werke der Literatur verwerfen. Diesem Verbot lag die Absicht zum Grunde, die Christen geistig herabzudrücken, ihnen den Gewinn zu entziehen, welchen sie aus der hellenischen Literatur schöpften, und sie auf ihre eigenen geistigen Kräfte anzuweisen, mit denen sie den Kampf gegen den Hellenismus auf die Länge nicht durchzuführen vermocht hätten. Er selbst gab bei jeder Gelegenheit durch Spott und Ironie zu erkennen, wie geringschätzig der Jünger Plato's auf die „leichtgläubigen Schüler der Fischer", auf die „Galiläer", wie er die Christen zu nennen pflegte, niederschaue. Wenn sie sich vor seinem Richterstuhl beklagten, daß man sie in ihrem Eigenthum beschädigt, verwies er sie auf das Gebot, dem der ihnen den Rock nehme, auch den Mantel zu lassen, oder er tröstete sie mit dem Eintritt ins Himmelreich. Bei der geistigen Ueberlegenheit

4. Maßregeln gegen die Christen.

des Kaisers und seiner schriftstellerischen Gewandtheit war diese Waffe des Witzes, der Ironie, des Hohnes von größerer Wirkung, als die Verdrängung von den Hof-, Lehr- und Staatsämtern und die Hinterlist, mit der er durch Beseitigung der christlichen Embleme auf den Helmen der Soldaten, durch die Aufstellung seines eigenen Standbildes zur Verehrung, durch die Einführung der Opfer und Religionsgebräuche im Heer und bei allen amtlichen Verrichtungen, allmählich und unvermerkt den heidnischen Cultus an die Stelle der christlichen Kirche zu setzen bemüht war.

Wirkungen. Diese Mittel waren wirksam genug, viele Ehrgeizige und Servile, die ihr Gewissen und ihre Grundsätze mit geschmeidiger Wandelbarkeit den Wünschen und Ansichten der Mächtigen anzubequemen und sich in die Hofluft zu schicken gewohnt waren, dem Cultus der alten Götter zu gewinnen; aber der Abfall würde noch viel bedeutender geworden sein, wenn die Regierung Julian's länger gedauert hätte. Die irdischen Vortheile und Nachtheile, mit denen ein Herrscher auf dem Throne die Ergebenen zu belohnen, die Widerstrebenden zu bestrafen vermag, sind so mannichfacher Art und greifen so tief in das bürgerliche und gesellschaftliche Leben ein, daß ein hoher Grad von Bildung, von Ueberzeugungstreue und von Charakterfestigkeit dazu gehört, um durch die verschlungenen Pfade und bei dem nicht selten eintretenden Conflicte widerstreitender Pflichten nicht den rechten Weg zu verfehlen. Die Maßregeln, die der kluge Fürst anwandte, wirkten nachdrücklicher als die blutigen Verfolgungen alter Zeit, die in dem Märtyrerruhm ein Gegengewicht hatten. Er durfte die Christen nur ihrer inneren Zwietracht und Sektenspaltung überlassen, er durfte die Anhänger der neuen Kirche nur der Unwissenheit, Armuth und Zurücksetzung hingeben und dafür die Verehrer der Götter und Opferdarbringer mit Ehren und Aemtern, mit Belohnungen und Gnadenbeweisen auszeichnen; er durfte nur die Güter der Bildung und Wissenschaft den Bekennern des Heidenthums vorbehalten und den Förderern und Trägern derselben äußere Vortheile zuwenden, so konnte ein Religionsdienst, wie ihn Julian beabsichtigte, dem Christenthum ein gefährlicher Rivale werden. Denn wie dieses sich nur dadurch zur Weltreligion aufschwang, daß es alle edleren Bestandtheile aus dem Heidenthum in sich aufnahm und sich dienstbar machte, so konnte auch die alte Religion eine Regeneration erleiden, wenn der dürre Stamm durch frische Zweige neu veredelt und belebt ward, wenn die reinere Sittenlehre des Christenthums, wenn der tiefere Ernst um das Heil der Seele, wenn der strammere kirchliche Organismus, wenn die werkthätige Liebe für den leidenden Theil der Menschheit in den weiten Busen der polytheistischen Religion eingegossen und der sektenspaltende Dogmatismus fern gehalten ward. Mochte Julian auch in Antiochien, als er im reizenden Lorbeer- und Cypressenhain von Daphne den alten Apollocultus wiederherstellte und die Gebeine eines christlichen Märtyrers aus der Nähe fortschaffen ließ, einigen Widerstand erfahren und über den Brand, der bald nachher das Heiligthum verzehrte, einigen Verdruß empfinden; mochten auch die Christen durch Kundgebung ihres Hasses hie und da seinen Zorn reizen: seine ruhige Besonnenheit, die ihn von unüberlegten Schritten zurückhielt, und sein ernster klarer Wille, der ihn sein Ziel richtig erkennen und verfolgen lehrte, hätte bei längerer Regierung die Entscheidung zwischen den beiden geistigen Weltmächten ins Unbestimmte hinausgerückt; der Sieg, der sich schon für das Christenthum entschieden hatte, wäre aufs Neue in Frage gestellt worden.

Julian begünstigt die Juden. Julian verschmähte es sogar nicht das alte Judenthum als Bundesgenossen wider die abgefallene Tochterkirche ins Feld zu führen. Nicht nur, daß er den Bekennern des mosaischen Gesetzes die drückenden Abgaben und Lasten erließ,

er unterstützte sie auch in dem Vorhaben, den Jahvetempel wieder aufzurichten und der Verehrung des Kreuzes Christi wie des heiligen Grabes durch fromme Pilger den geweihten Opferdienst des alten Nationalgottes entgegenzusetzen. Aber wie eifrig auch der jüdische Fanatismus das Unternehmen betrieb, noch ehe die Fundamente gelegt werden konnten, fand Julian im fernen Morgenlande seinen Untergang. Die Legende, durch viele namhafte Schriftsteller bestätigt, schrieb die Unterlassung des Baues wunderbaren Zeichen zu; feurige Flammen seien aus dem Boden aufgestiegen und hätten die Arbeiten zerstört. Die heilige Stätte von Jerusalem sollte nur dem Dienste Christi des Erlösers geweiht sein.

So sehr dem Kaiser die Herstellung der alten Staatsreligion am Herzen lag, so vergaß er darüber doch nicht der Pflichten eines Imperators. Wie er einst die Rheingrenze gesichert und die germanischen Feinde in ihrem eigenen Lande aufgesucht, so strebte er auch nach dem Ruhme eines Wahrers und Mehrers des Reiches im Osten; so wollte er dem stolzen Sapor nicht nur die Eroberungen in Mesopotamien wieder entreißen, sondern die Herrschaft Roms über den Tigris ausdehnen. Zu dem Zwecke verbrachte er den Winter 362/3 in der syrischen Hauptstadt Antiochien, um die nöthigen Vorbereitungen zu dem kühnen Feldzug auf das nächste Frühjahr zu treffen. Hier hatte er die Freude, den Sophisten und Rhetor Libanius, dessen Schriften einen so großen Einfluß auf seine Geistesrichtung gehabt und nach dessen persönlichem Umgange er sich längst gesehnt hatte, von Angesicht zu sehen und nicht nur seinen Geist und seine Weisheit, sondern auch die Selbständigkeit seines Charakters zu bewundern. Aber diese Freude wurde ihm sehr verbittert durch die Unarten, die Spottsucht und die Schmähungen der zungenfertigen Mitbürger des Philosophen. Erbittert über die Theuerung der Lebensmittel, die sie ihm zuschrieben, und die er vergebens durch künstliche Mittel und durch Aufstellung eines willkürlichen Marktpreises zu heben suchte, sangen sie Spottlieder auf den heidnischen Kaiser und seine wunderliche Erscheinung. Statt die Beleidigung nach Art eines Caracalla zu strafen, beantwortete er ihre Schmähungen mit der satirischen Schrift „der Bartfeind“ (Misopogon), in welcher das ironische Bekenntniß seiner eigenen Fehler die Einleitung zu der scharfen und witzigen Satire gegen die ausgelassenen und weichlichen Sitten von Antiochia bildet.

Julian in Antiochien. 362/63.

Im Frühling brach Julian von Antiochia auf. Nachdem er in Hierapolis den Untergang des alten Heiligthums mit seinen Cypressenhainen und seiner reichen Priesterschaft betrauert, setzte er über den Euphrat und zog in die Stadt Karrhä ein. Der armenische König versagte seine Mitwirkung theils aus Anhänglichkeit an Constantius, seinen Wohlthäter, theils aus Abneigung gegen Julian, dessen Stolz ihn verletzte und dessen religiöse Ansichten seiner christlichen Ueberzeugung widerstrebten. Dennoch hatte der Feldzug des Kaisers einen guten Fortgang. Das Heer, zahlreich und trefflich geordnet, bei welchem neben den römischen Veteranen und streitbaren Galliern behende Hülfstruppen aus den Niederungen der Donau und des schwarzen Meeres und flüchtige Reiter

Der Feldzug in Mesopotamien. 363.

aus den Sandebenen Arabiens einherzogen, gab durch seine Haltung zu erkennen, daß ein Kriegsheld an seiner Spitze stehe, dessen Waffen so scharf und so treffend waren, wie die Worte, die von seinem beredten Munde oder aus seinem spitzen Schreibgriffel flossen. Begleitet von Fahrzeugen mit Lebensbedürfnissen zog das Heer über Nicephorium und Circesium längs des Euphrats hinab bis nach Macephracta, wo noch die Spuren der alten „medischen Mauer" sichtbar waren, welche einst das babylonische Tiefland vor den Einfällen der nördlichen Gebirgsbewohner schützen sollte. Hier hatte das Heer schwere Kämpfe zu bestehen. Nicht nur daß die bepanzerten Lanzenreiter der Perser die Flanken und den Rücken beständig bedrohten, die Einwohner öffneten die Dämme, daß die Fluthen der vielen Kanäle und Rinnen, von denen das Land durchschnitten war, jener „Wasserbäche Babylons", an denen einst die gefangenen Juden getrauert, sich über die Erde ergossen und das Vorrücken hinderten. Aber mit Umsicht und Tapferkeit begegnete Julian allen Schwierigkeiten: die Perser wurden zurückgedrängt, die Palmenwälder boten Stämme zu Flößen und Ueberbrückungen und zu Maschinen und Wandelthürmen für die Belagerung der festen Städte. Perisabor oder Anbar, die zweite Stadt des Landes, erlag den stürmenden Römern und wurde dem Erdboden gleich gemacht; die Festung Maogamalcha, durch hohe Mauern und Thürme geschützt, wurde mittelst eines unterirdischen Ganges eingenommen und nach Ausplünderung der Häuser und Ermordung oder Wegführung der Einwohner in einen Aschenhaufen verwandelt; bis vor die Mauern von Ktesiphon streifte das siegreiche Römerheer, und weithin rauchten die Lustschlösser und die Parks und Prachtgärten mit den schattigen Laubgängen, mit den reizenden Springbrunnen, Blumenbeeten und Baumgruppen. In diesen Kriegsnöthen und Gefahren ging Julian allen seinen Waffengefährten an Muth, Tapferkeit und Todesverachtung voran, und kein Sinnenreiz war mächtig genug, ihn von den Tugenden der Entsagung und Entbehrung abzulenken. Die Ehre Roms am Feinde zu rächen, den Dienst der vaterländischen Götter herzustellen und dem „Sophisten von Antiochien" einen Stoff zur Preisrede zu liefern, darauf war das ganze Streben des willensstarken Mannes gerichtet.

Julian in Persien. Ohne Widerstand bezog hierauf Julian die Stelle, wo ehedem die Griechenstadt Seleukia gestanden. Aus ihren Trümmern war am westlichen Ufer des Tigris der feste Flecken Koche entstanden, eine Vorstadt des prachtvollen Herrschersitzes Ktesiphon auf der anderen Stromseite. Beide Orte, unter dem gemeinsamen Namen Madain zusammengefaßt, dienten den Großkönigen zum Winteraufenthalt, wie ihren Vorfahren Babylon. Julian's Heldenseele dürstete nach dem Ruhme, die stolze Königstadt in seine Gewalt zu bringen, wie sehr auch das steile Ostufer, wo zahllose Bogenschützen, Eisenreiter und Hunderte von Elephanten Wache hielten, jedem Angriff zu spotten schienen. Und dennoch wurde der Uebergang gewagt. Nachdem der verschüttete Kanal Trajan's (S. 276) wiederhergestellt und die Flotte aus dem Euphrat nach dem Tigris ge-

bracht war, täuschte er die Feinde durch festliche Waffenspiele, mit denen er den ganzen Tag über das Heer beschäftigte, um während der Nacht unerwartet eine Landung am jenseitigen Ufer zu bewerkstelligen. Durch die muthige Entschlossenheit des Kaisers gelang das kühne Wagstück. Die Feinde wurden zurückgeschlagen, das reiche Lager mit den werthvollsten Geräthschaften, Waffen und Kostbarkeiten erbeutet und Ktesiphons Mauern von dem römischen Heere umstellt. Umsonst bot Sapor durch den sassanidischen Reiterfürsten Hormisdas, der in Julian's Diensten stand, dem Kaiser einen vortheilhaften Frieden an; wie einst Alexander, sein Vorbild, wies er das Anerbieten standhaft zurück, und um dem Heere jede Hoffnung eines Rückzugs zu rauben und ihm nur die Wahl zwischen Tod und Sieg zu lassen, gab er Befehl, die Schiffe zu verbrennen. Bald darauf verließ er die Umgegend von Ktesiphon, an dessen Eroberung er verzweifeln mochte, und wandte sich nordwärts, in der Hoffnung, die getrennten Truppenabtheilungen, die unter der Führung von Procopius und Sebastianus durch den oberen Theil Mesopotamiens vorrückten, an sich zu ziehen und dann vielleicht auf der alten Wahlstatt von Arbela mit dem Großkönig den Entscheidungskampf zu bestehen. Aber nun wich das Glück von den römischen Feldzeichen. Durch den Verrath des armenischen Königs wurde der nördliche Heereszug zurückgehalten; durch einen noch schwärzeren Verrath eines persischen Edelmannes, der sich unter der Hülle eines Ueberläufers an den Kaiser drängte und ihn durch verderblichen Rath und falsche Führer verleitete, wurde Julian selbst in das Innere des persischen Reiches gelockt, wo bald in verwüsteten Gegenden der größte Mangel sich einstellte.

Mühsam trat das Heer den Rückzug nach dem Tigris an, umschwärmt und angegriffen von dem persischen Reiterheer, das sich endlich aus den entlegenen Landschaften um den König gesammelt. Die Noth mehrte sich mit jedem Tag; die dürftige und geringe Speise, die schwüle Hitze des assyrischen Sommers, die unaufhörlichen Kämpfe und Märsche brachen die Kräfte der Veteranen; selbst Julian, wie muthig und umsichtig er auch alle Pflichten eines Heerführers und Kriegers verrichtete, blickte sorgenvoll in die Zukunft; Unheil verkündende Träume und Zeichen ängstigten seine Seele. In der zweiten Hälfte des Juni ging der Zug durch ein Waldgebirge, dessen Höhen insgeheim von den Persern besetzt worden. Kaum waren die Römer in die Berge eingerückt, so brachen die Perser von allen Seiten auf sie ein. Auch hier entfaltete Julian die Geschicklichkeit und Wachsamkeit eines vollendeten Feldherrn; mit rastloser Eile durchflog er die Reihen, sich bald an der Fronte, bald bei der Nachhut zeigend und das Geeignete anordnend; der Hitze wegen hatte er den Panzer abgelegt. Plötzlich flog ein Wurfspeer durch die Luft in seine Seite, daß er sterbend vom Pferde sank. Sein Fall gab seinem Heere den Muth der Verzweiflung und die Stärke der Rache; die Feinde wurden mit Verlust zurückgeschlagen, und Julian hatte noch Gelegenheit und Kraft an seine treuen Waffengenossen erhebende Reden zu richten

Rückzug und Ausgang Julian's.

und im letzten Gespräche mit seinen Getreuen und den Philosophen Maximus und Priscus die beruhigende Ansicht auszusprechen, daß er das Leben wie ein gut verwaltetes Darlehn freudig dem Schöpfer zurückgebe. Die christlichen Schriftsteller, die das Andenken des „Apostaten" mit den größten Schmähungen beladen haben, lassen ihn selbst in der letzten Stunde noch mit Gedanken des Hasses erfüllt aus dem Leben scheiden. „Du siegst Galiläer!" sollen seine letzten Worte gewesen sein.

Julian „der Romantiker". So starb Julian, „der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren", wie ein neuerer Schriftsteller mit modernen Anspielungen ihn genannt hat, im zweiunddreißigsten Lebensjahr. Er war eine jener tragischen Persönlichkeiten, „die, auf die Grenze zweier Weltalter gestellt, statt die Zukunft kühn zu erfassen und in deren Sinn zu handeln, rückwärts gewendet sich stärker von der Vergangenheit angezogen fühlen, und indem sie der fortschreitenden Bewegung der Geschichte sich widersetzen, statt des Hammers Amboß, und dann von einem stärkeren Arm zerschlagen werden". Unter allen Gliedern des Constantin'schen Hauses weitaus der bedeutendste Fürst an Adel der Gesinnung, an Humanität des Charakters, an Bildung, Willensstärke und Heldensinn, ist er an der Macht der realen Verhältnisse, deren Geltung er nicht anerkennen wollte, tragisch untergegangen; sein philosophisch-poetisches Gebilde, das er dem Christenthum entgegensetzen wollte und für das er seinen Geist, seinen Witz und seine Beredsamkeit anstrengte, war leer und unnütz für das Leben, unwirksam für das Gemüth, unverständlich für den einfachen natürlichen Sinn und unfruchtbar für thätige Liebe. Die Poesie des Heidenthums war längst dahin gegangen, und der überwundene Volksglaube, in Mystik, Rhetorik und Sophistik gehüllt, konnte dem Menschenherzen die ersehnte Ruhe nicht gewähren. Julian's Restaurationsideen hatten keinen festen Boden mehr in dem lebenden Geschlechte. Das Heidenthum war zur Leiche geworden, deren Wiederbelebung ein thörichtes Unterfangen bleiben mußte. An diesem schwärmerischen Phantom sind die Kräfte eines großartig und heldenhaft angelegten Mannes elend gescheitert. Nach einer Alleinherrschaft von zwanzig Monaten ist er „wie eine Wolke" vorübergegangen. Aber der Parteieifer der heidnischen und christlichen Schriftsteller, mit dem jene, wie Libanius, das Andenken des todten Kaisers in den Himmel erhoben, diese, wie Gregor von Nazianz, es in den Staub zogen, hat sich über seinem Grabe erst recht entzündet, und durch alle Zeiten ist das Urtheil der Menschen über den merkwürdigen Mann nach zwei Richtungen auseinander gegangen. Zu solcher Höhe stieg damals die religiöse Wuth, daß das Gerücht entstand, der Wurfspeer, der dem Leben des Kaisers ein Ende gemacht, sei von der Hand eines römischen Christen im eigenen Heer geschleudert worden, und daß eine solche That als eine gottselige Handlung gebilligt und gefeiert werden konnte.

Julian's Regierung war das letzte Abendroth der heidnischen Literatur. Der

Kaiser selbst war einer der namhaftesten und geistreichsten Schriftsteller und sein Beispiel und seine Ermunterung wirkten belebend auf seine Gesinnungsgenossen, unter denen **Libanius** und **Themistius** die erste Stelle einnehmen. Von Julian's wichtigster Streitschrift gegen die Christen, worin er nachzuweisen suchte, daß die Lehren von Gott dem Vater und dem Sohne in der heidnischen Mythologie, in den Vorstellungen von Zeus und Helios oder Asklepios dem „Heilande", den Urhebern und Vorstehern aller geistigen Güter und natürlichen Kräfte, gleichfalls enthalten seien, sind nur einige Bruchstücke in der Widerlegungsschrift des Bischofs Cyrillus erhalten, ein eigenthümliches Gemisch von Verstand und Gelehrsamkeit, von Sophistik und Schwärmerei; aber seine übrigen Werke, seine Briefe und Sendschreiben, seine Schutzreden für die alten Götter, seine satirischen Schriften, sowohl die „Cäsaren", ein witziges und scharfes Tischgespräch über die Kaiser von Augustus bis Constantin in lucianischer Manier, als der „Bartfeind", eine ironische Selbstvertheidigung gegen die Antiochener, geben den Beweis, daß er sowohl durch sein umfassendes Wissen, wie durch die rhetorische und stilistische Gewandtheit der Darstellung neben seinem Freunde Libanius der bedeutendste Schriftsteller des absterbenden hellenischen Heidenthums war. Ueber der Lebendigkeit und Reinheit der Diction und Sprache übersieht man die künstliche Rhetorik und die Einflechtung entlehnter Stellen aus älteren Schriftstellern. — **Libanius**, geboren in Antiochia am Orontes im Jahre 314 oder 316, widmete sich in Athen dem Studium der Rhetorik und Philosophie mit solchem Eifer und Erfolg, daß er bald als „Stern erster Größe" glänzte. Die Aussicht, in jener Musenstadt als öffentlicher Lehrer angestellt zu werden, wurde durch Kabalen, mit denen er sein ganzes Leben hindurch zu kämpfen hatte, vereitelt. Auch aus Constantinopel, wo er, obwohl nur Privatlehrer, so viele Schüler anzog, daß die öffentlichen Hörsäle leer standen, vertrieb ihn der Neid und die Verleumdung der Zunftgenossen. Er begab sich im Jahre 346 nach Nikomedien, wo er fünf Jahre lang mit dem größten Beifall öffentliche Vorträge hielt. Damals war es, wo Julianus, durch ein Versprechen abgehalten die Vorlesungen des gefeierten Sophisten zu besuchen, sich Abschriften davon verschaffte und eifrig studirte. Nach einer wechselvollen Lehrthätigkeit in Constantinopel und Antiochien ließ er sich endlich dauernd in jener Stadt nieder, wo er bis zu Ende des Jahrhunderts lebte und wirkte, von den späteren Kaisern wegen seines Geistes und seiner rednerischen Begabung geachtet, aber vielfach gekränkt und gestört durch Krankheit, Familienunglück und Kämpfe mit anderen Sophisten, zu denen seine Unverträglichkeit und seine hochmüthige Eitelkeit häufig Veranlassung gegeben zu haben scheint. Von allen Sophisten ist keiner so fruchtbar gewesen als Libanius und von keinem sind so viele Geisteserzeugnisse erhalten als von ihm. Diese sind theils Reden, theils Declamationen, theils Musterstücke zu rhetorischen Vorübungen; ferner die Inhaltsanzeigen zu den Reden des Demosthenes nebst der **Biographie** dieses Redners. Unter den **Reden** sind die an und über Julian, vor und nach dem Tode des Kaisers verfaßt, für die Zeitgeschichte am wichtigsten. Von gleicher Wichtigkeit sind seine **Briefe**, von denen eine große Anzahl, zum Theil an die namhaftesten Personen der Zeit gerichtet, erhalten sind. „Libanius ist ohne Widerrede von allen Sophisten dieser Zeit der geistreichste und gediegenste," urtheilt Westermann, „man sieht in ihm den Schüler und oft glücklichen Nachahmer der Alten, ja die Wortfügung ist bei ihm oft demosthenisch, und namentlich in Schilderungen entwickelt er Kraft und Anmuth; aber den Geist der Zeit kann er doch nicht verläugnen. Seine Darstellung bietet mitunter ein seltsames Gemisch von Antikem und Modernem, dabei zu viel todte Form bei zu wenig Wesen; die Geringfügigkeit des Gegenstandes geht oft in Ueberfülle der Worte vollends unter; mit sich selbst zu sehr beschäftigt, wird er bei aller Reinheit des Ausdrucks doch Anderen dunkel,

Literatur des Heidenthums. Julian.

Libanius.

indem er auch dem logischen Zusammenhange nicht selten den sprachlichen unterordnet."

Themistius. Wie Libanius war auch sein Zeitgenosse, der Redner Themistius aus Paphlagonien, der alten Religion zugethan, aber von verträglicherer und duldsamerer Natur. Von Constantius zum Senator, von Julian zum Präfecten von Constantinopel ernannt, war er als Lehrer der Beredsamkeit in dieser Stadt lange literarisch und politisch thätig. Theodosius wählte ihn zum Lehrer seines Sohnes Arcadius. Wir besitzen von ihm noch 34 Reden, meistens Dank- und Gedächtnißreden an verschiedene Kaiser.

4. Valentinian und Valens.

Jovian. 363–364. Julianus war der letzte des Constantin'schen Geschlechtes, und da er wie Alexander, sein Vorbild, über die Nachfolge keine Anordnung getroffen hatte, damit kein Eingriff in die Wahl des Würdigsten geschehe, so gerieth das Heer in Verlegenheit, zumal als der Präfect Sallustius, der fähigste und erfahrenste Feldherr, der Julian's Vertrauen in hohem Grade besessen, den angebotenen Purpur ausschlug. Noth und Zufall lenkten endlich die Wahl auf Jovian, den unbedeutenden und weichlichen Obersten der Haustruppen, der außer einem liebenswürdigen heiteren Charakter nichts weiter zu seiner Empfehlung aufzuweisen hatte, als sein christliches Glaubensbekenntniß. Unter großen Beschwerden führte Jovian des Heer an den Tigris; aber außer Stand, den Fluß zu überschreiten, und von den Feinden und vom Hunger gleich schwer bedrängt, schloß endlich der neue Kaiser einen schmachvollen Frieden mit dem Großkönig, durch welchen nicht nur die fünf Provinzen auf der Ostseite des Stromes, die glorreiche Eroberung Diocletian's und Galerius, abgetreten wurden, sondern die Römer auch den Hoheitsrechten über Armenien entsagten und die festen Städte Mesopotamiens, Nisibis, Singara und das Schloß der Mohren, die so oft den Stürmen der Feinde Trotz geboten, auslieferten. Feierliche Eide und hochgestellte Geißeln sollten die getreue Erfüllung der Bedingungen verbürgen. Und so sehr beschleunigte Jovian den Abschluß des schmachvollen Vertrags, daß er nicht einmal die Hülfeleistung der Perser beim Uebersetzen über den Fluß und bei dem Marsch durch die öde, baumlose Ebene Mesopotamiens unter die Bedingungen aufnahm, so daß noch eine große Menge der tapferen Streiter dem Mangel und der Ermattung erlag, bis endlich das Heer abgezehrt und im Zustande der Auflösung in befreundete Gegenden kam. Mit herzzerreißendem Schmerze verließen hierauf die Bewohner von Nisibis und Singara die Orte, wo die Gräber ihrer Väter lagen, wo sie die Tage ihrer Jugend verlebt, um in Amida und anderwärts eine neue Wohnstätte zu suchen. Jovian aber eilte fort von dem Schauplatze der Schmach, um die Ueppigkeiten Antiochiens zu genießen, der erste römische Herrscher, der einem siegreichen übermüthigen Feinde ein wichtiges Grenzland und getreue Städte vertragsweise überlassen.

Armenien. Zwei Jahre später wurde der armenische König von Sapor, der seinen Waffen

stets durch List und schlaue Unterhandlung Nachdruck zu geben wußte, in silbernen Ketten nach Ekbatana geführt, um dort im Kerker den verdienten Lohn für seine zweideutige Politik zu ernten. Seine Gemahlin Olympias, die Tochter des mächtigen Ablavius, den einst die mißtrauische Furcht des Constantius aus der Welt geschafft (S. 555), begleitete den Sieger als Gefangene nach seiner Hauptstadt. Gegen zwanzig Jahre wurde Armenien durch einen persischen Satrapen regiert. Erst nach dem Tode Sapor's (379) gelang es der nationalen Partei, das Joch abzuschütteln und unter einem einheimischen König das frühere Bundesverhältniß mit Rom herzustellen, nachdem Para, der Sohn des weggeführten Herrscherpaares, nach einem Leben voll Abenteuern und Wechselfällen durch die Tücke eines römischen Befehlshabers meuchlings beim Mahle ermordet worden war (374).

Nachdem Jovian von Antiochien aus die Beisetzung der Leiche Julian's in Tarsus angeordnet, erließ er ein Rundschreiben, durch welches er die Religionsedicte seines Vorgängers aufhob und dem Christenthum die frühere gesetzliche Stellung wieder einräumte. Zugleich zerstreute er jedoch die Bestürzung der heidnisch gesinnten Partei durch ein huldvolles Toleranzedict. Für das letztere sprach der Redner Themistius im Namen des Senats dem Kaiser seinen Dank aus; dagegen erfüllten die Bischöfe, die sich in großer Zahl in Antiochien einfanden, das Ohr des Kaisers mit lautem Gezänke über die theologischen Streitfragen, die damals die christliche Welt erfüllten, um auf seine Entscheidung einzuwirken. Nach einigem Bedenken erklärte er sich für das nicänische Glaubensbekenntniß, worauf der flüchtige Athanasius den Bischofssitz von Alexandrien wieder einnahm. Jovian weilte nur so lange in Antiochien, als zur Erholung der Truppen durchaus nöthig war. Er brannte vor Verlangen, in den Kaiserpalast von Constantinopel einzuziehen und seine noch unsichere Herrschaft zu befestigen. Aber nur seine Leiche sollte in die Hauptstadt eingeführt werden. In einem kleinen Städtchen zwischen Ancyra und Nicäa ereilte ihn ein plötzlicher Tod. 17. Febr. 364

Zehn Tage lang blieb das Reich ohne Oberhaupt, bis sich die Obersten und Hauptleute, da Sallustius abermals die Ehre ablehnte, über die Wahl **Valentinian's** einigten. Der Sohn eines pannonischen Kriegsmannes, der sich von dunkler Herkunft zu dem ersten militärischen Rang aufgeschwungen, hatte Valentinian sein ganzes Leben im Lager und auf Feldzügen zugebracht und sich alle Tugenden und Eigenschaften angeeignet, die in einer solchen Schule erworben werden konnten. Er verband mit einer hohen majestätischen Gestalt Muth, Kühnheit, Kriegserfahrung, Reinheit und Einfachheit der Sitten und einen klaren praktischen Verstand; dagegen war er den eleganten Studien entfremdet, er verstand weder die griechische Sprache, noch die Künste der Rhetorik, wenn er sich gleich in geläufiger Rede auszudrücken wußte. Seine christlich-religiöse Ueberzeugung war nicht so hervortretend, daß sie ihm die Ungnade Julian's zugezogen oder daß sie ihn jetzt unduldsam und ungerecht gemacht hätte. Valentinian I. 364–375.

Er nimmt seinen Bruder Valens zum Mitkaiser an. Valens. 364–378. Als die Kaiserwahl zu Nicäa vollzogen und von dem Heere gebilligt war, ernannte Valentinian seinen jüngeren Bruder Valens zum Mitregenten und übertrug ihm die Präfectur des Ostens von der unteren Donau bis an die persische Grenze, während er selbst von Mailand aus die kriegerischen Provinzen Illyrien, Italien und Gallien zur Verwaltung übernahm. Die Lage des Reichs war so schwierig geworden, daß die Kräfte eines Einzigen der Last nicht gewachsen waren. Alle Grenzen bedurften wachsamer Hüter, während im Innern Aufruhr und Verrath lauerten und ein furchtbares Erdbeben die Küsten von Dalmatien und Griechenland, von Aegypten und Sicilien schwer heimsuchte und von den erschreckten Bewohnern als Vorbote des baldigen Einsturzes des Reichs gedeutet ward.

Aufruhr des Procopius. 365. 366. Valens, der für seine hohe Stellung keine anderen Tugenden geltend machen konnte als die treue Hingebung an den Bruder und die freiwillige Unterordnung unter dessen überlegenen Geist und höhere Macht, hatte schon im ersten Jahre um den Thron zu kämpfen mit Procopius, einem fernen Anverwandten Julian's, den die Furcht vor ewiger Haft und vor den Leiden eines Exils zur Empörung trieb. In Abwesenheit des Valens nahm er in Constantinopel den Purpur an und rückte, unterstützt von der Wittwe des Constantius, mit den abgefallenen Legionen der Jovianer und Herculianer und anderen Truppen dem Kaiser entgegen, während die Gothen, mit denen er in Bündniß getreten, in großen Heerhaufen über die Donau setzten. Valens, verzagt und an seinem Glück verzweifelnd, ging bereits mit dem Gedanken um, durch eine Thronentsagung sich Leben und Sicherheit zu erkaufen, wurde aber durch die Entschlossenheit und Festigkeit seiner Feldherren von diesem schmachvollen Schritte abgebracht. Als die Heere auf einander trafen, wurden die aufrührerischen Truppen durch das Ansehen des Sallustius und des greisen Arbetio und durch die imponirende Haltung und Tapferkeit des Arintheus, eines Kriegshelden von hoher Schönheit und Kraft, zum Abfall von den Fahnen des Usurpators gebracht, worauf dieser, nach einigem Umherirren in den Wäldern und Gebirgen Phrygiens, als Gefangener in das Lager geführt und enthauptet ward.

Die Gothen, seine Bundesgenossen, die in langsamem Zuge durch Mösien und Thrakien vorrückten, wurden abgeschnitten und zur Ergebung gezwungen. Ihre Wegführung in die Städte, wo sie nach dem Zeugniß des Sophisten Eunapius durch ihre Größe das Erstaunen, durch ihre Sitten den Spott der Einwohner erregten, hatte einen dreijährigen Krieg zur Folge, über dessen Ausgang wir wenig Sicheres wissen. Wie der Redner Themistius, ein Augenzeuge, aber ein unzuverlässiger Gewährsmann, meldet, 369. wurden in dem Frieden, den Valens mit dem West-Gothenfürsten Athanarich in einem Schiffe mitten auf der Donau abschloß, die Jahrgelder entzogen oder gemindert und der Handelsverkehr auf zwei Uferstädte beschränkt.

Die Regierung der beiden Brüder im Innern. Diese Erfahrung erfüllte die Herrscher mit Mißtrauen und führte sie zu einer Strenge, die häufig an Grausamkeit und Terrorismus streifte. Nur durch ein Regiment des Schreckens glaubten die kaiserlichen Brüder den drohenden

Einsturz des Reiches abwenden zu können. Von Rom bis Antiochien wurden die Hochverrathsprozesse und die Untersuchungen gegen Alle, die im Ruf der Zauberei, der Anwendung der verderblichen Geheimkünste der Magie und Geisterbeschwörung standen, oder die durch Beweise von Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit den Zorn oder Argwohn der Machthaber gereizt hatten, mit einer Härte durchgeführt, die an die Tage eines Nero und Domitian erinnerte. Valentinian, von Natur jähzornig und zur Strenge geneigt, gewöhnte sich allmählich so sehr an die Gerechtigkeit des Schreckens, daß sein Herz gegen die Stimme des Mitleids und des Gewissens abgehärtet wurde, und Valens wurde durch Furcht und Mißtrauen zu einem ähnlichen Verfahren getrieben. Es wird berichtet, daß hinter dem Schlafzimmer Valentinian's zwei Bären in einer Höhle eingesperrt waren, die oft zur schnellen Vollziehung der Todesurtheile gebraucht wurden. In Rom verwaltete Maximinus, ein Mann von getischer Herkunft, das Amt eines Stadtrichters mit teuflischer Bosheit. Doch hat die Regierung der beiden Brüder, namentlich die des Valentinian, auch rühmliche Seiten aufzuweisen: In ihren Sitten und ihrer Lebensweise blieben sie den Gewohnheiten ihrer Jugend treu, und am Hofe herrschte Einfachheit und Mäßigkeit ohne die übertriebene Strenge Julian's; Sparsamkeit und ein gut geordneter Staatshaushalt hoben den öffentlichen Wohlstand und ermöglichten die Erleichterung der Steuerlast; den Städten wurde gestattet Defensoren zu wählen, Schirmvögte gegen Beamtendruck und Willkür; und wie wenig die rauhe Soldatennatur Valentinian's die Früchte geistiger Ausbildung zu schätzen wußte, dennoch wurde die Literatur und Wissenschaft sowohl durch Hebung und Erweiterung der älteren Hochschulen in Athen, Rom, Constantinopel, als durch Gründung neuer Anstalten für Rhetorik, Philosophie, Jurisprudenz und andere Zweige der Gelehrsamkeit vor gänzlichem Verfall bewahrt. Die früher erwähnten Historiker Aurelius Victor und Eutropius, die Dichter Avienus und Ausonius, die in diese Periode hereinreichen, können immer noch als die letzten Strahlen der untergehenden Sonne der Antike bezeichnet werden; und Athen blieb noch lange die angesehenste Bildungsstätte griechischer Redekunst und Weltweisheit. Nur in Einem Punkte wichen die Herrscher von einander ab, in dem Verfahren gegen die religiösen Parteien. Denn während Valens, durch den Bischof von Constantinopel für den arianischen Glauben gewonnen, dem Lehrbegriff von der untergeordneten Stellung des Sohnes schwärmerisch zugethan war, und die Anhänger der entgegenstehenden Meinung wo nicht verfolgte, doch zurücksetzte und zum Uebertritt zu bringen suchte, schirmte Valentinian im Abendlande die Gewissensfreiheit. Die Heiden, die Juden und alle die verschiedenen Confessionen und Sekten, welche die göttliche Macht Christi anerkannten, wurden von den Gesetzen gegen willkürliche Gewalt wie gegen die Beleidigungen der Menge geschützt. Die heidnischen Auspicien durften fortbestehen und Jedermann sollte die Freiheit haben, diejenige Religion auszuüben, die er in seinem Gemüthe aufgenommen. — Beinahe zwölf Jahre

regierte Valentinian mit gewaltiger Hand das Abendland, streng und gerecht im Innern und stark nach Außen. Die zunehmende Habsucht der Geistlichkeit, welche die religiöse Hingebung der Zeit zum Vortheil der Kirche ausbeutete, zügelte er durch Edicte, worin dem Klerus die Annahme von Vermächtnissen, Schenkungen und Erbschaften und die Verleitung reicher und vornehmer Jungfrauen zu Gelübden eines ehelosen Lebens untersagt war, und dem Bischof Damasus von Rom, der eine fürstliche Pracht und eine weltliche übermüthige Herrschsucht entfaltete, trat er mit dem Ernste eines strengen Wächters des Rechts und der Gesetze entgegen. Zugleich schützte er mit der Schärfe des Schwertes die Reichsgrenzen und die Herrschaft Roms am Rhein, in Britannien und in Afrika, während sein Bruder Valens im Osten und an der Donau sein Beispiel nachahmte.

1. Die Römer in Gallien u. Germanien. 366—372. Alemannenkrieg. Jan. 366.

1. Die Alemannen, ergrimmt, daß ihren Gesandten durch den hochmüthigen Kanzler Ursacius die Geschenke vermindert worden, auf welche sie nach Herkommen oder Vertrag bei der Thronbesteigung eines neuen Kaisers Anspruch machten, griffen zum Schwert und fielen in das römische Gebiet ein. Zwei römische Führer, unter ihnen der tapfere „Graf" Charietto, erlagen ihren Streichen und die Standarte der Bataver gerieth in ihre Gewalt. Nur gegen das feierliche Versprechen, die geschändete Ehre im Blute der Alemannen zu rächen, stand der strenge Kaiser von dem Vorhaben ab, sie der Waffen zu berauben und in Knechtschaft zu verkaufen. Sie schlossen sich dem Heere an, das der Reiteroberst Jovinus ins Feld führte, und kämpften tapfer und erfolgreich. Nachdem Jovinus zuerst in der Gegend von Metz einen ungeordneten Heerhaufen der Alemannen überfallen und aufgerieben, dann an der Mosel eine zweite Abtheilung derselben, als sich die Einen sorglos im Flusse badeten, Andere ihr goldgelbes Haar schmückten oder zechend umherlagen, theils vernichtet, theils in
366. die Flucht getrieben hatte, brachte er in einer langen blutigen Schlacht bei Chalons an der Marne dem Hauptheere selbst eine schwere Niederlage bei. 6000 Feinde deckten das Schlachtfeld, einen gefangenen König knüpften die Krieger ohne Vorwissen des Feldherrn an einem Baum auf. Siegesfroh eilte Jovinus zu dem Kaiser nach Paris und empfing die Ehre des Consulats als Lohn aus seiner Hand. Die Ermordung des Alemannenkönigs Vithicab, in dessen schwächlichem Körper der kühne und starke Geist seines Vaters Vadomar (S. 565) lebte, durch die Hand eines Meuchelmörders vollendete das Glück Roms. Ermuthigt durch diese Erfolge und zürnend, daß der Alemannenfürst Rando bei Gelegenheit eines christlichen Festes die Stadt Mainz überfallen und Gefangene und Beute weggeführt, beschloß Valentinian den Feind in seiner überrheinischen
368. Heimath aufzusuchen. Begleitet von seinem jungen Sohne Gratian, den er kurz zuvor zum Mitregenten erhoben, zog er an der Spitze eines furchtbaren Heeres, dessen beide Flügel von Jovinus und Severus geführt wurden, über den Rhein, schlug die auf einer Berghöhe bei Solicinium am Neckar aufgestellten

Alemannen, nachdem er selbst einer großen Gefahr entgangen, und befestigte aufs Neue die Ufer des Rheins von Köln bis Basel mit Schlössern und Thürmen, bei deren Anlegung er von seiner Erfahrung in den Künsten der Mechanik, des Zeichnens und der Technik Gebrauch machte. Aber der Versuch, auch auf dem rechten Ufer den Berg Pirus, der in der Gegend der heutigen Stadt Heidelberg zu suchen sein dürfte, mit einem Castell zu versehen, wurde durch einen Ueberfall der Alemannen vereitelt. Glänzende Spiele, während des Winters in Trier aufgeführt, lohnten die Krieger für die überwundenen Mühen und Gefahren. Der Versuch, den Alemannenkönig Macrianus, der in den Heilquellen des Taunus Genesung von einer Krankheit suchte, heimlich zu überfal- 372.
len, schlug fehl. Durch die plündernden Soldaten von der Annäherung der feindlichen Schaaren unterrichtet, fand Macrianus Zeit auf heimlichen Gebirgswegen zu entkommen. Valentinian rächte sich durch Verwüstung des Landes für das Mißlingen seines Planes. Um dieselbe Zeit kamen die Römer auch mit zwei anderen deutschen Völkerschaften, den Burgundern und Sachsen, Burgunder und Sachsen.
in Berührung. Die ersteren, am oberen Main und an der Saale seßhaft, lagen mit ihren südlichen Nachbarn, den Alemannen, häufig in Fehde wegen des Besitzes einiger Salzwerke. Diese Feindschaft benutzten die Römer, um nach überlieferter Sitte die Germanen durch die eigene Zwietracht zu besiegen. Ammianus erwähnt einer Sage, daß die Burgunder von den römischen Besatzungen herstammten, die einst Drusus an der Elbe zurückgelassen. Diese historische Fiction sollte die Verbindung erleichtern. Doch scheinen die ersten Unterhandlungen ohne nachhaltige Folgen geblieben zu sein. Die Sachsen machten sich die verwirrten und gelockerten Zustände Galliens in ähnlicher Weise zu Nutzen, wie in der Folge die Normannen. Auf flachbodigen Kähnen, die Seiten aus Weidengeflecht mit Thierhäuten bedeckt, befuhren sie die Küstenländer und die Flußmündungen von der Niederelbe bis zur Garonne, Beute und Gefangene wegführend. Eine solche Schaar wurde in der Seelandschaft 371.
Armoricas von römischen Truppen umstellt und nach abgeschlossenem Vertrag auf dem Abzug hinterlistig überfallen und theils niedergemacht, theils in Knechtschaft geführt. Die größten und stärksten unter den Gefangenen sollten als Gladiatoren der Schaulust des römischen Volkes dienen; aber vor dem Gange nach dem Amphitheater tödteten sich neunundzwanzig derselben mit eigener Hand.

2. Während Valentinian von Trier oder Paris aus Gallien und den 2. Die Vorgänge in Britannien. 367–370
Rhein bewachte, brachte sein Feldherr Theodosius, an Tugenden und Fähigkeiten mit Agricola zu vergleichen, in Britannien und Afrika die römische Herrschaft zu Macht und Ansehen. Dort wurden die räuberischen Einfälle der wilden Caledonier zurückgewiesen, die verfallene Kriegszucht hergestellt und dem schwerbedrängten Insellande Ordnung und Ruhe zurückgegeben; hier wurde ein Aufstand mit Muth und Entschlossenheit unterdrückt und Roms Grenze im

und in Afrika. 372—373. Süden über das „Land der Datteln und Heuschrecken“ ausgedehnt. In Afrika nämlich, wo der habsüchtige Statthalter Romanus durch Erpressung das fruchtbare Land Numidien und die reichen Handelsstädte härter bedrückte als die behenden Söhne der Wüste durch ihre Raubeinfälle, aber durch Bestechung einflußreicher Hofbeamten stets der Strafe zu entgehen wußte, hatte endlich der Mauretanierfürst Firmus die Fahne der Empörung aufgepflanzt und unter den zur Verzweiflung gebrachten Einwohnern der Provinz zahlreiche Anhänger erworben. Als Theodosius, den der Kaiser von dem germanischen Kriegsschauplatz nach dem Süden entsandte, wider die Aufrührer zu Felde zog, erneuerte der afrikanische Häuptling die Künste und Listen Jugurtha's, fand aber bald in dem römischen Heerführer seinen Metellus und Sulla. Von dem Wüstenfürsten, bei welchem Firmus zuletzt Zuflucht gesucht, gefangen genommen, entging er der Auslieferung und der Schmach einer Schaustellung im Triumphe
373. nur durch den Entschluß, sich selbst das Leben zu nehmen. Romanus entzog sich durch die Thätigkeit seiner mächtigen erkauften Freunde der verdienten Strafe. Dagegen wurde der Wiedereroberer Britanniens und Afrikas auf die falsche
376. Anklage des Hochverraths einige Zeit nachher in Karthago öffentlich enthauptet.

3. Der Quadenkrieg an der Donau. 374. 3. Diese schmachvolle Behandlung eines hochverdienten Feldherrn ging nicht mehr von Valentinian aus. Wohl aber erlebte er die Treulosigkeit zweier römischen Großbeamten in einem und demselben Jahre an weit von einander entfernten Orten. Um dieselbe Zeit als der armenische Königssohn Para auf
374. tückische Weise unter der Lanze eines riesenstarken Legionars blutete (S. 579), schändete der Statthalter der niederpannonischen Landschaft Valerian das Gastrecht, indem er den Quadenkönig Gabinius, der seiner Einladung arglos gefolgt war, an der Tafel niederstoßen ließ, in der Meinung, die germanischen Barbaren, welche gegen die Aufrichtung römischer Festungswerke an ihrer Grenze Einsprache erhoben hatten, würden dadurch von jedem Widerstande abgeschreckt werden. Aber die verbrecherische That brachte den Römern keinen Gewinn. In gerechtem Zorne griffen die Quaden zum Schwert, setzten über die Donau und durchzogen, unterstützt von germanischen und sarmatischen Hülfsvölkern, raubend und mordend das römische Gebiet. Die Tochter des Kaisers Constantius, dem jungen Gratianus zur Gemahlin bestimmt, gerieth auf ihrer Brautfahrt in die größte Gefahr; nur durch die rasche Entschlossenheit eines Befehlshabers entging sie der Gefangenschaft und rettete sich nach Sirmium. Bald erschienen die Barbaren vor den Mauern dieser Stadt. Der Präfect Probus verlor den Muth und sann auf Flucht; nur mit Mühe ward er zurückgehalten und bewogen, die Mauern und Vertheidigungsanstalten in solchen Stand zu setzen, daß sie für Kriegsschaaren ohne Belagerungsgezeug unangreifbar waren. Nun wendeten sich die Quaden gegen den Oberstatthalter Equitius, den sie für den Urheber der Freventhat hielten, um an ihm Rache zu

nehmen. Zwei Legionen, die ihnen entgegentraten, wurden geschlagen und das Land weithin verwüstet.

Auf die Kunde von diesen Vorgängen schloß Valentinian mit dem Alemannenkönig auf dem Rheinufer gegenüber von Mainz einen Frieden und eilte dann in eigener Person in die Donauländer. Die Quaden und Sarmaten warteten seine Ankunft nicht ab, sondern zogen in ihr Land zurück. Valentinian setzte bei Aquincum über den Strom und übte schwere Vergeltung. Darauf bezog er zu Bregetio, unweit der heutigen Stadt Presburg, das Winterlager, entschlossen im nächsten Frühjahr den Feldzug zu erneuern. Die Quaden, die Rache des Kaisers fürchtend, schickten Gesandte ab, um durch Bitten und Vorstellungen das drohende Unheil abzuwenden. Sie nahten sich in demüthiger Haltung dem Throne des Mächtigen; aber der Versuch, ihr Thun zu rechtfertigen oder doch ihre Schuld zu mildern, setzte den jähzornigen Imperator in solche Wuth, daß in der Aufregung der Leidenschaft ein Blutgefäß zersprang und er leblos in die Arme der Umstehenden sank. Valentinian's Ausgang. 375. 17. Nov. 375

Der älteste Sohn Valentinian's, Gratian, damals siebenzehn Jahre alt und von dem Vater schon zur Würde eines Augustus erhoben, wurde von dem Heer als Beherrscher der westlichen Länder anerkannt. Damit aber das Gebiet südlich der Donau nicht ohne den Schutz des kaiserlichen Namens sei, wurde Valentinian, der Sohn der schönen Justina, des Kaisers zweiter Gemahlin, ein Knabe von vier Jahren, auf Betreiben einiger Großen gleichfalls mit dem Diadem geschmückt. Gratian verbarg seinen Groll und erklärte, daß er die Wahl des illyrischen Heeres anerkenne. Mit seiner Einwilligung nahm Justina mit ihrem kaiserlichen Sohne ihren Aufenthalt in Mailand, indeß Gratian, ein Jüngling von kräftigem Geiste und Körper, der Krieg und Jagd über Alles liebte, die Trevirerstadt an der Mosel zu seinem Wohnsitz erkor, an demselben deutschen Strom, dessen Naturschönheiten sein Lehrer Ausonius (S. 369) idyllisch besungen hat. Gratian. 375–383. Valentinian II. 375–392.

5. Anfang der Völkerwanderung und Valens' Ausgang.

Seit unvordenklichen Zeiten lebte in dem Hochlande des Altai ein wildes häßliches Hirtenvolk mongolischer Abkunft. Die Beherrscher des himmlischen Reiches der Mitte suchten vergebens den Einfällen und verheerenden Raubzügen der furchtbaren Feinde zu begegnen, bald indem sie mit großen Heeren wider sie zu Felde zogen, bald durch Aufführung einer mächtigen Mauer, welche den mit Pfeil und Bogen oder mit Lanzen bewaffneten Reiterschaaren einen unüberwindlichen Damm bereiten sollte; sie mußten meistens zu dem wirksameren Mittel des Schwachen greifen und durch Geschenke, Jahrgelder oder Tribut Friede und Sicherheit erkaufen. Sie lieferten den Geschlechts- und Die Hunnen.

Familienhäuptern der einzelnen Horden und dem gemeinsamen Oberhaupte, dem Tandschu oder Groß-Khan, Gold- und Seidenstoffe zur Ausschmückung ihrer Zeltwohnungen oder hölzernen Hütten und Jungfrauen zur Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden. Selbst Töchter aus kaiserlichem Hause vertrauerten in den Zelten der Häuptlinge die Jahre ihrer Jugend. Wir haben im ersten Theile dieses Werks (S. 42 f.) gesehen, wie unter der Han-Dynastie im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung diese schimpfliche Knechtschaft gebrochen wurde: den Unfällen im Feld folgte innere Zerrüttung; die einzelnen Horden trennten sich, die Herrschaft des Groß-Khans löste sich auf. Diese Zustände der Verwirrung und Zwietracht benutzten die Chinesen, um einzelne Horden durch Verträge zu binden und für ein friedliches Leben mit Zinsbarkeit oder zur Vertheidigung der Grenzen zu gewinnen. Aber die kräftigeren Stämme der Hunnen, scheu vor der Knechtschaft der Civilisation, zogen vor, mit ihren Heerden und Zelten weiter zu wandern und über den Bergen im Westen sich neue Wohnsitze zu suchen. Bald trennten sie sich jedoch in zwei Theile. Während die Einen sich in der weiten fruchtbaren Ebene niederließen, wo der Oxus und Jaxartes ihren Lauf in den Aralsee suchen, und unter der Einwirkung des Klimas und des Verkehrs mit cultivirteren Menschen allmählich mildere Sitten annahmen, so daß sie, bekannt unter dem Namen „Euthaliten" oder „weiße Hunnen", mit der Zeit das Nomadenleben gegen eine feste Ordnung mit Gesetzen und bürgerlichen Einrichtungen vertauschten und mit den Bewohnern Irans im Süden bald in kriegerische, bald in friedliche Berührungen kamen, setzten die Anderen ihren Wanderzug nach Nordwesten fort, bis sie endlich an der Wolga ihre Zelte aufschlugen und ihr Nomadenleben in altgewohnter rauher Weise fortführten. Im Winter stiegen sie mit ihren Rinder- und Schafheerden zur Mündung dieses mächtigen Stromes nieder, und ihre Sommerzüge reichten bis zur Breite von Saratow, ja selbst bis zur Einmündung des Kama. Lange mögen die Hunnen in den Steppen der Wolga ihr Hirten- und Jägerleben nach alter Skythenart geführt und an den Stämmen der Nachbarschaft ihre wilde Kraft geübt haben, als sie im vierten Jahrhundert, gedrängt und verstärkt durch neue Horden aus dem Hochlande des östlichen und nördlichen Asiens, abermals ihre Wanderzüge in westlicher Richtung antraten.
Alanen. Sie trafen zuerst auf die Alanen, ein schön gestaltetes Reitervolk, dem die Mischung sarmatischen und germanischen Geblütes edlere Gesichtszüge, hellere Farbe des Haupthaares und eine bildungsfähigere Naturanlage verliehen, und das in der breiten grasreichen Ebene zwischen Don und Wolga ein freies ungebundenes Hirtenleben verbrachte ohne Knechte und Leibeigene, die Habe nebst Weib und Kind auf bedeckten Karren mit sich führend. Der religiöse Cultus des Kriegsgottes, den sie in der Gestalt eines entblößten in den Erdboden gesteckten Schwertes verehrten, und die Sitte, die abgezogene Haut erschlagener Feinde als Pferde- und Waffenschmuck zu verwenden, gibt

Zeugniß von der kriegerischen Natur des Volkes. Aber wie tapfer immer die Alanen ihre Stammsitze wider den neuen schrecklichen Feind vertheidigten, die Hunnen behielten im blutigen Kampfe die Oberhand; der Alanenkönig fiel mit der waffenfähigen Jugend auf dem Schlachtfelde; dem Ueberreste blieb nur die Wahl zwischen Flucht und Unterwerfung. Der größte Theil nahm den von den Hunnen gebotenen ehrenvollen Antrag einer Vereinigung zu gleichen Rechten an und verstärkte den Heereszug der asiatischen Hirtenstämme; eine Schaar flüchtiger Alanen suchte eine sichere Freistätte in den Gebirgen des Kaukasus, wo sie sich bis zur Gegenwart erhalten haben; eine andere drang mit kühnem Muthe an die Gestade der Ostsee vor, von wo aus sie in der Folge mit germanischen Stämmen verbunden in das römische Reich einbrachen und im fernen Gallien und Spanien eine neue Heimath suchten.

Mit Unruhe und Schrecken blickten die Gothen, deren Besitzungen sich damals bis an das westliche Ufer des Don erstreckten, auf den neuen Feind, der eben so häßlich von Gestalt als wild und grausam von Sitten war, dessen bartloses Angesicht mit den kleinen tiefliegenden Augen „nie die männliche Anmuth der Jugend und nie das ehrwürdige Aussehen des Alters zierte". Die Beschreibung, die der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus von den Sitten, der Lebensweise und der ganzen äußeren Erscheinung der Hunnen entwirft, läßt den entsetzlichen Eindruck erkennen, den die Ankunft dieser östlichen Barbaren, in welchen die Phantasie der Gothen Abkömmlinge von Dämonen der Wüste und verworfenen Zauberweibern, Alraunen, erblickte, auf die Römerwelt hervorbrachte: *Sitten und Lebensweise der Hunnen.*

Das Volk der Hunnen, aus alten Berichten nur wenig bekannt, wohnt über den mäotischen See hinaus gegen das Eismeer hin, ihre Wildheit kennt keine Grenzen. Durch die Sitte, den Knaben gleich nach der Geburt die Wangen zu durchschneiden, wird der Bartwuchs gehemmt und das Angesicht entstellt. Von gedrungenem, starkem Gliederbau und langgestreckter Gestalt sehen sie mehr wie Bestien oder plump zugehauene Holzklötze aus. Mit der größten Häßlichkeit verbinden sie ungemeine Ausdauer und Abhärtung, so daß sie des Feuers und feinerer Nahrung ganz entbehren. Sie leben allein von Wurzeln und Kräutern und dem halbrohen Fleische aller möglichen Thiere, das sie auf dem Rücken ihrer Pferde etwas mürbe reiten. Nie kommen sie unter das Dach eines Hauses, das sie wie ein Grab meiden; nicht einmal Rohrhütten haben sie. Unstät schweifen sie durch Gebirg und Wald und gewöhnen sich an Hunger und Durst und an den Wechsel der Witterung. Ihre Kleider sind von Linnen oder aus Fellen von kleinem Gewild; dasselbe Gewand tragen sie im Hause und außen, legen es nicht eher ab, als bis es ihnen in Fetzen vom Leibe fällt. Mit gebogenen Mützen decken sie den Kopf, mit Ziegenfellen die rauchhaarigen Beine, die unförmlichen Schuhe hindern sie am freien Gang. Deshalb sind sie zum Fußkampf untüchtig; an ihren häßlichen aber ausdauernden Pferden hängen sie wie angewachsen und verrichten auf denselben ihre gewöhnlichen Geschäfte. Tag und Nacht sitzen sie zu Pferd, kaufen und verkaufen, essen und trinken, ja sie schlafen und träumen sogar, an des Thieres Nacken gelehnt. Nicht einmal bei Versammlungen und Berathungen steigen sie ab. Keine strenge Königsgewalt bindet sie, in stürmischer Eile wählen sie ihre Führer aus der

Zahl der Häuptlinge. Werden sie zum Kampfe gereizt, so stürzen sie sich in keilförmigen Massen mit gräßlichem Kriegsgeschrei auf den Feind. Gewandt und behende sprengen sie oft absichtlich auseinander und zerstreuen sich ordnungslos zum wüsten Morden. In ihrem raschen Vordringen stürmen sie auch keine Schanzen und Lager. Aus der Ferne schleudern sie Wurfspeere und Pfeile, deren Spitzen künstlich aus scharfen Knochen gefertigt sind, im Handgemenge brauchen sie das Schwert. Dabei suchen sie dem Feind, während er auf ihre Klingen achtet, plötzlich Schlingen überzuwerfen, um ihn zu verstricken und wehrlos zu machen. Ohne Aecker und Felder, ohne Hof und Heerd, ohne Gesetz und Recht schweifen sie wie Flüchtlinge mit ihren Wagen umher; diese sind ihre Wohnungen, der Aufenthalt ihrer Weiber, wo sie ihren geringen häuslichen Pflichten obliegen, die rohen Kleider weben und ihre Kinder um sich haben, bis sie erwachsen sind. Hier geboren, fern davon erzogen, kennt Keiner seine Heimath, weiß Keiner, woher er stammt. Treulos, wankelmüthig, jeder neuen Hoffnung hingegeben, folgen sie ganz dem Drang des Triebes. So leben sie wie das unvernünftige Vieh dahin, ohne Kenntniß von Tugend und Laster, ohne Achtung vor Glauben und Religion. Nach Gold sind sie ausnehmend lüstern, und so wankelmüthig und reizbar ist ihr Charakter, daß sie wohl mehrmals an demselben Tage sich entzweien und wieder versöhnen.

Das Gothenreich unter Hermanrich.

Als die Hunnen und ihre neuen Bundesgenossen den Don überschritten, um die Länder im Westen dieses Stromes zu unterwerfen, hatte das Gothenreich seine höchste Macht und Ausdehnung erreicht. Hermanrich, der vielgepriesene König der Ostgothen, aus dem ruhmreichen Geschlechte der Amaler, ein mehr als hundertjähriger Greis, hatte alle umwohnenden Völkerschaften germanischer und sarmatischer Abkunft theils mit Gewalt, theils durch Verträge zur Anerkennung seiner Oberhoheit gebracht. Selbst die drei Stammfürsten der Westgothen aus dem Geschlechte der Balthen, Athanarich, Fridigern und Alavius (Alaviv) huldigten dem greisen König des Bruderstammes und begnügten sich mit einer untergeordneten Stellung und dem Range von „Richtern". Nicht nur die Völkerstämme, die gen Morgen von den Quaden an der Theiß und Marosch seßhaft waren, die Jazygen, die Vandalen, so viele deren noch im dacischen Lande zurückgeblieben waren, die Taifalen, die den Ruhm kriegerischer Tapferkeit durch schmähliche Unsitten befleckten, die Victofalen und die stammverwandten Gepiden, standen in einem abhängigen Verhältniß zu den Gothen, auch im Osten folgten die Heruler in den Niederungen der Mäotis, die südlicheren Sciren und die nördlicheren Roxolanen dem Banner Hermanrich's, und die Anwohner der Weichselufer und des baltischen Meeres, die Wenden und Aestyer, erkannten die Oberhoheit des mächtigen Beherrschers der gothischen Reichsconföderation an. Es war ein großer Völkerbund, über welchen Hermanrich „mit der Macht eines Eroberers und zuweilen mit der Grausamkeit eines Tyrannen" regierte, und die Gothen sangen noch lange nach seinem Tod in deutschen Heldenliedern von seinen Thaten und seinem Ruhme. Aber die Lieder sind untergegangen und das Andenken des großen Königs und seines langen Heldenlebens ist nur unvollständig und von

Sagen umhüllt auf die Nachwelt gekommen. Die Völker, die er beherrschte, waren unfähig seinen Ruhm zu verewigen.

Hermanrich führte die gothische Streitmacht wider den furchtbaren Feind ins Feld. Aber das Kriegsglück, das ihm so lange treu zur Seite gestanden, verließ ihn im Alter. Die unterworfenen Völker waren zum Abfall geneigt, und als Hermanrich das Weib eines Roxolanenfürsten, der seine Fahne verlassen, von Pferden zerreißen ließ, stellten ihm ihre Brüder nach dem Leben. Noch siechte er an den Wunden, die ihm ihre Dolche zugefügt, als die Hunnen zum Angriff schritten. Verzweifelnd an dem glücklichen Ausgang des Völkerkampfes gab sich Hermanrich den Tod mit dem eigenen Schwert, um den Fall seines Reiches, die Schöpfung seiner langen Heldenthätigkeit nicht zu überleben. Sein Nachfolger Winithar wagte eine Feldschlacht. Sie entschied wider die Gothen. Der König selbst und mit ihm die Besten des Heeres deckten nach tapferer Gegenwehr die Wahlstatt; seinen unmündigen Sohn nebst den Ueberresten des geschlagenen Heeres retteten zwei tapfere Gothen von bewährter Treue, Alatheus und Safrach, an den Dniester, wo die Westgothen unter Athanarich ihr Lager und ihre Wagenburg aufgeschlagen hatten. Die übrigen Ostgothen unterwarfen sich der Herrschaft der Hunnen, bewahrten aber ihre nationale Einheit. Unter den Dienstmannen Attila's befanden sich später Abkömmlinge aus dem Fürstenhause der Amaler. Niederlage der Gothen.

Athanarich war entschlossen dem heranrückenden Völkerschwarm mit aller Kraft zu widerstehen. Als aber eine Reiterschaar in einer mondhellen Nacht unbemerkt über den Dniester setzte und die Gothen im Rücken angriff, entstand Furcht und Zwiespalt bei Heer und Führern. Athanarich zog sich zurück, um die verschanzten Waldungen zwischen Pruth und Donau für äußerste Nothwehr zu vertheidigen; das Hauptheer aber rückte unter den beiden anderen „Richtern" Fridigern und Alavius in Eilmärschen an das Ufer der Donau, um sich unter den Schutz des Reiches zu stellen. Valens befand sich gerade in Antiochien, bemüht, dem arianischen Glaubensgesetz allgemeine Geltung zu verschaffen und zugleich die Bewegungen der Perser bewachend, als eine Gesandtschaft angesehener Westgothen vor ihm erschien und ihn mit ausgestreckten Armen um Hülfe gegen das Schwert der Hunnen und gegen die Leiden des Hungers anflehte. Wenn er ihnen gestatte, über den Grenzstrom zu setzen und die öde liegenden Ländereien Thrakiens zu bebauen, so würden sie sich für solche Huld durch die Gefühle der Pflicht und Dankbarkeit verbunden erachten den Gesetzen der Republik zu gehorchen und die Grenzen zu beschützen. Theils aus religiösen Rücksichten, da ein Theil der Westgothen bereits den arianischen Christenglauben bekannte (S. 446) oder sich zur Annahme bereit erklärte (nur im Lager Athanarich's, „der aus Haß gegen die Römer den Namen der Christen austilgen wollte aus seinem Volke", thronte auf dem heiligen Wagen das formlose Bild einer germanischen Gottheit neben dem Opferaltar), theils in der Die Westgothen setzen über die Donau. 376.

Hoffnung, auf diese Weise mit weniger Mühe und Kosten die Vertheidigung des Reiches an der gefahrvollsten Stelle zu erzielen, gab Valens seine Einwilligung mit der Bedingung, daß die Gothen ihre Waffen abgeben und die Kinder der vornehmen Familien zur Erziehung, zugleich aber auch als Geiseln in die Hände der Römer liefern sollten. Aber die wichtigste dieser Bedingungen, die Ablieferung der Waffen, wurde umgangen. Die Gothen wußten die Befehlshaber und Reichsbeamten durch Befriedigung ihrer Habsucht oder Wollust zu bewegen, daß sie mit ihren Waffen die zum Uebersetzen über die angeschwollenen Fluthen der Donau herbeigeschafften Fahrzeuge oder Flöße besteigen durften. In Kurzem sah man in den Ebenen Niedermösiens 200,000 waffenfähige Westgothen mit ihren Frauen, Kindern, Sclaven und aller ihrer Habe in unermeßlichem Zuge heranrücken. Die Befehlshaber in der Provinz, Lupicinus und Maximus, käufliche Seelen, bei denen der persönliche Vortheil jede Rücksicht auf das öffentliche Wohl aufwog, suchten aus den Verhältnissen Gewinn zu ziehen. Sie betrieben die Landanweisungen höchst lässig und benutzten die Lieferungen zu Wuchergeschäften. Die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse wurden zu den übertriebensten Preisen verkauft. Zuerst gaben die Gothen was ihnen in besseren Zeiten zur Bequemlichkeit und zum Schmuck des Lebens gedient, leinene Gewänder, Teppiche mit Fransen geziert und andere Kostbarkeiten. Bald war dieser Ueberfluß erschöpft und sie mußten für ihre tägliche Nahrung die Freiheit ihrer eigenen Kinder verkaufen. Für ein Brod, für ein Stück Fleisch, für einen todten Hund ließen sich die Römer einen Menschen geben, den sie zum Sclaven machten. Der bitterste Groll faßte in der Seele der Gothen Wurzel. Rings umher sahen sie den Reichthum und Ueberfluß einer fruchtbaren Provinz, in deren Mitte sie die unerträglichen Drangsale einer künstlichen Hungersnoth litten. Dieser Groll wurde noch vermehrt durch die Ueppigkeit der Römer, welche die schönen Frauen und Jungfrauen und die schlanken blondgelockten Knaben zu ihrer schnöden Lust begehrten. Es bedurfte nur eines Anstoßes zu einer allgemeinen Erhebung gegen solche Schmach und Unmenschlichkeit. Diesen gab Lupicinus selbst. Während er in Marcianopolis, der Hauptstadt Niedermösiens, die beiden Fürsten der Gothen an reichbesetzter Tafel bewirthete, gerieth das hungernde Volk, das man gewaltsam vom Besuch der Stadt und vom Einkauf der Lebensmittel auf dem Markte zurückhielt, mit den Bewohnern in Streit. Da gab Lupicinus, erzürnt, daß in dem Handgemenge einige Römer das Leben verloren, den Befehl, das Gefolge der Fürsten niederzustoßen. Als Fridigern die Gefahr erkannte, verließ er sogleich den Palast, um, wie er vorgab, den Aufruhr zu stillen. Er sprengte durch die volkbelebten Gassen und sich an die Spitze seines Heeres stellend, ließ er die Kriegsfahne entfalten und die Schlachthörner erschallen. Der Statthalter zog mit allem Kriegsvolk, das er in der Eile zusammenbringen konnte, den Barbaren entgegen; aber besiegt floh er vom Schlachtfelde, Waffen, Feldzeichen und die tapfersten Krieger

Noth und Bedrängniß der Gothen.

Aufstand in Marcianopel. 377.

zurücklassend. Dies war der Anfang unsäglichen Wehes für die Provinzbewohner. Dürstend nach Rache und Vergeltung erfüllten die Gothen das thrakische Land mit Raub, Mord und Kriegsgräueln aller Art. Verstärkt durch eine beträchtliche Abtheilung ihrer Landsleute im römischen Kriegsdienst und geleitet von den thrakischen Grubenmännern, welche der Mißhandlung ihrer Zuchtmeister entfliehend sich den Barbaren als Führer anschlossen, zogen sie von Ort zu Ort, die verborgenen Vorräthe wegführend. Die aus der Sclaverei befreiten Gothenkinder fachten durch die Erzählung der erlittenen Drangsale und Schmach den Groll und die Rachgier ihrer Väter, Brüder und Verwandten zur lodernden Flamme an.

Die Schlacht auf dem Weidenfeld. 377.

Auf die Kunde von diesen Vorgängen beschloß Valens, die Gothen mit der ganzen Streitmacht Roms zu bekriegen. Die Veteranen des Ostens erhielten Befehl, alsbald in die Donauländer einzurücken; Gratian, der Kaiser des Abendlandes, wurde um Hülfe angegangen, Valens selbst begab sich nach Constantinopel, um dem Kriegsschauplatz näher zu sein. Auf dem „Weidenfelde" (Ad Salices) in Niedermösien, nicht gar fern von dem alten Tomi, Ovid's Verbannungsort, kam es zu einer heftigen Schlacht zwischen Fridigern und den kaiserlichen Heerführern. Der kunstvollen Harmonie des römischen Schlachtrufes begegneten die Barbaren mit wilden Kriegsliedern, in denen sie zu ihrer eigenen Ermuthigung die Thaten der Altvordern priesen. Erst der sinkende Tag machte dem mörderischen Kampfe ein Ende. Beide Theile hatten den Verlust tapferer Krieger zu betrauern, ohne daß jedoch eine Entscheidung gefallen wäre. Ammianus Marcellinus sah noch auf der Wahlstatt die bleichenden Gebeine der Leichen, die unbeerdigt den Raubvögeln zur Speise überlassen worden.

Bedrängniß der Römer.

Die Römer faßten nun den Plan, die Feinde in dem engen Landstriche zwischen dem Hämus und der Donau einzuschließen und durch Hunger aufzureiben. Da knüpfte Fridigern mit jener Abtheilung der Ostgothen, die mit dem jungen Königssohn nach der Niederlage am Dniester vom Schlachtfelde entwichen war, und an dem nördlichen Ufer der Donau umherstreifte, Verbindungen an und bewog sie über den Strom zu setzen und das römische Heer im Rücken zu bedrohen. Dadurch sahen sich die kaiserlichen Feldherren zum Abzuge genöthigt. Nun brachen die entrüsteten Westgothen wie wilde Thiere aus ihrem Zwinger hervor und füllten, mit den Ostgothen und Taifalen vereinigt, das ganze Land bis zum Hellespont aufs Neue mit Raub und Verheerung. Einige Reiterschwärme der Alanen und Sarmaten, die sich den Germanen anschlossen, vermehrten die Noth und das Elend der Bewohner. Zu gleicher Zeit brachen die Alemannen, der Verträge uneingedenk, über den Rhein und nöthigten den jugendlichen Kaiser Gratian, den beabsichtigten Feldzug nach Osten aufzuschieben und seine Waffen gegen den näheren Feind zu kehren. Er überwand die lentischen Alemannen bei Argentaria im Elsaß (bei Kolmar oder

Horburg), wo ihr Fürst Priarius mit einem großen Theil seines Volkes die Wahlstatt deckte, verfolgte sie in die Thäler des Schwarzwaldes, und nöthigte sie um Frieden zu bitten und als Unterpfand künftiger Treue und ruhigen Verhaltens Geißeln zu stellen.

Die Schlacht bei Hadrianopel. 378. Während der Sohn Valentinian's, der in einem Alter von neunzehn Jahren alle Talente des Krieges und des Friedens entfaltete, am Oberrhein die Ehre und Sicherheit des Reiches herstellte, gingen beide vor den Mauern von Hadrianopel durch seinen hochmüthigen von Schmeichlern getäuschten Oheim Valens unwiderbringlich verloren. Die glänzenden Berichte seines Feldherrn Sebastianus, welcher durch einige erfolgreiche Unternehmungen das Gleichgewicht zwischen den römischen und gothischen Waffen wieder hergestellt hatte, und der laute Ruf der hauptstädtischen Volksmenge im Circus, daß der Kaiser die Barbaren, die er ins Land gelassen, über den Grenzstrom zurücktreiben sollte, rissen endlich den Beherrscher des Ostens aus seiner natürlichen Trägheit und bestimmten ihn, selbst den Oberbefehl der Heere zu übernehmen. Begierig eine Entscheidung herbeizuführen, ehe sein Neffe, der nach seinen alemannischen Erfolgen sogleich aufgebrochen war, das thrakische Land erreiche und die Ehre des sicher gehofften Sieges mit ihm theile, ließ er sich am 9. August in der Nähe von Hadrianopel voreilig in eine Schlacht ein. Wie trefflich auch der Feldzug angeordnet war, wie sehr auch die Legionen ihre alte Kriegskunst und Tapferkeit bewährten, die Uebermacht des gothischen und sarmatischen Reiterheeres und die Ermattung des römischen Fußvolks, das nach einem übereilten Marsche in der glühenden Hitze eines Sommertages von der eigenen Reiterei preisgegeben den Pfeilen und Lanzenstößen des Feindes ausgesetzt ward, fügte dem römischen Heere in der Schlacht von Hadrianopel eine Niederlage zu, die an Schrecklichkeit nur mit dem Tage von Cannä verglichen werden kann, aber an unglücklichen Folgen jenen Trauerfall weit übertraf. In einen engen Raum zusammengedrängt wurden die römischen Legionen fast wehrlos niedergemacht. Zwei Dritttheile des großen Heeres deckten das Schlachtfeld, darunter die beiden Oberbefehlshaber der Reiterei und des Fußvolks, zwei Großbeamte des Palastes und 35 Oberste und Hauptleute. Valens selbst fand seinen Untergang an diesem Tage des Unglücks. Es wird erzählt, er habe mit seinem Gefolge Zuflucht in einer Hütte gesucht, diese sei von den Feinden in Brand gesteckt worden und der Kaiser nebst seinen Begleitern in den Flammen umgekommen. Nur der Dunkelheit der Nacht war es zu danken, daß unter der geschickten Führung von Victor und Richomer, einem Feldherrn barbarischen, vielleicht germanischen Ursprungs, sich noch ein kleiner Theil durch einen geordneten Rückzug rettete. Libanius, der berühmteste Rhetor und Sophist, gab in einer Leichenrede auf den Kaiser und das Heer den Gefühlen des Schmerzes und Schreckens einen beredten, pathetischen Ausdruck. Die Gothen ließen ihre raschen Reiter bis an den Bosporus streifen; aber an den festen Mauern von Constantinopel und Hadrianopel brach sich ihre Wuth.

Fridigern mußte erklären, „daß er mit den steinernen Mauern in Frieden lebe“, und die heiße Sehnsucht der Gothen nach den Schätzen und Genüssen der reichen Städte blieb ungestillt. Dagegen durchzogen sie das offene Land bis an den Fuß der julischen Alpen, und die Gräuel der Verwüstung, der Plünderung, der Gewaltthat, die von den zügellosen Schaaren verübt wurden, bereicherten die Leidensgeschichte der Menschheit mit neuen Scenen des Schreckens und Entsetzens.

Der Kirchenvater Hieronymus aus Pannonien, der zwanzig Jahre später durch diese Gegenden reiste, behauptet in seinem heiligen Zorn über die ketzerischen Gothen, es sei nichts übrig geblieben als Himmel und Erde, die Städte seien zerstört, das Menschengeschlecht ausgerottet, worden und auf dem öden Boden seien Wälder und dichtes Dornengebüsch emporgewachsen. Wie viel an dieser rhetorischen Schilderung der declamatorischen Uebertreibung zugeschrieben werden darf, möchte schwer zu entscheiden sein, dagegen schließt der ehrliche Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus sein Werk mit der Erzählung einer That, die um so gräßlicher erscheinen muß, als sie nicht die Wirkung leidenschaftlicher Wuth, sondern das Resultat politischer Berechnung war. Auf Befehl des Oberstatthalters von Asien wurden die gothischen Jünglinge, die einst als Geißeln in die Städte des Ostens geführt worden waren, an einem bestimmten Tage auf den abgeschlossenen Marktplätzen der Hauptorte durch Pfeile und Wurfgeschosse aus den Häusern und von den Dächern meuchlings ermordet.

6. Theodosius der Große. (379—395.)

Theodosius von Gratian zum Beherrscher des Morgenlandes ernannt. 379.

Gratian war auf dem Zuge nach Hadrianopel schon weit vorgerückt, als er die Trauerkunde von der Niederlage und dem Tode des Oheims erfuhr. Er eilte nach Sirmium und ernannte dort, in weiser Fürsorge für die Wohlfahrt des Reiches, den tapfern waffenkundigen Theodosius, der seit dem ungerechten Tode seines Vaters (S. 584) auf seinem Erbgute in Spanien in der Verbannung lebte, mit ländlichen Arbeiten beschäftigt und fern von jeder Hoffnung und Begierde nach Herrschaft, zum Oberbefehlshaber und bald zum Augustus des Morgenlandes. Theodosius, nachmals der Große genannt, ein in der Geschichte berühmter und der katholischen Kirche theurer Name, vereinigte mit dem Orient auch die Oberstatthalterschaft von Thrakien und Illyricum und theilte mit Gratian den Rang und Titel eines „Augustus“. Er stammte aus derselben Provinz, ja vielleicht aus derselben Stadt, die früher dem römischen Kaiserthron „die Tugenden Trajan's und die Talente Hadrian's“ gegeben, und besaß neben den kriegerischen Gaben einen an edlen Studien gebildeten und erstarkten Geist. Das Volk bewunderte in dem dreiunddreißigjährigen Herrscher die männliche Schönheit seines Angesichtes und die anmuthvolle Majestät seiner Gestalt, die es gern mit den Abbildungen des Kaisers Trajan verglich; die kundigen Beobachter glaubten auch in den Eigenschaften des Herzens und Verstandes eine noch wichtigere Aehnlichkeit zu entdecken.

Theodosius rechtfertigte das Vertrauen des Volkes und des Kaisers. Wir

Theodosius beendigt den Gothenkrieg. 380—382. entbehren freilich für die Jahre, welche der Katastrophe von Hadrianopel folgten, der zuverlässigen Führung des Ammianus Marcellinus, eines der wenigen kräftigen Historiker, welche die Absicht zum Schreiben führte, „durch das Bild der Vergangenheit dem wirren Getriebe der Gegenwart mahnend zu steuern“, und sehen uns dafür theils an die parteiische Erzählung des Zosimus, theils an die bilderreiche Darstellung der Panegyriker und Rhetoren wie Eunapius, theils an die kirchlichen Schriftsteller gewiesen, welche die Tugenden der Wahrhaftigkeit und Mäßigung häufig dem Geiste religiöser Parteiung unterordnen; aber aus dem Gange der Ereignisse erkennen wir, mit welcher Behutsamkeit und Umsicht Theodosius, als fester und treuer Hüter des Staates, den Gothenkrieg beendigte und dem sinkenden Reich wieder Selbstvertrauen und Lebensmuth einflößte. Von Thessalonike aus, wo er sein Hauptquartier nahm und mit wachsamem Auge die Bewegungen der Gothen beobachtete, leitete er den Vertheidigungskrieg mit fester Hand. Die Besatzungen der Städte wurden vermehrt, und indem sie aus dem sicheren Bollwerk zu geeigneter Zeit erfolgreiche Ausfälle wagten, die das Gerücht rasch über das ganze Land verbreitete, wuchs den Römern der Muth und das Selbstvertrauen, während die Barbaren in ihrer Hoffart und Siegeszuversicht herabgestimmt wurden. Nicht durch Feldschlachten, sondern durch Zwietracht nährende Verträge suchte er über den furchtbaren Feind Herr zu werden. Es gelang seiner klugen Politik, die lockere Verbindung und trotzige Eifersucht der zahlreichen Häuptlinge und Geschlechter im Barbarenheer zu verderblichen Spaltungen zu steigern. Dieses Verfahren zeigte sich besonders wirksam als Fridigern's Tod „eine ungeduldige Menge von dem unerträglichen Joche der Zucht und Einsicht befreite“ und dem buntgemischten Kriegsheer das leitende Haupt entriß. Nun traten Eifersucht und Stammeshaß, die in den Tagen gemeinsamer Noth und Gefahr geschwiegen hatten, wieder lebhaft hervor und erzeugten Spaltungen und Feindseligkeiten. Das Heer von Eroberern löste sich in ordnungslose Banden wilder Räuber auf, die den Eingebungen ihrer Leidenschaft folgten und durch wilde Verheerung der Getreidefelder und Vorrathshäuser sich selbst Mangel und Verderben bereiteten.

Vertrag mit Athanarich. Diese Umstände wußte Theodosius trefflich auszubeuten. Er gewann einzelne Führer zum Eintritt in das römische Heer und bediente sich ihrer zu Ueberfällen und unerwarteten Angriffen. Besonders wichtig war der Friedensvertrag mit **Athanarich**, jenem römer- und christenfeindlichen Gothenfürsten, der sich anfangs in den Waldungen am Pruth gehalten hatte, bis er von der Uebermacht der Hunnen gedrängt den Spuren seiner Landsleute über die Donau gefolgt war. Theodosius empfing den „fellbekleideten Barbaren“ mit allen Ehren, und als der deutsche Herzog, vielleicht in Folge der ungewohnten Genüsse, bald nachher in der Hauptstadt am Bosporus starb, gewann der (Jan. 381.) Kaiser theils durch die feierliche Bestattung, durch die er die Leiche des befreundeten Fürsten ehrte, theils durch sein großmüthiges und freigebiges Benehmen gegen dessen Gefolge solche Zuneigung, daß Athanarich's ganzes Heer unter die Fahne des römischen Reiches trat. (Sieg über die Ostgothen. 386.) Und als jene Abtheilung der Ostgothen (Greuthungen), die unter **Alatheus** und **Saphrach** (S. 589) sich mit Fridigern verbunden, nach dessen Tod

aber wieder weggezogen war, nach einem vierjährigen Wander- und Abenteuerleben in den westlichen und nördlichen Landschaften mit fremden Zuzügen verstärkt nach der Niederdonau zurückkehrte, zog Theodosius gegen sie zu Felde. Die Barbaren, durch falsche Kundschafter getäuscht, wagten in dunkler Nacht die Ueberfahrt über den breiten Strom auf rohen schwachen Kähnen, in der Meinung, die Feinde unbewacht überfallen zu können, wurden aber von den stärkeren wohlbemannten Schiffen der Römer so nachdrücklich empfangen, daß die meisten, unter ihnen der Herzog Alatheus selbst, theils in den Fluthen, theils im ungleichen Kampfe den Tod fanden.

Damit war der Gothenkrieg unter Theodosius beendigt. Aber so furchtbar waren sie noch immer in der Vorstellung der Römer, daß der kluge Kaiser ein friedliches Abkommen mit mäßigen Bedingungen den Zufälligkeiten eines weiteren Krieges vorzog. Die zehnjährigen Verheerungen hatten Raum geschaffen für neue Ansiedelungen. Auf beiden Seiten des Bosporus und des Hellespont waren große Einöden, welche der kräftige Arm neuer Bewohner wieder in blühende Ackerfluren umschaffen konnte. Theodosius wagte den gefährlichen Versuch, den Barbaren diese Landschaften anzuweisen und sie somit in das Innere des Reiches hereinzuziehen. Die Ueberreste der Ostgothen wurden nach Phrygien und Lydien verpflanzt; die Westgothen erhielten Wohnsitze in Thrakien, wo sie unter der Oberhoheit des Kaisers den vaterländischen Sitten und Einrichtungen treu blieben und ihre angestammten Gesetze und Sprache bewahrten und pflegten. Die Stammfürsten und Geschlechtshäupter übten die alten Gerechtsame über ihre Untergebenen im Krieg und Frieden, ohne der Gerichtsbarkeit und den Obrigkeiten Roms unterworfen zu sein. Im Schooße der römischen Monarchie bildeten somit die Gothen freie Gemeinwesen, die mit dem Staatsganzen nur in loser Verbindung standen. Ueberdies wurden 40,000 stolze Krieger als „Bundesgenossen" (Föderaten) in den Heerdienst des Reiches aufgenommen und durch mancherlei Vorrechte ausgezeichnet. Der Kaiser und seine Räthe mochten sich der Hoffnung hingeben, die Gothen würden mit der Zeit in das römische Culturleben eintreten und mit den alten Bewohnern zu Einem Volke sich vereinigen oder aus Dankbarkeit dem Reiche in Treue ergeben bleiben; aber die Folge lehrte, daß diese Hoffnung eine Täuschung war. Das Zusammenleben wurde gestört durch gegenseitigen Haß und Argwohn und durch die lebhafte Empfindung der Verschiedenheit in Blut und Abstammung.

Ansiedelung der Gothen.

Während Theodosius den Gothenkrieg zu Ende führte und dem Osten auf einige Zeit Ruhe und Ordnung zurückgab, zog sich im Westen Gratian durch seine unwürdigen Neigungen und Gewohnheiten den Widerwillen des Heeres und die Ungunst des Volkes zu. Der junge Kaiser entartete frühe von den Tugenden, die ihm in den ersten Jahren seiner Regierung die Achtung und Liebe seiner Unterthanen und die Bewunderung des Heeres erworben hatten. Es trat bald zu Tage, daß jene Talente und Eigenschaften mehr die Nachwirkungen der trefflichen und sorgfältigen Erziehung waren, die ihm der Vater hatte angedeihen lassen, daß aber seine eigene Naturanlage ihn auf andere

Gratian.

Bahnen lenkte. Wenn man bei seinem späteren Thun an Commodus erinnert wird, so besteht doch diese Aehnlichkeit nur in der gleichen Vorliebe zur Jagd, zum Bogenschießen und zu wunderlichen Verkleidungen. Sein Hang zum Jagen wilder Thiere nahm mit den Jahren dergestalt zu, daß er ganze Tage auf seinen Waldschlössern in den Parks und Wildgehegen zubrachte, daß er eine Schaar Alanen, deren Geschicklichkeit im Pfeilschießen er bewunderte, zu seiner begünstigten Leibwache erhob, daß er sich häufig dem Volke und Heer in der Tracht und mit den Waffen eines skythischen Kriegers, mit dem großen Bogen, dem klingenden Köcher und dem Pelzwerk zeigte. Dagegen hielt er sich frei von der Grausamkeit und Lasterhaftigkeit, womit jener Kaiser seinen Namen schändete; Gratian's Hände trieften nur vom Blute wilder Thiere. Aber diese Verkehrtheit entstellte auch seine guten Eigenschaften, man verachtete seine Bildung, seine rechtgläubige Frömmigkeit, die ihn zur Unterdrückung der letzten Reste des Heidenthums fortriß, die Milde seines Charakters, die Reinheit seiner Sitten.

Gratianus besaß nicht geringe wissenschaftliche Kenntnisse, bemerkt der jüngere Aurelius Victor, er verstand ein Gedicht zu verfertigen, mit Zierlichkeit sich auszudrücken, und Streitfragen nach Art der Rhetoren zu entwickeln. Aber sein einziger Gedanke bei Tag und bei Nacht war das Pfeilschießen, und das Treffen des Ziels war ihm das höchste Vergnügen, der Gipfel aller Kunst. Im Genusse von Speise und Schlaf war er mäßig, von Wein und Wollust ließ er sich nicht beherrschen, kurz, er würde ein Inbegriff aller rühmlichen Eigenschaften gewesen sein, wenn er die Regierungskunst zum Gegenstand seines Strebens gemacht hätte.

Sein Ausgang. 383. In der Mitte seiner Alanen und Jagdgenossen bemerkte Gratian nicht die Unzufriedenheit der Truppen, die endlich in offene Empörung überging. In Britannien wurde Maximus, ein Landsmann, Kriegsgefährte und Nebenbuhler des Theodosius, von dem Heere zum Imperator ausgerufen. Er setzte mit Flotte und Kriegsmannschaft nach Gallien über; statt auf Widerstand zu stoßen, wurde er von den gallischen Truppen mit freudigem Zuruf empfangen. Da flüchtete Gratian von Paris, seiner Lieblingsstadt, mit einer kleinen Schaar Getreuer nach dem Süden, um in Oberitalien bei seinem Bruder Valentinian Hülfe zu suchen; aber in Lyon wurde er von dem Statthalter mit trügerischen Hoffnungen so lange hingehalten, bis die verfolgenden Reiter des Gegenkaisers
25. Aug. 383. eintrafen. Unter ihren Händen fand der unglückliche Flüchtling sein blutiges Ende. Der Frankenfürst Mellobaudes, ein Mann von zweideutigem Charakter und zweifelhafter Treue, theilte sein Schicksal.

Maximus Beherrscher von Gallien. 383–388. Maximus bezeugte durch eine Gesandtschaft dem Kaiser des Ostens seinen Schmerz über die Ermordung Gratian's, die ohne seinen Willen vollbracht worden sei, und ließ zugleich in ehrerbietigen aber gemessenen Worten einen Friedensvertrag anbieten, und Theodosius fühlte sich nicht stark genug, einen Thronräuber zu strafen, der über die gesammte gallische Streitmacht gebot. Er

unterdrückte seinen Groll und willigte in einen Theilungsvertrag, kraft dessen Maximus die Länder jenseit der Alpen beherrschen, Valentinian dagegen im Besitze von Italien, Afrika und dem westlichen Illyrien bleiben sollte. Auch sollten die Gesetze und Anordnungen Gratian's fortbestehen.

Die letzte Bedingung scheint von dem strenggläubigen Theodosius, der kurz zuvor die Taufe auf das Bekenntniß der Dreieinigkeit empfangen, und der die Vertilgung der arianischen Ketzerei wie des heidnischen Aberglaubens im ganzen Reiche als seine erste Herrscherpflicht ansah, besonders in der Absicht gestellt worden zu sein, daß die von Gratian getroffenen religiösen Anordnungen nicht umgestoßen würden. Gratian war nämlich, die Mäßigung seines Vaters verläugnend, mit strengeren Maßregeln gegen den alten Cultus aufgetreten. Nicht nur, daß er die Würde und das Gewand eines Oberpontifex niedergelegt, das Darbringen der Thieropfer behufs der Eingeweideschau verboten und den Priestern und vestalischen Jungfrauen die bisher genossenen Vorrechte, so wie ihre Gehalte aus der Staatskasse und die Annahme von Vermächtnissen entzogen hatte; er hatte auch Befehl gegeben, den Altar der Victoria in der Curie zu Rom, bei welcher die Senatoren zu schwören und ihre feierlichen Opfer von Wein und Weihrauch darzubringen pflegten, zu entfernen. Diese letzte Anordnung, die schon von Constantius geboten, durch Julian aber wieder abgewendet worden, war ein Herzstoß für die Anhänger der alten Religion; sie strengten daher alle Kräfte an, das Gebot rückgängig zu machen. Aber umsonst flehte im Namen des Senats der Stadtpräfect Symmachus vor dem jungen Kaiser Valentinian II. in elegischen, gefühlvollen Worten, in denen sich „die untergehende Sonne des religiösen Bewußtseins" abspiegelte, „es möge doch ihrem grauen Alter nicht jener Siegesaltar von froher Vorbedeutung entrissen werden, der den Knaben schon theuer gewesen", umsonst führte er die ewige Roma selbst als Schutzflehende vor, „daß bei der Ungewißheit der göttlichen Dinge das altväterliche Herkommen geachtet und ein Glaube nicht vertilgt werde, mit dem sie die Welt erobert"; Bischof Ambrosius von Mailand suchte den Kaiser von jedem Zugeständniß an das Heidenthum abzubringen, indem er geltend machte, daß ein christlicher Herrscher nur seinem Herrn und Heiland einen Altar errichten könne, daß die Augen der Gläubigen an den Denkmalen der Abgötterei Aergerniß nähmen, und daß Niemanden Unrecht geschehe, wenn dem wahren Gott die ihm gebührende Ehre erwiesen, dabei aber dem Gewissen und der freien Ueberzeugung des Einzelnen keine Gewalt angethan werde. Die Bitten der heidnischen Räthe blieben unerhört. Eine kurze Wiederherstellung des Altars der Victoria durch den Usurpator Eugenius war nur der Uebergang zur vollständigen Beseitigung aller heidnischen Symbole und Götterbilder durch Theodosius.

Das Heidenthum in Rom unterdrückt. 382. 384.

384.

Während dieser Zeit beherrschte Justina im Namen ihres unmündigen Sohnes Valentinian II. von Mailand aus Italien und Afrika. Eine eifrige Anhängerin des Arianismus gerieth sie mit dem strengen charakterfesten **Ambrosius**, den die ganze Stadt wie einen Heiligen verehrte, in heftigen Streit. Der Bischof verweigerte der Kaiserin und ihren Glaubensgenossen hartnäckig eine der Stadtkirchen zur Abhaltung ihres ketzerischen Gottesdienstes. Diese Zerwürfnisse zwischen Hof und Volk erfüllten den ehrgeizigen Thronräuber Maximus mit der Hoffnung, das Reich Valentinian's mit seinen westlichen Besitzungen zu verbinden. Der Eifer für die rechtgläubige Kirche sollte sein

Maximus u. Valentinian II. 387. 388.

ehrsüchtiges Vorhaben verhüllen und rechtfertigen und ihm die Zuneigung Italiens verschaffen. Konnte er sich doch rühmen, daß unter seiner Regierung das erste Ketzerblut vergossen worden durch die Hinrichtung des spanischen Manichäers Priscillian und seiner bedeutendsten Anhänger (s. unten). Mit dem durch Druck und Erpressung in Gallien, Britannien und Spanien zusammengebrachten Gelde warb er ein großes Heer, meistens aus streitbaren Germanen, bemächtigte sich durch List und Verrath der Alpenpässe und zog siegreich in die
387. von Justina und ihrem Sohne verlassene Hauptstadt Mailand ein. Ambrosius lehnte zwar den Bund mit dem Thronräuber ab, empfahl aber von der Kanzel Ergebung in den Willen Gottes und ruhiges Verhalten. Das Unternehmen des Maximus war von so glücklichen Erfolgen gekrönt, daß sich Justina in Aquileja, wo sie anfangs Zuflucht gesucht, nicht sicher glaubte. Sie bestieg mit ihrem Sohne und ihren Hofleuten ein Schiff und segelte nach Thessalonike, den Beistand des Theodosius anrufend. Der Beherrscher des Ostens eilte nach Thessalonike und versprach, gewonnen durch die Reize und Thränen der Galla, der schönen Schwester Valentinian's, den Flüchtigen seine Hülfe zur Wiedereinsetzung in ihr Reich. Maximus, ein Mann ohne Kriegsmuth und Talent, wurde in der Nähe der pannonischen Stadt Siscia an der Save von Theodosius geschlagen und in Aquileja, wohin er seinen flüchtigen Fuß gelenkt, vor den
Aug. 388. Augen des Siegers von den ergrimmten Soldaten ermordet. Die Töchter und die greise Mutter des Usurpators wurden jedoch durch des Kaisers Gnade gerettet und freigebig versorgt.

Theodosius u. Ambrosius. In seiner zweiten glücklichen Ehe mit Valentinian's Schwester bewahrte Theodosius die häuslichen Tugenden der Treue, Einfachheit und Mäßigung, welche von jeher sein Ruhm gewesen waren, und in seinem öffentlichen Leben wie in seinem Verhalten gegen Andere zeigte er Weisheit, Gerechtigkeit und Milde, sofern nicht sein Religionseifer oder sein Jähzorn ihn zur Härte und Grausamkeit führte. Von seiner leidenschaftlichen Heftigkeit wurde besonders die Stadt Thessalonike schwer betroffen.
387. Während Antiochia, die bewegliche, spottsüchtige Hauptstadt Syriens, die einst in einer aufgeregten Stunde die Standbilder des Kaisers und seiner ersten Gemahlin Flaccilla umgestürzt und sich in Schmähreden ergangen hatte, durch die Fürbitte ihres Bischofs und anderer Vermittler von der über sie verhängten Sentenz politischer Vernichtung
390. befreit wurde, mußten drei Jahre später die Thessaloniker, die in einem Aufruhr den Befehlshaber der Besatzungstruppen und einige Beamte ermordet und ihre Leichname durch die Straßen geschleift hatten, den Becher des kaiserlichen Zornes bis auf den Grund leeren. Die Einwohner wurden unter dem Vorwande öffentlicher Spiele in den Circus gelockt und dort durch die ringsum aufgestellten Soldaten niedergemacht, nach der geringsten Angabe 7000 Bürger. Die Kunde von dieser entsetzlichen That machte auf das Gemüth des Ambrosius einen so erschütternden Eindruck, daß er einige Zeit den Umgang des Kaisers mied und ihn erst wieder zur kirchlichen Gemeinschaft und zur Theilnahme am Abendmahl zuließ, als er sich der ihm auferlegten Kirchenbuße unterwarf, die darin bestand, daß er der Zeichen seiner Hoheit entkleidet in der Mitte der Kirche unter Seufzern und Thränen demüthig um Verzeihung seiner Sünde bat. War der geistliche Machtspruch ein Beweis, zu welcher Höhe die Episcopalgewalt

damals bereits gestiegen war, so lag in der edlen Demuth, mit welcher sich der Beherrscher des römischen Weltreichs der Büßung unterzog, die Anerkennung der geistigen und sittlichen Macht des Christenthums, das den Mißbrauch der Herrschergewalt strafen und zügeln dürfe. „So wurde die Kirche der Hort der Volksfreiheit und Heilige übernahmen die Rolle von Volkstribunen;" und wenn das Christenthum einerseits durch die Lehre: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" und durch das Gebot, dem Kaiser zu geben was des Kaisers ist, dem monarchischen Staat eine festere Grundlage verlieh, als die feinste Staatsklugheit hätte schaffen können, so setzte es auch andererseits der Herrschergewalt eine undurchbrechliche Schranke, indem es lehrte, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, und gab den Christengemeinden die Freiheit des Geistes, des Willens und des Gewissens.

Nachdem Theodosius den Kaiser Valentinian nach Mailand zurückgeführt und ihn in die Herrschaft des gesammten Abendlandes eingesetzt hatte, besuchte der junge Augustus die alte Hauptstadt Rom, wo seine Anwesenheit den Sieg der christlichen Religion entschied, und kehrte dann in den Kaiserpalast zurück, um sich der weichlichen Ruhe und Bequemlichkeit hinzugeben, zu der er einen natürlichen Hang hatte und aus der er nur durch äußere Nothwendigkeit herausgerissen werden konnte. Der Tod der Justina, der bald nachher erfolgte, befreite den zweiten Valentinian von dem Einflusse der Mutter und öffnete sein Herz den Lehren und Rathschlägen des Bischofs Ambrosius und anderer rechtgläubigen Männer; und seine Natur nahm eine so erfreuliche Richtung zur Tugend, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und Frömmigkeit, daß sich das römische Volk von seiner Regierung glückliche Zeiten versprach. Aber sein Leben neigte frühe dem Ende zu. Ein tapferer und verschlagener Kriegsmann aus dem Frankenvolke, **Arbogast**, war von Gratian zum Oberfeldherrn der gallischen Heere erhoben und wegen seiner Treue nach dessen Ermordung und seiner großen Verdienste im Kriege gegen Maximus von Theodosius und Valentinian in seiner hohen Würde bestätigt worden. Diese Stellung genügte jedoch dem hochfliegenden Ehrgeize des fränkischen Häuptlings nicht; er strebte nach der Herrschaft des Abendlandes. Bei der Ausführung dieses Vorhabens entwickelte der schlaue Barbar eine merkwürdige Klugheit und Ueberlegung. Während er durch verschwenderische Freigebigkeit gegen Führer und Soldaten sich die Gunst und das Vertrauen des gallischen Heeres erwarb, wußte er unter dem Scheine der Treue und Ergebenheit den jungen Kaiser allmählich ganz in seine Gewalt zu bringen: die bisherigen Räthe wurden entfernt, alle einflußreichen Stellen fränkischen Edlen anvertraut, endlich Valentinian selbst nach Vienna in Gallien gelockt. Hier gingen dem Herrscher die Augen über seine unwürdige Lage auf. Er wagte es, den mächtigen Günstling seiner Aemter und Würden zu entsetzen. Als er dem Franken in feierlicher Thronsitzung die Urkunde hinreichte, warf sie dieser verächtlich zur Erde mit den Worten: „Meine Macht hängt weder von dem Lächeln noch von dem Dräuen eines Monarchen ab." Der Kaiser griff entrüstet nach dem Schwerte eines seiner Leibwächter, wurde aber durch die Umstehenden

Arbogast. Valentinian's II. Ausgang. 391. 392.

391.

15. Mai 392. vom Gebrauche desselben abgehalten. Wenige Tage nachher fand man ihn todt in seinem Gemache. Arbogast und seine Freunde suchten den Glauben zu verbreiten, der Kaiser habe sich aus Verzweiflung selbst Gewalt angethan. Die Leiche wurde in feierlichem Zuge nach Mailand abgeführt, wo der Erzbischof eine Leichenrede zum Andenken seiner Tugenden und seines Unglücks hielt.

Eugenius u. Arbogast. 392–394. Der kluge Franke hatte Einsicht genug zu erkennen, daß die Herrschaft eines Barbaren bei der römischen Nation einen großen Widerwillen erregen würde. Er zog daher vor, im Namen eines von ihm abhängigen Römers zu regieren, und verlieh den Purpur dem Rhetor **Eugenius**, dessen Talente, Bildung und ernste Sitten er schon in der Stelle eines Geheimschreibers und Kanzlers erprobt hatte. Wie einst Maximus schickte auch der neue Imperator eine Gesandtschaft mit der Trauerbotschaft und mit der Bitte um Bestätigung des neuen Regiments nach Constantinopel. Theodosius entließ sie mit prächtigen Geschenken, aber mit einer unbestimmten Antwort. Zwei Jahre lang widerstand er jedoch den Thränen und Bitten seiner Gattin, ehe er auszog den Tod des Schwagers zu rächen. Erst als er aus dem Munde eines heiligen Einsiedlers aus der Wüste Thebais die Versicherung eines siegreichen Ausganges empfangen, brach er mit einem trefflich gerüsteten, aus allerlei Volk gemischten Heere nach dem Westen auf. Die furchtbaren Kriegsschaaren der Barbaren zogen unter ihren Stammfürsten und Geschlechtshäuptern einher und lernten im römischen Heere die Kriegskunst, durch welche sie in der Folge Rom selbst überwanden. Ohne auf einen Feind zu stoßen, überschritt Theodosius Pannonien und die Gebirgspässe der julischen Alpen. Da gewahrte er plötzlich in der offenen Gegend, die sich bis zu den Mauern von Aquileja erstreckt, das befestigte Lager der Gallier, reich an Waffen und Gezelten. Arbogast hatte seine Umsicht und Geschicklichkeit im Kriegswesen aufs Neue bewährt. Bald kam es zur Schlacht. Aber als die Dunkelheit die Kämpfenden trennte, war der Verlust auf Seiten des Theodosius größer, und da der entschlossene Gegner während der Nacht die

Theodosius gewinnt die Alleinherrschaft. 394. Pässe besetzen ließ, so gerieth das Ostheer in eine bedenkliche Lage. Theodosius erlangte jedoch unerwartete Bundesgenossen in der Verrätherei einiger feindlichen Heerführer und in der Natur jener Alpengegend. Als der Kampf sich erneuerte, erhob sich plötzlich ein mächtiger Sturmwind, welcher ganze Staubwolken in das Angesicht der Feinde trieb und ihre Thätigkeit lähmte, zugleich verließen mehrere Anführer, die der Kaiser durch große Versprechungen gewonnen hatte, die Fahne Arbogast's und traten auf die Seite des legitimen Herrschers. Dadurch erlangte Theodosius einen vollständigen Sieg und die Alleinherrschaft über das ganze römische Reich. Eugenius wurde von den Soldaten in dem Augenblick niedergestoßen, als er vor des Kaisers Füßen Gnade flehend im Staube kniete; Arbogast irrte noch einige Tage im Gebirge umher und kehrte dann das Schwert gegen die eigne Brust. Frohlockend empfing der Erzbischof von Mailand, der sich von jeder Verbindung mit dem heidnisch gesinn-

ten Eugenius fern gehalten, den siegreichen Kaiser, für den, wie der fromme Glaube verkündete, die Mächte des Himmels selbst in den Kampf gezogen.

7. Fall des Heidenthums.

Theodosius vergalt die Treue des Klerus und die Fürbitten der Kirche durch strenge Verbote gegen den heidnischen Cultus. Hatte er schon früher dem römischen Senat den Glauben der Väter als Irrthum geschildert und das Christenthum als „Sühne von jedweder Ruchlosigkeit und Sünde" empfohlen, ohne jedoch die senatorischen Familien von den überlieferten Traditionen abzubringen, so sollten jetzt Tempelbesuch, Erforschung der Zukunft durch Opferschau und jede Art von Götzendienst als Verbrechen gegen Kaiser und Reich bestraft werden. Diese Verbote bildeten den Schlußstein einer Reihe von Erlassen, durch welche Theodosius die völlige Ausrottung des heidnischen Nationalcultus im öffentlichen Leben zu bewirken bemüht war. Doch hielt ihn die treue Anhänglichkeit eines Symmachus und Libanius an den alten Götterglauben nicht ab, diesen aufrichtigen und würdigen Vertheidigern einer erliegenden Sache seine Achtung und Freundschaft zu bewahren. Nunmehr erlosch das heilige Feuer der Vesta; die letzte greise Jungfrau der keuschen Göttin des häuslichen Heerdes verbrachte den Rest ihrer Tage in dunkler Verborgenheit, nachdem sie über Serena, Stilicho's Gattin, welche frohlockend einen goldenen Halsschmuck aus dem Heiligthum der Göttermutter angelegt, Auge in Auge einen furchtbaren Fluch ausgesprochen; nun verstummten die Orakel und Sibyllen, nachdem die Stätten der Weissagung geschlossen, die prophetischen Bücher den Flammen übergeben und die Priester und Priesterinnen vertrieben worden; die Tempel und Altäre, sofern sie nicht der frommen Wuth der heiligen Barbaren erlagen, blieben öde und verfielen; nur wenige der herrlichen Bauwerke wurden, wie das Pantheon in Rom, der Tempel der himmlischen Jungfrau in Karthago, der Sonnentempel in Heliopolis (Baalbek), durch ihre Einweihung zu Kirchen vor der Zerstörungswuth gerettet. Dagegen wurden nunmehr die Gräber der Märtyrer die Stätten der Volksandacht und über ihnen erhoben sich neue stattliche Gotteshäuser zum christlichen Religionsdienst. Nur bei den Bewohnern entlegener Landschaften und Gebirge und in einigen Philosophenschulen lebte der heidnische Glaube trotz des Vertilgungskampfes, den die Nachfolger des Theodosius in schonungslosen Edicten gegen die Tempel, Culte und Verehrer der alten Götter führten, noch ein Jahrhundert fort, dort geschützt durch bäurische Einfalt und Treue, aber von den Klugen als „Bauernreligion" (Paganismus) verachtet und verspottet; bei diesen als Anbetung böser Dämonen und als mystische Geheimlehre gehaßt und verabscheut, auch wohl (wie in Alexandrien bei der gelehrten, liebenswürdigen und tugendhaften Hypatia,

Vorsteherin der neuplatonischen Akademie, und in Constantinopel bei einigen eifrigen Anhängern des Hellenismus) durch grausamen Mord verfolgt, bis Justinian den vernichtenden Schlag gegen die morschen Reste führte, indem er alle Bekenner der althellenischen Volksreligion für unfähig erklärte, Eigenthum oder bürgerliche Rechte zu besitzen oder eine Wissenschaft zu üben, und alle Götzenopfer bei Todesstrafe verbot. Als die Hochschule von Athen nach neunhundertjähriger Dauer geschlossen ward, wanderten, wie oben erwähnt (S. 394), die sieben letzten Anhänger der platonischen Philosophie und der griechischen Götterwelt, gleichsam als die Schatten der alten sieben Weisen, zu den Persern aus, wo sie vergebens die Erfüllung ihrer Ideale zu finden hofften. Aber wie schon vordem die heidnische Bildung, die Sprache, Rhetorik und Dialektik, in das Gebiet des Christenthums Eingang gefunden, so wurde nunmehr auch der Gottesdienst durch die Aufnahme der heidnischen Cultusformen, der glänzenden Feste und Umzüge bereichert, die Kirche des Einigen Gottes und Heilandes mit dem Schmuck und den Kunstwerken der alten Tempel und mit Symbolen und Abbildungen aus dem Kreise der heiligen Geschichte verziert, und zum Ausbau der kirchlichen Hierarchie mit ihrer amtlichen Gliederung und Abstufung bediente man sich aller brauchbaren Elemente aus der Priesterschaft und Magistratur des heidnischen Rom. Ja sogar die alte Leichenfeier mit Pomp und Festschmaus ging in die christliche Sitte über: nicht selten gab man dem Todten die geweihten Elemente des Abendmahls ins Grab mit, und auf den Sarkophagen findet man häufig christliche und heidnische Symbolik verbunden.

Zerstörung der Tempel.

Schon im Jahr 381 dehnte Theodosius das Verbot der Erforschung der Zukunft durch Opferthiere auf die Opfer selbst aus; da damit auch die Altäre und Tempel in naher Beziehung standen, so war es natürlich, daß diese an vielen Orten der Zerstörung anheimfielen, zumal da die kaiserlichen Edicte, welche die Präfecten ermächtigten, „die Werkzeuge des Götzendienstes" zu beseitigen, einer weiteren und engeren Deutung fähig waren. Diese Edicte, die anfangs nur dem Oriente galten, wurden nach dem Siege über Maximus (388) auch über Italien und das Abendland ausgedehnt und die Vollstreckung Männern aufgetragen, die durch ihren religiösen Eifer die Gnade des Kaisers und die Gunst der Geistlichkeit zu erwerben hofften. So Cynegius, Statthalter im Osten, und Jovius und Gaudentius, zwei Befehlshaber von hohem Range im Westen. Manche der Heidentempel waren Meisterwerke antiker Baukunst; ihr Fortbestehen hätte den Sieg des Christenthums deutlicher veranschaulicht, als ihre Zerstörung, mochte man sie zu kirchlichem Gebrauch einweihen oder zu profanen Zwecken verwenden. Aber die Hoffnung der Heiden auf eine neue Wiederherstellung der alten Volksreligion durch einen zweiten Julian reizte die Wuth der Geistlichen und Mönche und den Fanatismus der Gläubigen. Umsonst brachte Libanius seine beredten Bitten für die Tempel, an deren Verherrlichung er einst unter Julian mitgewirkt, vor den Thron; sie vermochten nicht der frommen Wuth und der Raubsucht Einhalt zu gebieten. In Gallien zog der heilige Martin von Tours an der Spitze seiner getreuen Mönche aus, um die Götzenbilder, Tempel und heiligen Bäume zu zerstören. In Syrien brachte der „göttliche" Marcellus, ein von apostolischem Eifer beseelter Bischof, den mächtigen Zeustempel von Apamea, ein säulengetragenes Bauwerk von

unglaublicher Festigkeit, mit den größten Anstrengungen durch Untergrabung der Fundamente zu Fall, und zog dann mit einer Schaar von Soldaten und Gladiatoren von Ort zu Ort, um die Behausungen der Dämonen umzustürzen, bis er von einer Schaar erbitterter Bauern erschlagen ward und so „in Gottes Sache“ sein Leben zum Opfer brachte. Den größten Eifer bei diesem Werke der Verwüstung zeigten die aus der Wüste herbeiströmenden Mönche, und Libanius ergeht sich in heftigen Klagen über die Habsucht und Unmäßigkeit, deren sich die „Schwarzröcke“ in zerlumpten Gewändern dabei schuldig machten. An den meisten Orten ging die Zerstörung ohne bedeutenden Widerstand vor sich, nur in Alexandrien führte der bewegliche und kampflustige Geist, der sich in der ägyptischen Weltstadt so oft kund gegeben, auch bei dieser Gelegenheit heftige Kämpfe herbei. Eine alte Weissagung knüpfte die regelmäßige Nilüberschwemmung und die Ordnung der Natur an den Serapistempel, der in wunderbarer Größe und Schönheit von einer Anhöhe, zu der hundert Prachtstufen emporführten, über Stadt und Meer herniederschaute. Als nun der Bischof Theophilus, „ein kühner ruchloser Mann, dessen Hände abwechselnd von Gold und von Blut befleckt waren“, und der die Alexandriner schon dadurch gereizt hatte, daß er bei der Abtragung eines anderen Tempels die Symbole des Götzendienstes unter dem Hohne des Volkes in Procession durch die Straßen führen ließ, feindselige Absichten gegen dieses Nationalheiligthum verrieth, griffen die Serapisdiener, aufgereizt von dem Philosophen Olympius, zu den Waffen, machten den Tempel zu ihrem Bollwerke und rächten die Ehre der alten Götter an ihren Verächtern durch unmenschliche Grausamkeiten wider die gefangenen Christen. Der Statthalter bewirkte eine Waffenruhe, bis man die Willensmeinung des Kaisers eingeholt hätte. Als der Befehl eintraf, daß der Tempel des Götzendienstes zerstört werden sollte, zog der Bischof mit Werkleuten die Stufen hinauf und verwandelte den stolzen Prachtbau in einen Schutthaufen, während die Serapisdiener in der Verborgenheit oder Flucht Rettung suchten. Als die ersten Schläge gegen die kolossale Statue des Gottes geführt wurden, erwarteten die Aegyptier des alten wie des neuen Glaubens mit banger Sorge, daß nach alter Weissagung Himmel und Erde in das ursprüngliche Chaos zurückstürzen würden; aber die Weltordnung blieb in ihrem gewohnten Gange, und der Strom führte seine befruchtenden Fluthen noch ferner über die dürstende Erde. Die Grundfesten trotzten der Kraft der Zerstörer und dienten in der Folge als Unterbau einer Kirche zu Ehren der christlichen Märtyrer; die Bilder und Symbole dagegen, die Gefäße von Gold und Silber und die Werkzeuge des Aberglaubens und frommen Betrugs wurden zerschlagen. Aber auch die unschätzbare Bibliothek, die seit dem Brande in Cäsar's alexandrinischem Kriege durch die Erwerbung der Bücherschätze von Pergamum und durch neue Ankäufe sich gebildet hatte und im Serapeum aufbewahrt war, ging durch die Wuth der heiligen Barbaren zu Grunde. Noch zwanzig Jahre später erregte der Anblick der leeren Fächer das Bedauern und die Entrüstung des Paulus Orosius aus Spanien, eines Geschichtschreibers, der sich die Rechtfertigung des Christenthums gegen die Beschuldigungen der Heiden zur Hauptaufgabe bei dem Abriß seiner „Weltgeschichte gegen die Heiden“ gestellt hat. Nach dem Falle des Serapeums ging die Schließung oder Zerstörung der übrigen Heiligthümer ohne Hinderniß vor sich.

Der Serapistempel in Alexandrien. 389.

Zwei Jahre später, als die heidnischen Tempel und Altäre im Orient fast gänzlich verschwunden waren, erschien das **Edict von Mailand**, welches auch im Abendland, wo Weihrauchopfer und Tempelbesuch noch fortbestanden und der alte Cultus hie und da unter ländlichen Festen und Mahlzeiten verhüllt ward, jede Art von Götzendienst, jedes Thieropfer, jede religiöse Handlung in einem heidnischen Tempel als Verbrechen des Hochverraths gegen den Staat erklärte und mit Güterverlust und schweren

Unterdrückung des Heidenthums. 391.

10. Nov. 392. Geldbußen bedrohte, wovon ein Theil dem Angeber zugesichert war. Im folgenden Jahr wurde das Verbot in verschärfter Form wiederholt und hinzugefügt: „Keiner soll an irgend einem Ort den sinnlosen Götterbildern ein unschuldiges Opferthier schlachten oder in geheimer Sünde seinen Lar durch angezündetes Feuer, seinen Genius durch ungemischten Wein, seine Penaten durch Wohlgerüche verehren, Lichter anzünden, Weihrauch streuen,
393. Blumengewinde aufhängen." Im Jahre 393 wurden auch die Olympischen Spiele zum letzten Male gefeiert und in derselben Zeit scheint die berühmte Kolossalstatue des olympischen Zeus von Phidias, „nachdem er volle 800 Jahre lang seine Bestimmung erfüllt und als ein leidenverscheuchendes Zaubermittel zu Trost und Erhebung hellenischer Herzen gedient hatte", aus dem Tempel, der wenige Jahre später verbrannte, nach Constantinopel gebracht worden zu sein. So schwand auch dieser edle Zweig des antiken Lebens aus der Welt. — Unter den Nachfolgern des Theodosius wurden die früheren Verbote gegen Tempelbesuch und Opfer mit Verschärfung wiederholt: die Götterbilder sollten zerschlagen, die noch vorhandenen Altäre und Tempelgebäude abgetragen und das Material zu Straßen, Brücken und Wasserleitun-
406. gen verwendet werden. Arcadius ließ bei Gelegenheit der Taufe seines Sohnes die acht Tempel von Gaza durch kaiserliche Truppen auf den Grund zerstören, den Widerstand der heidnischen Bevölkerung mit Waffengewalt niederschlagen. An der Stelle des Haupttempels ließ die Kaiserin Eudoxia eine prachtvolle Kreuzkirche aufführen, die
407. 408. am Ostersonntag des Jahres 406 eingeweiht wurde. In den folgenden Jahren 407 und 408 wurden durch ein „Säcularisations-Edict" alle heidnischen Heiligthümer und Tempel sammt ihren Gütern und Einkünften als Staatsgut für den öffentlichen Gebrauch in Anspruch genommen und sollten zu geeigneten Zwecken der allgemeinen Wohlfahrt verwendet werden. Dieser strenge Erlaß erfolgte gerade um die Zeit, da Italien von den deutschen Völkern aufs Schrecklichste bedrängt und verheert ward. Die Anhänger der heidnischen Religion nahmen daher Veranlassung, die Unfälle des Reichs als die Strafgerichte der alten Götter darzustellen und die früheren Opfergebräuche, Sühnungen und Supplicationen zu empfehlen und zu begehen. Aber das hinsinkende Reich war von allen Göttern verlassen: Augustinus und Orosius hielten es für nöthig, in großen Apologien zu beweisen, daß das Christenthum keine Schuld trage am Elende dieser Zeiten; und allerdings lag die Schuld nicht in der Umgestaltung des Glaubens, sondern in der Feigheit, Entartung und Versunkenheit der lebenden Geschlechter. Der systematische Vertilgungskampf, der noch über die Mitte des 5. Jahrhunderts hinaus mit den Waffen der Gesetzgebung gegen das Heidenthum geführt ward, ist ein merkwürdiger Beweis, „wie langsam Religionen sterben und mit welcher Zähigkeit gerade alternde verkommene Völker an demjenigen festhalten, was mit ihnen selbst aus der Tiefe der Jahrhunderte heraufgewachsen, den Kern ihres geistigen Lebens bildet, und von dem sie darum nicht ablassen können ohne sich selbst
412. 415. aufzugeben". In den Jahren 412 und 415 ergingen neue Edicte, welche die vollständige Säcularisation aller Tempelgüter, die Verweisung der heidnischen Priester aus den Städten, die Auflösung aller mit dem alten Cultus zusammenhängenden religiösen Genossenschaften und Gebetsfeste einschärften.

Hypatia ermordet. 416. Um dieselbe Zeit wurde durch den Fanatismus des Bischofs Cyrillus von Alexandrien, des Neffen und Nachfolgers des Theophilus, dem Heidenthum auch der Märtyrerruhm zu Theil. Hypatia, die Tochter des Mathematikers Theon, die an der Spitze der neuplatonischen Schule stand, eine Jungfrau eben so ausgezeichnet durch Schönheit, Gelehrsamkeit und Bildung, wie durch Adel der Gesinnung, liebenswürdigen Charakter und tugendhaften Wandel, wurde beschuldigt, den Statthalter Orestes gegen die Christen aufgereizt zu haben, und wahrscheinlich auf Anstiften des herrschsüchtigen Cyrill von

einer wüthenden Christenschaar in eine christliche Kirche geschleppt und dort auf gräßliche Weise ermordet. Ihre Leiche übergab der rasende Pöbel, nachdem er sie gliedweise zerstückt, den Flammen. Selbst der Kirchenhistoriker Sokrates nennt die That eine Schmach für die alexandrinische Kirche und ihren Bischof. In den Jahren 416 und 417 wurden die Heiden für unfähig erklärt, im Heer, in der Verwaltung und im Gerichtswesen ein Amt oder eine Ehrenstelle zu bekleiden oder christliche Sclaven zu halten. Unter Valentinian III. erging auch ein Edict gegen die christenfeindliche Literatur: „Alles was Porphyrius und andere gegen die christliche Religion geschrieben haben, solle dem Feuer übergeben werden.“ Unter dem grausamen, lasterhaften Kaiser Zeno (474 bis 491) wurde der Neuplatoniker Hierokles gegeißelt, ein Schüler des Proklos wegen Verdacht der Magie auf Anstiften der Kaiserin Verina hingerichtet. Als am Ende des Jahrhunderts die Fechterspiele und Thierkämpfe der Amphitheater aufgehoben, die unzüchtigen Schauspiele verboten, die Festlichkeiten des alten Götterdienstes theils abgeschafft, theils in das christliche Leben herübergenommen wurden, da war das Heidenthum in seinen letzen Resten überwunden. Und als Justinian durch **Aufhebung der Akademie in Athen** der platonischen Philosophie, in welcher der griechische Geist seine schönste Gestalt und seinen edelsten Ausdruck gefunden, ein Ende machte, da konnte der Hellenismus und der Cultus der idealen Himmelsmächte als erloschen gelten. Die sieben athenischen Philosophen, die zu Chosroes auswanderten, dann aber unter dem Schutze eines Friedens zurückkehrten, um in der Heimath in Dunkelheit zu endigen, waren: Damascius der Syrier, Simplicius der Cilicier, Eulamius aus Phrygien, Priscianus der Lydier, Hermias und Diogenes aus Phönizien und Isidorus von Gaza.

416. 417.

Auflösung der Akademie in Athen. 529.

8. Ausbildung und Verbreitung der christlichen Kirche.

1. Der Klerus.

Unter dem siegreichen Kampf gegen das Heidenthum entwickelte sich das christliche Kirchenwesen, theils im Gegensatz zu der bisherigen Volksreligion, mehr aber noch durch Aneignung und Umgestaltung des hellenisch-römischen Cultus und Priesterthums. Die hierarchische Gliederung des Klerus, die Abstufung durch die höheren und niederen Grade, durch Metropolite oder Erzbischöfe, deren Häupter als „Patriarchen“ der höchsten Ehrenstufen theilhaftig waren, durch Bischöfe und Archidiakone, welche bei der bischöflichen Gerichtsbarkeit den Vorsitz führten, durch Presbyter, Diakone und untergeordnete Kirchenbeamten und Diener, die wir schon früher in ihren Keimen und allmählichen Entwickelungen kennen gelernt, wurde im 4. und 5. Jahrhundert zur Vollendung geführt und der ganze Stand durch Uebertragung von Rechten, Privilegien und Auszeichnungen aus dem heidnischen Priesterthum in seiner staatlichen und gesellschaftlichen Stellung gehoben und gesichert.

So wurde das glänzende Priesterkleid, das bei Juden und Heiden als Abzeichen des heiligen Amtes in Gebrauch war, auch von der christlichen Geistlichkeit als Festgewand bei heiligen Handlungen eingeführt und den hierarchischen Abstufungen gemäß eingerichtet, und damit die Platte auf dem Scheitel (Tonsur) verbunden; so ging das Recht der Fürsprache bei Verbrechern, dessen sich die Priester, besonders die Vestalinnen erfreuten und die geheiligte Zuflucht der Tempel auch auf den christlichen Klerus und

die Kirchen und geweihten Orte über, die dadurch bald eines wirksamen Asylrechts theilhaftig wurden; so wurden die Vorrechte und Immunitäten, die Gerichtsbarkeit und Vermögensverwaltung, welche priesterliche Corporationen in heidnischer Zeit besessen und welche schon Constantinus und seine orthodoxen Nachfolger dem christlichen Klerus verliehen, ausgedehnt, vermehrt und gesetzlich festgestellt. Besonders stieg das

Der römische Primat. Ansehen des **Bischofs von Rom**, der schon im vierten Jahrhundert vorzugsweise mit dem Namen des heiligen „Vaters", Papa oder **Papst**, belegt wurde, in den Ländern des Westreiches immer höher, theils durch die hervorragende politische Weltstellung der Stadt, theils durch den Anspruch der Gründung des heiligen Stuhles seitens der beiden Hauptapostel Petrus und Paulus, theils durch die Neigung des abendländischen Klerus, trotz der Einsprache der Bischöfe von Karthago und der oberitalienischen Metropoliten, in kirchlichen und religiösen Streitigkeiten in letzter Instanz sich auf die Autorität des Papstes zu berufen, eine Neigung, welche die Kirche vom Staat angenommen haben mochte. In dieser hervorragenden Stellung des römischen Kirchenhauptes im Westen lag der schon frühe bemerkbare Keim zur Spaltung der römisch-abendländischen und der griechisch-morgenländischen Kirche, da der Patriarch von Constantinopel eine ähnliche Superiorität im Osten erstrebte und erlangte. Aber der Patriarch von Constantinopel „verdankte Alles, was er war, nur der politischen Bedeutung der neuen Hauptstadt und der Gunst der Kaiser, die ihr eigenes Interesse dabei hatten, dem Bischof von Constantinopel durch Vorrechte und Auszeichnungen verschiedener Art eine möglichst hohe Stellung zu geben", während die Bischöfe von Rom den rein kirchlichen Ursprung und Charakter ihrer Würdestellung festhielten.

Leo I. 440—461. Diese Auffassung wurde besonders von Leo I., dem „Großen", mit Consequenz durchgeführt. Der ganze Organismus der Kirche schien ihm durch göttliche Anordnung darauf angelegt, „daß die bischöfliche Würde von Stufe zu Stufe höher steigend in dem Apostel Petrus, als dem Haupte der Kirche, ihre höchste Spitze hatte, von welcher die ganze Regierung der Kirche ausging, um alle Glieder des großen Körpers zur Einheit eines organischen Ganzen zu verknüpfen. Kraft der Nachfolge des heiligen Petrus war ihm die römische Kirche der Felsen, auf welchem die katholische Kirche ruhe, der römische Bischof das Haupt, das nach göttlicher Einsetzung für die ganze Kirche zu sorgen habe." Dieses Streben der römischen Bischöfe nach einer allgemeinen Superiorität, die Valentinian III. bei Gelegenheit eines Streites Leo's mit Hilarius von Arelate im Jahre 445 durch ein eigenes Gesetz als zu Rechte bestehend anerkannte, wurde noch ferner unterstützt durch die dogmatische Stabilität der abendländischen Kirche, die mit der regen Beweglichkeit der morgenländischen auffallend contrastirte, durch die Schwäche und Unselbständigkeit der letzten Kaiser Italiens, welche an dem Oberhaupte der Kirche einen Halt und eine Stütze suchten und dessen Ansehen durch die weltliche Autorität förderten, und endlich, nach dem Einsturz des römischen Kaiserthums, durch die Stellung des orthodoxen Bischofs zur katholischen Christenheit gegenüber den arianischen Herrschern Roms.

2. Der Cultus. Nicht minder groß war die Einwirkung der römisch-griechischen Staats- und Volksreligion auf die Ausbildung des christlichen Cultus in allen seinen Theilen. „Das Priester- und Levitenthum forderte eine gottesdienstliche Ordnung, die sich an einen sichtbaren Tempel und Altar knüpfte und im Darbringen sichtbarer Opfer sich gefiel." Nicht nur daß der gottesdienstliche Prunk mit Weihrauch, Opfergebräuchen und mancher altväterlichen Sitte des Heidenthums aus den Tempeln in die Kirchen einzog, daß Kerzen und ewige Lampen „die Nachtfeier

mit dem Tageslichte vereinten", daß die Messe den Charakter des alten Mysterienwesens annahm; auch die Kunst, die bildende und bauende wie die Tonkunst, fand bei dem christlichen Gottesdienst Eingang; die kirchlichen Gebäude selbst entlehnten ihre Formen und Gesetze der heidnischen Architektur.

Während in den Städten des Ostens, in Constantinopel, Nikomedien, Antiochien die prachtvollen goldgeschmückten Gotteshäuser mehr die alten Tempel zum Vorbild hatten und Rotunden mit hochgewölbter Kuppel darstellten, adoptirte die abendländische Kirche Form und Namen von den herkömmlichen Gerichts- und Gewerbshallen, „Basiliken" genannt, lange in eine halbrunde Halle auslaufende Vierecke, mit Säulenreihen, welche den Mittelraum (Schiff oder Langhaus) in drei Abtheilungen schieden, und einem ziemlich flachen Giebeldach. Der „Basilika" wurde dann dadurch eine höhere Bedeutung gegeben, daß man die Kreuzform zu Grunde legte. Kirchengebäude (Basiliken).

Ein Vorhof (Atrium oder Aula), wo das Wasserbecken mit dem Weihwasser stand, führte zu dem Vortempel, dem Aufenthaltsort der Katechumenen und Büßenden, die den inneren Raum nicht betreten durften. In dem durch Schranken und Vorhänge getrennten Heiligthum (Sanctuarium) oder Chor stand der Hochaltar, hinter demselben der erhabene Sitz (Kathedra) des Bischofs, an den sich auf beiden Seiten die Plätze der übrigen Geistlichkeit im Halbkreise anschlossen. Eigene Taufkapellen (Baptisterien) in runder Form und Nebengebäude zu verschiedenen Zwecken umgaben gewöhnlich das Gotteshaus. Ueber dem Kreuzdurchschnitt wurde in der Folge eine Kuppel im Halbkreisbogen als ein Bild des Himmels gewölbt.

Schon im vierten Jahrhundert kam die Sitte auf, das Innere der Kirche mit Ornamenten und Darstellungen aus der heiligen Geschichte, meistens in Mosaik, zu schmücken. Das Christenthum der vorigen Periode hatte sich noch mit rein sinnbildlichen Darstellungen begnügt. Schon sehr alt sind namentlich die Symbole des Kreuzes, des Hirten, des Lammes, des Fisches, des Schiffes, der Palme, des Phönix, der Taube u. s. w. an den Wänden der Katakomben und der Wohnungen, auf Gräbern, Sarkophagen und Geräthen. Zuerst bei den gnostischen Sekten treffen wir auch Bildnisse Christi an. Allmählich drang aber der Schmuck der Gotteshäuser mit Bildern auch in die rechtgläubige Kirche ein. Das vierte Jahrhundert bildet die Zeit des Kampfes. Noch sprachen sich Synoden und die angesehensten Kirchenväter namentlich gegen die Abbildungen Christi und Gottes als durchaus unzulässig aus. Nur in der symbolischen Gestalt des guten Hirten kam Christus zu häufiger Darstellung. Aber schon jetzt gab es z. B. in Edessa ein angeblich authentisches Bild Christi, und bald kamen solche sowie Bilder der Jungfrau Maria und anderer Heiligen allenthalben auf. Es wurde Sitte, die gewissen Heiligen geweihten Kirchen mit Darstellungen aus ihrem Leben oder mit Bildern aus der heiligen Geschichte zu schmücken. Schon Augustin klagt über Bilderanbetung, und Cyrill von Alexandria beförderte sogar grundsätzlich den Bilderdienst. Die Theorie dazu erfand endlich der Papst Gregor I., indem er die Bilder die Bücher der Armen nannte, aus welchen die, so nicht lesen können, die Kenntniß der heiligen Geschichte schöpfen. Doch vermochte auch das Christenthum nicht den raschen Verfall der damaligen Kunst aufzuhalten; es theilte denselben vielmehr einfach, wie nicht blos die Malereien, sondern eben so auch die Sculptur auf den Sarkophagen und das Kunsthandwerk (Kirchenschmuck, Diptychen u. dgl.) jener Zeit beweisen. — Zur Berufung der Gemeinde wurde anfangs ein Hammer auf Metall angeschlagen; erst im siebenten Jahrhundert ertönte Glockengeläute. Der liturgische Kirchengesang in Wechselchören (Antiphonien) oder mit den Antworten der Gemeinde auf den Gesang des Vorsängers (Responsorien) verbreitete sich aus dem Morgenlande nach Italien, wo Ornamente. Bilder. Kirchengesang.

ihm Ambrosius von Mailand durch Einführung der griechischen Tonarten größere Modulation verlieh. Die Kirchengebete wurden nach der Weise der heidnischen Anrufungen in feste Formen gebracht (Litaneien); die hervorragenderen Prediger entlehnten die Gesetze des Vortrags den griechischen Rhetoren; besonders gegen Ende des vierten Jahrhunderts blühte in Syrien, Kleinasien und Constantinopel die eigentliche Prunkrede.

Mariencult. Verehrung der Heiligen und Märtyrer.

Nirgends trat jedoch der Einfluß des Heidenthums auf die christliche Kirche greller hervor als in der Verehrung der Heiligen und Märtyrer. „Heidnische Götter und Heroen wurden christliche Heilige, und die Mythen und Sagen, die man von jenen erzählte, verwandelten sich in christliche Märtyrergeschichten;“ der Cultus der Maria, die man seit 431 allgemein als „Mutter Gottes“ und „Gottesgebärerin“ verehrte, erinnerte in vielen Dingen an den Dienst der Göttermutter, die das heidnische Alterthum unter verschiedenen Namen und Vorstellungen anrief. Die Verehrung weiblicher Gottheiten, die bald als Spenderinnen des mütterlichen Segens und der Fruchtbarkeit, bald als keusche Himmelsjungfrauen gedacht wurden, war zu tief in der Volksreligion begründet, als daß der christliche Cultus ihrer hätte entrathen mögen. Ging anfangs der Mariadienst hauptsächlich von den Frauen aus, die in der Himmelskönigin zugleich die Mutter und die Jungfrau feierten, so empfing derselbe in späteren Jahrhunderten einen mächtigen Impuls durch den ritterlichen Frauendienst der germanischen Völkerschaften. Die Pietät, womit die nachgebornen Geschlechter auf die Helden des Glaubens aus der Zeit der Verfolgung blickten, führte allmählich zu einem Reliquiendienst. Nicht nur daß man die „Katakomben“ (vgl. oben S. 417), wo man die Gebeine der Märtyrer beisetzte, stets in frommer Verehrung hielt, daß man sie noch lange als geweihte Orte zu Begräbnißstätten, zu religiösen Zusammenkünften, zu heiligen Handlungen, selbst zu Festmahlen und Volksbelustigungen gebrauchte, die Wände und Decken mit Bildwerken, Inschriften und frommen Sprüchen ausschmückte, man erbaute über den Gräbern der wirklichen oder vermeintlichen Blutzeugen Kirchen; man verehrte sie als Heilige, deren Fürbitten bei Gott man in andachtsvollen Gebeten anrief; man legte ihren Gebeinen und Ueberresten Wunderkräfte bei und bewahrte sie in heiligen Räumen und kostbaren Gefäßen. Bei Einigen war die Verehrung auf die Orte beschränkt, wohin man ihre Wirksamkeit verlegte oder welche die heiligen Reste einschlossen, bei Anderen war sie über weitere Kreise ausgedehnt; ganze Städte und Völker hielten sich an besondere Heilige, andere wurden bestimmten Hülfsleistungen vorgesetzt. Einem ästhetisch gebildeten Griechen, wie Kaiser Julian war, mochte schon wegen dieses Märtyrer- und Reliquiencultus aus dem Christenthum nur der Modergeruch der Gräber und Todtengebeine entgegenwehen. Neben den Märtyrern, unter denen Stephanus und die Apostel die erste Stelle einnahmen, wurden bald auch die Frommen des Alten Testaments und andere Persönlichkeiten, die mit den

Stiftern der Kirche in Beziehung gestanden oder um die Verbreitung und Verherrlichung des Reiches Gottes sich besondere Verdienste erworben hatten, zur himmlischen Glorie erhoben. Die fromme Sage erfand eine zahllose Menge von Namen und Legenden, und der Handel mit Reliquien wurde eine reiche Erwerbsquelle der Kirche. Selbst bildliche Darstellungen des Heidenthums wurden in christliche Märtyrergeschichten umgewandelt. Der heilige Hippolytus sollte wie der attische Königssohn dieses Namens von Pferden zerrissen worden sein. Und damit der christliche Himmel dem hellenischen Olympos nicht an Menge göttlicher und seliger Wesen nachstehe, wurde der Thron des Allmächtigen auch mit Heerschaaren von „Engeln" umgeben, an welche sich die Gläubigen gleichfalls im Gebete wandten.

Mit dieser Ausbildung neuer Himmelsmächte hielt auch die Vermehrung kirchlicher Feiertage und die Umgestaltung heidnischer Feste in christliche gleichen Schritt. Wie man anfangs den jüdischen Sabbat in den Sonntag umwandelte, wie man dem Passahfest in der Osterfeier eine andere Bedeutung gab, dem Auferstehungsfest die Himmelfahrt beifügte und das altjüdische Erntefest der „Pfingsten" mit der Ausgießung des heiligen Geistes in Beziehung brachte, so trat seit etwa 360 in die Zeitnähe der römischen Saturnalien, jenes eigenthümlichen Volksfestes zur Erinnerung an das goldene Zeitalter des Friedens und der patriarchalischen Sitte, das christliche Weihnachtsfest zur Feier der Geburt Christi. Etwa hundert Jahre älter ist das Fest der Epiphanien, im Morgenlande als Tauffest Christi, im Abendlande zur Erinnerung an die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande gefeiert (Dreikönigstag). Die Berechnung des Weihnachtsfestes auf den 25. December ergab sich ursprünglich aus der Ansetzung des 25. März als Tag der Weltschöpfung; dazu trat von selbst eine Nebenbeziehung auf das Geburtsfest des „unbesieglichen Sonnengottes", da ja aus dem Dunkel der Nächte, wenn der kürzeste Tag vorüber ist, die Sonne wieder siegreich hervorgeht, „als ein Held zu laufen ihre Bahn". Im Gegensatz feierte man die Zeit, von wo an die Tage abnehmen, als das Geburtsfest Johannes des Täufers (Joh. 3, 30). Festliche Zeiten.

Zu diesen großen Festzeiten kamen dann im Laufe der nächsten Jahrhunderte, als die Verehrung der Maria, der Heiligen und Märtyrer zunahm, noch mehrere andere Kirchenfeste, wie die Marientage (Mariä Verkündigung am Jahrestag der Weltschöpfung 25. März, und Mariä Reinigung oder Lichtmesse am 40. Tag nach Weihnachten 2. Febr.); das griechische Fest aller Märtyrer (Sonntag nach Pfingsten) und das abendländische Fest aller Heiligen (1. Nov.), der himmlische Geburtstag Petri und Pauli (29. Juni), das Fest des Lehrstuhls Petri (22. Februar), welches der Einsetzung des antiochenischen Bisthums gilt, der Tag der Kreuzerhöhung (14. Sept.), die Jahresfeier des wiedergefundenen heiligen Kreuzes, welches Kaiserin Helena auf ihrer Reise nach Palästina im Jahre 326 entdeckt haben sollte u. A. m. Trotz der Vertheilung des Kreuzesholzes in unendlich viele Splitter an die wundersüchtige Menschheit verminderte sich dasselbe doch nicht, da ihm auch die Wunderkraft einer unendlichen Vervielfältigung inne wohnte. Durch organische Verknüpfung dieser

und anderer Feste entstand nach dem Vorbilde der römischen „Fasten" das Kirchenjahr, dessen Berechnung und Festsetzung, wenigstens der wandelbaren Osterzeit, von Alexandrien ausging.

3. Lehre und Wissenschaft. Während die christliche Kirche in ihrer äußern Erscheinung mehr und mehr die Formen, Einrichtungen und Kunstbildungen des Heidenthums annahm, fuhr die griechische Speculation fort ihre Macht auf die Entwickelung der Glaubenslehre zu üben. Der Streit über das Verhältniß des ewigen Sohnes und Logos zum Vater, der die gesammte Christenwelt in die zwei Heerlager der Arianer und Athanasianer spaltete, bis die vereinigte Kirchen- und Staatsgewalt die Ansicht der Letzteren als orthodoxes katholisches Glaubensgesetz (Dreieinigkeit) aufstellte, die Lehrsätze der Ersteren dagegen als Häresien verdammte, fesselte und beschäftigte so sehr die Geister, daß alle bedeutenden Kirchenväter im Morgenlande, Basilius und die beiden Gregore, Cyrillus von Jerusalem, die beiden Eusebius u. A., im Abendlande Ambrosius und Hilarius ihre Kräfte der Erforschung, Feststellung und Vertheidigung dieses Hauptdogmas widmeten und daß die übrigen Grundlehren weniger beachtet und darum auch noch mit verhältnißmäßig größerer Freiheit behandelt wurden. Nur die Erneuerung gnostischer und manichäischer Irrlehren
385. durch den Spanier Priscillian wurde mit dem ersten Ketzerblut ausgelöscht. Dagegen hat die gelehrte Thätigkeit des zum Bischof von Constantia auf
Epiphanius. † 403. Cypern erhobenen Judenchristen Epiphanius, welcher in einem weitschichtigen Buche gegen die Häretiker „einen verworrenen Reichthum historischer Kenntnisse zum Werkzeuge frommer Leidenschaften machte" und sogar einen Origenes unter die Ketzer stellte, und seines, ihm an Wissen unendlich überlegenen, Geistesverwandten Hieronymus von Stridon in Pannonien nur beigetragen, die schmale Linie der Orthodoxie fester zu ziehen und den Umkreis der katholischen Kirche nach Lehre und Sitte mehr abzugrenzen.

Hieronymus. † 420. Hieronymus entsagte den klassischen Studien und der freieren Bildung, die er in Rom und auf Reisen im Abendlande und Morgenlande sich angeeignet, und der begeisterten Verehrung des Origenes, dessen Werke er im Gegensatz zu den Entstellungen und Verhüllungen des Rufinus wortgetreu übersetzt hatte, um sich ohne Zerstreuung dem finsteren Geiste der Askese hinzugeben und in einem Verein von Eremiten und frommen Römerinnen die Verdienstlichkeit aller Handlungen der Werkheiligkeit und Entsagung anzupreisen und den Mariencult und die Mönchstheologie zu empfehlen. Ein Kenner der hebräischen Sprache und eifriger Schriftforscher hat er sich unvergängliche Verdienste erworben durch die Verbesserung der altlateinischen Bibelübersetzung. Er ist der Urheber der noch heut zu Tage unter dem Namen Vulgata in der römischen Kirche gültigen lateinischen Bibel. „Vielgeschäftig, vielerlei wissend, weltklug, enthusiastisch für Alles, was dem Zeitalter als heilig galt, doch ohne Tiefe des Charakters und des Geistes, ist er der Vermittler griechisch kirchlicher und hebräischer Gelehrsamkeit für das Abendland geworden." Den Abend seines Lebens verbrachte er als Einsiedler in der Nähe von Betlehem. Ein Begünstiger des Mönchswesens und Cölibats hat Hieronymus durch seine zahlreichen Schriften weniger auf die Ausbildung der

Kirchenlehre eingewirkt, als die Pflege klösterlicher Gelehrsamkeit befördert. Seine eigenste Schöpfung bleibt überdies die fromme Mönchslegende, in deren üppiger Ausbildung er seiner Phantasie die Zügel schießen ließ und zugleich einer raffinirten Neigung der alternden Welt entgegenkam.

Johannes aus Antiochia, von der Nachwelt als Chrysostomus (Goldmund) gepriesen, widmete die Beredsamkeit, die er aus der Schule des Libanius sich angeeignet, dem Dienste der Kirche, erforschte und erklärte die heilige Schrift nach der verständigen und klaren Methode der antiochenischen Schule und suchte das Ideal des Priesterthums, das er mit Begeisterung in einer seiner frühesten Schriften geschildert, im eigenen Leben darzustellen. Denn so hoch er auch das beschauliche und entsagende Leben der Mönche, das er durch sechsjährigen Aufenthalt in der Einsamkeit kennen gelernt und zu veredeln gesucht, ehrte und in der eignen Sitte nachahmte, so legte er doch dem werkthätigen Berufe eines Predigers und Seelsorgers höhere Bedeutung bei. Der gefeiertste Kanzelredner seiner Zeit wurde Chrysostomus seinem Wirkungskreis in Antiochien, wo er als Presbyter in den gefahrvollen Tagen der erwähnten bürgerlichen Unruhen (S. 598) durch seine Meisterreden „von den Bildsäulen" einen wohlthätigen beruhigenden Einfluß übte, entrissen und durch den allmächtigen Präfecten Eutropius halb mit List, halb mit Gewalt nach Constantinopel entführt, um den ersten Patriarchenstuhl einzunehmen (398). Stark durch die Liebe des Volks, das ihm trotz seiner Strafreden mit Begeisterung zugethan war, kämpfte er hier mit den furchtbaren Waffen seiner eindringlichen Beredsamkeit gegen die Ausschweifungen des Hofes, gegen die Sittenlosigkeit der Stadtbewohner, gegen das ungerechte Regiment der Günstlinge, bis er dem Zorn der leidenschaftlichen und sinnlichen Kaiserin Eudoxia und der Wuth seiner geistlichen Widersacher zum Opfer fiel.

Chrysostomus. 347—407.

Auf Betreiben des gewaltthätigen und herrschsüchtigen Bischofs Theophilus von Alexandrien, welcher die Verfolgung der Anhänger des „ketzerischen" Origenes auf Chrysostomus, ihren Beschützer, übertrug, von einer Anzahl serviler Bischöfe auf der Synode „an der Eiche", einer Vorstadt von Chalcedon, unter nichtigen und albernen Beschuldigungen der Beleidigung der Majestät angeklagt, wurde er seines Amtes entsetzt und in die Verbannung gewiesen (403). Zwar bewirkte die Wehklage und Drohung des Volkes seine Rückberufung, aber einige Monate nachher, als eine Strafrede gegen die lärmende Einweihungsfeier einer Bildsäule der Kaiserin, der neuen „Herodias", in der Nähe der Hauptkirche abermals den Groll Eudoxia's wider den vermessenen Bischof erregt hatte, folgte eine zweite Verweisung nach Isaurien (404) und von da nach Pontus. Weder der Tod der Eudoxia, die im Jahre 405 in der Blüthe der Jahre an den Folgen einer Fehlgeburt starb, noch die Verwendung des römischen Bischofs Innocenz I. milderten den harten Spruch. In der Nähe der alten pontischen Stadt Komana starb Chrysostomus, der größte Kanzelredner des christlichen Alterthums, im Elend, Gott preisend für Alles, was er ihm beschieden (14. Sept. 407). Dreißig Jahre später wurde die Leiche des Heiligen im Triumphzug nach Constantinopel zurückgeführt. Die Kenner der zahlreichen Schriften und Reden des Chrysostomus gestehen demselben als Vorzüge zu: die freie Beherrschung einer schönen und

reinen Sprache, die geschickte und versteckte Anwendung griechischer Rhetorik und Philosophie, einen unerschöpflichen Reichthum von Bildern, Gleichnissen und Ideen, um den alltäglichsten Gegenständen Abwechselung und Interesse zu verleihen, die glückliche Kunst, die Leidenschaften in den Dienst der Tugend zu zwingen und die Thorheit und Schändlichkeit des Lasters mit dramatischer Wahrheit und Lebendigkeit vorzuführen.

Synesius. Wie Chrysostomus den Libanius als seinen Meister ehrt, so war Synesius von Kyrene ein Schüler und Anhänger der unglücklichen Hypatia, deren Lehren und Geistesrichtung er auch noch innerhalb des Christenthums treu blieb. Durch den Einfluß des Theophilus zum Bischof von Ptolemais berufen (411), strebte er in ehrlichem Ringen die Kirchenlehre mit seiner Philosophie zu versöhnen, wie sehr auch die Widersprüche, die er nicht verhehlte, sein Gewissen beschwerten. In die Opposition der kirchlichen Rechtgläubigkeit gegen Origenes und die auf griechischer Bildung ruhende freie theologische Richtung stimmte er nicht ein, selbst als sein Gönner Theophilus der Führer geworden war.

Augustinus. 353—430. Während die morgenländische Kirche sich abmühte das Wesen der göttlichen Dreieinigkeit und die Natur und Persönlichkeit Christi zu ergründen und die Ergebnisse ihrer tiefen Speculationen in eine rechtgläubige Formel zu fassen, war das Abendland mit den praktischen Fragen über Kirchenzucht, über das Wesen der Sünde und über die menschliche Freiheit und göttliche Gnade beschäftigt; und wie dort Athanasius, so war hier Augustinus der laute Rufer im Streit, der unerschrockene Führer und Bannerherr. Kaum waren auf seinen Antrieb die Donatisten, die Verfechter einer unerbittlich strengen Kirchen- und Sittenzucht, durch die Synode von Karthago (411) dem Arm der Verfolgung übergeben worden, so wurde die abendländische Kirche durch die pelagianischen Streitigkeiten, welche das Dogma von der Erbsünde und Gnadenwahl in die Theologie einführten, heftig erschüttert und verwirrt.

Der Pelagianismus. Pelagius, ein britischer Mönch von strengster Lebensweise, durch die Unruhen der Zeit aus der Heimath nach Rom und von da nach Karthago verschlagen, und Cölestius suchten die Sittlichkeit zu heben durch Stärkung der Willenskraft, indem sie der in der griechischen Kirche vielfach vorkommenden Anschauung folgend die Ansicht aufstellten, daß durch Adam's Sündenfall die menschliche Natur nicht wesentlich verdorben sei, der Mensch vielmehr durch die Kraft seines natürlichen Willens der göttlichen Gnade würdig, dann aber durch die Kirche in seiner Besserung gefördert und einer höheren Seligkeit im Reiche Christi theilhaft werde. Gegen die Grundanschauung, daß der Wille des Menschen, wenn auch durch die Sünde geschwächt und geknechtet, in der Wahl des Guten wie des Bösen frei sei, verfocht Augustinus, der in der Folgerichtigkeit dieser Lehre den Glauben an die Erlösung und an die alleinseligmachende Kirche gefährdet sah, die Ansicht, daß der Wille des Menschen von Natur unfrei sei und Alles von der Gnade Gottes abhänge, und wurde somit der Begründer der inhaltschweren Lehren von der Erbsünde und Vorherbestimmung (Prädestination) durch die Behauptung, daß durch Adam's Sündenfall die menschliche Natur mit einer unendlichen Schuld belastet, unfähig zum Guten aus eigener Kraft sei, daher nur die göttliche Gnade ohne des Menschen Zuthun durch die Kirche in

Einigen ein neues Leben schaffe, die göttliche Gerechtigkeit Andere ihrem Verderben überlasse, also diese von Ewigkeit her zur Verdammniß bestimmt habe. Diese strenge Lehre war die Folgerung aus seinem eigenen Leben, worin der Gegensatz von Sünde und Gnade so deutlich hervorgetreten, „und eine erhabene Frömmigkeit gefiel sich darin, das eigene Selbst unbedingt hinzuwerfen, um allein von Gottes Gnaden in Christo zu leben". Die Doctrin der Pelagianer wurde zwar auf mehreren Synoden verdammt, doch ist auch die augustinische Prädestination nie als entscheidendes Dogma der katholischen Kirche allenthalben anerkannt worden; vielmehr fand eine vermittelnde Richtung, in der Folge „Semipelagianismus" genannt, als den Anforderungen der Kirche wie des freien sittlichen Geistes am meisten entsprechend, mehr und mehr Eingang, wenn sie auch formell von der an Augustin's Ansehen festhaltenden Kirche verworfen worden ist. Hiernach kam durch Adam's Fall eine Neigung zur Sünde über das ganze Geschlecht, aber nicht so groß, daß der Mensch nicht das Gute frei ergreifen könne, wenn er schon nicht ohne die Gnadengaben der Kirche in seiner Heiligung fortschreiten und selig werden kann. Die Urheber des Semipelagianismus waren südgallische Mönche, daher auch die Mönchstheologie sich der betreffenden Theorie mit Liebhaberei annahm, und so führte der pelagianische Streit nicht zu einer Spaltung in Kirche und Theologie. Man begnügte sich mit einer schwankenden unbestimmten Haltung und faßte die tiefsinnige Lehre von der Vorherbestimmung als Glaubensgeheimniß, das der menschliche Geist nicht zu durchdringen vermöchte und dessen Schleier die heilige Schrift nicht enthüllte. Theils Folge, theils aber auch Voraussetzung der Lehre von der Erbsünde war die Kindertaufe, welche wohl seit Verwerfung des eigentlichen Pelagianismus allgemeiner zu werden anfing. Der unverschuldeten Sünde im Sinne Augustin's wurde die durch kein persönliches Verdienst erworbene Taufgnade entgegengestellt. Seitdem trat das persönliche Leben des Gläubigen und die sittliche Selbstbestimmung zurück hinter den Gnadenmitteln der Kirche, für deren Macht und Autorität Augustinus der kühnste und folgerichtigste Vorfechter gewesen war.

Die tief einschneidenden Streitigkeiten über die göttliche Natur Christi und über das Verhältniß und die Stellung des Sohnes (Logos) zum Vater, die, wie wir früher gesehen, schon im 2. und 3. Jahrhundert die junge Kirche zerrissen und gespalten haben, entbrannten mit neuer Heftigkeit, als Arius, Presbyter von Alexandrien, ein Mann von Gelehrsamkeit, ernstem Wesen und fleckenlosem Wandel, die Ansicht aufstellte, der Sohn sei einst durch den göttlichen Willen aus Nichts geschaffen worden, er sei erstes Geschöpf, das vor allen Zeiten und Welten (Aeonen) existirt und die sichtbare Welt ins Dasein gerufen habe und in so fern immerhin Gott zu nennen, doch abhängig vom Vater, wie der Erstling aller Creatur vom Schöpfer. Diese Auffassung, nach welcher Christus in die Stellung der alten Heroen oder Halbgötter gerückt zu werden schien, fand bald heftigen Widerspruch. Hatte sich die Kirche früher gegen solche Lehrmeinungen ausgesprochen, welche die Einheit des göttlichen Wesens allzusehr betonten, und die „Monarchianer" in ihren verschiedenen Theilungen als Häretiker aus ihrer Mitte gestoßen, so verwarf sie nunmehr auch die entgegengesetzte Vorstellung, welche Christus nicht die volle göttliche Ehre zu Theil werden ließ, wie sehr sie auch bemüht war, ihn über alles Geschaffene hinaus zu heben und als den Herrn aller Creatur hinzustellen. Keine der bisherigen Häresien hat so tief in das Leben der Kirche eingegriffen als der Arianismus: die Zahl der Bekenner und Gegner war oft gleich, und die Ehre der Orthodoxie oder Katholicität wurde bald der einen, bald der anderen Lehrmeinung zu Theil. Der erste Widerspruch ging von dem kirchlichen Vorgesetzten des Arius, dem Bischof Alexander, aus und war vielleicht, da Arius sein Mitbewerber um die hohe Würde gewesen war, nicht ohne persönliche Leidenschaft. Er

Der arianische Streit.

stellte ihm die Lehre entgegen, daß der Logos von Ewigkeit her aus dem Wesen des Vaters gezeugt, daher ihm gleich sei; und als Arius, ein beredter Mann und ein gewandter, nach klaren Begriffen strebender Dialektiker, den Widerruf seiner Auffassung
321. weigerte, wurde er auf einer Synode zu Alexandria entsetzt und ausgestoßen. Aber das Volk und ein großer Theil des morgenländischen Klerus nahmen für ihn Theil. Eusebius von Nikomedien, „der sich den Ruhm eines Staatsmannes erworben hat, ohne den eines Heiligen einzubüßen" und Eusebius von Cäsarea, der gelehrte Kirchenhistoriker, begünstigten die Sache des Arius. Als weder die Mahnung des Kaisers, die unnütze Streitfrage ruhen zu lassen, noch die Vermittlungsversuche der Gemäßigten den kirchlichen Frieden herzustellen vermochten, berief Constantin, in dessen Plane ein in sich getheiltes Christenthum keinen Werth besaß, die bischöflichen Vertreter
Das nicänische Glaubensgesetz. 325. der Kirche nach Nicäa in Bithynien. Dies war die erste allgemeine Kirchenversammlung oder ökumenische Synode der Christenheit, darauf 318 Bischöfe, fast alle aus dem Morgenlande, sich in Gegenwart und unter dem Vorsitz des Kaisers beriethen. Es war dies nach dem Ausdrucke des Eusebius „ein aus bunten Blumen gewundener großer Priesterkranz", ein „Abbild des Apostelreigens", eine „Wiederholung des ersten Pfingstfestes". Gleichwohl vermochte diese Versammlung lange zu keinem einmüthigen Beschluß zu kommen, bis es einem unansehnlichen Manne, der erst die Würde eines Diakonus erstiegen hatte, gelang, die überwiegende Mehrheit für seinen, der Auffassung Alexander's entsprechenden Antrag zu gewinnen, der dann als Ausdruck der Versammlung zum Glaubensbekenntniß erhoben ward. Dieser Mann war Athanasius, ein alexandrinischer Geistlicher, der wissenschaftliche Bildung mit asketischer Lebensweise und unbeugsamer Ueberzeugungstreue verband. Da Alexander's Freunde gleich anfangs schon den Hofbischof Hosius von Cordova und durch diesen den Kaiser für ihre Sache gewonnen hatten, so wurde das neue Glaubensgesetz, „daß Jesus Christus der Sohn Gottes gleichen Wesens sei (homousios) mit dem Vater", von der Versammlung angenommen und die Lehre derjenigen, die da behaupteten: „es war eine Zeit, da er nicht war, oder er ist aus dem Nichts oder aus einer anderen Substanz oder Wesen geworden", verdammt. Arius zog in die Verbannung nach Illyrien, wohin ihm nur zwei ägyptische Bischöfe folgten; die anderen widerstrebenden Mitglieder unterzeichneten das Bekenntniß aus Ehrfurcht vor der kaiserlichen Machtvollkommenheit und um des Friedens willen, nachdem sie unter Vortritt des Eusebius von Cäsarea für möglich erkannt hatten, ihre eigene Ansicht hineinzulegen. Drei Monate später folgte auch Eusebius von Nikomedien dem Arius, dessen Verdammung er nicht gutheißen konnte. Darauf erließ der Kaiser ein Gebot, daß die Schriften des Arius bei Todesstrafe ausgeliefert und verbrannt würden; seine Anhänger sollten als Feinde des Christenthums angesehen werden. Das Wort „Homousios" wurde die Losung der nicänischen Partei, als deren Haupt Athanasius galt, zumal seitdem er drei Jahre später seinem Gönner Alexander auf dem Metropolitensitz in Alexandrien gefolgt war.

Ausgang des Arius. Athanasius verbannt. Aber der Machtspruch von Nicäa führte den Streit nicht zu Ende. „Es war ja keine der naturgemäßen Entwickelung nach frei von Innen heraus gewordene Vereinigung der Gemüther, sondern eine von Außen her erkünstelte und erzwungene Uebereinstimmung vermittelst einer aufgedrungenen Glaubensformel." Die Arianer, die sich als die Verfechter der göttlichen Einheit und des klaren Gedankens betrachteten, wußten den Kaiser umzustimmen. Arius durfte auf Grund eines in allgemeinen Ausdrücken abgefaßten Bekenntnisses zurückkehren. Athanasius auf Betreiben des Eusebius von
335. Nikomedien von der Kirchenversammlung zu Tyrus unter falschen Beschuldigungen seiner Würde entsetzt, reiste heimlich nach Constantinopel und machte durch die Kühnheit, womit er sich dem Kaiser in den Weg warf und um Gerechtigkeit flehte, einen so

überwältigenden Eindruck, daß Constantin eine neue Untersuchung gegen den „Mann Gottes" verordnete. Aber die Gegner des Prälaten verstanden es, ihn dem Kaiser als den eigentlichen Urheber des endlosen Streites darzustellen, so daß Athanasius nach Trier in die Verbannung ziehen mußte. Im nächsten Jahr sollte Arius wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden, starb aber am Vorabende der Feier eines plötzlichen Todes in Constantinopel; nach der Meinung seiner Freunde durch Vergiftung, nach seinen Feinden durch ein Gottesgericht. Der Thronwechsel des folgenden Jahres brachte dem Athanasius die Rückkehr nach Alexandrien zum Jubel der Stadt, zugleich aber auch seinem Gegner Eusebius den Bischofssitz in Constantinopel und den damit verbundenen Einfluß bei Hofe, den der kluge Prälat im Interesse seiner Partei zu verwerthen wußte. Eine nach Antiochien ausgeschriebene Synode (341) suchte durch die Aufstellung einer vermittelnden Formel, „daß der Logos von Ewigkeit aus dem Wesen des Vaters gezeugt, ähnlichen Wesens („homoiusios") und dem Vater untergeordnet sei", den Widerstreit auszugleichen, schuf aber dadurch eine dritte Partei, die der Eusebianer, auch Semiarianer genannt. Von dem an blieb der Arianismus einige Zeit über mehr im Hintergrund, als ein Extrem, dem man oft nahe genug kam und doch immer fern bleiben wollte.

336. Die Eusebianer oder Semi-Arianer.

Die Versammlung zu Antiochien sprach zugleich aufs Neue die Absetzung des Athanasius aus. Er flüchtete sich nach Rom, wo er an Papst Julius einen Beschützer fand, während Gregor von Kappadokien sich mit Waffengewalt des Bischofssitzes von Alexandrien bemächtigte, ein unwürdiger Prälat von dunkler und knechtischer Herkunft, der durch Schmeichelei und Habsucht sich zu Rang und Vermögen aufgeschwungen hatte und bald seine neuen Unterthanen durch Druck und Erpressung zur Verzweiflung brachte. Unter dem Schutze des Constantius geboten jetzt im Morgenlande die Eusebianer, während sich Athanasius der Anerkennung des Abendlandes erfreute. Der Versuch auf der Synode zu Sardica in Thrakien (343) beide Theile der Reichskirche zu versöhnen, blieb erfolglos. Die morgenländischen Bischöfe wiederholten in Philippopel die Verdammung des Athanasius. Aber auf die drohende Verwendung des abendländischen Kaisers Constans gestattete Constantius dem flüchtigen Prälaten die Rückkehr nach Alexandrien (349), wo die empörten Einwohner ihren tyrannischen Bischof Gregorius nebst seinen dienstfertigen Werkzeugen in einem Aufstand ermordet und die Leichen in die Fluthen des Meeres gesenkt hatten. Aufs Neue nahm Athanasius inmitten des erfreuten Volkes seinen Wohnsitz, doch nur, um vier Jahre später abermals entsetzt und vertrieben zu werden, als zwei Häupter der nicänischen Partei, Marcellus von Ancyra und Photinus von Sirmium, welche unterschieden zwischen dem Sohne Gottes in seiner menschlichen Erscheinung und dem ewigen Logos, der mit dem Vater Eins sei, und somit die wahre Gottheit des Mensch gewordenen Christus zu läugnen schienen, die Beschuldigungen der Gegner rechtfertigten, daß die Lehrmeinung des Athanasius ketzerische Elemente in sich trage. Nachdem die Ansichten des Photinus zu Sirmium (351) verworfen worden, wurde durch den überwiegenden Einfluß des Alleinherrschers Constantius auf den drei Synoden zu Arelate (353), Mediolanum (355) und Ariminum (359) auch der abendländischen Kirche die Verdammung des Athanasius und ein semiarianisches Glaubensbekenntniß aufgedrungen. Der Metropolite von Alexandrien, in seiner Kirche von Bewaffneten überfallen, vermochte sich nur durch die schleunigste Flucht zu retten. Er floh in die Wüste, um bei den Anachoreten bessere Zeiten abzuwarten und seine Feinde in Schriften zu bekriegen. Seine Anhänger, unter ihnen Bischof Liberius von Rom, verloren ihre Stellen und wurden verbannt.

Der Sieg hatte sich zu Gunsten der Semiarianer oder Eusebianer entschieden; die Kaiserin und die einflußreichsten Hofleute und Eunuchen standen auf ihrer Seite und hielten auch den Kaiser bei der Fahne fest, und so lange Constantius regierte,

Der Arianismus vom Hofe begünstigt.

ruhte die Hofgunst auf den Gegnern des nicänischen Bekenntnisses; es schien als ob das „Homousios" von der orthodoxen Glaubenstafel getilgt werden sollte. Und doch gab die gegnerische Partei gerade jetzt die deutlichsten Zeichen innerer Schwäche, Spaltung und Zerrissenheit, und bewies, daß sie nur einig sei in der Opposition gegen Athanasius und das Glaubensgesetz von Nicäa. Wenn die Eusebianer, die Männer „der rechten Mitte", weder den Namen noch die Lehre des Arius als ihr Feldzeichen anerkannten, gingen zwei andere Bischöfe, Aëtius und Eunomius, in ihrem Rationalismus noch über Arius hinaus, indem sie, das Wesen des Christenthums in ein rein theoretisches Erkennen setzend und in abstrakten Verstandesbegriffen und Kategorien die Wahrheit und Realität der Dinge selbst erblickend, behaupteten, der Mensch könne Gott eben so gut begreifen als sich selbst, und mit scharfer Dialektik die Annahmen des Arius dahin ausdehnten, daß alle göttliche Wesenheit als ein Ungezeugtes Christo abgesprochen ward. Eine andere Fraction, an ihrer Spitze Ursacius und Valens, zwei pannonische Bischöfe im Dienste der herrschenden Hofpartei, suchten den Frieden dadurch zu begründen, daß sie sich mit unbestimmten allgemeinen Ausdrücken begnügten und alle bisher gebrauchten Schlagwörter möglichst vermieden. Constantius neigte sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Statt durch das Gewicht seiner Macht die Parteien zu versöhnen, nährte er die Streitigkeiten und das Wortgezänke. Synoden über Synoden wurden abgehalten, so daß, wie Ammianus Marcellinus bemerkt, alle Landstraßen mit Schaaren reisender Bischöfe gefüllt waren und die Postanstalten zu Grunde gerichtet wurden. Orientalischer Starrsinn und griechische Sophistik marterten sich und den Buchstaben der Schrift, um irgend ein Symbol herauszubringen, welches das Unbegreifliche begreiflich und irgend eine Auffassung desselben allgemeingültig machen sollte.

Ausgang und Charakter des Athanasius. Aber je mehr sich die Glaubensformeln und Symbole häuften, desto größer wurde die Verwirrung der Gewissen, desto mehr wurde die Kirche unter den Einfluß der Politik gebracht, desto abhängiger wurde der Klerus und die Theologie von den Ränken und Parteileidenschaften des Hofes. Julian's Toleranzedict brachte eine kurze Pause in den Streit und führte Athanasius wieder auf seinen Bischofssitz zurück. Dieser erkannte die Gefahr, welche der Kirche von einem heidnisch gesinnten Kaiser drohe, der die inneren Spaltungen und Streitigkeiten der Christen als Angriffswaffen gegen die Wahrheit ihrer Religion gebrauchte und mit Schadenfreude auf ihre gegenseitigen Schmähungen blickte. Er schlug daher vor, Alle, welche das nicänische Bekenntniß unterschreiben würden, in den Kirchenfrieden aufzunehmen und als Brüder zu erkennen. Aber die Spitzen beider Parteirichtungen verschmähten den Compromiß und beharrten bei ihren Meinungen; und Athanasius sah sich bald wieder genöthigt in der Wüste Zuflucht vor dem Hasse des Kaisers zu nehmen, der in seiner Person „das ganze Gift der galiläischen Schule" vereinigt sah. Der Tod des Apostaten gestattete dem Flüchtling von Neuem die Rückkehr nach Alexandrien, und wenn auch Kaiser Valens sich mit Schwärmerei dem arianischen Lehrbegriff zuwandte und die Parteien aufs Neue gerüstet einander gegenüber traten und sich eben so sehr mit Beweisen aus der heiligen Schrift, der Tradition und Dialektik als mit den Waffen der Hofkabalen und des Auf-
373. ruhrs bekämpften, so starb doch Athanasius friedlich inmitten seiner Gemeinde, freilich ohne den Ausgang des gewaltigen Streites erlebt zu haben. Sechsundvierzig Jahre waren verflossen, seitdem er den Metropolitansitz von Alexandrien angetreten, und während dieser ganzen Zeit hatte er folgerichtig gekämpft für den Gedanken einer wahrhaft göttlichen Würde Christi. Fünfmal war er von seinem Sitze vertrieben, zwanzig Jahre hatte er als Verbannter oder Flüchtling zugebracht und fast jede römische Provinz war nach einander Zeuge gewesen seines Verdienstes und seiner Leiden in der

Sache der Homousie, die er als die Aufgabe und Ehre seines Lebens betrachtete. „Von seinen Feinden geschildert als Tyrann, von den Kaisern bald verfolgt, bald verehrt, immer gefürchtet, vom ägyptischen Volke geliebt wie ein Vater und angebetet wie ein Heiliger," war er unablässig bemüht gewesen in seinem Berufe, eifersüchtig auf seinen Ruhm, unbekümmert um seine Sicherheit und hatte, wenn auch nicht frei von Fanatismus, eine Hoheit des Charakters und eine Ueberlegenheit der Talente entwickelt, die ihm die Bewunderung von Mit- und Nachwelt verschafft haben.

Noch acht Jahre nach dem Tod des Athanasius herrschte der Arianismus im Morgenlande, bis Theodosius I. dem Glauben, in dem er erzogen war, den Sieg verlieh. Als er seinen Einzug in Constantinopel feierte (380), erklärte er, daß nur die Bekenner des nicänischen Glaubensgesetzes als wahre katholische Christen angesehen, die Arianer aller Schattirungen aber der göttlichen und weltlichen Strafgerechtigkeit überantwortet werden sollten, führte den Gregor von Nazianz, den Prediger der kleinen Gemeinde nicänischen Bekenntnisses in einer der Vorstädte, mit seinen Legionen in die Apostelkirche und vertrieb die „Häretiker" aus allen Kirchen des Morgenlandes. Ein von ihm nach Constantinopel entbotenes allgemeines Concil, von dem die gegnerische Partei fern gehalten wurde (381), erhob das überarbeitete nicänische Glaubensbekenntniß zum Kirchengesetz und verdammte alle widerstrebenden Ansichten. Sieben Jahre später (388) wurde das Verdammungsurtheil auch über die Anhänger der „Wesensähnlichkeit" im Abendlande ausgedehnt, und in der Folge, als auch noch die Streitfrage über den heiligen Geist erledigt und dessen Wesensgleichheit mit dem Vater gegen die abweichende Lehrmeinung der Makedonianer festgesetzt worden war, das Bekenntniß von dem „dreieinigen Gott" als Symbol der rechtgläubigen katholischen Kirche (athanasianisches Glaubensbekenntniß) im ganzen römischen Reiche aufgestellt und an die Annahme der Trinität, des als „Glaubensgeheimniß" aufgefaßten Religionsbegriffes von der Dreiheit der göttlichen Personen in der Einheit des göttlichen Wesens, die Seligkeit geknüpft. Aber die germanischen Völker, Gothen, Vandalen, Langobarden, denen das Christenthum durch arianische Missionare verkündigt worden war, beharrten noch Jahrhunderte in dem Glauben, daß Christus der Sohn von Gott dem Vater verschieden und ihm untergeordnet wäre. Die römischen Zeitgenossen, welche diese Verbreitung der arianischen Lehrmeinung unter den Barbaren aus einer „inneren Wahlverwandtschaft" herleiteten, würden deshalb mit desto größerem Haß gegen eine Ketzerei erfüllt, welche ihnen zugleich in dem widerwärtigen Lichte einer Nationalreligion der bittersten Feinde der römischen Welt und der damit unlöslich verbunden scheinenden christlichen Kirche erschien.

Sieg der Trinitätslehre.

Mit der Feststellung der Lehre von der Dreieinigkeit war der Streit, in welcher Art Christus als wahrer Gott und wahrer Mensch zu denken sei, keineswegs beendigt. Nachdem durch das nicänische Glaubensbekenntniß die Gottheit Christi festgestellt war, handelte es sich zunächst um die Menschheit und um den Umfang, in welchem eine menschliche Natur von Christus ausgesagt werden könne. Als Apollinaris, Bischof von Laodicea, ein klassisch gebildeter Philosoph und Freund des Athanasius, die Behauptung aufstellte, der Logos habe nur einen menschlichen Leib mit menschlicher Lebenskraft (Seele) angenommen, seine Vernunft aber und sein Geistesleben seien göttlich, fand diese Auffassung vielen Widerspruch. Gregor von Nazianz und andere Kirchenväter lehrten dagegen, daß in ihm eine vollkommen menschliche Seele und eine stufenweise Entwicklung seines menschlichen Lebens festzuhalten sei. Diese Ansicht drang durch und der Apollinarismus schied aus der Kirche aus. Aber mit Berührung der ganzen Frage war der Grund zu neuen folgenschweren Streitigkeiten über das Menschliche und Göttliche in der Person Christi gelegt. In der alexandrinischen

Die Lehrstreitigkeiten über die Doppel-Natur Christi.

Schule faßte man die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur so streng, daß das Menschliche im Göttlichen aufging und verschwand; in der Schule von Antiochien dagegen nahm man, um das Dasein der menschlichen Natur zu sichern, ein Fürsichsein derselben an, bei welchem die Einheit selbst gelöst erschien.

Nestorianer. Der Urheber der letzteren Ansicht war Nestorius, vormals Presbyter in Antiochien, seit 428 Bischof von Constantinopel, der die Bezeichnung der Maria als „Mutter Gottes" oder „Gottesgebärerin" verwarf und zwischen der menschlichen und göttlichen Natur in Christo unterschied, so daß ihre Eigenthümlichkeiten nur zum Behufe der Erlösung zusammenwirken sollten. Gegen diese Ansicht verfocht Cyrillus von Alexandrien, Neffe und Nachfolger des Theophilus, die vollkommene Vereinigung beider Naturen in Christus, „so daß derselbe als Gott zugleich Mensch und als Mensch zugleich Gott sei, Gott als Mensch geboren und die Jungfrau mit Recht Gottesgebärerin zu nennen". Von der römischen Kirche unterstützt, bewirkte der gewandte Cyrillus auf zwei Synoden die Verdammung der nestorischen Ansicht und verkündete seine Lehre in „zwölf Anathematismen", die der andere mit zwölf Gegenanathematismen beantwortete. Eine von Kaiser Theodosius II. nach Ephesus berufene allgemeine Kirchenversammlung sollte den Zwiespalt versöhnen (431). Cyrill und sein Anhang eröffneten die Synode, ehe die syrischen und griechischen Bischöfe angekommen waren, und sprachen das Verdammungsurtheil über Nestorius aus. Nun langte Johann von Antiochien mit seinen Bischöfen an und diese verdammten auf einer Gegen-Synode die Lehren Cyrill's. Der Kaiser bestätigte anfangs beide Absetzungsurtheile, aber Cyrillus wußte ihn und seine Schwester Pulcheria für seine Sache zu gewinnen, worauf der Patriarch von Constantinopel, dessen Predigten gegen die Sünden des Hofes ihn mißliebig gemacht hatten, nach den Oasen Afrikas verbannt wurde. „Nestorius in klösterlich gelehrter Unbehülflichkeit dem Kampfe der Intriguen nicht gewachsen, von allen Parteien aufgegeben, starb im Elende (um 440), sein Charakter verkannt, seine Lehre entstellt." Die Anhänger desselben wurden von dem Nachfolger entweder in die orthodoxe Kirche gedrängt oder ihrer Stellen entsetzt. Doch verbreiteten sich seine Ansichten von Antiochien nach Edessa und fanden von dort aus ihren Weg nach Mesopotamien und Persien, in die Bischofsitze von Nisibis und Ktesiphon, wo sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Unter dem Namen der „chaldäischen Christen", in Indien „Thomaschristen" genannt, verbreitete die Kirche der Nestorianer, von der Reichskirche getrennt, tief nach Asien christliche Wohlthätigkeit und christliche Bildung.

Monophysiten (Eutyches). Der gewaltthätig und hinterlistig erfochtene Sieg der alexandrinischen Schule war indeß ohne Dauer. Als Eutyches, Abt eines Klosters in Constantinopel, die Grundsätze des Cyrillus verfolgend in schroffem Gegensatz gegen Nestorius lehrte, „daß alles Menschliche im göttlichen Wesen Christi aufgegangen und mit ihm zu Einer Natur geworden sei", wurde er auf Betreiben des Bischofs Flavianus mit Billigung des römischen Bischofs Leo I. auf einer Synode zu Constantinopel verdammt und abgesetzt (448). Zwar bewirkte Dioskorus von Alexandrien, der Nachfolger und Anhänger des Cyrillus, ein herrschsüchtiger und gewaltthätiger Prälat, auf der von Kaiser Theodosius II. nach Ephesus entbotenen allgemeinen Synode (449), daß durch die Gewalt eines aufgereizten Pöbels und einer Schaar keulenbewehrter, von dem Gebirge herbeieilender Mönche die Lehre des Eutyches gerechtfertigt, Flavianus aber verdammt und todt geschlagen wurde, trotz der besonnenen Mahnung Leo's, das Göttliche und Menschliche in der Person Christi nicht zu vermischen; aber der öffentliche Unwille gegen diese Gewaltthat und die kaiserlichen Machtsprüche machte die Niederlage der Eutychianer um so vollständiger. Auf der nach Theodosius II. Tod von der Kaiserin Pulcheria und ihrem Gemahl Marcianus nach Chalcedon berufenen vierten ökumenischen Versammlung (451) wurde die Synode von Ephesus als eine „Räubersynode" cassirt, Dioskorus entsetzt und Eutyches verdammt und ins Elend getrieben. Als Kirchenlehre aber wurde festgesetzt: zwei Naturen, eine göttliche vom Vater von Ewigkeit stammend und eine

menschliche von der jungfräulichen Gottesgebärerin, sind unvermischt aber auch unzertrennlich in der Einen Person Christi vereint. Die Bekenner des alexandrinischen Dogmas von der Einen Natur, von ihren Gegnern Monophysiten genannt, bewarben sich aber mit steigendem Erfolg um den Schutz des Thrones und bewirkten dadurch, daß der Glaubensstreit zum Werkzeug der Politik ward und daß die kirchlichen Parteiungen, von Mönchen und Volkshaufen in die öffentliche Straße gebracht, auf die Palast- und Residenzrevolutionen und auf die Thronbesteigungen einwirkten. Kaiser Zeno suchte durch eine unbestimmt abgefaßte Vereinigungsformel (Henotikon), welche die streitigen Ausdrücke umging, die Spaltung zu heben (482), allein von beiden Seiten gleich geschmäht und von den strengen Monophysiten verworfen, vermehrte sie nur den Hader und die Zwietracht. Doch erlangte die monophysitische Ansicht von Einer Natur nie kirchliche Geltung. Nachdem Justinian vergeblich getrachtet durch Vermittelungsversuche, durch Zugeständnisse und Verdammungsurtheile die Spaltungen zu heben, trennten sich die Monophysiten von der katholischen Reichskirche und bildeten ein eigenes Kirchenwesen, zu dem sich bekannten: 1. die ägyptische Landeskirche der Kopten; 2. die Armenier; 3. die sogenannten Jakobiten in Syrien und Mesopotamien. Wie die Nestorianer so haben sich auch die Monophysiten bis auf den heutigen Tag in der orientalischen Kirche erhalten, als merkwürdige Ruinen vergangener Bildungen. — Kaiser Heraklius suchte die Monophysiten in Armenien und Syrien der Kirche wieder zu gewinnen, indem er ein Glaubensgesetz verkündigen ließ, „daß trotz der zwei Naturen doch nur Eine Willensäußerung in Christo vorhanden sei". Dieses Gesetz, wiewohl vom römischen Bischof Honorius I. gebilligt, erzeugte neue Kämpfe und Spaltungen. Die Anhänger desselben (Monotheleten) wurden von den Nachfolgern des Honorius verdammt, und wenn auch Kaiser Constans II. (648) den Bischof Martin I. von Rom entsetzt nach Constantinopel führen und im Elend sterben ließ, die sechste ökumenische Synode von Constantinopel (680) erklärte die Lehre von zwei Willensäußerungen, als den zwei Naturen entsprechend, für rechtgläubig. Von der Kirche ausgestoßen und von den Kaisern verfolgt, erhielten sich die Monotheleten unter dem Namen Maroniten auf den Berghöhen des Libanon unter einem eigenen Patriarchen, treu dem Bekenntniß von Einem Willen in Christus. — In dem von griechischer Cultur und Spitzfindigkeit entfernten Abendlande fanden diese Speculationen keinen geeigneten Boden. Erst gegen Ende des achten Jahrhunderts erlebte das fränkische Reich ein Nachspiel des christologischen Streites. Als zwei spanische Bischöfe die nestorianisirende Meinung, daß Christus nach seiner menschlichen Natur blos durch Adoption der Sohn Gottes sei, aufnahmen und ausbildeten, wurden sie durch Alcuin bekämpft und unter Karl dem Großen auf Synoden verdammt und zum Widerruf gezwungen. Und war auch dieser Widerruf weder aufrichtig noch ausdauernd, so fand doch die Ansicht der Adoptianer „zu wenig Anklang im Zeitalter, um nicht mit den Urhebern abzusterben".

Das Henotikon. *Monotheleten (Maroniten).* *Adoptianer.*

Während der Jahre, da im Morgenlande der orthodoxe Glaube vom Arianismus oder vom Heidenthum bedrängt war, kämpften drei kappadokische Geistliche, durch Freundschaft oder Blutsverwandtschaft geeinigt und durch Gleichheit der Studien, der Gesinnung und der asketischen Lebensweise aufs Innigste verbunden, aus allen Kräften, wenn auch mit größerer Milde und Mäßigung als Athanasius für das nicänische Glaubenssymbol, für die wahre und wesenhafte Gottheit Christi und seine ewige Wesensgleichheit mit dem Vater gegenüber allen denen, welche die göttliche Würde des Sohnes in irgend einer Weise herabzudrücken versuchten: Basilius, von seinen Verehrern der Große genannt, Bischof von Cäsarea, sein Bruder Gregor von Nyssa und sein Freund Gregor von Nazianz, der „Theologe". Ausgerüstet mit der Bildung des klassischen Alterthums, die sie in Constantinopel unter Libanius und in Athen von den Sophisten aus Plato's Schule erworben, bekämpften sie in Rede und Schriften die Arianer zur Zeit ihrer Macht unter Constantius und Valens, hielten als Prediger,

Die Kirchenväter.

Seelsorger und Kirchenlehrer ihre Gemeinden fest in der Treue und im Glauben an den dreieinigen Gott und entzogen sich in drohenden Zeiten den Verfolgern durch die Flucht in die Einsamkeit der Gebirgslandschaften ihrer Heimath, wo sie in der Tugend der Entsagung und Entbehrung sich übten und durch frommen Sinn und Wandel ihre Basilius. † 379. Gegner entwaffneten. Basilius wirkte trotz seiner Thätigkeit im Dienste der streitenden Gregor von Nyssa. † 394. Kirche erfolgreich für die theologische Wissenschaft, wie für das Mönchthum; Gregor von Nyssa, ein blumenreicher Redner, erlebte den Sieg des orthodoxen Glaubens und wurde für seine kurze Verbannung von dem frommen Theodosius mit Ehren und Vertrauen belohnt; Gregor von Nazianz. † 390. Gregor von Nazianz, der Sohn der frommen Nonna und eines Vaters, der von der Sekte der Hypsistarier (die ein höchstes Wesen mit den Formen des jüdischen und persischen Gesetzesdienstes verehrten) zum Christenthum sich bekehrt und die Bischofswürde erlangt hatte, kämpfte auf der zweiten Synode zu Constantinopel (381) für den Sieg des dreieinigen Gottes, für den er sein Lebenlang in Schrift und Wort wie in Gedichten gewirkt hatte, zog sich dann aber aus dem Treiben der Hauptstadt in sein Heimathland zurück, wo er die letzten acht Jahre in der Stille eines beschaulichen Lebens zubrachte, für das er mehr Neigung besaß als für die Stürme der Kirchenverwaltung. — In gleichem Geiste wie die drei „Kappadokier" wirkten in Hilarius. † 368. Gallien und Italien die Bischöfe Hilarius von Poitiers (Pictavium) und Ambrosius Ambrosius. † 397. von Mailand für den dreieinigen Gott. Der erstere, „durch Thaten, Leiden und Schriften der Athanasius des Abendlandes", büßte seinen Widerstand gegen die Beschlüsse der Synoden von Arles und Mailand mit Absetzung und Verbannung; der letztere, Sohn des Oberstatthalters von Gallien, entsagte dem hohen Staatsamte, zu dem ihn der Rang seiner Familie wie sein eigener Bildungsgang geführt, um seine ganze Kraft der Kirche zu widmen, als den Widerstrebenden die Stimme des Volkes auf den erzbischöflichen Stuhl von Mailand rief (375). Wir haben früher gesehen, mit welcher Standhaftigkeit Ambrosius den Arianern und ihrer Gönnerin, der Kaiserin Justina, die Hauptkirche der Stadt verweigerte. Er ließ sich lieber mehrere Tage lang sammt seinen Gläubigen in derselben belagern, als daß er das „Eigenthum Gottes" den Häretikern überliefert hätte. Selbst unter dem rechtgläubigen Theodosius galt sein Wort mehr als die Gebote des Kaisers. Seine Behauptung, daß die Gesetze der Religion höher ständen als die menschlichen, siegte über den gerechten Richterspruch des Kaisers, der einen mesopotamischen Bischof zum Wiederaufbau einer auf sein Geheiß 388. zerstörten Synagoge verurtheilt hatte. Rühmlicher war sein Auftreten, als er, wie oben erzählt, denselben Kaiser zwang, seine an den Thessalonikern verübte Sünde „öffentlich 390. in der Kirche zu beweinen". Zweiundzwanzig Jahre herrschte Ambrosius wie ein Präfect über die abendländische Kirche, „den Herrn des Weltalls mehr fürchtend als den Herrscher des Erdkreises". Eine Säule des orthodoxen Glaubens, hat er auf Mit- und Nachwelt erfolgreich gewirkt für Reinheit der Sitten durch seine „Pflichtenlehre" und für Bereicherung und Ausbildung des Cultus mittelst Kirchengesang, Liturgie und Predigt; aber als Beförderer des Mariendienstes, der Ehelosigkeit, der freiwilligen Armuth und der Fasten hat er auch dem Aberglauben und der Werkheiligkeit mächtigen Vorschub geleistet.

Die Priscillianer. Ein so eifriger Streiter für den orthodoxen Kirchenglauben Ambrosius auch war, so hat er doch die Anwendung des Schwertes gegen Irrgläubige verdammt, ähnlich Martinus von Tours. † 400. dem pannonischen Kriegsmann Martinus von Tours (Turonum), der durch seine christlichen Tugenden, durch seine Asketik und weltentsagende Kraft sich in Gallien die Verehrung eines Heiligen erworben. Als Priscillian, ein vornehmer Spanier, „welcher die Vortheile der Geburt und des Vermögens mit den Vorzügen der Beredsamkeit und Gelehrsamkeit schmückte", die Grundanschauung der Gnostiker und Mani-

chäer erneuerte, wonach das Böse in der Materie seinen Sitz habe, und daher seinen Anhängern die Ehe und den Genuß des Fleisches untersagte, wurde auf der Synode zu Cäsaraugusta (Saragossa) diese Lehre verdammt und der Kaiser Gratian zu einem 380.
Edict gebracht, kraft dessen Priscillian, Bischof von Avila, und seine Genossen von der Erde vertilgt werden sollten. Durch einflußreiche Vermittelung wurde jedoch die Ausführung des Urtheils gehemmt, bis Gratian dem Usurpator Maximus erlag (S. 598). Die Priscillianisten, von einer Synode zu Bordeaux abermals verdammt, beriefen sich auf den neuen Kaiser. Dieser ordnete zu Trier eine Untersuchung an, die damit endete, daß Priscillian mit sechs seiner eifrigsten Verehrer, vier Geistlichen, dem Dichter Latronian und einer edlen Matrone aus Bordeaux, gefoltert und hingerichtet wurden, das 385.
erste Ketzerblut, das die Kirche in feierlicher Rechtsform vergossen. Empört über diesen religiösen Gräuel kündigten Ambrosius und Martinus den Urhebern des Urtheils die Gemeinschaft auf, was die Wirkung hatte, daß der weiteren Verfolgung Einhalt geschah. Priscillian und seine Todesgefährten wurden von ihren Anhängern als Märtyrer verehrt und dadurch der Sekte der Priscillianisten eine Dauer bis ins siebente Jahrhundert gegeben.

Die Donatisten.

In Afrika war die auf eine unerbittliche Kirchenzucht dringende Partei der **Novatianer** (S. 427) unterdrückt, aber nicht ausgerottet worden. In ihre Fußtapfen traten im vierten Jahrhundert die **Donatisten**. Die Erhebung des gemäßigten **Cäcilianus** zum Bischof von Karthago (311) fand Widerstand bei der strengkirchlichen Partei; sie bestritten die Gültigkeit der Einsetzung, weil der Bischof Felix, der die Weihung vollzogen, sich in der diocletianischen Verfolgung untreu bewiesen und die heiligen Schriften ausgeliefert hatte, und stellten ihm den strengen **Donatus** entgegen, der von der Kirche, die als die Braut Christi rein, heilig und fleckenlos sein müsse, alle Unwürdigen ausschloß und eine Sonderkirche von Auserwählten, eine „Gemeinschaft von Heiligen" gründete. Constantin übertrug die Untersuchung dem Bischof von Rom und einigen Beisitzern, und diese so wie die Synode von Arelate (314) sprachen sich gegen die „Donatisten" aus, worauf der Kaiser harte Gesetze zu ihrer Unterdrückung erließ. Die Kirchen wurden ihnen entrissen, ihre Bischöfe verbannt. Aber die Bauern und Nomaden von Numidien und Mauretanien „ergriffen ihre Keulen, um die Trümmer eingeäscherter Kirchen und das vergossene Blut einiger Priester zu rächen". Julian's Toleranzedict weckte sie zu neuer Anstrengung. In wilder Todeslust führten sie das ganze vierte Jahrhundert hindurch einen Räuberkrieg gegen die katholische Kirche und das römische Reich, die Reinheit der Kirche höher achtend als die Einheit und Allgemeinheit und im Eifer gegen die Sünde die Menschenliebe vergessend. Die **Circumcellionen**, die glühendsten Eiferer unter den Donatisten, verbanden politische und sociale Ansichten mit ihren religiösen Lehren, indem sie auf gänzliche Trennung der Kirche vom Staat, auf Freiheit und Gleichheit aller Gläubigen und auf Gütergemeinschaft drangen. Mit geringem Glück suchte Augustinus im Auftrag des Kaisers Honorius auf einer Unterredung zu Karthago die Milderen der Partei zu versöhnen oder zu widerlegen (411); als sie seinen Ermahnungen widerstrebten, schärfte der strenge Kirchenvater den Arm der Verfolgung wider sie. Endlich erlagen sie den römischen Gesetzen und Legionen, nachdem Einzelne noch lange fortgeduldet und gekämpft hatten, „die ungeheure Macht eines mißverstandenen Glaubens über treue, kraftvolle, düstere Gemüther bewährend".

Augustinus.

Aurelius **Augustinus**, geboren am 13. Nov. 353 zu Tagaste in Numidien, wurde von seiner edlen Mutter **Monica** frühe mit dem Glaubenskreis des Christenthums vertraut gemacht; aber er sollte erst durch die Irrgänge des Zweifels und der Sünde den Weg finden lernen, der ihn zum Lichte führte. Zu Medaura und Karthago

dem Studium der römischen Literatur sich widmend, verbrachte er seine Jugend in sündigen Zerstreuungen und in den Freuden und Lüsten der Welt. Unbefriedigt durch die irdischen Genüsse warf sich der strebsame Jüngling in die Literatur des heidnischen Alterthums: Cicero's beredte Worte vom Werth der Philosophie weckten in seiner Seele „die Sehnsucht nach etwas Gewissem und Ewigem"; aber die heilige Schrift war seinem phantasievollen Geiste zu einfach; er suchte Trost und Befriedigung in der Schule der Neuplatoniker. Doch weder diese schwärmerischen Lehren, noch der Manichäismus mit seinen poetisch-phantastischen Auswüchsen, dem er sich neun Jahre lang erwartungsvoll hingab, genügten seinem speculativen Geiste. Er erkannte, daß er getäuscht sei, und verzweifelte an aller Wahrheit. Da lernte er in Rom und Mailand, wo er sich in den Jahren 383 und 385 als Lehrer der Beredsamkeit aufhielt, das durch Origenes und Ambrosius mit der alten Wissenschaft bereicherte Christenthum seinem ganzen Wesen nach kennen und warf sich demselben mit aller Gluth seiner afrikanischen Natur in die Arme. Durch die Macht der paulinischen Briefe „entwickelte sich ein Kampf in ihm zwischen dem Zeitlichen und Ewigen, dessen Ausgang durch die Thränen und Gebete seiner Mutter gefördert wurde. In einem plötzlichen Durchbruche seiner Gefühle sah er, gleich Paulus, das Wunder seiner Bekehrung". Er entsagte den Lüsten der Welt, denen er bisher sich hingegeben, und wurde, nachdem er im Jahre 387 zugleich mit seinem natürlichen Sohn von Ambrosius getauft worden, der eifrigste Vorfechter christlicher Zucht und Lehre. Er gab sein Lehramt auf und kehrte nach dem Tode seiner Mutter in Ostia nach Afrika zurück, wo er, nachdem er sich durch strenge Asketik in einem klösterlichen Verein vorbereitet, zum Presbyter und dann zum Bischof von Hippo Regius (Bona) geweiht ward (395). Von da an war seine ganze Thätigkeit dem Ausbau des Reiches Gottes gewidmet. Im Leben ein Muster der Enthaltsamkeit und Einfachheit gab er alles Ueberflüssige den Armen und schämte sich nicht, „ein Bettler für die Bettler" zu sein. Er war ein gewaltiger Kämpfer für die Sache Christi. Den Akademikern bewies er, daß es eine Wahrheit gebe und diese in Gott zu finden sei; gegen die Manichäer und ihren Fatalismus verfocht er in einer Reihe von Streitschriften die Freiheit und Güte des Willens; den Donatisten stellte er die Idee der Kirche als alleiniger Wahrheit und Gewißheit entgegen; im Kampf mit den Pelagianern schöpfte er aus der eigenen Lebenserfahrung die Ueberzeugung von der Sündhaftigkeit der Menschennatur und von der Erlösung durch die Gnade Gottes. Fünfunddreißig Jahre lang beherrschte Augustinus durch die Macht seines Geistes die afrikanische Kirche, bis er am 28. August 430 in der von den Vandalen belagerten Stadt Hippo unter Bußpsalmen verschied. Von den zahlreichen Schriften des gewaltigen Kirchenvaters, die, wenn auch in der Form weitschweifig und voll schwülstiger Rhetorik, einen „unabsehbaren Reichthum geistigen Lebens, eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und in feurigen Zungen eine Alles beherrschende Liebe zu Gott" enthalten, sind am berühmtesten seine „Bekenntnisse", eine Beichte vor Gott, worin er „mit der stolzen Selbstverläugnung eines Heiligen sich und was er gewesen in geistiger Nacktheit hingestellt hat"; und sein dem Plato nachgebildetes Werk „Vom Staate Gottes", eine „Philosophie der Geschichte" vom christlichen Standpunkte, worin er die großen Gottesgerichte, die durch den Einfall der Barbaren über das römische Reich hereinbrachen und welche die Heiden von dem Verfalle der alten Volksreligion und der Vernachlässigung der Götter herleiteten, im Lichte der christlichen Lehre und der heiligen Schrift beurtheilte.

Er bewies aus der vorchristlichen Geschichte, daß die heidnischen Götter ihre Verehrer nicht vor Uebel und Unfällen bewahrt, Nichts gethan hätten, durch gute Gesetze das Wohl ihrer Getreuen zu begründen, und unterschied dann zwischen dem irdischen und himmlischen Reiche.

Wie das Menschengeschlecht sich in zwei Klassen theile, in solche, die nach dem Fleisch leben und der Verdammniß entgegengehen und in solche, die nach dem Geiste leben und zur Seligkeit berufen sind, so bestehe auch die Welt aus zwei neben einander existirenden Staaten, wovon der eine vergängliche von den dämonischen Mächten regiert werde, die Selbstliebe zur Grundlage habe und in der Befriedigung irdischer Größe, Macht und Wohlfahrt das höchste Ziel alles Strebens erblicke, der andere, himmlische dagegen Gott zum König habe und in der Vereinigung mit ihm und seinen seligen Engelschaaren mittelst der Liebe zu allem Göttlichen und Entäußerung des sinnlichen Selbst die Erfüllung des höchsten Gutes und Glückes suche. Zu jenem sündhaft irdischen Staat, der am jüngsten Tag durch einen Weltbrand zu Grunde gehen werde, gehört nach Augustinus die gesammte Welt und vor Allem das Römerreich, das, sofern es sich nicht der Kirche unterworfen hat, mit allen seinen kriegerischen Großthaten, die es auf den Gipfel der Macht und Herrlichkeit getragen, mit seiner Philosophie und hohen Bildung, deren Glanz sogar die Augen der Gläubigen oft geblendet habe, nur als ein Werk des Teufels erscheint voll Frevel, Ungerechtigkeit und Trug; von Gott abgewendet könne der „Staat des Teufels“ nur solche Güter erzeugen, wie sie die bösen Dämonen ihren Verehrern zu bieten lieben; selbst die Tugenden der Heiden seien nur „glänzende Laster“; Wahrheit und dauernde Glückseligkeit enthalte nur das himmlische Reich der Heiligen und Seligen, das unter der Leitung Gottes stehe und von Engeln, Heiligen und frommen Geistlichen regiert werde.

Als Fortsetzung seiner „Bekenntnisse“ können Augustin's „Selbstgespräche“ gelten, worin die christlichen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung als die einzige Quelle echten Lebensglückes erscheinen. In einem späteren Werk „Retractationen“, d. h. Berichtigungen, unterwarf er alle seine Schriften einer strengen Selbstrecension, wobei manches früher Geäußerte gemildert oder zurückgenommen ward. Auch als Kanzelredner genoß Augustinus großes Ansehen in der abendländischen Kirche, wie aus der Menge der unter seinem Namen erhaltenen Predigten (Sermonen) hervorgeht. Aber sein Vortrag war rhetorisch, und in der Schrifterklärung gefiel er sich oft genug in maßlosen Allegorien.

4. Das Einsiedler- und Mönchsleben.

In dem religiösen und geistigen Leben der Zeit nimmt das Einsiedler- und Klosterleben eine wichtige Stelle ein. In den Kämpfen gegen das Heidenthum und seine Heiligthümer, in dem Glaubensstreit über die Natur Christi und über die Geltung der Lehren und Schriften des Origenes führten Mönche das große Wort und erregten die Massen; auf das christliche Leben, auf Sitten und Denkweise, auf den Charakter der Literatur und Geistesthätigkeit übten Mönche den entscheidenden Einfluß; ihr Urtheil bestimmte den Werth aller Bestrebungen und Handlungen; ihr Beispiel hob die passiven Tugenden und die Handlungen der Werkheiligkeit über die Thaten des praktischen Lebens und flößte der christlichen Sittenlehre einen finstern, der Natur und Menschenwelt feindlichen Charakter ein. Wir haben früher (S. 439 f.) dargethan, wie das Einsiedler- oder Eremiten-Leben durch die große Anzahl der Weltentsagenden sich zu einem genossenschaftlichen (Cönobiten-)Leben nach gemeinsamer Regel ausbildete, indem die einzelnen Eremiten, die in der Nähe eines berühmten Anachoreten-Heiligen sich angesiedelt hatten, allmählich in die Genossenschaft nachbarlicher Hütten oder Zellen (Laura) oder unter ein gemeinschaftliches Dach (Monasterion) zusammentraten, bis sie zuletzt in einem geschlossenen Raum (Kloster) vereinigt und unter einem Vorsteher, Abbas (Vater) oder

Abt, zu einer Gemeinsamkeit des Lebens nach einer bestimmten Vorschrift und Ordnung verbunden wurden, also daß die ganze Lebensweise, die Uebungen der Frömmigkeit, wie die einfachen Mahlzeiten, das ärmliche Lager, die rauhe Tracht für Alle gleich waren und die Stunden des Tages zwischen religiöser Andacht und leichter Handarbeit sich theilten. Die strenge Asketik, die Enthaltsamkeit von allen Genüssen und Freuden des Lebens, die freiwillige Unterordnung unter den Willen des Vorstehers und die Regel der Brüderschaft, die Entsagung aller Güter und Ehren der Geburt und des Standes erregten die Bewunderung des Alterthums. Indem man mit dem Entschlusse zum Mönchsleben nicht blos der Ehe entsagte, sondern es sich überhaupt zur Aufgabe stellte, das Fleisch zu bekämpfen, die natürlichen Triebe zu unterdrücken, um allein für Gott und göttliche Dinge in strengster Askese zu leben, „verbanden sich mit dem Mönchsleben die Begriffe einer Heiligkeit, welche das gewöhnliche christliche Leben so tief unter sich ließ, daß die Mönche den Engeln näher zu stehen schienen, als den Menschen". In den Bekennern der „himmlischen Philosophie" sah man alle Tugenden und Vorzüge vereinigt, welche die älteren Philosophenschulen einzeln ausgebildet und geübt hatten: sie wetteiferten mit den Stoikern in der Verachtung des Glücks, des Schmerzes und des Todes; ihr Gehorsam und ihre heroische Entäußerung alles eigenen Willens übertraf die Schweigsamkeit und Unterwürfigkeit der Pythagoräer, und gleich den Cynikern verachteten sie die Formen und den Anstand des gesellschaftlichen Lebens. Der Hang des Morgenlandes zur Weltentsagung und Contemplation, das Beispiel eines Elias, Johannes und anderer gotterfüllter Männer der heiligen Schrift, das Elend der Zeiten in dem hinsterbenden Römerreiche und der Glaube, daß ein solches Leben der Entbehrung und Weltflucht, des Ankämpfens wider die Natur und ihre Triebe, wider die Welt und ihre Freuden der sicherste Weg zu den Seligkeiten des Himmels wäre, diese und andere Beweggründe führten Schaaren von Menschen in die Wüste und in die Einsamkeit der Klöster.

Verbreitung des Mönchwesens. Schon Plinius blickte mit Erstaunen auf das Volk der Eremiten, das unter den Palmbäumen in der Nähe des todten Meeres lebte, ohne Geld bestand, sich ohne Frauen fortpflanzte und „aus dem Ueberdrusse und der Reue des Menschengeschlechts einen unversiegbaren Zufluß freiwilliger Genossen zog"; wie groß würde aber sein Erstaunen gewesen sein, wenn er zwei oder drei Jahrhunderte später die Tausende von Einsiedlern gesehen hätte, die in Oberägypten, auf der Nil-Insel Tabennä oder in der nitrischen Wüste südwärts von Alexandrien, dem Beispiele des heiligen Antonius und seiner Jünger Pachomius und Ammonius folgten, so daß „Städte einsam und Wüsten bevölkert wurden", oder den Schwarm von heiligen Wilden, die den Syrer Hilarion nachahmten, welcher bei Gaza auf einer Sandbank zwischen dem Meere und einem Sumpf 48 Jahre lang seine traurige Wohnung gehabt und seinen Leib zum Gerippe kasteit haben soll, oder wenn er erlebt hätte, wie in der Mitte von Rom auf den Trümmern alter Tempel Klostergebäude für Männer und Frauen errichtet wurden, die das praktische Leben der Vorfahren im Staat und Heer und die Freuden der Häuslichkeit und der Familie mit dem Dienste des gekreuzigten Heilandes und mit einem Dasein

voll schwerer Pflichten und strenger Bußen vertauschten, wie in Gallien Martin von Tours, der abwechselnd Soldat, Einsiedler und Bischof war, unter steten Kämpfen mit dem Teufel und den dämonischen Mächten so viele Klöster gründete, daß zweitausend Jünger die Leiche des Heiligen zu Grabe geleiteten, und der fromme Johannes Cassian in Marseille durch eine zahlreiche Brüderschaft die Mönchseinrichtungen des Morgenlandes und zugleich die Lehren des Evangeliums im südlichen Frankreich verbreitete; und wie im fernen Britannien aus dem Kloster Bangor über 2000 Mönche als Glaubensboten zu den Irländern und Schotten auszogen. Das Anachoretenleben hatte in den ersten Jahrhunderten des siegenden Christenthums in den Augen der Zeitgenossen solche Kraft der Heiligung, daß sich die größten Bischöfe und Kirchenlehrer, Athanasius, Basilius, Hieronymus, Augustinus u. A. m. auf längere oder kürzere Zeit in die Einsamkeit der Wälder und Berge, in Schluchten und Höhlen zurückzogen, um sich zu neuer Thätigkeit zu sammeln und zu stärken. Unter dem Namen des Basilius besitzt man noch eine Anleitung zur klösterlichen Erziehung, worin den Mönchen die Beschäftigung mit einem nützlichen Gewerbe zur besonderen Pflicht gemacht wird.

Bei der großen Bedeutung, welche das Eremiten- und Klosterwesen erlangte und bei der Macht religiöser Ueberspannung, die das einsame Leben und gesteigerte Andacht auf Geist und Gemüth hervorbringen mußten, waren Mißbräuche und sittliche Gefahren unvermeidlich. In der Periode des Anachoretenlebens führte die Ueberspannung, die Selbstpeinigung im Kampfe mit den Vorspiegelungen aufgereizter Sinne, in denen man die Einwirkungen dämonischer Mächte erblickte, und das „Beten ohne Unterlaß" zu widernatürlichen Uebertreibungen, zu Selbstmord und Wahnsinn. Manche geriethen durch das dumpfe Hinbrüten und die starre Versenkung ihres Wesens in Gott auf mystische Abwege, indem sie, wie die Massalianer und Euchiten, sich einer geistlichen Zügellosigkeit und Schwärmerei ergaben und in der Selbstgenügsamkeit ihrer asketischen Vollkommenheit die Lehren und Gnadenmittel der Kirche verachteten. Andere strebten nach dem Ruhme der Heiligkeit durch ein Uebermaaß der Entsagung in einzelnen Dingen, sei es, daß sie, das Einsiedlerleben auf die Spitze treibend, jeden menschlichen Umgang mieden, oder die Tugend der Armuth in einem vagirenden Bettlerleben am vollkommensten zu üben vermeinten, sei es, daß sie, wie die Akoimeten (Schlaflosen), sich mehr und und mehr des Schlafs zu entwöhnen, oder wie Makarius, den Durst zu ertragen suchten. In Mesopotamien verläugnete eine Mönchssekte durch abenteuerliche Uebertreibung die Würde der Menschennatur so sehr, daß sie wie die Thiere vom Grase des Feldes lebte. Am weitesten ging in der Ueberspannung der „Säulenheilige" (Stylites) Symeon, der, um dem Himmel näher zu sein, viele Jahre seines Lebens auf einer Säule in verschiedenen Stellungen zubrachte und sich von dem herbeiströmenden Volke seine Nahrung reichen ließ. Symeon, der als Knabe seine Heerde verließ und im Kloster mehrmals aus selbstmörderischen Peinigungen gerettet endlich, seit 422, in der Nähe von Antiochien dreißig Jahre auf seiner allmählich bis zur Höhe von 36 Fuß geführten Säulenwohnung „als ein Mittler zwischen Himmel und Erde" lebte, erlangte ein solches Ansehen, daß seine Worte für Orakelsprüche galten, daß wilde Araberstämme sich seinen Segen mit den Waffen streitig machten und daß der jüngere Theodosius in den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche und des Staats seinen Rath einholte. Als endlich durch ein Geschwür in der Hüfte das Leben des „engelgleichen Einsiedlers" geendigt ward, führten die Antiochier in feierlichem Zuge seine Gebeine in ihre Stadt, wo sie als die höchste Zierde und festeste Schutzwehr verehrt wurden. Im Abendland, wo man das Mönchswesen zuerst durch das Gefolge des verbannten Athanasius kennen lernte und anfangs anstaunte und verspottete, bis es durch Ambrosius und Hieronymus in Italien, durch Martin von Tours in Gallien, durch Augustinus in

Das Anachoretenleben im Orient.

Symeon der Säulenheilige.

Das Mönchthum im Abendland.

Afrika verbreitet ward, ging das Einsiedlerleben frühzeitig in das Cönobitenleben klösterlicher Gemeinsamkeit über. Hier schützte die ruhigere und besonnenere Natur mehr vor den Auswüchsen geistiger Excentricität. Dagegen traten bald Uebelstände anderer Art ein. Mit dem Vorrecht beschenkt, Vermächtnisse, Geschenke oder Erbschaften anzunehmen, erwarben die Klöster große Reichthümer, wodurch die Zucht erschlaffte und die Ueppigkeiten des Lebens Eingang fanden. Um reiche Söhne oder Erbtöchter zum Eintritt in das abgeschlossene Cönobitenleben zu bewegen, unterließen die frommen Väter kein Mittel der Verführung und Ueberredung, so daß mehrere Kaiser auf dem Wege der Gesetzgebung solchen Mißbräuchen zu steuern suchten. Aber der Zug der Zeit ließ sich nicht brechen. Armuth, Verfolgung und Scheu vor dem Kriegsleben führte in den drangsalvollen Jahren der Barbarenzüge Schaaren von Römern aus allen Ständen in die sichere Ruhe der Klosterzelle. „Die Last des untergehenden Staats verschwand hinter Klostermauern; edle Gemüther wurden von der Großartigkeit einer kühnen Entsagung angezogen."

Veredelte Richtung des Mönchlebens. Benedictus von Nursia. 480—543.

Im Abendlande nahm überhaupt das Mönchswesen eine gesundere, mehr auf das Praktische gerichtete Gestalt an. Fehlt es auch dem Anachoretenleben des Morgenlandes nicht an großartigen Zügen; sehen wir nicht selten die Männer der Wüste als die Beschützer der Wahrheit und des Rechts den Mächtigen der Erde entgegentreten und mit gewaltigen Schlägen an die Gewissen pochen; müssen wir auch rühmlich anerkennen, daß die Mönche in Aegypten und Asien die Befreiung der Sclaven förderten, Gastfreiheit übten, sich der Armen und Hülflosen annahmen, für christliche Kirchenzucht thätig waren, so blieb es doch dem Abendlande vorbehalten, alle diese nützlichen Richtungen und Thätigkeiten zu verbinden und dem Klosterleben einen festen Beruf anzuweisen. Benedict von Nursia war es, der Sprößling eines vornehmen Geschlechtes, der, nachdem er seine Jugend in der Felsenschlucht von Subiaco verträumt, von den Hirten des Gebirges als Heiliger verehrt, in der romantischen Wildniß
529. von Monte Casino, an der Stelle eines alten Apollotempels und eines geweihten Haines, trotz der vielen Hindernisse, die nach der Legende der böse Feind dem Heiligen in den Weg legte, ein Kloster erbaute und einen Mönchsverein gründete, dessen milde, besonnene aber festgeordnete Regel mit den ewigen Gelübden der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams bald die meisten Klöster des Abendlandes verband und zu heilsamer Thätigkeit anhielt.

Die Benedictiner.

Alles Naturwidrige, Verzerrte und Uebertriebene fern haltend, suchte die Ordensregel der Benedictiner das Mönchsleben so zu ordnen und einzutheilen, daß die geistlichen Uebungen mit körperlichen Arbeiten abwechselten und die christlichen Tugenden, zu denen sich der Novize nach überstandener Prüfungszeit bei der Aufnahme eidlich verpflichtete, stets dem Gedächtniß vorgeführt wurden. Die gottesdienstlichen Uebungen waren auf sieben Gebetszeiten (Horen) vertheilt, die schon um 2 Uhr des Nachts begannen. Die übrige Zeit war theils der geistlichen Meditation und dem Lesen der Schrift, theils der Handarbeit gewidmet. Durch Cassiodor, welcher im Jahre 538 in den Orden eintrat, wurde den Mönchen auch die Pflege der Wissenschaften und die Anfertigung von Bücherabschriften zur Pflicht gemacht, eine Aufgabe, wodurch sich die Benedictiner den Dank der Nachwelt verdient haben.

Das Mönchsleben, wie es sich aus der Ordensregel Benedict's von Nursia entwickelte, sollte das Salz der Kirche sein, sollte auf begrenzterem Gebiet alle Tugenden und Vorzüge des christlichen Lebens zur Erscheinung bringen. „Das Mönchsleben sollte nach der Anschauung seiner ersten Begründer die Fortsetzung und Erneuerung jener innigen, auf jeden eigenen Besitz verzichtenden Lebensgemeinschaft sein, in welcher die apostolische Kirche die ersten Christen in sich vereinigt hatte, die aber nach der Erkaltung des apostolischen Eifers und der so großen Erweiterung der Kirche nicht in der Gesammtheit der Christen, sondern nur in einem engeren Kreise sich fortpflanzen konnte." Die Gemeinschaft der Güter und die brüderliche Gleichheit, die großen Prinzipien des christlichen Lebens im apostolischen Zeitalter blieben daher stets die charakteristischen Grundbedingungen des Mönchslebens. Nirgends waren Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, Freie und Sclaven so sehr in Allem einander gleich, wie hier. Damit stand im engsten Zusammenhang die echt-christliche Sympathie für alle geistlichen und leiblichen Bedürfnisse der Menschheit. Die Mönche waren die Tröster, Berather und Helfer bei allen Anliegen und in allen Ständen; Wohlthätigkeitssinn und Gastfreundschaft waren zu allen Zeiten die schönsten Eigenschaften der klösterlichen Vereine; in den Mönchen fand die Sclaverei die heftigsten Widersacher, sie erklärten die Knechtschaft für eine Herabwürdigung der durch Christus erlösten Menschheit und rechneten das Loskaufen der Sclaven zu den verdienstvollsten Werken; die Klöster machten sich die Unterweisung der Unmündigen und Unerfahrenen zur Pflicht. „Die Benedictiner haben die Denkmale des Alterthums für eine schönere Zeit bewahrt, Wüsten urbar gemacht und Völker belehrt." Einfluß und Wirksamkeit des Mönchthums.

Als Theodosius der katholischen Kirche den Sieg verlieh, hatte das Christenthum nicht nur im ganzen Römerreich das Heidenthum bis auf geringe Reste überwältigt, es hatte auch in Ländern und unter Völkern, die den Kaisern in Rom und Constantinopel fremd oder feindlich waren, Bekenner gefunden. 5. Ausbreitung des Christenthums.

In **Persien** hatten sich im Laufe des vierten Jahrhunderts zahlreiche Christengemeinden gebildet, die den Metropoliten von Seleukia als kirchliches Oberhaupt ehrten. Aber während der Kriege mit den Römern als Glaubensgenossen des Feindes gehaßt und als Kundschafter verdächtig, waren sie heftigen Verfolgungen ausgesetzt. Das neuerwachte Nationalgefühl und die Macht einer festgeschlossenen Priesterschaft hinderte die Verbreitung des Evangeliums unter einem Volke, das in seiner „heiteren Sittlichkeit und oberflächlichen Verständigkeit" für das strenge Leben und die Glaubensgeheimnisse der Christen wenig Empfänglichkeit zeigte. Der Bischof **Symeon** fiel als Märtyrer und Viele mit 343.
ihm. Als Jovian in dem schmachvollen Frieden Nisibis und die östlichen Landschaften den Persern überließ (S. 578), wanderten die christlichen Bewohner in 363.
großer Zahl aus. Die Duldung, deren sich die Christen in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts unter der Regierung des Königs Jezdegerdes I. durch In Persien.

die kluge Mäßigung des mesopotamischen Bischofs Maruthas erfreuten, wich bald wieder dem Drucke neuer Verfolgungen, als der Bischof Abdas von Susa
422. im blinden Eifer einen Feuertempel niederreißen ließ. Nur wenige Gläubige retteten sich durch die Flucht vor den Martern und Todesleiden, die unter **Varanes**, dem grausamen Nachfolger Jezdegerdes, ihren Höhepunkt erreichten. Nur den aus dem Reiche vertriebenen Christenparteien bot Persien eine Zuflucht.

In Armenien. In **Armenien** wurde das Evangelium durch eingeborne Bischöfe verbreitet und fand sogar Bekenner auf dem Throne; und wenn auch das Königreich seine Freiheit und Selbständigkeit an die Perser einbüßte, so hatte doch in dem armenischen Gebirgslande das Christenthum fortwährend eifrige und standhafte

In Abyssinien. Anhänger. Auch **Abyssinien** wurde im vierten Jahrhundert ein christliches Land. Zwei Jünglinge, **Frumentius** und **Aedesius**, die mit ihrem Oheim eine Entdeckungsreise unternommen, entgingen allein der Ermordung, der die ganze Schiffsmannschaft zum Opfer fiel, und fanden Gnade vor den Augen des Königs von Auxuma (Axum). Beide wirkten für das Christenthum und für friedlichen Verkehr mit Aegypten. Frumentius, von Athanasius zum Bi-
326. schof geweiht, erlangte Einfluß bei Hofe, führte den König, dessen Erziehung er geleitet, zur Taufe und beförderte, im Verein mit oberägyptischen Mönchen, die Verbreitung der christlichen Lehre, die an einer äthiopischen Bibelübersetzung eine kräftige Stütze fand.

Unter den germanischen Völkern. Von der größten Wichtigkeit für die Kirche Christi war die **Bekehrung der germanischen Völker**, die, während sie das ost- und weströmische Reich im Felde bekriegten und endlich zu Falle brachten, von der geistigen Macht

Westgothen. (Ulfilas 318–388.) desselben besiegt wurden. Wir haben gesehen (S. 446), wie thätig der griechisch gebildete Bischof **Ulfilas** unter den Westgothen, deren Sitten und Sprache er angenommen, für das Christenthum gewirkt hat, zu der Zeit, da sie noch auf dem nördlichen Ufer der Donau seßhaft waren. Selbst **Fridigern** empfing von ihm Unterweisung in der Lehre des Heils und ließ sich taufen, wogegen der heftige **Athanarich** wider die Bekenner des gekreuzigten Heilands mit Schwert und Henkerbeil wüthete und zweien Glaubensboten den Märtyrertod bereitete. Als die Verfolgung wuchs, führte Ulfilas, „ein zweiter
348. Moses", seine Getreuen über die tiefen Fluthen der Donau, wo sie sich mit Erlaubniß des Kaisers Constantius am Fuße der mösischen Berge niederließen, um in dem Wald- und Weideland ihrer Rinder- und Lämmerheerden zu warten
370. und anderen flüchtigen Schaaren, die eine zweite Verfolgung zur Auswanderung zwang, Schutz und Hülfe zu gewähren. Dort wird er auch die erwähnte Bibelübersetzung ausgearbeitet haben, jenes unschätzbare Denkmal der altdeutschen Sprache, dessen die Evangelien enthaltender Theil, nachdem er aus dem Benedictinerkloster zu Werden an der Ruhr nach Prag gebracht und von da durch die Schweden im dreißigjährigen Kriege als Siegesbeute entführt worden, unter dem Namen des „silbernen Codex" noch jetzt in der Bibliothek zu Upsala als

werthvollster Schatz aufbewahrt wird. Als zwanzig Jahre später das ganze Volk der Westgothen, vor dem Schwerte der Hunnen fliehend, über die Donau setzte, nahmen alle, die noch den alten Göttern anhingen, den arianischen Christenglauben an, dem sie, gleich ihrem Bischof Ulfilas, mit deutscher Treue ergeben blieben, auch als kaiserliche Machtsprüche eine andere Rechtgläubigkeit verkündeten. Ulfilas selbst starb im Jahre 381 in Constantinopel, tief erschüttert über den Untergang seines Glaubens. Wenn es auch dem Bekehrungseifer eines Chrysostomus gelang, einige zerstreute Schaaren der orthodoxen Kirche zuzuführen, der Kern und die Masse des gothischen Volkes hielt fest an dem Glauben, daß der Sohn und der Vater nicht gleichen Wesens seien. Die Westgothen trugen die arianische Lehre nach Gallien und Spanien, und ihr mächtigster König Eurich von Toulouse wird beschuldigt, die Leiden der Verfolgung über die Bekenner der katholischen Kirche verhängt und mehrere volksbeliebte Bischöfe von Aquitanien mit Einkerkerung, Verbannung und Vermögenseinziehung bestraft zu haben, während sonst religiöse Duldsamkeit zu ihren anerkannten Tugenden gehörte. Die Ostgothen, die denselben Glauben nach Italien brachten, achteten einen Ostgothen. Heiligen, wie Severin, welcher aus den südlichen Provinzen des Römerreichs Severin. † 482. nach den Donauländern zu den Rugiern und Gothen gezogen war, um die Leiden und Drangsale der Völkerwanderung zu lindern und die Natur- und Menschenrechte in den rauhen Herzen zu pflegen, während er selbst in einer Höhle wohnte, mit entblößten Füßen einherging und sich von den einfachsten Speisen nährte. Die deutschen Könige waren der Ansicht, daß die Religion sich nicht befehlen lasse, und da die Gottheit verschiedene Religionen dulde, daß ihnen nicht zieme, eine Allen zu gebieten. Nur in Afrika gaben die Vandalen, welche Vandalen. den arianischen Glauben durch die Gothen empfangen haben mögen, der katholischen Kirche durch leidenschaftliche Verfolgung „neue Märtyrer und Wunder".

Wir werden später jenen furchtbaren Räuberstaat kennen lernen, den Genserich, Die arianischen Vandalen in Afrika. der schrecklichste der ketzerischen Barbaren, dessen Seele der Furcht wie dem Erbarmen gleich unzugänglich war, in der ehemaligen Weltstadt Karthago aufrichtete und mit Genserich. Blutgesetzen zusammenhielt. Die Bedrückungen und Verfolgungen, welche schon Gen- 429–477. serich, die Edicte der römischen Kaiser gegen Häretiker auf seine eigenen katholischen Unterthanen anwendend, über die orthodoxe Kirche und Geistlichkeit in Nordafrika verhängte, nahmen einen viel heftigeren Charakter an unter seinem Sohne Hunerich, Hunerich. 477–484. der nur die Grausamkeit des Vaters, nicht aber dessen Größe und rühmliche Eigenschaften erbte. Nach dem edlen Bischof Deogratias, dem Wohlthäter der aus dem eroberten und ausgeplünderten Rom weggeführten Gefangenen, blieb der bischöfliche Stuhl von Karthago 24 Jahre lang verwaist, und gegen 5000 rechtgläubige Christen, Geistliche und Laien, die den arianischen Gebietern am schroffsten widerstanden, wurden von rohen numidischen oder mauretanischen Reitern unter Mißhandlungen in die Wüste getrieben oder auf die Inseln Korsika und Sardinien zu Knechtsdiensten verbannt, ihr Vermögen eingezogen. Der gemäßigte Bischof Eugenius, der endlich durch die Verwendung des oströmischen Kaisers Zeno als Haupt der orthodoxen Kirche Afrikas eingesetzt ward, vermochte keine dauernde Versöhnung zu bewirken. Hunerich

stellte Wächter an die Thüren der Landeskirche, welche alle Besucher in vandalischer Tracht und langen Haaren zurücktrieben. Die Beamten, die sich nicht zu dem arianischen Glauben bekehrten, wurden ihrer Stellen entsetzt und zur Verbannung nach den Inseln oder zu Zwangsarbeiten der Sclaven und Bauern in den Gefilden von Utica verurtheilt. Ein Religionsgespräch blieb ohne Wirkung. Wie sehr auch die römischen Einwohner der Provinz den germanischen Fremdlingen an Gelehrsamkeit und Bildung überlegen waren; ihre Argumente über die Wesenseinheit Christi mit Gott dem Vater, die sie in einer Denkschrift darlegten, überzeugten die Vandalen so wenig, als die gepriesenen Wunder. Unter Hunerich's Neffen **Gunthamund** dauerte das feindselige Verhältniß der arianischen Vandalen und der rechtgläubigen Einwohner ungeschwächt fort. Selbst der Bischof Eugenius starb auf gallischem Boden fern von seiner Heerde. Der Dichter Dracontius büßte es schwer, daß er den oströmischen Kaiser in seinen Versen feierte, und fand erst Gnade als er im Kerker ein „Reugedicht" verfaßte. Gunthamund's Bruder und Nachfolger **Thrasamund** blieb den Grundsätzen seiner Vorgänger treu, wählte aber andere Mittel. Statt der Drohungen und Folter wandte er die sanfte, aber wirksamere Macht der Verführung an. Reichthum, Würde und die königliche Gunst waren der Lohn der Abtrünnigkeit; die Katholiken, welche die Gesetze übertreten hatten, konnten ihre Begnadigung durch Verläugnung ihres Glaubens erkaufen. Auf seinem Sterbebette nahm er seinem Erben **Hilderich**, dem Sohne Hunerich's, den Eid ab, das athanasianische Glaubensbekenntniß nicht zu dulden; dieser achtete jedoch die Pflichten der Menschlichkeit und Toleranz höher als das eidliche Gelöbniß; seine kurze Regierung war durch Frieden und religiöse Freiheit geschmückt; aber der Friede war mehr die Wirkung der Schwäche des unkriegerischen Fürsten, als die Frucht einer weisen Politik. Seine Verbindungen mit dem byzantinischen Hof führten seinen Sturz herbei. Gelimer, ein Urenkel Genserich's, stellte sich an die Spitze der nationalen Partei und ließ sich zum König ausrufen. Im Gegensatz zu dem Vorgänger schlug Gelimer von Neuem die Wege der Verfolgung ein und führte dadurch den Untergang des Reiches herbei.

Gunthamund. 484–496.

Thrasamund. 496–523.

Hilderich. 523–530.

Gelimer. 530–533.

Sieg der orthodoxen Kirche im Abendland.

Die Vandalen und Ostgothen beharrten in dem arianischen Glauben, bis ihre Reiche den Waffen des oströmischen Kaisers erlagen; die **Westgothen** in Spanien dagegen wurden nach manchen blutigen Stürmen und Religionskämpfen, die selbst die Königsfamilie durch Zwietracht und Gräuel verwirrten, wie auch die **Sueben** im Nordwesten der Halbinsel, der rechtgläubigen Kirche zugeführt und mit Rom und dem nicänischen Glaubensbekenntniß ausgesöhnt. Auch die **Burgunder**, die nach flüchtiger Theilnahme am katholischen Lehrbegriff den Glauben ihrer westgothischen Nachbarn angenommen, wurden im Anfang des sechsten Jahrhunderts durch die kluge Beredsamkeit und Mäßigung des gallischen Bischofs Avitus von Vienne für die orthodoxe Kirche gewonnen. Unter **Sigismund** dem „Heiligen", dem Stifter des Klosters St. Moritz, der im Jahre 517 seinem arianischen Vater Gundobald in der Regierung folgte, wurde die Bekehrung langsamen Schrittes und ohne Verfolgung durchgeführt. Eine burgundische Königstochter hatte kurz zuvor den Uebertritt ihres Gemahls, des heidnischen Frankenkönigs Chlodwig, zum römisch-katholischen Christenthum bewirkt, eine Bekehrung, die für den Sieg des nicänischen Glaubens im Abendlande entscheidend war. Gegen den Einfluß des römischen Klerus vermochten auch die **Langobarden** in der Po-Ebene ihr arianisches

Christenthum nicht auf die Dauer zu behaupten. — Die Alemannen am Oberrhein und in den Thälern des Schwarzwaldes, so wie die Angelsachsen in Britannien beharrten, einzelne kleine Gemeinden abgerechnet, noch bis in das sechste und siebente Jahrhundert bei den Göttern ihrer Ahnen, und der Friesenfürst Radbod zog den Fuß aus dem Taufbrunnen zurück, als er belehrt wurde, daß seine tapferen Vorfahren in der Hölle schmachten müßten. Nur vereint mit jenen Helden des Krieges konnte er sich ein seliges Leben denken.

VII. Das getheilte Reich bis zum Falle Roms.

1. Die Zeiten Stilicho's und Alarich's.

Theilung des Reichs. 395. Theodosius erfreute sich der Alleinherrschaft über das gesammte Reich nur vier Monate. Schon im Januar 395 erlag er zu Mailand einer Krankheit, tief betrauert von Ambrosius, der ihm eine glänzende Leichenrede hielt und zwei Jahre später seinem kaiserlichen Freunde ins Grab nachfolgte. Vor seinem Tode traf Theodosius die Verfügung, daß seine beiden Söhne, der achtzehnjährige Arcadius und der elfjährige Honorius, die bereits zur Würde von „Augusti" erhoben waren, sich in die römische Welt theilten. Dem ältern fiel das Morgenland, dem jüngern das Abendland zu. Von der Zeit an führten die zwei Reiche ihr gesondertes Dasein, nur darin einander ähnlich, daß in beiden die Uebel eines verfeinerten Culturlebens, Luxus, Verweichlichung und Sittenlosigkeit, in gleicher Stärke alle Schichten der Gesellschaft ergriffen hatten und jeden Aufschwung der Seele niederhielten, daß inmitten der großen Unfälle, von denen die Menschheit betroffen ward, das entartete Geschlecht mit rastloser Gier den Freuden und Genüssen des Lebens nachjagte, um vor dem drohenden Einsturz sich noch an den Süßigkeiten der Welt, an den unsicheren Gütern und Reichthümern zu ergötzen, daß die römischen Kriegsmannschaften, unfähig mit ihren schwachen Armen die starke Wehr zu führen, die Waffen und Rüstungen der Vorfahren ablegten und zu den Pfeilen und Bogen der Barbaren griffen, denen das entnervte Volk, scheu vor den Mühen und Gefahren des Kriegslebens, schon lange die Hut und Vertheidigung der Reichsgrenzen überlassen hatte, die es in Tracht und Sitten nachahmte, und deren rauhe aber kraftvolle Führer mehr und mehr sich der höchsten Staats- und Militärämter bemächtigten.

Arcadius. 395—408. Während Arcadius im glänzenden Kaiserpalast zu Constantinopel sein ruhmloses Leben in üppiger Ruhe verbrachte, leitete der Gallier Rufinus, ein ehrgeiziger, habsüchtiger Höfling, der sich durch heuchlerische Frömmigkeit die Gunst des Theodosius erworben und durch Frevelthaten und grausame Verbrechen die Stufe der Macht und Ehre erstiegen hatte, das Ostreich, das seine unsicheren Grenzen von der unteren Donau bis nach Persien und Aethio-

pien ausdehnte und Dacien und Makedonien in sich faßte, und im Abendlande herrschte im Namen des jugendlichen Honorius der kriegskundige, staatskluge Vandale Stilicho von Mailand und dann von Ravenna aus über alle Länder vom adriatischen Meere bis zu den Bergen Kaledoniens und von den Alpen bis zu den Südgrenzen Mauretaniens und Numidiens, mit Einschluß der Provinzen Noricum, Pannonien und Dalmatien. Die weite und kriegerische Statthalterschaft Illyricum war zwischen beiden Reichen getheilt, gerieth aber thatsächlich in den Besitz der Westgothen unter dem kühnen und verschlagenen Alarich aus dem Fürstengeschlechte der Balthen. Honorius. 395—423.

Während Rufinus durch Habsucht und Erpressung den Haß und Fluch der Völker auf sich lud und durch unmenschliches Wüthen gegen Alle, die seinem Ehrgeize und seiner Herrschsucht im Wege standen, seinen Namen zum Schrecken und Abscheu machte, wußte sich Stilicho, ein Kriegsmann von hohem Wuchs und würdevollem majestätischen Wesen, bei Heer und Volk Achtung und Zuneigung zu erwerben. Der mächtige Emporkömmling im Osten trug sich mit der Hoffnung, durch Vermählung seiner Tochter mit dem jungen Kaiser seiner Macht Dauer und Festigkeit zu verleihen; aber während er in Antiochien seiner Habgier und Rachsucht neue Opfer schlachtete, lenkte der Oberkämmerer Eutropius, das Haupt der verschnittenen Hofdienerschaft, die Neigung seines Herrn auf die reizende Eudoxia, die verwaiste Tochter des Frankenhäuptlings Bauto, die in der Familie des von Rufinus verfolgten Feldherrn Promotus Schutz und Aufnahme gefunden hatte. Der Einzug Eudoxia's in die kaiserliche Burg und in das Brautgemach des jugendlichen Herrschers war der Vorbote des Falles des gallischen Günstlings. Als er die Truppen des Ostens, die noch unter Stilicho's Oberbefehl in Italien standen, nach Constantinopel berief, um sie den Westgothen, die er aus Neid auf den Nebenbuhler selbst zum Aufruhr gereizt haben soll, entgegenzustellen, wurde er wohl im geheimen Auftrage Stilicho's von Gainas, dem Führer der gothischen Hülfsschaar in den römischen Legionen, vor den Thoren der Hauptstadt ermordet. Von einem verwegenen Soldaten in der Mitte des Heeres durchbohrt, hauchte Rufinus zu den Füßen des erschrockenen Kaisers sein Leben aus. Sein verstümmelter Leichnam wurde von dem rasenden Pöbel unter Hohn und Jubelgeschrei durch die Straßen geschleppt. Sein Tod blieb ungestraft. Seine Gattin und Tochter vertrauerten den Rest ihrer Tage in der stillen Zurückgezogenheit eines Klosters in Jerusalem. Seine geraubten Schätze wurden für die Staatskasse eingezogen und die verletzten Unterthanen, die auf Rückerstattung Ansprüche erhoben, zur Ruhe und zum Stillschweigen verwiesen. Rufinus und Stilicho. 27. Nov. 395.

Wenn Stilicho gehofft hatte, durch die blutige That, welche sein Lobredner Claudianus (S. 371 f.) als die gerechte Strafe des Himmels gegen den Frevler pries, die Herrschaft des Ostens zu der des Westens zu erwerben und die beiden Söhne des Theodosius nach seinem Willen zu lenken, so erfuhr Eutropius in Constantinopel.

er eine große Täuschung. Eutropius, dessen geschmeidige Künste dem weichlichen Arcadius mehr zusagten, als der strenge Ernst des fremden Kriegsmannes, nahm die Stelle des Rufinus ein und suchte die Trennung der beiden Reiche zu vergrößern, um den ehrgeizigen und überlegenen Nebenbuhler auf immer fern zu halten. Unterstützt von dem Schwerte des treulosen Gainas, den er durch den Oberbefehl über die Legionen des Ostens auf seine Seite zog, und von den Reizen der Eudoxia, durch die er über den schwachen Arcadius herrschte, erreichte Eutropius seinen Zweck. Stilicho wurde für einen Feind der Republik erklärt, seine großen Besitzungen im Ostreiche eingezogen, sein Leben von Meuchelmördern bedroht, während der häßliche boshafte Eunuche, der mit allen Lastern und Schandthaten befleckt war und weder Verdienste noch Bildung besaß, zu den höchsten Staatsämtern und Kriegsehren emporstieg, zur Schmach des Reiches und zum Hohne des Volkes und der Heere. Die Verwaltungsstellen der Provinzen wurden den Meistbietenden verkauft, alle Männer von Würde und Auszeichnung, wie sein eigener Wohlthäter Abundantius und der Oberfeldherr Timasius, durch Verbannung beseitigt und ihrer Güter beraubt. Ein Hochverrathsgesetz, das Alle mit Tod und Confiscation bedrohte, welche durch Thaten oder Vorsätze das Leben oder die Sicherheit irgend eines Gliedes des Hofes gefährdeten, und die Entziehung des Vermögens und der Ehre sogar auf die Kinder und Angehörigen des Verurtheilten ausdehnte, öffnete der Schurkerei und der schwarzen Verleumdung und Verrätherei ein unbegrenztes Feld. Die Gefühle des Hasses und der Verachtung zwischen Römern und Griechen, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, förderten die Scheidung der beiden Reiche und erweiterten die Kluft. Der byzantinische Staat nahm mehr und mehr die Formen und den Charakter des Orients an; mit der Zeit wurde die griechische Sprache, die im täglichen Verkehr von jeher die herrschende war, auch zur Amtssprache erhoben und dadurch das letzte Band zerrissen. Statt mit vereinten Kräften die Einbrüche der Barbaren abzuhalten, blickte jedes der Reiche mit Schadenfreude oder Gleichgültigkeit auf die Unfälle des anderen und reizte die lauernden Feinde zu Einfällen in das Gebiet des Nachbars. Die Declamationen der Rhetoren und Panegyriker über die wachsende Macht der anmaßenden Barbaren, deren schmachvollen Uebermuth man brechen, und über die Größe und Herrlichkeit des alten Rom, die man wieder erwecken müsse, vermochten keine nationalen Kriegshelden aus der Erde zu stampfen.

Ausgang des Eutropius u. Gainas. 399. 400. Eutropius erlag nach einer vierjährigen Schandregierung den Palastintriguen, die der Gothe Gainas, unterstützt von der Empörung seines Landsmannes Tribigild in Phrygien, durch die Kaiserin Eudoxia wider den mächtigen Günstling anzulegen gewußt. Anfangs durch die Fürsprache des Chrysostomus und das von ihm früher bedrohte Asylrecht der Kirche vor dem Tode geschützt, wurde er einige Zeit nachher durch
399. einen Richterspruch dem Henker übergeben und zur Freude des Volks hingerichtet. Gainas überlebte jedoch den Sturz seines Gegners nicht lange. Der Trotz und Uebermuth der arianischen Gothen, die, unzufrieden, daß sie ihren Gottesdienst außerhalb

der Stadt halten sollten, mit Tumult eine Kirche in der Residenz selbst verlangten, reizte den Zorn der Griechen und die Raubsucht derselben die Furcht für ihre Schätze. Die bewaffnete Mannschaft in Constantinopel ergriff die Waffen wider die ketzerischen Fremdlinge und erregte im Vereine mit der städtischen Volksmenge einen Aufstand, wobei 400. 7000 Gothen in den Straßen und Kirchen erschlagen wurden. Gainas entfloh mit dem Reste seines Volks nach Thrakien und führte offenen Krieg wider das Ostreich, fand aber im Kampfe mit einem hunnischen Heerhaufen seinen Tod auf dem Schlachtfelde.

Nach einer dreizehnjährigen Regierung, die nur durch Hofränke, Steuerdruck und Arcadius' Ausgang. ungerechte Gerichtsverwaltung, durch Unfälle und Aufstände im Innern und durch die Theodosius II. Einfälle und Raubzüge barbarischer Völker sich der Erinnerung der Zeitgenossen ein- 408—450. prägte, verschied Arcadius in der Kaiserburg zu Constantinopel, das Reich seinem sie- 1. Mai 408. benjährigen Sohne **Theodosius II.** hinterlassend. Der Präfect **Anthemius**, ein fähiger und kraftvoller Mann, der sechs Jahre lang im Namen des minderjährigen Augustus die Zügel der Herrschaft führte, verlieh dem Reiche wieder einige Festigkeit und Sicherheit. Der Hunnenkönig Uldin, von seinen Hülfsvölkern verlassen, mußte das thrakische Land aufgeben und die verlassenen Wohnsitze jenseits der Donau wieder beziehen, der Stamm der Sciren, der die Nachhut bildete, wurde fast gänzlich ausgerottet; viele tausend Gefangene bestellten, nach Asien verpflanzt, die Felder in knechtischer Arbeit. Die Hauptstadt wurde durch eine neue starke Mauer befestigt und die illyrischen Städte gegen räuberische Ueberfälle geschützt. Dieser Sorgfalt und Umsicht des Präfecten verdankte das östliche Reich eine lange Friedenszeit, obschon der jüngere Theodosius noch unter die Schwäche seines Vaters und Oheims herabsank. Während seiner Regierung, wenn man mit diesem Namen das unthätige Dasein eines im Purpur gebornen Schwächlings bezeichnen darf, besorgte seine Schwester **Pulcheria**, die ein- Pulcheria. zige aus dem Geschlechte des Theodosius, die von des Großvaters Eigenschaften und Geist ihr Erbtheil empfangen hatte, die Geschäfte und Anliegen des Staats. Mit ihren beiden Schwestern in klösterlicher Zurückgezogenheit und ewiger Jungfrauschaft lebend und in der Förderung der Kirche und der rechtgläubigen Lehre den höchsten Lebenszweck erkennend, verlor Pulcheria, zum Range einer „Augusta" erhoben, unter den Uebungen 414. der Frömmigkeit und christlicher Werkthätigkeit und unter der freigebigen Pflege der Kirchenbauten und Reliquienverehrung doch nie die weltlichen Angelegenheiten aus dem Auge. Sie lehrte ihren, nur um zwei Jahre jüngeren, Bruder „die äußere Rolle eines römischen Kaisers mit Anmuth und Würde spielen", und trug Sorge, daß, während der träge Bruder seinen Lieblingsbeschäftigungen nachhing, denen er den Beinamen des „Schönschreibers" verdankte, oder seine Werke der Andacht, seine Gebete und Psalmengesänge, seine Fasten- und Heiligenverehrungen durch den Zeitvertreib der Jagd unterbrach, die Regierungsgeschäfte im Gang blieben und die leichtsinnigen Unterschriften des Kaisers, der das Vorgelegte nicht durchzulesen pflegte, gehindert wurden.

Als Theodosius sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, vermählte ihn Pulcheria mit Die Kaiserin Eudokia. der schönen **Athenais**, der Tochter des Philosophen Leontius aus Athen, die mit dem 421. Christenthum den Namen **Eudokia** annahm und ihre griechische Bildung und poetischen Talente im Dienste ihres neuen Glaubens verwerthete. Sie wendete die Verse Homer's zur Verherrlichung des Lebens und der Wunder Christi an, verfaßte von mehreren Büchern des Alten Testaments eine poetische Paraphrase und feierte die persischen Siege ihres Gemahls in einem Lobgedicht. In die religiöse Richtung der kaiserlichen Familie eingehend, unternahm sie in ihren späteren Jahren eine Wallfahrt nach Syrien und Palästina, wo sie durch großartige Freigebigkeit gegen die Städte des heiligen Landes mit Helena wetteiferte. Bald nachdem sie mit kostbaren Reliquien beladen von

dem Prunkzuge nach Constantinopel zurückgekehrt war, gerieth sie im ehrgeizigen Streben nach der Herrschaft des Orients mit Pulcheria in Zwist. Der Palast wurde durch den Hader der beiden Frauen beunruhigt. Pulcheria trug den Sieg davon. Als Eudokia bemerkte, daß sie ihre Macht auf das Herz ihres Gemahls verloren, als ihre einflußreichsten Günstlinge, von denen der eine, der schöne Kanzler Paulinus, durch
449. heimliche Gerüchte als ihr glücklicher Liebhaber bezeichnet ward, hingerichtet wurden, da zog sie sich in die ferne Einsamkeit von Jerusalem zurück, wo sie unter mancherlei Kränkungen von Seiten des Kaisers und seiner Schwester den Rest ihres Lebens verbrachte, bis sie, trotz ihrer Frömmigkeitsübungen vielfach gelästert, im 67. Jahre ihres
460. Lebens starb, ein merkwürdiges Beispiel wechselvoller Lebensgeschicke, das ein Historiker unserer Tage (Gregorovius) zu einer anziehenden geschichtlichen Monographie verarbeitet hat.

Perserkrieg. 422. Die Interessen der Kirche und des Glaubens standen am Hofe des Theodosius in erster Linie. Selbst der einzige Krieg, der im fernen Osten, in Armenien und Mesopotamien, die Ruhe des Reiches unterbrach und persische und römische Heere gegen einander ins Feld führte, hatte in der Religion seinen Ursprung. Der Perserkönig Varanes (Bahran) nämlich, gereizt daß der Bischof von Susa einen der Feuertempel umstürzte (S. 628), wurde von den Magiern zur Verfolgung der Christen im persischen Reiche bewogen. Einige Flüchtlinge fanden eine Zufluchtsstätte bei den Oströmern. Die Weigerung ihrer Auslieferung, verbunden mit einigen Handelsbeschwerden, führte einen Krieg herbei, in dessen Folge das durch Parteiung zerrissene Königreich Armenien, nach der Thronentsetzung des letzten Arsakiden, zwischen Ostrom und Persien getheilt ward.

Der theodosianische Codex. 438. So ruhmlos übrigens die Regierung des jüngeren Theodosius in der Geschichte dasteht, so ist doch sein Name durch einen wichtigen Reformversuch im Gerichtswesen verewigt worden. „Um nämlich theils den thatsächlich aufgehobenen Begriff der Reichseinheit des Westens und Ostens durch die Gesetzgebung zu heben, theils den Mängeln und Widersprüchen der tief-gesunkenen Rechtspflege zu steuern, ließ Theodosius durch einen Ausschuß von acht Rechtskundigen alle seit Constantinus in Kraft getretene Verordnungen (Constitutionen) sammeln, nach den Gegenständen (Materien) in Bücher und Abschnitte (Titel) zerlegen und als für beide Reichshälften gültiges Gesetzbuch (Codex Theodosianus) verkündigen." Aber in dem schwindenden Volksthum hatte der alte römische Rechtssinn seinen natürlichen Boden verloren und in der Novelle, welche das neue Rechtsbuch einführte, wurde zugleich erklärt, daß alle künftigen Gesetzesbestimmungen nur innerhalb der Gebiete Geltung hätten, die dem Urheber derselben unterworfen wären, mithin die Theilung des Reichs auch in Hinsicht der Gesetzgebung anerkannt.

Stilicho's Thaten. Stilicho überließ das morgenländische Reich seinen Intriguen und seinen treulosen Künsten, um seine ganze Kraft dem von allen Seiten bedrängten Abendlande zu widmen und mit den Waffen der Gewalt, der Staatskunst und der Hinterlist die Existenz des römischen Volkes zu fristen und das wankende Reich in den Fugen zu halten. — In Afrika hatte sich Gildo, der Bruder des Usurpators Firmus, durch den Schein der Treue und Hingebung an Rom das Vertrauen und die Gunst des großen Theodosius gewonnen, so daß er zum Range eines Befehlshabers emporstieg und zwölf Jahre lang mit fast unumschränkter Macht die Provinz verwaltete und peinigte. Im Besitze eines unermeßlichen Vermögens, das er durch Erpressung und Verurtheilungen angehäuft,

Tyrannei und Ausgang des Usurpators Gildo in Afrika. 397. 398.

umgab er sich mit einer Leibwache aus halbwilden Mohren und Numidiern, mit deren Hülfe er die verruchtesten Freventhaten vollführte und sich vor Bestrafung und Abberufung sicherte. Unersättlich in Habsucht und Wollust machte er sich, nach Claudian's Ausspruch, am Tage den Reichen und bei Nacht den Gatten und Eltern furchtbar. Seine zweideutige Neutralität während der bürgerlichen Unruhen und die Furcht der römischen Regierung, daß er sich durch die Intriguen des Eutropius zum Anschluß an das Ostreich gewinnen lassen und durch Verhinderung der Kornzufuhren eine Hungersnoth in Italien erzeugen möchte, hielten die Anwendung von Gewaltmaßregeln fern. Die Ueberwindung des afrikanischen Tyrannen und die Befreiung und Sicherung der wichtigen Provinz war das erste große Verdienst Stilicho's um das abendländische Reich. Nachdem er für hinreichende Kornvorräthe gesorgt, ließ er durch den Senat von Rom Gildo für einen Feind des Vaterlandes erklären und schickte die kriegsgeübten Veteranen Galliens nach Afrika. Zum Anführer ernannte er den jüngeren Bruder des Mauren Mascezel, dessen Seele von Rache und Haß wider Gildo entbrannt war, der ihm seine zwei unschuldigen Kinder ermordet hatte. Der Afrikaner stellte den gallischen Kriegern ein zehnmal stärkeres Heer entgegen; aber Mascezel's Entschlossenheit und die Zwietracht im feindlichen Lager führten eine rasche Entscheidung zu Gunsten Roms herbei. Während der Schlacht verließen die Legionssoldaten die Fahne des Empörers, worauf sich die halbnackten Eingebornen in wilder Flucht zerstreuten. Gildo wurde an der Meeresküste gefangen genommen und in den Kerker geführt. Dort gab er sich mit eigener Hand verzweiflungsvoll den Tod, um nicht dem Hohn und der Rache seiner Feinde ausgesetzt zu werden. An seinen Anhängern und Mitschuldigen wurde furchtbare Vergeltung geübt. Gehörten doch viele davon der verhaßten Sekte der Donatisten an (S. 624). Noch Jahre nachher mußte die Verfolgungssucht der Richter und Angeber durch kaiserliche Edicte gezügelt werden. Im nächsten Jahre stürzte Mascezel bei dem Ritte über eine Brücke an der Seite Stilicho's ins Wasser; das Gefolge merkte auf dem Angesichte des Gebieters ein schadenfrohes Lächeln und unterließ jede Hülfeleistung. Betäubt von dem Falle fand der maurische Fürst seinen Tod in den Wellen. Seine Verdienste und das dadurch erzeugte Selbstgefühl hatten Stilicho's Neid und Argwohn erweckt.

Bald nach dem Siege über Gildo wurde Maria, die junge Tochter Stilicho's und der schönen Serena, Theodosius' Nichte, mit Honorius vermählt und dadurch die Herrschaft des kaiserlichen Vormunds und Schwiegervaters noch fester begründet. Die Muse Claudian's feierte das Hochzeitfest mit prunkenden Versen und mit Schilderungen und Gleichnissen aus der hinwelkenden Mythenwelt; aber Honorius war geistig wie körperlich ein impotenter Schwächling. „Maria starb als Jungfrau, nachdem sie zehn Jahre Gattin gewesen, und der Sohn des Theodosius verbrachte den Schlummer seines Lebens als Gefangener in seinem Palaste, als Fremdling in seinem Lande und als geduldiger, fast gleichgültiger Zuschauer des Ruins des römischen Reiches, das von den Barbaren angegriffen und endlich gestürzt wurde."

Stilicho vermählt seine Tochter mit Honorius. 398.

Stilicho und Alarich in Griechenland. 396.

Während dieser Vorgänge waren die Länder ostwärts der Adria und des ionischen Meeres der Schauplatz verheerender Kriegsstürme. Das schwache Römerreich, wo unfähige Kaiser das Scepter führten und herrschsüchtige Minister und Höflinge in feindseliger Rivalität einander bekämpften, war für die in den Donauländern angesiedelten Gothen eine lockende Gelegenheit, die früheren Raubzüge zu erneuern. Die Feindseligkeit und Heimtücke der Völker des Kaiserstaats gegen die Barbaren und die in der Hof- und Beamtenwelt herrschende Abneigung gegen die Fremdlinge, deren Hülfe sie doch nicht entbehren konnten, schärfte den Gegensatz und beschleunigte das Vorhaben des neuen Fürsten Alarich, den die Westgothen, weil er tapfer und in der römischen Kriegskunst erfahren war, zum Oberfeldherrn einsetzten, seine Waffen in das Herz des gespaltenen Römerreichs zu tragen. Freudig vertauschten die kriegerischen Germanen die ländlichen Werkzeuge, die sie in Unlust handhabten, mit dem Schwert und Schild und verließen die schlecht bestellten Felder und Meierhöfe, um gleich ihren gefeierten Vorfahren die reichen Städte und Provinzen des Südens heimzusuchen und des Lebens Unterhalt lieber mit Blut und Gefahren als im Schweiße des Angesichts zu gewinnen. Wenn Rufinus, wie es heißt, aus Haß gegen Stilicho und um die Truppen nach dem Osten zu ziehen, die Gothen zum Aufruhr gereizt, so ist er das Opfer seiner eigenen Verrätherei geworden; aber die griechische und römische Menschheit hatte dafür schwer zu büßen. Alarich, aus einem Phylarchen oder Hundertfürsten zum Gothenkönig erhoben, führte sein Volk mit Weib und Kind und aller Habe, einem großen Auswanderungszuge vergleichbar, aus den verwüsteten und zertretenen Fluren Thrakiens und Möstens südwärts in die griechischen Länder, die trotz vielfacher Heimsuchung und Bedrückung noch Reichthümer und Güter mancherlei Art in ihrem Schooße bargen, lockend genug für rauhe gierige Gemüther. Ohne von dem unwürdigen muthlosen Statthalter Widerstand zu erfahren, durchzog Alarich Makedonien und Thessalien; der Engpaß von Thermopylä wurde von keinem Leonidas vertheidigt; ungehindert rückte der gothische Heerkönig in Böotien und Attika ein, die Reste der hellenischen Cultur unter den Füßen zertretend: die wehrhafte Mannschaft wurde niedergemacht, die schönen Frauen sammt der Habe und dem Vieh weggeführt, die Dörfer und offenen Flecken den Flammen übergeben. Von Athen, das seine Rettung um ein hohes Lösegeld erkaufte, zogen die rauhen Krieger über die felsige Landenge nach der vielgepriesenen Pelopsinsel, wo halbverfallene Mauern einen schwachen Damm gegen ein streitbares habgieriges Kriegsvolk bildeten. Korinth, Argos, Sparta erlagen ohne Widerstand dem rauhen Feinde, der die kostbarsten Kunstwerke nur nach dem Werth des Stoffes schätzte, ohne von der Meisterschaft der Arbeit eine Ahnung zu haben, und die wehrlosen Bewohner als Sclaven wegführte. Griechenland schien von aller göttlichen und menschlichen Hülfe verlassen. Da erbarmte sich Stilicho des unglücklichen Landes, das von Byzanz im Stiche gelassen ward. Er fuhr mit einer

Flotte in den korinthischen Meerbusen und ließ sein Kriegsheer in der Nähe der Ruinen von Korinth in den Peloponnes einrücken. Nach einigen zweifelhaften Gefechten in dem waldigen Gebirgslande Arkadien zogen beide Heere in Elis ein, das durch keinen Gottesfrieden mehr geschirmt war; die christlichen Streiter in beiden Heerlagern trugen in ihrem Busen keine Ehrfurcht mehr vor dem alten Himmelskönig Zeus. Hier wurde das Gothenheer in seinem ausgedehnten Lager mit Graben und Wagenburgen durch Schanzwerke eingeschlossen und durch Ableitung des Flusses Peneios in große Noth versetzt, so daß Alarich sich zu einer nachtheiligen Capitulation hätte entschließen müssen, wäre er nicht durch die Sicherheit des Gegners und die mangelhafte Wachsamkeit und Disciplin des römischen Heeres unerwartet gerettet worden. Er benutzte einen günstigen Augenblick, als ein Theil der Truppen auf Plünderung ausgezogen war, um die Linien plötzlich zu durchbrechen und mit seiner Beute und seinen Gefangenen den Rückweg über die Meerenge nach Epirus zu bewerkstelligen. Vielleicht daß Stilicho Bedenken trug, die Gothen zu einem Verzweiflungskampf zu treiben, und darum deren Abzug nicht verhinderte.

In Epirus wurde der Barbarenfürst bald nachher durch die Botschaft erfreut, daß ihn der Hof von Constantinopel zum Oberbefehlshaber des östlichen Illyriens erhoben, mithin zum Gebieter über die Landschaften und Städte eingesetzt habe, die er so eben an der Spitze von Raubschaaren durchschritten und mißhandelt hatte. Der Grimm, daß Stilicho sich des bedrängten Griechenvolkes angenommen und dadurch die Ohnmacht oder Feigheit der Regierung des Ostens ans Licht gekehrt hatte, machte die rachgierigen Eunuchen gegen die Gebote der Vernunft und Politik so blind, daß sie den gefährlichsten Reichsfeind zum Verwalter einer Provinz einsetzten, wo er mit gleichem Vortheil sein Schwert nach Osten oder Westen kehren und als Schiedsrichter das gebieterische Machtwort sprechen konnte. Diese Erhebung Alarich's war die Antwort des morgenländischen Hofes auf die wohlmeinende und vaterländische Rede des edlen Philosophen Synesius von Kyrene (S. 612), der gerade damals als Abgeordneter seiner Vaterstadt dem Kaiser Arcadius eine goldene Krone überbrachte und ihn bei Ueberreichung derselben in warmen Worten an die Herrscherpflichten mahnte, im Geiste der Vorfahren Tugend, Kraft und Einfachheit zurückzuführen, die eingeborne Jugend zum Waffendienst anzuhalten und die Barbaren wieder in die Steppenländer Skythiens, ihre ursprüngliche Heimath, zu verjagen. Man pries die schönen Worte und die löbliche Gesinnung des liebenswürdigen humanen Redners, der in der Folge den bischöflichen Stuhl von Ptolemais einnahm und Plato's Lehre mit dem Kirchenglauben in Einklang zu bringen bemüht war, setzte aber den Gothenfürsten in Stand, alle Stammesgenossen, die an verschiedenen Orten des Römerreichs zerstreut lebten, unter seiner Standarte zu vereinigen, sie aus den Zeughäusern der Provinz mit Wehr und Waffen zu versehen und sämmtliche Häupter der Stämme und

Alarich zum Oberbefehlshaber von Illyrien eingesetzt. 397.

Geschlechter zur Anerkennung seiner Hoheit und Heerführerwürde zu bringen. Seit dem Tage, da die Fürsten und Edlen den neuen Oberbefehlshaber Illyriens nach altgermanischer Sitte auf den Schild gehoben und vor dem versammelten Volke als König der Westgothen ausgerufen hatten, war Alarich der dritte Machthaber im Römerreich, der streitbare Kriegsherr eines deutschen Volksstammes im Herzen des morschen Weltstaates, inmitten einer erschlafften Menschheit und zweier entarteten Höfe.

Die Westgothen in Ober-Italien. 402. Nicht sobald sah sich Alarich in seiner neuen Stellung befestigt, als er beschloß, seine Waffen gegen Italien zu kehren. Die herrliche Beute, welche das Gothenheer von dem Raubzug aus Hellas und Peloponnes heimgebracht, machte sie lüstern nach dem Lande, wo noch größere Reichthümer winkten. Eine tiefe Sehnsucht nach den Reizen des Südens wohnte von jeher in der Brust der Germanen. Auch mochte der Wunsch sich regen, den römischen Feldherrn, der sie im Lande Elis in so große Gefahr gebracht, in seiner eigenen Heimath aufzusuchen und Rache zu nehmen für die Schmach des erzwungenen Rückzugs. Von dem Feldzug, mit welchem Alarich das neue Jahrhundert eröffnete, als er, vielleicht von Thessalonike aus, an der Spitze eines gemischten Barbarenheeres die julischen Alpen überschritt, Istrien und Venetien eroberte, Aquileja belagerte und die reiche Umgegend von Verona mit ihren Meierhöfen, Landhäusern und herrlichen Baumpflanzungen mit Feuer und Schwert verwüstete, sind nur dürftige Andeutungen auf unsere Zeit gekommen, verhüllt unter den elegischen Klagetönen des letzten namhaften Dichters oder unter den unsichern Angaben und frommen Reflexionen kirchlicher Schriftsteller. Nach Claudian's Worten war Alarich entschlossen, in Italien ein Königreich oder ein Grab zu finden. Während Stilicho über die schneebedeckten Alpen eilte, um die Legionen vom Rhein und von dem Grenzwalle Britanniens an sich zu ziehen und barbarische Hülfsschaaren zum Schutze Italiens anzuwerben, durchzogen die langbehaarten blondlockigen Gothenführer die reiche Po-Ebene und näherten sich den Thoren von Mailand, wo der Hof seinen Herrschersitz hatte. Zitternd entfloh Honorius mit seinen Höflingen aus der bedrohten Stadt, um jenseit der Alpen auf gallischer Erde Schutz zu suchen. Aber abgeschnitten barg er sich mit seinem Gefolge hinter den Mauern der Festung Asta (Asti) am Tanaro. Die Gothen schlossen den Ort ein, und wie wenig sie sich auch auf den Belagerungskrieg verstanden, so hätte doch die kleine Stadt mit geringen Vorräthen und schwachen Vertheidigungsanstalten nicht lange widerstehen können, wäre nicht Stilicho mit einer beträchtlichen Streitmacht in Eilmärschen herbeigekommen. Er traf sogleich Anstalten, das feindliche Heer mit Schanzwerken zu umgeben und die Belagerer wieder zu belagern. Dadurch sahen sich die Gothen, wollten sie nicht in eine ähnliche Lage kommen wie früher in Elis, zum schleunigen Abzug genöthigt. Bald darauf kam es bei Pollentia zur Schlacht. Stilicho, dessen Heer zum großen Theil aus heidnischen Barbaren bestand, wählte den heiligen

Schlacht bei Pollentia. 29. März 403.

Ostertag zum Angriff wider die arianischen Feinde, zum Entsetzen des christlichen Geschichtschreibers Orosius. Der Fall des streitbaren Alanenhäuptlings, welcher im Vordertreffen stritt, führte die Flucht der römischen Reiterei herbei; aber die Tapferkeit des Fußvolks und das Feldherrntalent Stilicho's trugen zuletzt dennoch den Sieg davon über den wilden Kriegsmuth der Gothen. Am Abend des blutigen Tages verließ Alarich mit seinen Kriegern das Schlachtfeld. Ihr Lager wurde erstürmt und die reiche Beute von Korinth und Argos fiel in die Hände der Veteranen des Westens. Die Gemahlin des Gothenkönigs, welche römische Juwelen zu ihrem Schmuck und römische Kammerfrauen zu ihrer Bedienung erwartet hatte, sah sich gezwungen, die Gnade des Siegers anzuflehen, und zahlreiche Gefangene, die von den Fesseln der Barbaren erlöst wurden, verbreiteten in den Städten Italiens den Ruhm ihres Befreiers. Der Triumph Stilicho's wurde von dem Dichter und wohl auch von dem dankbaren Volke mit dem des Marius verglichen, der einst in derselben Gegend die hohen Gestalten der Cimbern überwunden. Aber die Lage nach der Schlacht war sehr verschieden. Während jene alten Germanen nur als Gefangene die Fluren des mittleren Italiens betraten, brach Alarich, der auch in den Widerwärtigkeiten des Kriegslebens Kraft, Umsicht und Entschlossenheit bewahrte, durch die unbewachten Pässe der Apenninen in Etrurien ein und ließ seine Reiter bis an die Ufer des Tiber streifen. Der Klugheit und Gewandtheit Stilicho's gelang es jedoch in dem feindlichen Heere Zwietracht und Verrath zu erzeugen. Mehrere der gothischen Theilfürsten und Geschlechtshäupter, auf ihren eigenen Vortheil bedacht und dem gewählten Heerkönig mit geringer Treue ergeben, ließen sich von dem römischen Oberfeldherrn gewinnen und verriethen ihm um schnöden Lohn die Pläne Alarich's. Dadurch wurde Stilicho in Stand gesetzt, das wohlüberlegte Vorhaben des Gegners, sich durch Eroberung der wichtigen Stadt **Verona** einen Zugang zu den rhätischen Alpen und zum Rheine zu verschaffen, zu vereiteln. In einem blutigen Treffen unter den Mauern dieser Stadt zurückgeschlagen, hielt er sich noch einige Zeit in den benachbarten Bergen, bis er durch Mangel und Heeresflucht geschwächt den Rückzug nach Illyrien antrat, um günstigere Tage abzuwarten.

Alarich in Etrurien. 403.

Schlacht bei Verona.

Herbst 403.

Triumph und Spiele in Rom.

Nach der Befreiung Italiens zog Stilicho an der Seite seines kaiserlichen Schwiegersohnes im Triumphe in Rom ein. Ein Siegesthor trug die pomphafte Inschrift, daß das Volk der Gothen für ewige Zeit bezwungen sei. Zum letzten Male wurde dem römischen Volke der hohe Genuß festlicher Spiele im Amphitheater zu Theil. Was den Strafreden der Kirchenväter, den rührenden Versen des Dichters Prudentius und den Edicten des Theodosius nicht gelungen war, das bewirkte der religiöse Eifer eines asiatischen Mönchs.

Der Kirchenhistoriker Theodoretus erzählt, ein Mönch sei in die Arena gesprungen, um die Kämpfenden zu trennen; das Volk, entrüstet über die Störung seiner Vergnügungen, habe ihn zu Tode gesteinigt, dann aber reuevoll sich dem Gesetze des

Honorius, das dem blutigen Spiele im Amphitheater für immer ein Ende machte, ohne Murren unterworfen.

Honorius nach Ravenna. 404.

Bald nachher nahm Honorius, um nicht zum zweiten Male einer Gefahr wie in Mailand oder Asta ausgesetzt zu sein, seinen dauernden Aufenthalt in der festen Küstenstadt Ravenna, welche die Annehmlichkeiten eines gesunden Klimas mit den Vortheilen einer gesicherten Lage verband, da die Moräste der Umgegend, die wasserreichen Gräben und Canäle um und durch die Stadt und der fast versandete Hafen, der sich allmählich mit schönen Baumpflanzungen bedeckte, jede feindliche Annäherung unmöglich machte.

Stilicho gegen die Vandalen, Burgunder, Sueben. 405.

Der Kaiser hatte bald Gelegenheit, die Vortheile der neuen Hauptstadt kennen zu lernen. Denn kaum hatte er seinen Sitz in Ravenna aufgeschlagen, so wurden die Bewohner des Südens durch die Nachricht von dem Anzug neuer unbekannter Völker aus dem Norden erschreckt. Mächtige Schaaren heidnischer Germanen, von den Hunnen vorwärts gedrängt, erschienen an den Ufern der mittleren Donau und brachen, nachdem sie das römische Grenzgebiet überschritten, durch die Alpenpässe in Ober-Italien ein. Den Kern des wandernden Heeres bildeten Vandalen, Burgunder und Sueben, an welche sich die rasche Reiterei der Alanen und die kräftigen Schaaren herumstreifender Gothen und anderer Germanen anschlossen. Radagaisus, wahrscheinlich von ostgothischem Fürstengeblüt, war der oberste Heerführer. Es schien als ob der alte Einfall der Cimbern und Teutonen sich wiederholen sollte. Wie damals folgten auch jetzt Weiber, Kinder und Knechte mit der gesammten beweglichen Habe dem Heereszug; wie damals zitterte auch jetzt Italien vor den wilden Kriegsschaaren, die ihre germanischen Götter und Helden in rauhen Liedern feierten und von denen das Gerücht verkündete, ihr Führer hätte gelobt, das Blut der Senatoren auf ihren Altären zu vergießen.

Die Lage und Stimmung.

Mit größerem Rechte als bei Pollentia verdiente Stilicho in dieser Noth mit Marius verglichen zu werden. Freilich konnte er sich nicht mehr wie der alte Cimbernsieger auf die Kräfte Roms und Italiens stützen; nicht nur daß er den Mangel an wehrhafter Mannschaft durch die Einreihung von Sclaven ersetzte, denen er die Freiheit und ein Handgeld von zwei Goldstücken auf den Kopf versprach, er nahm auch barbarische Hülfsvölker in Sold und suchte den Gothenkönig Alarich durch Geschenke und Jahrgelder in Illyrien festzuhalten. Schon während des früheren Feldzugs hatte er die Macht des Goldes auf die rauhen Gemüther der Gothen erprobt; jetzt setzte er die Künste der Bestechung durch einen regelmäßigen Tribut fort, unbekümmert um die murrenden Reden der Höflinge, welche mit stolzen Worten von der Ehre Roms sprachen, während sie durch Feigheit und Thatlosigkeit den römischen Namen schändeten. Nur darin glich das damalige Rom dem alten, daß bei der großen öffentlichen Gefahr die bürgerliche Parteiung nicht verstummte. Die heidnisch gesinnten Familien freuten sich im Stillen des Gedankens, unter dem Schutze des germanischen

Häuptlings, der mit seinen Kriegsschaaren bereits die Apenninen überstiegen und sich der Hauptstadt auf wenige Tagereisen genähert hatte, die Tempel und Altäre der alten Götter wieder erstehen zu sehen. Aber die Anhänger des Nationalcultus wurden in ihren Erwartungen getäuscht. Der Heereszug der Germanen, die unter Mord, Raub und wilder Verwüstung heranrückten, Städte und Dörfer, Kirchen, Tempel und Denkmäler der Kunst mit Brand und Zerstörung vernichtend, brach sich an den festen Mauern von Florenz. Umsonst versuchten sie von den Berghöhen Fäsulä's herab die reiche Stadt zu erstürmen; die Einwohner, sicher hinter den Festungswerken und mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, widerstanden den Angriffen so lange, bis Stilicho mit seiner ganzen Streitmacht herbeikam und die Kriegsweise, die er schon zweimal mit so gutem Erfolge angewendet, gegen den furchtbaren Feind richtete. Unter fortwährenden blutigen Kämpfen führte er mit Hülfe etruskischer Bauern große Schanzwerke um das weite Barbarenlager auf und schloß die Wege der Zufuhr. Durch dieses Mittel kam Stilicho auch diesmal zum Ziel. Hunger, Krankheit und das Schwert der Legionen richteten furchtbare Verheerungen unter den eingezwängten und des Klimas ungewohnten Germanen an. Radagaisus fiel in die Gewalt der Römer und starb unter dem Beile des Scharfrichters, sein Gefolge von 12,000 erlesenen Kriegern, welche im Kampfe stets die Vorhut bildeten, wurde von dem Sieger in Sold genommen; Tausende geriethen in Gefangenschaft und wurden als Sclaven um geringen Preis verkauft. Freudig vernahmen die Christen die Kunde von dem glücklichen Ausgang, in dem sie ein Wunder des Himmels erblickten. Aber noch so furchtbar erschienen dem römischen Oberfeldherrn die Trümmer des geschlagenen Heeres, daß er selbst, statt mit dem Schwerte sie auf Leben und Tod zu bekämpfen, ihnen Wege zum Abzug in das entlegenere Provinzland zeigen ließ. Verstärkt mit neuen Schaaren stürmte die Masse über die Alpenpässe, um an der Rhone und am Rhein Beute oder Wohnsitze zu erringen. An den Ufern des deutschen Grenzstromes, wo trotz der vielfachen Kriegsnoth noch immer die Spuren eines reichen Culturlebens sichtbar waren, so daß der Dichter Claudian die Landhäuser, Meierhöfe und die auf den grasigen Triften weidenden Heerden rühmen konnte, traf jetzt die wilde Völkerfluth zum furchtbaren Kampfe zusammen. Die Franken und Alemannen, welche das schöne Uferland schon als ihr Eigenthum ansahen und von Stilicho vor einigen Jahren durch Verträge zu einem friedfertigen Verhalten gegen die römische Republik gebracht worden waren, suchten den heranstürmenden Volksgenossen, den Vandalen, Sueben, Burgundern, Alanen, Herulern u. A. das Eindringen nach Gallien zu wehren. Es wird eines Treffens zwischen Vandalen und Franken gedacht, in welchem jene 20,000 Mann nebst ihrem König Godegisel auf der Wahlstatt ließen und nur durch die rechtzeitige Hülfe des Alanenfürsten Respendial von gänzlichem Untergange gerettet wurden.

Schlacht bei Florenz. 406.

Die Barbaren am Rhein. 406. 407.

Von der Zeit an war Gallien, seit vier Jahrhunderten der kostbarste Besitz

Verwüstung Galliens.

Roms, dem Reiche verloren. Wie sollte das der Waffen entwöhnte und von römischen Truppen entblößte Volk des Andranges der wilden Gäste an der Ostgrenze sich erwehren! Nachdem die römischen Bollwerke am Rhein, wo die Besatzungstruppen und die verbündeten Hülfsvölker tapfern Widerstand leisteten, niedergeworfen waren, nachdem Mainz, wo viele tausend Christen in den Kirchen getödtet wurden, zerstört, Worms, Speier, Straßburg in Schutthaufen verwandelt worden, und die Städte der Helvetier, Basel-Augst, Windisch (Vindonissa) und Avenches (Aventicum) in Staub gesunken, trugen die rohen Kriegsschaaren Brand und Verheerung in das Innere des Landes und schlugen die Bewohner von Arras (Atrebates), Terouanne (Tarvenna), Amiens (Ambiani), Tournai (Tornacus) und Rheims (Remi) mit der Schärfe des Schwertes. Von den Alpen bis zur westlichen Meeresküste und bis zum pyrenäischen Gebirgswall füllten sich Stadt und Land mit Raub und Verwüstung. Mit Entrüstung melden die christlichen Schriftsteller, wie die heidnischen Germanen fromme Bischöfe, ehrwürdige Rathsherren und züchtige Jungfrauen mit der werthvollsten Habe ihrer Häuser und Altäre beladen in langen Zügen vor sich hergetrieben hätten. Das gallische Volk, einst so tapfer und ritterlich, hatte nur noch die Kraft der Duldung; ein dunkles Gefühl, daß die alte Welt mit ihren Tugenden und Lastern, mit ihrer Bildung und Verweichlichung dem Untergange bestimmt sei, durchzog alle Gemüther und lähmte jegliche Thatkraft. Die Verzweiflung suchte und fand Trost in der Religion und Einsamkeit. Das Möndthum, verbreitet durch Cassianus, den Verfechter des Semipelagianismus (S. 613), schlug Wurzeln in Süd-Gallien; „Viele beteten, statt zu handeln". Stilicho, nur auf die Sicherheit Italiens bedacht, blickte gleichgültig auf die Leiden der Provinzen; und von dem hinter den Mauern und Sümpfen von Ravenna sich bergenden kaiserlichen Schwächling war keine mannhafte That zu erwarten.

Der Usurpator Constantinus. 407–411. Als der gemeine Soldat, den die zuchtlosen Legionen am britischen Grenzwall zum Augustus ausriefen, blos weil er den Namen Constantinus führte, von den Städten und Landschaften Galliens, die noch nicht in die Gewalt der Barbaren gerathen waren, als Herrscher anerkannt wurde, da schwand der letzte Schatten der kaiserlichen Autorität des Honorius dahin. Ja er mußte die Schmach erleben, daß von seinen vier Oheimen, die von Theodosius mit großen Gütern in Spanien beschenkt worden waren und an der Spitze bewaffneter Bauern und Sclaven für den rechtmäßigen Gebieter ins Feld zogen, zwei auf
408. Befehl des Usurpators in Arelate öffentlich enthauptet wurden. Die beiden andern retteten sich zu Schiffe, und nun gebot Constantinus, welcher die germanischen Hülfstruppen, Honorianer genannt, durch Bestechung zum Abfall gebracht, auch über die pyrenäische Halbinsel wie über Britannien und das südliche Gallien. Aber seine Gebote waren eben so machtlos wie die Befehle des Hofes von Ravenna. Die Landschaften des Westens lösten den Reichsverband auf, setzten die römischen Obrigkeiten ab und erklärten sich thatsächlich

für unabhängig. „Der Theilungsgrundsatz, lange vorbereitet und gepflegt, bekam seit dem Andrang der Germanen Verwirklichung und vollkommenen Abschluß; die Fremden aber erschienen nicht als Urheber, sondern als Beförderer und allfällige Vollstrecker der seit Diocletianus genommenen provinziellen Richtung.“ In Spanien suchte der von Constantinus zum Augustus erhobene Sohn Constans vergebens die wilden Heerhaufen der heranstürmenden Germanen von der Grenze abzuwehren. Sie brachen durch die schwach vertheidigten Pyrenäenpässe in die Halbinsel ein und füllten das Land, das unter den Segnungen eines langen Friedens zu Wohlstand und Reichthum gelangt war, dessen Bewohner aber mit der Bildung auch die Laster und Verweichlichung Roms angenommen hatten, mit Raub, Mord und Verwüstung *Der Zustand in Spanien.*

Furchtbar lauten die Berichte von dem schrecklichen Zustande des Landes in dieser drangsalvollen Zeit. „Römer und Eingeborne wurden ihres Eigenthums beraubt, mit gleicher Wuth Stadt und Land verwüstet. Da keine Saat ausgestreut und die vorhandenen Früchte mehr verdorben als genossen wurden, so brach eine solche Hungersnoth aus, daß die Bewohner genöthigt wurden ihr elendes Leben durch das Fleisch der Todten zu fristen. Die wilden Thiere, durch die Menge unbegrabener Leichname an Menschenfleisch gewöhnt, fielen die Lebenden an uud zerrissen sie; und damit das Uebermaaß der Leiden nicht ausbliebe, brach die gewöhnliche Gefährtin des Hungers, die Pest aus und raffte Bedrücker und Unterdrückte in ungeheurer Zahl dahin.“

Ueber zwei Jahre durchstreiften die Barbaren in wilden Raubzügen die unglückliche Halbinsel, nur gehemmt durch die Wogen des atlantischen Meeres, bis sie, des Wanderns und Mordens müde, endlich in dem entvölkerten Lande ihre Wohnsitze aufschlugen: in dem nordwestlichen Theil, dem heutigen Galicien, ließen sich die Sueben nieder; südöstlich davon, in der Mitte der Halbinsel, die Vandalen (Asdingen); Lusitanien und Cartagena nahmen die Alanen in Besitz und Bätica (Andalusien), das reizende Land an den Ufern des Guadalquivir, wurde von den Silingischen Vandalen besetzt. Die Bewohner der festen Städte entgingen einem verzweiflungsvollen Kampfe durch freiwillige Unterwerfung. *Germanische Ansiedelungen. 411.*

Die Herrschaft des Constans blieb auf den Nordosten, die heutigen Landschaften Catalonien, Aragonien und Navarra, beschränkt. Aber der schwache Augustus, mehr geschaffen für die Stille einer Klosterzelle als für das Kriegsgetümmel, wurde bald nachher durch seinen treulosen Feldherrn Gerontius vertrieben und in Vienna hingerichtet. Noch in demselben Jahr rückte jedoch Constantius, des Honorius Feldherr, über die Alpen, brachte den Gerontius, einen Mann von altrömischem Kriegsmuth, in solche Noth, daß er sich selbst mit seiner Gattin und seinem Freunde, einem Alanenhäuptling, den Tod gab, und führte dessen Schützling Maximus nebst dem besiegten und in Arles zur Ergebung gezwungenen Constantinus als Gefangene nach Italien, wo beide, nebst dem jüngeren Sohne des letzteren, Julianus, einen schmachvollen Tod durch das Beil des Nachrichters erlitten. Arelate aber und das südliche Gallien wurde noch in dem nämlichen Jahre die Beute des Jovinus, der in Mainz den kaiserlichen Purpur angenommen und mit Hülfe burgundischer und alanischer Heerhaufen dem sonst tapferen römischen Feldherrn Constantius das Rhonethal entriß. Doch war seine *Usurpationen und Wechselfälle. 411–413.* *411.*

Herrschaft von eben so kurzer Dauer als die seiner Vorgänger. Der Gothenkönig Athaulf nahm den Usurpator nebst seinem Bruder Sebastianus in Valentia und Narbo
413. gefangen und schickte ihre Köpfe als Unterpfand seiner Ergebenheit an den Hof von Ravenna.

Stilicho's Ausgang. Stilicho suchte im Osten zu gewinnen, was das Reich im Westen durch
408. Abfall, Verrath und germanische Einwanderungen eingebüßt hatte. Erfüllt
1. Mai 408. von dem Gedanken, in Constantinopel, wo um dieselbe Zeit an die Stelle des kraftlosen, von Weibern und Höflingen geleiteten Arcadius dessen Sohn Theodosius II., ein siebenjähriges Kind, den Herrscherthron bestieg (S. 635), die selbe Rolle zu spielen wie am Hofe zu Ravenna, ging er mit Alarich ein Bündniß ein, kraft dessen der Gothenkönig gegen die Ueberweisung von 4000 Pfund Goldes und die Ernennung zum Präfecten von ganz Illyrien seine Pläne unterstützen oder durch neutrale Haltung erleichtern sollte. Durch die Bande der Dankbarkeit sollte der kühne Balthe aus einem Verheerer in einen Schirmer Italiens, aus einem gefährlichen Feinde in einen Verbündeten verwandelt werden. Aber der Friedensvertrag schlug zum Verderben seines Urhebers aus. Das stolze und drohende Benehmen des germanischen Fürsten, der im Bewußtsein seiner Macht in Aemona eine gebieterische Stellung nach Osten und Westen einnahm und seine Kriegsheere durch die Heranziehung zerstreuter Germanenschaaren aus allen Gegenden fortwährend vermehrte, erfüllte den Senat in Rom und den Hof zu Ravenna mit Furcht und Entrüstung. Lampadius, einer der hervorragendsten Rathsherren, rief bei der Mittheilung der Uebereinkunft mit lauter Stimme: „Das ist kein Friedensvertrag, sondern ein Bündniß der Knechtschaft!" Selbst ein Volksgenosse Alarich's, der westgothische Heerführer Sarus, ein alter Feind der Balthen, betrieb den Sturz des allmächtigen Mannes. Man beschuldigte ihn, er wolle mit Hülfe der Barbaren die Herrschaft über das römische Reich im Osten wie im Westen an sein Haus bringen, und schrieb seiner Politik die öffentlichen Unglücksfälle zu. Und doch ist keinem Zeitgenossen die Wohlfahrt und Sicherheit Roms mehr am Herzen gelegen als dem „Halbbarbaren" Stilicho. Indessen hätte der hochgestellte Staatsmann und Feldherr leicht seinen Widersachern Trotz bieten können, wäre es nicht einer feindlichen Hofpartei gelungen, das Herz seines kaiserlichen Zöglings mit Furcht und Argwohn gegen ihn zu erfüllen. Der listige Olympius, „welcher seine Laster unter der Maske christlicher Frömmigkeit verbarg", hatte das Ansehen des Vandalen, durch dessen Gunst er zu den Ehrenämtern des Palastes erhoben worden war, durch Ränke und feindselige Einflüsterungen untergraben. Alle Macht liege in den Händen des Ministers, so lauteten seine Verdächtigungen, der Kaiser, nun fünfundzwanzig Jahre alt, sei in seinem eigenen Staate ohne Einfluß und Ansehen; Stilicho habe sich die Freundschaft des Gothen erkauft, um mit dessen Hülfe die Herrscherbinde um die Stirne seines Sohnes Eucherius zu flechten. Der boshafte Höfling erreichte seinen

Zweck. Honorius beschloß sich nach Pavia zu begeben, wo die zum Abzug nach Gallien bestimmten Truppen ihr Lager hatten. Hier kam die schwarze Verschwörung zum Ausbruch. Auf ein von Olympius gegebenes Zeichen wurden die höchsten Reichsbeamten und Befehlshaber, die als Freunde des Vandalen bekannt waren, ermordet, ihre Häuser geplündert, ihre Namen für ehrlos erklärt. Stilicho, der die Kunde von diesen Vorgängen in Bologna empfing, hätte mit Hülfe der ihm ergebenen Führer der barbarischen Hülfstruppen seinen Feinden die Spitze bieten können, aber überrascht und unschlüssig zögerte er so lange, bis auch hier die Gegenpartei die Oberhand bekam. In seinem Zelte von Mördern bedroht, floh er verzweiflungsvoll nach Ravenna und suchte Zuflucht an dem Altar einer christlichen Kirche. Aber das Heiligthum vermochte den Schutzflehenden nicht zu retten. Unter falscher Zusicherung des Lebens wurde er über die heilige Schwelle gelockt und vor der Thüre von einer Mörderschaar niedergestoßen. Er starb mit dem Muthe und der Standhaftigkeit eines alten Römers. 23. Aug. 408.
Die Freunde Stilicho's, die der Blutthat in Pavia entgangen waren, wurden von der unversöhnlichen Rache des Olympius verfolgt. Man suchte durch Folterqualen Geständnisse einer hochverrätherischen Verschwörung von ihnen zu erpressen und tödtete die Schweigenden. Sein Sohn Eucherius wurde auf der Flucht ergriffen und getödtet, seine Tochter Thermantia, die den Platz ihrer Schwester Maria im kaiserlichen Ehebette eingenommen, wurde von Honorius geschieden; alle, die einst durch Stilicho's Gunst erhoben worden, theilten jetzt seinen Fall. Auch der Dichter Claudianus büßte für die verherrlichenden Verse auf Stilicho und für die scharfen Epigramme auf dessen Gegner mit der Ungnade, die er nicht lange überlebte. Verfolgung seiner Freunde und Angehörigen.

Zugleich erging der geheime Befehl, die in den Städten Italiens zerstreut lebenden Angehörigen der barbarischen Hülfsvölker, die als Stilicho's Anhänger galten, zu tödten und ihre Habe einzuziehen; und als ob es von dem verblendeten Hofe abgesehen sei, die Zahl seiner Feinde zu mehren, sollten nach dem Vorschlage des fanatischen Günstlings Alle, die nicht der katholischen Kirche angehörten, alle Bekenner arianischer oder heidnischer Lehrmeinungen von dem öffentlichen Dienst ausgeschlossen werden, ein Vorhaben, dem der heidnische Befehlshaber in Ober-Pannonien, Generid, energisch und erfolgreich entgegentrat.

Die Vergeltung für diese Thaten des Frevels und der Bedrückung ließ nicht lange auf sich warten. Alarich gerieth mit dem neuen Regimente bald in Zwist. Die Senatoren in Rom und die Höflinge in Ravenna grollten dem Gothenfürsten, daß er sich der Freundschaft und Bundesgenossenschaft Stilicho's rühmte und die flüchtigen Anhänger desselben bei sich aufnahm, und hielten mit dem vertragsmäßigen Tribut zurück. Umsonst drang Alarich mit Bescheidenheit aber Festigkeit auf die Ausführung der Uebereinkunft; in Ravenna deutete man seine Mäßigung als Furcht und verweigerte die bedungenen Jahrgelder. Da brach Alarich „als Rächer Stilicho's" mit seinem Heere plötzlich von Noricum auf, überstieg die julischen Alpen und rückte, verstärkt durch den Abfall der ger- Alarich in Italien. 408–410. Oct. 408.

manischen Hülfstruppen im römischen Heer, ohne Widerstand über Aquileja, Altinum, Concordia und Cremona bis an den Rand des Sumpfes, der den kaiserlichen Herrschersitz barg und schirmte. Statt jedoch die hoffnungslose Belagerung von Ravenna zu versuchen, zog der Gothenfürst an die Küste des adriatischen Meeres und drang dann von Ariminum auf der flaminischen Straße durch die unbewachten Pässe der Apenninen in die Ebenen Umbriens, den Blick auf Rom gerichtet, nach dessen Reichthümern schon längst die gierigen Seelen der Gothen lüstern waren.

Die Westgothen vor Rom. Winter 408.

Es war in den Wintermonaten des Jahres 408, daß die Gothen vor den Mauern Roms ihre Zelte aufschlugen, daß die verweichlichten Bürger der ewigen Stadt, die so lange die Herrscherin der Welt und die Gebieterin der Völker gewesen, von ihren Zinnen und Thürmen fremdes Kriegsvolk erblickten. Was Geschichte und Ueberlieferung Schreckliches meldeten vom gallischen Brande, vom punischen Feldherrn vor den Thoren, von Marius' und Sulla's blutigem Wüthen, das mochte jetzt vor die Seele der Römlinge treten, die alle Fehler und Laster ihrer Vorfahren aber keine ihrer Tugenden ererbt hatten, die noch immer in ihren Marmorpalästen die geraubten Schätze fremder Nationen bargen, aber der kriegerischen Kraft, durch welche diese erworben waren, gänzlich entbehrten; die noch immer an üppigen Mahlzeiten schwelgten, in stattlichen Carossen einherfuhren, sich von einem Heere von Sclaven, Freigelassenen und Eunuchen bedienen ließen, aber die Gefahren und Mühseligkeiten des Kriegs- und Lagerlebens nur noch aus Geschichtsbüchern und Erzählungen kannten, die selbst die ernsten Studien der Väter über den Genüssen der Sinne, über den Freuden der Theater, Rennbahnen und Bäder vernachlässigt hatten. Noch mag die Zahl der Bewohner, welche Rom in seinen Mauern einschloß, mehrere hunderttausend betragen haben; aber die Mehrzahl war eine hungernde Proletariermenge, die nur von den öffentlichen Spenden oder von den Gaben mildthätiger Reichen zehrte.

Tod der Serena.

Das erste Gefühl, das sich bei dem Anblick des belagernden Gothenheeres in den Herzen der Römer regte, war das der Entrüstung über die Verwegenheit der Barbaren. Man wälzte alle Schuld auf Stilicho, und der feige Senat schändete sich noch vor seinem Fall durch eine That grausamer Rache. Serena, die Nichte des großen Theodosius, sollte für die Schuld ihres Gatten büßen. Des Einverständnisses mit dem Feinde des römischen Namens angeklagt, wurde sie ohne Verhör zum Tode verurtheilt und schmachvoll erdrosselt. So erfüllte sich der Fluch, den einst die Vestalin über sie ausgesprochen (S. 601). Placidia, die schöne und hochgebildete Tochter des Theodosius und der Galla, die nach dem Tode ihres Vaters ihren bisherigen Aufenthaltsort Constantinopel mit Rom vertauscht hatte, gab ihre Einwilligung zu der Hinrichtung. Bald erfuhr die volkreiche Stadt, die von aller Zufuhr zu Land und zu Wasser abgeschlossen war, die Drangsale des Mangels und der Hungersnoth. Die letztere

stieg endlich zu solcher Höhe, daß selbst Leichen verzehrt wurden, daß sogar, wie einst in Jerusalem, Mütter ihre Kinder geschlachtet und deren Fleisch genossen haben sollen, daß täglich Tausende der Einwohner dem leidenvollsten Tode erlagen und die unbeerdigten Leichname die Luft verpesteten und die Drangsale des Hungers noch durch die Schmerzen ansteckender Krankheiten erhöhten. Die Zaubersprüche und Opfer, zu denen man in der Verzweiflung seine Zuflucht nahm, erwiesen sich eben so wirkungslos wie die Gebete und religiösen Handlungen der Frommen.

Einige Zeit ertrug Rom die Leiden der Belagerung in der Erwartung, daß ein kaiserliches Heer zum Entsatz herbeiziehen würde. Als sich aber keine Truppen zeigten, schickte der Senat eine Gesandtschaft aus seiner Mitte in das Lager der Gothen, um mit dem Befehlshaber zu unterhandeln und die Stadt vom gänzlichen Verderben zu erretten. Sie hofften dem Gothen durch großsprecherische Worte zu imponiren: wenn er eine billige Capitulation versage, werde das zahlreiche waffengeübte Volk einen Kampf der Verzweiflung wider ihn führen; aber die schneidende Antwort des Gothen: „Je dichter das Gras, desto leichter zu mähen", überzeugte sie bald, daß sie auf diese Weise nicht zum Ziel kämen. Sie lenkten ein, und Alarich ließ sich herab, das Lösegeld zu bestimmen, um das er den Rückzug antreten würde. Er verlangte alles Gold und Silber, alle kostbaren Geräthschaften, alle Sclaven germanischer Abkunft. „Was lässest du denn uns übrig?" fragten die Abgeordneten bestürzt. „Euer Leben", war die Antwort. Zitternd zogen sie sich zurück. Alarich gewährte darauf eine kurze Waffenruhe und ermäßigte die Loskaufsumme. Gegen die Entrichtung von 5000 Pfund Goldes und 30,000 Pfund Silbers von Seidengewand, Scharlachtuch und Pfeffer hob er die Belagerung auf. Um die Forderung zu befriedigen, ließ der Senat die letzten werthvollen Götterbilder, darunter eine goldene Statue der Tapferkeit (Virtus) und einige Ueberreste geheiligter Spolien einschmelzen.

Die Belagerung von Rom aufgehoben.

Verstärkt durch 40,000 Sclaven germanischer Abkunft, die ihre Ketten zerbrochen hatten und vor Verlangen glühten, unter der Fahne ihres Befreiers Vergeltung zu üben an ihren bisherigen Drängern, und durch Schaaren von Gothen und Hunnen, welche Athaulf, der Bruder von Alarich's Gemahlin, von der Donau herbeigeführt, stieg der siegreiche Germanenfürst, welcher den verwegenen Muth eines Barbaren mit der Kriegskunst und Heereszucht eines römischen Feldherrn vereinte, in die fruchtbare Ebene Toscanas hinab, um mit dem Hofe von Ravenna Unterhandlungen anzuknüpfen. Von der ursprünglichen Forderung, daß er zum Range eines Oberbefehlshabers des Westens erhoben werde und die Provinzen Dalmatien, Noricum und Venetia als eigenes Königreich erhalte, ging er allmählich so weit herunter, daß er sich mit dem Besitz des armen Gebirgslandes Noricum zur Ansiedelung für sein Volk begnügen zu wollen erklärte. Aber Honorius, von Olympius aufgestiftet, wies jeden

Alarich und Honorius. 409.

Friedensvertrag hartnäckig zurück; die Vermittelung römischer Rathsherren, denen sich sogar der Bischof Innocentius angeschlossen, blieb ohne Wirkung; ihre Rückkehr von dem Hoflager nach Rom sollte von 6000 Dalmatiern, dem Kern des kaiserlichen Heeres, gedeckt werden; aber sie wurden bis auf 100 Mann, die der Führer Valens glücklich nach der Tiberstadt rettete, von den Gothen niedergemacht oder gefangen genommen. Und so mächtig waren die Feinde Alarich's am Hofe zu Ravenna, daß der tragische Ausgang des heuchlerischen Olympius, der von der kaiserlichen Ungnade verfolgt Flucht, Verbannung und endlich den Tod unter Geißelhieben erdulden mußte, keine Gesinnungsänderung zu bewirken vermochte. Umsonst mahnte des Olympius Nachfolger, der verständige, kraftvolle Jovius, zur Mäßigung und zum Abschluß eines billigen Friedensvertrags mit dem Gothenkönig; die Höflinge, begierig unter dem frevelhaften Spiel der Ränke und Intriguen sich durch Wohldienerei und großsprecherische Reden die kaiserliche Gnade zu sichern, erklärten jeden Vorschlag eines Zugeständnisses und Friedensvertrags für eine hochverrätherische Handlung. Jovius selbst mußte in den gothenfeindlichen Ruf einstimmen, wollte er nicht unter dem Gewichte der kaiserlichen Ungnade erliegen.

Der Gegenkaiser Attalus. 409.

Nun rückte Alarich, ergrimmt über den hartnäckigen Widerstand, zum anderen Male in die Nähe Roms. Er bemächtigte sich der Hafenstadt Ostia, wo die Kornschiffe zu landen pflegten und die Getreidevorräthe lagen, und setzte die Römer durch die Aussicht auf eine neue Hungersnoth in solchen Schrecken, daß der Senat sich allen Forderungen des Siegers ohne Widerrede fügte. Er erkannte den Stadtpräfecten Attalus, den Alarich zum Kaiser des Abendlandes ernannte und durch einen arianischen Bischof mit den Insignien der Herrschaft schmücken ließ, als Augustus an, und dieser belohnte den Urheber seiner Erhöhung mit dem Range eines Oberbefehlshabers des Westens und erhob Athaulf zum Anführer der Haustruppen. Nun näherte sich das Gothenheer, begleitet von Attalus, abermals den Sümpfen von Ravenna. Honorius, von seinem Minister Jovius und seinem Feldherrn Valens verlassen, gerieth in solche Noth, daß er bereits mit dem Gedanken einer Thronentsagung und Flucht nach Constantinopel sich trug. Nur der schmachvolle Antrag des Gegenkaisers, der dem Sohne des Theodosius zumuthete, den Rest seiner Tage in der Verbannung auf einer fernen Insel zu beschließen, und die Festigkeit des Gardeobristen Sarus, jenes gothischen Häuptlings, der wie wir wissen ein persönlicher Gegner von Athaulf und der Erbfeind des Hauses der Balthen war, vereitelte den feigen Entschluß. Bald nachher langte eine Verstärkung von 4000 Veteranen in Ravenna an, deren Treue und Ergebenheit den Muth des Kaisers wieder aufrichtete, und da gleichzeitig von Heraclian, dem Mörder Stilicho's, der für seine Frevelthat mit der Befehlshaberstelle von Afrika belohnt worden war, Siegesboten mit Geldsummen zur See eintrafen, so änderte sich die Lage der Dinge. Alarich, erzürnt daß sich Attalus zum Vertreter des

Römerthums gegenüber den germanischen Barbaren aufspielte und ihm nicht gestatten wollte, im Namen des Kaisers die Provinz Afrika zu erobern und Italien durch Hunger zu zwingen, beraubte in der Ebene von Ariminum denselben öffentlich des Diadems und Purpurs, mit denen er ihn kurz zuvor geschmückt hatte, und sandte die Abzeichen der höchsten Würde dem Sohne des Theodosius als Pfand des Friedens und der Freundschaft. Allein durch den Einfluß des Sarus und der Gegenpartei abermals mit seinem Ansuchen zurückgewiesen, rückte der Gothenfürst, von Rachsucht und Beutelust getrieben, zum dritten Mal vor die Thore Roms.

Der Senat war zur verzweifelten Gegenwehr entschlossen; aber in mitternächtlicher Stille wurde von einigen Sclaven das salarische Thor geöffnet, worauf die Gothen in die ewige Stadt einzogen und die bebenden Einwohner die schrecklichen Wirkungen ihrer zügellosen Wuth und Raubsucht empfinden ließen. Alarich setzte der Raubgier keine Schranken: er gestattete seinen Truppen sich mit der Habe eines reichen und verweichlichten Volkes ohne Scheu zu bereichern, und gebot nur das Leben wehrloser Menschen und die heiligen Freistätten der Religion zu schonen. Mehrere Tage lang durchtobten nun die Gothen und ihre barbarischen Kriegsgenossen die unglückliche Stadt, raubten in Palästen und Wohnhäusern die Kostbarkeiten und Schätze, welche sich im Laufe von Jahrhunderten aus allen Ländern in der Weltstadt gesammelt hatten, und begingen im Bunde mit den aufgestandenen Sclavenhorden, welche die erlittenen Drangsale an den früheren Gebietern blutig rächten, alle Gräuel, zu denen Habgier und wilde Lust rauhe Soldatennaturen antrieben. Die Einwohner wurden durch Geißelhiebe und Mißhandlungen gezwungen die verborgenen Reichthümer auszuliefern; was die Einzelnen nicht fortschleppen konnten, wurde auf die Wagen geladen, die dem Heereszug folgten; angezündete Häuser leuchteten zur nächtlichen Plünderung. Viele Glieder der reichsten und angesehensten Senatoren- und Ritterfamilien irrten als flüchtige Bettler umher und suchten Zuflucht auf verborgenen Inseln, auf der Küste von Afrika, an den heiligen Orten Palästinas; andere wurden von Freunden um hohes Lösegeld aus schimpflicher Gefangenschaft befreit. Die Scenen des Raubes und der Gräuel prägten sich den Römern so tief ein, daß der Name der Gothen als der Inbegriff alles Schrecklichen in Sage und Geschichte den nachgebornen Geschlechtern überliefert wurde; nur der Name der Vandalen, die einige Jahrzehnte später dieselben Stätten heimsuchten, ist mit gleichen Erinnerungen beladen auf die Nachwelt gekommen. Wie einst in Argos und Korinth wurden die edelsten Kunstwerke zerschlagen, wo der Stoff, aus dem sie gearbeitet waren, die Habgier reizte. Die declamatorischen und rhetorischen Schilderungen, welche die alten Schriftsteller von den Scenen der Verwüstung, des Gräuels, der Schändung edler Frauen und Jungfrauen entwerfen, mögen theilweise wahr und zutreffend sein; doch kamen auch mitten in der Leidenschaft Thaten der Großmuth, der Frömmigkeit,

Rom erobert und geplündert. 410.
24. Aug. 410.

der Ehrfurcht vor Tugend und keuschem Sinne zu Tage. Die Kirchen und geweihten Orte blieben verschont; der heilige Schatz des Apostel Petrus wurde in feierlichem Zuge unter Psalmengesang in eine sichere Freistätte des Vaticans getragen; die Triebe sinnlicher Lust wurden mitunter erstickt durch den standhaften Widerstand edler Schamhaftigkeit. Mit Triumph verweilen die christlichen Schriftsteller, ein Augustinus, ein Orosius u. A. bei solchen Beweisen religiöser Gesinnung und fordern ihre heidnischen Widersacher auf, ähnliche Beispiele anzuführen, wo in einer mit Sturm eroberten Stadt die Fabelgötter des Alterthums im Stande gewesen wären, sich und ihre betrogenen Verehrer zu schützen. Auch die Beweise christlicher Tugend und Ergebung, welche die fromme Proba, das Haupt des reichen und angesehenen anicischen Geschlechtes, ihre Tochter Läta und ihre Enkelin Demetrias, eine fromme Braut Christi, in diesen Tagen der Trübsal und Heimsuchung an den Tag legten, wurden von Hieronymus und Augustinus mit Recht als Wirkungen des Christenthums gefeiert.

Die Gothen in Campanien. 410

Am sechsten Tag zog Alarich an der Spitze seines reichbeladenen Heeres nach dem üppigen Campanien, wo reiche Städte mit weichlichen Bewohnern und herrliche Landhäuser römischer Großen neue Beute boten und mit neuer Verwüstung heimgesucht wurden. Capua und Nola wurden erobert. Das wunderthätige Grab des heiligen Felix in der letzteren Stadt, wo damals der heilige Paulinus seinen ärmlichen Wohnsitz aufgeschlagen, nachdem er den Vorstellungen seines Gönners und Freundes Ausonius und den Bitten seiner Verwandten zum Trotz, im vierzigsten Jahr dem Genuß von Reichthum und Ehrenstellen, Gesellschaft und Literatur entsagt, um ein Leben der Einsamkeit und Buße zu führen, war nicht vermögend die plündernden Schaaren fern zu halten. Die Gothen genossen die Güter und Ueppigkeiten des fruchtbaren mit allen Reizen der Natur gesegneten Landes in vollem Maaße, und sättigten sich an dem Ueberflusse von Korn und Fleisch, von Oel und Wein, welches die Einwohner in ihr Lager schaffen mußten. „Bebende Gefangene, Söhne und Töchter römischer Senatoren, kredenzten in Bechern von Gold und Edelsteinen große Züge Falernerwein den stolzen Siegern, welche ihre riesigen Glieder unter dem Schatten der Platanen ausstreckten, die mit Kunst so gepflanzt waren, daß sie die sengenden Strahlen der Sonne ausschlossen, aber ihre belebende Wärme zuließen." Die Erinnerungen an die früheren Entbehrungen und an die kalten und unfruchtbaren Wohnsitze der Heimath erhöhten die Reize des italienischen Klimas.

Alarich's Ausgang. Herbst 410.

Alarich durchzog Unteritalien bis zum Faro und traf Anstalten über die Wasserstraße zu setzen und die schöne Insel Sicilien heimzusuchen, um dann von dort aus die kornreiche Provinz Afrika zu gewinnen. Aber ein Sturm, der mehrere Fahrzeuge versenkte oder zerstreute, vereitelte das Unternehmen. Bald darauf starb der Gothenheld in des Lebens Blüthe, „während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben", nicht mehr als 34 Jahre alt, an dem

Ufer des Flusses Busento, der die Mauern von Consentia (Cosenza) bespült. Sein Sarg und seine Waffen und Schätze wurden der Sage nach in dem Bette des abgeleiteten Flusses in die Erde gesenkt und dann, nachdem das Wasser wieder in seinen alten Lauf geleitet worden, alle bei der Arbeit verwendeten Gefangenen getödtet, damit Niemand erfahre, wo der große Gothenkönig begraben sei, und römische Habsucht nicht die Ruhe seiner Gebeine störe. Sein Schwager Athaulf, ein Kriegsheld von schöner Gestalt und tapferem Arm, aber von milderem Charakter, wurde Alarich's Nachfolger in der Feldhauptmannschaft der Gothen. Dieser gab die Kriegs- und Eroberungspläne, die er anfangs in der Seele trug, auf und unterhandelte ernstlich mit dem kaiserlichen Hofe wegen eines Friedens- und Bundesvertrages. Er selbst gestand in der Folge einem vertrauten Römer aus Narbo, „daß er einst eifrig getrachtet habe, die Gestalt der Erde zu verändern, den Namen Roms auszulöschen, um auf seinen Trümmern die Herrschaft der Gothen zu errichten und wie Cäsar Augustus als Gründer eines neuen Reiches gepriesen zu werden. Aber durch wiederholte Erfahrungen habe er die Ueberzeugung gewonnen, daß um einen Staat in guter Verfassung zu erhalten, Gesetze nothwendig seien, der wilde und trotzige Charakter der Gothen aber sich unfähig erweise, das heilsame Joch der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung und Verwaltung zu tragen. Darum habe er sich ein anderes Ziel des Ruhmes und der Ehrbegierde gesetzt, und er wünsche jetzt aufrichtig, daß künftige Jahrhunderte mit Dankbarkeit der Verdienste eines Fremden gedenken möchten, der das Schwert der Gothen angewendet habe, nicht um das römische Reich zu stürzen, sondern um dessen Wohlfahrt wieder herzustellen und zu bewahren" In Ravenna hatte man aus der schlimmen Erfahrung eine heilsame Lehre gezogen. Man erwog, welche Dienste die befreundeten Gothen dem Reiche in dem durchwühlten und zerrütteten Gallien leisten könnten, und ging auf Athaulf's Anträge ein. Galla Placidia, die edle Schwester des Kaisers, die bei der zweiten Einnahme Roms in die Hände der Gothen gerathen war und für welche der König eine heftige Liebe im Herzen trug, mag als Vermittlerin germanischer und römischer Volksthümlichkeit versöhnend gewirkt haben. Es kam ein Vertrag zu Stande, in Folge dessen Athaulf, zum Range eines römischen Oberfeldherrn erhoben, mit seinem germanischen Volksheer nach dem südlichen Gallien abzog, um mit des Kaisers Einwilligung die von fremden Kriegsschaaren verheerte und durch ungetreue Statthalter und Feldherren von wilder Empörung heimgesuchte Provinz zu unterwerfen. Im Gefolge der Gothen befand sich die Kaisertochter Placidia, deren Auslieferung Honorius vergebens gefordert hatte. Sarus, der Erbfeind des Herrscherstammes der Balthen, fiel als Opfer des neuen Bundes. Es dauerte nicht lange, so war Athaulf im Besitze des gallischen Landes von der Rhone und Garonne bis zu den Pyrenäen mit den reichen Städten Narbo, Toulouse und Bordeaux. Nur Marseille wurde von dem vorsichtigen Befehlshaber Bonifacius den Gothen verschlossen. Seine Verdienste wurden

Athaulf und Placidia in Gallien. 412.

in der Folge durch die Statthalterwürde von Afrika belohnt, als daselbst Heraclian den kaiserlichen Purpur angenommen hatte, aber nach einem verun-
413. glückten Angriff auf Italien enthauptet worden war. Um das Bündniß zwischen
Ihre Vermählung. 414. Athaulf und Honorius fester zu knüpfen, weigerte sich nun Placidia, die bisher als Geisel dem Germanenheer gefolgt, aber mit aller ihrem Range gebührenden Achtung behandelt worden war, nicht länger, ihre Hand dem schmucken Gothenfürsten zu reichen. Vaterlandsliebe und die Zureden des Römers Candidianus überwanden endlich ihren spröden Stolz. Im Hause des Ingenuus, des angesehensten Bürgers in Narbo, wurde im Januar 414 das glänzende Beilager nach römischen Hochzeitsgebräuchen gefeiert, wobei der Germane die kostbarsten Beutestücke in Gold und Edelgestein aus dem Raube Roms der reizenden heißgeliebten Braut, die als römische Kaiserin geschmückt auf erhabenem Throne saß, durch fünfzig schöne in Seidengewand gekleidete Jünglinge in hundert Bechern darreichen ließ. Attalus, der ehemalige Augustus, stimmte als Führer des Chores zuerst die Hochzeitsgesänge an. Die Provinzbewohner freuten sich einer Verbindung, die den rauhen Sinn des Gothen durch die Macht der Liebe und durch die Reize feiner Sitte und Bildung zu mildern versprach und der neuen Herrschaft den Schein der Legitimität verlieh.

Schicksal des Attalus. Die nächste Folge der Vermählung war eine neue Entfremdung des Gothenfürsten und des Hofes von Ravenna. Constantius, der neue allmächtige Günstling in Ravenna, dessen starke Seele über die schwache Natur des Kaisers herrschte, hatte sich auf die Hand der Placidia Hoffnung gemacht. Entflammt von Neid und Eifersucht schürte er aufs Neue die Flamme des Krieges und zog, als Athaulf, erbittert über die feindselige Gesinnung des Herrscherhofes in Ravenna, den ehemaligen Kaiser Attalus abermals mit dem Purpur bekleidete und dem Honorius als Schreckbild entgegenstellte, mit Heeresmacht nach dem südlichen Gallien. Narbo, die Hauptstadt der Gothen, kam in seine Gewalt,
Dec. 414. und während Athaulf über die Pyrenäen zog und die nordöstlichen Landschaften mit der Stadt Barcelona in Besitz nahm, wurde Attalus, der im Dienste der Gothen abwechselnd die Rolle eines Kaisers, Unterhändlers und Chorsängers gespielt, auf der Flucht nach Spanien gefangen, und nachdem er in Ravenna dem Hohne des Volkes preisgegeben worden, mit verstümmelter Hand auf die Insel Lipari verwiesen, wo er mit den nöthigen Lebensbedürfnissen versorgt den Rest seiner Tage zubrachte. Das Schicksal, das er einst dem Honorius gedroht, wurde somit ihm selbst zu Theil.

Athaulf's Ermordung. 415. Barcelona, die Hauptstadt des „Gothenlandes" (Catalunien) wurde für Athaulf verhängnißvoll. Kaum war seine Klage über den schnellen Tod des Sohnes, den ihm Placidia geboren und der den stolzen Namen des Großvaters
Aug. 415. Theodosius führen sollte, verstummt, so erlag er selbst dem Dolche des Eberulf oder Dubius, eines ehemaligen Waffengefährten des Sarus. Durch Spottreden beleidigt, tilgte der Mörder mit der Blutrache für den Gebieter die eigene

Schmach. In der Verwirrung bemächtigte sich Sigerich, des Sarus Bruder, der
Herrschaft über die Gothen und wüthete gegen das Haus der Balthen. Athaulf's
sechs Kinder aus einer früheren Ehe wurden den Händen ihres Erziehers, des
Bischofs Sigesar entrissen und unbarmherzig ermordet, und Placidia sah sich
gezwungen inmitten einer Schaar Gefangener vor dem Pferde des Mörders
zwölf Meilen zu Fuße einherzugehen. Empört über solche Rohheit erschlugen
die Gothen am siebenten Tage den Sigerich und erhoben den tapfern Wallia
auf den Königsschild. Der neue Fürst, ein Feind der Römer und ihrer Sitten Wallia König der Westgothen.
und Lebensformen, für welche Athaulf so sehr eingenommen war, zog mit 415–419.
Heeresmacht von Barcelona bis an die Gestade des atlantischen Meeres und bis
an die südliche Felsenküste, von wo er sehnsüchtige Blicke nach dem jenseitigen
Erdtheil warf. Aber Wind und Wellen hinderten die Ueberfahrt, und da sein
Heer Mangel litt und Constantius mit römischen Legionen im Anzug war, so
willigte Wallia in einen Vertrag mit Honorius, kraft dessen Placidia, die
ehrenvoll behandelt dem Gothenheer gefolgt war, nach Italien zurückgeschickt
wurde, wogegen die Noth der Gothen durch Getreidelieferungen gehoben ward
und Wallia in den Dienst der Republik trat. Placidia reichte einige Zeit nach- 417.
her ihre Hand dem Constantius, dem sie zwei Kinder, Honoria und Valentinian
gebar. Constantius, ein Mann von altem Römergeist, „ernst und streng im
Dienst, heiter in den Stunden der Muße", hatte sich bei dem Heere Liebe und
Achtung, bei dem Hofe Ansehen und Einfluß zu erwerben gewußt. Nun zog Wallia's Kriegsthaten
Wallia als römischer Heerführer wider die germanischen Völker, die sich in der in Spanien. 416–419.
Halbinsel niedergelassen, zu Felde. Er vernichtete in der Landschaft Bätica die
vandalischen Silinger, so daß von da an ihr Name aus der Geschichte
verschwindet; er überwand die Alanen in einer blutigen Feldschlacht, tödtete
ihren König und zwang den Ueberrest des skythischen Wandervolks sich unter
den Schutz der Vandalen zu stellen, mit denen sie sich auf immer vermischten.
Die (asdingischen) Vandalen selbst und ihre suebischen Genossen zogen sich
nach den Gebirgen Galiciens, wo sie den Gothen einen verzweifelten Widerstand
leisteten. So wurde durch die Waffen Wallia's fast die ganze pyrenäische Halb-
insel aufs Neue der römischen Herrschaft unterworfen, und Honorius feierte in
Ravenna durch einen glänzenden Triumph die Siege, die fremde Krieger für ihn
erfochten, und ergötzte sich an dem Lobe der Dichter und Redner, welche die un-
bezwingliche Macht des Kaisers priesen. Aufs Neue schalteten römische Statt-
halter und Beamten in den spanischen Städten und bewirkten durch Druck und
Erpressung, daß die unglücklichen Einwohner die Herrschaft der Barbaren zurück-
wünschten. Zum Lohne für solche Dienste überließ Honorius vertragsweise den Die Gothen in Aqui-
Gothen die Provinz Aquitanien, „die Perle Galliens", zwischen Garonne und tanien. 419.
Loire bis zur Meeresküste mit der Stadt Tolosa, welche Wallia's Nachfolger
Theodorich zum Herrschersitz erkor, eine reiche fruchtbare Landschaft, zum Acker- Theodorich. 419–451.
bau und zum Handel gleich geeignet und durch betriebsame Städte und gebildete

Bewohner wie durch herrliches Klima ausgezeichnet. Hier ruhten nun die Westgothen, nachdem sie fast ein halbes Jahrhundert der Schrecken der Römer gewesen, an den schönen Ufern der „goldenen Garonne", friedlich lebend mit römischen Bürgern, deren Künste und Bildung sie sich bald eben so schnell aneigneten als sie die Provinzen durchzogen hatten. „Geordnetes Staatsleben, das vor roher Willkür schützt, Ackerbau, der an den heimischen Boden fesselt und vor Hungersnoth sichert, Gewerbe und Künste, die das Leben bequem und angenehm machen, lernten sie nun kennen und schätzen und machten darin solche Fortschritte, daß sie bald den Römern nicht nur den Vorzug der Tapferkeit, sondern auch den der Bildung entrissen." Fast ein Jahrhundert erhielt sich das „Tolosanische Reich", bald im Bunde bald im Kampfe mit Rom, und dehnte seine Besitzungen nach Süden bis an das Meer, nach Norden bis an die Loire aus. — Um dieselbe Zeit wurden auch den Burgundern die schönen, fruchtbaren Gefilde an der Rhone, am Jura und am Oberrhein überlassen, die sie bereits seit den Tagen des Jovinus (S. 645) in Besitz hatten. Die Provinzialen begünstigten ihre Niederlassung, um sich mit ihrer Hülfe der römischen Besteuerung zu entziehen. Sie gründeten im Laufe der Zeit das burgundische Reich, das die westliche Schweiz, das östliche Gallien und das allobrogische Gebirgsland, jetzt Savoyen genannt, umfaßte und vom Mittelmeer bis zu den Vogesen (Wasgau) reichte. Der burgundische Stamm, der am Mittelrhein, um Worms und Mainz seine Wohnsitze hatte, erlitt einige Jahrzehnte später durch die Hunnen einen vernichtenden Stoß. Dem Krieg und der Jagd ergeben, siedelten sich die Burgunder des Südens hauptsächlich in den Gebirgen an, während die Ebene und die Städte den alten Einwohnern verblieben. Zur Zeit des Orosius (c. 417) waren sie bereits zum Christenthum bekehrt. Im Norden der gallischen Erde dehnten die Franken ihre Wohnsitze von der Maas und Schelde südwärts über Cambrai bis zur Somme und ostwärts bis zur Trevirerstadt an der Mosel aus, und das linke Rheinufer von Coblenz (Confluentes) bis zu den Vogesen verbanden die Alemannen mit ihren jenseitigen Besitzungen am Oberrhein und in den Thälern der Alpen und des Schwarzwaldes. Eine Provinz, die durch die Künste Roms veredelt und verschönert worden war, wurde in eine wilde Einöde verwandelt; in dem fruchtbaren Thale der Aar kann man noch jetzt einige Spuren der einst blühenden und volkreichen Stadt Vindonissa entdecken. Die fremden Ansiedler eigneten sich die schönsten und fruchtbarsten Ländereien zu, und die bebenden Eingeborenen verließen seufzend und wehklagend das Erbe ihrer Väter. Nur Wenigen mochte das Loos des Dichters Paulinus von Bordeaux zu Theil werden, der von einem gothischen „Gaste" für sein Eigenthum eine Kaufsumme empfing. Das westliche Küstenland Aremorica und das britische Inselreich suchten, von römischer Hülfe verlassen, gegen die räuberischen Einfälle zu Land und zur See Schutz in der eigenen Kraft. Während sie die Feinde abwehrten, gewöhnten sie sich an Unabhängigkeit und Selbstregierung. Sie

Marginalia: Die Burgunder. — Die Franken. — Die Alemannen. — Aremorica u. Britannien.

gehorchten nicht länger den römischen Obrigkeiten, und Honorius, außer Stande seine Autorität in den entlegenen Gegenden zu behaupten, überließ ihnen die Sorge für die eigene Sicherheit. Nur das innere Land, vom nördlichen Ufer der Loire bis über die Seine hinaus, erkannte noch die Herrschaft Roms an. Aber in der unter Honorius getroffenen Einrichtung, daß die Oberbeamten, die Bischöfe und die Bevollmächtigten der Städte und der großen Grundeigenthümer der sieben gallischen Provinzen sich alljährlich zu gemeinsamer Berathung in Arles versammeln und über die öffentlichen Zustände zweckmäßige Anordnungen treffen sollten, lagen bereits die Keime und Anfänge einer selbständigen Regierung. Auch in Britannien werden die römischen Municipien und Colonien, die Edelleute und Häuptlinge, die Bischöfe und ihre Geistlichen Maßregeln getroffen haben zum Schutze gegen die Einfälle der Wilden von Irland und Kaledonien und gegen die angelsächsischen Seeräuber, welche die Küsten mit Raubfahrten heimsuchten und sich für bleibende Niederlassungen Raum schufen.

2. Aëtius. Genserich. Attila.

Honorius behandelte seine Schwester Placidia und ihren Gemahl Constantius bald mit einem Uebermaaß von Zärtlichkeit, bald mit unfreundlicher Zurückstoßung. Als der letztere, sieben Monate nachdem er zur Mitherrschaft und zum Rang eines Augustus erhoben worden, voll Gram über das neidische und unwürdige Benehmen des Schwagers ins Grab gesunken war, flüchtete sich seine Wittwe Placidia mit ihren unmündigen Kindern Honoria und Valentinian nach Constantinopel, um den Launen des Bruders zu entgehen, der in Folge einer Hofkabale von verliebter Vertraulichkeit zu unversöhnlichem Haß übergegangen war. Wenige Monate nach ihrer Ankunft überbrachte ein Eilbote die Nachricht, daß Honorius an den Folgen der Wassersucht gestorben sei. Aber zu gleicher Zeit wurde die Kaiserfamilie durch die Kunde erschreckt, Johannes, der erste Geheimschreiber (Primicerius), habe den Titel eines Augustus angenommen. Nun wurde in Constantinopel beschlossen, die Ansprüche Placidia's und ihres Sohnes mit den Waffen geltend zu machen. Das Unternehmen war von solchem Erfolg begleitet, daß Johannes, nachdem die Treue seiner Truppen zum Wanken gebracht, und die morgenländische Reiterei von einem Hirten, oder wie die Legende verkündet, von einem Engel auf geheimen Pfaden durch die Sümpfe des Po geführt worden, schon im zweiten Jahre seiner angemaßten Herrschaft dem Hohne des Pöbels preisgegeben und dann im Circus zu Aquileja enthauptet ward. Nun wurde Valentinian III., der sechsjährige Sohn der Placidia und des Constantius, vom byzantinischen Hofe als Augustus des Abendlandes anerkannt und in der Folge mit der Kaisertochter Eudoxia, welche die Athenerin dem Theodosius geboren, vermählt. Wäh-

[Randnotizen: Der Thronwechsel in Ravenna — 421. — 27. Aug. 423. — 425. — Valentinian III. 425—455.]

rend seiner langen Minderjährigkeit führte Placidia die Zügel der Herrschaft, aber sie besaß nicht die Talente und Tugenden einer Pulcheria; man beschuldigte sie, daß sie aus Ehrgeiz die Jugend ihres Sohnes durch eine ausschweifende Erziehung entnervt und ihn von jeder ehrenvollen und männlichen Beschäftigung abgelenkt habe. Der Hof von Constantinopel erhielt für seine Dienste den Besitz der ganzen Provinz Illyrien, so daß das byzantinische Reich nunmehr die Ostküste des adriatischen Meeres berührte.

Aëtius und Bonifacius. Zu dieser Zeit besaß Rom zwei bedeutende Männer, die, wären sie einig gewesen, das sinkende Reich zu stützen vermocht hätten — Aëtius, Sohn eines germanischen Vaters, des in einem Soldatenaufruhr erschlagenen Feldherrn Gaudentius, und einer römischen Mutter, und Bonifacius, einen Römer, der zum Lohn für die im Kriege wider Johannes bewiesene Treue von Placidia in der Statthalterschaft der reichen Provinz Afrika, der „Seele des Reichs", bestätigt worden war. Unglücklicherweise herrschte zwischen beiden Mißtrauen und Eifersucht, und der abwesende Bonifacius, ein tapferer Kriegsmann von geradem Charakter und strenger Gerechtigkeitsliebe, wenn auch vielleicht nicht von so keuschem Wandel als sein Freund Augustinus von ihm rühmte, erlag den Ränken des gewandten, listigen und durch seine Anwesenheit am kaiserlichen Hofe einflußreicheren Rivalen, der dem anderen die Ehre und die gewinnreiche Stellung mißgönnte. Aëtius wußte die Kaiserin durch die Vorspiegelung einer Verschwörung zur Abberufung des Statthalters aus Afrika zu bewegen und zugleich den fernen Nebenbuhler durch Schilderung der ihm in Ravenna drohenden Lebensgefahr unter dem Scheine der Freundschaft zum Ungehorsam zu verleiten. Zum Unheil Roms erreichte Aëtius den Zweck seiner Falschheit. Bonifacius pflanzte die Fahne der Empörung auf und rechtfertigte dadurch in den Augen Placidia's die Warnungen des Gegners. Von dem an erfreute sich Aëtius des vollen Vertrauens des Hofes von Ravenna, und seinem Arme wurde die Sicherheit des Reiches und die Hut der geheiligten Person des Augustus und der kaiserlichen Frauen übertragen.

Der Vandalenkönig Genserich. 428. Einem solchen Feinde hätte Bonifacius mit den schwachen afrikanischen Streitkräften nicht lange zu widerstehen vermocht. Er sah sich daher nach äußerer Hülfe um und fand sie bald in den Vandalen, die gerade zu dieser Zeit aus den Gebirgen Galiciens hervorbrechend in glücklichen Gefechten wider Römer und Gothen die Südküste um Carthagena und Sevilla besetzt hatten und sich nach einem neuen Felde für ihre Raubsucht und Beutegier mit lüsternen Blicken umsahen. An ihre Spitze war unlängst der streitbare Genserich oder Geiserich getreten, ein Heerfürst, der die Tapferkeit und Geschicklichkeit eines Feldherrn mit der Klugheit und Schlauheit eines Staatsmannes, den wilden raubgierigen Geist eines Barbaren mit dem Jähzorn und der Rachsucht eines Spaniers und Afrikaners verband. Jordanis beschreibt ihn als einen Mann von mittlerer Gestalt, an einem Fuße in Folge eines Sturzes vom Pferde gelähmt; von karger

und vorsichtiger Rede habe er nie die tiefen Pläne seiner Seele verrathen, und nie habe die Ueppigkeit und Verfeinerung der Römerwelt Macht über ihn gewonnen; zur Befriedigung seines Ehrgeizes, der mächtigsten Leidenschaft seiner Seele, sei ihm jedes Mittel der Gewalt wie der Hinterlist gleich willkommen gewesen, dabei habe er eine große Gewandtheit besessen sich Verbündete zu verschaffen und zugleich unter seine Feinde den Samen des Hasses und der Zwietracht zu streuen.

Genserich folgte dem Rufe des Statthalters Bonifacius, der den Vandalen den dritten Theil vom Grund und Boden der Provinz Afrika als Lohn für ihre Hülfe zu überlassen versprach, ohne Zögern. Nachdem er die Sueben, die es wagten noch vor seiner Abfahrt die bisherigen Wohnsitze im Lande Bätica zu verwüsten, zurückgeschlagen und einen Theil derselben in die Guadiana geworfen, bewerkstelligte er auf spanischen und afrikanischen Schiffen die Ueberfahrt über die Meerenge, welche die felsigen Vorsprünge der beiden Küstenländer, im Alterthum als die Säulen des Herkules bezeichnet, scheidet. Das Heer der Vandalen mochte mit den verbündeten Alanen die Zahl von 50,000 Streitern nicht überschreiten; aber die Fremdlinge fanden schnell mächtige Bundesgenossen in den dunkelfarbigen Söhnen der mauretanischen Gebirge, die aus Haß wider das schwere Joch römischer Gewaltherrschaft ihre raschen Reiter unter Genserich's Fahne stellten, und in den Donatisten (S. 621) welche sich unter dem Beistande der arianischen Vandalen für die von der orthodoxen Kirche erlittenen Verfolgungen und Drangsale zu rächen gedachten. Bonifacius sah mit Sorge und Reue auf die neuen Bundesgenossen, und er ergriff gern die Hand, die ihm Placidia,, nachdem das zweideutige und treulose Spiel des Oberfeldherrn Aëtius durch einen befreundeten Vermittler an den Tag gekommen war, zur Versöhnung darreichte, um mit aller ihm zu Gebote stehenden Streitmacht die unheimlichen Gäste wieder über das Meer zurückzuschlagen. Aber die Reue und Versöhnung, für welche auch der Bischof Augustinus thätig wirkte, vermochte das Uebel nicht mehr zu heilen. Zweimal im offenen Feldstreit von den kampfgeübten Germanen und den empörten Eingebornen überwunden, sah er sich bald nur noch auf die festen Städte Karthago, Cirta und Hippo Regius beschränkt. Das flache Land und die offenen Orte geriethen in die Gewalt der Feinde, welche die Einwohner alle Leiden und Drangsale erdulden ließen, die ein von Habgier, Volkshaß, Rachsucht und Fanatismus entflammter Feind zuzufügen fähig war. Das reiche Provinzland, Jahrhunderte lang die Kornkammer Roms und Italiens, blühend durch Handel, Industrie und Wohlstand wie durch Literatur und gelehrte Bildung, gerieth durch die Gräuel roher Leidenschaft und Zerstörungswuth in einen Zustand äußerer Verödung und innerer Verwilderung und Gesetzlosigkeit. Die volkreichen Städte sanken in Trümmer, die mit allen Gegenständen des Luxus und Reichthums angefüllten Paläste und stattlichen Wohnhäuser wurden ausgeplündert und

Die Vandalen nach Afrika. 429.

Mai 429.

Der Vandalenkrieg in Afrika. 430. 431.

niedergebrannt, die Kirchen beraubt, die Geistlichen ermordet, die Einwohner jedes Standes, Alters und Geschlechtes aller Schmach und aller Mißhandlung preisgegeben. Unter diesen Gräueln verschied der heilige Augustinus in seiner Stadt Hippo, welche Bonifacius vierzehn Monate lang gegen die Feinde vertheidigte. Als seine letzte Hoffnung auf Sieg und Rettung verschwunden war, schiffte er sich mit dem armen Rest der Bürger ein, um von Placidia's Gnade oder Rache sein Schicksal zu erwarten. Die Kaiserin verzieh den Verlust der reichen und schönen Provinz und bewahrte ihm ihre Gunst. Ergrimmt über diesen Ausgang und die Folgen seiner Treulosigkeit fürchtend eilte Aëtius aus Gallien, wo er vor Arelate (Arles) die Westgothen, am Niederrhein die Franken und an der rhätischen Grenze die Juthungen mit Glück bekriegt hatte, mit einem Heerhaufen barbarischer Krieger herbei. Bonifacius, der dem gefürchteten Rivalen mit bewaffneter Mannschaft entgegentrat, siegte in offener Feldschlacht, empfing aber von dem Speere seines Gegners eine Wunde, an der er kurz nachher starb. Aëtius, als Empörer und Feind verbannt, suchte Zuflucht bei Rugilas, dem König der Hunnen, seinem Gastfreunde, den Zeitpunkt erwartend, da er seinen brennenden Ehrgeiz in einer militärisch-dictatorischen Weltstellung befriedigen könnte. Durch Herkunft eine Mischnatur und durch seine Verbindungen wie durch seine häusliche Stellung als Eidam des mächtigen Häuptlings Carpilio auf die Fremde gewiesen, war Aëtius ein gewaltiger Charakter, in dem Feinheit und kriegerischer Trotz sich vereinigte, ein echter Sohn seiner Zeit, ein getreues Bild des römischen Reiches jener Tage. Prokopius sagt, in beiden Männern sei die ganze Tugend und Seelengröße Roms zusammengedrängt gewesen, so daß man sie mit Recht die „letzten Römer" nennen möchte.

(Randnotizen: Ausgang des Bonifacius. 432. — Aëtius zu den Hunnen. 432.)

Nach dem Abzuge der Römer von Hippo vergingen noch acht Jahre, ehe das vandalische Reich in Nordafrika fest gegründet und durch die Eroberung der Hauptstadt Karthago der rechte Halt und Mittelpunkt gewonnen ward, acht Jahre voll Leiden und Drangsal für die unglücklichen Bewohner und voll Anstrengungen und Gefahren für Genserich selbst. Umgeben von Gegnern, die ihn wegen seiner unehelichen Geburt haßten und verachteten und die Ansprüche seiner Neffen an das Königthum verfochten, konnte er sich nur durch Klugheit, Wachsamkeit und rücksichtslose Strenge im Besitze der höchsten Gewalt befestigen. Er entledigte sich seiner Neffen durch Mord und ließ ihre Mutter, die Wittwe des verstorbenen Königs, in den Wellen sterben; und seine Feinde warf er unbarmherzig nieder, so daß man von ihm sagte, er habe mehr Vandalenblut durch das Richtschwert als auf dem Schlachtfeld vergossen. Zugleich wußte er durch kluge Staatskunst den Hof von Ravenna zu zwei Friedensverträgen zu bringen, die dem Kaiser den Besitz von West-Numidien und beiden Mauretanien sicherten, ihm selbst aber Zeit und Gelegenheit gewährten, in den östlichen Gebietstheilen seine Herrschaft zu erweitern und zu befestigen. Das reiche und üppige Karthago wurde die Hauptstadt des Vandalenkönigs, unter dessen

(Randnotizen: Begründung der Vandalenherrschaft in Afrika. 431–439. — 435. 442.)

räuberischer Hand der Wohlstand, die Bildung und der Luxus der Bürgerschaft bald dahin schwand. Die Handelsstadt, die als römische Colonie durch die Fruchtbarkeit des Bodens und die Gunst der Lage wieder zu einer Höhe und Blüthe gestiegen war, daß sie zum zweiten Mal mit Rom wetteiferte, wurde in einigen Jahrzehnten eine Räuberstadt, wo der rauhe Vandale auf den Ruinen der alten Cultur, Verfeinerung und Weichlichkeit seine drückende Gewaltherrschaft aufrichtete und mit der Schärfe des Schwertes schützte. Rom, Italien und die Städte des Ostens füllten sich mit Verbannten, flüchtigen und entronnenen Gefangenen, die ihrer Habe beraubt als heimathlose Bettler das öffentliche Mitleid in Anspruch nahmen. Bald fühlten die Inseln und Küstenländer des Mittelmeers die schwere Hand der vandalischen Freibeuter, die, eine scharfe Zuchtruthe für das entnervte Römerreich, Rache und Vergeltung übten für die alten an Karthago begangenen Missethaten. Selbst die Kirchen gewährten gegen die Ueberfälle und Raubzüge der arianischen Vandalen, die in ihrer neuen Heimath die Bedrückung noch durch religiöse Verfolgung verschärften (S. 629), keinen genügenden Schutz.

Die Hunnen und das oströmische Reich.

Ueber ein halbes Jahrhundert war verflossen, seitdem das Abendland durch die Erscheinung der Hunnen in Schrecken gesetzt worden war. Mittlerweile hatten sich ihre siegreichen Horden von der Wolga bis zur Donau ausgebreitet, aber die nationale Macht wurde durch die Zwietracht zahlreicher unabhängiger Stammfürsten erschöpft, ihre Tapferkeit in geringfügigen Raubfahrten vergeudet und die Ehre und Würde des Volks öfters durch den Eintritt einzelner Häuptlinge in fremde Kriegsdienste erniedrigt. Erst als König Rugilas oder Ruas, der Gastfreund des römischen Oberfeldherrn Aëtius, in Pannonien seinen Herrschersitz aufschlug und mit schlauer Politik zugleich in Constantinopel und in Ravenna Verbindungen anknüpfte, nahmen die Hunnen eine ihrer Macht und Größe entsprechende Stellung ein. Den eifersüchtigen Höfen sich abwechselnd als Bundesgenosse oder Feind darbietend, führte der Hunnenkönig bald das entscheidende Wort im Osten wie im Westen. Theodosius der Jüngere erkaufte seinem Reiche Ruhe und Frieden um den wenig ehrenvollen Preis, daß er den König des kriegerischen Hirtenvolkes an der Theiß und Donau zum römischen Feldherrn ernannte und ihm 350 Pfund Goldes jährlich zu entrichten versprach. Rugilas' Neffen Attila und Bleda, die nach des Oheims 433. Tod die Herrschaft in den Ebenen Pannoniens antraten, trotzten dem Augustus des Ostens die Erhöhung der Jahrgelder auf die doppelte Summe und die Auslieferung aller hunnischen Flüchtlinge ab. Unter den letzteren befanden sich einige Jünglinge von fürstlicher Abkunft, die auf Befehl der strengen Gebieter noch innerhalb der Reichsgrenzen ans Kreuz geschlagen wurden.

Attila der Hunnenkönig.

Nach dieser Demüthigung gönnten die Hunnen dem oströmischen Herrscher eine längere Gnadenfrist, welche Attila der „Wolgafürst“ zur Gründung

eines Reiches benutzte, dem die meisten Völker Germaniens und Skythiens als Untergebene oder als steuer- und heerpflichtige Bundesglieder angehörten. Attila, Sohn Mundzuk's, von königlicher Abkunft, war nach Gestalt und innerem Wesen der echte Sohn des mongolischen Hirtenvolks, das wir früher kennen gelernt. Er wird geschildert als ein Mann von kurzer gedrungener Gestalt und breiten Schultern, auf denen ein großer Kopf von dunkler Gesichtsfarbe, flacher Nase und spärlichen Barthaaren ruhte, mit tiefliegenden kleinen Augen, deren stechende Blicke Alle, die sich ihm naheten, mit Zittern und Zagen erfüllten. In dem stolzen Schritt und in den strengen Mienen sprach sich das Bewußtsein der Kraft und der geistigen Ueberlegenheit aus, und seine ganze Erscheinung prägte sich den Zeitgenossen mit solcher Schrecklichkeit ein, daß er als „Geißel Gottes" (Godegisel) im Munde des Volkes der Nachwelt überliefert wurde. Aber so furchtbar sein Zorn war und so erbarmungslos er seine Widersacher zermalmte, gegen Flehende und Demüthige zeigte er Mitleid und Gnade, und sein gewaltiger Herrschergeist flößte Vertrauen ein und fügte zu der Furcht noch die Macht einer imponirenden Persönlichkeit. Im Besitze des heiligen Schwertes des Kriegsgottes, das ein Hirte unter hohem Grase entdeckt hatte, war er nach dem Glauben des Volks zur Herrschaft berufen, und seine Entwürfe und Handlungen gaben Zeugniß von den kühnen Plänen, die er in seiner Seele trug und bei deren Ausführung er durch den Volksglauben an seine höhere Berufung und Unüberwindlichkeit wesentlich gefördert ward. Nachdem er nach und nach die meisten Stämme, welche bisher unter besonderen Häuptlingen (Tanjus) gestanden, zu einer einzigen kriegerischen Heermasse verbunden
445. und den milderen Bruder Bleda durch Nachstellungen meuchlings beseitigt hatte, vereinigte er mit List und Gewalt die skythischen und germanischen Völkerschaften von der Wolga bis zum Rhein zu einem riesigen Völkerbund, dessen Glieder, wie verschieden sie auch an Sitten und Bräuchen, an Gesetzen und Sprachen sein mochten, den Hunnenkönig als Oberherrn anerkannten und ihm Steuer- und Heerpflicht leisteten. Unter dem Banner des Mongolenfürsten stritten Ostgothen und Gepiden, Thüringer und Heruler, Turcilinger und Rugier und die jenseit der Bulgaren seßhaften Acatziren (Chazaren). Viele Römer und Griechen traten in seinen Dienst und bekleideten hohe Aemter. Denn Attila schätzte die Macht der Bildung.

Der Raubkrieg im oströmischen Reich. 441. 442.

Nachdem die Hunnen und ihre Bundesvölker in zahllosen Reiterschwärmen auf einem weiten Streifzug das armenische Gebirgsland durchzogen, die Perser am Euphrat und Tigris erschreckt und im syrischen Lande die Antiochier aus ihren Freuden und die Mönche aus ihrer Ruhe und Einsamkeit aufgeschreckt, suchte und fand Attila eine Veranlassung, die weichlichen Oströmer mit der Schärfe des Schwerts zu treffen und mit dem Raub ihrer verwüsteten Städte seinen hölzernen Herrschersitz an der Theiß zu schmücken. Die Klagen römischer Handelsleute über gewaltsame Wegführung ihrer auf der Kaufstätte

an der Donau ausgestellten Waaren von Seiten einer hunnischen Räuberschaar führten zuerst zu gereizten Unterhandlungen zwischen Attila und Theodosius. Genserich, der schlaue Vandalenkönig, schürte die Flamme, um die Römer in einen Krieg zu verwickeln, der ihm selbst zu seinen Unternehmungen freie Hand schaffen würde. Der Bischof von Margus, von den Barbaren feindlicher Absichten beschuldigt und in Gefahr von dem byzantinischen Hof ausgeliefert zu werden, erkaufte sich durch verrätherische Verbindung mit dem mächtigen Feinde Sicherheit und Verzeihung. Er öffnete den Hunnen die Thore seiner Stadt und verschaffte ihnen dadurch einen Stützpunkt für ihre verheerenden Raubzüge. Nachdem sie durch Zerstörung der Schlösser und Festungswerke 441.
die Grenze offen gelegt, überschwemmten sie mit ihren zahllosen Schaaren die illyrisch-thrakische Halbinsel, verwüsteten die volkreichen Städte von Sirmium bis Naissus, Sardica und Marcianopolis mit Feuer und Schwert und dehnten ihre Streifzüge bis in die Nähe von Constantinopel aus. Ein Erdbeben, das einen Theil der Mauer einriß, schien den Barbaren einen Weg in die Kaiserburg zu bahnen. Die Heere, die Theodosius dem furchtbaren Hirtenvolke entgegenstellte, erlagen in drei Schlachten der überlegenen Kraft und Menge der Feinde. Die waffenfähige Mannschaft, so viele davon den Lanzen und Pfeilen entrannen, wurde in die Reihen der Sieger aufgenommen, zahllose Römer von Rang, Bildung und Vermögen wurden über die Donau in Gefangenschaft weggeführt, um entweder gegen hohes Lösegeld zurückgegeben zu werden, oder den Barbaren mit ihren Künsten und Fertigkeiten zu dienen. Gefangene Frauen mußten den rohen Kriegern in die Zeltlager folgen. Siebenzig Städte sollen in diesem entsetzlichen Kriege beraubt, zerstört und entvölkert worden sein. Nur die Azimuntier, die Bewohner einer kleinen thrakischen Stadt, entgingen durch den entschlossenen Kriegsmuth der Bürgerschaft dem Verderben. Um den armen Ueberrest der Provinz zu retten, willigte Theodosius in einen Friedensvertrag, durch welchen er dem Hunnenkönig das südliche Uferland der Donau von Singidunum bis Naissus zum Besitze und zur Weide für die Heerden überließ, sich zu 447.
einem Jahreszins von 2100 Pfund Goldes nebst einer Entschädigungssumme für die Kriegskosten und zur Auslieferung aller Gefangenen und Ueberläufer ohne Lösegeld verpflichtete. Und so erschöpft war der Staatsschatz durch die Verschwendung und gewissenlose Verwaltung, daß zur Beitreibung der Summe den Gliedern des Senatorenstandes eine besondere Kopfsteuer aufgelegt werden mußte. Die Ausführung dieses Vertrages, insonderheit die mangelhafte Auslieferung der Ueberläufer, gab Veranlassung zu mehreren Gesandtschaften zwischen den beiden Höfen, wobei Theodosius manchen Uebermuth schweigend hinnehmen mußte.

Bei einer solchen kaiserlichen Gesandtschaft befand sich der Redner Priscus, dessen Attila's Hoflager nach Priscus.
noch vorhandener Bericht ein getreues Bild von dem Hoflager, von den Sitten und
von dem häuslichen Leben des Hunnenkönigs liefert. Das weite Dorf, in dessen Mitte 448.

die hölzerne Residenz mit den zahlreichen Nebengebäuden für die Frauen und Dienerschaft errichtet war, lag in der weinreichen Gegend der heutigen Stadt Tokai und trug das Gepräge eines großen Heerlagers, aus dem es emporgewachsen war. Die Häuser waren von Holz und Lehm erbaut, nur das Bad, das ein römischer Architekt aufgeführt hatte, war von Stein. In dem Leben, wie es der Sophist beschreibt, zeigt sich eine eigenthümliche Mischung von asiatischer Sitte und Rohheit mit griechisch-römischen Genüssen, Einrichtungen und Gewohnheiten. Das königliche Hoflager war mit dem Luxus der Höfe von Constantinopel und Ravenna ausgestattet und die Häuser der Großen mit dem Raube der griechischen Städte geschmückt. Die Häuptlinge und Feldherren, die Hofbeamten und die zahlreichen Frauen des Königs wohnten in Prachtgemächern mit kostbaren Teppichen belegt; beim festlichen Mahle waren die Tische mit Schüsseln, Vasen und Bechern von Gold und Silber bedeckt; die Geschirre ihrer Pferde, ihre Schwerter, sogar ihre Schuhe waren mit Juwelen und Kostbarkeiten besetzt. Nur der König blieb der einfachen Sitte der Vorfahren getreu; er aß und trank aus hölzernen Schalen; seine Nahrung, seine Tracht und seine Bewaffnung waren die eines mongolischen Hirten. Ueberhaupt erscheint Attila nach der Schilderung des Griechen als ein außerordentlicher Mann, der mit der Wildheit und dem stolzen Selbstgefühl eines barbarischen Machthabers gegenüber der treulosen verweichlichten Römerwelt Ernst, Würde und Regentengröße kund giebt. „Einfach in seiner Art zu sein und zu leben und mäßig in seinen Genüssen, steht er weniger gefürchtet als geehrt in seiner Umgebung. Feierlich wird er von Frauen und Jungfrauen empfangen, freudig unter Lobgesängen begrüßt. Seinem Richterstuhle nahen sich mit Vertrauen die streitenden Parteien und empfangen aus seinem Munde den Schiedsspruch der Billigkeit. Die Freude seines Hofes nicht störend, hat er seine Seele großen Gedanken zugekehrt. Seine Anwesenheit erhält den Anstand und die Würde der Gesellschaft. Selbst Scherz und Possen mißgönnt er den Seinigen nicht; aber er sorgt dafür, daß in der Lust des Gelages die Thaten der Vorfahren durch Gesang und Saitenspiel in das Gedächtniß zurückgerufen werden, damit den Alten eine freudige Erinnerung bleibe und die Jugend einen scharfen Sporn erhalte zur Nacheiferung der Väter. Seine Frauen leben freundlich und frei und beweisen sich gegen die Fremden in gesitteter Weise, unbefangen und gefällig. Seine älteren Söhne zeichnet er aus nach Gebühr und den Kleinsten liebkost er mit väterlicher Freude auf seinen Knien. Gegen die fremden Gesandten zeigt er Vorsicht und Mißtrauen und bemüht sich, ihnen die Macht seines Geistes und seiner Waffen fühlbar zu machen; aber die Gesetze des Völkerrechts werden geachtet und an zuvorkommender Artigkeit läßt er es nicht fehlen. Und wie hart er sein mag gegen den Ungehorsam seiner Untergebenen; selbst einem meuchelmörderischen Anschlag, der in Constantinopel wider sein Leben angesponnen ward, tritt er mit verachtender Großmuth entgegen." Chrysaphius nämlich, der vertraute Eunuche des Kaisers, suchte durch große Versprechungen den Heruler oder Rugier Edeko zur Ermordung des Oberkönigs zu verleiten. Attila, durch das reumüthige Geständniß des Verführten von dem Anschlag unterrichtet, schickte zwei angesehene Gesandte, Esla und Orestes, an den byzantinischen Hof, welche dem Kaiser des Ostens mit strengen Worten seine niederträchtige Denk- und Handlungsweise und seine tückische Arglist vorwarfen und Genugthuung verlangten. Doch begnügte sich Attila mit der demüthigen Abbitte und den reichen Geschenken, mit welchen der Herr des Morgenlandes durch eine glänzende Gesandtschaft den Zürnenden zu besänftigen suchte.

Pulcheria. († 453.) Marcian. 450—457.

Theodosius überlebte diese Schmach nicht lange. Er starb an den Folgen eines Sturzes vom Pferde. Seine Schwester Pulcheria, zur Kaiserin des Mor-

genlandes ausgerufen, ließ den boshaften und habgierigen Höfling Chrysaphius zur Freude des Volkes vor den Thoren der Stadt enthaupten und wählte dann trotz ihres Klostergelübdes unter dem Vorbehalt ehelicher Getrenntheit den **Marcianus**, einen bejahrten aber kräftigen und rechtschaffenen Senator, der seine militärische Tüchtigkeit in einem zwanzigjährigen ehrenvollen Kriegsdienst bewährt hatte, zum Gemahl und Mitregenten. Dieser gab dem Reiche die verlorne Ehre und Würde zurück. Als Attila's Gesandte mit Ungestüm auf Entrichtung der Jahrgelder drangen, empfingen sie von Marcian den kräftigen Bescheid, daß er für Freunde und Bundesgenossen Geschenke, für übermüthige Feinde aber Waffen und Truppen habe; und der Eifer, mit dem die Kriegsrüstung bei dem Heere und in den Festungen betrieben ward, gab Zeugniß von dem Ernste der Worte. Dieses Beispiel wirkte ermuthigend auf den Hof von Ravenna zurück, wo die Botschafter des Hunnenkönigs mit gleichem Uebermuth auftraten.

28. Juli 450. 25. Aug.

Attila und Aëtius.

Von dem abendländischen Reiche glaubten die Hunnen noch größere Beweise der Unterwürfigkeit und Hinneigung erwarten zu dürfen, als von dem byzantinischen. War doch Aëtius, der als Hülfe flehender Flüchtling in ihrem Lager Aufnahme gefunden und von ihren Heeren nach Italien zurückgeführt worden war, seitdem als Oberbefehlshaber der gesammten abendländischen Kriegsmacht, als Consul und Patricius der eigentliche Lenker des Staats, während Valentinian an den Ueppigkeiten und Genüssen des Lebens sich ergötzte. Aber in der Seele des Aëtius war Ehrgeiz und Ruhmbegierde mächtiger als Dankbarkeit. Ein Mann von hochfliegendem Geiste und schönem kraftvollen Körper verband er Muth und kühnen Unternehmungssinn mit der Gewandtheit und Stärke eines Ritters und mit der Ausdauer und Abhärtung eines Soldaten. Im Reiten, Pfeilschießen und Speerwerfen kam ihm Niemand gleich. Aber erfüllt von mächtiger Herrschsucht und Ruhmgier vermochte er keinen Rivalen und keinen Herrn zu ertragen. Mit derselben Feindschaft, welcher Bonifacius als Opfer gefallen, verfolgte er dessen Schwiegersohn, den rechtschaffenen **Sebastianus**, der sich endlich vor seinen Nachstellungen zu den Vandalen flüchtete; und wenn er aus Klugheit dem Enkel des Theodosius den leeren Schimmer des Purpurs gönnte, so geschah es in dem Bewußtsein, den elenden Lüstling nach seinem Willen zu lenken und ungehemmt von Hofrücksichten die Rolle eines Kriegshelden im Geiste eines altrömischen Imperators um so erfolgreicher durchführen zu können. Während der Jahre, da Attila die illyrischen Provinzen verwüstete und den Theodosius durch demüthigende Gesandtschaften und Unterhandlungen entehrte, hatte der Oberfeldherr die Besitzungen, die den Römern in Gallien noch geblieben waren, durch Waffengewalt und Verträge gesichert: er hatte die Burgunder unter ihrem König Gundicar in zwei Heerfahrten gedemüthigt und durch Friedensverträge an Rom geknüpft; er hatte mit Beihülfe der Alemannen die unabhängigen

433. 435. 435. 436.

Bewohner Aremoricas und das aufrührerische Landvolk, das durch den Druck
römischer Beamten in Verzweiflung gesetzt unter dem alten Namen „Bagau-
437. den“ raubend umherzog, wenn auch nicht ganz überwunden, doch gezüchtigt;
440. er hatte die in Gallien zurückgebliebenen Alanen in der Gegend von Valence
angesiedelt und sich dadurch in dem Reitervolk eine ergebene Hülfsschaar ge-
437. schaffen; er hatte die Westgothen nach der fruchtlosen Belagerung der römischen
439. Provinzstadt Narbo und nach ihrem Siege bei Toulouse über Litorius, des
Aëtius Unterfeldherrn, für ehrenhaften Frieden gewonnen und mit ihrem König
Theodorich Freundschaft geschlossen; er hatte die Franken unter ihrem König
Clodio am Ufer der Somme unerwartet bei einem Hochzeitsfeste überfallen und
435. 412. geschlagen und die Vandalen durch Rechtsverträge zu friedlichem Verhalten ge-
bracht; als das feindselige und anmaßende Auftreten Attila's ihm Gelegenheit
bot, als Retter des bedrohten Abendlandes gegen die überwältigende Macht
der mongolischen Barbarenwelt aufzutreten und mit dem Neffen seines Wohl-
thäters, dessen Lagergenosse er einst in den Gezelten der Hunnen gewesen und
mit dem er bisher die freundschaftlichen Beziehungen geflissentlich mit großem
Eifer unterhalten hatte, seine Kräfte zu messen.

Attila beschließt den Einfall in Gallien. 450.

Als Marcian den hunnischen Gesandten den strengen Bescheid gab erwog Attila in seiner Seele, ob er seine Waffen abermals gegen das Morgenland kehren oder die Provinzen des westlichen Reiches mit einem Eroberungskrieg heimsuchen sollte. Die Zurückweisung seiner Bewerbung um Honoria und seiner Ansprüche auf einen Theil des Reiches als Mitgift, das Hülfegesuch eines flüchtigen Frankenfürsten und die aufreizenden, von Geschenken und Versprechungen begleiteten Reden der Gesandten Genserich's, welcher von dem Bunde des schwerbeleidigten Westgothenkönigs mit Aëtius Gefahr fürchtete, bestimmten den Hunnenkönig, seinen Feldzug nach den Ufern des Rheines zu richten, nachdem sein listiger Versuch, die Römer und Westgothen zu entzweien, gescheitert war.

Honoria.

1. Der Einfall Attila's in Gallien wird von der romantischen Sage an das Schicksal der kaiserlichen Schwester Honoria geknüpft. Damit nicht ihre Vermählung dem Staate irgend welche Gefahr bringen möchte, sollte die Fürstin ihr Leben in ewiger Jungfrauschaft zubringen. Aber die jugendliche Honoria, durch den Rang einer „Augusta“ wenig befriedigt, warf sich in die Arme ihres Kämmerers Eugenius und mußte ihre Schuld durch klösterliche Abgeschiedenheit in Constantinopel büßen. Ergrimmt über diese Lage und erfüllt von Durst nach Rache übersandte Honoria durch einen treuen Eunuchen dem Hunnenkönig einen Ring und beschwor ihn, sie als seine rechtmäßige Gattin, die ihm insgeheim verlobt worden, zu begehren. Attila willfahrte ihrem Verlangen nicht sogleich. Erst „als seine Liebe durch die stärkeren Leidenschaften des Ehrgeizes und der Habsucht geweckt wurde“, ließ er durch eine Gesandtschaft seine Ansprüche dem Hof von Ravenna kund machen, erhielt aber eine bestimmte Weigerung. Honoria wurde von Constantinopel zurückgebracht, zum Schein mit einem unbedeutenden Höfling vermählt und dann auf ewig in ein Gefängniß eingeschlossen.

Die Frankenfürsten.

2. Als Clodio, der langhaarige Heerkönig der Franken, nach zwanzigjähriger

Herrschaft starb, wurde sein Königreich, das vom Niederrhein bis zur Somme reichte und die Städte Köln und Trier umfaßte, durch die Zwietracht und Ehrsucht seiner beiden Söhne zerrissen. Während der jüngere, Meroveus, Beherrscher der westlichen (salischen) Franken, nach Italien eilte und als Valentinian's Bundesgenosse mit glänzenden Geschenken und mit der Versicherung von Freundschaft und Hülfe zurückkehrte, schloß der ältere, dem die östlichen (ripuarischen) Franken gehorchten, ein Bündniß mit Attila und rief den Beistand der Hunnen an.

3. Nach dem Siege bei Toulouse, bei welchem der tapfere aber unbesonnene Litorius in Gefangenschaft gerieth, verblieben die Westgothen im ungestörten Besitze Aquitaniens. Die sechs blühenden Söhne, die Theodorich's Thron umstanden, vereinigten mit der Waffenübung die römische Rechtsgelehrsamkeit und rhetorische Bildung, die sie auf den Schulen Galliens erworben, und seine zwei Töchter waren an die ältesten Söhne der Könige der Sueben und Vandalen vermählt. Aber diese verursachten dem Vaterherzen großes Leid. Die erste beweinte einen Gemahl, den der eigene Bruder getödtet; die letztere, von dem mißtrauischen Genserich eines Anschlags auf sein Leben beschuldigt, wurde verstümmelt und entehrt nach Toulouse zurückgeschickt. Theodorich hätte ohne Zweifel im Bunde mit Aëtius an dem Vandalenkönig die häusliche Schmach gerächt, wäre es nicht diesem gelungen, die Hunnen zum Einfall in Gallien zu bewegen. Genserich und der Gothenkönig Theodorich.

Es war um die Mitte des fünften Jahrhunderts, daß Attila seine hölzerne Hofstadt in Pannonien verließ, um an der Spitze des gesammten Heerbannes der Hunnen und ihrer unterjochten oder verbündeten Hülfsvölker das weströmische Reich mit der Schärfe des Schwerts zu erobern. Mehr denn eine halbe Million rauher Krieger zogen verheerend über Noricum (Oesterreich), Vindelicien (Baiern) und Alemannien dem Rheine zu, die Streitmacht dieser Völker zum Anschluß zwingend. Bei der Mündung des Neckars setzten sie auf einer Schiffbrücke über den berühmten Grenzstrom und bereiteten dem burgundischen Reiche um Worms, nachdem König Gundicar (Gunther) mit dem Kern seines Dienstgefolges gefallen und die übrige waffenfähige Mannschaft in die Reihen der Sieger aufgenommen war, ein tragisches Ende, das noch Jahrhunderte lang in Liedern nachklang*). Denn wohin der Huf von Attila's Pferd trat, heißt es in einem alten Volksspruch, da wuchs kein Gras mehr. Sie zerstörten die Römerstädte am Rhein und in Gallien und trugen Mord, Raub und Verwüstung bis an die Loire. Die Bürger der offenen Flecken drängten sich in die Attila's gallische Heerfahrt. 450.

---

*) Daß das Burgundervolk und sein König Gundicar durch die Hunnen ihren Untergang gefunden, ist als historische Thatsache anzunehmen; ob aber auf diesem Zug oder bei einer früheren Gelegenheit, ist zweifelhaft. Waitz ist für die letztere Ansicht. „Im Jahre 437 (sagt er in den „Forschungen zur deutschen Geschichte") erlag der König Gundicar der Burgunder, der am linken Rheinufer herrschte (zu Worms), mit einem großen Theil seines Volks einem Angriff der Hunnen, wahrscheinlich solcher, die damals in Gallien umherzogen. Sechs Jahre später wurde der Rest des Volks nach der Landschaft Sabaudia verpflanzt. Hier herrschte Gundioch über sie (wohl zu Genf), der Ahnherr der späteren Könige, und von hier aus gelang ihnen bei der Auflösung des römischen Reichs die Ausdehnung ihrer Herrschaft über den Südosten Galliens."

Mauern der festen Städte; die Bewohner der Ebenen flüchteten sich in die Gebirge; die Waldungen bevölkerten sich mit Landleuten, die sich um die Höhlen der wilden Thiere stritten; die Anwohner der Meeresküste und der Flüsse brachten ihre Familien und ihre werthvollsten Güter in Fahrzeugen nach den geschützteren Orten. Wie viel auch die Legende von den Verdiensten der Heiligen um die gallischen Städte zu erzählen weiß, ihre Fürbitte und Wunderkraft war nicht wirksam genug, Trier, Arras, Metz u. a. O. vom Untergang zu retten. In der letzten Stadt wurden die Priester sammt den neugetauften Kindern an den Altären erschlagen und die blühende Stadt den Flammen übergeben, also daß nur eine einsame Kapelle den Platz bezeichnete, wo sie einst gestanden. Schon bedrohten die Hunnen, nachdem sie bei Auxerre (Antissiodurum) die Yonne überschritten, die Mauern von Orleans (Genabum), und die Stunde war nicht mehr fern, daß die Stadt trotz ihres heldenmüthigen, von dem Bischof Anianus unterstützten Widerstandes dem Hunger und den Stürmen der Feinde erliegen mußte, als das buntgemischte Römerheer unter Aëtius, und die Gothen unter der Führung ihres bejahrten Königs Theodorich und seiner tapfern Söhne sich der bedrängten Stadt näherten. Es war endlich dem unternehmenden Oberfeldherrn, der nur ein kleines Heer kampfscheuer Römer über die Alpen zu führen hatte, gelungen, die von Attila gesponnenen Netze schlauer Staatskunst zu zerreißen und die säumigen Westgothen durch die Darlegung der gemeinsamen Noth und Gefahr zum Waffengang fortzureißen (S. 666). Bei ihrer Annäherung hob Attila die Belagerung auf und zog sich über die Seine und Marne zurück. Die Römer und Gothen folgten ihm, verstärkt durch den Anschluß beträchtlicher Heerhaufen der Burgunder, der Franken von der Partei des Meroveus (Merwich), der Lenzer, eines Alemannenstammes am nördlichen Ufer des Bodensees seßhaft, der Aremoriker, Sachsen, Sarmaten (Alanen) und der Ibrionen (Breunen), einer Völkerschaft in Rhätien (Tyrol).

Die Hunnenschlacht in der catalaunischen Ebene. 451.

Der Hunnenkönig erwartete sie in der breiten catalaunischen Ebene an der Spitze seines unermeßlichen Heeres, in welchem neben den Hunnen, Bastarnern, Sciren die germanischen Schaaren derselben oder verwandter Stämme, die Ostgothen nebst den Gepiden, Herulern, Rugiern, die Alemannen, ein Theil der Franken und Burgunder, Thüringer u. A. aufgestellt waren. Im Felde von Chalons an der Marne trafen die Heermassen auf einander; und hier ereignete sich die mörderische Völkerschlacht, durch die nach langem unentschiedenem Kampfe dem Siegeslauf des Hunnenkönigs ein Ziel gesetzt ward.

Attila selbst stand mit seinen Hunnen im Mitteltreffen; die Flügel links und rechts nahmen die germanischen und keltischen Hülfsvölker ein. Den Hunnen gegenüber war der Alanenkönig Sangiban mit seiner Mannschaft aufgestellt, ein Fürst von zweifelhafter Treue, der schon vor Orleans mit Attila verrätherische Verbindungen angeknüpft hatte; daher ihm Aëtius diesen Posten anwies, um seine Bewegungen genau

beobachten zu können; auf dem rechten Flügel stand Theodorich mit dem Kern seines Heeres den stammverwandten Ostgothen und Gepiden gegenüber, den linken befehligte Aëtius mit seinen Römern.

Nachdem die Führer durch kräftige Anreden die Kampflust der Streiter angefeuert, gab Attila das Zeichen zur Schlacht. Die Hunnen durchbrachen schnell das feindliche Mitteltreffen der zweideutigen Alanen und richteten dann ihre ganze Macht auf die Westgothen. Theodorich ritt längs den Reihen dahin, den Muth seiner Streiter anfeuernd; da empfing er von der Lanze eines edlen Ostgothen die Todeswunde; er stürzte vom Pferde und wurde unter den Hufen seiner eigenen Reiterei zertreten. Aber sein tapferer Sohn Thorismund, der eine günstig gelegene Höhe besetzt hatte, stürzte herbei und rächte, indem er die Ordnung rasch herstellte und die von Wuth entflammten Schaaren wider das vorausgeschrittene und entblößte Mitteltreffen der Hunnen führte, den Tod des Vaters durch den Sieg über die Feinde. Attila, der mit Heldenmuth in der Mitte seiner Streiter kämpfte, zog sich bei heranbrechender Nacht zurück, den Kampfplatz den Gegnern überlassend. Aber hinter seiner festen Wagenburg trotzte er „wie ein von Jägern bedrängter Löwe", den vereinten Angriffen des Aëtius und Thorismund, die sich in der Dunkelheit zusammengefunden und einen Sturm auf sein Lager versuchten. Er hatte die Sättel gefallener Pferde zu einem Hügel aufschichten lassen, in der Absicht denselben anzuzünden und in den Flammen seinen Tod zu suchen, wenn seine Verschanzungen erstürmt würden. Der Sturz des kühnen Thorismund vom Pferde rettete die Hunnen vor einer gänzlichen Niederlage. Die Westgothen zogen mit dem tapfern Königssohn, den sie auf dem Schlachtfelde zum Nachfolger des Vaters ausriefen und auf den Schild hoben, in ihr Lager zurück. Dann zogen sie den Leichnam des gefallenen Heldenkönigs unter den Haufen der Todten hervor und bestatteten ihn im Angesichte des Feindes unter heißen Thränen und stolzen Siegesliedern feierlich auf dem Felde seines Ruhmes. Thorismund wollte sich durch einen neuen Sturm auf Attila's Lager seiner Krone würdig zeigen; aber die trotzige Haltung der Hunnen und die Vorsicht und Klugheit des römischen Kriegsherrn, welcher befürchtete, daß nach Vernichtung der Hunnen die Republik durch den Stolz und die Macht des Gothenvolks erdrückt werden möchte, verhinderte das Vorhaben. Der römische Feldherr bewog den König durch die Warnung vor heimischen Unruhen von Seiten seiner Brüder, die sich in seiner Abwesenheit der Schätze und des Thrones von Tolosa bemächtigen könnten, zum Rückzug und verließ dann gleichfalls die Wahlstatt. So endigte die große Völkerschlacht auf der catalaunischen Ebene. 162,000 Leichen, weitaus die Mehrzahl aus dem Heere der Hunnen, sollen das weite Feld bedeckt haben, und der lange erhaltene Volksglaube, daß die Geister der Erschlagenen, unversöhnt durch den Tod, noch drei Tage lang in den Lüften fortgekämpft, zeugt von der Erbitterung und Kampfwuth der rauhen Kriegsschaaren und von

Thorismund der Westgothenkönig. 451—453.

dem mächtigen Eindruck, den die gewaltige Völkerschlacht in der Phantasie der Menschen hinterließ. Geschwächt durch den großen Verlust und von den Franken, die ringsum zahlreiche Wachfeuer anzündeten, in dem Glauben erhalten, daß das gesammte Heer in der Nähe lauere, beschloß auch Attila den Abzug. Unter Raub und wilder Verwüstung kehrte das hunnische Bundesheer über den Rhein nach Pannonien zurück. Die Grausamkeit, mit der die Thüringer bei dieser Gelegenheit die Gefangenen und Geiseln der Franken mißhandelten, erzeugte einen Volkshaß, der noch achtzig Jahre später dem Sohne Chlodwig's zur Rechtfertigung eines verheerenden Rachezugs diente.

Attila in Oberitalien. 452. Die Schlacht bei Chalons hatte Attila's Macht und Eroberungssinn keineswegs gebrochen. Aufs Neue begehrte er die Hand der Honoria mit ihrem väterlichen Erbe und brach, als sie ihm abermals verweigert wurde, schon im nächsten Frühjahr durch die unbewachten Pässe der julischen Alpen in Ober-Italien ein. Aquileja, die volkreiche und blühende Seestadt, widerstand durch die Festigkeit ihrer Mauern und Lage und durch die Tapferkeit der gothischen Besatzung lange den Angriffen der Feinde und der Wucht ihrer mächtigen Belagerungswerkzeuge, bis endlich ein verzweifelter Sturm, verstärkt durch Aberglauben, den Untergang herbeiführte. Die unglücklichen Einwohner, so viele dem Schwert der Barbaren entrannen, retteten sich auf die Felsen und Sandinseln der nahen Lagunen, da wo in der Folge das stolze Venedig aus dürftigen Anfängen emporwuchs. Aquileja aber wurde bis auf den Grund zerstört, so daß hundert Jahre später kaum mehr eine Spur von der reichen und blühenden „Wasserstadt" sichtbar war. Durch die Beute mehr angereizt als befriedigt verwandelte darauf der Hunnenkönig die unfern der Küste gelegenen Städte Concordia, Altinum, Patavium in Ruinenhaufen, gab die Binnenstädte Vicenza, Verona, Bergamo der Raubsucht und Grausamkeit seines wilden Barbarenheeres preis und zog siegreich in Mailand und Pavia ein, deren Einwohner gern mit ihren Schätzen die Erhaltung ihrer Stadt und ihres Lebens erkauften. Die ganze Po-Ebene wurde mit Raub, Mord und Brand erfüllt. Aëtius, von den gallischen Hülfsvölkern wie von dem byzantinischen Hofe verlassen, vermochte den mächtigen Hunnenkönig nicht im Felde zu bestehen; er mußte sich begnügen, seinen militärischen Bewegungen möglichst viele Hindernisse in den Weg zu legen. Valentinian hielt sich in seiner festen Hauptstadt nicht sicher; er eilte nach Rom in der geheimen Absicht, wenn das Barbarenheer näher rückte, Italien zu verlassen.

Attila's Ausgang. 453. Schon traf Attila Anstalten von den schönen Fluren des Gardasees und Minciostromes, wo er sein Feldlager aufgeschlagen, seine streitbaren Kriegsvölker gegen die ewige Stadt zu führen, als es einer Gesandtschaft, an deren Spitze der römische Bischof Leo der Große und der gewandte und beredte Senator Avienus standen, gelang, den furchtbaren Machthaber des Hunnenreichs durch die würdevolle Haltung, durch Bitten und Vorstellungen und durch ein unermeßliches Lösegeld zu einem Friedensabschluß mit Valentinian und zum

Rückzug zu bewegen. Eine pestartige Krankheit unter den skythischen Hirtenschaaren, die Folge ungewohnter Genüsse und üppigen Lebens im reichen Süden, und die kriegerischen Rüstungen des von dem kräftigen Marcianus geleiteten Ostens mochten dem klugen Beherrscher der barbarischen Heerschaaren ein längeres Verweilen in der Ferne als bedenklich erscheinen lassen. Das Gefühl der Freude und Dankbarkeit bei der unerwarteten Rettung war so mächtig, daß der fromme Glaube den Abzug des „Verwüsters von Italien" der himmlischen Erscheinung des Apostel Petrus zuschrieb, der seinem Nachfolger mit drohendem Schwerte zur Seite gestanden. Bald nach der Rückkehr starb der große Eroberer 453.
plötzlich in seinem pannonischen Standlager. Am Abend nach seinem glänzenden Beilager mit der schönen Burgunderin Ildico hatte er sich in das Brautgemach begeben. Als er am nächsten Morgen nicht zum Vorschein kam, drangen einige seiner Vertrauten in das Zimmer. Da fanden sie die bebende Braut neben dem Lager sitzen, das Antlitz in ihren Schleier gehüllt, und den Weltbezwinger als Leiche. Entweder war ihm eine Ader geborsten oder die Burgunderin hatte, ihr Volk zu rächen, den Gewaltherrscher im Schlaf gemordet. Der todte Völkerfürst wurde inmitten der Ebene feierlich ausgestellt, und die auserlesenen Schaaren der Hunnen umkreisten die Bahre und sangen den Leichengesang zum Andenken des Helden, „so ruhmreich im Leben, unbezwinglich im Tode, ein Vater seines Volkes, die Geißel seiner Feinde, der Schrecken des Erdballs". Unter lauten Trauerklagen, wobei die Heerführer einen Theil ihres Hauptharres abschnitten und ihr Angesicht mit Wunden entstellten, wurden die theueren Reste, in drei Särge von Gold, von Silber und von Eisen eingeschlossen, mit unendlichen Schätzen, dem Raube der Nationen, in stiller Mitternacht in die Erde gesenkt, und die Gefangenen, welche den Boden geöffnet hatten, niedergestoßen, damit seine Ruhestätte nicht gestört würde. Dann feierten die Hunnen um das frische Grab ihres Oberhaupts ein schwelgerisches Leichenmahl. „Wie eine Feuerkugel zuweilen vom nächtlichen Himmel herabschießt, die mit ihrem Glanze die Sterne überstrahlt und weithin das Dunkel erhellt, wie dann aber plötzlich ihr strahlender Schein erlischt und keine Spur der Erscheinung zurückbleibt, nur daß die Menschen noch lange staunen und davon sagen: so sank Attila's Macht plötzlich in das Nichts zurück und keine Spur blieb davon auf Erden; aber in Lied und Sage klang sein Name durch die Zeiten fort, und in den Jahrbüchern der Römer wie in unsern deutschen Heldenliedern lebt sein Ruf bis auf den heutigen Tag." In der Nacht, da Attila verschied, sah Marcian im Traum den Bogen des Gewaltigen entzweibrechen, ein Beweis, „wie selten das Bild dieses furchtbaren Barbaren der Seele eines römischen Kaisers fern war".

Attila's Tod hemmte die Entwickelung des hunnisch-mongolischen Weltreichs. Die kühnen Häuptlinge der unterworfenen Stämme und die zahlreichen Söhne des Großfürsten stritten sich um das Erbe und weigerten sich einen Höheren anzuerkennen. Die Gepiden unter dem kühnen Ardarich, die Ostgothen Auflösung des Hunnenreichs.

unter der Anführung von drei tapfern Brüdern (Walamer, Theodemer, Widemer), erhoben die Waffen zur Vertheidigung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit.
454. Am Flusse Netad in Pannonien ereignete sich die blutige Entscheidungsschlacht, in welcher Attila's ältester und kräftigster Sohn Ellak im tapfern Kampfe seinen Tod fand, und die germanischen und skythischen Völker, die unter dem Banner des Hunnenherrschers vereinigt gewesen, ihre Selbständigkeit erstritten.

Das alte Dacien von den Karpathen bis ans schwarze Meer mit Attila's Feldlager wurde die Beute der Gepiden; die pannonischen Eroberungen von Wien bis Sirmium kamen in die Gewalt der Ostgothen, an deren Westseite die Rugier, Heruler, Sciren, Turcilinger ihre Wohnsitze aufschlugen. Nordwestlich von den Gepiden wohnten die Langobarden (in Mähren und Schlesien) unter eigenen Königen, aber in einem Verhältniß der Unterordnung unter das mächtigere Nachbarvolk. Ellak's Bruder, der ungestüme Dengisich, behauptete sich noch einige Zeit an den Ufern der Donau, bis er von der Menge der Feinde bedrängt und in seiner Wagenburg eingeschlossen einen verzweifelten Angriff auf das morgenländische Reich wagte, der ihm Niederlage und Tod brachte. Sein Haupt, in der Rennbahn zu Constantinopel öffentlich ausgestellt, bot dem Volke einen angenehmen Anblick. Mit dem Reste der hunnischen Horden zog sich Attila's jüngster Sohn Irnak, einst des Vaters Liebling, in die Steppen an der Wolga zurück, wo sie sich unter anderen Nomadenstämmen, Bulgaren, Avaren, Chazaren, verloren.

3. Untergang des weströmischen Reiches.

Ausgang des Aëtius und Valentinian. Das römische Reich zog aus der Niederlage des mächtigen Feindes keinen Gewinn, es ging unrettbar seinem Untergang entgegen. Valentinian, seit dem Tode seiner Mutter Placidia (27. Nov. 450) dem Einfluß des boshaften und
454. neidischen Eunuchen Heraclius hingegeben, tödtete mit eigener Hand bei einer heftigen Unterredung im Palaste den tapfern Aëtius, die letzte Säule der Republik, aus Furcht vor der Größe und Macht des Mannes und aus Aerger über dessen Freimuth und anmaßendes Auftreten. Die Freunde und Anhänger des stolzen und übermüthigen Patricius theilten dessen Schicksal. Der Kaiser handelte, nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen, wie ein Mann, der seine rechte Hand mit seiner linken abhaut. Bald darauf lockte der wollüstige Valentinian die schöne und sittsame Gemahlin des Petronius Maximus, eines reichen und angesehenen Senators aus dem Geschlechte der Anicier, durch List und falsche Vorspiegelungen in den Kaiserpalast zu Rom und verletzte gewissenlos das Gesetz der Ehre und Gastfreundschaft. Der beleidigte Gatte, empört über die häusliche Schmach, gewann zwei Diener und Anhänger des Aëtius, die sich sehnten den Tod ihres Gebieters an den Urhebern zu rächen. Bald darauf, als Valentinian den Uebungen der Truppen auf dem Marsfelde zuschaute,
16. März 455. stürzten die Verschwornen mit entblößten Waffen auf ihn zu und ermor-

deten den Kaiser und seinen Günstling vor den Augen des zahlreichen Gefolges, ohne Widerstand zu finden. Dies war das Ende Valentinian's III., des letzten unwürdigen Kaisers aus dem Hause des Theodosius, eines Fürsten von gemeinen Leidenschaften und ohne alle Tugenden. Selbst den frommen Christen, so sehr sie auch seine Rechtgläubigkeit und seine Hingebung an den römischen Stuhl priesen, gab er nicht selten Aergerniß durch seinen Hang für die Künste der Zauberei und Wahrsagung.

Petronius Maximus wurde durch den einstimmigen Ruf des Senats und Volkes als Kaiser begrüßt. Aber der Tag seiner Thronbesteigung war der letzte Tag seines Glücks. Früher ein Mann von beneidenswerther Lage, reich, geehrt und wegen seiner Geistesbildung und ehrbaren Sitten von vielen Freunden umgeben, tauschte er das glückliche Privatleben gegen eine Herrschaft aus, die ihm Angst, Sorgen und Beschwerden und nach kurzem Besitz ein blutiges Ende brachte. Seine Gattin war bald nach ihrer Mißhandlung gestorben. Nun strebte Maximus, sei es aus Ehrsucht oder Rachgier, nach der Hand der kaiserlichen Wittwe Eudoxia. Diese aber, im stolzen Bewußtsein ihrer hohen Geburt, verabscheute den Ehebund mit einem Manne, den sie als Urheber der Ermordung ihres Gatten zuerst ahnte, dann durch sein eigenes Geständniß sicher erkannte, und entschloß sich, wie erzählt wird, die Vandalen zum Werkzeug ihrer Rache herbeizurufen. Genserich, der die Verwirrung des Römerreichs während des Hunnenkrieges zur Ausdehnung seiner Herrschaft über die schöne und fruchtbare Nordküste Afrikas von Tanger bis Tripolis und zu Raub- und Eroberungszügen nach Sicilien, Sardinien und den Balearen benutzt und Italien durch Zurückhaltung der Getreidezufuhren hart bedrängt hatte, folgte mit Freuden dem Ruf, der ihn in Stand setzte, seine Raubfahrt mit den gleißenden Namen von Ehre, Mitleid und Beschützung der Schwachen zu umhüllen. Er landete mit einem starken Geschwader an der Mündung des Tiber und zog, während Maximus auf der Flucht durch die Straßen Roms von der wüthenden Menge im Getümmel erschlagen und sein blutiger Körper den Wellen preisgegeben ward, von der Hafenstadt Ostia ohne Hinderniß vor die Thore der hülflosen Weltstadt. Die Bitten des Bischofs Leo, der an der Spitze der Geistlichkeit den Barbaren entgegenging, machten auf Genserich nicht denselben Eindruck wie auf den Hunnenkönig. Zwar versprach der Vandale Schonung der Kirchen, der Wohngebäude und der wehrlosen Einwohner; dagegen gestattete er seinen wilden Kriegern eine vierzehntägige Plünderung. Während der 45 Jahre, die seit dem Gothensturm verflossen waren, hatte sich Rom wieder erholt und unter den Wirkungen eines Friedens und eines Steuernachlasses neuen Wohlstand erlangt. Aber Alles, was von den alten Schätzen noch gerettet worden war, oder was die reichen Familien von ihren Landgütern oder fernen Besitzungen wieder eingeführt hatten, wurde nun die Beute der vandalischen und alanischen Raubschaaren. Die Wuth, mit der die Barbaren die unschätz-

Petronius Maximus. 455.

Eudoxia.

Die Vandalen in Rom.

12. Juni 455.

15.–29. Juni.

baren Meisterwerke des Alterthums raubten oder zerschlugen, hat sich dem Gedächtniß der Menschen so tief eingeprägt, daß der Ausdruck „Vandalismus“ seitdem als Bezeichnung roher Verstümmelung von Erzeugnissen der Kunst und des Schönheitssinnes unter den Thaten des Frevels sich erhalten hat. Die ehernen Standbilder der Götter und Helden, die vergoldeten Ziegeln vom Dache des capitolinischen Prachtgebäudes, die heiligen Geräthschaften und Gefäße, die einst die römischen Sieger aus dem Tempel von Jerusalem als werthvolle Triumphstücke in die ewige Stadt entführt, der reiche Schmuck der christlichen Kirchen, die Verzierungen und der prachtvolle Hausrath von Gold und Silber, welche der Luxus der Großen in den Palästen aufgehäuft, alles Schöne und Köstliche wurde von den räuberischen Händen der Vandalen auf die Schiffe getragen. Und nicht zufrieden mit dem todten Raub, schleppte Genserich auch viele tausend edle Römer jedes Geschlechtes und Alters, unter ihnen die Kaiserin Eudoxia, die ihrem Befreier in reichem Juwelenglanz entgegengezogen war, und ihre beiden Töchter Eudoxia und Placidia, die letzten Nachkommen des großen Theodosius, auf die Flotte und kehrte dann, schwer beladen mit Beute, Schätzen und Gefangenen nach Afrikas Küste in seine glanzgefüllte Hauptstadt zurück. Dort fanden die Unglücklichen Tröstung und Schutz bei dem Bischof Deogratias von Karthago, der die goldenen und silbernen Gefäße der Kirche veräußerte, um ihnen die Freiheit zu erkaufen oder die Leiden der Gefangenschaft zu mildern. Auch Neapel, Nola, Capua und andere Städte Campaniens fühlten „Karthagos Nemesis“. Aber auf das stumpfe und feige Geschlecht machte dieser ungeheuere Glückswechsel so wenig Eindruck, daß man bald nach dem Abzug der Vandalen, aller Vorstellungen Leo's ungeachtet, „die Freuden des Circus in voller Lust genoß und im verschollenen Volksglauben eine Abwehr wider den äußeren Feind suchte“.

Avitus. 455—456. Genserich hatte den ohnmächtigen Thron seinem Schicksale überlassen. Aber Rom besaß nicht mehr die Kraft für sich selbst zu sorgen, es gerieth mehr und mehr in Abhängigkeit von anderen Mächten. Bald erhielt es seine Herrscher von Gallien, wo die Westgothen das entscheidende Wort führten, bald von dem byzantinischen Hof, wo man die Autorität über Italien als legitime Erbschaft in Anspruch nahm. Um die Zeit des Vandaleneinfalls lebte auf einem prachtvollen Landgut in der Nähe von Clermont ein gallischer Edelmann, Flavius Avitus, aus dem Stamme der Arverner, gleich ausgezeichnet in den Studien der Literatur und Rechtswissenschaft, wie in den Waffen, und von Valentinian und Maximus wegen seiner Verdienste sowohl im Felde als in den Künsten der Unterhandlung mit Würden und Ehren belohnt. Mag auch sein Lobredner Sidonius Apollinaris die Vorzüge und Tugenden seines Schwiegervaters mit allzuglänzenden Farben dargestellt haben, so bleibt es doch eine Thatsache, das sich Avitus durch seinen Charakter und treffliche Eigenschaften die Gunst und Gastfreundschaft des Gothenkönigs Theodorich II.

erworben, eines Fürsten, der seine blutige Thronbesteigung über der Leiche seines Theodorich II. der Westgothenkönig. 453—466.
ermordeten Bruders Thorismund (S. 669) durch den Glanz seiner Regierung bei seinem Volke in Vergessenheit brachte. Durch die entscheidende Fürsprache des Westgothenkönigs wurde Avitus auf einer Versammlung zu Arles zum Augustus ausgerufen und von Marcian wie vom römischen Senat und Volk, 10. Juli.
wenn auch mit einigem Widerstreben, in der hehren Würde anerkannt. 15. Aug. 455.

Aber dem neuen Kaiser brachte die Erhebung so wenig Glück als seinem Ricimer bis 472.
Vorgänger. Während sein Gönner Theodorich in seinem Namen die Sueben in Spanien bekriegte, ihren gefangenen König Rechiarius dem Tode weihte und dem mit großer Härte behandelten Volke das Joch der Knechtschaft auflegte, wurde Avitus von **Ricimer**, dem eben so tapfern und schlauen als grausamen und treulosen Oberfeldherrn der barbarischen Hülfsvölker Roms, der von väterlicher Seite ein Suebe, von mütterlicher ein Enkel des Westgothenkönigs Wallia, sich durch Vernichtung der vandalischen Flotte bei der Insel Korsika den Ehrennamen eines „Befreiers von Italien" erworben hatte, seines Purpurs beraubt und **Majorian**, ein tapferer Kriegsmann im goldgelben 16. Oct. 456.
Haarschmuck, von dem Prokopius sagt, daß er mild den Untergebenen und furchtbar den Feinden gewesen, an dessen Stelle erhoben. Avitus, von Ricimer 1. April 457.
zum Bischof von Placentia bestimmt, aber von dem ergrimmten Senate zum Tode verurtheilt, suchte sich durch heimliche Flucht zu retten, fand jedoch nur ein ehrenvolles Grab in der gallischen Heimath zu den Füßen seines Schutzheiligen Julianus.

Majorian bewährte auch als Kaiser die Tugenden, die Einsicht und den Majorian. 457—461.
Kriegsmuth, die ihm einst die Gunst, dann den Neid und die Ungnade des Aëtius zugezogen. Ist auch von seiner vierjährigen Regierung nur Weniges auf die Nachwelt gekommen, so geben die Gesetzesreformen, durch welche er den öffentlichen Wohlstand zu heben, die Rechtspflege zu verbessern und die Gemeindeverwaltung zu beleben bemüht war, so wie das Schreiben an den Senat, in dem er diesen Reichskörper aufforderte, gemeinschaftlich mit ihm die Wohl- 458.
fahrt der Nation zu befördern, ihn in seinem schwierigen Werke mit Rath und That zu unterstützen, Zeugniß, daß er die tiefen Schäden des Staates erkannt hatte und nur in den vereinigten Anstrengungen aller einsichtsvollen und vaterländischen Bürger einen Damm gegen den unvermeidlichen Ruin der Gesammtheit erblickte.

Indem Majorian eine allgemeine Amnestie ausschrieb, alle Steuerrückstände und Schulden an die Staatskasse erließ und den Erpressungen und Vexationen der Beamten und Einnehmer wehrte, suchte er den Muth der ermatteten Unterthanen zu beleben. Zugleich gebot er in den Provinzstädten die alte Municipalverwaltung wieder herzustellen und ermahnte die ehrbaren Bürger und Gemeinden, tugendhafte und fürsichtige Schirmvögte zu wählen, die Einsicht und Muth besäßen, ihre Rechte zu vertheidigen, ihre Beschwerden abzustellen, die Armen und Schwachen gegen Bedrückung und Unrecht zu schützen und den Augustus selbst von den Mißbräuchen in Kenntniß zu setzen,

die in seinem Namen und unter seiner Obmacht begangen wurden. Mit rühmlicher Sorgfalt überwachte er die alten Gebäude und die Denkmäler der Ahnen, die durch die Gleichgültigkeit und Selbstsucht des trägen und gesunkenen Geschlechts mehr gefährdet wurden als durch die Zerstörungswuth der Gothen und Vandalen. Bei schwerer Strafe wurde verboten, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Regierung und des Senates, die Werke des Alterthums abzutragen oder zu gemeinem Gebrauche zu verwenden. Auch für die Reinheit der Ehen und gegen die zunehmende Scheu vor der Verheirathung und der Begründung eines ehrbaren Hausstandes erließ der wackere Fürst wohlgemeinte aber wenig wirksame Gebote.

Seine Heerfahrt nach Spanien. 458–460. Mit nicht minderem Eifer war Majorian für die äußere Sicherheit des Reiches bedacht. An der Spitze eines beträchtlichen Heeres von einheimischen und barbarischen Streitern, welche letztere er aus den tapfersten Hülfsvölkern Attila's von der Niederdonau geworben, zog er selbst zu Fuße und in vollständiger Rüstung mitten im Winter über die Alpen nach Gallien, brachte den König Theodorich, nachdem er ihm bei Arles durch seine Waffen Achtung eingeflößt, zu einem Frieden und Bündniß, und drang dann über die Pyrenäen in Spanien ein, um einen mächtigen Streich wider die Vandalen zu führen, deren flüchtige Geschwader schon seit Jahren straflos die Küsten Italiens, Siciliens, Galliens und Spaniens mit Raubzügen heimgesucht und den Handel wie die Sicherheit und die friedlichen Geschäfte in den Seestädten gestört hatten. Die Tugenden und die kraftvolle Energie des Imperators flößten den Untergebenen Vertrauen, den Fremden Ehrfurcht ein. Die aufrührerischen Banden der Vagauden fügten sich den Geboten Roms und die Bewohner der Küstenländer und Seestädte wetteiferten in der Herstellung einer Flotte. In Kurzem konnte Majorian in dem geräumigen Hafen von Carthagena dreihundert Galeeren und kleinere Fahrzeuge sammeln; und wie sehr Genserich über diese kriegerischen Zurüstungen in Sorge war, bewiesen seine ernstlichen Friedensunterhandlungen. Bei dem tödtlichen Hasse, den die Bewohner Afrikas gegen die arianischen Freibeuter und insonderheit gegen den gewaltthätigen König, der sie in Armuth und Knechtschaft gestürzt, in ihrer racheerfüllten Seele hegten, mußte er von einer Landung die größte Gefahr fürchten. Majorian, voll Mißtrauen in die treulose Natur des Vandalen, zerschnitt die Unterhandlungen; aber so vorsichtig er die Schlingen der Arglist und des Trugs zu zerreißen suchte, der schlaue Piratenkönig fand dennoch Mittel und Wege die feilen und feigen Seelen einiger Unzufriedenen in des Kaisers Umgebung zum Verrath zu bewegen. Durch ihre geheimen Angaben geleitet, überraschte er die unbewachte Flotte in der Bucht von Carthagena und vernichtete, indem er einen großen Theil der zur Ueber-
460. fahrt bereiten Schiffe verbrannte, versenkte oder entführte, mit einem Schlage die Rüstungen von drei Jahren. Ein Friede, in welchem der Vandale versprach, keine weiteren Angriffe gegen Italien zu unternehmen, kann als Beweis gelten, daß Genserich auch noch den überwundenen Kaiser ehrte und fürchtete. Aber für die zahlreichen Widersacher, die dem Majorian wegen seiner

durchgreifenden Reformen grollten, war der Unfall eine willkommene Veranlassung, ihn durch Verrath und Mord aus dem Wege zu schaffen. Durch die Umtriebe Ricimer's, der dessen Tugenden achtete und haßte, wurde der römische Kaiser auf dem Rückzug von Spanien nach Rom unweit Tortosa durch eine Militärverschwörung seines Purpurs beraubt und ermordet. Das unscheinbare Grab, das seine irdischen Ueberreste deckte, blieb durch die Achtung und Dankbarkeit der nachfolgenden Geschlechter geheiligt. Trotz eines ernsten und gehaltenen Charakters war Majorian ein Freund des Witzes und einer heitern freimüthigen Unterhaltung. 7. Aug. 461.

Alle Gewalt lag nunmehr in den Händen Ricimer's. Da aber die Herrschaft eines Barbaren noch die letzten Reste des römischen Nationalgefühls zu entzünden drohte, so überließ er den Kaisertitel dem Schwächling **Libius Severus**, der in der Dunkelheit des Privatlebens verblieb, während der Suebe in seinem Namen nach Laune und Willkür schaltete und waltete; und so wenig Geltung hatte dieser Scheinkaiser, daß sein Tod kaum bemerkt wurde und Ricimer die Regierung zwei Jahre lang ohne alle Aenderung weiter führte, bis die schwierige Lage des Westreichs die Aufstellung eines neuen Kaisers rathsam erscheinen ließ. Libius Severus. 461–465. Aug. 465. Ricimer. 465–467.

Schon während dieser Jahre war die Herrschaft Roms auf Italien beschränkt, indem in Dalmatien der tapfere **Marcellinus**, des Aëtius heidnisch gesinnter Waffengefährte, der Muth und Tapferkeit mit Liebe zur Literatur und Bildung verband und in der alten Kunst der Wahrsagung bewandert war, und in Gallien, so weit es noch den Gesetzen Roms gehorchte, der wackere Oberbefehlshaber **Aegidius** unabhängig von dem Titular-Kaiser und seinem suebischen Machthaber operirten und die Grenzen ihrer Gebiete gegen die germanischen Feinde vertheidigten. Und solche Achtung wußte sich letzterer durch seine Tugenden und Tapferkeit zu erwerben, daß ihn die Franken auf einige Jahre zu ihrem König wählten. Er hemmte den Siegeslauf der Westgothen durch die Schlacht bei Orleans und wahrte die römische Ehre, bis ein ihm beigebrachtes Gift seinem thätigen Leben ein Ziel setzte (464). Marcellinus in Dalmatien. Aegidius in Gallien.

Diese Zerrissenheit des Reiches ließ der Vandalenkönig nicht unbenutzt. Dem Zufall und den Winden und Wellen seine flüchtigen Geschwader überlassend, damit sie an die Länder getrieben würden, „denen Gott zürne", verbreiteten sie durch ihre unerwarteten Landungen und Raubzüge Schrecken und Verheerung von den Säulen des Hercules bis an die Mündungen des Nil. Besonders waren die unbewachten Küsten der italischen und griechischen Halbinsel ihren Schlägen ausgesetzt. Der byzantinische Hof, wo nach dem Tode der „heiligen" Pulcheria (453) und ihres Namen-Gemahles Marcian (457) durch den Einfluß des mächtigen und reichen Patriciers Aspar der Feldherr **Leo** von Illyrien mit dem Purpur bekleidet worden war, erkaufte um beträchtliche Summen Friede und Sicherheit seiner Gestade und die Befreiung der gefangenen Kaiserin Eudoxia und ihrer jüngeren Tochter Placidia; die ältere hatte Genserich wider ihren Willen mit seinem Sohne Hunerich vermählt. Raubzüge der Vandalen. Leo I. in Constantinopel. 457–474.

Seit dem Vertrage Genserich's mit den Oströmern waren die unbeschützten Küsten der apenninischen Halbinsel das ausschließliche Ziel seiner wilden Raubfahrten. Ricimer, ein kriegskundiger Mann, der durch den Sieg bei Bergamo

über eingedrungene Alanenhaufen auf glänzende Weise den erworbenen Waffenruhm bewährte, war dennoch nicht vermögend mit den heimischen Streitkräften den durch Mauren, Numidier und afrikanische Römer verstärkten Vandalen und ihrem unternehmenden König, der sich für das strafende Werkzeug Gottes ansah, auf die Dauer zu widerstehen. Er wendete sich daher als Bittender nach Constantinopel und ließ sich die Erhebung des byzantinischen
Anthemius. 467—472. Patriciers **Anthemius**, der wegen seiner Verdienste und seiner Herkunft zum Eidam Marcian's und zu den höchsten Ehrenstellen erhoben worden war, zum Kaiser des Abendlandes gefallen. Der wachsende Uebermuth Genserich's, der im Namen seiner kaiserlichen Schwiegertochter Eudoxia sogar Ansprüche für sein eigenes Haus erhob, und die Ungnade Aspar's, der als Arianer stets zu Gunsten seiner Glaubensgenossen in Afrika gewirkt hatte, erleichterten das Bündniß zwischen den beiden Reichshälften zu gemeinsamer Heerfahrt gegen den Nationalfeind. Um das Band noch fester zu knüpfen, vermählte der neue Kaiser Anthemius seine schöne Tochter mit Ricimer. Bei dem glänzenden Hochzeitsfeste erschien der Dichter Sidonius als Abgeordneter der Arverner in Rom, um seine Glückwünsche zu den Füßen des hohen Paares niederzulegen und am
1. Jan. 468. nächsten Neujahrstag die Tugenden und den künftigen Sieg des Anthemius durch eine Lobrede in heroischem Versmaaße zu feiern. Das Amt eines Stadtpräfecten war sein Lohn, bis er zuletzt die Ehre eines Bischofs von Clermont (471) und eines Heiligen der weltlichen Würde vorzog. Anthemius aber gab troß seiner Rechtgläubigkeit und prunkenden Frömmigkeit den Frommen in Rom durch seine Milde und Nachsicht gegen Ketzer und Heiden manchen Anstoß, und troß der Strafreden des kirchlichen Oberhauptes wurde unter seiner Regierung das uralte „Wolfsfest" (Lupercalien), dessen Ursprung in die Anfänge der Stadt hinaufreichte (III, 39), mit den schlichten Späßen patriarchalischer Einfalt wie in den Tagen der Vorzeit begangen.

Der Seekrieg wider Genserich. 468. Kaiser Leo betrachtete Anthemius als seinen „geliebten Sohn, mit dem er das Regiment des Erdkreises getheilt habe" und nahm eine väterliche Obmacht in Anspruch. Das ganze Römerreich trat nun gegen den vandalischen Verwüster unter die Waffen. Während Marcellinus, mit Rom ausgesöhnt, die dalmatischen Schiffe auslaufen ließ und den räuberischen Feind von der Insel Sardinien vertrieb, und Heraklius, Statthalter von Aegypten, mit den Truppen jenes Landes, begleitet von Arabern zu Pferde und auf Kamelen durch die Wüste zog, um nach Bewältigung der Küstenstädte von Tripolis vor die Mauern von Karthago zu rücken, segelte eine Flotte von 1113 wohlbemannten Galeeren, auf deren Ausrüstung die ungeheure Summe von 130 Pfund Goldes verwendet worden, aus dem Hafen von Constantinopel der afrikanischen Küste zu. Zur Bestreitung des Aufwandes waren die Provinzen, die Städte und die Privatgüter des Kaisers mit schweren Abgaben bedrückt worden. Aber der Oberbefehl lag in den Händen des **Basiliskus**, eines unfähigen oder treulosen

Mannes, der für solche Ehre keine anderen Verdienste aufzuweisen hatte, als daß er der Bruder der Kaiserin Verina war, welche die vergangenen Fehler mit dem Schleier schwesterlicher Liebe verhüllt hatte. Der Anfang versprach den besten Erfolg. Die gewaltige Armada legte bei dem Vorgebirge Bona, etliche Meilen von Karthago ans Land. Anstatt aber mit der gesammten Streitmacht rasch auf die Hauptstadt loszurücken, ließ sich Basiliskus durch die Versicherungen Genserich's, daß er sich unterwerfen und Frieden halten wolle, täuschen und gewährte zur Aufstellung der Bedingungen einen Waffenstillstand von fünf Tagen. Diesen benutzte der schlaue und hinterlistige Vandale zu einem treulosen Ueberfall. Während in der Dunkelheit der Nacht eine Anzahl mit Brennstoff gefüllter Fahrzeuge die vorderste Reihe der dichtgedrängten Schiffe in Flammen setzte, machte Genserich von der anderen Seite einen unerwarteten Angriff. Bald herrschte die furchtbarste Verwirrung unter der römischen Schiffsmannschaft, und Feuer und Wasser forderten unzählige Opfer. In dieser Noth bewies nur der Unterbefehlshaber **Johannes** altrömischen Heldensinn. Als sein tapfer vertheidigtes Schiff von den Flammen fast gänzlich zerstört war, stürzte er sich mit voller Rüstung in die Wogen, die Aufforderung zu ehrenvoller Ergebung standhaft zurückweisend. Basiliskus dagegen floh, als die Hälfte der Flotte vernichtet war, mit dem Reste von dem Schauplatz des Schreckens und der Verwüstung und barg sein schuldvolles Haupt im Heiligthume der Sophienkirche, bis seine Schwester durch Thränen und Bitten bei dem entrüsteten Kaiser seine Begnadigung auswirkte. Das Volk beschuldigte ihn einer Verschwörung mit Aspar zur Schonung des Vandalenkönigs. Heraklius kehrte durch die Wüste zurück, und Marcellinus wurde auf Sicilien von einem seiner Hauptleute, vielleicht auf Anstiften Ricimer's, ermordet, der fähigste und furchtbarste unter Genserich's Gegnern.

Untergang der römischen Flotte.

Nun war der Seeräuberkönig von Neuem der Tyrann des Mittelmeeres und die Zuchtruthe der Inseln und Küstenländer, die er schonungsloser als je zuvor mit seinen Raubfahrten heimsuchte. Nicht zufrieden mit der Wiedereroberung von Sardinien und Tripolis, fügte er auch Sicilien seinen Besitzungen bei und schloß dann mit den Ostgothen an der Donau und mit den Westgothen in Südgallien ein Schutz- und Trutzbündniß, damit das morgenländische und abendländische Reich zu gleicher Zeit von drei Seiten angegriffen und sowohl durch die äußere Bedrängniß, als durch die innere Zerrüttung, Zwietracht und Schwäche dem sichern Untergange entgegengeführt würde. Gestärkt durch diesen Bund unternahmen die Westgothen, die schon unter Theodorich durch die Erwerbung der wichtigen Stadt Narbo und der Umgegend ihr Reich erweitert und abgerundet hatten (462), unter dem streitbaren König **Eurich**, dem Mörder und Nachfolger Theodorich's, Eroberungszüge in Gallien und Spanien. Im geheimen Einverständniß mit **Arvandus**, dem Präfecten des römischen Galliens, bekriegte Eurich den britischen Heerfürsten **Riothimus**, der vor

Vandalen und Gothen im Bund wider Rom.

Eurich der Westgothen-König. 466–484.

Er dehnt seine Herrschaft über Gallien aus.

den Angelsachsen flüchtend mit 12,000 Mann den Römern an die Loire zu Hülfe gezogen war, und nöthigte ihn durch den Sieg bei Bourges mit den
470. Trümmern seines Heeres bei den Burgundern, Roms treuen Bundesgenossen, Zuflucht zu suchen.

Arvandus und Seronatus.

Arvandus, der aus Uebermuth und Leichtsinn sich in hochverrätherische Umtriebe eingelassen und dem König Eurich in einem Schreiben den Rath gegeben hatte, Gallien nach dem natürlichen Völkerrecht zwischen den Westgothen und Burgundern zu theilen, wurde zur Verantwortung nach Rom geladen und auf die Anklage von vier gallischen Abgeordneten von dem Senate zum Tode verurtheilt, die Strafe jedoch auf Verwenden seines einflußreichen Freundes Sidonius in Landesverweisung umgewandelt.
469. Seronatus dagegen, ein anderer gallischer Oberbeamter, den der Dichter den „Catilina seines Jahrhunderts" nennt, der zur Befriedigung seiner ausschweifenden Laster und Habsucht den Westgothen das Arvernerland verrieth, erlitt den Tod durch die Hand des Nachrichters.

Bei dieser inneren Auflösung fiel es dem unternehmenden Westgothenkönig Eurich nicht gar schwer, alles Land von der Loire bis ans Mittelmeer, von der Rhone bis an die Pyrenäen mit Einschluß der Städte Arles und Marseille zu dem tolosanischen Reiche zu vereinigen. Da endlich auch Auvergne trotz der heldenmüthigen Gegenwehr des Ecdicius (Decius) von Clermont,
474. des hochherzigen Sohnes des früheren Kaisers Avitus, in die Gewalt der Westgothen gerieth und im Norden und Osten Franken und Alemannen, mit den südlichen Volksgenossen wetteifernd, ihre Grenzen ausdehnten, so blieb allmählich in Gallien den Römern nur noch die Umgegend von Soissons, welche der Statthalter Syagrius, des Aegidius Sohn, aus dem allgemeinen Schiffbruch noch auf einige Zeit rettete.

Eurich in Spanien.

Zu gleicher Zeit erlag auch in Spanien der letzte Rest der römischen Besitzungen den vereinten Angriffen der germanischen Völker, insbesondere der Westgothen. Der kühne Eurich zog an der Spitze eines zahlreichen Heeres über die Pyrenäen, unterwarf Saragossa und Pampeluna, besiegte in offener Feldschlacht den kriegerischen Adel der tarraconensischen Provinz, trug seine siegreichen Waffen bis in das Herz von Lusitanien und nöthigte die Sueben unter ihrem König Remismund die Oberhoheit der Westgothen über Galicien anzuerkennen. Nach solchen glänzenden Erfolgen kehrte Eurich, nunmehr Gebieter über den größten Theil der pyrenäischen Halbinsel, nach Toulouse zurück, um bei dem Untergang des weströmischen Reiches noch einige Trümmer an sich zu bringen und den Eroberungen der Franken und Burgunder Einhalt zu gebieten. Damals war der Name des Westgothenkönigs Eurich geehrt und gefürchtet bei allen Nationen. Sidonius Apollinaris, bald Feind, bald Schmeichler des „arianischen Barbaren", erzählt, wie zu den Thoren seines Palastes in Bordeaux die Gesandten von allen Gegenden zuströmten, den gefürchteten König um Bündnisse, um Freundschaft, um Schutz oder um Abwendung seines Zornes zu bitten.

Gleich groß im Frieden wie im Krieg führte er das Gothenreich auf den Gipfel seiner Größe.

Eurich veranstaltete die erste schriftliche Aufzeichnung der westgothischen Gesetze und Rechtsgewohnheiten, wobei er sich der Dienste des um die Studien und Wissenschaften hochverdienten Rechtsgelehrten Leo aus Narbo bediente; und das Vertrauen, mit dem der arianische König diesen Staatsmann trotz seiner Anhänglichkeit an den katholischen Kirchenglauben fortwährend beehrte, ist ein vollgültiges Zeugniß für Eurich's religiösen Duldungssinn und widerlegt die Beschuldigung des feindselig gesinnten Bischofs Sidonius Apollinaris, daß unter ihm die katholischen Christen bedrückt und verfolgt worden seien. Nach einer neunzehnjährigen Regierung starb Eurich in Arles 484 und hinterließ von seiner Gemahlin Ragnahild einen Sohn, der unter dem Namen Alarich II. den westgothischen Thron bestieg. Sein Charakter. Alarich II. 484—507.

Während dieser Vorgänge war Rom und Italien der Schauplatz neuer Stürme und Wechselfälle geworden, die endlich den Untergang des Reiches herbeiführten. Das gute Einvernehmen Ricimer's mit seinem Schwiegervater Anthemius war von kurzer Dauer. Der übermüthige Suebe verlegte seinen Sitz nach Mailand, wo er die Barbaren, je nach den Umständen, herbeirufen oder zurücktreiben konnte, und nahm eine feindselige Haltung gegen Rom an. Die Versöhnungsversuche des heiligen Epiphanius, Bischofs von Pavia, „der klug war wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben", waren von geringer Wirkung. Endlich warf Ricimer die Treue gegen den griechischen Kaiser und dessen Schützling von sich und zog, unterstützt von burgundischen und suebischen Hülfstruppen, vor die Thore Roms, um den Senator **Olybrius**, den Gemahl der Kaisertochter Placidia, der sich in seinem Lager am Anio eingefunden und Genserich's mächtige Fürsprache für sich hatte, als Augustus einzusetzen. Im geheimen Einverständniß mit einer Anzahl Senatoren unternahm Ricimer die Eroberung der von Anthemius und einer Abtheilung gothischer Auxilaren vertheidigten Stadt vom Janiculum aus. Nach kurzem Widerstand wurde Rom erstürmt, der edle und vaterländische Kaiser aus dem Verstecke gezogen und auf Befehl seines Schwiegersohnes getödtet und dann die Stadt der Wuth und Raubsucht der verwilderten Soldatenbanden preisgegeben. Mit dieser ehrlosen That schloß das blutbefleckte Leben Ricimer's. Vierzig Tage später stürzte eine ansteckende Krankheit den gewaltigen Mann ins Grab, und einige Wochen darauf folgte ihm Olybrius, den er mit Einwilligung des byzantinischen Herrschers mit dem Purpur geschmückt hatte. Bei seinem Tode übertrug Ricimer den Heerbefehl über die Truppen Roms seinem Neffen Gundobald, einem Fürsten der Burgunder. Dieser erhob den **Glycerius**, einen tapfern Soldaten von unbekannter Herkunft, auf den machtlosen Thron, während der oströmische Hof den **Julius Nepos**, den Neffen des tapfern Marcellinus und dessen Nachfolger in der Provinz Dalmatien, zum Augustus des Abendlandes ernannte. Nepos, mit einer Nichte der Kaiserin Verina vermählt, rückte vor die Thore Roms. Glycerius, schwach unterstützt, entsagte der

Ricimer's Ausgang. 472

11. Juli 472.

20. Aug.

Olybrius. † 23. Oct. 472.

Glycerius. 473.

Julius Nepos. 474—475.

Herrschaft und begnügte sich mit der gefahrloseren Würde eines Bischofs von Salona. Aber auch dem neuen Kaiser war eine kurze Regierung beschieden. Nachdem er den tapfern Ecdicius von Clermont nach Rom berufen, um ihn für sein rühmliches Verhalten mit dem Range eines Patriciers zu belohnen und die Landschaft Auvergne den Westgothen, die schon thatsächlich im Besitze waren, vertragsmäßig überlassen hatte, sah er sich durch den wüthenden Aufstand der barbarischen Bundestruppen unter dem Oberfeldherrn Orestes zur Flucht
Aug. 475. von Rom nach seinem dalmatischen Heimathlande genöthigt. Orestes, Sohn des in Pannonien seßhaften Tatulus, war nach Attila's Tod in die Dienste Roms getreten und hatte durch die dort gesammelte Erfahrung und Kriegsübung den letzten Kaisern trefflichen Beistand geleistet, so daß ihn Julius Nepos selbst zum Patricier und Oberfeldherrn ernannt hatte; aber ehrgeizig und an Glückswechsel gewohnt, strebte er, im Vertrauen auf die seinem Befehle untergebenen Hülfstruppen der Heruler, Sciren, Alanen, Turcilinger, Rugier u. A. nach der höchsten Gewalt. Während Nepos, verlassen von dem oströmischen Hofe, wo um dieselbe Zeit Leo I. (Jan. 474) und sein Enkel Leo II. (Nov. 474) starben und des ersteren Schwiegersohn und Nachfolger Zeno der Isaurier, von eigenen Sorgen und Gefahren umringt, zur Rettung des Westreichs nichts beitragen konnte, nach Salona flüchtete, um dort fünf Jahre später durch die Nachstellungen des Glycerius seinen Tod zu finden (480), zog Orestes als Sieger in die verlassene Hauptstadt Ravenna ein und schmückte daselbst seinen unmündigen Sohn Romulus (Momyllus) Augustulus mit der macht- und
31. Oct. 475. ruhmlosen Kaiserkrone. Aber noch vor Verlauf eines Jahres machte Orestes
Romulus Augustulus. 475–476. die Erfahrung, „daß die Lehren des Meineides und Undankes, welche ein Empörer geben muß, gegen ihn selbst zurückspringen", und daß dem Herrscher von Italien nur die Wahl blieb, entweder der Sclave oder das Opfer seiner Barbarensöldner zu sein. Die fremden Truppen, die aus jeder Umwälzung Solderhöhung, Vorrechte und Vortheile aller Art zogen und darum an dem raschen Wechsel der Herrschaft Gefallen fanden, vereinigten sich nun zu der Forderung, Orestes solle ihnen zum Lohne für ihre Dienste den dritten Theil vom italischen Grund und Boden abtreten. Als der Oberfeldherr ihr trotziges Verlangen zurückwies, reizte Odoaker, wie es heißt ein Sohn des erwähnten Heruler- oder Rugierfürsten Edeko (S. 664), seine Waffengenossen zur Empörung, rückte an ihrer Spitze vor die Stadt Pavia, hinter deren Mauern und Festungswerken Orestes Zuflucht gesucht, und ließ, während die rohen Kriegsleute die erstürmte Bischofsstadt mit Raub und wilden Gräuelthaten füllten, den gefangenen Pa-
28. Aug. 476. tricier enthaupten. Sein Bruder Paulus wurde in einem Gefechte bei Ravenna getödtet, dem harmlosen Romulus Augustulus aber wies der Sieger einen Wohnsitz in Campanien und ein Gnadengehalt von 6000 Goldgulden an, und machte
Odoaker „König von Italien". 476–493. dann, von den germanischen Kriegsvölkern als „König der Deutschen in Italien" begrüßt, dem weströmischen Reich ein Ende. Romulus Augustulus, ein schöner

Jüngling ohne den Ehrgeiz und Unternehmungsgeist seines Vaters, entsagte gern der kaiserlichen Würde, um auf dem reizenden Landhause, das einst Marius und Lucullus an der lieblichen Bucht von Bajä besessen und das in der Folge in eine Kirche und ein Kloster verwandelt die Gebeine des heiligen Severin aufnahm, seine Tage in der Ruhe des Privatlebens zu beschließen; und Zeno, der Beherrscher des oströmischen Reichs, in dessen Augen noch immer der in Dalmatien lebende Julius Nepos als rechtmäßiger Kaiser galt, willfahrte nach einigem Bedenken den Bitten des römischen Senats, der ihn durch eine feierliche Gesandtschaft ersuchen ließ, die Würde eines Augustus des römischen Reichs allein dem Beherrscher von Constantinopel vorzubehalten und den Odoaker im Rang eines Patriciers, den ihm auf sein Ersuchen Julius Nepos ertheilt hatte, zu bestätigen und ihm die Verwaltung der Diöcese Italien zu übertragen. Nun herrschte Odoaker, der Sohn Edeko's, der einst neben Orestes im Feldlager des großen Hunnenkönigs in hohem Ansehen gestanden, als Patricius und Oberfeldherr über Italien, anfangs im Namen des Julius Nepos, dann nach dessen Ermordung (480) mit stillschweigender Einwilligung des byzantinischen Kaisers, in einer Stellung, die nur der Idee nach eine untergeordnete und abhängige, in Wirklichkeit eine selbständige war. Nach der Auflösung des Hunnenreiches war Odoaker einst als gemeiner Kriegsmann mit stolzen Hoffnungen in der Brust nach Italien gezogen und hatte dann durch seine Tapferkeit und seine kriegerischen Talente einen ehrenvollen Rang in der aus deutschen Soldtruppen gebildeten Leibwache erlangt, bis ihn das Schicksal zum Vollstrecker eines großartigen, lange vorbereiteten Weltereignisses bestimmte. Zehn Jahre später erlag auch der letzte unabhängige Statthalter in Gallien, Syagrius in Soissons, dem Schwerte des Frankenkönigs Clovis (Chlodwig), worauf in Europa ein neuer durch Christenthum und Germanenthum begründeter Zustand eintrat. Syagrius von Soissons. † 486.

So sank das römische Weltreich unter den Streichen germanischer Krieger. Alle Stämme haben bei der großen That der Zerstörung mitgewirkt, doch ohne Plan und Verabredung, gleichsam willenlos dem Geschicke dienend. Aber die Erinnerung an den gemeinsamen großartigen Weltkampf gestaltete sich zu reichen Sagenkreisen, aus denen die deutschen Sänger aller Stämme ihre Stoffe holten, wie einst die griechischen aus dem Trojanerkrieg. Die deutsche Heldensage, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwuchs, immer neue Lieder zeugend, hat ihre Wurzeln in dem großen Völkerkampf wider Rom, sie ist „der poetische Niederschlag der Völkerwanderung“. Wie wunderbar erscheint aber nun der Gang der Weltgeschichte. „Die Auflösung des occidentalischen Reiches mußte ganz allmählich erfolgen, damit so viele Keime einer höheren Cultur gerettet würden, als nöthig waren, um zunächst die zerstreute germanische Völkerwelt selbst enger in sich zu verbinden, dann aber die Grundlage einer neuen nationalen Geistesentwicklung werden zu können.“ Ende des weström. Reiches.

Ideale Fortdauer des Römerreiches.

Aber mochte auch das römische Reich in Wirklichkeit untergegangen sein, in der christlichen Geschichtschreibung, die ausschließlich in die Hände der Geistlichen gerieth, wurde der Fortbestand des römischen Reiches vorausgesetzt. Aus der „allgemeinen Weltgeschichte" des Eusebius, von Hieronymus fortgeführt bis zum Jahre 378, der Grundlage und dem Vorbilde aller Chroniken des Mittelalters, und aus dem „römischen Staatskalender" nebst den späteren Zusätzen, den Ostertafeln, den Todestagen der römischen Bischöfe und der Märtyrer u. A., ging diese Idee in die ganze folgende Historiographie über. „Mochte das römische Reich in Trümmer fallen," bemerkt Wattenbach, „das morgenländische Reich keinen Schatten von Macht über den Westen besitzen, für die Chronisten ist und bleibt es das Weltreich, der Faden, der sie leitet. Die in das Reich eindringenden deutschen Stämme sind und bleiben Barbaren, wenn auch der Schreibende, welcher jedoch immer der Kirche angehört, selber ihr Landsmann ist. Diese Auffassung aber beschränkt sich nicht auf diese Zeit, sie bleibt herrschend durch das ganze Mittelalter, denn sie war bedingt durch die einmal allgemein angenommene Erklärung von dem Traume des Nebukadnezar, bei dem Propheten Daniel, 2, 44: „Aber zur Zeit solcher Königreiche wird Gott vom Himmel ein Königreich aufrichten, das nimmermehr zerstört wird, und sein Königreich wird auf kein ander Volk kommen. Es wird alle diese Königreiche zermalmen und verstören, aber es wird ewiglich bleiben." In diesem Reiche erkannte man das römische Reich, und seine Fortdauer war daher außer aller Frage. Demgemäß behandeln denn auch die späteren Weltchroniken die deutsche Geschichte niemals als etwas neues, selbständiges, sondern nur als eine Fortführung des römischen Reiches; sie führen nach dem Untergange des westlichen Reiches die byzantinischen Kaiser fort bis auf Karl den Großen, und bewahren so eine scheinbare Continuität, wenn sie auch dazwischen die Volksgeschichten episodisch in ihr großes Fächerwerk einschalten, wie Ekkehard."

VIII. Die neuen Staatenbildungen im fünften und sechsten Jahrhundert.

1. Italien unter Theoderich dem Ostgothen.

Dreizehn Jahre herrschte Odoaker als römischer Patricius und deutscher Heerkönig mit Ruhm und Gerechtigkeit über Italien, ohne daß er in den bestehenden Zuständen und Einrichtungen wesentliche Umgestaltungen vorgenommen hätte. Er achtete die Gesetze Roms und erhielt sie in Geltung und Ansehen; er ehrte den Senat und überließ die Verwaltung, Rechtspflege und Steuererhebung den einheimischen Beamten in altgewohnter Weise, und wenn gleich dem arianischen Glauben ergeben, übte er doch Duldung und erwies dem römischen Klerus allezeit Achtung und Ehrfurcht. Mußte er auch den deutschen Kriegsschaaren, welche ihn auf den Thron erhoben, die an Orestes gestellten Forderungen gewähren und sie durch die Anweisung von Landbesitz zufrieden stellen, so milderte doch seine Klugheit und Menschlichkeit die Härte der Maßregel. Zudem war Italien durch Krieg und Empörung, durch Pest und Hunger in den langen Jahren der Drangsal so sehr entvölkert, daß weite Strecken unbebaut lagen, und wenn von den unermeßlichen Latifundien der reichen Senatorenfamilien Roms ein Drittel den fremden Ansiedlern als Eigenthum zugemessen wurde, so war dies ein heilsamer Schritt zur Hebung der verwahrlosten Bodencultur. Odoaker. 476–493.

So kam also das altgermanische Eroberungsrecht, kraft dessen die Sieger sich den dritten Theil des besiegten Landes anzueignen pflegten, wie schon Ariovist in Gallien gethan, hier zum ersten Mal in Anwendung, wenn gleich die römische Herrschaft in Italien nicht in Folge einer auswärtigen Eroberung, sondern eines inneren Gestaltungsprozesses aufgelöst wurde. Vielleicht führte die schon seit Honorius bestehende Sitte, daß die Einwohner Italiens den bei ihnen in Quartier liegenden Soldaten der deutschen Bundesvölker den dritten Theil der Behausung zur Benutzung überließen, zu dem Gedanken, diesen Grundsatz auch auf das Ackerland anzuwenden. In anderen Ländern, wo die Besitznahme mehr durch Eroberung geschah, wie in Gallien und Afrika, verblieb den Eingeborenen nur ein Drittel ihres ehemaligen Grundeigenthums. Die Landesvertheilung der Germanen.

Nicht minder kräftig und ruhmvoll war Odoaker's Regierung nach Außen.

Odoaker's Haltung nach Außen. Nachdem er Sicilien durch vertragsmäßige Jahrgelder an Genserich gegen die Vandalen geschützt und dem Westgothenkönig Eurich die Ländergebiete im südlichen Gallien überlassen, die derselbe bereits inne hatte, und dadurch eine friedliche Nachbarschaft im Westen geschaffen, sicherte er die Grenzen Italiens gegen die Einfälle der Barbaren im Osten und Norden. Er setzte über die Adria, um den Mord des Kaisers Julius Nepos zu strafen und Dalmatien zu erwerben. Darauf zog er gegen die **Rugier**, die ihre Wohnsitze von der österreichischen Donau bis über die Drave und Save ausgedehnt und die Bewohner der Alpenlandschaft Noricum mit der von den Herulern zerstörten Römerstadt Juvavum (Salzburg) vertrieben oder unterworfen hatten. Der Rugierkönig Feletheus oder Fava und seine grausame Gemahlin Gisa hatten dem heiligen Severinus, dem „Apostel der Noriker", den einst Odoaker auf seinem Zuge nach Italien in seiner Zelle aufgesucht und aus seinem Munde die Weissagung künftiger Macht und Größe empfangen hatte, aus arianischem Eifer viele Kränkungen zugefügt. Aber nur wenige Jahre hatte der Heilige sein dem Wohlthun und der Linde-
8. Jan. 482. rung des menschlichen Elends gewidmetes Asketenleben beschlossen, als das Rugierreich unter den Schlägen der stammverwandten deutschen Nachbarn, der Heruler, Sciren, Turcilinger, die Odoaker gegen dasselbe ins Feld führte, zu-
487. sammenbrach. Der König und seine Gemahlin mußten als Gefangene nach Italien wandern, begleitet von einem Theile des Volkes, das die deutschen Ansiedler der Halbinsel verstärkte. Mit den zersprengten Resten zog des Feletheus Sohn **Friderich**, der Mörder seines Oheims, gedrängt von Odoaker's Bruder Onoulf, zu den Ostgothen in Pannonien, wo er alle Mittel anwandte, ihren König Theoderich, seinen Verwandten, zu einem Rachekrieg wider Odoaker zu reizen.

Theoderich's Geburt und Jugend. Ein Jahr nach dem Tode Attila's, als die Ostgothen unter drei tapferen Brüdern, Walamer, Theodemer, Widemer, aus dem edlen Geschlechte der Amaler, ihre Freiheit und Unabhängigkeit von den Hunnen erstritten, wurde bei Carnuntum, an den Ufern des Pelsosees, dem mittleren derselben von seiner
454. geliebten Beischläferin Ereliva (Eusebia) ein Sohn geboren, dem er den Namen **Theoderich** beilegte. Mit der Nachricht von der Geburt des Sohnes empfing Theodemer zugleich die frohe Botschaft, daß sein Bruder Walamer einen entscheidenden Sieg erfochten. In jungen Jahren wurde der Fürstensohn, von hohem Wuchs und starker Hand, zur Bürgschaft eines neugeschlossenen Friedens
462. nach Constantinopel gesandt, wo er zehn Jahre verweilte zum Vortheile seiner geistigen Ausbildung und Lebenserfahrung, wenn ihm gleich die gelehrten Kenntnisse bis auf die Schreibekunst stets fremd blieben, so daß er noch in seinen späteren Jahren die vier Anfangsbuchstaben seines Namens durch ein Blech, in welches sie eingeschnitten waren, zu zeichnen pflegte. Inzwischen kämpften die Ostgothen unter den amalischen Brüdern als Föderati in römischem Dienste gegen Jahrgelder wider die Feinde Roms. In seinem siebzehnten Jahre dem

Vater zurückgegeben, zeichnete sich Theoderich bald durch Tapferkeit und Unternehmungssinn vor allen seinen Volksgenossen aus, so daß er bei dem Tode seines Vaters, da Walamer in einer Schlacht gefallen und Widemer mit einer Kriegsschaar zu den stammverwandten Westgothen nach Gallien gezogen war, durch die einstimmige Wahl des Volkes auf den erblichen Thron der Amaler 475. erhoben ward.

Um diese Zeit herrschte in Constantinopel der Isaurier Zeno, ein feiger Kaiser Zeno. 474–491. und unwürdiger Fürst, der als Gemahl der edlen und treuen Ariadne nach dem Tode ihres Vaters Leo den Thron gewann, zuerst als Mitregent seines Sohnes, dann nach dem verdächtigen raschen Hinsterben des letztern im eigenen Namen. Aber Zeno's Herrschaft war durch Palastintriguen gefährdet. Verina, seine ehrgeizige, leidenschaftliche Schwiegermutter, bewirkte seine Vertreibung und die 476. Erhebung ihres Bruders Basiliskus, der aber seinerseits bald wieder einer Verschwörung zum Opfer fiel, die den entthronten Zeno aus seinen heimischen Bergen in die Kaiserburg zurückführte. Rachedürstend verurtheilte er seine mäch- 477. tigen Feinde zum Verschmachten durch Kälte und Hunger; nur Verina entging seiner blutbefleckten Hand; sie stellte dem verhaßten Schwiegersohne in Syrien und Aegypten neue Gegenkaiser auf und beharrte bis an ihr Ende in einer 479. fruchtlosen Empörung. Diese Wirren im byzantinischen Reich kamen dem jungen Theoderich u. die Oströmer. Ostgothenkönig zu Statten. Zeno überhäufte ihn mit Beweisen von Vertrauen und Wohlwollen, damit er nicht mit der Gegenpartei sich verbinde und ihn von Norden her bedränge. Er ertheilte ihm den Rang eines Patricius und Consuls, 478. 479. er ernannte ihn zum kaiserlichen Befehlshaber mit hohen Jahrgeldern, damit er die Niederdonau beschütze, er beehrte ihn mit dem Titel eines kaiserlichen Freundes und Waffensohnes und errichtete ihm einige Jahre später, als er von neuen Empörern (Illus und Leontius) bedroht war, eine Reiterstatue in der Haupt- 484. stadt. Theoderich war nicht undankbar gegen diese Gnade. Er stand seinem Gönner kräftig zur Seite im Kampfe gegen dessen Widersacher und bekriegte sogar seinen Stammesgenossen, den älteren Theoderich, genannt der Schieler (Strabo), des Triarius Sohn, der schon seit Jahren als Verwandter und Erbe des mächtigen Gothen Aspar das byzantinische Reich bald geschirmt, bald befehdet hatte, und nun mit seinen Kriegern in die Dienste des Basiliskus getreten war. Aber die Macht eines gothischen Heerkönigs über die Geschlechtshäupter und Waffengefährten war sehr begrenzt und gar häufig von dem guten Willen der Untergebenen abhängig. Die deutschen Wehrmänner, gewöhnt an ein unstetes Leben voll Raub und Krieg, fügten sich schwer der Ordnung und dem Gesetze: ohne Neigung und Ausdauer für den mühevollen Ackerbau und nach leichtsinniger Soldatenart mit ihrer Habe verschwenderisch wirthschaftend, waren sie, trotz der hohen Löhnung, stets in Noth und vergriffen sich dann leicht an dem Eigenthum der Einwohner, zu deren Beschützung sie aufgestellt waren. Mit Unwillen und Bestürzung hatte man in Constantinopel die Mißhandlungen

vernommen, denen die Bewohner der thrakischen Städte und Dörfer ausgesetzt waren, und Theoderich gewahrte bald, daß der byzantinische Herrscher ihn mehr und mehr mit Argwohn betrachtete, namentlich seitdem der triarische Theoderich, der Schieler, der sich mit seinem Stamm- und Namensverwandten ausgesöhnt und zu gemeinschaftlichem Handeln verbunden hatte, durch einen
481. Sturz vom Pferde plötzlich gestorben und der Sohn Theodemer's als alleiniges Oberhaupt sämmtlicher Ostgothen anerkannt worden war. Theoderich wurde für den Hof in Constantinopel ein Gegenstand der Furcht und des Hasses, und nur den wiederholten Aufständen und unruhigen Bewegungen in Asien war es zuzuschreiben, daß noch einige Jahre lang das gespannte Verhältniß nicht in völligen Kriegszustand überging. „Dreizehn Jahre waren verflossen seit Theoderich mit den Waffen in der Hand auf römischem Gebiet erschienen. Der ganze Vorrath von Ehren und Vortheilen hatte sich an ihm erschöpft; die Provinzen zwischen Donau und Peneus, dem Pontus und dem ionischen Meer hatte er gebrandschatzt und dann wieder eine Zeit lang als Ansiedler ruhig gelassen; als Retter des Kaiserthums hatte er einen Triumphzug in Constantinopel gehalten und als Feind vor dessen Mauern gestanden.“ Diese widerstrebenden Verhältnisse waren auf die Dauer unhaltbar und beide sehnten sich nach einer Veränderung. Zeno ging daher mit Freuden auf den Vorschlag Theoderich's ein, als dieser auf Anregung des flüchtigen Rugierfürsten Friderich den byzantinischen Hof um die Erlaubniß bat, seine Gothen aus den sumpfigen Einöden Panoniens nach Italien zu führen und ihnen dort eine neue Wohnstätte zu bereiten. Auf diese Weise wurde die Hauptstadt von der Nähe eines drohenden Kriegsheeres befreit und zugleich die kaiserliche Autorität in Italien aufs Neue befestigt.

Zug der Ostgothen nach Italien. 488–489.

Es war zu Anfang des Winters 488, daß sich alle Gothen aus den Ebenen der Niederdonau und den grasigen Abhängen des Hämus zu Nová in Nieder-Mösien versammelten, um unter dem Banner Theoderich's den Eroberungszug nach Italien anzutreten. Eine lange Reihe von Wagen, auf denen sich die Weiber, Kinder und Habseligkeiten befanden, folgte den Kriegsschaaren zu Fuß und Roß, so daß der Zug, dem sich außer den zersprengten Rugiern noch Abenteurer und Völkertrümmer aller Nationen und Zungen anschlossen, den Anblick eines wandernden Volkes darbot. Im Ganzen mag die Zahl der Auswandernden 250,000 Menschen betragen haben. Vorräthe von Korn, in tragbaren Mühlen von den Händen der Frauen zermalmt, Milch und Fleisch ihrer Rinder- und Lämmerheerden, das Erträgniß der Jagd und die Lieferungen der Völker, durch deren Länder sie zogen, gewährten den nothwendigen Unterhalt. Die Weiber, Kinder und Knechte rührten die Hände in wirthschaftlicher Arbeit, die Männer zogen hinaus gegen den Feind oder die reißenden Thiere, welche die Wagenburg umkreisten. Aber der weite und beschwerliche Marsch durch die verödeten Gegenden Pannoniens, wo an der Stelle der einst blühenden und reichen

Städte die wilden Gepiden ihre Feldlager aufgeschlagen oder bulgarische und sarmatische Vandalenstämme ihre beweglichen Zelthäuser umhertrugen, war mit großen Mühseligkeiten und Entbehrungen verbunden. Die kriegerischen Bewohner, durch Odoaker gewonnen oder um ihr Land und ihre Freiheit besorgt, suchten den neuen Ankömmlingen den Durchzug zu wehren, so daß Theoderich sich mit dem Schwerte den Weg von der Donau über die Save bahnen mußte, ehe er die julischen Alpen übersteigen und seine Banner an den Grenzen Italiens entfalten konnte. Am Flusse Sontius (Isonzo), unweit der Ruinen von Aquileja, stieß Theoderich, nachdem er seiner ermüdeten Reiterei eine kurze Rast und Erholung gegönnt, auf das Lager, in welchem Odoaker die gesammte, größtentheils aus germanischen Miethvölkern unter einheimischen Stammfürsten bestehende Kriegsmacht gesammelt hatte. Die frische Kraft der Gothen, gehoben durch die Begierde nach dem Besitze des schönen Landes, wo sie die goldene Beute nach Scheffeln zu messen hofften, trug den Sieg davon. Odoaker warf sich mit seinem geschlagenen Heere in die feste Stadt Verona, wo er von allen Seiten Verstärkungen an sich zog. Aber der Gothenfürst ließ ihm nur wenig Zeit. In Kurzem erschien er vor den Mauern Veronas. Eine zweite große Schlacht wurde geliefert mit demselben Erfolg wie die erste. Ein Theil des feindlichen Heeres sank unter der Schärfe des Schwerts, ein anderer ertrank in den Fluthen der Athesis (Etsch). So entscheidend war dieser große Sieg, daß in der Heldensage Theoderich, der während der Schlacht das kostbare Gewand trug, das Mutter und Schwester für ihn gewirkt hatten, davon den Namen „Dietrich von Bern" führte. Odoaker eilte nach Rom, als er aber die Thore verschlossen fand, barg er sich hinter den Mauern seiner Freistadt Ravenna, während sein siegreicher Gegner sich in den Besitz von Mailand und Pavia (Ticinum) setzte. Doch in dieser wechselvollen Zeit war mit dem Geschicke kein dauernder Bund zu flechten. Tufa, der erste Feldherr Odoaker's, hatte sich an den Sieger angeschlossen, aber wankelmüthig und treulos, versöhnte er sich wieder zu Faenza mit seinem früheren Gebieter, zu dessen Bekämpfung er ausgeschickt worden war, und führte die ihm anvertrauten gothischen Heerhaufen sammt ihren Führern in Gefangenschaft. Auch der Rugierfürst Friderich trennte sich von Theoderich und machte mit dem Stammgenossen seinen Frieden. Mühsam vertheidigte sich der Gothenkönig im engen Lager vor Pavia wider den vorrückenden Feind, welcher an Mailand und den abgefallenen Städten strenge Vergeltung übte. Und um das Maaß des Elends voll zu machen, durchstürmten auch die Burgunder, besorgt über die Gothenmacht, die nun auch im Osten an ihre Grenzen rückte, unter ihrem König Gundobald Ligurien und die Fluren des oberen Po und des Tanaro und schleppten Beute und Gefangene in ihre Berge fort. Erst die dritte Schlacht, die Theoderich, unterstützt von den Westgothen Galliens, an der Adda über Odoaker gewann, entschied den Ausgang des Kampfes. So stießen damals Heruler, Rugier, Ost- und

Die Schlachten am Isonzo u. bei Verona. 489.

30. Sept.

Wechselfälle.

11. Aug. 490.

Westgothen, Burgunder und Vandalen in dem Lande zusammen, dem einst die Welt gehorcht hatte, und stritten um die letzten Trümmer römischer Herrschaft. Nun schloß der siegreiche König mit einem Theil seines Heeres die feindlichen Truppen in Ravenna ein, mit den übrigen eroberte er die anderen Städte. Aber noch lange widerstand der tapfere Odoaker in der durch Sümpfe und Mauern befestigten Kaiserstadt den in der Kunst der Belagerung unerfahrenen Gothen. Endlich im dritten Jahre der Einschließung übergab der Herulerfürst, gedrängt von Mangel und Hungersnoth, die tapfer vertheidigte Stadt vertragsweise dem Feinde. Beide sollten an der Spitze ihrer germanischen Kriegsvölker vereint das Regiment führen. Aber wenige Tage nach dem Einzuge der Gothen wurde Odoaker bei einem lärmenden Gelage von Theoderich's eigener Hand niedergestoßen, sei es aus Furcht vor dem gewaltigen Rivalen, oder wie die Gothen behaupteten, um den Nachstellungen desselben zuvorzukommen. Auch sein Sohn und seine Gefolgsgenossen sammt ihren Familien wurden ihm in die Gruft nachgeschickt. Nur sein Bruder Onoulf fand jenseit der Donau eine Zuflucht. Der treulose Rugierfürst Friderich fiel im Kampf wider Theoderich's Feldherren. „Dergestalt kam Italien, die große Mutter der Helden, in die Gewalt der Ostgothen, und das nach den Griechen gebildetste Volk der Erde demüthigte sich unter die Hand der Barbaren, deren rauhe Sprache und rauhe Sitten es gleich sehr verachtete.“ In Byzanz glaubte man, Theoderich werde im Namen und Auftrag des Kaisers den Usurpator Odoaker vertreiben und die Hoheit des Reiches herstellen, aber der Gothenfürst ließ sich von seinen Volksgenossen als König ausrufen. Nur zögernd und mit Zurückhaltung ertheilte Anastasius, der bisherige Hofbeamte, dem Zeno's Wittwe Ariadne mit ihrer Hand den Kaiserthron von Byzanz gegeben, dem „König von Italien“ seine Anerkennung und übersandte ihm die Reichskleinodien und Herrscherzeichen, die einst Odoaker eingeschickt aber nicht wieder zurückerhalten hatte. Doch blieb das Verhältniß zwischen Ravenna und Constantinopel ein unbestimmtes und schwankendes. In der östlichen Hauptstadt hegte man die Ansicht, das Land sei den Barbaren zu Besitz und Nutznießung überlassen, ohne daß das Recht dadurch verjähre, und Theoderich förderte durch Ueberlassung äußerlicher Ehrenrechte diesen stillen Vorbehalt. Aber mochte er auch, um seiner Regierung in den Augen der Römer den Schein der Legitimität und der Besitznahme des Landes einen Rechtstitel zu geben, nach der oberherrlichen Anerkennung seiner Eroberung durch den Kaiser streben und darum in seinen Zuschriften an den Beherrscher des Ostens sich der ehrerbietigsten Ausdrücke bedienen und ihn als Vater und Oberhaupt behandeln; mochte er auch zugeben, daß auf den von ihm geprägten Münzen das Bildniß des Kaisers aufgedrückt und auf den öffentlichen Denkmälern dessen Name dem seinigen vorangestellt wurde; in allen Regierungshandlungen trat er als selbständiger Fürst auf; in der inneren Verwaltung und Gesetzgebung folgte er seinem eigenen Sinn, und im Verkehr mit

Odoaker's Ausgang. 27. Febr. 493. 5. März.

Theoderich's Stellung zum byzantinischen Kaiser.

Anastasius. 491–518.

anderen Fürsten und Völkern handelte er frei und unabhängig. Ja so weit war er von jeder Unterordnung entfernt, daß er dem Barbarenhäuptling Mundo, welcher von seinem befestigten Lager an der Donau mit seinen Raubschaaren das oströmische Reich beunruhigte, Hülfe zusandte, als derselbe durch den byzan- 505.
tinischen Feldherrn bedrängt ward, und daß er drei Jahre später mit seiner neuerrichteten italischen Flotte die Schiffe des Kaisers von der Küste Apuliens und Calabriens zurücktrieb. Ohne sich den Charakter oder Namen eines römischen 508.
Kaisers beizulegen, bemerkt Prokopius, stand er seinen Unterthanen vor und umgab sich mit Allem, was dem Wesen der Kaiser zukommt.

Seine Haltung nach Außen.

Mit derselben Kraft und Umsicht, mit welcher Theoderich das Königreich Italien vor den Uebergriffen Ost-Roms sicher stellte, wußte er seine Macht und Autorität gegen die germanischen Völker, die sein Königreich von allen Seiten drohend umlagert hatten, zu wehren und zu mehren.

Die Heruler und Langobarden.

In den Wohnsitzen der Gepiden, die gleich den Rugiern sich dem Zuge der Ostgothen angeschlossen, hatte sich ein neuer Stamm der **Heruler** niedergelassen, der ursprünglich an der Ostsee seßhaft, von nordischen Wanderzügen gedrängt an der Oder hinaufgezogen war und die Ebenen an der Theiß besetzt hielt. Trotzig, übermüthig und von rauhen Sitten und heftigen Begierden waren diese „Nord-Heruler" der Schrecken der Nachbarn, besonders der Langobarden, die sie zur Zinspflicht nöthigten. Nach Prokopius bestand bei ihnen nicht blos der Brauch der Menschenopfer, sondern die noch schrecklichere Sitte, daß die durch Alter und Krankheit Entkräfteten von ihren Verwandten auf einen Holzstoß getragen und mittelst Verbrennen von den Mühsalen des Daseins befreit wurden, und daß die Wittwe eines Dahingeschiedenen durch Pflicht und Ehre gebunden war, neben dem Grabe des Mannes mit dem Strick ihr Leben zu endigen. Die von den Stammfürsten und Geschlechtshäuptern gewählten Könige besaßen geringe Macht und waren in ihren Regierungshandlungen von dem Willen der Edlen abhängig. Mit Rodulf, dem König dieser Heruler, schloß Theoderich Freundschaft und Vertrag und beehrte ihn mit dem Namen eines „Sohnes"; aber dieses Verhältniß trug dem Ostgothen keine weiteren Früchte, als daß sein Reich von dieser Seite nicht gefährdet ward. Denn nach kurzer Regierung erlitt Rodulf durch die Langobarden eine schwere Niederlage, die dem Volke der Heruler den Todesstoß gab. Rodulf selbst flüchtete sich mit einer Schaar getreuer Wehrgenossen zu Theoderich, der ihn liebevoll und gastfrei aufnahm; die Trümmer des Volkes irrten in den Donaugegenden umher und verloren sich mit der Zeit unter anderen Stämmen germanischen Blutes oder in fernen Landschaften des Ostens oder Nordens.

In den Tagen Justinian's finden wir die letzten Reste in der Nähe der Stadt Singidunum (Belgrad) seßhaft, wo sie als kaiserliche „Bundestruppen" gegen Jahrgelder und Ländereien den Oströmern mit ihrem Schwerte und ihrem Kriegsmuth wichtige Dienste leisteten. Aus ihrer streitbaren Jugend gingen die Heruler-Schaaren hervor,

die von ihren Stammfürsten geführt unter Belisar und Narses gegen Perser, Vandalen und Gothen ins Feld zogen.

Vandalen u. Burgunder. Vor Allem war Theoderich bemüht, sein Königreich gegen die Raubzüge der Vandalen und Burgunder sicher zu stellen. Wir haben früher gesehen, wie das germanische Piratenvolk auf der langgestreckten hafenreichen Küste Nord-Afrikas, gelockt von angeborner Raubgier und begünstigt durch die Uebung und Erfahrung der Eingebornen im Seewesen, alle Inseln und Gestade des Mittelmeers mit seinen Corsarenschiffen heimsuchte. Handel und Verkehr lagen danieder, die Küstenebenen Italiens und Siciliens, sonst so blühend und fruchtbar, waren verödet und ohne Anbau; Rom seufzte unter Mangel und Theuerung. Da gelang es dem umsichtigen König von Italien den Van-
491. dalenfürsten Gunthamund zu einer Uebereinkunft zu bringen, in Folge deren Sicilien dem Ostgothenreiche zurückgegeben wurde und die frisch bestellten Kornfelder wieder ihren Ertrag in die Vorrathshäuser der hungernden Haupt-
494. stadt lieferten. Drei Jahre nachher bewirkte der heilige Epiphanius, Bischof von Pavia, ein hochverehrter, beredter Prälat, der schon öfters als Fürsprecher zwischen Königen und Fürsten gebraucht worden war, bei dem Burgunderkönig Gundobald, zu dem er mit dem Bischof Victor von Turin in Theoderich's Auftrag als Gesandter reiste, daß die Gefangenen, die einige Jahre zuvor aus Ligurien über die Alpen geführt worden waren, die Einen umsonst, die Anderen gegen ein mäßiges Lösegeld, zurückgegeben wurden, um die verödeten Fluren
Die Alemannen. wieder anzubauen. Den flüchtigen Schaaren der Alemannen, die vor dem Schwerte des siegreichen Frankenkönigs Chlodwig (s. unten) Zuflucht bei den Gothen suchten, wies Theoderich in dem Alpenlande Rhätien, dem heutigen
Theoderich's Friedensbestrebungen. Graubünden, Wohnsitze an, eine feste Vorhut gegen fremde Einfälle. Ueberhaupt war das Streben des weisen und besonnenen Königs dahin gerichtet, die deutschen Fürsten durch Vertrag und Uebereinkunft zu einigen und alle germanischen Stämme in einen großen Völker- und Friedensbund zu ziehen. Zu dem Zweck knüpfte er mit den meisten Königen Bande der Blutsverwandtschaft. So vermählte er eine seiner Töchter mit Sigmund, dem Sohne und Nachfolger des Burgunderfürsten Gundobald, eine andere mit dem Westgothen Alarich; seine Schwester Amalafride reichte ihre Hand dem Vandalenfürsten Thrasamund, wobei tausend edle Gothen, jeder mit fünf streitbaren Waffenträgern sie nach dem afrikanischen Lande begleiteten, eine willkommene Hülfsmacht für das verminderte oder verweichlichte Vandalenvolk; ihre Tochter Amalaberga, ausgezeichnet durch edle Herkunft, gebildete Sitten und weibliche Würde, schloß in der Folge ein Ehebündniß mit Hermanfried, dem Fürsten der Thüringer, deren Sitze sich damals vom obern Main und der Saale bis an die mittlere Donau erstreckten. Er selbst führte die Schwester des mächtigen Frankenkönigs als Gemahlin heim.

Kriege in Gallien. Aber bei Chlodwig überwog die Eroberungssucht die Rücksichten der Verwandtschaft. Taub gegen die Vorstellungen und Drohungen des Schwagers,

überzog er dessen Eidam, den Westgothenkönig Alarich, mit Krieg. Wir werden später den Feldzug kennen lernen, in welchem eine einzige Schlacht das Westgothenreich in Gallien zu Fall brachte, nachdem der König Alarich auf der Wahlstatt gefallen war. Doch bewirkte Theoderich durch sein Kriegsvolk, das 507.
der tapfere Feldherr Ibbas über die Alpen führte, daß der fränkische Eroberer nicht in das ganze Reich eintrat, und daß für Amalarich, den unmündigen Sohn seiner Tochter und des gefallenen Königs, noch ein Theil des väterlichen Erbes auf der Nordseite der Pyrenäen, darunter Carcassonne mit den reichen Schätzen des Volks aus der Gewalt der Franken und des treulosen Halbbruders Gesalich gerettet und mit den spanischen Besitzungen der Westgothen verbunden ward. Theoderich selbst aber bemächtigte sich des südöstlichen Landes bis an die Rhone (Provence) und fügte es dem Königreiche Italien bei. In 511.
dem Kriege zwischen Chlodwig's Söhnen und dem durch innere Zwietracht und Familienfehden geschwächten Herrscherhaus der Burgunder, an welchem Theoderich noch in seinen letzten Lebensjahren als Rächer seines ermordeten Enkels 523.
Theil nahm, erweiterte er diese gallischen Besitzungen noch durch günstig gelegene Landstriche aus dem burgundischen Staatengebiete. So suchte er alle kleineren Fürsten in einem thatsächlichen Protectorat, in einer Art Hegemonie unter seinem väterlichen moralischen Ansehen zu versammeln, sie mit der römischen Cultur bekannt zu machen. Sein Reich und Volk sollte die vermittelnde Brücke bilden zwischen Byzanz und dem Germanenthum.

Theoderich der Friedensfürst.

Aber wenn auch die ungeordnete Weltlage jener Zeit dem Könige der Ostgothen nicht gestattete, seine Regierung frei von Krieg zu halten, so gebührt ihm doch der Ruhm, daß er seinem eigenen Königreiche, das gen Osten über Illyrien bis nach Sirmium an der Donau reichte, den langentbehrten Frieden bewahrte, daß er, so oft unter den germanischen Völkern Zwist und Kampf auszubrechen drohte stets versöhnend zwischen die Parteien trat, und nur gezwungen zum Schwert griff, um sein schiedsrichterliches Vermittlungs-Amt desto nachdrücklicher verwalten zu können. „Mögen andere Könige," läßt ihn Cassiodor sagen, „durch Krieg und Schlachten Beute und halbzertrümmerte Städte gewinnen; unser Vorsatz ist, mit Gottes Hülfe also zu siegen, daß die Unterthanen sich beklagen mögen, unsere Herrschaft zu spät erlangt zu haben." Diese weise und besonnene Staatskunst blieb nicht ohne Anerkennung und heilsame Folgen. „In dem westlichen Theile der Welt," sagt Jordanis, „war kein Volk, das ihm nicht durch Freundschaft oder Unterwerfung huldigte." Die Erzeugnisse der Kunst und Natur, welche ihm die Warner, die oberhalb der Thüringer saßen, und die Aestyer (Esthen), die Anwohner der Bernsteinküste, aus freiem Antrieb sandten, bezeugen, daß sein Name, wie im Süden, so im Norden, gleich sehr geachtet war, und seine eigenen Geschenke und Gegengeschenke können als Beweise gelten, wie viel ihm an der Freundschaft und friedlichen Gesinnung seiner Mitfürsten gelegen war.

Die innere Regierung. Noch rühmlicher und folgenreicher war Theoderich's innere Regierung. „Er sorgte für Gerechtigkeitspflege," bemerkt Prokopius, „erhielt die Gesetze im festen Ansehen und entwickelte das höchste Maaß von Einsicht und männlicher Thatkraft. Er selbst beging beinahe keine ungerechte Handlung gegen seine Unterthanen und gestattete von keinem anderen eine solche, ausgenommen, daß die Gothen denjenigen Theil der Landgüter unter sich theilten, welchen Odoaker seinen Anführern verliehen hatte." In diesen Worten sind die wichtigsten Seiten der Regierung Theoderich's angedeutet: 1. In der Landvertheilung begnügte sich der König mit dem Dritttheil (Tertia oder Sors), welches schon Odoaker angesprochen hatte. Dieses Maaß mochte für die Gothen hingereicht haben, weil der von ihren germanischen Vorgängern geforderte Antheil nicht wirklich hinweggenommen worden und die meisten „herulischen" Loose durch den unglücklichen Krieg wieder in Erledigung gekommen oder an die früheren Besitzer zurückgefallen waren. Daß aber nun die Theilung wirklich und durchgreifend nach gesetzlichen Normen ausgeführt wurde, somit die als widerrechtliche Besitzergreifung angesehene Maßregel Odoaker's zum Vollzug kam, mochte dem griechischen Geschichtschreiber als Unrecht erscheinen. Die Ostgothen bekamen also den dritten Theil alles urbaren Landes in ganz Italien nebst der entsprechenden Zahl von Sclaven zur Bebauung. Die Ansiedelung erfolgte wohl nach Geschlechtsverbänden und fand hauptsächlich im Norden und Nordosten in geschlossener Abgrenzung statt. In so fern sich Ueberreste der Anhänger Odoaker's hie und da erhielten, mögen dieselben größtentheils in colonenartigen Verhältnissen auf den Landloosen der Ostgothen, vielleicht auch römischer Grundbesitzer fortgelebt haben, Einzelne wohl auch im Besitze ihres freien Grundeigenthums geblieben sein. Wo die Vertheilung nicht wirklich vollzogen wurde, mögen die Inhaber das Dritttheil der Einkünfte als einen Erbzins an den Fiscus entrichtet haben, wenigstens wird die von den Gothen erhobene Abgabe römischer Stadtgemeinden von Cassiodor mit demselben Namen „Tertien" belegt.

(Marginal note beside "Seiten der Regierung": 1. Die Landvertheilung.)

Cassiodor. 480—575. (Nach Anderen 468—577.) Bei allen Einrichtungen und Verordnungen wurde der deutsche König von den Rathschlägen eines Mannes geleitet, der alle Vorzüge der Geburt und Bildung vereinigte und die Geschicke seines Vaterlandes auf die heilsamste und zweckmäßigste Weise zu gestalten bemüht war. Dieser Mann war Magnus Aurelius Cassiodorus (Cassiodorius), einer edlen in Bruttien begüterten Familie entsprossen, dessen Vater und Großvater schon hohe Aemter bekleidet und mit ihrem Arme und ihrem Rathe das sinkende Reich unterstützt hatten. Die inhaltreiche Sammlung amtlicher Schreiben (Variarum epistolarum libri XII), die wir noch von Cassiodor besitzen, ist ein sprechendes Zeugniß sowohl von der Geschäftskunde des edlen Römers, als von dem hohen Vertrauen und der Zuneigung des Königs, der ihm die Würde der prätorischen Präfectur, des Patriciats und des Consulats verlieh, ihn zu seinem Geheimschreiber und ersten Minister erhob und sich zur Ausfertigung aller wichtigen Verfügungen seiner Feder bediente. Für diese Auszeichnung zeigte sich Cassiodor nicht undankbar. Indem er die Tugenden und Vorzüge des Gothenvolks und seines Königsgeschlechts verherr-

lichte, suchte er seine Landsleute mit der Fremdherrschaft zu versöhnen und unterstützte somit die Einigungsbestrebungen Theoderich's. Daß diese Landvertheilung nicht gewaltthätig und regellos geschah, sondern nach bestimmten Grundsätzen unter der Leitung römischer Geschäftsmänner, besonders des hochverdienten von Theoderich zum Präfecten erhobenen Liberius, wird ausdrücklich bezeugt. So läßt Cassiodor den König schreiben: „Mit Freuden bemerken wir, daß unser Bevollmächtigter (Liberius) bei der Bestimmung der Tertien beides, die Besitzungen und die Herzen der Gothen und Römer vereinigt hat; denn weit gefehlt, daß die Nachbarschaft, wie gewöhnlich geschieht, Streit veranlaßt, hat der gemeinschaftliche Besitz der Güter die Eintracht befördert. Die Freundschaft der beiden Völker ist durch den Verlust gewachsen und durch den abgetretenen Ackertheil ein Vertheidiger gewonnen worden, der den Bestand des Grundstücks ungeschmälert erhält." Und an einer anderen Stelle heißt es: „Wenn ein zudringlicher Ausländer sich das Landgut eines Römers seit unserer Einwanderung in Italien zugeeignet hat, ohne durch die schriftliche Einweisung unseres Bevollmächtigten dazu berechtigt zu sein, so soll er es ohne Verzug dem ersten Eigenthümer zurückgeben. Ist er aber vor dem genannten Zeitraum in den Besitz des Landes gekommen, und kann er beweisen, daß eine Verjährung von dreißig Jahren obwalte, so wollen wir, daß der Kläger mit seinen Ansprüchen abgewiesen werde."

2. Römische Verwaltung, Gerichtswesen und Gesetze beibehalten.

2. Voll Ehrfurcht für das altrömische Staatswesen und die feste Reichsorganisation, die er während seines Aufenthaltes in Constantinopel kennen und achten gelernt, ließ Theoderich die alte Verfassung, Gerichtsordnung und Gesetzgebung unverändert bestehen. Die Hof- und Reichsämter, die Würde der „Rectoren" oder Provinzvorsteher, der Senat und die städtischen Magistraturen, an ihrer Spitze der „Defensor" und der „Curator", wurden beibehalten und in der Regel mit Römern besetzt; das römische Recht blieb in Geltung, schon deshalb, „weil die höchst einfachen und vielleicht nicht einmal schriftlich abgefaßten Gewohnheitsrechte der Gothen zur Schlichtung der verwickelten Streitigkeiten, die unter den gebildeten Eingebornen eintraten und durch die Aufnahme der Fremden sich mehrten, auf keine Weise auslangen konnten und Theoderich viel zu weise und menschenfreundlich war, um den Besiegten das zu rauben, was ein Volk jederzeit nur widerstrebend aufgibt und die Römer sicher als die empfindlichste Einbuße angesehen haben würden". Das Edict, das Theoderich im siebenten Jahre seiner Herrschaft ausgehen ließ, und das in 44 kurzen Ab- 500.
schnitten hauptsächlich der Beeinträchtigung des Eigenthums, den Unbilden gegen Sclaven und der Verletzung der weiblichen Ehre zu begegnen sucht, war größtentheils früheren römischen Gesetzessammlungen entnommen und hatte offenbar die Absicht, den Uebergang zwischen den beiden Völkern zu vermitteln und die Gothen allmählich zur römischen Gesetzgebung hinüberzuleiten. Dieselbe Absicht, die beiden Völker zu einem Ganzen zu verschmelzen, lag auch der Aufstellung der „Gothen-Grafen" zu Grunde, welche zur Beförderung der Unparteilichkeit in Klagsachen zwischen beiden Völkern den römischen Gerichtspersonen bei Ausübung der Rechtspflege an die Seite gestellt wurden und in den Hauptstädten der Provinzen ihren Sitz hatten.

Diese Absicht geht deutlich aus dem Wortlaut der Verordnung selbst hervor: „In Betracht, daß die Gothen mit Gottes Hülfe unter euch vermischt wohnen, haben wir für nothwendig erachtet, auf daß keine Unordnung, wie zu geschehen pflegt, zwischen den Nachbarn entstehe, einen erprobten Mann als Graf zu euch zu schicken, um mit Berücksichtigung unserer Verordnungen den Streit zwischen zwei Gothen zu entscheiden; wenn aber eine Streitsache zwischen einem Gothen und einem Römer entstehen sollte, so wird er einen rechtskundigen Römer hinzuziehen und den Prozeß auf billige Weise schlichten. Zwischen zwei Römern aber mögen Römer erkennen, die wir als Richter in die Provinzen schicken, auf daß einem Jeden sein Recht gewahrt werde und bei der Verschiedenheit der Richter doch Eine Gerechtigkeit Alle umfasse." Dieses gemischte Gericht hatte also die Bestimmung, die Verschiedenheit des Rechts, wo sie noch bestehen blieb, auf billige Weise auszugleichen. Sah doch Theoderich in der Erhaltung des Rechtsfriedens den schönsten Ruhm der Gothen. Als Berufungsinstanz diente das Hofgericht des Königs. Aehnliche „Gothengrafen zweiten Ranges" gab es auch in den kleineren Städten.

3. Steuerwesen.

3. Wie die Gesetzgebung und Rechtspflege, so scheint auch die römische Steuerordnung in den von den Kaisern ausgebildeten Formen beibehalten worden zu sein. Aus den **Krongütern** oder Domänen wurde ein neues Eigenthum für den König zusammengesetzt und einem Ober-Aufseher (Intendanten) unterstellt, dessen erste Pflicht war, „die Streitigkeiten zwischen den Verwaltern oder Erbzinspächtern der Güter und den Bauern (Colonen) zu schlichten". Die Abgaben und Leistungen bestanden hauptsächlich in Natur-Erzeugnissen zum Unterhalt des Hofes. Nicht unbeträchtliche Einnahmen flossen dem Fiscus aus den königlichen **Hoheitsrechten** (Regalien) zu. Dahin gehörten die Erzgruben und Bergwerke aller Art, Waldungen, vergrabene Schätze, Erbschaften, zu denen sich keine Anverwandten meldeten oder kein letzter Wille entschied, und die eingezogenen Güter der Staatsverbrecher. Die ergiebigste Quelle des öffentlichen Einkommens war die **Grundsteuer**, die in der von Diocletian und Constantin festgesetzten Form auch unter Theoderich fortbestand und die sowohl von den neuen (gothischen) wie von den alten (römischen) Gutsbesitzern erhoben ward. Die Steuer wurde von dem König nach Bedürfniß des Staates festgesetzt und durch die Verwaltungsbeamten in drei Jahresfristen (Indicien) theils in Geld, theils in Naturabgaben eingezogen.

Aus zwei Erlassen ersieht man, daß die Gothen sich dieser ungewohnten Anordnung nur ungern fügten und mit Strenge zur Steuerpflicht angehalten werden mußten. Es zeigt sich, daß von allen Reichen der Völkerwanderung das ostgothische am vollständigsten romanisirt wurde, da im vandalischen und westgothischen Reich die verliehenen Güter (Sortes) steuerfrei waren. Die Domänen des Königs scheinen jedoch auch im Ostgothenreich in der Regel nicht besteuert worden zu sein. Daß bei der Erhebung mancherlei Mißbräuche, Ungerechtigkeiten und Bedrückungen mit unterliefen, geht aus vielen Klagen, Ermahnungen und Drohungen hervor, die in Cassiodor's Aktenstücken erhalten sind; aber man lernt auch daraus, mit welcher Umsicht, Billigkeit und Gerechtigkeit Theoderich alle Verhältnisse erwog, alle Beschwerden zu heben suchte, allen besonderen Umständen Rechnung trug, die Steuerpflichtigen gegen jede Verletzung und

Uebervortheilung zu schützen bemüht war. Besonders nahm er sich der Curialen an, damit die städtischen Aemter nicht gemieden würden.

Neben der Grundsteuer dauerte auch die Gewerbsteuer (Auraria), Chrysargyrum), für Kaufleute und Handwerker, und das Monopolium für das Recht des Alleinverkaufs, so wie eine bestimmte Abgabe beim Kauf und Verkauf beweglicher und unbeweglicher Güter (Accis) aus der kaiserlichen Zeit fort. Die Eingangszölle für überseeische Waaren wurden ermäßigt, da Theoderich vor Allem bemüht war, den erstorbenen Handel von Neuem zu beleben und in Aufschwung zu bringen.

4. Wenn Theoderich in der Verwaltung und Rechtspflege ganz in die Fußtapfen der römischen Kaiser trat, wenn er die Regierung und die Handhabung der Gesetze fast ausschließlich den an Bildung und Geschäftserfahrung seinem eigenen Volke weit überlegenen Eingebornen übertrug, so ging er dagegen im Kriegswesen ganz seine eigenen Wege, so blieb er stets im Felde wie in seiner Hauptstadt Ravenna der Heerkönig und Kriegsfürst der gothischen Wehrmannschaft. Mochte er selbst als oberster Führer an der Spitze seiner Heere ausziehen, mochten in seinem Namen erfahrene Feldherren die Kriegsschaaren in den Kampf führen, überall folgten nur germanische Streiter dem ruhmreichen Gothenbanner; überall begegnet man nur der altgermanischen Heerordnung, Waffenführung und Kampfart. Kein Römer fand Aufnahme im gothischen Heer; nur Gothen durften Waffen tragen und sich zum Kriege vorbereiten. Für die Heerdienste erhielten die Kriegsmänner außer der Dotation an Grundstücken vom Staate Ausrüstung und Verpflegung in Naturalien und Geld. 4. Heerwesen.

„Alles deutet an," bemerkt Manso, „daß die Ostgothen in kriegerischer Beziehung ihre volle Selbständigkeit behaupteten, und die, so Jahre lang im Solde der Römer-Griechen fremden Fahnen gefolgt waren, nun ihre eigenen aufgepflanzt haben und, wie Tapfern gebührt, aus Dienenden Befehlende geworden sind." Nur an Gothen erging, wenn ein Kampf drohte, der Aufruf, sich zusammenzuziehen und an die bestimmten Sammelplätze zu eilen; nur Gothen bildeten die Besatzung der festen Orte, nur Gothen wurden zu Feldherren ernannt. „Wir werden den Gothen und Römern gleiche Gerechtigkeit und gleiche Milde angedeihen lassen," sprach einer der Nachfolger Theoderich's; „beide sollen sich gemeinsamer Rechte freuen und kein anderer Unterschied zwischen ihnen stattfinden, als daß die Gothen die Beschwerden des Krieges für das gemeine Wohl übernehmen und die Römer in sicherer Wohnung sich mehren."

Handel, Gewerbthätigkeit, Ackerbau und die Künste des Friedens waren den alten Bewohnern überlassen, die Waffenführung und die Kriegsehre blieben das Vorrecht der deutschen Eroberer. Gothische Herzöge (Duces) und Grafen (Comites) schützten als Feldoberste und Feldhauptleute die Grenzländer Rhätien und Dalmatien; die königlichen Zeughäuser und Werkstätten standen unter der Aufsicht eines gothischeu Waffenvorstehers; deutsche Haustruppen zu Fuß und Roß und ausgezeichnet durch Rang und Ehrensold bewachten und

beschützten unter der Leitung eines „Hausgrafen“ die Person des Königs und seinen Hof.

Die Truppen im Felde und die Besatzungsheere empfingen Lebensmittel und Löhnung; eben so die fremden Miethsoldaten, damit sie nicht die Provinzbewohner bedrückten oder beraubten. Zur Bemannung der neuerrichteten Flotte dagegen, auf die Theoderich große Sorgfalt verwendete, wurden Eingeborne, Freie und Sclaven angeworben.

Blühender Zustand Italiens unter Theoderich.

Theoderich's Regierung war durch den langen Frieden wie durch die treffliche Fürsorge des Königs ein großer Segen für Italien, das unter ihm wieder zu Wohlstand und Glück emporstieg. Die Zertheilung der großen Landgüter in kleine Freiloose, an deren Bestellung auch der Gothe allmählich sich gewöhnte und Lust fand, hob den tiefgesunkenen Feldbau; durch Austrocknung morastiger Gegenden, besonders der pomptinischen Sümpfe, die so oft der Gegenstand der Fürsorge römischer Obrigkeiten gewesen, wurde dem Ackerbau neuer Boden geschaffen, und durch zweckmäßige Verordnungen und Vorkehrungen dem Getreidemangel gesteuert, unter dem Rom und Ravenna so häufig zu leiden hatten. Gleichheit des Maaßes, Gewichtes und der Münze, treffliche Straßen, von keinen Räuberbanden beunruhigt, bequeme Küsten- und Flußschiffahrt, Kanäle und Häfen, für deren Reinigung und Herstellung Theoderich eifrig beflissen war, belebten den inneren Verkehr; mäßige Zölle, Begünstigung und liebreiche Aufnahme der Fremden förderten den Handel nach Außen, nach Spanien und Griechenland. Die Grenzen waren durch feste Burgen und Besatzungen geschützt, die öffentlichen Gebäude, Wasserleitungen, Bäder, Amphitheater, Monumente wurden sorgfältig hergestellt und gegen Verfall und Zerstörung geschützt. „Rom ist wieder jung geworden,“ ruft ein Zeitgenosse aus, „und mag von Neuem sein Wolfsfest feiern.“ Selbst Bildung und Gelehrsamkeit erfreuten sich seines Schutzes; nicht nur, daß kenntnißreiche Römer, besonders Glieder der senatorischen Adelsgeschlechter, zu den höchsten Staatsämtern und Gerichtsstellen aufstiegen, er sorgte auch für die öffentlichen Lehranstalten in Rom, Ravenna u. a. O. durch Anstellung fähiger Lehrer für Rechtswissenschaft, Heilkunde, Sprache u. A. Auch die Volksbelustigungen, mit Ausnahme der rohen Gladiatorenkämpfe, wurden in Rom und anderen angesehenen Städten mit neuem Glanze und Eifer aufgeführt. Die Thierkämpfe in der Arena, die Wettrennen im Circus, die mimischen Darstellungen im Theater ergötzten wieder die schaulustige Menge, nur daß Theoderich dem Uebermaaß und allen Ausschreitungen zu wehren suchte. Bei seinem ersten Besuch in Rom im Jahre 500 lohnte er den feierlichen Empfang durch Gaben und Getreidespenden an die leichtsinnige und träge Volksmasse.

Die Schattenseiten.

So wurden alle Seiten des altrömischen Cultur- und Staatslebens in dem Ostgothenreich mit Sorgfalt gepflegt. Aber wenn Theoderich glaubte durch die Verschmelzung verschiedenartiger Elemente ein gesundes und harmonisches

Ganze zu schaffen, so erfuhr er bittere Täuschungen. Die Vereinigung der Römer und Germanen war eine äußerliche und oberflächliche, die nur bewirkte, daß bei den ersteren der Todeskampf und die Leiden des unvermeidlichen Untergangs sich verlängerten, bei den letzteren die naturwüchsige Kraft und die ursprüngliche Sitte und Einfachheit durch den Einfluß römischer Verderbniß und Verfeinerung sich allmählich verloren. Die Gothen bildeten eine Art Kriegerkaste, die mit der alten Bevölkerung sich nie zu einem wahren Ganzen vereinigte. Nur selten wurden Ehen zwischen ihnen geschlossen und in allen inneren und wesentlichen Beziehungen blieben sie geschieden: durch Sprache, Sitte, nationale Rechtsgewohnheiten, am meisten aber durch die Religion. — An diesem Zwiespalt ging das ostgothische Reich in Italien zu Grunde. „Weil Theoderich es nicht wagte die morsche Hülle des Kaiserstaats zu zertrümmern, oder nicht vermochte die römische Bildung zu bewältigen, so blieb der innere Gegensatz gefährlich bestehen, um sich wieder aufzuthun und auszukämpfen, wenn keine überlegene Gewalt ihn mehr fesselte und ein Angriff von Außen, von römischer Seite her, ihn aufs Neue entzündete." Und während die italisch-romanische Bevölkerung bei ihren alten Ueberlieferungen und Einrichtungen beharrte und das Gefühl nationaler, politischer und religiöser Zusammengehörigkeit ihr Einigkeit und Kraft gab, erlitt der alte germanische Volksstaat in der gothischen Ansiedelung einschneidende Veränderungen. Die Königsgewalt verstärkte sich, die Volksversammlungen mußten schon wegen der räumlichen Entfernung der Wohnsitze wegfallen; der alte Volksadel ging in einen neuen Dienst- und Hofadel über, der im Palatium des Königs seinen Mittelpunkt hatte; die Zahl der Gemeinfreien nahm ab, viele traten in das Verhältniß von Colonen oder gutshörigen Leuten.

Verfall der Cultur u. des Geschmacks.

Wie in späteren Jahrhunderten die deutschen Kaiser, so fand auch Theoderich mehr Gefallen an der römischen Cultur, an den Künsten und Wissenschaften des Südens, als an dem rauhen Wesen der Gothen und den Sitten und Gewohnheiten der Väter. Während die alten Heldenlieder allmählich verstummten, nahm der Hof von Ravenna mehr und mehr die Formen des abgelebten Roms an. Der König bewunderte die alte Bildung, von der doch nur dürftige Strahlen ohne erwärmende Kraft in seine Seele drangen, er folgte bei seinen Bauwerken dem gesunkenen Geschmack der Zeit und äußerte sein Wohlgefallen an den verkünstelten Schöpfungen eines entarteten Geschlechts, das nicht mehr die geistige Kraft besaß, das hinwelkende Culturleben zu erfrischen. Es freute ihn, daß der Bischof E n n o d i u s von Pavia, der Epigramme und Gedichte im Geiste des griechisch-römischen Heidenthums verfaßte und in seinen zahlreichen Briefen manche helle Streiflicher auf das Leben und die Geschichte seiner Zeit warf, in einer Lobrede (Panegyricus) den großen Ostgothenkönig in schwülstigen Schmeichelworten verherrlichte. Die beiden geistlichen Freunde des Ennodius, Theoderich's Leibarzt E l p i d i u s und der Notarius A r a t o r verfaßten religiöse Gedichte über die Wohlthaten Christi und der Apostel. Theoderich's Bemühen, die Reste der alten Kunst und Bildung zu pflegen und zu erhalten, hinderte weder das überhand nehmende Verderben der Sprache, noch den Verfall des Geschmacks, noch den Untergang der Wissenschaften und gründlichen Kenntnisse. „In die Sprache drangen immerfort fremdartige Stoffe, neu geprägte Wörter, schwankende Bezeichnungen und

unlateinische Wendungen und Verbindungen. Der Geschmack beugte je länger je mehr von der Linie der Natur und Wahrheit ab, gefiel sich einzig in Uebertreibung und Schwulst und jagte nicht blos in der feierlichen Rede, sondern selbst in amtlichen Verfügungen und Bescheiden nach Schimmer und eitler Gelehrsamkeit. Die Wissenschaften endlich, statt ihren Kreis zu erweitern, schrumpften ganz eigentlich zusammen und verkannten ihre Bedeutung und Würde. Ueberall offenbart sich Beschränktheit und jene Richtung, die den Bedarf des Lebens und des Staates für ihr höchstes Ziel nimmt." So emsig Theoderich baute, verschönerte, besserte und kunstfertige Hände beschäftigte, so vermochte er doch in den Künsten so wenig als in den Wissenschaften eine neue Blüthe hervorzurufen. „Seine Kunst war klein im Großen und groß im Kleinen, im Kräftigen übermäßig und geziert im Zierlichen." Wohl liefern die Kirchenbauten in Ravenna und in der Hafenstadt Classe (San Vitale, San Apollinare) mit ihren reichen Mosaikdarstellungen, so wie das Grabmal und der Palast Theoderich's den Beweis, daß die Gothen nicht ohne Erfolg die Vorbilder byzantinischer und römischer Kunstfertigkeit nachgeahmt haben. Dennoch ist die Klage eines Epigonen nicht unbegründet: „Den vergangenen Jahrhunderten gab der Herr der Welt Kraft und Gaben zu echter Kunst, jetzt ist der Same verdorrt und der Saft vertrocknet." Selbst christliche Schriftsteller und Dichter fühlen Gewissensbeklemmungen, daß ihnen die Literatur des Heidenthums mehr galt als die heiligen Schriften.

Theoderich's Stellung zu der kath. Kirche.

Es gehörte zu den wunderbaren und eigensinnigen Verkettungen des Schicksals, daß die Eroberer Italiens nicht nur in Sitten, Denkart und Sprache den Besiegten unähnlich waren, sondern daß sie auch in den Vorstellungen von Gott und in der Lehre von der Dreieinigkeit von der rechtgläubigen Kirche abwichen, daß sie in den Augen der Römer Ketzer waren, welche den echten Christenglauben befleckten. Durch nichts sah sich Theoderich in seinem Bestreben, die beiden Völker zu verschmelzen, mehr gehemmt, als durch die Verschiedenheit des christlichen Glaubensbekenntnisses. Wie sehr auch der Gothenkönig, welcher auch in den Beziehungen zur Kirche als Nachfolger des Kaisers auftrat, seine Gerechtigkeitsliebe und seinen duldsamen Sinn gegen Andersgläubige durch zahllose Beweise beurkundete, wie sehr er die katholische Kirche in ihren Rechten und Privilegien schützte, ihren Klerus ehrte, ihr Asylrecht anerkannte, ihre Heiligthümer mit werthvollen Gaben schmückte, es gelang ihm nicht den Haß und Argwohn der Rechtgläubigen zu tilgen. Sie grollten ihm, daß er die Juden gegen christliche Verfolgungssucht und Bedrückung in Schutz nahm, daß er die Klagen und Rechtshändel der Geistlichen den weltlichen Gerichten zur Entscheidung zuwies, daß er den Uebergriffen des Klerus in die Rechte des Staats und in das Eigenthum der Laien Schranken setzte. So sehr er es auch vermied in die inneren Angelegenheiten der Kirche einzugreifen und bei einer streitigen Papstwahl nur nach dem eigenen Wunsch der hadernden Parteien sich einmischte und mit der größten Schonung und Gerechtigkeit sein schiedsrichterliches Urtheil zu Gunsten des von der Mehrzahl gewählten Bischofs (Symmachus) fällte, so legte der orthodoxe Klerus doch nie seine Abneigung gegen den arianischen König ab. Ein Synodalbeschluß erklärte das von Odoaker aufgestellte Gesetz, wonach kein römischer Bischof ohne des Königs Berathung und Zustim-

mung ernannt werden solle, für unkirchlich und nichtig, ein für die Macht und Selbständigkeit des geistlichen Oberhauptes folgenwichtiger Entscheid. Die feindselige und mißtrauische Stimmung wuchs, als in Constantinopel der Nachfolger des Kaisers Anastasius, Justinus I., ein alter Kriegsmann von niedriger Herkunft und schwachem ungebildeten Geiste, sich auf Anstiften seines Neffen Justinianus zum Verfechter der kirchlichen Rechtgläubigkeit aufwarf, und um alle Häretiker mit desto größerem Erfolg ausrotten zu können, die Aussöhnung der griechischen und römischen Kirche eifrig betrieb. Theoderich, schwer gekränkt durch die Verfolgungen, welche der byzantinische Hof über seine arianischen Glaubensgenossen im Morgenlande verhängte, suchte durch eine feierliche Gesandtschaft von vier erlauchten Senatoren, an ihrer Spitze der neue Papst Johannes, den Kaiser 524.
zu einem milderen Verfahren zu bewegen. Die hohe Verehrung, mit welcher der Bischof in Constantinopel empfangen wurde und die Wirkungslosigkeit der Bitte füllte das Herz des Gothenkönigs mit Groll und Argwohn. In dieser Stimmung wurde ihm von einem hochgestellten Hofbeamten hinterbracht, daß

Hinrichtung des Boethius und Symmachus.

der Consular und Patricier Albinus mit dem griechischen Kaiser einen hochverrätherischen Briefwechsel zur Vertreibung der arianischen Gothen aus Italien unterhalte, und daß die zwei angesehensten, wegen ihrer Bildung, Tugend und Rechtschaffenheit allgemein verehrten Senatoren Boethius und Symmachus, die von Theoderich zu wichtigen Geschäften verwendet, zu den höchsten Ehrenstellen erhoben und mit seinem ganzen Vertrauen beehrt worden, in die Verschwörung verflochten seien oder sie doch billigten. Empört über den römischen Undank und die italienische Falschheit, ließ Theoderich die Schuldigen ins Gefängniß legen. Boethius, aus dem vornehmen Geschlechte die Anicier, theilte mit Cassiodor außer der hohen Abkunft auch die gelehrte Bildung, die er in Rom und Athen sich durch ernste Studien erworben, die literarische Thätigkeit, die er der Erforschung philosophischer und religiöser Wahrheiten widmete und das vaterländische Streben, die Wohlfahrt des Volkes nach Kräften zu fördern. Aber eigene Unvorsichtigkeit, der Neid der Höflinge und der Argwohn des Königs stürzten den letzten der Römer, „welchen Cato und Cicero als ihren Landsmann anerkannt haben würden", von der Höhe irdischer Glückseligkeit in den Abgrund des Unglücks. Während er im Kerker zu Pavia schmachtete, ohne daß man ihm durch ein gerichtliches Verhör Gelegenheit zur Rechtfertigung gegeben hätte, wurde von dem zitternden Senat das Urtheil des Todes und der Vermögenseinziehung über ihn ausgesprochen und nach einigem Bedenken von dem über die fortdauernden conspiratorischen Umtriebe erbitterten König bestätigt. Die Henker erstickten ihn darauf mit einem um seinen Hals geschlungenen Strick und kamen dem zögernden Tod durch Keulenschläge zu Hülfe. Kurz vor seinem Ende verfaßte er im Gefängniß die Schrift: „Tröstung der Philosophie", ein goldenes Buch, auf frommer heidnischer Weisheit aufgebaut, das die Erhebung und Beruhigung, die es dem Verfasser in seinen

Leiden gewährte, in viele empfängliche Gemüther goß. Der laute Schmerz, den sein Schwiegervater Symmachus, ein Abkömmling jenes muthigen Vertheidigers der Victoriastatue (S. 597), und einem Geschlechte angehörend, welches noch einmal das sinkende Heidenthum neu zu beleben suchte, und durch Verbesserung der Handschriften für Erhaltung der alten Literatur thätig wirkte, über den Tod des edlen Eidams kund gab, brachte auch ihm Verderben. Damit er nicht Gedanken der Rache nähre, wurde der greise Senator von Rom nach Ravenna geschleppt, um dort dasselbe Schicksal zu erleiden. Diese Härte zog dem großen Gothenkönig den unversöhnlichen Groll der Römer zu und trübte den Abend seines Lebens durch die Gefühle der Reue und Schuld, so daß er nach einer ruhmvollen Regierung von 33 Jahren kummervoll in das Grab sank, das
26. Aug. 526. er sich an einer erhöhten Stelle zu Ravenna aus mächtigen Quadern hatte errichten lassen. „Ein widerrechtlicher Eindringling war Theoderich freilich," sagt Prokopius, „aber ein wahrer König, der Keinem von allen nachstand, die sich je auf dem Throne rühmlich auszeichneten. Er genoß die Liebe der Gothen, und auch bei den Italienern stand er in hohem Ansehen, ganz gegen die Sitte der Sterblichen: denn da in Staatseinrichtungen die Menschen verschiedene Wünsche hegen, so geschieht es immer, daß der Inhaber der Gewalt denen gefällt, welchen seine Handlungen zusagen, dagegen diejenigen kränkt, von deren Meinung er abweicht." Daß das Letztere jedoch auch bei Theoderich eintraf, lehrten die nächstfolgenden Jahre. Bald nach seinem Tode wurde die Asche des „fluchwürdigen Ketzers", die seine edle Tochter Amalasuntha in einer Porphyrvase unter dem großen Granitblock verborgen hatte, aus dem Riesensteine herausgeworfen und in alle Winde zerstreut; aber auch das leere Mausoleum blieb ein redendes Denkmal, und in jenem weisen und starken Amelungen „Dietrich von Bern", der im Heldenlied und in der Sage von Geschlecht zu Geschlecht fortgelebt hat, erkannten die Nachgebornen die hohe und ernste Gestalt des großen deutschen Friedensfürsten. Das Gothenreich wurde seinem Willen gemäß unter seine beiden Enkel getheilt. Das gallische Land jenseit der Rhone vereinigte Amalarich mit den westgothischen Besitzungen in Spanien; der zehnjährige Athalarich, den Amalasuntha ihrem Gemahl, einem edlen Gothen aus dem Geschlechte der Amaler, in kurzer Ehe geboren, sollte unter der Leitung der Mutter das großväterliche Erbe in Italien beherrschen.

Boethius geb. zwischen 475 und 480. † 524. Boethius (Anicius Manlius Torquatus Severus) ist der letzte Stern der römischen Literatur. Während er den Gothenkönig in der Verwaltung des Staats durch Rath und That unterstützte, verwendete er seine freie Zeit zur Abfassung wissenschaftlicher Werke, die durch das ganze Mittelalter im höchsten Ansehen standen. Unter seinem Namen besitzen wir eine Reihe theologischer Schriften, in denen er die ketzerischen Lehrmeinungen der Arianer, Nestorianer und Eutychianer bekämpfte und mit aristotelischen Formeln den Lehrbegriff der orthodoxen Kirche über die „Dreieinigkeit" zu erklären und zu rechtfertigen suchte. Von größerer Bedeutung sind seine Uebersetzungen und Erklärungen der philosophischen Schriften der Griechen, besonders

des Aristoteles und Plato, deren Lehren er zu verbinden suchte, und die Bearbeitungen älterer griechischen Werke mathematischen und anderen Inhalts. Wenn seine theologischen und philosophischen Werke den Grund zur Scholastik des Mittelalters legten, so dienten seine größtentheils aus Uebersetzungen griechischer Werke hervorgegangenen Schriften über Geometeie (nach Euklides), über Musik (nach den Pythagoreern), über Arithmetik (nach Nikomachus), über Astronomie (nach Ptolemäus), über Grammatik, Rhetorik und Dialektik (nach Aristoteles) als Lehrbücher über die sieben freien Künste, die im Mittelalter als die Grundlage der gesammten Schulbildung galten und die Summe der „Kreisbildung" für die jungen Leute von Stand umfaßten. Die letzten drei Wissenschaften (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) bildeten das „Trivium" für die unteren Klassen oder Trivialschulen; die vier ersten gaben den Lehrstoff für das „Quadrivium" oder die vier höheren Klassen. Den höchsten Ruhm erwarb Boethius sich durch zwei Werke. Das eine ist sein Werk über Musik in fünf Büchern: De institutione musica, welches in der musikalischen Literatur des nächsten Jahrtausends den ersten Platz einnahm und als das Grundbuch der gesammten Gelehrsamkeit dieses Faches angesehen wurde. Bei den Mönchen des Mittelalters hieß der Autor des genannten Werkes deshalb nur der „goldene Boethius", den jeder copirte und commentirte. Die irrthümliche Meinung, als ob in seinem Werke eine treue Darstellung der altgriechischen Musik enthalten sei, erhöhte wesentlich den Ruhm desselben. Als Boethius schrieb, gehörte aber die wirkliche griechische Musik bereits vollständig der Vergangenheit an. Was er von der Praxis derselben in seinen Tagen noch erfahren konnte, war nur geeignet, ihn irre zu leiten, und hat ihn auch vollständig irre geleitet. Ein „Musiker" ist nach seiner Meinung (siehe Buch I, Cap. 34) nicht der Componist, und auch nicht der vortragende Sänger und Spieler, sondern der eigentliche Musiker ist der theoretisirende Gelehrte und Kritiker. Eine solche Ansicht konnte sich nur zu einer Zeit bilden, wo die praktische Musik so gesunken und verwildert war, wie es damals der Fall gewesen sein muß. Der contemplative Boethius hielt sich natürlich an die Theorien der Pythagoreer und gab seinem Musikbuche eine Fassung, daß man glauben muß, es sei seine Absicht gewesen, in demselben ein Seitenstück zu seinem Werke über Arithmetik (De institutione arithmetica) zu liefern. Dieses Absehen von der lebendigen Kunst war es aber vornämlich, wodurch das berühmte Buch den musikalischen Klosterleuten so anziehend wurde, denn sie befanden sich der Kunst gegenüber ganz in der Lage ihres gepriesenen Lehrmeisters. Das andere, gleich berühmte, aber noch weit allgemeiner verbreitete Werk des Boethius war die bereits erwähnte Trostschrift in fünf Büchern: De consolatione philosophiae, in welcher poetische Stücke in die prosaische, mitunter rhetorische Darstellung eingestreut sind. Das Ganze ist in die Form eines Gesprächs gekleidet zwischen Boethius und der persönlich eingeführten Philosophie. Die himmlische Führerin tröstet den Gefangenen mit dem Glauben an eine göttliche Weltregierung über den Wechselfällen des Erdenlebens; sie lehrt ihn, daß bei der Hinfälligkeit aller irdischen Güter der Mensch sein Glück nur im Unvergänglichen suchen müsse und daß dieses nur in der Tugend zu finden sei, weshalb der Böse stets unglücklich, der Gute allein glücklich zu nennen sei. „Von der Erde erhob sich dann Boethius zum Himmel, um das höchste Gut zu suchen, durchforschte das metaphysische Labyrinth des Zufalls und des Schicksals, der Vorausbestimmung und der Freiheit des Willens, der Zeit und Ewigkeit und bestrebte sich hochherzig die vollkommenen Eigenschaften der Gottheit mit den scheinbaren Unordnungen seiner moralischen und physischen Regierung in Einklang zu bringen." So ist diese Schrift, welche sich zur Aufgabe gestellt hat, die Vereinigung der göttlichen Güte mit der Zulassung des Uebels, der göttlichen Vorsehung mit der menschlichen Freiheit nachzuweisen, eine Art Theodicee geworden, auf-

gebaut auf einer allgemein menschlichen und philosophischen Grundlage ohne Beimischung specifisch christlicher Glaubenslehren. Die Sprache ist rein und fließend, den Mustern der klassischen Zeit nachgebildet, die poetischen Stücke zeichnen sich aus durch Leichtigkeit und Wohlklang der Verse bei strenger Beobachtung der metrischen Gesetze. Die Darstellung ist würdig und edel gehalten. Durch dieses Buch, das im Mittelalter in alle Sprachen übersetzt wurde, hat Boethius in den Tagen des Untergangs der alten Cultur für das neue Geschlecht den Samen einer wahrhaft schönen und edlen Schwärmerei ausgesäet, durch welche später Barbarei und Fanatismus gemildert wurden. „Er hat in den rohen Zeiten des Mittelalters Tausenden von Leidenden der Weisheit Trost ins Herz gegossen, und wenn harte Gewalthaber sie wie ihn mit grausamem Tod vertilgten, ihnen den Himmel offen gezeigt, den jeder Edle in sich trägt; er allein hat die Unglücklichen in den öden Steppen rauher Wirklichkeit auf das Land der Möglichkeit hingewiesen und ihnen da, wo die Selbstsucht der Halbbarbaren eine furchtbare Wüste schuf, ewig grünende Auen der Hoffnung und der Liebe bereitet". Der Geist des Boethius lebte fort, um einen Strahl von Wissen über die finstersten Zeitalter der lateinischen Welt auszugießen; die Schriften des Philosophen wurden von Alfred dem Großen ins Angelsächsische übersetzt und der deutsche Kaiser Otto III. ließ die Gebeine des zum Heiligen erhobenen „Märtyrers" nach einem ehrenvollen Grabe bringen.

Cassiodor und Jordanis.

Auch Cassiodorus war für die Bildung des Mittelalters von hoher Bedeutung. In seinem Alter (vielleicht unter Vitiges) zog er sich von den Staatsgeschäften zurück, um in dem von ihm in der Nähe seiner Vaterstadt erbauten Kloster Vivarium ein beschauliches, den Wissenschaften geweihtes Leben zu führen. „Cassiodor," bemerkt Köpke, „ist der Mann der altklassischen Schule, noch im Besitz der vollen Gelehrsamkeit der letzten Kaiserzeit, für ihn ist sie kein todter unverstandener Buchstabe. Wie geschmacklos und schwülstig seine Schreibart sein möge, wie verschieden von den Vorbildern, die er unaufhörlich im Munde führt, er ist ein Römer, ist Herr seines Wissens und seiner Sprache." Seine Schriften, in denen er die Trümmer der alten Wissenschaft für die Kirche zu retten suchte, sind mannichfachen Inhalts. Außer der erwähnten Brief- und Urkundensammlung verfaßte er eine „kurze Chronik" von Erschaffung der Welt bis zum Jahre 519 und eine „Geschichte der Gothen" in einer „Blüthenlese ihrer glücklichen Thaten", in zwölf Büchern*). Aus diesem letzteren nicht erhaltenen Werke, worin Cassiodorus alles Rühmliche, was sich von dem Alter und den Thaten des Gothenvolkes und seinem erlauchten Königshause in Sage und Geschichte vorfand, sorgfältig zusammenstellte, hat Jordanis (in manchen Handschriften auch Jornandes genannt), ein vornehmer, dem Königsgeschlechte der Amaler verwandter Gothe des sechsten Jahrhunderts seine „Geschichte der Gothen" (c. 550) verfaßt, wobei er neben dieser Hauptquelle und einigen anderen Schriftstellern, wie dem (verlorenen) Geschichtschreiber Ablavius, auch die heimischen Sagen und Heldenlieder des Volkes in den älteren Perioden benutzt zu haben scheint. „Cassiodorus hat die Amaler mit dem vollen Ruhme ihrer Herkunft wieder ans Licht gestellt" (läßt sich der König Athalarich in einem Briefe an den Senat vernehmen), „indem er klärlich nachwies, daß wir bis in die siebenzehnte Generation von königlichem Stamme sind. Er hat die Herkunft der Gothen zu einer

*) Gothorum historiam defloratis prosperitatibus condidisti, lautet die Notiz darüber. Während Wattenbach diese Worte in dem angegebenen Sinne deutet, erklärt sie Köpke auf eine Zeit, „da das Glück der Gothen dahingewelkt sei", und Bessel will sie auf Cassiodor selbst beziehen, so daß die Meinung sei: „die Geschichte der Gothen hast du mit auserlesenem Glück (Erfolgen) geschrieben".

römischen Geschichte gemacht, und die Blüthenkeime, welche bis dahin auf den Gefilden der Bücher hier und dort zerstreut waren, in einen einzigen Kranz gesammelt." — Ferner schrieb Cassiodor eine Kirchengeschichte in zwölf Büchern (historia ecclesiae tripartita), ein Auszug aus den älteren griechischen Kirchenhistorikern, der neben der lateinischen Uebersetzung des Eusebius von Rufinus das Hauptlehrbuch für die Geistlichkeit des Abendlandes im Mittelalter und nebst der „Chronik" das Muster für die mönchische Geschichtschreibung der Folgezeit bildete. Auch die oben erwähnte Eintheilung aller nöthigen Schulwissenschaften nach den sieben freien Künsten wurde von ihm in einer eigenen Schrift (de septem disciplinis) empfohlen. Zu seinen ersten Schriften im Kloster gehört ein Commentar über die Psalmen, zu den letzten das Buch über die Orthographie. Außer seinen schriftlichen Anweisungen erwarb sich Cassiodor auch dadurch große Verdienste um die Hebung und Veredlung des Mönchwesens, daß er zuerst die Klostergeistlichkeit zu wissenschaftlichen Beschäftigungen hinführte, daß er in seinem eigenen Kloster ein Vorbild aufstellte, wie die Brüder neben den religiösen Uebungen und den körperlichen Arbeiten in der Landwirthschaft und Obstcultur sich auch durch Unterricht und die Pflege der Wissenschaften um die Menschheit verdient machen könnten. Dadurch wurden manche Klöster in den finsteren Zeiten, die bald nachher über das Abendland hereinbrachen, die Pflanzstätten der Cultur. — Auch Jordanis trat später in den geistlichen Stand und starb wahrscheinlich als Bischof von Kroton. Der leitende Gedanke seines Geschichtswerkes ist darzuthun, „daß nur in der friedlichen Einfügung des Gothenvolkes in das römische Reich die Möglichkeit und Hoffnung einer gedeihlichen Zukunft für dasselbe vorhanden sei". So hat der Römer Cassiodor den Stolz seines Lebens darin gefunden, ein gothisches Herrscherhaus in Italien zu errichten, während der Gothe Jordanis die Umwandlung des Gothenreiches in eine römische Provinz als ein glückbringendes Ereigniß begrüßte. Dem katholischen Glauben ergeben, mußte Jordanis, im Gegensatz zu seinen arianischen Volksgenossen, „mit der Einheit der Kirche auch die Einheit des weltlichen Reiches erstreben".

2. Das römische Abendland.

A. Die Franken und Burgunder.

a. Die Gründung des Frankenreichs in Gallien.

Wir haben in den früheren Blättern gesehen, wie die Franken von den Mündungen des Rheins und der Schelde allmählich südwärts ziehend die fruchtbaren Gefilde an der Maas und Sambre besetzten und bald im Bunde mit Rom, bald dasselbe bekriegend ihre Besitzungen bis an die Somme ausdehnten. Ursprünglich in mehrere Stämme und Völkerschaften unter eigenen Fürsten oder Königen gespalten, hatten sie sich allmählich zu zwei Hauptgruppen geeinigt, den Saliern im belgischen Gallien um den Hauptsitz Doornik an der Schelde, und den Ripuariern oder Uferfranken, deren Sitze sich von Köln bis Mainz und an die Mosel erstreckten. Ob die Stammhäupter, die als Heerführer im Dienste der Römer oder im Kampfe wider sie ins Feld zogen, in der Heimath nur Fürsten oder Aelteste von Gauen oder Hundertschaften waren, oder alte Volkskönige, ist eine streitige Frage. Doch handelten Salier und Ripuarier.

die Frankenhäupter bei ihrem geschichtlichen Auftreten mit dem vollen Selbstbewußtsein von Königen, wie sie von den römischen Schriftstellern auch genannt werden. Unter den ältesten Königen, die als Zeichen ihrer Würde und Geburt ihr blondes Haar in geringelten Locken über die Schultern wallen ließen, während die übrigen Franken das ihrige abschnitten, wurden neben Clodio besonders Pharamund („Geschlechtshaupt") und Merovech (Merovänus) in der geschichtlichen Sage als Vorkämpfer des Volkes gefeiert, so daß jener als der erste Frankenkönig, dieser als der Stammvater des Herrscherhauses der Merovinger oder Merwinger in Geschichte und Tradition den späteren Geschlechtern überliefert ward. Als Sohn des Merovech galt Childerich, jener stattliche und ritterliche Waffenfürst, den einst, wie die alte Volksüberlieferung meldet, die Franken, weil er ihre schönen Töchter verführte, vertrieben und den römischen Befehlshaber an seine Stelle erhoben (S. 677). Acht Jahre lang, so mögen geschichtliche Volkslieder erzählt haben, lebte Childerich als Gastfreund bei den Thüringern, und als ihn die Franken zurückriefen und in seiner Würde wieder herstellten, da verließ Basina, die Gemahlin des Thüringerkönigs, das Hoflager ihres Gatten und floh in die Arme des geliebteren Mannes nach Doornik. Dort gebar sie dem tapfern König den Chlodwig (Chlodovech), der in der Folge alle Franken an Tapferkeit, Ruhm und Unternehmungsgeist übertraf. Wenn noch im 4. Jahrhundert die Franken so wild und treulos waren, daß Constantin vermeinte, sie nur durch Schrecken bändigen zu können, und deshalb viele Gefangene, darunter die beiden Fürsten Askarich und Gaiso, den wilden Thieren vorwerfen ließ, weil sie nicht wie andere Barbaren zum Anbau des Landes, zum Kriegsdienst oder als Sclaven verwendet werden konnten, so hatte sich diese Wildheit durch den Einfluß der römischen Cultur wesentlich gemildert. Das gemeinsame Interesse führte die Römer und Franken einander näher. Bei Attila's Heereszug standen fränkische Kriegsschaaren auf Seiten des Aëtius; von der Zeit an zählten die salischen Franken zu den Bundesvölkern Roms; sie führten seine Kriege und schlugen seine Schlachten. Mit den Römern verbündet, durchzog der König Childerich ganz Gallien nach allen Seiten; er besiegte mit ihnen die ketzerischen Westgothen, die britischen und sächsischen Seeräuber, die plündernden Alemannen. „Obgleich noch Heide, ist Childerich mit seinen Franken doch bereits dem ganzen Lande wohlbekannt, aber nicht mehr als der wildeste aller Feinde, sondern als Retter und Beschützer. Man freute sich des alten Hünen wo man ihn sah hoch zu Roß, in reicher und prächtiger Rüstung, das ganze Geschirr seines Pferdes bedeckt mit goldenen Bienen von römischer Arbeit. Und nicht allein das Schwert wußte er zu brauchen, sondern auch Schreibtafel und Griffel; sein Siegelring führte die Inschrift: „Childerici Regis". In Doornik (Tournay) wurde sein Grab entdeckt.

Childerich der Merwinger.

Chlodwig. 481–511.

Als Chlodwig in einem Alter von fünfzehn Jahren seinem Vater in der

Herrschaft folgte, war das römische Reich in der italischen Halbinsel aufgelöst und dauerte nur noch in einigen verwitterten Resten fort. Der unbestimmte und verwirrte Zustand Galliens, wo sich Westgothen und Burgunder, Alemannen und Franken und Abenteurer aller Art um die schöne Beute stritten, war für den unternehmenden Chlodwig, der Kühnheit mit Schlauheit verband und in der Wahl seiner Mittel nicht bedenklich war, zu verlockend, als daß er nicht sogleich auf Kampf und Eroberung hätte ausziehen sollen.

Niederlage und Tod des Syagrius.

Es wurde früher bemerkt, daß Syagrius, des Aegidius Sohn, noch zehn Jahre nach dem Untergange des Reiches von Soissons aus die Reste der römischen Besitzungen in Gallien als unabhängige Statthalterschaft regierte. Gleich dem Vater wußte auch Syagrius durch seine Leutseligkeit, seine Tugenden und seine Bildung sich bei den Eingebornen wie bei den deutschen Völkern in Achtung zu setzen. Um so eifriger suchte Chlodwig, vielleicht noch aus den Tagen der Väter von persönlicher Rache erfüllt, den letzten Römer zu stürzen. Nachdem er sich mit dem stammverwandten Fürsten Ragnachar, welcher in Camerich (Cambrai) seinen Sitz hatte, verbunden und die kriegslustige Jugend der Franken an sich gezogen, forderte er den römischen Feldherrn zum Kampfe heraus. Syagrius erlag mit seinen gedungenen Heerhaufen dem Ungestüm seines Gegners. In der Feldschlacht überwunden suchte er Zuflucht bei den Westgothen. Als aber der Sieger drohend die Auslieferung verlangte, wagte der König Alarich nicht den Flüchtling zu schützen. Syagrius wurde seinem Todfeinde ausgeliefert, der den erlauchten Römer nach kurzer Haft durch die Hand des Henkers sterben ließ. Soissons und alles Land bis zur Seine war die Frucht des Sieges. Die Provinzialen unterwarfen sich vertragsweise und die römischen Legionen traten in den Dienst des Frankenkönigs. Bald fiel auch das Land der Tungern in der Gegend des heutigen Lüttich in Chlodwig's Gewalt. Großmüthig gestattete er, daß die gesammte Beute durch das Loos unter die Kriegsgefährten getheilt wurde. Als aber ein fränkischer Führer ihn trotzig hindern wollte dem Bischof von Rheims ein kostbares Gefäß zurückzugeben, schlug er ihn bei der nächsten Heerschau, die im Monat März stattzufinden pflegte und daher das „Märzfeld" hieß, im Angesicht der Lagergemeinde mit der Streitaxt nieder. Denn Furcht und Kriegszucht waren in seinen Augen die nothwendigen Grundlagen der Herrschaft.

Clotilde.

Um dieselbe Zeit, da Theoderich sich der Herrschaft in Italien bemächtigte, knüpfte Chlodwig verwandtschaftliche Bande mit den Burgundern, welche damals unter vier fürstlichen Häuptern standen, die in tödtlicher Feindschaft mit einander lebten. Jener Gundobald, den wir oben zuerst als Gegner, dann als Bundesgenossen des Ostgothenkönigs kennen gelernt, ging in seinem Hasse so weit, daß er seinen Mitkönig Chilperich mit eigener Hand erstach und dessen Gemahlin mit einem Felsstück am Hals ins Wasser senken ließ. Die jüngste verwaiste Tochter des getödteten Ehepaars, Chrotilde oder Clotilde, wurde

nun mit Gundobald's ungern ertheilter Einwilligung Chlodwig's Gattin. Das
493. feierliche Beilager fand in Soissons statt. Wir haben früher gesehen (S. 630), wie die Burgunderin, die den Christenglauben in ihr Herz aufgenommen, an der Bekehrung ihres Gemahls den größten Antheil gehabt. Lange stellte sie dem waffenfrohen König umsonst vor, „die Götter seiner Anbetung seien ohnmächtig, lebloser Stein, Holz oder Erz; es gebe nur Einen Gott, der das Weltall erschaffen habe, der die Sonne und Gestirne leuchten und glänzen ließe und die Erde mit Früchten bekleide"; Chlodwig fand keinen Gefallen an der Lehre von dem gekreuzigten Heiland, der in Niedrigkeit geboren, und willigte nur mit Widerstreben in die Taufe der Kinder. Was aber der Königin nicht gelang,
Der Alemannenkrieg. bewirkten die Alemannen. Diese streitbaren Germanen, die so oft mit den Römern ihre Kräfte gemessen, hatten die fruchtbaren Fluren auf beiden Ufern des Ober- und Mittelrheins als Errungenschaft ihrer Waffen aus dem einstürzenden Reiche an sich gebracht. Begierig, ihre Herrschaft auszudehnen, richteten sie ihre Angriffe gegen die ripuarischen Franken. In dieser Noth wandte sich König Sigebert, der in Köln seinen Sitz hatte, um Hülfe an die Stammgenossen im Westen. Die gemeinsame Gefahr führte rasch ein Bündniß herbei. An der Spitze des gesammten Frankenvolks zog Chlodwig gegen die streitbaren Ale-
496. mannen. Es ereignete sich eine furchtbare Schlacht, in welcher von beiden Seiten mit der größten Tapferkeit und Erbitterung gestritten wurde. Der Ort des Zusammentreffens ist unbekannt. Daß die Wahlstatt bei Tolbiacum, dem heutigen Zülpich, gewesen, ist von der neueren Forschung bestritten worden. Lange schwankte der Sieg, und zahlreiche Frankenschaaren sanken unter den schweren Streichen der starken Feinde. In dieser Noth gedachte Chlodwig der Worte seines Weibes Clotilde, und seine Blicke gen Himmel gewendet rief er den Christengott um Hülfe und gelobte ihm Dienst und Verehrung in alle Zukunft. Nun entbrannte die Schlacht mit neuer Wuth, aber der Vortheil neigte sich auf die Seite der Franken; der Alemannenkönig fiel unter den Streichen der feindlichen Streitaxt; sein Tod verbreitete Schrecken und Verwirrung unter seinen Heerschaaren. In wilder Flucht stürzten sie dem Rheine zu, verfolgt von dem Sieger, dessen Hoheit und Ansehen durch diesen Ausgang weit nach Osten sich
Die Taufe in Rheims. Geltung erwarb. Siegprangend kehrte Chlodwig nach Rheims zurück, wo ihn seine Gemahlin und der Bischof Remigius im festlichen Aufzug an dem Thore einholten und durch die volkbelebten Straßen nach der im glänzenden Festschmucke prangenden Kathedrale führten. Hier senkte der „Sicamber" das stolze Haupt und empfing aus der Hand des Bischofs die Weihe des Christenthums. Der Sieg galt ihm als Beweis, daß der Christengott mächtiger sei als die alten Götter, die als die Stammväter der Könige geehrt wurden. Dreitausend Edle seines Gefolges folgten dem Beispiele des Gebieters und ließen sich ebenfalls taufen auf das Bekenntniß vom dreieinigen Gott nach dem nicänischen Lehrbegriffe. Aber in Chlodwig's verwildertem Herzen schuf das Christenthum keine

Regungen der Milde. Er blieb seiner Natur treu, in welcher rohe Kraft, listige Verstellung und barbarische Härte verbunden waren.

Durch die große Entscheidungsschlacht, die man nach dem alten Tolbiacum ver- Unterwerfung der Alemannen. legt, war die Macht der Alemannen gebrochen; sie verloren ihre Selbständigkeit und mußten die Oberhoheit der Merovinger anerkennen und Zins und Schoß an den Sieger entrichten. Fortan geboten fränkische Herzöge an der Stelle der alemannischen Heerkönige. Der große Theoderich beglückwünschte den Schwager wegen seines Sieges und legte Fürsprache ein für die Geschlagenen und Flüchtigen, die seinen Schutz angerufen und die der kühne Ueberwinder bis in das Herz der deutschen Wälder verfolgte. Die fünf Gaue, die nördlich vom Remsthale über die Gegenden am mittleren Neckar, am Kocher, an der Jaxt und an der Tauber bis über den Main sich ausdehnten, wurden Franken zur Ansiedelung überwiesen; ein großer Theil der bisherigen Bewohner wanderte mit seinen stattlichen Heerden nach Noricum aus (S. 692), so daß der fränkische Name in den alten Sitzen den alemannischen für alle Zeiten verdrängte. Chlodwig's Glück und Ruhm führten viele Wehrgenossen aus den alten germanischen Staatsverbänden unter seine siegreiche Fahne.

Nichts war der fränkischen Herrschaft in Gallien mehr förderlich als die Weitere Siege Chlodwigs. Einheit des Glaubens zwischen Franken und Römern. Chlodwig und seine Kriegsgenossen hielten es für ihre heiligste Pflicht, dem Gottessohne die volle Ehre zu geben, die ihm die Arianer geraubt, und die Christuslehre, für welche der Volksglaube schon im dritten Jahrhundert die thebanische Legion und ihren Feldherrn Mauritius im Walliser Rhonethal (bei St. Moritz) den Märtyrertod sterben ließ, zu deren Sieg einst die gallischen Krieger Constantin's unter dem Zeichen des Kreuzes an der milvischen Brücke gestritten, und der pannonische Kriegsmann **Martinus** von Tours die konischen Denkmale und heiligen Bäume der Druiden sammt den Tempeln und Bildsäulen der römischen Götter mit Gefahr seines Lebens vor den Augen des Volkes umgestürzt hatte, nach den Glaubensgesetzen der abendländischen Kirche und ihres Oberhauptes in Rom auf der ganzen gallischen Erde zur allgemeinen Anerkennung zu bringen und den Glauben an den dreieinigen Gott zum Panier der gallo-fränkischen Nation zu erheben. Nachdem Chlodwig das aremoricanische Küstenland und die kleineren Völkerschaften zwischen Seine und Loire, die nach ihren eigenen Gesetzen in unangefochtener Selbständigkeit lebten, durch Gewalt und Ueberredung zu einem Uebereinkommen und Bündniß bewogen, also daß alle Bewohner jener Gegenden, römischer, gallischer und bretonischer Herkunft, mit den Franken zu einer Waffengenossenschaft und zur Religions- und Volksgemeinschaft zusammentraten und die noch vorhandenen Reste der Legionen mit ihren Feldzeichen und ihrer Kriegstracht in die fränkischen Heere eingereiht wurden, suchte er Gelegenheit seine Herrschaft gegen die ketzerischen Germanen im Osten und Süden, die **Burgunder** und **Westgothen**, auszudehnen. Eine Zusammenkunft Chlodwig's mit Alarich II. auf einer Insel der Loire vermochte nur 498. so lange ein friedliches Verhältniß zwischen den beiden Nachbarvölkern zu erhalten, als die Angelegenheiten im Osten den Frankenkönig beschäftigten.

Niederlage der Burgunder. Das Königreich der Burgunder erstreckte sich von dem Waldgebirge der Vogesen über das Flußgebiet der Rhone und Saone bis zum Meere von Marseille und in die südlichen Hochalpen, wo König Gundobald das alte und verfallene Genf aus seinen Trümmern wieder erstehen ließ. Es war im Genusse der reichsten Geschenke der Natur; Ebenen und Hochgebirge, Saatfelder und reiche Triften, Ackerland und dunkle Wälder waren seinen Bewohnern beschieden, und in den alten Römerstädten an der Rhone herrschte noch unter dem Schutze der Bischöfe ein reges Culturleben. Aber das Reich litt an dem schweren Uebel des Unfriedens unter der Herrscherfamilie und des religiösen Haders zwischen den alten rechtgläubigen Einwohnern und den arianischen Germanen. Der gewaltthätige Gundobald hatte zwei seiner Brüder ermordet und sich ihres Gebietes bemächtigt; der jüngste, Godegisil, lebte in Genf in abhängiger Stellung und in steter Furcht vor einem ähnlichen Schicksal. Er trat daher heimlich mit dem Frankenkönig in Verbindung und reizte denselben durch das Versprechen der Zinspflicht zum Krieg gegen den gefürchteten Bruder, folgte aber, als Chlodwig gegen die Burgunder ins Feld rückte, mit seinen Dienstmannen dem
500. Heerbanne Gundobald's. Südwärts von Dijon kam es zur Schlacht zwischen Franken und Burgundern. Sie war heftig und blutig, entschied sich aber endlich durch die treulose Heeresflucht Godegisil's zu Gunsten Chlodwig's. Gundobald, seinen gallischen Unterthanen und seinem Glücke mißtrauend, sprengte in eiliger Flucht südwärts an dem sumpfigen Ufer der Rhone hin und barg sich hinter den Mauern von Avignon, das Schlachtfeld und die festen Städte dem Feinde überlassend. Der Frankenkönig folgte dem Flüchtigen bis vor die Mauern von Avignon. Die Felder wurden verwüstet, die Weinstöcke abgeschnitten, die Oelbäume gefällt. Aber die Franken waren im Belagerungskrieg eben so unerfahren wie die übrigen Germanen. Die Mauern und Zinnen trotzten ihrer Kunst, so daß das Heer, unwillig über die Verzögerung, zu murren anfing. Da ließ sich Chlodwig durch einen gewandten Unterhändler Gundobald's zu einem Friedensvertrag bereden, durch welchen sich der Burgunderkönig zur Zahlung eines jährlichen Tributs verstand und den Verrath des Bruders zu verzeihen und zu belohnen versprach. Aber kaum war Chlodwig abgezogen, so rückte Gundobald vor Vienna, wo Godegisil unter dem Schutze einer fränkischen Besatzung ruhig zu leben vermeinte. Nach längerer Belagerung gerieth die Stadt durch Verrath in die Gewalt des Burgunderkönigs; Godegisil fand seinen Tod in einer Kirche, wo er vergebens Zuflucht gesucht; die wehrhafte Bevölkerung wurde niedergehauen, die fränkische Hülfsschaar dem Westgothen Alarich nach Toulouse zugesandt, der Stadtrath und der ganze Anhang des unglücklichen Fürsten getödtet. Gundobald entging der Strafe für solche Gräuel: Chlodwig, der um diese Zeit seinen Sitz nach Lutetia, der alten Hauptstadt der Parisier auf der Insel und am Ufer der Seine verlegte, deren schöne Lage und gesunde Luft einst Julianus entzückt hatten (S. 563), wurde durch verschiedene Umstände

verhindert den Krieg der Rache gegen die Burgunder zu unternehmen, und Gundobald war bemüht durch ein gutes Gesetzbuch und durch religiöse Toleranz sich die Liebe seines Volkes zu erwerben und die Erinnerung an seine früheren Unthaten auszutilgen.

Aber die Frevel des Vaters wurden an seinem Geschlechte heimgesucht. Gundobald's Sohn Sigismund, der Eidam des großen Theoderich, der von Anastasius die Würde eines Patricius empfing und durch den Uebertritt zur katholischen Kirche seine Unterthanen sich enger befreundete (S. 630), brachte den eigenen Sohn der Rache einer unmenschlichen Stiefmutter zum Opfer. Während er selbst die Vorwürfe seines Gewissens durch Büßungen und durch reiche Gaben an das von ihm gestiftete Kloster St. Moritz im Walliser Thallande zu stillen suchte, reizte Clotilde ihre Söhne auf, den Tod ihres Vaters an der Familie des Mörders zu rächen. In einer Feldschlacht besiegt, verbarg sich Sigismund unter einem Mönchsgewande in der Einöde, bis er verrathen nach Orleans geführt und dort sammt seiner Gattin und seinen zwei Kindern lebendig in einem tiefen Brunnen versenkt ward. Sigismund's Bruder Godomar setzte den Kampf noch einige Zeit fort, erlag aber endlich der feindlichen Uebermacht und starb in fränkischer Gefangenschaft. Darauf wurde Burgundien, nachdem der letzte Widerstand gebrochen war, den fränkischen Besitzungen beigefügt, mit Ausnahme des südlichen Landstriches, der an das Gothenreich in Italien kam. Die Burgunder blieben im Genuß ihrer vaterländischen Gesetze, mußten aber den merovingischen Königen den Heerbann leisten und wohl auch Tribut entrichten.

Untergang des burgundischen Königreichs. 523.

523.

Mit großer Besorgniß sah der Westgothenkönig Alarich II. (S. 681), ein wohlwollender aber nicht besonders begabter Fürst, auf die zunehmende Macht der Franken. Er wußte wohl, daß seine katholischen Unterthanen mit Sehnsucht die Herrschaft Clodwig's, des rechtgläubigen Sohnes der Kirche, wünschten, daß mehrere Bischöfe und einflußreiche Männer mit demselben in Verbindung standen, um die arianischen Ketzer vom heiligen Boden Galliens zu vertreiben. Wie sehr auch Alarich bemüht war, die Anhänger des katholischen Lehrbegriffes durch Maßregeln der Milde und Duldung zu versöhnen, wie eifrig er sich angelegen sein ließ, durch Aufstellung eines zweckmäßigen, den römischen Gesetzessammlungen entlehnten Rechtsbuches und durch andere Maßregeln ein freundliches Verhältniß zwischen Eingebornen und Gothen zu begründen; die Abneigung der romanischen Bevölkerung gegen die Arianer bildete eine unübersteigliche Scheidewand. Chlodwig war der Gegenstand ihrer Sehnsucht. Umsonst hatte sich Alarich von Anfang an um die Freundschaft Chlodwig's beworben; die ehrlose Auslieferung des Syagrius wie die demüthige Haltung bei der Zusammenkunft auf der Loire-Insel bei Amboise waren deutliche Beweise seiner Furcht. Nur der vermittelnden Friedenspolitik des großen Theoderich war es zuzuschreiben, daß Clodwig der einladenden Gelegenheit zur Vergrößerung und Abrundung seines Reiches so lange widerstand. Endlich waren die Bedenken überwunden. „Es bekümmert mich sehr, daß diese Arianer fortwährend den schönsten Theil von Gallien besitzen," sagte er eines Tages zu seiner Umgebung in Paris. „Laßt uns aufbrechen, mit Gottes Hülfe sie besiegen und ihr Land in

Der Krieg gegen die Westgothen.

unsere Gewalt bringen." In freudiger Begeisterung stimmten die Franken den Worten des Königs bei und trafen rasch alle Vorkehrungen zu der Heerfahrt. Als der christliche Held aufbrach, ermahnte ihn Clotilde, durch eine fromme Stiftung den Beistand des Himmels zu erwirken. Da schleuderte er mit starker Hand seine Streitaxt von sich und rief aus: „An dem Orte, wo meine Francisca niederfällt, will ich eine Kirche zu Ehren der Apostel erbauen." Aus der Erzählung Gregor's von Tours erkennt man, welche hohe Bedeutung der Klerus dem Krieg gegen die Westgothen beilegte. Die christlichen Schriftsteller betrachteten ihn als einen „Kreuzzug" zur Ehre Gottes, daher auch überall Zeichen und Wunder gemeldet werden. Den Klöstern und heiligen Stätten begegneten die Franken mit der größten Ehrfurcht. Der angeschwollene Fluß Vienna hemmte den Zug; aber eine weiße Hirschkuh von ungewöhnlicher Größe und Schönheit zeigte dem König eine Furt, durch welche das fromme Heer wohlbehalten das andere Ufer erreichte. Alarich hatte in der Nähe von Poitiers ein festes Lager bezogen, entschlossen den Entscheidungskampf hinauszuziehen, bis die Hülfstruppen Theoderich's zu ihnen gestoßen wären. Aber die gothische Jugend, stolz auf die Thaten ihrer Vorfahren, die einst Roms Macht niedergeworfen, murrte über die Verzögerung und forderte die Schlacht. Alarich gab endlich ihrem Ungestüm nach. Auf den „vocladischen Feldern", etliche Meilen von Poitiers, stießen die Heere auf einander. Die Westgothen kämpften mit gewohnter Tapferkeit; aber durch den langen Frieden in dem üppigen Lande minder abgehärtet als die waffengeübten Franken, erlagen sie zuletzt und wandten sich zur Flucht. Da stürzte sich Alarich, tief verletzt in seinem Ehrgefühle über die Schmach seines Volkes, an der Spitze weniger Getreuen in das dichte Kampfgewühl, wo der Frankenkönig die Schlacht leitete. Aber seine Kühnheit brachte ihm Verderben. Vom Pferde geworfen, fiel er von der Hand seines Gegners. Diesen selbst aber rettete nur die Stärke seines Panzers und die Schnelligkeit seines Streitrosses vor den Streichen zweier edlen Gothen, die wüthend auf ihn einstürmten, um den Tod ihres Königs zu rächen. Mannhaft hatten die Arverner in den Reihen der befreundeten Gothen gestritten; viele Edle aus alten senatorischen Geschlechtern deckten neben ihrem Führer Apollinaris, dem Sohne des Dichters Sidonius Apollinaris, die Wahlstatt. Bei ihnen hatte das Gefühl der Treue und Ehre mehr Gewicht als die kirchliche Rechtgläubigkeit. Die Römischgesinnten aber erblickten in dem Siege ein Gottesgericht.

Schlacht von Poitiers. 507.

Unterwerfung von Aquitanien.

Die Eroberung von Aquitanien war der Preis des Sieges bei Poitiers. Die Westgothen, von denen die Einen den unmündigen Sohn des gefallenen Königs, Amalarich, die Anderen den älteren unechten Bruder desselben, Gesalich, als König anerkannten, vermochten in ihrer Zwietracht dem rasch vordringenden Feinde keinen dauernden Widerstand zu leisten. Während Chlodwig's natürlicher Sohn Theoderich mit einer Heerabtheilung nach Clermont zog und das Land der Arverner zur Unterwerfung zwang, rückte der König selbst

mit der Hauptmacht nach Bordeaux, wo er den Winter zubrachte, und bemächtigte sich im nächsten Frühjahr der Hauptstadt Toulouse mit den reichen Schätzen 508.
und der Festung Angouleme (Engolisma), deren Mauern nach der Legende bei seinem Erscheinen einstürzten, wie einst die von Jericho. Aber die Stadt Carcassonne, wo die Gothen das Werthvollste aus der römischen Beute geborgen hatten, widerstand seinen Angriffen und wurde von dem Ostgothenkönig Theoderich seinem jungen Enkel, den seine Anhänger nach Spanien gerettet, erhalten. Die Einmischung des Königs von Italien, der den tapfern und gerechten Feldherrn Ibbas mit einer beträchtlichen Streitmacht über die Alpen sandte, gab überhaupt dem Krieg eine neue Wendung und brach den vollständigen Sieg der Franken. Chlodwig's Sohn und seine burgundischen Bundesgenossen erlitten vor Arles eine große Niederlage, welche den Küstenstrich Septimanien von der Rhone bis zu den Pyrenäenpässen sammt der früher von den Franken ausgeplünderten Stadt Narbo dem Gothenreiche erhielt. Dagegen blieb die weite und blühende Landschaft Aquitanien von dem Ufer der Loire bis über die Garonne hinaus im Besitze Chlodwig's und wurde für immer mit dem Frankenreiche vereinigt. So warf Gott Tag für Tag die Feinde vor dem Frankenkönig zu Boden, sagt Gregor von Tours, und vermehrte sein Reich, darum daß er rechten Herzens vor ihm wandelte und that was in seinen Augen wohlgefällig war.

Auch in Spanien, wo der treulose Gesalich, ein Fürst ohne Tugend und Verdienst, sich mit Hülfe der Franken und Vandalen eine Herrschaft zu gründen suchte, war Ibbas siegreich. Bei Barcelona geschlagen, floh Gesalich zu den Vandalen nach 509.
Afrika, und als er im nächsten Jahre nach der pyrenäischen Halbinsel zurückkehrte, 510.
um mit vandalischem Gelde sein Glück aufs Neue zu versuchen, erlitt er eine zweite Niederlage und flüchtete sich nach Gallien, um von Chlodwig unterstützt an der Rhone den Kampf fortzusetzen. Hier gerieth er in die Gewalt der Ostgothen, die ihm den Tod 511.
gaben. Von der Zeit beherrschte Theoderich im Namen seines Enkels Amalarich das Westgothenreich in Spanien und Gallien. Erst nach dem Tode des großen Königs gelangte dieser in einem Alter von etwa 24 Jahren zum Besitz der Selbstherrschaft. Als Grenze zwischen beiden Gothenstaaten wurde, wie erwähnt, die Rhone bestimmt. Aber Amalarich's Regierung nahm ein trauriges Ende. Als er im übertriebenen Eifer für die arianische Lehre seine fränkische Gemahlin Clotilde auf rohe Weise mißhandelte, um sie von der katholischen Kirche abzubringen, wandte sich diese endlich an ihren Bruder Childebert und bat ihn flehentlich, sie aus den Händen des Tyrannen zu retten. Dieser ergriff gern die Gelegenheit zur Rache und Eroberung. Er rückte mit Heeresmacht in das Gebiet des Schwagers. Amalarich, bei Narbo in der Feldschlacht besiegt, floh auf einem Schiffe nach Spanien, wurde aber, wahrscheinlich auf Anstiften des reichen und mächtigen Ostgothen Theudes, den Theoderich zum Statthalter eingesetzt hatte, bei einem Aufstand erschlagen. Darauf bemächtigte sich Theudes selbst des 531.
Thrones und verlegte den Sitz seiner Regierung nach Barcelona. Von der Zeit an lag der Schwerpunkt der westgothischen Herrschaft in Spanien; die gallischen Besitzungen beschränkten sich auf den Küstenstrich Septimanien mit den Städten Narbo, Beziers, Nimes, Carcassonne u. A. Clotilde starb in Folge der Mißhandlungen auf der Reise nach Paris.

Die Westgothen auf Spanien beschränkt.

Chlodwig zum Patricius erhoben. Bald nach dem Sieg über die Westgothen wurde Chlodwig vom Kaiser Anastasius zur Würde eines Patricius erhoben, und wie Gregor meldet zum römischen Consul (Proconsul) ernannt. So wenig der fränkische Heerkönig durch diese Auszeichnung an Macht gewann, so war er doch einsichtsvoll genug, die Bedeutung der consularischen Ehren nicht zu unterschätzen. Denn wenn er gleich die Herrschaft über Gallien seinem guten Schwerte und den Schlachtbeilen seiner Waffengefährten verdankte, so verlieh ihm doch die kaiserliche Würde in den Augen der romanischen Bevölkerung ein legitimes Gepräge und heiligte die Eroberung durch einen gültigen Rechtstitel. Um dem Gnadengeschenk höheren Glanz und Werth zu geben, machte der König den Tag, da er das neue Amt antrat, zu einem Weihefeste. Nachdem er sich in der Basilica des heiligen Martinus mit dem purpurnen Unterkleid und Mantel bekleidet und sein Haupt mit dem Diadem geschmückt, ritt er auf stattlichem Rosse nach der Stadtkirche, die dichtgedrängte Volksmenge in den Straßen mit Gold- und Silbermünzen erfreuend, die er mit freigebiger Hand unter sie niederwarf. Jubelnd begrüßten die dankbaren Bewohner den neuen Herrscher mit den alten Ehrennamen eines „Consul" und „Augustus".

Bedeutung u. Folgen dieser Anerkennung. In Folge dieser Anerkennung durch die alten berechtigten Gewalten trat das fränkische Königthum in die Majestät der römischen Republik und in die Rechte des Kaiserthums ein, ein Ereigniß, das zur raschen Verschmelzung der verschiedenen Volkselemente nicht wenig beitrug. Sowohl in den Rechtsbestimmungen als in den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen wurde das Meiste aus der Römerzeit beibehalten. Die blondgelockten Frankenkönige nahmen die Stelle der alten Imperatoren und Statthalter ein, und in Verwaltung, Steuerwesen und Gerichtsverfahren, kurz in dem ganzen öffentlichen Leben blieben die früheren Ordnungen, Gewohnheiten und Formen bestehen, und wenn auch die königlichen Aemter der Merovinger nicht gerade als Fortsetzungen der römischen Magistraturen angesehen werden dürfen, so übten diese doch einen großen Einfluß auf die Stellung und Organisation des fränkischen Beamtenwesens aus. Romanen von alter Bildung umgaben den neuen Hof und bekleideten *Fränkisches u. romanisches Wesen verschmolzen.* die ersten Aemter im Staat und in der Kirche. Daher gewann auch in dem fränkischen Gallien das romanische Wesen in allen seinen Aeußerungen bald die Oberhand, zumal der Sinn der germanischen Franken vorzugsweise dem Krieg zugekehrt blieb. Selbst das salische Volksrecht, das von einigen ausgewählten Männern früher zusammengestellt worden war, wurde unter den ersten Frankenkönigen in lateinischer Sprache aufgezeichnet, und das älteste Denkmal fränkischer Poesie, der „Prolog zum Volksrecht der Salier", in dem das Volk der Franken hoch gepriesen wird, „das schöne, kluge, tapfere und treue, das jetzt auch den katholischen Glauben empfangen hat und von jeder Ketzerei rein ist, das durch seine Kraft das Joch der römischen Knechtschaft abgeworfen und die Kirchen der heiligen Märtyrer bereichert hat", ist in der Sprache Roms verfaßt. Um die heimischen Frankenstämme seinem Reiche hinzuzugewinnen, meint Sybel, beschloß Chlodwig für die römischen Provinzialen das römische Recht bestehen zu lassen, für seine fränkischen Unterthanen aber in gleichem Sinne altgewohntes fränkisches Recht, wenn gleich in einer den neuen Verhältnissen angepaßten Fassung, besonders einer schärferen Betonung seiner Majestätsrechte, einzuführen und somit das Volksrecht, welches sich einst die Landesgemeinde der Salier durch die vier

Proceres gegeben, einer Revision oder nach den Worten des Prologs einer klaren Emendation zu unterziehen und es dann als sein Gesetz für die fränkischen Bewohner der von ihm beherrschten Landschaften zu verkündigen. Unter Chlodwig's Söhnen wurde die Vollendung und Durchführung des franco-gallischen Reiches mit römischen Formen und Institutionen durch günstige Umstände befördert und zum Abschluß gebracht. Die Ostgothen in Italien, außer Stande während des Krieges mit den Byzantinern ihre fernen Länder zu behaupten, überließen den Franken die Besitzungen jenseit der Alpen mit Arles, wo noch immer ein prätorianischer Präfect seinen Sitz hatte, und mit Marseille, dem Hauptort des Handels und der Schiffahrt. Diese Abtretung bestätigte Justinian durch kaiserliche Vollgewalt, um die Franken vom Anschluß an die Ostgothen abzuhalten, und gab dadurch, indem er die Provinzbewohner von der Treue entband, dem Throne der Merovinger eine rechtmäßige Grundlage. Die auf den alten Münzstätten zu Lyon, Trier und Arles geprägten Goldmünzen der fränkischen Könige erhielten Geltung im römischen Reiche. Chlodwig's Enkel Chilperich, der auch für byzantinischen Hofstaat und römische Staatseinrichtung große Vorliebe zeigte, versuchte sogar das lateinische Alphabet durch Erfindung neuer Buchstaben zu verbessern und machte lateinische Verse. Bei Gregor von Tours ist die Verschmelzung der fränkischen und romanischen Bevölkerung schon vollständig durchgeführt.

Chlodwig's Verfahren gegen die fränkischen Stammhäupter.

Chlodwig wurde wegen seines Eifers für die Verbreitung der katholischen Kirchenlehre unter den arianischen Germanen als „allerchristlichster" König und zweiter Constantin gepriesen. Dieser Vergleich trifft auch darin zu, daß die beiden Machthaber ihre Alleinherrschaft auf blutigen und grausamen Wegen zu begründen bemüht waren und ihre Verwandten und Angehörigen, die ihnen zur Erreichung ihres Zweckes hinderlich schienen, unbarmherzig niederwarfen. Die fränkische Monarchie der Merovinger konnte nicht auf Bestand rechnen, so lange einzelne Volkstheile unter heimischen Oberhäuptern unabhängig oder in loser Verbindung fortlebten. Diese kleineren Reiche aufzulösen und mit dem Ganzen zu vereinigen war das eifrige Trachten des Königs in seinen letzten Lebensjahren, und bei der Ausführung dieses Planes bewies er eine Herzenshärtigkeit, die einen dunkeln Schatten auf den Charakter des Begründers der fränkischen Monarchie wirft. Zuerst traf sein strafender Arm den Chararich, der einst im Kriege wider Syagrius sich zweideutig benommen hatte. Er nahm ihn und seinen Sohn mit List gefangen und ließ beide, nachdem er sie gefesselt und des königlichen Haarschmucks beraubt, in den geistlichen Stand eintreten. Als der Sohn den wehklagenden Vater mit den Worten zu beruhigen suchte, „daß die dem grünen Holze abgeschnittenen Zweige bald wieder ausschlagen und wachsen würden" und eine Verwünschung gegen den Urheber ihrer Schmach ausstieß, gab Chlodwig Befehl Vater und Sohn zu tödten. 509.

Chararich.

Ragnachar und seine Brüder.

Dann kam die Reihe an Ragnachar und seine beiden Brüder, die das Gebiet um Cambrai beherrschten. Nachdem er die Treue der fränkischen Edlen durch kunstreich verfertigte Armspangen und Wehrgehänge, dem Scheine nach von echtem Golde, zum Wanken gebracht, rückte er gegen die Fürsten ins Feld. In der Schlacht besiegt, wandte sich Ragnachar zur Flucht, wurde aber von

seinen eigenen Waffengefährten ergriffen und die Hände auf den Rücken gebunden vor Chlodwig geführt. Dieser sprach: „Wie konntest du so unser königliches Geschlecht erniedrigen, daß du dich binden ließest? Ruhmvoller wäre für dich der Tod gewesen!" Damit erhob er seine Streitaxt und spaltete ihm den Kopf. Dann sich zu dessen Bruder Richar wendend, rief er: „Hättest du deinem Bruder beigestanden, so wäre er nicht gefesselt worden" und schlug ihn gleichfalls zu Boden. Den dritten ließ er in Lemans, wo er Zuflucht gesucht, ermorden. Den fränkischen Edlen aber, die sich beklagten, daß die Geschenke nicht von Gold seien, entgegnete er sie sollten zufrieden sein, wenn er nicht ihren Verrath gegen ihren Herrn an ihnen räche. Darauf eignete er sich das ganze Erbe der Erschlagenen zu. Nun wurde das Reich der ripuarischen Franken, dessen Grenzen sich seit dem Alemannenkriege weit nach Osten über die Wetter, Fulda und Saale bis zum mittleren Main erstreckten, der Gegenstand von Chlodwig's Gelüsten. Er rief Chloderich, den Sohn des Königs Sigbert von Köln, heimlich nach Paris und stellte ihm vor: „Dein Vater ist alt und hinkend. Stürbe er, so würde dir sein Reich und unsere Freundschaft mit Recht zu Theil werden." Dieser verstand den Wink. Als Sigbert einst ermüdet im Buchonischen Wald (bei Fulda) in seinem Zelte der Ruhe pflegte, fielen die vom Sohne ausgesandten Mörder über ihn her und erschlugen ihn. Chloderich nahm darauf Besitz von dem Reich, wurde aber kurz nachher von einem der Gesandten, welche Chlodwig nach Köln geschickt hatte, um einen Theil der Schätze Sigbert's in Empfang zu nehmen, mit der Streitaxt niedergehauen, als er sich bückte um Goldmünzen aus einem Kasten zu holen. Mit ihm erlosch das Geschlecht der ripuarischen Frankenkönige; daher fiel es dem klugen Salier nicht schwer, durch gleißnerische Worte das stammverwandte Volk zum Anschluß zu bereden. Als er das versammelte Volk aufforderte sich ihm zuzuwenden, auf daß es sicher unter seinem Schutze lebe, gab es mit lautem Zuruf und Waffengetöse seine Zustimmung. Man hob den neuen König auf den Schild und trug ihn unter dem Handschlagen der Anwesenden dreimal im Kreise umher, damit er von Jedermann erblickt werden könne. Noch viele andere Könige ließ Chlodwig tödten, erzählt Gregor, sogar seine nächsten Verwandten, von denen er fürchtete, sie möchten das Reich ihm nehmen, und breitete so seine Herrschaft über ganz Gallien aus. Als er aber eines Tages seine Leute versammelt hatte, soll er zu ihnen von seinen ermordeten Blutsverwandten so geredet haben: „Ach daß ich nun wie ein Fremdling unter Fremden stehe und mir Keiner der Meinigen, wenn das Unglück über mich kommen sollte, Hülfe gewähren kann!" Aber er sprach dies nicht, weil er bekümmert war um den Tod derselben, sondern aus List, ob sich vielleicht noch Einer fände, den er tödten könnte. Hierauf starb er zu Paris und wurde begraben in der Kirche der heiligen Apostel, die er und die Königin Clotilde erbaut hatten. Er regierte im Ganzen dreißig Jahre und brachte sein Leben auf fünfundvierzig Jahre. Die

Sigbert und sein Sohn Chloderich von Köln.

Chlodwig's Alleinherrschaft und Ausgang.

27. Nov. 511.

Königin Clotilde aber begab sich nach dem Tode ihres Gemahls nach Tours und verlebte dort in aller Ehrbarkeit und in stetem Wohlthun sich von der Welt zurückziehend alle Tage, die ihr noch beschieden waren.

b. Die Herrschaft der Merovinger*).

Chlodwig's kriegerischer Geist und Frevelsinn vererbte auf die vier Söhne, die sich nach des Vaters Tod in die Länder und in alle Schätze und Güter gleichmäßig theilten und, begünstigt von der verwirrten Lage der Nachbarstaaten, das Reich im Süden und Osten ausdehnten. Theoderich, der Erstgeborne, den Chlodwig außer der Ehe erzeugt hatte, nahm seinen Sitz in Rheims und erweiterte sein „Ostland", in der Folge Auster oder Austrasien genannt, durch die Unterwerfung von Thüringen, während die drei Söhne der Clotilde, Chlodomer zu Orleans, Childebert zu Paris und Chlotar zu Soissons, das Gebiet der Westgothen im Süden und das burgundische Königreich an der Rhone und an den Alpen mit dem westlichen Frankreich verbanden, das zum Unterschied von jenem mit der Zeit den Namen Neuster oder Neustrien empfing. Bei den Theilungen scheint man von dem Grundsatz ausgegangen zu sein, daß jedes Reich einen möglichst einheitlichen auf nationaler Grundlage beruhenden Hauptbestandtheil umfaßte und daß jeder Erbe einen Antheil an dem rein römisch gebliebenen Gebiet erhielt, „um so als Repräsentant des untergegangenen Römerreichs zu erscheinen". Doch blieb die Nation verbunden; der Begriff eines fränkischen Reiches erhielt sich auch in der Theilung. Die Angehörigen der einzelnen Staaten fühlten sich nicht als vollständig von einander geschieden, und da das Erbrecht dem ganzen Königsgeschlechte beiwohnte, und die Verwandten mit Mord und Gewaltthätigkeit gegen einander

Theilung und Erweiterung des Frankenreichs unter Chlodwig's Söhnen.

---

*) Stammtafel der Merovinger.

Childerich — Basina.
† 481.

Chlodwig I.
466—511.

1. Theoderich I. † 534. — Theodebert † 548. — Theodebald † 555 (553).

2. Chlodomer — Guntheuca. † 524. — Theodewald. Gunthar. Chlodowald.

3. Childebert † 534.

4. Chlotar I. † 561.
- 1. Charibert † 567.
- 2. Guntramn † 593.
- 3. Sigbert † 575. — Childebert II. † 596.
  - Theodebert II. † 612.
  - Theoderich II. † 613. — Sigbert II. † 613.
- 4. Chilperich † 584. — Chlotar II. † 628. — Dagobert † 638.
  - Sigbert III. † 655.
  - Chlodwig II. † 656.

5. Clotilde † 531.

wütheten, so konnte es kommen, daß von Zeit zu Zeit das ganze Reich wieder in Einer Hand vereinigt wurde. So unter Chlodwig's Sohn Chlotar I. im Jahre 558 und unter dessen Enkel Chlotar II. 613. Wir haben früher berichtet, wie der Westgothenkönig Amalarich, der Peiniger seiner fränkischen Gemahlin, durch deren Bruder Childebert in der Schlacht bei Narbo besiegt wurde, und
531. nachdem er selbst auf der Flucht den Tod gefunden, sein gallisches Gebiet den Siegern als Beute zufiel (S. 712); wie Burgundien auf Anstiften der Kö-
523. nigin Clotilde durch ihre drei Söhne in einem mehrjährigen Rachekrieg überwältigt und unter den fränkischen Herrschern getheilt ward (S. 711). Derselbe Familienhader, der in diesen beiden Reichen die Einmischung der Franken und
Thüringen. die Unterwerfung des Landes herbeiführte, brachte auch das thüringische Reich im mittleren Deutschland um seine Selbständigkeit und Freiheit. Hermanfried, der Gemahl der gothischen Amalaberga (S. 692), hatte zuerst seinen jüngeren Bruder getödtet und dann auf Anstiften seines Weibes und in Verbindung mit Theoderich von Metz auch seinen älteren Bruder Baderich zu einem unglücklichen Krieg gezwungen, in welchem dieser auf dem Schlachtfelde den Tod fand. Für die geleistete Waffenhülfe hatte Hermanfried dem Frankenkönig die Theilung der gemeinschaftlichen Eroberungen zugesagt. Als er aber nach erlang-
530. tem Siege die Erfüllung der Zusage verweigerte, zog Theoderich in Gemeinschaft mit seinem Bruder Chlotar gegen Hermanfried ins Feld. Die Thüringer leisteten tapferen Widerstand, und mancher fränkische Reiter fand in den tiefen leicht mit Rasen überdeckten Gruben, welche die Feinde in der zum Kampfplatz bestimmten Ebene angebracht hatten, seinen Untergang. Endlich siegten die Franken; die Thüringer wandten sich mit ihrem König zur Flucht, erlitten aber am Ufer der Unstrut solche Verluste, daß ihre Leichen den Verfolgern einen Weg über den Fluß bildeten. Hermanfried begab sich nach Metz, um mit seinem ehemaligen Waffenbruder eine Uebereinkunft zu schließen. Einst ergingen sich beide auf den Mauern von Zülpich, da wurde Hermanfried plötzlich in die Tiefe gestürzt und fand seinen Tod. „Wer es gethan, blieb unbekannt," sagt Gregor, „doch versichern Viele, es sei durch Theoderich's Hinterlist geschehen." Darauf vereinigte dieser das thüringische Reich bis auf die kleine Strecke am Waldgebirge mit dem fränkischen. Den nördlichen Theil verlieh er den Sachsen zum Lohn für ihre Waffenhülfe. Amalaberga floh mit ihren Kindern zu Theodehad
Alemannen. nach Italien. Auch die Ueberreste der Alemannen, die sich noch in einer gewissen Selbständigkeit bewegten, wurden unter Theoderich's Sohn Theodebert vollends dem Frankenreiche einverleibt, und auch ihre östlichen Nachbarn von der mittleren Donau bis zu den Alpen und vom Lech bis zur Enns, ein unter
Baiern. dem Gesammtnamen Bojovarier (Baiern) zusammengefaßtes Mischvolk aus eingewanderten Herulern, Sciren, Rugiern, Turcilingern und alten keltischen und germanischen Volksresten, konnten sich den von drei Seiten mächtig andringenden Franken nicht entziehen. Alle diese Völkerschaften, die sich zum Stamm

der Baiern vereinigten scheinen vor Alters unter erblichen Häuptlingen gestanden zu haben, deren Nachkommen die fünf Adelsgeschlechter gebildet haben mögen, die neben dem herzoglichen Hause der Agilolfinger als die angesehensten Familien genannt werden. Die Herzöge aus dem edlen Geschlechte der Agilolfinger traten in ein Verhältniß der Abhängigkeit oder Bundesgenossenschaft. Bis tief in die Alpenländer und bis nach Venetien und Verona erstreckte sich die fränkische Herrschaft unter Chlodwig's Söhnen und Enkeln.

Mit der Kriegs- und Eroberungssucht war auch der Frevelmuth, die Herrschgier und die Herzenshärtigkeit Chlodwig's auf seine Söhne und Enkel übergegangen. Das merovingische Königshaus gleicht an Verbrechersinn und Verworfenheit dem Geschlechte des Tantalus, von dem die griechische Sage und Dichtung ein so grauenvolles Bild entrollt. Bruder- und Verwandtenmord, blutige Bürgerkriege, Vielweiberei und die Ausbrüche eines ungebändigten, leidenschaftlichen Hasses füllen die Jahrbücher der Hof- und Zeitgeschichte Gregor's von Tours, in denen sich eine Zeit abspiegelt, wo rohe Kraft, wilde Leidenschaft und heftige Begierden mit der Sinnenlust und mit den Lastern eines gesunkenen verfeinerten Culturlebens verbunden erscheinen, wo die überschäumende Kraft und Rauhheit der deutschen „Barbaren" und daneben die Verweichlichung und Sittenlosigkeit der absterbenden römischen Culturwelt eine tiefe Verderbniß und allgemeine Depravation erzeugt haben, wo die Ausbrüche roher Grausamkeit und Wuth und die empörendsten Gräuel neben dem krassesten Aberglauben und Wunderglauben zu Tage treten, wo äußerliche Andachtsübungen und Freigebigkeit gegen Kirche und Klerus als die wirksamsten Mittel der Sühne und Vergeltung für Blutschuld und Frevel angesehen werden.

Verworfenheit der Merovinger.

Während des Thüringer Krieges hatte Theoderich einen Mordanschlag auf seinen Streitgenossen Chlotar gemacht; als dieser die Gefahr merkte, versöhnte ihn der Bruder durch das Geschenk einer großen silbernen Schüssel. Chlotar selbst ermordete in Gemeinschaft mit Childebert die beiden unmündigen Söhne ihres im Burgunderkrieg gefallenen Bruders Chlodomer, damit nicht Clotilde, welche mit besonderer Liebe an diesen Enkeln hing, ihnen die Herrschaft verleihe. Und doch war Chlotar mit ihrer Mutter Guntheuca, der Wittwe Chlodomer's vermählt. Darauf theilten die Mörder das Reich des Bruders unter sich; der dritte Sohn trat in den geistlichen Stand. Ein ähnlicher Anschlag Chlotar's und Childebert's auf ihren Neffen Theodebert, der seinem Vater 534.
in Austrasien nachgefolgt war, scheiterte an der Treue und Ergebenheit der fränkischen Großen für Theodebert. Dieser aber wußte die Oheime durch Geschenke zu versöhnen und regierte dann sein Land nicht ohne Ruhm. Mit großer Tapferkeit verband er Güte und Milde, Wohlthätigkeit gegen Arme und Freigebigkeit gegen Geistliche und achtete Männer von Einsicht und Kenntnissen. Sein Oheim Childebert nahm ihn zum Sohne an, da er selbst keine Kinder hatte, und liebte ihn sehr. Ein Anschlag, den beide auf Chlotar's Land und Leben machten, wurde durch ein Unwetter vereitelt, das ihnen das frevelhafte Beginnen zum Bewußtsein brachte. Den Krieg zwischen den Byzantinern und Ostgothen in Italien wußte Theodebert zu seinem Vortheil auszubeuten. Indeß er beide mit dem Versprechen seiner Kriegsgenossenschaft hinhielt und zur Abtretung der gallischen Gebietstheile und der Alpenländer brachte, unternahm er zugleich einen 539.

Thaten und Frevel des merovingischen Hauses.

Streifzug nach Oberitalien, der ihm große Beute eintrug. Auch Theodebert's Hof war nicht frei von Verbrechen. Sein Vater hatte ihn mit Wisigardis, einer langobardischen Königstochter, verlobt. Er aber lebte mit einer edlen Römerin Deuteria, die ihm den Sohn Theodebald gebar. Als diese im Fortgang der Zeit merkte, daß ihr Gemahl seine Augen auf ihre heranwachsende schöne Tochter erster Ehe warf, stürzte sie dieselbe zu Verdun über eine Brücke, daß sie in den Wellen den Tod fand. Endlich nöthigten die fränkischen Edlen den König die Deuteria zu verstoßen und Wisigardis zum Weibe zu nehmen. Nach seinem und seines Sohnes Theodebald Tod verband Chlotar auch das austrasische Reich sammt Thüringen und Alemannien mit den übrigen Frankenländern und vereinigte somit das ganze Frankenreich in seiner Hand. Ein weibersüchtiger König, der außer der Radegunde von Thüringen (siehe unten) noch eine andere Frau besessen, hatte Chlotar noch zuletzt Waldetrada, Theodebald's schöne Wittwe, in sein Ehebett genommen, wurde aber durch die Androhung geistlicher Strafen zur Scheidung bewogen. Waldetrade floh mit ihren beiden Töchtern aus dem Lande und reichte ihre Hand dem Garibald, Herzog der Bojoarier, aus dem Hause der Agilolfinger, dem angesehensten unter den sechs edlen Geschlechtern des Landes. Noch drei Jahre beherrschte Chlotar das vereinigte Frankenreich mit fester Hand. Er führte Krieg mit den Sachsen und legte ihnen einen jährlichen Tribut von 500 Kühen auf, und stritt, von der fränkischen Heergemeinde gezwungen, mit abwechselndem Waffenglück gegen die Thüringer, die sich der eingegangenen Verpflichtung entziehen wollten. Aber innere Wirren trübten das Ende seiner Regierung. Sein eigener Sohn Chramnus, dem er die Verwaltung des Arvernerlandes übertragen, hatte sich gegen den Vater empört und war von seinem Oheim Childebert unterstützt worden. Als dieser starb und Chlotar über die gesammten Streitkräfte der Franken gebot, vermochte Chramnus nicht lange zu widerstehen. Sein Beschützer, der bretonische Graf Chonover, wurde in der Schlacht besiegt und getödtet, Chramnus selbst auf Befehl des unbarmherzigen Vaters mit seiner Frau und seinen Töchtern in einer Hütte verbrannt.

Neue Theilung. Nach Chlotar's Bestattung versuchte Chilperich, sein jüngster Sohn, in des Vaters Stelle zu treten. Aber bald wurde er durch den vereinten Angriff seiner drei Brüder, Söhne einer anderen Mutter, aus dem angemaßten Besitz vertrieben und zur Theilung des Reichs nach dem Vorbilde der früheren gezwungen. Nach dieser zweiten durch das Loos bewirkten Theilung trat Charibert in das Reich Childebert's zu Paris ein, Guntramn erhielt Chlodomer's Besitzungen mit Orleans, Sigbert gewann Theoderich's Reich in Rheims und Chilperich nahm seinen Sitz an Chlotar's Stelle zu Soissons. Die vom Vater ererbten Städte und Schätze sollten als gemeinsames Familiengut gelten, von denen nichts entfremdet werden durfte. Als Charibert, der neben seiner Gemahlin noch zwei Kebsweiber von niederem Stand in sein Ehebett aufgenommen, ohne Kinder starb, beladen mit dem Kirchenbann, weil er auch einer heiligen Klosterjungfrau, der Schwester seiner ersten Buhlerin, seine unkeusche Liebe zuwandte, wurden seine Länder unter die übrigen vertheilt und damit zugleich der Grund zu der Scheidung des Frankenreichs in die drei Hauptmassen Austrasien, Neustrien und Burgundien mit eigenthümlicher Volksentwicklung gelegt. Zu dem austrasischen Reiche, das Sigbert von Metz aus regierte, gehörten auch die überrheinischen Länder Thüringen, Alemannien und Baiern.

Im Gegensatz zu diesem „Osterlande", in welchem das germanische Element vorherrschte, führte das westliche Gallien sammt dem südlichen Aquitanien mit römisch-gallischer Volksthümlichkeit den Namen **Neustrien** oder Neustrasien. Es war das Erbtheil Chilperich's, der seinen Sitz von Soissons nach Paris verlegte. Das altrömische Provinzland an der Rhone und Saone nebst den Alpenthälern und den reizenden Ufern des Lemanischen Sees bildete das Königreich **Burgundien**, welches Guntramn von Chalons aus regierte.

Unter den Söhnen Chlotar's bietet das Frankenreich eine fast ununterbrochene Reihe von Freveln und Verbrechen, von inneren Zerrüttungen und Bürgerkriegen dar, die in den wilden Rache- und Gräuelthaten der beiden Königsfrauen **Brunhilde** von Austrasien und **Fredegunde** von Neustrien ihren Höhepunkt erreichten, so daß Gregor meint, jetzt sei die Zeit gekommen, von der es heiße: „Es erhebt sich Vater gegen Sohn, Bruder gegen Bruder, Verwandte gegen Verwandte." Am schwersten trifft der Tadel des geistlichen Geschichtschreibers den **Chilperich**. Er vergleicht ihn mit Herodes und Nero und belegt ihn mit harten Vorwürfen: „Länder zu verheeren und zu veröden wäre ihm Freude, Reichthum ein hinreichender Grund zu ungerechter Bestrafung; durch harte und drückende Auflagen, deren er immer neue erfinde, zwinge er Viele ihre Heimath zu verlassen. Vornehmlich richtete sich sein Haß gegen die Geistlichkeit und die Kirche; dann äußerte er öfter, dürftig seien seine Einkünfte, weil der Reichthum den Kirchen zugefallen und die Bischöfe allein Könige seien." Doch gibt Gregor zu verstehen, daß Chilperich, obwohl jeder Schwelgerei und Ausschweifung ergeben, ein Mann von Geist und Bildung gewesen sei. Er habe neue Buchstaben erfunden, er habe lateinische Gedichte gemacht, freilich ohne das Maaß der Silben zu beachten, ja er würde sogar einige Glaubenslehren anders gefaßt haben, hätte ihn nicht der Widerspruch der Bischöfe zurückgehalten.. Mehr Gnade findet **Guntramn** vor den Augen des Geschichtschreibers. Obwohl auch er ein zügelloses von Grausamkeiten beflecktes Leben führte und wegen seines unkriegerischen Sinnes bei den Franken in geringer Achtung stand, so rühmt ihn Gregor doch wegen seiner Frömmigkeit und Hingebung an Kirche und Klerus. Den Langobarden, welche von Italien aus das burgundische Reich mit Raub und Krieg überzogen, vermochte der schwache König keinen Widerstand zu leisten. Erst der unternehmende Römer **Mummolus**, den Guntramn zum Patricius oder Statthalter der Marseiller Provinz eingesetzt, überwand die langobardischen Heerhaufen in mehreren Treffen und drängte sie über die Alpen zurück. Der tüchtigste unter Chlotar's Söhnen und nicht wie seine Brüder zügellosen Ausschweifungen hingegeben, war **Sigbert** von Austrasien, Brunhilden's Gemahl. Er führte einen wechselvollen Krieg gegen die **Avaren**, einen tatarischen Volksstamm, der von mächtigen Feinden aus seinen Wohnsitzen im Osten der Wolga verdrängt, an die Donau vorrückte und seine Streifzüge bis an die Grenzen Deutschlands

Zunehmender Verfall.

Chilperich v. Neustrien. † 584.

Guntramn von Burgundien. † 593.

Sigbert von Austrasien. † 575.

ausdehnte. Anfangs siegreich, wurde der austrasische König in einer Feldschlacht überwunden und gefangen und sah sich genöthigt, von dem tatarischen Reitervolk, das in den Ebenen Pannoniens seine Zeltlager aufschlug, Freiheit und Friede um hohe Geldsummen zu erkaufen. Als er eben im Begriff stand die
575. Länder seines Bruders Chilperich mit seinem Reiche zu verbinden, fiel er im Felde von Vitry durch die vergifteten Messer zweier Mörder, welche Fredegunde gegen ihn gedungen. Aber sein Sohn Childebert und seine Enkel behaupteten sich nicht nur in Austrasien, sondern verbanden damit nach Guntramn's Tod das Königreich Burgundien; indeß die Söhne Chilperich's, wel-
584. cher auf der Jagd bei Paris seinen Tod durch Mörderhand fand, auf Veranstaltung ihrer ruchlosen Stiefmutter Fredegunde getödtet wurden, damit ihr eigener Sohn Chlotar das Königreich Neustrien erbe. Und in der That ge-
597. langte dieser, der bei dem Tode seiner Mutter nur einen kleinen Theil des neustrischen Reiches besaß, durch die Wahl der fränkischen Edlen zur Herrschaft
613. über das gesammte Frankenreich und nahm blutige Rache an Brunhild und ihrem ganzen Geschlechte.

Brunhild, Galswinde, Fredegunde. Ergänzungen und Ausführungen. Sigbert von Austrasien warb um Brunhild, die Tochter des Westgothenkönigs Athanagild. Seine Werbung findet Gehör. Brunhild kommt mit großen Schätzen nach Gallien, wird von Sigbert und seinen Edlen feierlich empfangen und zur Königin erhoben, eine schmucke Braut, schön von Angesicht, einnehmend im Umgang, bisher Arianerin, jetzt bekehrt zum katholischen Glauben. Da sieht Chilperich, daß der Bruder durch diese Verbindung an Ansehen bei den Franken gewann, und beschließt sein Beispiel nachzuahmen. Er freit um Brunhilden's ältere Schwester Galswinthe und führt sie heim sammt ihren Schätzen, nachdem er seine frühere Gemahlin Cludoveva, die ihm drei Söhne geboren, und sein Kebsweib Fredegunde von sich gethan. Anfangs liebte Chilperich seine neue Gattin, aber bald überwog die Neigung zur früheren Buhlerin Fredegunde. Ergrimmt über die Zurücksetzung beschloß Galswinthe in ihre spanische Heimath zurückzukehren. Aber ehe sie ihren Vorsatz auszuführen vermochte, wurde sie im Bette erwürgt, worauf der König Fredegunde zu seiner Gemahlin erhob. Brunhild zu Haß und Rache ent-
Der Bruderkrieg. flammt reizte ihren Gemahl zum Krieg wider den Mörder ihrer Schwester. Die Brüder zogen gegen einander ins Feld; der wankelmüthige und furchtsame Guntramn trat bald auf die eine, bald auf die andere Seite; Sigbert's deutsche Truppen bezeichneten ihre Spur mit Brand, Mord und Gewaltthat, selbst Kirchen, Priester und heilige Jungfrauen wurden nicht geschont. Chilperich blieb im Nachtheil; er suchte Zuflucht hinter den Mauern von Doornik; schon wurde der Sieger von den Leuten des überwundenen
575. Bruders auf den Königsschild erhoben, als Fredegunden's Mörder seinem Leben ein Ziel setzten. Seinen fünfjährigen Sohn Childebert rettete der Herzog Gundobald nach Metz, wo er als König anerkannt ward. — Chilperich, klug und unternehmend, brachte nun einen Theil des austrasischen Landes an sich und benahm sich gegenüber dem furchtsamen Guntramn und dem unmündigen Childebert mit solcher Gewandtheit und Ueberlegenheit, daß die fränkischen Großen ihm allgemein gewogen wurden und die Herrschaft mehr und mehr in seine Hand gerieth. Aber ein heftiger Streit mit seinem Sohne Merovech, der sich mit der schönen Brunhild verlobt hatte, aber, von dem Vater gehindert, nicht zu ihrem Besitze gelangen konnte, verbitterte ihm die letzten

Jahre seines Lebens und war vielleicht Ursache seines Todes. Als er sich einst bei Cales (Chelles), unweit Paris, auf der Jagd ergötzte, wurde er von unbekannter Hand er- 584.
mordet. Fredegunde behauptete sich mit Hülfe Guntramn's in der Herrschaft: ihre Rache gegen Brunhild ließ sie zunächst an Merovech und an dem Bischof Prätextatus von Rouen, dem Vermittler des Verlöbnisses aus, indem sie beide durch ausgesandte Mörder tödten ließ. Der Bischof verblutete vor dem Hochaltar seiner Kathedrale. Auch die übrigen Söhne Chilperich's räumte sie aus dem Wege, um ihrem eigenen jungen Sohne Chlotar das väterliche Reich zu sichern. Die fränkischen Großen, in deren Hände die Gewalt immer mehr überging, machten auf Anstiften des ehrgeizigen Herzogs Guntram-Boso, „eines arglistigen Mannes, der mit Eidschwüren spielte", den Versuch, Gundobald, der sich einen Sohn Chlotar's I. nannte und in Constanti- Gundobald. † 585.
nopel eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, an Chilperich's Stelle zum König von Neustrien zu erheben. Dieser eilte herbei und fand, von seinen Anhängern auf den Königsschild erhoben, in Perigueux, Toulouse, Bordeaux und anderen Städten Anerkennung. Als aber König Guntramn, der mit seinem Neffen Childebert einen Vertrag geschlossen und ihn, da er selbst kinderlos war, zum Erben seines Reiches ernannt hatte, mit burgundischen und austrasischen Truppen wider Gundobald und seine Partei ins Feld zog, überlieferten die Aufrührer den König ihrer Wahl in die Hände der Feinde, die ihn über eine Felswand hinabstürzten und ihm mit einem Steine das Haupt einschlugen. Seine vornehmsten Rathgeber, darunter Mummolus, theilten sein Schicksal. Zwei Jahre nachher bildete sich unter den fränkischen Großen Austrasiens und Neustriens eine neue Verschwörung gegen Childebert und Brunhild, deren Seele der reiche und stolze Verschwörung gegen
Herzog Rauching war. Childebert sollte ermordet, Brunhild von allem Einflusse Childebert.
entfernt und Guntramn beseitigt werden. Dann wollten die Häupter der Verschwörung 587.
ein aristokratisches Regiment aufrichten. Aber Childebert, durch seinen Oheim von dem Plane unterrichtet, kam der Ausführung zuvor, indem er Rauching und seinen Mitschuldigen Guntram-Boso von Lanzenträgern niederstoßen ließ. Die übrigen Theilnehmer der Verschwörung, Ursio und Bretofred, die schon ein zahlreiches Heer gesammelt hatten, büßten ihr Verbrechen ebenfalls mit dem Tode; der Bischof Aegidius von Rheims wurde seiner Würde entsetzt. Darauf versicherten sich die beiden Könige Guntramn und Childebert ihre Besitzungen durch den Erbvertrag von Andelot, 587.
unweit Chaumont. In Folge dieses Vertrags vereinigte nach des ersteren Tode Chil- 593.
debert Burgundien mit Austrasien; und als er drei Jahre später gleichfalls mit Tode 596.
abging, erbte sein ältester zehnjähriger Sohn Theodebert II. Austrasien mit Metz, der neunjährige Theoderich II. Burgundien. Aber die Herrschaft war in den Händen der fränkischen Großen, neben welchen jedoch in Austrasien die Königin Brunhild großen Einfluß auf die Regierung besaß. Die Unmündigkeit der beiden Könige erfüllte Fredegunden's Aus-
Fredegunde mit der Hoffnung, ihrem Sohne Chlotar II. einen Theil der Länder zu gang. 597.
verschaffen und zugleich Rache an Brunhild zu nehmen. Sie bemächtigte sich der Stadt Paris und besiegte das wider sie heranrückende austrasisch-burgundische Heer. Dies war ihre letzte That. Bald nachher starb Fredegunde; ihr Geliebter Landerich über- 597.
nahm die Aufsicht über den Sohn. Nun zogen die Feinde in verstärkter Zahl wider Neustrien; Landerich und Chlotar wurden besiegt und das Gebiet des letzteren auf 600.
zwölf Gaue zwischen Seine, Oise und dem Meere beschränkt. Zwei Jahre später brach- 602.
ten die beiden Brüder Theodebert und Theoderich auf einem gemeinschaftlichen Feldzuge das räuberische Bergvolk der Basken in den Pyrenäen zur Unterwerfung und zur Die Basken.
Zahlung eines Tributs. Aber die bald nachher ausbrechende Zwietracht zwischen den beiden Merovingern vernichtete wieder die Früchte des Sieges. Die Basken bewahrten

in den Thälern und Höhen der Pyrenäen ihre wilde Freiheit und übten ihre Kräfte durch Raubzüge gegen Franken und Westgothen.

Brunhilden's unheilvolle Thätigkeit. Diese Zwietracht wurde durch ihre Großmutter Brunhild herbeigeführt, deren Laster und Frevelthaten mit den Jahren zunahmen. In Austrasien führte die von ihr angeregte Ermordung des Herzogs Wintrio ihre Vertreibung herbei. Sie flüchtete nach Burgundien, wo sie ihren jüngeren Enkel ganz unter ihren Einfluß brachte. Ihr Günstling **Protadius**, ein gewaltthätiger habsüchtiger Römer, erhielt durch sie die Würde eines Majordomus in Burgundien. Ein Bruderkrieg, den beide zu erregen suchten, wurde durch die Ermordung des Günstlings von einer burgundischen Kriegsschaar vereitelt; aber Brunhilden's Ansehen war dadurch so wenig geschwächt, daß sie die Urheber des Mords am Leben bestrafte und einen anderen Römer, **Claudius**, einen klugen und gebildeten Mann, an dessen Stelle erhob. Selbst der Bischof von Vienne wurde auf ihr Betreiben gesteinigt. Ihren Enkel hielt sie von einer rechtmäßigen Ehe zurück und bewirkte, daß er sich den zügellosesten Ausschweifungen ergab; und als
Der heilige Columban vertrieben. der heilige **Columban** aus Irland, der bei Lexovium (Luxeuil) am Abhange der Vogesen ein Kloster gegründet hatte, mit strafendem Ernste die Entfernung der Buhle-
609. rinnen verlangte, mußte er das Land meiden. Drei Jahre nachher geriethen die bei-
Neuer Bruderkrieg. den Brüder doch in Krieg, diesmal nicht durch Schuld der Brunhild, sondern durch die Ländergier Theodebert's, der seinem Bruder Theoderich die ihm von dem Vater übertragenen alemannischen Landschaften am Rhein (Elsaß und Sundgau) entriß, weil sie von jeher zu Austrasien gehört hätten. Ergrimmt über diese Verletzung zog
612. Theoderich mit dem gesammten burgundischen Heerbann gegen den Bruder. Theodebert in zwei großen Schlachten, bei Toul und Zülpich überwunden, flüchtete sich mit wenigen Begleitern über den Rhein, gerieth aber durch Verrath in die Hände des Siegers und wurde als Gefangener nach Chalons geführt, wo ihn Brunhild zuerst zum Geistlichen weihen ließ und dann tödtete. Sein junger Sohn Merovāus wurde auf seines Oheims Befehl mit dem Kopfe an einem Felsen zerschmettert. Darauf vereinigte Theoderich, Burgundien und Austrasien und gedachte schon das ganze Reich der Merovinger in seine Gewalt zu bringen, als er zu Metz erkrankte und starb. Brunhild wollte nun das
613 Reich ihrem Urenkel **Sigbert**, dem ältesten der vier Söhne, welche Theoderich mit seinen Beischläferinnen erzeugt hatte, als väterliches Erbe erhalten. Aber die austrasi-
Pippin von Landen und Chlotar II. schen Großen, an ihrer Spitze **Pippin von Landen** und **Arnulf**, nachmals Bischof von Metz, vereitelten ihr Vorhaben. Erzürnt über das verbrecherische Weib, das so oft ihrer Herrschsucht Schranken gesetzt und Römer zu den ersten Reichsstellen erhoben, riefen sie **Chlotar** von Neustrien in ihr Land und erkannten ihn als König an.
Brunhilden's Ausgang. Brunhild sammelte ein Heer, um mit Waffengewalt ihre Rechte zu behaupten. Allein
613. der burgundische Hausmeier **Warnachar**, dem die alte Königin aus Mißtrauen heimlich nach dem Leben getrachtet, brachte die Treue des Heeres zum Wanken. Als sich die Heere einander nahten, zogen die burgundischen und deutschen Truppen auf ein gegebenes Zeichen plötzlich ab und kehrten in ihre Heimath zurück. So wurde Fredegunden's Sohn Chlotar II. ohne Schwertstreich Alleinherrscher des gesammten Frankenreiches. Von den vier Söhnen Theoderich's ist einer entkommen und aus der Geschichte verschwunden, zwei andere wurden sogleich getödtet, den letzten ließ Chlotar, sein Taufpathe, im Gefängniß sterben. Brunhild wurde drei Tage lang gemartert und darauf von einem wilden Pferde zu Tode geschleift, eine Frau von hohem Herrschergeist, aber auf das Böse gerichtet. Warnachar erhielt von Chlotar, zum Lohn für seinen Abfall von Brunhild, das Amt eines Hausmeiers in Burgundien auf Lebenszeit.

Die Gräuel und Frevelthaten zerstörten in Chlodwig's Geschlecht jede

sittliche und leibliche Kraft. Nach Brunhild „verlor im fränkischen Königshaus auch das Laster seine Größe“. In wachsender Jämmerlichkeit schleppten sich die entarteten Merovinger, in ihren letzten Gliedern als „faule Könige“ in der Geschichte gezeichnet, noch anderthalb Jahrhunderte fort, indeß alle Macht in die Hände der Großen überging und der aus ihrer Mitte gewählte Oberbeamte, **Majordomus** (Hausmeier, Hausälteste), dem die Oberaufsicht über das gesammte Hofwesen und über alle Besitzungen des Königs, so wie über die Verleihung der Beneficien von Gut und Land zustand, allmählich die Regierungsgewalt und die Führung der Heere an sich brachte und aus dem ersten Rath und Diener des Königs das Haupt der Aristokratie wurde. Als dieses Amt, das anfangs die Könige nach freiem Ermessen Franken oder Römern zutheilten, zuletzt von den Großen durch Wahl einem der Mächtigsten aus ihrer Mitte übertragen und somit der Ernennung des Königs entzogen ward, da sank die monarchische Gewalt immer tiefer, so daß endlich der Besuch der alljährlich zur Heerschau und zu gemeinsamen Beschließungen berufenen Volksversammlungen (**Märzfelder**) auf einem mit vier Rindern bespannten Wagen und die Bestätigung der daselbst gefaßten Beschlüsse das einzige Regierungsgeschäft der schwachen Merovinger blieb, und der Majordomus aufhörte Diener oder Beamter des Königs zu sein. Anfangs hatte jedes der drei Reiche, die bald vereinigt, bald getheilt, sich immer mehr nach der vorherrschenden Bevölkerung schieden, einen eigenen Majordomus; allein schon unter Chlotar II., einem leutseligen aber schwachen und von Frauen beherrschten Mann, und noch mehr unter seinem ältesten Sohne **Dagobert** gewann Pippin von Landen mit Hülfe des ihm innig befreundeten Bischofs Arnulf von Metz eine überwiegende Macht. Schon Chlotar sah sich genöthigt, durch eine königliche Constitution und Edict, die man als die erste Magna Charta eines deutschen Königs bezeichnet hat, der geistlichen und weltlichen Aristokratie die Wahrung ihrer Rechte und Interessen feierlich zuzugestehen. Diese Macht des austrasischen Hausmeiers stieg noch höher, als nach Dagobert's frühem Hinscheiden seine zwei unmündigen Söhne Sigbert und Chlodwig II. den Thron erwarben, jener im Ostreiche, dieser in Neustrien. Schon jetzt verwaltete **Grimoald**, der Sohn des im Jahre 639 verstorbenen Pippin, das Reich und führte die Kriege, während Sigbert, zufrieden mit dem Königsnamen, unbeachtet von dem Ertrag weniger Güter lebte. Als aber Grimoald nach Sigbert's Tod voreilig den Versuch machte, seinen Sohn Childebert auf den Thron zu erheben, empörten sich die Franken wider ihn, tödteten ihn im Kerker und gaben die Herrschaft den Merovingern zurück. Denn wie sehr auch das Geschlecht in seinen Gliedern verdorrt war, so daß sie frühzeitig und ruhmlos starben und nur den Schein der Herrschaft bewahrten, blieb ihm doch das Recht, dem Reiche den legitimen König zu stellen, der den Haarschmuck und die Lanze tragen durfte. Die folgenden Könige, größtentheils unmündig oder rohen Ausschweifungen ergeben, waren ein

Die „faulen Könige“ und die Herrschaft der Hausmeier.

Chlotar II. 613–628.

Dagobert. 628–638.

Sigbert. 638–655.

Chlodwig II. † 656.

Grimoald. † 656.

Spielball in den Händen trotziger Edlen und gewaltthätiger Großbeamten, unter denen Ebroin, Majordomus in Neustrien und Burgundien, eine hervorragende Rolle spielte, Könige erhob und stürzte und das ganze Land in den Strudel wilder Bürgerkriege hineinriß, bis er zuletzt von einem angesehenen
682. Franken, dessen Güter er rauben wollte, erschlagen ward. Die Schöpfung Chlodwig's und seiner Söhne drohte sich aufzulösen, die östlichen Provinzen waren auf dem Wege, sich von den westlichen zu trennen, die deutschen Stämme richteten sich unter eingeborenen Herzögen und Fürsten auf eigene Hand ein. Unter solchen Umständen war es eine Wohlthat für das verwirrte Reich, daß
Pippin von Heristal. † 714. der tapfere und kluge Pippin von Heristal durch den Sieg bei Testri an der Somme über den Majordomus Berchar die Großmeisterwürde von
687. Neustrien und Burgundien mit der austrasischen verband und in seinem Hause erblich machte. Er war der Sohn von Pippin's Tochter Begga, die mit Arnulf's Sohn Ansegisil vermählt war, und hatte sich durch seine Kraft und Gerechtigkeit, wie durch den Ernst, mit dem er die Herrschaft und die Ehre der Franken gegen die ungehorsamen und zum Abfall geneigten Völker Deutschlands zu wahren wußte, die Achtung und das Vertrauen der Großen gewonnen. Nach der Schlacht bei Testri, wo Berchar von seinen eigenen Leuten erschlagen ward, bemächtigte sich Pippin der Person des Königs und herrschte als Herzog und Fürst der Franken über das gesammte Reich, wenn er gleich dem schwachen Merovinger noch den Schatten königlicher Ehre gönnte. Er führte das Regiment im Innern und nach Außen mit Kraft und Festigkeit, gab dem zerrissenen Reiche wieder Halt und Sicherheit und vereinigte wieder die in der Zersetzung begriffenen romanischen und germanischen Elemente. Die Alemannen wurden in Gehorsam gehalten, die Friesen unter ihrem heidnischen Herzog Radbod (S. 631) zu einem Friedensvertrag gebracht, die deutschen Stämme dem Bunde mit der römischen Culturwelt erhalten. Mit der Macht des Gesetzes schützte er den Schwachen und Bedrängten und bändigte den Uebermuth und Trotz der Mächtigen. Noch waren jedoch nicht alle Hindernisse und Gefahren überwunden, die dem berühmten Geschlechte, dessen Stammschloß an der Maas in der Nähe von Lüttich stand, den Weg zum Herrscherthron erschwerten. Sein zur Nachfolge bestimmter Sohn Grimoald wurde in der Kirche
714. zu Lüttich von einem Friesen erschlagen, während der Vater auf dem Siechbette lag. Sein Tod, der noch im December desselben Jahres eintrat, gab das Reich neuen Stürmen preis. Seine baierische Gemahlin Plechtrudis, ein kluges und entschlossenes Weib, suchte von Köln aus die Würde ihrem Enkel Theudoald zu sichern und hielt darum Pippin's kräftigen und herrlichen Sohn Karl, den ihm eine andere Gemahlin oder Beischläferin (Alpheida) geboren, in Haft. Aber die Neustrier sagten sich von Pippin's Stamm los, wählten Raginfried zum Hausmeier und führten einen glücklichen Krieg gegen die Austrasier, in welchem Theudoald seinen Tod fand. Pippin's Werk schien vernichtet. Da entkam Karl,

der in der Folge von seiner siegreichen Tapferkeit den Beinamen „*Martell*“ oder Karl Martell † 22. Oct.
Hammer empfing, seiner Haft, und die Freunde und Anhänger seines Hauses um 741. 716.
sich sammelnd, trat er für das väterliche Erbe muthig in die Schranken. Nach einem zweijährigen wechselvollen Kampf gegen die Neustrier und ihre friesischen Bundesgenossen gewann Karl in der blutigen *Schlacht bei Vincy*, unweit 718.
Cambray, einen glänzenden Sieg über Raginfried und verfolgte die fliehenden Feinde bis vor die Thore von Paris. Nun übergab Plechtrud dem tapfern Stiefsohne die Stadt Köln mit den mütterlichen Schätzen, und als auch in den beiden folgenden Jahren das Glück der Waffen demselben treu blieb, trat Karl wieder in die Stelle seines erlauchten Vaters ein. Vom Jahre 720 an war Karl Martell, als alleiniger Hausmeier und Fürst der Franken, Beherrscher des fränkischen Reiches, wenn gleich noch ein Sprößling des merovingischen Hauses in der Versammlung der Freien am 1. März auf goldenem Stuhle saß und die Geschenke der Großen empfing. Durch die siegreichen Kämpfe wider die Araber und durch Freigebigkeit gegen seine Getreuen, wozu ihm die in großem Umfang vorgenommene Einziehung der Kirchengüter die Mittel bot, befestigte Karl die Macht und das Ansehen seines Hauses so sehr, daß er selbst die letzten Jahre seines Lebens keinen merovingischen König neben sich hatte, und daß endlich, elf Jahre nach der Bestattung des großen Majordomus im Kloster St. Denys, sein Sohn *Pippin der Kleine* dem Trugbilde für immer ein Ende machte und durch Beseitigung des letzten Königs aus dem faulen und verkommenen Geschlechte die Herrschaft der *Karolinger* begründete.

c. Die Zustände im Innern.

Die großartige Völkerbewegung, die auf der gallischen Erde in ihrer bun- Die Völkermischung in
testen Gestalt zur Erscheinung kam, begründete neue Zustände und Einrichtun- Gallien.
gen, die in das ganze Sein und Leben der Nation und des Landes tief eingriffen. Inmitten der *römisch-gallischen* Bevölkerung in welcher die alten Bewohner, mit Ausnahme des iberisch-baskischen Volksrestes in den Pyrenäen, allmählich aufgegangen waren, hatten sich germanische Stämme zu dauernden Wohnsitzen niedergelassen, die *Westgothen* im Süden, die *Burgunder* im Osten, die *Franken* im Norden und Westen, kleinerer Volkstrümmer, wie der Sachsen, Alanen, Bretonen, nicht zu gedenken. Erst später traten noch die *Normannen* im aremoricanischen Küstenlande als ein weiterer einflußreicher Bestandtheil hinzu. Daß diese verschiedenen Volksstämme schon unter der Herrschaft der Merovinger zu einem Nationalganzen zusammenschmolzen, so daß die ursprüngliche Verschiedenheit sich nur noch in geringen Spuren erkennen ließ, wurde schon früher bemerkt und hatte seinen Grund theils in der Macht der romanischen Bildungs- und Lebensformen, theils in der hingebenden, empfänglichen Natur der germanischen Einwanderer. Während die letzteren, dem Kerne nach streitbare Schaaren unter der Leitung erblicher oder gewählter Heerfürsten, ihr ganzes Interesse fortwährend dem Kriege und den Waffen zuwandten, denen

sie die neuerworbenen Besitzungen kraft des Eroberungsrechtes verdankten, blieben die Künste des Friedens, blieb Verwaltung, Rechtspflege, Wissenschaft in den Händen der Romanen. Die römische Sprache herrschte in der Regierung, in der Kirche, im Verkehrsleben; römische Münzstätten lieferten das gangbare Geld, den Goldgulden (Solidus) und die Silberdenare; römisches Recht und Gerichtswesen blieb in Geltung bei den alten Bewohnern, und wenn auch, wie bei den Ostgothen in Italien (S. 695), das alte Volksrecht und die überlieferten Gesetze der Westgothen, Burgunder und Franken schriftlich aufgezeichnet wurden, um bei streitigen Fällen unter den Germanen selbst oder mit den Romanen als Richtung und Norm zu dienen, so zeugte doch Sprache und Abfassung von römischer Einwirkung, so waren die neuen Rechtsbücher, als „Gesetze der Barbaren“ bezeichnet, doch nur ein dürftiger Nothbehelf für die Unkunde der Eroberer, Auszüge aus dem lebendigen Volksrechte namentlich über Bußen für Verletzung des Eigenthums und der Person, die besonders an solchen Orten in Anwendung kamen, wo die alte Bevölkerung in der Minderheit war. Im Süden und in allen größeren Städten blieb römisches Recht wie römische Staats- und Gerichtsverfassung noch lange in voller Geltung. In dem fränkischen Reiche galt der Grundsatz, daß Jeder nach dem Rechte des Volkes und Stammes leben durfte, dem er durch seinen Vater angehörte.

Die leges Barbarorum.

Die Landvertheilung.

Aus diesen „Gesetzen der Barbaren“, deren kunstlose Aufstellung durch ein seltsames Zusammentreffen zu derselben Zeit stattfand, als das vollendete System der römischen Jurisprudenz durch Justinian zum Abschluß geführt wurde, erhalten wir Winke und Andeutungen über die gesellschaftlichen und Rechtszustände des geeinigten Frankenreiches, die für die Kenntniß damaliger Verhältnisse von der größten Wichtigkeit sind. Aus dem Gesetzbuche der Burgunder, das sich durch Genauigkeit der Bestimmungen über Agrarverhältnisse vortheilhaft auszeichnet, erfahren wir, wie die neuen Ansiedler sich im Laufe der Zeit mit den älteren Einwohnern hinsichtlich der Landvertheilung vertrugen: Der Burgunder erhielt von dem Römer, dem er als „Gast“ zugewiesen wurde, zwei Drittel des angebauten Landes, ein Drittel der Sclaven, die Hälfte von Haus, Hof und Obstgärten und die Hälfte der zum Grundstück gehörigen Wälder und Weiden, sofern diese nicht gemeinschaftlicher Besitz (Allmende) blieben. Spätere Einwanderer und Freigelassene mußten sich mit geringeren Antheilen begnügen. Auch die Westgothen eigneten sich zwei Drittel der urbaren Felder zu, wogegen die Franken, die viel gewaltthätiger und willkürlicher zu Werke gingen, sich selten auf Verträge eingelassen haben mögen. Es scheint, „daß sich die Franken ohne Zügel und Ordnung über die Provinzen verbreiteten, daß jeder siegreiche Räuber, je nach seinen Bedürfnissen, seiner Habsucht und seiner Macht den Umfang seines neuen Besitzthums mit dem Schwerte ausmaaß“. Als die Ostfranken ihren König Theoderich nöthigen wollten an dem Kriegszug der Brüder wider Burgundien Theil zu nehmen, sprach er: „Folget mir nach Auvergne, da könnt ihr Gold und Silber, Sclaven, Vieh und kostbare Gewänder in Menge gewinnen.“ Da ergossen sich die wilden Schaaren über das blühende Land an den rebenbedeckten Abhängen der Sevennen, übten Raub und Gewaltthat, preßten den gefangenen Einwohnern als Preis ihres Lebens Lösegeld ab und ehrten nicht einmal die Kirchen und heiligen Stätten, wo die Einwohner sich und ihre werthvollste Habe zu bergen suchten. Die von Gregor erzählte Geschichte eines

vornehmen Jünglings, den ein austrasischer Kriegsmann in Knechtschaft hielt, um von seinen Verwandten zehn Pfund Goldes für seine Freilassung zu gewinnen, und der endlich durch die List eines treuen Sclaven entführt und zu seinem Großvater, dem Bischof von Langres, gerettet ward, ist ein sprechendes Beispiel, unter welchen Mißhandlungen die Bewohner Galliens durch die Franken zu leiden hatten. Mit den Grundstücken wechselten wohl auch die an die Scholle gefesselten Zinsbauern (Colonen) den Gutsherrn, dem sie Dienste und Abgaben zu leisten hatten.

Solche Bedrückungen, wie sie in Auvergne stattfanden, gehörten jedoch zu den Ausnahmen. Die Gesetze und die Geschichte der Merovinger liefern viele Beweise, daß das Loos der Römer sich mit der Zeit erträglicher gestaltete. Nicht nur daß die drückende Besteuerung aus der Römerzeit verschwand und durch eine mäßige Grund- und Personensteuer ersetzt ward, daß sie durch Gesetz und Obrigkeit in ihrem Privatleben und Eigenthum gesichert waren, daß Handel und Gewerbthätigkeit sich vorzugsweise in ihren Händen befanden, daß die Städte, namentlich im Süden, fast nur von römischen Bürgern bewohnt waren und unter dem Schutze der Kirche und der alten Verfassungen, Gesetze und Rechte einen weiten Raum zur Entwicklung eines regen vielseitigen Lebens, ja selbst zur Uebung der Waffen boten; ihre überlegene Bildung und Geschäftserfahrung verschaffte ihnen häufig Zutritt zu den wichtigsten Aemtern; sie bekleideten die einflußreichsten Stellen bei Hof und im Rathe der Könige; in Burgundien hatten nach einander drei Römer die Würde eines Majordomus; Kirche und Religion standen ausschließlich unter ihrer Leitung. Den auswärtigen Handel und die Zinsgeschäfte theilten mit den Eingebornen die Juden, die trotz der Bedrückung und Rechtsverkürzung in den gallischen Städten einen nicht unansehnlichen Theil der Bevölkerung bildeten.

Stellung der Romanen.

Durch die Höhe des Wergeldes, mit welchem nach dem germanischen Rechte die Blutschuld für einen begangenen Mord gesühnt oder der Entgelt für Körperverletzung geleistet werden konnte, läßt sich ein Schluß auf die Stellung der einzelnen Volksklassen ziehen. „Verschiedenheit des Wergeldes ist bei den alten Deutschen das Kennzeichen ständischer Sonderung." Am höchsten standen die Franken im Gefolge des Königs, die „Antrustionen" oder die Häupter der Getreuen (Leudes); ein an einem solchen erlauchten Gliede der Gesellschaft begangener Mord konnte nur mit 600 Goldgulden (Solidi) an die Verwandten gebüßt werden, wofern diese nicht vorzogen Fehde oder Blutrache wider den Thäter zu erheben; nur die geweihte Person eines Bischofs ging ihnen noch voran, für welchen die Geldbuße 900 Solidi betrug, indeß der Priester auf gleicher Stufe mit dem „Getreuen" stand. Ein Römer aus dem königlichen Dienstgeleite war höher im Rang als der freie Franke von gemeinem Stande; für das Leben jenes mußten 300 Goldstücke entrichtet werden, indeß die Ermordung dieses nur mit 200 bestraft ward. Für einen freien Gutsbesitzer romanischer Abkunft betrug das Wergeld 45 Solidi, für Unfreie des besseren Rechts 30. Im Frankenreiche waren die Romanen anfangs an persönlicher Würde nicht den Freien, sondern den Liten gleichgestellt. Erst im Laufe der Zeit gewannen sie größere Bedeutung. Auch in den übrigen Strafbestimmungen der „Gesetze der Barbaren" für Verletzungen an Gut und Person, für Ehrenkränkungen und für Verbrechen verschiedener Art gibt sich bei den meisten Fällen ein Unterschied kund zwischen Franken und Romanen, zwischen Freien und Unfreien.

Das Wergeld.

Nur bei den Burgundern scheint das Verhältniß zu den Provinzialen sich günstiger gestellt zu haben; das Wergeld war für beide Völker dasselbe.

Freie und Unfreie. Nicht blos das Volksrecht und die überlieferten Gesetze, sondern auch die übrigen vaterländischen Einrichtungen und Gebräuche brachten die Germanen in ihre neue Heimath mit. Die territorialen Eintheilungen so wie die gesellschaftlichen Abstufungen in der persönlichen Rechtsstellung, die wir früher kennen gelernt (S. 115 f.), begegnen uns auch in den neuen Wohnsitzen. Die Dorfschaft oder Gemeinde, gewöhnlich mit dem Worte „Heim" bezeichnet, bildete den engsten Kern von Kreisgebieten, die sich von Markgenossenschaften zu Hundertschaften oder Centenen erweiterten und in den Gauen oder Stadtgebieten gipfelten, welche eine der größeren Städte zum Mittelpunkt hatten. Die einzelnen Gebietstheile scheinen sich zum Zweck der eigenen Sicherheit und Abwehr in größere oder kleinere Verbände oder Genossenschaften mit selbstgewählten Vorstehern, zu einer Art Gesammtbürgschaft vereinigt zu haben. Aehnliche Gebietseintheilungen aus der keltischen und romanischen Zeit mögen dabei zur Grundlage gedient und die Abgrenzung erleichtert haben. Und wie im alten Germanien gab es auch im Frankenreiche der Merovinger Freie und Unfreie in verschiedenen Graden und Gliederungen. Statt der alten scharf gesonderten Stände zeigten sich jetzt Uebergänge und Abstufungen von den niedrigsten bis zu den höchsten Kreisen des Lebens hinauf, und wenn sie auch nicht alle auf das persönliche Recht den gleichen Einfluß hatten, so erlitt doch auch dieses nicht selten wesentliche Beschränkung und Steigerung. Nur die Freien konnten Grundeigenthum erwerben und am Gerichte und an der Volksversammlung Theil nehmen. Sie waren zur Heeresfolge verpflichtet, entrichteten aber außer einem freiwilligen jährlichen Geschenk an den König keinerlei Steuern oder Abgaben. Die Freien waren auf ihrem Grundeigenthum unumschränkte Gebieter, sie richteten über die Gutsangehörigen nach dem Herkommen oder nach dem Hofrechte ohne Beschränkung durch königliche Beamte oder Richter. Unter den Freien aber erlangten einige Geschlechter im Laufe der Jahre eine größere Macht und Bedeutung, so daß sie einen eigenen bevorzugten Stand oder Adel (Principes, Meliores natu) bildeten, der zu dem König oder Kriegsherrn in nähere Beziehung trat. Lange herrschte die Ansicht, dieser Waffenadel, von den römischen Schriftstellern häufig als „Optimaten" bezeichnet, habe sich aus dem alten Gefolgswesen entwickelt, dem die Siege und Eroberungen der Germanen auf römischem Boden vorzugsweise zuzuschreiben waren. In neuerer Zeit hat man Beneficialwesen und Vassalität auf andere Grundlagen zurückgeführt. Aber wie viele neue Bildungen im Laufe der Jahre Raum gewonnen haben mögen, beide Institute gingen von derselben Idee aus. Es war natürlich und durch alte Sitte begründet, daß der Gefolgsherr die Treue und Hingebung der Waffengenossen durch Theilung der Beute oder durch Zuweisung eroberter Grundstücke belohnte. Als nun nach vollbrachter Eroberung der ursprüngliche Zweck der Waffen-

Die Leudes (Beneficiaten.)

genossenschaften erreicht war und der Gefolgsherr als König in eine höhere Stellung eintrat, erfuhr das bisherige Verhältniß mancherlei Veränderungen. Der Kriegsherr mußte den Wunsch haben, diejenigen seiner bisherigen Geleitsmannen, die durch Geburt und Verdienste besonders hervorragten, sich näher zu verbinden. Dazu boten die Verhältnisse die geeigneten Mittel. Durch die Unterwerfung des gallischen Provinzlandes waren die fränkischen Könige in den Besitz großer erledigter Güter gekommen. Alles fiscalische Eigenthum Roms, alles kaiserliche Vermögen, alles Reichs- und Herrengut (Domänen) war in die Hände der Sieger gefallen und stand dem Kriegsherrn zur Verfügung. Dadurch waren die germanischen Könige in Stand gesetzt, denjenigen ihrer Waffengenossen, die sie enger an den Thron zu knüpfen beabsichtigten, zu ihren eigenen Besitzungen, die ihnen als erbliches Stammgut gehörten (Allodien), noch besondere Grundstücke zu lebenslänglicher Nutznießung zu verleihen unter so günstigen Bedingungen, daß die Uebertragung als eine Wohlthat (Beneficium) erschien. Daraus bildete sich das Beneficien- oder Lehns-Wesen, die eigentliche Grundlage des mittelalterlichen Ritteradels. Der zugewandte Theil nämlich wurde Lehn (Beneficium) genannt, der Geber war der Lehnsherr, der Empfänger hieß Lehnsmann, Dienstmann oder Vasall. Es galt als Belohnung oder Besoldung für geleistete Dienste sowohl im Heer als bei der Hofhaltung, und konnte, wenn der Besitzer starb oder seiner Verpflichtung nicht nachkam, wieder entzogen werden. Darum wurde während der bürgerlichen Unruhen unter den Merovingern bei Friedensverträgen bisweilen festgestellt, daß die Schenkungen und Verleihungen der Vorgänger unverletzt bleiben sollten. Die Lehnsträger verpflichteten sich für die empfangene „Wohlthat" zu besonderer Treue und fortdauerndem Kriegsdienst und bildeten den Kern der Getreuen, „Leudes" und ihrer Häupter der „Antrustiones", die zu dem König in einer engeren Beziehung standen. Auf gleiche Weise belehnten reiche Freie andere minder begüterte mit Theilen ihres Eigenthums, ja sogar ihrer Lehen (Afterlehen) und gewannen sich dadurch ebenfalls Lehnsleute oder Vasallen (Beneficiate). Nicht selten traten auch Freie von kleinem Besitz freiwillig in Dienst und Abhängigkeit zu einem Herrn, um in dessen Schutz (Mundium) aufgenommen zu werden. Durch dieses auf der Idee gegenseitiger Treue beruhende Lehnsverhältniß wurde jedoch weder die persönliche Freiheit des Wehrmannes, noch seine Stellung in der Gaugemeinde geändert. Vielmehr „erlangten alle Verbindungen mit dem König, mochten sie auf persönlichem Dienst oder auf der Verleihung größerer königlichen Güter beruhen, eine steigende Wichtigkeit, und die Ehre, welche daraus erwuchs, der Einfluß, welchen dies gab, erhob solche Männer über ihre Standesgenossen und gab den Anlaß zur Bildung einer Aristokratie, welche bald den größten Einfluß auf die politischen Verhältnisse des Staats erlangte und die anderen Freien in den Hintergrund drängte". Durch die wachsende Macht des neuen Grundadels wurde die alte Volks- und

Gau-Verfassung mehr und mehr aufgelöst und beschränkt. Und da auch, wie wir bald erfahren werden, die Kirche von ihrem sich fortwährend mehrenden Grundbesitz große Theile als Wohlthat oder „auf Bitten" als „Precarien" ausgab, so traten die socialen Zustände ein, die wir im folgenden Band des Näheren kennen lernen werden.

Hörige und Leibeigene. Wer durch Geburt, durch Kriegsgefangenschaft oder auch in Folge von Strafen sich im Zustand der Unfreiheit befand, durfte weder Eigenthum besitzen, noch dem Gerichte oder der Volksversammlung als Stimmberechtigter beiwohnen. Diese Unfreiheit war doppelter Art: während der Leibeigene oder dienstbare Knecht, gleich dem römischen Sclaven, ohne Schutz seiner Persönlichkeit völlig das Eigenthum des Herrn war und von diesem verkauft oder getödtet werden konnte, waren die Hörigen, die entweder gleich den Colonen der römischen Kaiserzeit als unfreie Zinsbauern das fremde Feld gegen Abgaben und Dienste bestellten und an die Hufe gebunden waren, oder als Liten die Geschäfte in Haus und Hof besorgten von den niedrigen Arbeiten und dem Handwerk bis zu den feineren eines gebildeten Lebens (Ministeriales), durch ein Wergeld gegen den Mißbrauch der herrschaftlichen Gewalt geschützt. Zwischen Freien und Unfreien konnten keine Ehen zu vollem Recht geschlossen werden. Im Kriege dienten Hörige und Liten als Leichtbewaffnete und erhielten

Freigelassene. dann wohl einen Sold. Durch die Freilassung der Leibeigenen und Hörigen trat eine Erleichterung und Besserstellung ihrer Verhältnisse ein; doch kamen nur solche, die vor dem König durch eine symbolische Handlung auf feierliche Weise aus der Gebundenheit erlöst wurden, in den Stand eines vollen Freien; in den übrigen Fällen gab die Entlassung nur persönliche Freiheit, aber nicht die Rechte der freien Geburt und der Volksgenossenschaft. Die Freilassung unter dem Schutz der Kirche gewährte die Freiheit des Römers, mit welcher gewöhnlich ein Schutzverhältniß verbunden war.

Die Verfassung des Frankenreichs. „Die Verfassung des fränkischen Reichs beruhte zunächst auf der alten Volksverfassung, auf der Heereseinrichtung des Gefolges und auf fortdauernden Verhältnissen des römischen Reiches, bis die sich mehr und mehr erweiternde Beneficialverfassung die Hauptgrundlage derselben wurde." An der Spitze des

Der König. Reichs stand der König, der aber unter römischer Einwirkung eine höhere Machtstellung erlangt hat als einst in der deutschen Heimath. Das altgermanische dynastische Königthum nahm unter den neuen Verhältnissen eine andere Gestalt an. Wir wissen, daß in der Urzeit der König seine Würde als erbliches Vorrecht seines Geschlechtes besaß, doch mit der Beschränkung, daß damit eine Anerkennung und Mitwirkung des Volkes bei der Erhebung verbunden war. Dieses beschränkte Königthum mit geregelter Succession ist nach dem Vorbilde Roms in eine absolute Monarchie mit gesetzlosem Wechsel der Inhaber umgeschlagen. Römerthum und Christenthum haben der Königswürde höhere Macht und Glanz verliehen. Der Königshof war der Mittelpunkt des

öffentlichen Lebens, der „erlauchte" Monarch eine geheiligte Person geworden. Und wie durch die Völkerwanderung die gentilen Gemeindeverbände allmählich in Verfall geriethen, so scheint auch die Mitwirkung des Volkes bei dem Thronwechsel in den germanischen Staaten innerhalb des Römerreichs weggefallen zu sein. War der König ursprünglich nur das Haupt eines Stammes, vielleicht nur einer Abtheilung desselben gewesen, so war er jetzt seit der Unterwerfung der Romanen der absolute Beherrscher eines Reiches geworden, der die Staatsverwaltung, Recht und Gericht und das Kriegswesen nach eigenem Willen, höchstens mit Zuziehung der Edlen und Bischöfe, einrichtet und leitet. Seine Stellung wurde dadurch eine doppelte: während er den römischen Unterthanen als Nachfolger der alten Imperatoren mit dem Rang und Ehrennamen eines „Augustus" galt, sahen die Franken in ihm den Gefolgs- oder Kriegsherrn, die Beneficiaten ihren Oberlehnsherrn. Dadurch erhob er sich so sehr über die anderen freien Volksgenossen, daß in dem Gesetze für den König kein Wergeld bestimmt ist, daß Untreue gegen ihn mit dem Verluste des Lebens und Eigenthums gebüßt ward. Zu der alten Zierde des langen Haares kam mit der Zeit die Auszeichnung der königlichen Kopfbinde oder Krone, zu dem Spieß, den er als Zeichen seiner Würde in der Hand führte, wenn er sein Reich durchzog um die Huldigung und den Eid der Treue entgegenzunehmen, wurden noch andere Insignien und Zierden der Herrschaft gefügt.

Der König ist das Haupt des Volkes, sagt Waitz, er entscheidet über Krieg und Frieden; er vertritt sein Volk nach Außen, schließt für dasselbe Bündnisse und Verträge, schickt Gesandte und Unterhändler. Die Völker und Stämme sind ihm zur Treue verpflichtet und sein Schutz hinwiederum bindet alle zusammen und gibt die Grundlage rechtlicher Gemeinschaft. Als Sühne für den verwirkten Frieden wird ihm ein Friedensgeld entrichtet. Er kann Immunität oder Befreiung von Abgaben und Leistungen verleihen, d. h. auf Einnahmen, die ihm gebühren, zu Gunsten Anderer verzichten. Er ernennt die Beamten, geistliche wie weltliche, und hat die Macht ihnen das Amt auch wieder zu nehmen; durch sie aber übt er seinen Willen in allen Theilen und in allen Verhältnissen des Reiches aus. Der König ordnet gerichtliche Versammlungen an und hält selbst Gericht, aber auch ohne dies verhängt er Strafen, verfügt er über Gut und Leben seines Volks. Dem König gehört ein weiter Grundbesitz, der ihm bedeutende Einkünfte verschafft, von dem ein Theil aber an Getreue verliehen ist, die ihm dafür eng verbunden sind. Andere stehen in dem noch engeren Verhältnisse des Gefolges. Sie leben an seinem Hof, und jeder Dienst an demselben gewährt Auszeichnung und Ehre; hier ruht auch die Leitung der Regierung, der Hof ist der Mittelpunkt des Staats.

Unter den Beamten, die sich in seiner Umgebung befanden und seinen Rath bildeten, nahmen der Hausmeier (Majordomus), der wie gesagt ursprünglich gleich dem Seneschalke die Oberaufsicht über das Gesinde und Hauswesen hatte, der Kanzler, der Kämmerer und der Pfalzgraf oder Stellvertreter des Königs vor Gericht, den ersten Rang ein. Oft wurden auch die Bischöfe zu den Berathungen beigezogen. Häufig lebten die Könige auf ihren Höfen und Villen, die sie rings in allen Theilen des Reiches besaßen, wo ihre Paläste oder Pfalzen lagen, wo sie mit ihren Getreuen sich zur Jagd und zum Mahle vereinigten und nicht selten auch die Ver-

Die königlichen Beamten.

sammlungen der Großen und der Bischöfe hielten. Geistliche Zusammenkünfte (Concilien) wurden von dem König einberufen oder bedurften doch seiner Einwilligung, und nur mit Genehmigung des Königs konnte ein Freier in den geistlichen Stand eintreten und von der Heerpflicht entbunden werden.

Einkünfte u. Schatz des Königs. Die Einkünfte des Königs bestanden, außer dem Ertrage seiner eigenen Güter, in den Steuern und Leistungen der römischen Unterthanen (auch die Güter der Kirche waren mit geringen Ausnahmen der Grundsteuer unterworfen), in den freiwilligen Geschenken der Franken, in den Tributen der abhängigen Völker, in den Strafbußen und Vermögenseinziehungen der Verurtheilten, in den Zöllen und in den Hafen-, Wege- und Markt-Geldern. Auf den Umzügen durch das Reich wurde der König und sein Gefolge von dem Volke unterhalten. Großen Werth legten die fränkischen Könige auf den Schatz, der gleich dem Reiche von Geschlecht zu Geschlecht ging und in der deutschen Geschichte und Sage stets eine große Rolle spielte. Er bestand in geprägtem Golde, in Geschmeide und Schmuck mancherlei Art, in Ringen und Ketten, in kostbaren Gefäßen und Gewändern.

Grafen. Die Macht des Frankenkönigs hat demnach durch die Einwirkung der römischen Einrichtungen bedeutend an Ausdehnung gewonnen. Nicht nur daß die Abgaben und Leistungen, die ihm entrichtet werden mußten, höher und umfassender waren, in den Beziehungen zur Gerichtsversammlung und zum kriegerischen Aufgebote des Volkes ist er im Wesentlichen an die Stelle der Landesversammlungen getreten. Er ist der Nachfolger der alten Fürsten, hat aber zugleich die Rechte des Volks, dem diese vorstanden, zum großen Theil in seine Gewalt aufgenommen und sie dann wieder seinen Grafen und Herzögen zur Handhabung übertragen. Die Regierungsgewalt des Frankenreiches lag in erster Linie in den Händen der Grafen, als der Vorsteher der Gaue oder Stadtgebiete, die aber nicht mehr, wie in der deutschen Heimath, von der Volksgemeinde gewählt, sondern vom König nach freiem Ermessen aus seinem Gefolge ernannt wurden. Sie waren in der Regel Glieder alter reichbegüteter Adelsgeschlechter, die neben dem höheren Recht des Königs auch ein starkes selbständiges Recht auszuüben hatten. Ihre vorzüglichsten Pflichten waren: Sorge für Recht und Gerechtigkeit, für Frieden und Ruhe, Schutz der Schwachen und Hülfsbedürftigen, Unterdrückung der Missethäter, Erhebung und Ablieferung der königlichen Einkünfte und die Aushebung und Führung des Heerbannes in den Gerichtswesen. ihnen untergebenen Gauen und Hundertschaften. In diesen Hundertschaften wurden durch die Grafen von Zeit zu Zeit Versammlungen der freien Gemeindegenossen an bestimmten Malstätten unter freiem Himmel abgehalten und dort nach alter feierlicher Weise das Gericht gehegt, wobei die Gemeinde noch selbst lebendigen Antheil nahm und in manchen Fällen das Urtheil sprach. Da indeß in den zahlreicheren Versammlungen nicht alle Freien in Privatsachen das Recht finden konnten, so wählte der Vorsitzende mit Zustimmung der Parteien aus kundigen Männern eine Anzahl Rechtweiser oder Schöffen, „Rachinburgen“ genannt, die im Namen der Gesammtheit den Ausspruch thaten. Als rechtsgültige Beweise waren außer Zeugen und Eideshelfern auch Gottesurtheile (Ordale)

durch Feuer oder siedendes Wasser und gerichtlicher Zweikampf zulässig. In Klagsachen zwischen Einwohnern gallischer Herkunft wurde von ihren Volksgenossen nach römischem Recht das Urtheil gesprochen. In allen Fällen waren Berufungen an das Gericht des Königs gestattet. Bei Klagen gegen Kleriker wegen zeitlicher Verbrechen entschieden weltliche Richter mit Beiziehung von Geistlichen. Die Dauer des Grafenamtes war gewöhnlich lebenslänglich. Für einzelne Geschäfte konnten sie auch Abgeordnete (Missi) oder Stellvertreter (Vicare) aufstellen. Den Gemeinden waren Tribunen oder Schultheißen, den Hundertschaften Centenare oder Hunnen vorgesetzt, die beschränktere Befugnisse hatten. — Ueber ein größeres Gebiet, das mehrere Grafschaften umfaßte und meistens landschaftlich abgegrenzt war, wurde ein Herzog (Dux) gesetzt, dessen Geschäftskreis sich wesentlich auf die Heerverfassung und Kriegführung bezog. Der herzogliche Name bezeichnete demnach im Frankenreiche einen militärischen, vom König eingesetzten Beamten ohne freie ausgedehnte Gewalt. Doch scheint derselbe auch in einigen Landschaften Versammlungen freier Volksgenossen zu gesetzgeberischen Handlungen abgehalten zu haben, wie in größerem Umfang seit Chlodwig der König selbst alljährlich eine allgemeine Reichsversammlung aller freien Männer als eines zum Kriege gerüsteten Heeres in dem „Märzfelde" (Campus Martius) abhielt. Mit der Zeit wurde die herzogliche Würde in bestimmten Geschlechtern ein erbliches Recht, welches die Könige anzuerkennen hatten. Dabei war wohl auch dem Volke ein gewisser Einfluß auf die Erhebung eingeräumt. Der Herzog ist der Stellvertreter des Königs in allen Rechten, Ehren und Befugnissen. In Burgundien und in der Provence wurden diese Befugnisse auf die alte Würde eines Patricius übertragen. Der Herzog war der höchste Anführer nach dem König; die Grafen und Centenare waren ihm untergeordnet. Mit der Zeit erlangte jedoch der Majordomus, als dieses Amt alle anderen überflügelte, auch beim Heere den ersten Rang. Bei besonderen Veranlassungen, wo schwierige Verhältnisse zu ordnen waren, wurden königliche Boten (Missi) abgeordnet. Mit der schwindenden Macht der merovingischen Könige und dem wachsenden Einfluß der Großen nahmen die Märzfelder mehr und mehr den Charakter von Reichstagen an, wo neben der Heeresmusterung auch politische Dinge verhandelt wurden. Herzöge.

Die merovingische Zeit war die Periode des Uebergangs und der Verschmelzung der germanischen und romanischen Volkselemente zu einem neuen National-Ganzen. Solche Perioden sind, wie alle Uebergänge, reich an häßlichen und widerwärtigen Erscheinungen; die Neugestaltung führt zunächst die absterbenden, der Fäulniß verfallenen Bestandtheile auf die Oberfläche. Die „fränkische Geschichte" des Bischofs Gregor von Tours ist, wie schon oben bemerkt, ein merkwürdiges Spiegelbild dieser lasterhaften, verbrecherischen Zeit, wo die Keime eines edleren Lebens unter der Fülle von Gräuel und Schandthaten kaum zu entdecken sind. Die einfache naive Weise, in welcher der geistliche Sittliche Entartung.

Geschichtschreiber, gleich den historischen Büchern des Alten Testaments rückhaltlos erzählt, wie alle Stände sowohl unter den Germanen als unter den Romanen nur den Eingebungen ihrer rohen Sinnlichkeit, Eifersucht, gemeinen Habsucht, Ehr- und Rachgier folgend, nach allen Seiten hin die Bande göttlicher und menschlicher Gebote und jeder Sitte durchbrachen und sich den wildesten Gewaltthätigkeiten überließen, ohne eine sittliche Entrüstung über das gottvergessene Treiben der Könige und Großen besonders kund zu geben, ist ein sprechendes Zeugniß der allgemeinen Verderbniß und Entartung. Die Mischung roher Germanen und verfeinerter Römer, von denen jene heftige Begehrlichkeit, ungezügelte Triebe und Leidenschaften, diese die Lüste und Genußsucht eines gesunkenen Geschlechts in den Bund einbrachten, konnte im Anfang nur schlimme Früchte zu Tage bringen.

„Bei der Einnahme Galliens," so schildert Loebell diese Uebergangszeit, „waren die Deutschen das heftigere, ungezähmtere, derbere Volk, die Romanen dagegen das civilisirte, aber auch des Zügels gewohnte, furchtsame, zu Hinterlist und Bedrückung geneigte. Die reichen und vornehmen Romanen Galliens führten mitten in dem hereinbrechenden allgemeinen Elende noch ein glänzendes, üppiges Leben, sie liebten die Pracht, und wenn in ihren Genüssen die Feinheit der antiken Civilisation noch nicht ganz verschwunden war, so waren sie aber auch in Weichlichkeit, Schlaffheit und Verderbniß der Gesinnung verfallen. Beide Nationen haben rasch von einander gelernt, da sie aber gegenseitig mehr das Schlimme als das Gute angenommen, nicht zum Vortheil ihres Charakters. Doch hat der Romane anfangs mehr gewonnen als der Deutsche. Er ist frecher geworden, aber auch muthiger, er ist zum Trotz übergegangen, aber von einem Zustand der Ohnmacht und von erniedrigender Sclavengesinnung. Dagegen ist bei dem Deutschen die Gesittung, die er hier zu empfangen bestimmt war, damals nur erst auf Einzelne von großem Einfluß, im Ganzen nur eben in den ersten Keimen merklich, wohl aber sehen wir ihn listiger, ränkevoller, ungerechter, erbarmungsloser, allen Begierden unterworfener als früher. Der Romane, damit Leben in ihm erwache, muß selbstthätig werden, und dazu erweckt ihn der Deutsche, da der Druck, den dieser übt, kein geistiger ist, noch sein kann. Dieses Selbstgefühl, diese kräftigere Gesinnung zeigt schon einen merklichen Einfluß auf das Leben. Der Deutsche dagegen, obschon die materiellen Vortheile auf seiner Seite sind, hat dafür die ganze Bedeutung seines Wesens eingebüßt und muß jetzt durch eine Zwischenperiode hindurch, welche gegen seine frühere Zeit sehr zurücksteht. Seine innerlich gesunde Natur, in der das Edle nur verdeckt, nicht zerstört war, überwindet die Gefahr gänzlicher Verwilderung, die sehr nahe liegt, und trägt wesentlich dazu bei, aus der Gährung der durcheinander wogenden Elemente Gestalten zu entwickeln, welche Culturblüthen von neuer Art und allen Vorzügen der Civilisation entgegenwachsen; aber während des Prozesses hat er auch die wesentlichsten Bestandtheile seiner Eigenthümlichkeit eingebüßt, und zeigt sich am Ende desselben ganz romanisirt. Nur an den Orten, wo die deutsche Einwanderung von vorn herein in größeren Massen geschah und compacter blieb, sind auch mehr Züge des deutschen Charakters stehen geblieben. Doch ist das Romanische auch da, wo es völlig überwogen hat, in der Gestalt, wie es in der Blüthezeit des Mittelalters hervortritt, nicht mehr das alte aus den ersten Jahrhunderten der Eroberung; es ist ein höchst verändertes, theils weil sich in das Blut, welches darin umläuft, deutsche Säfte gemischt haben, theils weil die Deutschen einen großen Anstoß gegeben haben und die Romanen ihnen in der Kühnheit, in der Liebe zur Unabhängigkeit nacheifern."

Kirche und Klerus.

Selbst die Kirche vermochte sich nicht von der Rohheit und Sittenlosigkeit

der Zeit frei zu halten. Bei allem religiösen Aberglauben zeigten die Franken oft so wenig Ehrfurcht vor den heiligen Orten, daß durch einen Concilienbeschluß vom Jahre 650 bei Strafe der Excommunication verboten werden mußte, in der Kirche Streit zu erheben, die Waffen zu ziehen oder gemeine und schmutzige Lieder zu singen. In der Geschichte Gregor's erscheinen nicht wenige Bischöfe, die nur nach dem Genuß der Kirchengüter strebten, die ihre Stellen durch Kauf oder die Gunst der Könige erlangt hatten, die durch die gröbste Unwissenheit, durch Trunksucht, Habgier, Ehebruch, Meineid und Mord ihren Stand schändeten, oder in Helm und Harnisch in den Krieg zogen, während die Zahl derer, die, wie Gregor selbst und seine Zeitgenossen Avitus von Auvergne und Nicetius von Trier, durch Reinheit der Gesinnung und des Wandels und durch Kenntnisse und Bildung ihrem Stande Ehre machten, nur gering war. Und doch war die Kirche die einzige Pflanzstätte der Zucht und Gesittung. Sie hob durch kirchliche Satzungen das Ansehen des weltlichen Gesetzes; sie wehrte durch die Macht der Religion und durch Kirchenstrafen der rohen Gewalt; sie gab in der allgemeinen Auflösung das Beispiel einer gesellschaftlichen Ordnung und Einrichtung. Die Concilien, welche die Bischöfe mit Bewilligung der Könige und öfters in ihrer Anwesenheit abhielten, erlangten bei der zunehmenden Gesetzlosigkeit in den öffentlichen Dingen immer mehr Einfluß und Autorität. Die Kirche wahrte und pflegte auch die Reste der Cultur und Literatur. An der Stelle der verfallenen Rechtsschulen erhoben sich kirchliche und klösterliche Unterrichtsanstalten, wo die sieben freien Künste (S. 703 f.) nach dem Lehrbuche des Martianus Capella gelehrt wurden. In den Benedictiner-Klöstern beschäftigten sich die Mönche mit Lesen und Abschreiben der klassischen Werke des Alterthums. Die religiösen Schriften, besonders die Legenden und Lebensbeschreibungen der Heiligen, wie gering auch ihr literarischer Werth, wie eintönig, roh und unbeholfen die Sprache sein mag, wie mächtig das Wunderhafte und Mystische die Stoffe überwucherte, waren doch die einzigen Erzeugnisse, welche die gedrückte Menschheit trösteten und über die Noth und Drangsale der Zeit erhoben. Und die namhaftesten Schriftsteller der Zeit, der Bischof **Avitus**, der Rhetor und Dichter **Venantius Fortunatus** und die Geschichtschreiber **Gregor von Tours**, **Sulpicius Severus** (S. 238) und **Fredegar** gehörten der Kirche an. Die Leistungen der beiden ersten zeugen freilich von dem tiefen Verfall der römischen Literatur in Gallien, die schon zur Zeit des Sidonius Apollinaris den höchsten Werth in die rhetorische Kunst setzte, unter einer möglichst geschmückten Sprache und gespreizten Redeform die Leerheit des Inhalts zu verstecken; dagegen ist das Geschichtswerk Gregor's für die Kunde der Merovinger-Zeit die einzige Quelle voll frischen Lebens, wenn es gleich in Form und Sprache den mangelhaften Bildungsstand der Zeit erkennen läßt.

Bildung und Literatur.

Alcimus Ecdidius Avitus war aus einer angesehenen Familie in Auvergne entsprossen und vom Jahre 490 bis zu seinem Tode 525 Bischof von Vienne. Die

Avitus. † 525.

von ihm verfaßten religiösen, didaktischen und beschreibenden Gedichte: „Vom Anfang der Welt“ (das in fünf Büchern von der Schöpfung, von der Erbsünde, vom Gericht Gottes, von der Sündfluth u. s. w. handelt) und die poetischen Bearbeitungen biblischer Bücher des A. Testaments lassen die Nachahmung älterer klassischer Dichter erkennen und sind, trotz der Gesuchtheit und Künstelei, von größerer Reinheit der Sprache, als die meisten übrigen Erzeugnisse der Zeit. Das größere Gedicht, das in seinen drei Haupttheilen (Schöpfung, Erbsünde, Gericht Gottes) ein Ganzes bildet, hat, wie Guizot nachgewiesen, eine überraschende Aehnlichkeit mit Milton's „Verlornem Paradies“.

Venantius Fortunatus. c. 565.

Venantius Fortunatus, „der letzte Repräsentant der verkünstelten Schulgelehrsamkeit“, war in Italien geboren, verbrachte aber die größte Zeit seines Lebens in Gallien am Hofe Sigbert's, bewundert und geliebt von den fränkischen Großen. Aus Hingebung für die heilige Radegunde, die ihren Gemahl Chlotar, weil er ihren Bruder, den letzten Sprößling der thüringischen Königsfamilie, getödtet hatte, verließ und in dem von ihr gestifteten Kloster zu Poitiers ihre Tage mit Werken der Frömmigkeit und Demuth verbrachte, trat er in den geistlichen Stand und starb als Bischof von Poitiers. „Seine zahlreichen Gedichte, großentheils Gelegenheitsgedichte in verschiedenen Versmaaßen, an die verschiedensten Personen und über die verschiedensten Gegenstände, zeigen Gewandtheit und Leichtigkeit und bisweilen selbst Geist und Phantasie, allein viel häufiger auch, bei sehr geringfügigem Inhalte, spielende und geschmacklose Künstelei und selbst Verstöße gegen Grammatik und Prosodie.“ Dennoch hat er in seinen formgewandten Dichtungen am Spätabend der antiken literarischen Cultur den Samen eines ästhetischen Interesses ausgestreut. Zu seinen schönsten Gedichten gehört die rührende Epistel an den in Constantinopel weilenden letzten Verwandten Radegunden's über den Untergang des thüringischen Reiches und ein Gedicht über die Geschicke der Galswinthe, der unglücklichen Schwester Brunhildens. Unter seinen prosaischen Schriften steht die Lebensgeschichte seiner Gönnerin Radegunde oben an.

Gregor von Tours. 540—594.

Die traurige Wahrnehmung, daß bei dem Untergange der Wissenschaften Niemand sich finde, welcher die Begebenheiten der Zeit aufzeichne, bewog Gregor (geb. zwischen 539 und 543 zu Clermont aus einem vornehmen gallischen Geschlechte, seit 573 Bischof von Tours, gest. 17. Nov. 594) „die Kämpfe der Könige mit den feindlichen Völkern, der Märtyrer mit den Heiden, und der Kirche mit den Ketzern“ in seinen Schriften: „Vom Ruhme der Märtyrer“; „Von den Wundern des heiligen Martinus“; „Vom Leben der Väter“ und in seinen „Zehn Büchern fränkischer Geschichte“ (zuweilen auch „Kirchengeschichte der Franken“ genannt) zu beschreiben. Wenn auch das geistliche und religiöse Interesse vorherrscht und Gesinnung und Urtheil bestimmt*), wenn auch das Ganze aus einer Anzahl einzelner unverbundenen Erzählungen ohne genaue Beobachtung der Zeitfolge besteht, so ist doch das Werk von

*) Gregor's historische Grundansicht gibt sich kund in dem Streben, die Thaten und Schicksale der Menschen irgendwie auf die göttliche Weltregierung zurückzuführen. „Es ist ihm die Hand Gottes vornehmlich sichtbar in dem zeitlichen Segen wie in dem zeitlichen Unglück, welche einzelne Menschen erfahren. Jener ist Belohnung des Gott wohlgefälligen, dieses Strafe des sündlichen Wandels, und er nimmt oft die Gelegenheit wahr, dies ausdrücklich zu bemerken. Hierin zeigt sich zugleich der praktisch-didaktische Zweck, der ihm bei der Ausarbeitung seiner Geschichte vorschwebte, die Guten zu ermuntern und in ihren Vorsätzen zu befestigen, die Bösen zu schrecken und zu warnen. Es ist ganz der Standpunkt des A. Testaments, in welchem das irdische Unglück als Strafe für den Abfall von Gott und die Verachtung seiner Gebote erscheint, ein Standpunkt, der wohl ein religiöser, aber kein christlicher ist.“ (Löbell.)

hoher Bedeutung. Nach einer Uebersicht der Weltereignisse seit der Schöpfung geht Gregor auf die fränkische Geschichte über, in welcher er neben dürftigen geschriebenen Quellen besonders der lebendigen Ueberlieferung folgt. Ganz in seiner Zeit stehend und an vielen wichtigen Staatsgeschäften persönlich Theil nehmend, gewährt er das treueste Bild derselben, und indem er einfach berichtet, was geschah, und alle Gräuel der Zeit in natürlicher Unbefangenheit, ohne Abscheu und sittlichen Unwillen zu äußern, offen darlegt, ist seine Erzählung von der höchsten Glaubwürdigkeit, besonders in den letzten Büchern, „in welche er den Ereignissen gleichzeitig die Zeitgeschichte eintrug". Seine Darstellung ist einfach und kunstlos; hie und da tritt der Mangel gründlicher Schulbildung hervor; der Stil ist schlicht und anschaulich, häufig mit biblischen Redensarten und Ausdrücken durchwoben. Nicht selten werden die Personen redend eingeführt, wodurch die Darstellung an Lebendigkeit gewinnt. Diese kunstlose, einfache Sprache Gregor's, diese behagliche memoirenartige Erzählung, „welche die größten Staatsbegebenheiten und unbedeutende Vorfälle des gewöhnlichen Lebens bunt durch einander mischt", verleiht dem Werke einen hohen Reiz. Noch trägt es die Spuren seiner allmählichen Entstehung; man erkennt spätere Nachträge, und es fehlt die letzte Vollendung.

Zu der Reichhaltigkeit des Stoffes, welche das gregorische Geschichtswerk, das mit dem Jahre 591 abschließt, zu einem treuen Spiegel der Personen und Zustände seiner Zeit macht, bildet die Fortsetzung desselben, nämlich die Chronik, die einem Mönch (Scholasticus) Fredegar aus Burgundien zugeschrieben wird, einen merklichen Contrast. Nachdem er in drei Büchern die Geschichte von Erschaffung der Welt bis auf Justinian aus älteren Chroniken und annalistischen Aufzeichnungen oder mündlichen Ueberlieferungen erzählt und im vierten einen Auszug aus Gregor gegeben, führt er im fünften die Geschichte bis zum Jahre 641 mit besonderer Berücksichtigung der Burgunder. Aus der mangelhaften Darstellung, indem er einzelne Thatsachen unverbunden nach der Zeitfolge an einander reiht, aus seiner incorrecten Sprache und barbarischen Schreibweise läßt sich der niedrige Stand der Zeitbildung erkennen. Er selbst hat diesen Verfall eingesehen. „Wir stehen jetzt im Greisenalter der Welt," sagt er, „darum hat die Schärfe des Geistes nachgelassen, und Niemand vermag es in dieser Zeit den früheren Schriftstellern gleich zu kommen." Seine Schreibart ward mit den schriftlichen Aufsätzen verglichen, die Einer aus der niederen Klasse in der Sprache der Gebildeten, deren er nicht recht mächtig ist, niedergeschrieben hat. Noch mehr tritt die Dürftigkeit und der gänzliche Verfall der gelehrten Bildung in den Chroniken zu Tage, die meistens unbekannte Mönche von den „Thaten der Frankenkönige" und aus dem „fränkischen Heiligenleben" zusammengestellt haben.

Fredegar.

Andere Chroniken.

B. Die Westgothen in Spanien.

Das Reich der Westgothen im narbonensischen Gallien (Septimanien) und in Spanien hat mit dem fränkischen Reiche der Merovinger manches Verwandte und manches Verschiedene. Wenn die Gothen bei der Vertheilung des eroberten Landes, bei der Aufstellung von Herzogen und Grafen als Heerführer und Richter in den Provinzen und Gauen, bei der Einrichtung der Reichs- und Hofämter für den königlichen Dienst und anderen Dingen in ähnlicher Weise verfuhren wie die Franken und Burgunder, so unterschieden sich beide Länder darin, daß der Vermischungsprozeß der germanischen und romanischen Volks-

Westgothisches Nationalwesen.

elemente in Spanien langsamer vor sich ging, daß, weil die religiöse Spaltung und das Verbot rechtsgültiger Ehebündnisse (Conubium) die Sonderung begünstigte, die Sprache und das nationale Wesen bei den Westgothen länger andauerte als bei den benachbarten Volksgenossen; daß das älteste Gesetzbuch, das Breviarium Alaricanum, das König Alarich II. im Jahre 506 durch römische Rechtsgelehrte unter dem Vorsitz eines Gothengrafen aufstellen ließ, nicht wie die übrigen „Gesetze der Barbaren" aus einer Verbindung germanischer und romanischer Rechtsbestimmungen hervorgegangen, sondern ausschließlich den vorhandenen römischen Rechtsquellen entnommen ist, während das überlieferte gothische Volksrecht nebst den königlichen Verordnungen zuerst durch König Eurich besonders aufgezeichnet wurde; daß das gothische Königthum, das anfangs an ein bestimmtes Herrschergeschlecht geknüpft war, doch mit der überlieferten Sitte der Wahl oder Bestätigung von Seiten des Volkes, durch freie Wahl der geistlichen und weltlichen Großen übertragen ward. Auch die Verwirrung und Unordnung, herbeigeführt durch die Aufstände der adeligen Gutsherren, durch religiöse und politische Parteiung, durch Familienhader und Königsmord, theilte das Gothenreich mit dem Frankenreich; und wenn trotz dieser anarchischen Zustände dennoch beide ihr Gebiet durch Eroberung ausdehnten, die Westgothen die stammverwandten Sueben in der Provinz Galicien unterwarfen und den Oströmern allmählich alle Besitzungen auf der Südküste der Halbinsel entrissen, so zeugen diese Erfolge von der ungeschwächten Leovigild. 569–586. Volkskraft, die durch diese Wirrnisse nicht gebrochen ward. König Leovigild war der erste Monarch, der durch kräftige Unterdrückung der Ruhestörer, durch Einführung einer Grundsteuer und durch Verbesserung der Gesetze ein geordnetes Staatswesen gründete und dem Thron Ansehen und Glanz verlieh. So lange aber die Westgothen dem arianischen Glaubensbekenntniß folgten, konnte die Verschmelzung der beiden Volkstheile keine vollständige werden; Religionshaß und Verfolgungen führten blutige Gräuel und Aufstände herbei und störten das einträchtige Zusammenleben. Wie von den Vandalen in Afrika, wurde auch von den Gothen in Spanien Religionsdruck gegen die Andersgläubigen geübt. Will man doch den Namen „bigot" von visigot ableiten. Die unter den Einflüssen Roms und Constantinopels stehenden Bischöfe, unterstützt von rechtgläubigen Königinnen fränkischer oder griechischer Abkunft, untergruben jedoch mehr und mehr den Arianismus, und wenn auch der kraftvolle Leovigild seinen erstgebornen Sohn, den „heiligen" Hermenegild, der die Fahne der Empörung wider den Vater schwang, wegen seines Abfalls von der Lehre der Väter und seines Hochverraths mit dem Tode bestrafte, sein zweiter Sohn Reccared. 586–601. Reccared verlieh dennoch der römisch-katholischen Glaubensform die Herrschaft in Spanien und erleichterte durch ein neues aus römischen und germanischen Rechten aufgebautes Gesetzbuch, und durch die Bestimmung, daß Westgothen und Romanen rechtsgültige Ehen eingehen durften, die Vereinigung

der neuen und alten Bevölkerung zu einer gemeinsamen Nationalität mit der Cultur und Sprache Roms. Und um das Königthum durch die Weihe der Religion ehrwürdiger und heiliger zu machen und gegen die Angriffe und Verschwörungen der Großen zu schirmen, führte Reccared nach dem Vorgange der fränkischen Könige die Sitte der Krönung und Salbung durch den Erzbischof von Toledo ein. So vortheilhaft indessen die Glaubenseinigung für die Erstarkung des Staats und der Nationalität war, so hatte sie doch auch ihre nachtheiligen Folgen. Die Geistlichkeit, meistens der romanischen Geschlechteraristokratie angehörend, an ihrer Spitze der Metropolitan von Toledo, gelangte zu einer Macht, welche die des Wahlkönigs und des aus königlichen Herzogen und Grafen (Palatinen) und aus erblichen Gutsbesitzern (Gardingen) bestehenden Adels bald überragte. Concilien, zu Reichsversammlungen erweitert, bei denen jedoch die hohe Geistlichkeit an Zahl, Bildung und Geschäftserfahrung die weltlichen Edlen weit übertraf, entschieden über Gesetzgebung und Verfassung, über kirchliche und staatliche Angelegenheiten, über Krieg und Frieden. Selbst auf den Provinzial-Synoden kamen weltliche Dinge zur Berathung. Die Gemeinfreien waren zu schwach, als daß sie eine Stütze des Thrones hätten sein können; sie geriethen mehr und mehr in die Abhängigkeit der Kirche oder der großen Gutsbesitzer. Und als nach einem Zeitraum von hundert Jahren, während dessen eine große Zahl von Königen rasch über die Schaubühne des Lebens dahinrauschten, einige, wie Sisebut, ihren Namen durch Verfolgung der zahlreichen gebildeten und wohlhabenden Judenschaft befleckend, andere, wie Recesuinth, durch Werke des Friedens und der Gesetzgebung hervorragend, der kräftige Wamba den Thron bestieg und durch das Gebot, daß die Schutzbefohlenen der Kirche gleich den Freien zur Heeresfolge verpflichtet sein sollten, den Zorn der Hierarchie auf sich lud, stieg der Einfluß und die Macht des Klerus noch höher. Sechs Erzbisthümer (Toledo, Hispalis, Merida, Braga, Tarragona und Narbo) und 74 Bisthümer, unter Wamba durch eine Kirchenversammlung genauer geordnet, standen an der Spitze des kirchlichen und staatlichen Organismus in Spanien. Die geistlichen Würdenträger wurden von Volk und Klerus gewählt und vom König bestätigt, aber der Episcopat herrschte thatsächlich über das Königthum. Mit Gütern und Einkünften reich ausgestattet, im Besitze eigener Gerichtsbarkeit und eines oberrichterlichen Aufsichtsrechts, frei von Steuern und Abgaben, mit dem Asylrecht und anderen wichtigen Privilegien bedacht und die gesammte Bildung, die Wissenschaft und den Unterricht beherrschend, wie hätte die spanische Geistlichkeit nicht einen entscheidenden Einfluß auf Staat, Leben und Denkweise üben sollen? Die hohe Machtstellung war jedoch dem geistlichen Stand und Charakter nicht förderlich. Seit dem Gesetze Wamba's wurden die Bischöfe noch tiefer in die weltlichen Angelegenheiten verflochten und in das unruhige und gesetzlose Treiben der Großen hineingezogen. Wir werden in den Ausführungen erfahren, daß die Palastrevolution,

Macht der Geistlichkeit.

Sisebut. 612–620.

Reccesuinth. 649–672.

Wamba. 672–681.

welcher der kraftvolle König zum Opfer fiel, durch eine Reichssynode sanctionirt ward. Die geistliche und weltliche Aristokratie führte das Regiment, der geringe Mann war ohne Recht und Ehre, das Gesetz ohne Ansehen, der König, der Verfassung nach absolut, in Wirklichkeit ohnmächtig. Doch haben sich
Isidor von Sevilla. † 636. viele spanische Geistlichen durch wissenschaftliche Arbeiten ausgezeichnet. Isidor von Sevilla hat, außer nützlichen Auszügen aus Kirchenvätern und anderen Schriftstellern, in seinen 20 Büchern „Ursprünge oder Etymologien", einer Art Encyklopädie, Alles zusammengestellt, „was er für den Inbegriff des menschlichen Wissens hielt", ein wichtiges Werk für die Philosophie und Theologie des Abendlandes, und auch durch die darin enthaltene Chronik bis auf Sisebut für die Geschichte der Westgothen von Bedeutung; und ein anderer Isidor, „Pacensis" (aus Beja), hat die Geschichte seines Vaterlandes im 7. und 8. Jahrhundert beschrieben, trotz des verderbten lateinischen Stils eine wichtige Geschichtsquelle. Die Macht der Kirche, die unter den Königen Erwig und Egiza den Höhepunkt erreichte, wurde für die Juden die Quelle furchtbarer Leiden und Drangsale, bis endlich das Maaß voll war und die Gedrückten in der Verzweiflung die Hülfe der Araber anriefen und dadurch den Sturz des christlichen Reiches der Westgothen vorbereiteten. Umsonst
Witiza. 701—710. suchte König Witiza die Uebelstände zu heilen und das Gothenreich zu kräftigen, indem er die Judenverfolgungen einstellte, mit allem Eifer die Erblichkeit des Königthums zu begründen suchte, die Unterordnung des Klerus unter den König in weltlichen und geistlichen Dingen zum Gesetz erhob und einen Theil der Kirchengüter einzog; das Gift des westgothischen Staatswesens, die Unbotmäßigkeit der Großen und die Uebermacht der Kirche, war schon zu tief in den Körper der Nation eingedrungen. Ehe seine Reformen Wurzeln fassen konnten, wurde Witiza das Opfer einer Verschwörung, an deren Spitze Graf Roderich stand, der Sohn des Herzogs Theodefred, der schon früher wegen eines ähnlichen Versuches verbannt und geblendet worden war. Witiza's Sturz und Tod führte eine verhängnißvolle Zeit herbei. Schon im nächsten Jahre brach der Sturm aus dem Süden los, der das zerrüttete Reich in Trümmer schlug.

Theudes. 531—548. Ausführungen. Theudes, den wir oben als den Mörder und Nachfolger Amalarich's kennen gelernt (S. 713), verlegte zuerst seinen Herrschersitz nach Spanien, wahrscheinlich nach Barcelona, das aber bald der günstiger gelegenen Stadt Toledo weichen mußte. Um sich in der Königswürde zu befestigen, ließ er sich dieselbe durch eine nachträgliche Wahl der Großen bestätigen. Seitdem war das Westgothenreich ein Wahlreich. Und um sich die Geistlichkeit geneigt zu machen, übte Theudes, der Arianer, Duldung und gestattete den Bischöfen freie Versammlungen. Das Land Septimanien konnte nur mühsam gegen die Söhne Chlodwig's vertheidigt werden, die sogar den König Theudes hinter dem pyrenäischen Gebirgswall aufsuchten und die tarraconen-
543. sische Provinz, das Land auf beiden Seiten des Ebro, verwüstend durchzogen. Kaum war Theudes von dieser Gefahr befreit, so unternahm er, um seinen Landsleuten in

Italien eine Erleichterung gegen die Griechen zu verschaffen, eine Heerfahrt nach Afrika, erlitt aber vor Ceuta durch einen Ausfall der Belagerten an einem Sonntage eine große Niederlage. Drei Jahre nach diesem Unfall wurde Theudes in seinem Palaste 545.
ermordet, worauf die Großen den Feldherrn Theodisclus auf den Königsschild 548. Theodisclus
erhoben. Als dieser aber seiner zur Habsucht, Zügellosigkeit und Härte neigenden Natur 548–549.
freien Raum ließ, entstand eine Verschwörung, in Folge deren er bei einem fröhlichen Mahle zu Sevilla durchbohrt ward. Sein Nachfolger Agila hatte ein ähnliches Schick- Agila. 549–554.
sal. Von dem Gothen Athanagild mit Hülfe der Oströmer in einer Schlacht besiegt, wurde er von seinen eigenen Leuten ermordet und Athanagild, der glückliche 554.
Führer der Aufständischen, als König anerkannt. Der neue Herrscher kehrte alsbald Athanagild 554–567.
sein Schwert gegen seine bisherigen Bundesgenossen und entriß ihnen einen Theil der Seestädte, deren sie sich bemächtigt hatten; doch behielten sie noch lange festen Fuß auf dem spanischen Küstenlande. Von Athanagild's Töchtern, der schönen Brunhild, die sich mit Sigbert von Austrasien vermählte, und Galswinthe, die Chilperich von Soissons in sein Ehebett nahm, ist oben die Rede gewesen. Reich mit Schätzen beladen zogen sie über die Pyrenäen und vertauschten ihren arianischen Glauben mit dem katholischen. Als Athanagild nach einer vierzehnjährigen Regierung in seinem Palaste zu Toledo verschieden war, bestieg nach einem zweijährigen Wahlstreit der kräftige Leovi- 567. Leovigild.
gild den Thron von Spanien, auf dem er sich durch die Vermählung mit der Wittwe 569–586.
seines Vorgängers zu befestigen suchte. Zwei Jahre später, nach dem Tode seines Bru- 571.
ders Liuva, vereinigte er damit die Besitzungen der Westgothen in Gallien. Leovigild war einer der kraftvollsten Regenten seines Volks. Wie viele Hindernisse sich seiner Herrschaft entgegenstellten sowohl von Seiten der Griechen, die während der vorausgegangenen Verwirrung ihre Besitzungen im Süden erweitert hatten, als von Seiten der unruhigen Großen, die stets zu Aufständen bereit waren, und seiner katholischen Unterthanen, die aus Haß gegen die arianischen Ketzer mit den Franken conspirirten; der „Löwenheld“ überwand alle Widersacher und Schwierigkeiten und erwarb sich den Ruhm eines großen Königs. Nachdem er die Griechen in Andalusien besiegt und die 572.
festen Städte Malaga, Assidonia, Cordova u. A. durch Gewalt oder List zur Unterwerfung gebracht, zog er gegen den Norden der Halbinsel, wo die Aufrührer, geschützt 573.
durch die Gebirge und auf den Beistand der zur katholischen Kirche bekehrten Sueben in Galicien rechnend, einen festeren Widerstand zu leisten gedachten. Allein Leovigild's Schnelligkeit und Kriegsgeschick trug auch hier den Sieg davon. Die Aufständischen, ohne Plan und einmüthiges Handeln und von dem besorgten Suebenkönig verlassen, wurden einzeln überwunden. Cantabrien (Biscaya) und Aragonien unterwarfen sich, 574–576.
als der bedeutendste Insurgentenführer, Aspidius, mit Frau und Kind gefangen weggeführt worden. Hinrichtungen und Confiscationen verbreiteten Schrecken unter den Großen und machten sie folgsam. Leovigild aber benutzte die Ruhe, die er durch sein Schwert geschaffen, zu Werken des Friedens und der Gesetzgebung. Er erbaute eine neue Stadt am Tajo, zu Ehren seines Sohnes Reccared Recapolis genannt, und stellte die seit Eurich gesammelten Gesetze der Westgothen wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt und vollen Rechtsgültigkeit her. So hat Leovigild das gesunkene Königthum wieder zu Ehren gebracht und ihm Ansehen nach Innen und Glanz nach Außen verliehen. Aber häusliches Leid, durch religiöse Spaltung herbeigeführt, verdüsterte die späteren Jahre seiner Regierung. Hermenegild, sein Erstgeborner, der Sohn einer griechischen Mutter, war vermählt mit der schönen Ingundis von Austrasien, Brunhilden's jugendlicher Tochter, die mit einer reichen Morgengabe nach Toledo gekommen war. Da die merovingische Königstochter sich weigerte das nicänische Glaubensbekenntniß, in dem sie erzogen worden, mit dem arianischen zu vertauschen, so wurde sie von der

leidenschaftlichen häßlichen Königin Goswintha, ihrer eigenen Großmutter und der Stiefmutter ihres Gemahls, aufs Unwürdigste mißhandelt. Erbittert durch den standhaften Widerstand und Stolz der fränkischen Fürstin, faßte Goswintha sie bei den langen Haaren, warf sie zu Boden und trat sie mit Füßen, bis sie mit Blut bedeckt wurde; dann ließ sie die Unglückliche entkleidet in einen Fischteich werfen. Liebe und Ehre regten Hermenegild an, seine Gemahlin zu rächen. Er gewann allmählich die Ueberzeugung, Ingundis leide für den wahren Glauben. Ihre liebevollen Klagen, unterstützt durch die gewichtigen Gründe des Bischofs Leander von Sevilla, bewogen den Erben der gothischen Monarchie zur katholischen Kirche überzutreten. Durch den feierlichen Akt der Firmelung wurde er in das nicänische Glaubensbekenntniß aufgenommen. Entflammt durch Religionseifer und Ehrgeiz, erhob nunmehr Hermenegild die Fahne der Empörung wider den Vater. Er forderte die Sueben und Franken zur Verheerung seines Vaterlandes auf; er bewarb sich, indem er den Bischof Leander als Gesandten an den byzantinischen Hof schickte, um die Hülfe der Oströmer, welche Afrika und einen Theil der spanischen Küste besaßen; er reizte die katholischen Unterthanen zum Abfall von Leovigild. Aber die Thatkraft des Königs vereitelte das Unternehmen des Sohnes. Nachdem die Synode von Toledo die Katholiken, die zum Arianismus sich bekehren würden, von einer zweiten Taufe entbunden und durch Milderung der Glaubensformel den Uebertritt erleichtert hatte, suchte Leovigild bald durch die Schrecken der Verfolgung, bald durch die Aussicht auf Belohnung und Ehre seine katholischen Unterthanen zu der Erklärung zu bringen, „daß sie Gott dem Vater durch den Sohn und den heiligen Geist dienen wollten", und erzeugte dadurch Abfall und Zwietracht in ihren Reihen, bereicherte aber auch die Kirche mit neuen Märtyrern. Die überwun-
583. denen Basken behandelte er mit solcher Strenge, daß Viele über die Pyrenäen zogen und ihrem neuen Wohnorte den Namen Gascogne gaben. Durch die Gründung der Stadt Victoria in dem überwundenen Lande verewigte der Westgothenkönig seinen Sieg. Darauf eilte Leovigild nach Süden, wo Hermenegild die meisten Anhänger zählte. Er unterwarf Merida an der Guadiana, erstürmte Sevilla, den Hauptsitz des Aufruhrs, nachdem er den Suebenkönig Mir überwunden und zum Rückzug genöthigt, und belagerte seinen Sohn in Cordova. Als auch diese Stadt durch die Feigheit und Verrätherei der Griechen in Leovigild's Hände fiel, suchte Hermenegild Schutz in einer Kirche. Beredet von seinem Bruder Reccared durch die Zusage der Straflosigkeit, verließ er seine Freistätte und flehte fußfällig die Gnade des erzürnten Vaters an. Dieser
584. schickte ihn gefesselt nach Valencia in die Verbannung. Als er sich aber standhaft weigerte die Begnadigung durch die Rückkehr zum arianischen Glauben zu erkaufen,
585. ließ ihn der Vater am folgenden Ostertage in Tarragona enthaupten. Um dieses Ausgangs willen wird Hermenegild im gläubigen Spanien als Märtyrer und wunderthätiger Heiliger verehrt. Seine Gattin und sein unmündiger Sohn wurden von den Griechen in schimpflicher Gefangenschaft gehalten. Leovigild vollendete seinen Sieg noch durch Unterwerfung der Sueben. Thronkämpfe und innerer Aufruhr erleichterten ihm das Unternehmen. Die beiden letzten Könige, Mir's Sohn Eurich und sein Rivale Andeca, beschlossen, ihres königlichen Haarschmucks beraubt, ihre Tage im Kloster. Ein Versuch der Frankenkönige Guntramn und Childebert, durch Eroberung Septimaniens Rache zu nehmen für Ingundis und Hermenegild und für manche andere Beleidigungen, wurde vereitelt. Die Westgothen blieben im Besitze der gallischen Landschaft.

586. Im folgenden Jahre starb Leovigild in seinem Palaste zu Toledo, der erste König, der durch Gewalt und List, durch gute und schlimme Mittel ganz Spanien, mit Ausnahme des südlichen Küstenstriches, unter seinem Scepter vereinigt. Er war

der letzte Herrscher arianischen Glaubens. Sein Sohn Reccared, schon von Kindheit Reccared. 586—601.
an der katholischen Lehre im Herzen zugethan, aber seine Ueberzeugung vorsichtig in seiner Brust verschließend, ließ gleich nach seiner Thronbesteigung das Gerücht verbreiten, Leovigild habe bei seinem Tode die Hinrichtung Hermenegild's und die Verfolgung der Katholiken schmerzlich bereut und nicht nur selbst das nicänische Glaubensbekenntniß angenommen, sondern auch Reccared durch den seiner Haft entlassenen Bischof Leander in demselben unterrichten lassen. Dann berief er eine Kirchenversamm- 587.
lung nach Toledo und gestattete den Bischöfen beider Confessionen in freier Rede ihre Ansichten zu vertheidigen und die der Gegner zu bekämpfen. Ueberzeugt, daß die Mehrheit der Nation der Kirche Roms zugethan sei und daß er in der Geistlichkeit eine Stütze gegen den übermächtigen Adel finden würde, erklärte endlich Reccared, daß Himmel und Erde für die katholische Religion sprächen und legte feierlich das Bekenntniß der dreieinigen Gottheit ab. Seinem Beispiele folgten die meisten arianischen Bischöfe und ein großer Theil der Westgothen. Aber eine religiöse Umwandlung hat stets Unruhen und Aufstände von Seiten der Unterliegenden zur Folge. Auch in Spanien ging die Bekehrung nicht ohne Kämpfe und Verfolgungen vor sich. Eine von der verwittweten Königin Goswintha insgeheim angestiftete Verschwörung bedrohte das Leben des Königs, und im narbonensischen Gallien erregten zwei Grafen, unterstützt von einigen arianischen Bischöfen und begünstigt von dem auf das westgothische Königshaus ergrimmten König Guntramn von Burgundien, einen gefährlichen Aufruhr. Reccared schlug jedoch die Empörung nieder und übte, nachdem Guntramn's Frankenheer in einer Feldschlacht bei Carcassonne vollständig besiegt worden, strenge Strafgerechtigkeit. Goswintha nahm sich selbst das Leben; acht Bischöfe schwuren ihren 588.
Irrthum ab, und wenn Fredegar recht berichtet, wurden alle religiösen Schriften der Arianer sammt dem Hause, wo sie gesammelt waren, in Asche verwandelt. Das dritte Concil von Toledo, dem 70 Bischöfe unter dem Vorsitze des Metropoliten Leander 589.
anwohnten, erklärte den Glauben Roms für die Religion des Landes, schleuderte das Anathem gegen den Arianismus und seine Bekenner und erließ Gesetze über Ritus und Kirchenzucht. Von dem an verschwand die arianische Ketzerei unter den Westgothen Spaniens. Adel und Volk wurden in den Schooß der katholischen Kirche gelockt oder getrieben; „der Glaube, wenigstens des nachfolgenden Geschlechtes, war inbrünstig und aufrichtig, und die fromme Freigebigkeit der Barbaren bereicherte die Kirchen und Klöster Spaniens. Die Gesandten Reccared's brachten dem heiligen Vater Gregor dem Großen auf der Schwelle des Vaticans reiche Geschenke von Gold und Edelsteinen zum Opfer und empfingen als gewinnreichen Tausch die Haare des heiligen Johannes des Täufers, ein Kreuz, das einen Splitter des echten in sich schloß, und einen Schlüssel, der einige von den Ketten des heiligen Petrus abgefeilte Eisenspäne enthielt". Reccared, der „Katholische" genannt, war der erste germanische König, der sich von einem Bischof krönen und salben ließ; und die geistlichen Geschichtschreiber sind voll seines Ruhmes. „Er hatte in seinen Mienen so viel Annehmliches," schildert ihn Isidor von Sevilla, „und besaß eine solche Herzensgüte, daß er Alle für sich gewann, ja sogar seine Feinde und die Schlechten mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zog. Er war so freigebig, daß er die Güter der Privatleute und der Kirche, welche sein Vater für den Fiscus eingezogen hatte, wieder herausgab, und oft seinen Unterthanen die Abgaben nachließ. Seine Schätze theilte er Unglücklichen und Armen mit, da er wohl wußte, daß ihm Gott das Königreich dazu gegeben hatte, es zum Wohle des Volkes zu verwalten." Um die Westgothen und Romanen einander auch äußerlich zu nähern, gestattete er rechtsgültige Ehen zwischen beiden Nationen und veranstaltete ein alle seine Unterthanen umfassendes Gesetzbuch, in welchem die altgothischen Gewohnheitsrechte

mit den römischen Gesetzen aus dem Breviarium Alaricanum und mit Verfügungen des Königs Reccared selbst zu einem Ganzen verarbeitet sind. Berechnet auf eine endliche Verschmelzung der Gothen und Romanen in Spanien zu Einer Nation, will das Gesetzbuch der Westgothen, das unter König Egiza, hundert Jahre nach Reccared, seinen Abschluß und seine jetzige Gestalt erhielt, als einzige Rechtsquelle gelten. Es zeichnet sich trotz des unbeholfenen, mitunter schwülstigen Ausdrucks vor allen „Gesetzen der Barbaren" vortheilhaft aus durch Gediegenheit des Stoffes, durch wissenschaftliche Anordnung und durch schöpferischen legislativen Geist. Von der Zeit an traten die Westgothen, die, von den alten Bewohnern durch die religiöse Spaltung geschieden, bisher noch immer an ihrer germanischen Nationalität, an den Sitten und Gebräuchen, der Sprache und Denkweise der Väter festgehalten hatten, mehr und mehr in die Cultur, Sprache und Lebensordnung der Romanen ein. In der Kirche wurde die gothische Sprache von der lateinischen verdrängt; und wenn auch die germanische Verfassung des Reiches blieb, so wurden doch am Hofe die Aemter der Großen mit römischen Namen benannt und nach römischer Weise verwaltet; die lateinische Sprache wurde die Hof- und Geschäftssprache; selbst die römische Zeitrechnung fand Eingang bei den Gothen. Nach Reccared's Tod wurde das westgothische Reich die Beute heftiger Parteikämpfe, wodurch die glückliche Regierungszeit des rechtgläubigen Königs in ein um
Liuva. 601—603. so glänzenderes Licht trat. Sein Sohn Liuva fiel schon nach einer zweijährigen
Witterich. 603—610. Regierung einer Verschwörung zum Opfer; Witterich, der Führer dieser Verschwörung, ließ den zwanzigjährigen Fürsten hinrichten und pflanzte abermals die Fahne des Arianismus auf, aber mit geringem Erfolg. Nach einer siebenjährigen Herrschaft voll Krieg und Gewaltthätigkeiten wurde er bei einem Gastmahle ermordet und sein Leich-
Gundemar. 610—612. nam auf die Straße geworfen. Nach der zweijährigen ruhmlosen Herrschaft Gunde-
Sisebut. 612—620. mar's hoben die Großen des Reichs den Sisebut auf den Königsschild, mit dem eine bessere Zeit anhub. Er nöthigte durch einen mehrjährigen Krieg, bei dem er sich eben so wohl durch Tapferkeit als durch Menschlichkeit auszeichnete, den byzantinischen
616. Kaiser zu einem Vertrag, in welchem alle Besitzungen in Spanien, mit Ausnahme einiger Städte am atlantischen Meere im heutigen Algarbien, an die Westgothen abgetreten wurden. Auch sollen damals die Städte Ceuta und Tanger in Afrika an Spanien gekommen sein. Aber so sehr Sisebut gepriesen wird als tapferer Kriegsheld, als milder Regent in Friedenszeiten, als Freund der Wissenschaften und Künste, so haftet doch ein häßlicher Flecken an seinem Namen. Unter ihm richtete sich zum ersten Mal die Verfolgungssucht, die vorher die eine christliche Religion wider die andere bewaffnet, mit verdoppelter Heftigkeit gegen die zahlreiche durch Reichthum und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Judenschaft. Sie wurden mit Geißelhieben zur Taufe gezwungen, wer sich weigerte mit Tod und Güterverlust bestraft; nur durch heimliche Flucht konnten sie sich der grausamen Verfolgung entziehen.

620. Als Sisebut an Gift oder zu starker Arznei gestorben war, wählten die Großen zuerst seinen Sohn Reccared II. und nach dessen schnellem Hinscheiden den Feldherrn
Suinthila. 620—631. Suinthila. Dieser entriß den Griechen ihre letzten Besitzungen an der südwestlichen
624. Küste und begründete somit die vollständige Reichseinheit in Spanien. Auch bekämpfte er mit Glück die Basken, die von der Gascogne aus in die alten Wohnsitze eingefallen waren. Als aber Suinthila, im stolzen Gefühle seiner glücklichen Thaten, seinen Sohn Ricimer zum Mitregenten annahm, selten Reichsversammlungen abhielt und mit dem Plane umging, die spanische Krone in seinem Hause erblich zu machen, brachte er den Adel und die Geistlichkeit gegen sich auf. Sisenand, ein gothischer Edler, pflanzte in Septimanien die Fahne der Empörung auf und zog, unterstützt von dem Frankenkönig Dagobert, dessen Beistand er durch große Geschenke erkauft, über die Pyrenäen.

Suinthila, bei Saragossa von dem Heere verlassen, verlor den Thron an den Sieger. Der neue König suchte zur Befestigung seiner Herrschaft eine Stütze an der Geistlichkeit. Sisenand. 631–636.
Auf einer Kirchenversammlung zu Toledo, die zugleich als Reichstag galt, räumte er 633.
dem Klerus solche Vorrechte ein, daß das Scepter dem Bischofstab völlig untergeordnet ward und die gothische Monarchie Spaniens einem königlichen Priesterstaat glich. Zum Danke war unter Sisenand's Nachfolger **Chintila** das fünfte Concil zu Toledo be- Chintila. 636–640.
flissen, durch Banngesetze gegen Unruhstifter, Empörer und Zauberer die Person des Königs zu heiligen und unter den Schutz der Kirche zu stellen. Die Folge dieses Bundes zwischen „Thron und Altar" war eine neue Verfolgung der Juden, denen geboten wurde die spanischen Staaten ohne Ausnahme zu verlassen. Dem jungen Sohne Chintila's **Tulga** brachte seine Milde und Sanftmuth Verderben. Der Trotz und Tulga. 640–641.
Uebermuth der Großen wuchs dergestalt, daß Anarchie den Staat zerrüttete, bis **Chindasuinth**, ein strenger Greis, die Herrschaft erlangte, und nachdem er den königlichen Jüngling seines Haarschmucks beraubt und in ein Kloster gesandt hatte, durch Chindasuinth. 641–649. † 652.
unerbittliche Bestrafung der Aufrührer an Gut und Leben die Ordnung herstellte und durch Furcht und Schrecken Gehorsam erzwang. Die Geistlichkeit gewann er durch reiche Schenkungen an Kirchen und Klöster, das Volk durch strenge Gerechtigkeit. Den Dichter Eugenius erhob er zum Erzbischof von Toledo und munterte ihn zu poetischen Arbeiten auf. Er verbesserte das Gerichtswesen, indem er die geringen Leute, die Gemeinfreien und Unfreien, gegen Druck und Gewaltthat schützte. Um das Land vor neuen Wahlstürmen zu wahren, ernannte Chindasuinth seinen Sohn **Reccesuinth** Reccesuinth. 649–672.
zum Mitregenten und hatte die Freude bei seinem Tode denselben auf dem Throne befestigt zu sehen. Zwar erregte auch dieser Versuch, das Wahlkönigthum in ein Erbreich zu verwandeln, heftige Stürme und Aufstände; aber Reccesuinth wußte durch Kraft und Weisheit die Krone auf seinem Haupte zu erhalten. Mehr auf Befestigung des Friedens und der Wohlfahrt des Volkes als auf Krieg und Waffenruhm bedacht, lieferte Reccesuinth während seiner dreiundzwanzigjährigen Regierung der Geschichtschreibung wenig Stoff. Er verbesserte und vermehrte das Gesetzbuch Reccared's und erklärte es, 651.
nachdem die Bischöfe, Herzöge, Grafen und Gardinge ihre Zustimmung ertheilt, für das einzige in Spanien geltende Landrecht; er hob die Cultur durch Beförderung der Wissenschaften und der Künste des Friedens; er minderte die Abgaben des Volkes, wobei er sich selbst die größten Opfer auflegte, dadurch aber auch freilich die Macht der Krone wieder aufs Neue herabdrückte. Alt und lebenssatt zog er sich endlich auf ein Landgut bei Salamanca zurück, wo er bald starb. Die Großen des Reiches hatten unter Reccesuinth die Vortheile einer friedlichen und gerechten Regierung kennen gelernt. Sie sahen sich daher nach einem Nachfolger um, der von gleichem Geiste beseelt war. **Wamba**, „ausgezeichnet durch vornehme Herkunft, geprüft durch Alter und Erfahrung, Wamba. 672–681.
geschmückt mit edlem Charakter und vielen Tugenden", schien ihnen des Thrones am würdigsten. Nur mit Mühe konnte der treffliche Mann bewogen werden die Ruhe des Privatstandes gegen die Last der Herrschaft über ein trotziges Volk zu vertauschen. Auch sollte er nur zu bald die Bitterkeiten seiner Würde empfinden. Hilderich, Graf von Nimes, versagte dem König den Gehorsam. Wamba schickte seinen Feldherrn Paulus wider ihn aus. Aber dieser, weniger treu als tapfer, ließ sich selbst zum König wählen und sann in Verbindung mit Hilderich auf den Sturz Wamba's. Unterstützt von den Basken, die auf beiden Seiten der Nordpyrenäen seßhaft als freie Kriegsleute Jedem dienten, der ihnen Lohn versprach, bemächtigten sich die Empörer alles Landes von der Rhone bis zum Ebro. Allein Wamba warf seine Feinde rasch nieder. Die Basken, erschreckt durch die unerwartete Erscheinung des Königs in ihren Gebirgen, baten um Frieden und stellten ihre junge Mannschaft unter seine Fahnen; Narbo

wurde erstürmt und der Insurgentenführer Wittimir mit Geißelhieben durch die Stadt
gejagt; endlich fiel auch Nimes, der Hauptheerd des Aufstandes, wo Hilderich und
Paulus selbst den Widerstand leiteten, nach einem verzweifelten Kampf in dem be-
festigten römischen Amphitheater in die Gewalt des Königs. Wamba, eben so menschen-
freundlich als tapfer, begehrte nicht den Tod der Feinde. Er ließ ihnen Haupthaar
und Bart scheeren, führte sie mit Ketten beladen und den treulosen Feldherrn mit einer
ledernen Krone geschmückt nach Toledo und schloß sie in ein Gefängniß ein, wo sie elf
Jahre ihr frevelhaftes und thörichtes Unternehmen bereuen konnten. Nach einer ruhm-
vollen Regierung wurde Wamba das Opfer einer schändlichen Hofkabale. Ardebast,
ein vornehmer Grieche, vielleicht ein Nachkomme Hermenegild's, war von dem König
mit Ehren und Wohlthaten überhäuft und mit einer nahen Verwandten desselben ver-
mählt worden. Dieser vergalt aber dem König mit schnödem Undank. Er brachte ihm
einen Gifttrank bei, der ihm zwar nicht das Leben aber die Fähigkeit zum Regieren
raubte, und ließ dann durch den Einfluß der auf Wamba erzürnten Bischöfe, besonders
des klugen schriftgelehrten Julian von Toledo, eines bekehrten Juden, seinen Sohn
Erwig. 681–687. Erwig zum König wählen. Wamba, während seiner Besinnungslosigkeit seiner Haare
beraubt, mußte seinen Ansprüchen entsagen. Erwig erkaufte sich den Beistand des
Klerus und des stolzen Primas Julian durch neue Rechte und Auszeichnungen, aber
die Ruhe seines Gewissens vermochte er sich nicht zu erkaufen. Verdüstert in seinem
687. Gemüthe endete er seine Tage im Kloster. Auf seine Empfehlung wählten die Bischöfe
Egiza. 687–701. und Edlen Egiza, einen Verwandten Wamba's, denselben, von dem das Rechtsbuch
der Westgothen die letzte Revision erhielt. Einer Verschwörung des Erzbischofs Sisebert
von Toledo gegen das Leben des Königs entging Egiza und bewirkte die Absetzung
693. und Verbannung des übermüthigen hochfahrenden Prälaten durch eine Kirchenver-
sammlung; aber durch die unmenschliche Härte gegen die Juden, die mit ihren zahl-
reichen Stammesgenossen in Afrika in lebhaftem Verkehr standen und durch diese mit
den Arabern Verbindungen angeknüpft hatten, um sie über das Meer zu locken, be-
reitete er den Untergang der Gothenherrschaft vor. Der Beschluß des Nationalconcils,
alle Juden mit Gewalt zum Christenthum zu zwingen oder zu Sclaven zu machen,
scheiterte an Ereignissen, welche dem ganzen gothischen Spanien eine andere Gestalt
gaben. Durch die Gunst der Geistlichkeit, der Egiza mit großer Ergebenheit zugethan
Witiza. 701–710. war, bewirkte der König die Erhebung seines Sohnes Witiza zum Mitregenten und
Nachfolger. Die Energie, womit dieser König die Schäden des westgothischen Staates
zu heilen suchte, zog ihm den Haß der Großen und des Klerus zu. Er fiel durch eine
Schaar Verschworner unter der Führung Roderich's, eines Abkömmlings von Chinda-
suinth, und sein Andenken wurde in den späteren Chroniken durch die schwärzesten
Verleumdungen gebrandmarkt. Der letzte kraftvolle König vor dem Zusammenbruch
des Reichs, steht Witiza als ein mit allen Lastern befleckter Tyrann in den Jahrbüchern
der geistlichen Geschichtschreibung da.

C. Die Angelsachsen in Britannien.

Der Abzug der Legionen aus Britannien und die Noth des Volkes. Wir haben früher erwähnt, daß schon unter der Regierung des Honorius
Britannien von dem römischen Reiche sich factisch löste und daß es auch nach
der Ermordung des Usurpators Constantinus (S. 644) nie mehr ganz unter
die römische Botmäßigkeit zurückkehrte, sondern abwechselnd die Beute abtrün-
niger Tyrannen oder Gegenkaiser und räuberischer Kriegsschaaren wurde, welche
bald von Norden her die Landschaften am Pictenwall verheerten, bald von der

See aus die Küsten überfielen. Umsonst flehten britische Abgesandte im Jahre 446 den Feldherrn Aëtius um Beistand an, indem sie sagten: „Die Barbaren treiben uns ans Meer, das Meer zu den Barbaren; wir werden erwürgt oder müssen ertrinken;“ die Noth in Gallien und der bald nachher erfolgende Einbruch der Hunnen machte die Absendung neuer Legionen in das Inselland unthunlich. So blieb Britannien sich selbst überlassen; es war erlöst von der Habsucht römischer Statthalter und Beamten und von dem Uebermuthe der Cohorten, aber die Unabhängigkeit ward zur Anarchie, die Freiheit zur Schutzlosigkeit. Die Einwohner, unter der Römerherrschaft der Waffen entwöhnt und unter den Künsten des Friedens und dem Einflusse der Bildung verweichlicht, waren außer Stande dem Ungestüm der wilden Bewohner Caledoniens, der Peghten oder Picten an den Abhängen der Grampianberge und der einst aus Irland eingewanderten Scoten, zu widerstehen, gegen deren räuberische Einfälle der schwach beschützte Grenzwall eine dürftige Abwehr darbot. Und wenn ihre bewaffnete Mannschaft auszog um die Nordgrenze zu schützen, waren ihre Städte und Felder in der Nähe des Meeres den Ueberfällen der Piraten preisgegeben, die von der Mündung der Elbe und Weser und aus der cimbrischen Halbinsel auf leichten Ruderkähnen die Gestade der Nordsee und des Kanals mit kühnen Raubfahrten heimsuchten. Unfähig bei der inneren Schwäche und Zwietracht den beiden Feinden zugleich die Stirn zu bieten, hatten die Briten nur die Wahl, sich mit den Einen oder den Anderen zu verbinden, um ihre Kräfte zu stärken. Sie entschlossen sich zum Bunde mit dem deutschen Seevolke. Vortigern, ein in Kent und im südlichen Britannien einflußreicher Fürst, und seine in römischer Staatsklugheit erzogenen Rathgeber schickten, wie erzählt wird, eine Gesandtschaft an die Angeln, Sachsen und Jüten, die schon seit einem Jahrhundert die Geißel des Insellandes gewesen, und riefen sie zu Hülfe gegen ihre nördlichen Feinde. Hengist und Horsa, zwei aus der Heimath vertriebene Seekönige der Jüten (so lautet die Erzählung und rückt durch diese wahrscheinlich allegorischen Namen den ganzen Sachverhalt ins Sagenhafte), setzten alsbald mit ihren Gefährten auf drei Fahrzeugen (Kyulen, Kielen) über die Nordsee nach der den Themsestrom beherrschenden Insel Thanet, die ihnen wahrscheinlich der Britenfürst Vortigern nach römischer Sitte als Lohn zum Wohnsitz angewiesen, und trieben in Verbindung mit den Briten die Picten und Scoten über den Grenzwall zurück. Aber bald wurden die neuen Ankömmlinge gefährlichere Feinde für die Unabhängigkeit des Landes als die räuberischen Grenzbewohner des Nordens. Verstärkt durch neue Zuzüge aus der Heimath, setzten sich die Angelsachsen nach vielen in Dichtung und Sage gefeierten Kämpfen und Schlachten mit den alten Bewohnern und mit den Resten der römischen Ansiedler, als deren Führer der tapfere Ambrosius Aurelianus gepriesen wird, in den Besitz von Kent, das ihnen nach einer romantisch ausgeschmückten Sage der Britenfürst Vortigern

Landung der Angelsachsen. 449.

Die Aescinger in Kent.

selbst als Preis für die Hand der schönen Rovena, des Hengist Schwester, vertragsweise abgetreten haben soll, als ihm einst die Jungfrau mit deutschem Gruß den weingefüllten Becher kredenzte. Von Hengist's Sohn Erich oder Aesc leiteten die ältesten Könige von Kent ihren Ursprung und ihren Stammnamen „Aescinger“ her. — Der glückliche Erfolg dieser erster Unternehmung lud zur Nachahmung ein. Bald folgten neue Schwärme seekundiger Germanen, außer den Sachsen, Angeln und Jüten auch Friesen und andere benachbarte Volksstämme, unter thatkräftigen, waffengeübten Führern und erkämpften sich die Aella in Sussex. Küstenländer im Westen und Norden von Kent. So bemächtigte sich Aella 478–490. nach einem zwölfjährigen Kampfe, während dessen die blühende Stadt Anderida erstürmt und dem Erdboden gleich gemacht wurde, des südlichen Landstrichs Cerdic in Wessex. Sussex (Süd-Sachsen); Cerdic, ein kühner Häuptling der Sachsen, ließ sich 494–534. mit seinem Gefolge, unter dem sein Sohn Cynric und der einige Jahre später gelandete Port durch Großthaten hervorragten, in Wessex nieder, nachdem der Britenkönig Nazaleod oder Natanleod in blutiger Feldschlacht seinen Tod gefunden. Von Port trägt die Küstenstadt Portsmouth den Namen; die Insel Wight übergab Cerdic seinem Neffen. Die Lebensdauer der beiden Könige Aella und Cerdic wird von den alten Chronisten auf vierzig Jahre berechnet, der Ausdruck für einen unbestimmten Zeitraum, mit Kämpfen und Waffenthaten ausgefüllt. Nach des Vaters Tod setzte der streitbare Cynric den Eroberungskrieg fort und erkämpfte sich endlich ein Königreich, dem die alte Venta Belgarum (Vintanceftir, Winchester) als Hauptstadt diente. Unterdessen setzte sich ein an- Ascwin in Essex. 530. derer sächsischer Volkshaufen, dessen Führer Ascwin, der Sohn Uffa's aus Wotan's Geschlecht, als Ahnherr der Uffinger galt, auf dem nördlichen Ufer der Themse fest und wurde der Gründer von Essex, welches mit der Zeit auch das anfangs unabhängig bestandene Middlesex umfaßte. Während in diesen südlichen Staaten, wie schon aus den Namen der Königreiche hervorgeht, die Sachsen der vorherrschende Stamm waren, und neben ihnen in Kent und auf der Themseinsel sich jütische Schaaren niederließen, wurden die nördlichen Landschaften, wo wahrscheinlich schon früher deutsche Ansiedelungen bestanden, der Mehrzahl nach von den Angeln besetzt; so der östliche Ostangeln. Landstrich Norfolk und Suffolk, wo das Königreich Ostangeln gegründet wurde, und jenseit des Humber die beiden Staaten Deira und Bernicia, die, da sie meistens in Einer Hand vereinigt waren, den gemeinsamen Namen Northumberland. Northumberland führten. Im Innern des Landes entstand nach vielen blutigen Kriegsthaten das von Flüssen, Bergen und Sümpfen durchschnittene Cridda in Mercien. c. 585. Königreich Mercien, das jüngste in der Siebenzahl der angelsächsischen Königreiche (Heptarchie), die allmählich aus dem Eroberungskriege hervorgingen. Von Hengist's Landung auf Thanet bis auf Cridda, den Gründer dieses „Mark- oder Marschlandes,“ waren gegen 150 Jahre verflossen; und wie sehr auch die heimische Sage die Heldenthaten der britischen Kämpfer und ihrer Anführer

verherrlicht hat, wie glänzend auch der Name des Königs Arthur, des „christlich-keltischen Hektor", der in den Gebirgen von Wales als edler Kämpe die Freiheit, Sitte, Sprache und Religion des Vaterlandes gegen die heidnischen Söhne Wotan's vertheidigt haben soll, in der späteren Dichtung und Sagenbildung hervorstrahlt, so daß er und seine zur Tafelrunde vereinigten Waffengenossen den Sängern des Mittelalters als Vorbild aller Ritterlichkeit erschienen und sein Grab zu Avallona (Glastonbury) in Somersetshire noch lange in hoher Verehrung stand; die angelsächsische Invasion war das Grab der britischen Nationalität, der keltisch-romanischen Bildung, des altbritischen Christenthums. Die keltisch-römischen Bewohner erlagen in dem langen Vernichtungskriege großentheils der Schärfe des Schwerts; was sich retten konnte, flüchtete sich nach dem gallischen Küstenlande Aremorica, wo schon seit den Tagen der Römerherrschaft britische Ansiedler sich niedergelassen und ein geordnetes Staatswesen gegründet hatten; dadurch stieg die britische Bevölkerung jener Gegend zu solcher Höhe, daß das Land von da an den Namen „Bretagne" führte. Die Zurückbleibenden, besonders in den später eroberten Territorien, vermischten sich mit den neuen Ankömmlingen, die wegen der geringen Anzahl von Frauen, welche den seefahrenden Eroberern in das Inselland folgen konnten, gern die Töchter der Eingebornen zu vollem Rechte in die Ehe nahmen. Nur in den Gebirgsgegenden von Wales und auf der Südwestküste, in Cornwallis, behaupteten die keltischen Bewohner ihre Unabhängigkeit bis ins 13. Jahrhundert, und noch heut zu Tage geben Sprache und Lieder und nationale Eigenthümlichkeiten Zeugniß von ihrer verschiedenen Abkunft. Das übrige England fiel den germanischen Seevölkern zu, welche das altbritische Christenthum mit den Lehrbegriffen und Einrichtungen des Morgenlandes durch den Cultus des Wodan und der nordischen Götter, von denen die Anführer ihre Abstammung herleiteten, allmählich verdrängten, welche die Römerstädte, deren Zahl bei dem Abzug der Legionen auf achtundzwanzig gestiegen war, verfallen ließen oder zerstörten, um in altgewohnter Weise der Landwirthschaft mit ausgedehnter Vieh-, besonders Schweinezucht zu leben, und welche alle Verhältnisse und Culturformen so von Grund aus vernichteten, daß in Sprache, Gesetzgebung und Lebensweise ein ganz veränderter Zustand eintrat, daß mit dem Namen auch die gesammte Bildung der alten Zeit dahinschwand und das angelsächsische England von dem römisch-keltischen Britannien durch eine weite Kluft geschieden ward. Wenn die Franken und Gothen von den überwundenen Völkern Vieles sich aneigneten und mit dem heimischen Wesen verschmolzen, so trug dagegen die angelsächsische Heptarchie den Charakter eines rauhen einfachen Naturzustandes, wie wir ihn früher bei den alten Germanen kennen gelernt, einer Bevölkerung, bei welcher Jagd und Krieg die Beschäftigung der Freien, Ackerbau und die Wartung der Heerden die Sorge und das Anliegen der Knechte und Hörigen waren; einer Entwicklungsstufe, welche noch nicht die ersten

Arthur.

Flucht der Briten nach Aremorica. (Bretagne.)

Wales und Cornwallis.

Folgen der Eroberung.

Ansätze des Staats- und Gesellschaftslebens überstiegen hat. Mag man aus diesem gänzlichen Verschwinden der alten Lebensformen den Schluß ziehen, daß die römische Cultur in dem fernen Insellande weniger tief gewurzelt habe, als in den übrigen Provinzen, daß die Städte mehr zu Standlagern für die Legionen als zum Sitz eines regsamen Bürgerstandes mit Gewerben, Schulen und geordneten Gemeindeverfassungen gedient hatten, daß die Gesetzgebung und das Gerichtswesen, durch welches Rom sonst die besiegten Völker so fest an sein Joch zu fesseln verstand, mehr die Bürger des eigenen Staates als die keltischen Einwohner gebunden hielt, so kann es doch auch als Beweis gelten, wie sehr auf der britischen Insel der lange mit furchtbarer Wuth und grimmigem Racenhaß geführte Eroberungskrieg die alten Geschlechter unter die Scholle gebracht oder zur Flucht getrieben hat. Das Land war nach beendigtem Kampfe so entvölkert, daß von einer Theilung der Aecker oder der Früchte nirgends die Rede ist, daß die neuen Ankömmlinge mit ihrem Schwerte sich das Eigenthum zumaßen, das die ehemaligen Besitzer mit ihrem Blute getränkt oder verlassen hatten; und wenn an einigen Orten noch britische Bewohner die Hufe ihrer Ahnen bewahrten, so war ihre Zahl so gering und unbedeutend, daß es sich nicht verlohnte, sie durch eine besondere Rechtsstellung auszuzeichnen. Sie traten in die Rechtsgewohnheiten der Sieger ein; im Wergeld und in der Zeugnißfähigkeit zeigt sich kein Unterschied zwischen Angelsachsen und Briten. Die alten Städte, so viele den Eroberungskrieg überlebten, waren der Wohnsitz einer wenig geachteten Bürgerschaft, welche die nothwendigen Gewerbe trieb und unter der Herrschaft und Willkür des Grundherrn stand, bis sich in der Folge einzelne unter dem Schutz der Kirche und des Königthums zu städtischen Rechten erhoben.

Die neuen Zustände. Die neuen Einrichtungen trugen das Gepräge des altgermanischen Wesens in seiner ursprünglichen Gestalt, ohne alle Spuren einer Accommodation an veränderte Verhältnisse, eines Einflusses römischer Verfassung oder Gesetzgebung. Der freie Eigenthümer mit seiner Familie, seinen Hörigen und Knechten (die wie in anderen Ländern an den Dienst des Herrn gefesselt waren und außer den Abgaben von Feldfrüchten und Vieh ein Kopfgeld entrichteten, bis Einzelne durch die Freilassung in bessere Lage kamen), bildete ein Geschlecht oder Hid; mehrere Geschlechter verbunden gaben eine Mark oder Gemeinde; durch die Vereinigung etlicher Marken entstand der Gau oder Shire. Doch waren die Namen der Eintheilung und Gliederung, wobei hauptsächlich die Aushebung zum Heerbann zu Grunde lag, nicht überall gleich. Es werden auch Hundertschaften (Hundreds) und Waffenkreise (Wapentakes) erwähnt. Ein großer Theil des Bodens, namentlich Wald und Weide, blieb Gemeindeland und diente als Jagdrevier und Heerdetrift; das in Loose getheilte Ackerland war das Eigenthum der Edlen und Freibauern; das größte besaß der König, dem auch das gerichtliche Bußgeld (Wette) zufiel, welches der Schuldige außer dem Wergeld an die Verwandten des Getödteten oder Verletzten zu entrichten hatte. Außerdem bezog er im Laufe der Zeit noch beträchtliche Einkünfte aus den Regalien, den Markt-, Brücken- und Weggeldern, dem Fremdenschutz, den Zöllen und Minen, den königlichen Forsten u. A. m. Nur die Freien waren waffenberechtigt; nur sie stimmten in der Volksgemeinde, sprachen

Recht und Urtheil nach den überlieferten Rechtsgewohnheiten, trafen gesetzliche Bestimmungen, vertraten die Unfreien vor Gericht. Nächst den Waffen war das über die Schultern herabwallende lange Haar der Schmuck des freien Mannes. Die Gesetze der Angeln waren besonders genau in Festsetzung des Wergeldes; die Verletzung der Hand eines Harfners, eines Goldschmieds, einer Stickerin war mit einer höheren Buße belegt; auch die Heiligkeit des Hausfriedens war gewahrt, den Störer desselben traf schwere Strafe; Eideshelfer, gerichtliche Zweikämpfe, Gottesurtheile waren bei den Angelsachsen wie bei den übrigen Germanen im Gebrauch. An die Stelle der Volksgemeinde (Folkmot), an der alle Freigeborne Theil nahmen, trat frühzeitig eine Versammlung der Wittigen (Witena) oder Weisen, Witenagemot, als Vertretung der Gesammtheit. Diese Versammlung stand dem König, auf dessen Ruf sie zusammentrat, rathend zur Seite; sie überwachte das Volksrecht und vermehrte es durch neue Gesetze; sie wählte den König aus dem regierenden Geschlechte oder bestätigte wenigstens den nach dem Erbrecht berufenen durch ihre freie Zustimmung und Anerkennung, auch stand ihr das Recht zu, ihn wegen seiner Handlungen zur Rechenschaft zu ziehen; sie entschied über Krieg und Frieden, und nur mit ihrer Einwilligung konnte der König die bewaffnete Macht aufbieten und Steuern oder Beiträge einfordern. Aber trotz dieser Beschränkung galt der König doch als das Haupt des Staates; ihm lag die Abwehr des äußeren Feindes wie der Friede und die Sicherheit im Innern ob; er übte das Recht der Strafe an Gut und Leben und das Vorrecht der Begnadigung; bei seinem Königsritt durch das Land empfing er den Eid der Treue; seine Person war von einer Leibwache und Hofdienerschaft umgeben; er hatte einen königlichen Schatz und besaß das Münzrecht; er ernannte auf den Rath der Witena aus den edlen Geschlechtern den Ealdorman, den obersten Richter, Verwalter und Heerführer eines Gaues, und dessen Gehülfe und Untergebene, die Gerefen (Sheriffs).

Die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung bei der großen Spaltung der Staaten, Stämme und Geschlechter führte frühzeitig zu der Einsetzung eines gemeinsamen Oberhauptes, Bretwalda genannt, der über die gesammte Kriegsmacht der Angelsachsen in Britannien „schalten und walten" konnte. Um nämlich den zahlreichen Feinden im Westen und Norden kräftiger zu begegnen, stellten die Fürsten und Edlen den mächtigsten unter den Königen oder denjenigen, dessen Gebiet den feindlichen Einfällen am meisten ausgesetzt war, zum obersten Herrscher auf und übertrugen ihm eine ausgedehnte Macht. „Zunächst nur bestimmt, die Streitkräfte der sieben Reiche unter seinem Oberbefehl zu vereinen, hat der Bretwalda später, als das Christenthum unter den Angelsachsen Eingang fand, auch auf die kirchlichen Angelegenheiten in allen Reichen Einfluß gewonnen und damit die inneren Verhältnisse mehr und mehr von sich abhängig gemacht." Bretwalda.

Diese von den namhaftesten Historikern aufgestellte Ansicht von der Würde eines Bretwalda, in welcher sogar Einige eine Fortsetzung des römischen Kaiserthums erblicken wollten, und die so häufig der Gegenstand des Ehrgeizes und Streites unter den Fürsten war, ist in neuerer Zeit in Zweifel gezogen worden. Kemble ist der Ansicht, die Könige seien alle gleich und unabhängig in ihren Staaten gewesen; wenn Einzelne eine hervorragende Stellung behauptet hätten, so sei dies nicht in Folge einer Uebertragung oder Wahl von Seiten der übrigen eingetreten, sondern in Folge der natürlichen Machtstellung durch glückliche Eroberungskriege.

Ceawlin 560. Als Ceawlin von Wessex, Cerdic's Enkel, ein tapferer Kämpe wider die Briten in Glocester, die Würde eines Bretwalda erlangte, suchte Aethelbert von Kent, ein edler Sprosse der Aescinger, sie ihm mit den Waffen zu entreißen. Eine Niederlage zwang jedoch den kühn aufstrebenden Jüngling von seinem Vorhaben abzustehen. Erst als Ceawlin, auf dessen Haupt große Schuld gelastet haben muß, von seinen eigenen in Diensttreue gebundenen Stammesgenossen
591. besiegt und zur Thronentsagung gezwungen worden, gelangte Aethelbert
Aethelbert von Kent. 560–616. zum Ziel. Er wurde als Bretwalda anerkannt, während Ceawlin nach dreißig Jahren glücklicher Herrschaft und ruhmreicher Feldzüge im Elende der Verbannung starb. Aethelbert war vermählt mit Bertha, Tochter des Frankenkönigs Charibert, eine Verbindung, die für die Einführung des Christenthums unter den Angelsachsen von ähnlichem Einfluß gewesen zu sein scheint, wie Chlodwig's
Augustinus in Kent. 596. Ehe mit Clotilde. Als nämlich der Benedictinermönch Augustinus, von Papst Gregor gesandt, mit einer Schaar Missionare in Kent landete, den König Aethelbert und seine Edlen zur Taufe führte und den Grund zum erzbischöflichen Sitze von Canterbury legte, wich allmählich der Cultus der germanischen Heidengötter dem römischen Christenthum. Unter dem Einflusse königlicher Frauen, die für die Lehre von dem leidenden und gekreuzigten Heiland mehr Empfänglichkeit zeigten als die thatenfrohen Könige, erlangte der katholische Kirchenglaube bald auch in den übrigen Staaten der Heptarchie den Sieg. Die Angelsachsen, die aus Haß gegen das keltische Wesen dem altbritischen Christenthume mit seinen freieren Formen und Ansichten, mit seinen gesetzgeberischen Synoden, seiner abweichenden Feier des Osterfestes und seiner Unabhängigkeit vom römischen Primat hartnäckig widerstanden hatten, gingen bereitwillig mit der Kirche des heiligen Petrus einen Bund ein, zahlten bald den „Peterpfennig" nach Rom (zunächst zur Unterhaltung einer angelsächsischen Stiftung und Schule) und pilgerten andachtsvoll nach der ewigen Stadt. Da der heilige Petrus, wie man sie lehrte, die Schlüssel zur Himmelspforte besitze, so wollten sie nicht zurückgewiesen sein, wenn sie dereinst an derselben anklopfen
Der heilige Patrik in Irland. würden. In Irland, wo die keltische Bevölkerung und das Christenthum durch die Angelsachsen nicht verdrängt wurden, hatte der heilige Patrik schon um die Mitte des fünften Jahrhunderts das Evangelium nach römischer Auffassung verkündigt und den Grund zu dem Kloster- und Mönchswesen gelegt, das auch bald in Schottland Verbreitung fand, wo ein Jahrhundert später, bevor
Columba in Schottland. c. 563. noch die angelsächsische Eroberung ganz vollendet war, der heilige Columba die „Columbus-Celle" (Icolmkill) auf der Insel Iona, die Pflanzschule gelehrter und eifriger Glaubensboten, gründete. In jenen nebelumhüllten Wohnsitzen der Picten und Scoten, welche den Völkern des übrigen Europa noch fast gänzlich unbekannt waren, und wo um diese Zeiten der blinde Sänger Ossian, Fingal's Sohn, in schwermüthigen empfindsamen Tönen die Thaten und Kriegszüge der Söhne des Nordens auf den öden sturmzerrissenen Haiden und

die düstern melancholischen Gefühle dahingegangener Kämpfer besungen haben soll, hatten viele fromme Christen eine Zuflucht gesucht vor dem Schwerte und der Verfolgung der Heiden und unter dem Namen Culdeer ein beschauliches Einsiedlerleben voll Andacht und Entbehrung eingerichtet, das nunmehr dem neuen Klosterwesen Anhalt und Mittelpunkt bot. Dagegen behaupteten die Christen des britischen Westlandes aus Stammeshaß noch lange eine feindselige Haltung gegen die Angelsachsen, selbst als diese schon den Glauben an den gekreuzigten Heiland durch die Sendboten Roms empfangen hatten. Die uralten Klöster von Bangor und Glastonbury traten mit den germanischen Ansiedlern in keinerlei Verkehr, und viele Kirchen in Wales leiteten ihre Gründung auf britische Heilige zurück, welche zu den Zeiten Cerdic's und seiner Nachfolger für ihren Glauben eine Schutzwehr und für ihre Selbstbetrachtung Ruhe hinter den Felsenwänden und in der Waldeinsamkeit jenes Landes gesucht hatten. Seit der Begründung des Christenthums in den angelsächsischen Reichen, deren näheren Verlauf wir in der nachfolgenden ausführlicheren Darstellung angeben wollen, nahm das Kirchenwesen und die Zahl der Geistlichen und Mönche in den britischen Inseln dergestalt zu, daß der Staat in der Kirche aufzugehen drohte und viele Könige und Edelleute die Ruhe ihrer Seele entweder in der Stille einer Klosterzelle oder auf fernen Pilgerfahrten zu erwerben suchten, und daß die Geschichte der Heptarchie, außer den ziellosen und einförmigen Kriegsthaten der Fürsten und Herren wider einander oder mit den Briten und den alten Erbfeinden im Norden, wesentlich mit der Geschichte der kirchlichen und religiösen Entwicklung zusammenfällt.

Das Christenthum in Wales.

Bekehrung der Angelsachsen zum Christenthum. Die Bekehrung der Angelsachsen war das hohe und wichtige Werk Gregor's des Großen, der von 590—604 die päpstliche Würde bekleidete. Noch ehe er dieselbe erhalten, hatte er sich für den Gedanken der Bekehrung begeistert, als er einst auf dem römischen Sclavenmarkt einige angelsächsische Knaben von schönem Antlitz und erhabenem Wuchs, deren Haut und langes Haupthaar auf edle Abkunft deutete, zum Verkauf ausgestellt sah. Als er erfuhr, daß sie aus Britannien und noch Heiden seien, beklagte er laut, daß sie mit dem leuchtenden Antlitz dem Fürsten der Finsterniß preisgegeben wären, daß die Begnadigung mit solchen Gesichtszügen nicht mit der Begnadigung inneren Lichtes verknüpft sei. Auf die Nachricht, daß sie Engelländer (Angeln) genannt würden, rief er aus: und mit Recht, denn ein englisches Gesicht tragen sie und sollten der Engel Miterben in den himmlischen Reichen sein. Auf fernere Frage wurde ihm der Name ihrer Landschaft, Deira, genannt. Gut, sagte er, de ira eruti, der Verdammniß entrissen und zu der Barmherzigkeit Christi berufen! Und als man ihm berichtete, ihr König heiße Aella, Allelujah, sprach er, das Lob Gottes, der die Welt erschaffen, soll in jenem Lande gesungen werden. Er betrieb damals schon beim Papst Pelagius die Aussendung von Missionaren nach England, richtete aber nichts aus, und als er sich selbst bereit erklärt hatte, die Mission zu unternehmen, wollte das römische Volk, das ihm sehr anhing, ihn nicht ziehen lassen. Seitdem er Papst geworden (590), nahm er den alten Plan wieder auf und sendete den Benedictiner-Abt Augustinus mit 40 Gefährten nach England; und als diese, erschreckt durch die Schilderungen von der

Rohheit des wilden Heidenvolks, dessen Sprache sie nicht verstanden, in Frankreich anhielten und an den Papst die Bitte stellten, sie dieser mühseligen und gefahrvollen Sendung zu entheben, ermuthigte er sie zur Standhaftigkeit, empfahl sie der fränkischen Königsfamilie und ließ ihnen geeignete Dolmetscher beigesellen. Im Jahre 596 landete Augustinus mit seinen Mönchen auf der Insel Thanet und meldete dem König Aethelbert von Kent seine Ankunft. „Er bringe die Botschaft des Heils, welche den Folgsamen ewige Freude im Himmel und ein Reich ohne Ende mit dem wahren und lebendigen Gotte verheiße." Aethelbert empfing die Fremdlinge, die unter christlichen Lobgesängen und lauten Gebeten und Litaneien in feierlicher Prozession heranzogen, statt eines Banners ein silbernes Kreuz nebst einem auf einer Tafel gemalten Bilde des Erlösers tragend, im Freien unter einer Eiche sitzend und von seinen Edlen umgeben. Auf diese Weise glaubte er gegen die Zauberkünste der fremden Priester geschützt zu sein. Aethelbert nahm sie freundlich in seiner Hauptstadt Canterbury auf, versprach ihnen Schutz und Sicherheit bei Ausführung ihres Missionswerkes und gestattete ihnen zu taufen und in der Kirche der Königin Gottesdienst zu feiern. Schon im nächsten Jahre erfolgte die Bekehrung Aethelbert's selbst 597, worauf die altchristliche Kirche St. Salvator wieder hergestellt und dotirt wurde und Augustinus die Würde eines Erzbischofs von Canterbury erhielt. Dem Beispiele des Königs folgten Tausende der Unterthanen, und wenn auch die Bekehrung des ganzen Volkes noch lange Zeit zu ihrer Vollendung bedurfte, so hatte doch Gregor alle Ursache der Allmacht zu danken, daß sie sein Werk so herrlich gekrönt, „daß die Einwohner Britanniens, deren Sprache bisher nur heidnischen und barbarischen Zwecken gedient, nun zum Lobe Gottes das hebräische Hallelujah jubelten, daß der Ocean der Heiden und seine Seeräuber, welche die Fürsten dieser Welt nicht mit dem Schwerte hatten bändigen können, nunmehr durch die Furcht Gottes mit einfachen Worten seiner demüthigen Diener gezähmt worden". Augustinus war jedoch, wenn auch ein thätiger, doch ein sehr beschränkter und unbehülflicher Werkmeister bei der Ausführung des großartigen Bauplanes des Kirchenfürsten und kein begeisterter Apostel des Leben bringenden Wortes. Statt mit freiem Geiste die Lehre des Christenthums aufzufassen und dadurch einerseits die altbritischen Geistlichen in den entlegenen Gebirgsgegenden zur Theilnahme an dem Werke der Bekehrung herbeizuziehen, anderseits die hinsinkende Heidenwelt mit ihrer irre gewordenen Priesterschaft rasch in den Schooß der Kirche zu führen, hielt er sich ängstlich an die römischen Satzungen und Gebräuche, verletzte die Klostergeistlichen von Bangor, mit denen er eine Zusammenkunft hatte, durch seinen Hochmuth und die gebieterische Forderung, ihre abweichenden Lehr- und Cultusformen aufzugeben und sich mit ihnen zu vereinigen, und reizte die heidnische Welt durch Schroffheit zum Widerstand und zum längeren Beharren bei ihrem Aberglauben und ihren Opferdiensten. Diese religiöse Starrheit und Beschränktheit der ersten Missionare, verbunden mit der Schwierigkeit des sprachlichen Verständnisses und der Getrenntheit der einzelnen Staaten der Heptarchie, bewirkten, daß die Bekehrung der Angelsachsen sehr langsam von Statten ging, und daß erst eine längere Niederlassung und nähere Bekanntschaft mit den noch vorhandenen Elementen römischer Cultur und Denkweise dem Christenthum allmählich den Weg bahnen mußte. Daher hielt auch die Bekehrung in der Reihenfolge der Staaten ziemlich gleichen Schritt mit dem Alter der Ansiedelung. Wie in Kent wurde auch in Essex das Christenthum durch Vermittelung einiger königlichen Frauen eingeführt. Der König, ein Schwestersohn des Bretwalda von Kent, ließ sich taufen (604) und räumte dem von Augustinus zum Bischof ernannten Mellitus den alten Dianentempel in seiner Hauptstadt London mit großem Grundbesitz als christliche Kathedrale ein; einen weiteren Bischofssitz errichtete der Glaubensbote Justus in Rochester.

Das Christenthum in Kent seit 597.

In Essex f. 604.

Und wenn auch unter den nächsten Beherrschern dieser beiden Reiche das germanische Heidenthum noch einmal einen vorübergehenden Sieg erlangte, die Bischöfe fliehen mußten und die alten Opferaltäre von Neuem zu Ehren kamen, so blieb dennoch die Lehre vom Kreuz die herrschende Religion des Volkes. In Northumberland war Aldfrid, ein tapferer und gewaltthätiger Kriegsmann, dessen Schwert die Scoten auf lange gebändigt, ein heftiger Feind des Christenthums. Er zerstörte das Kloster Bangor und ließ die Mönche sämmtlich ermorden. Als er aber in einer Schlacht wider seinen von ihm vertriebenen und vom König von Mercien geschützten Verwandten Eadwin Sieg und Leben einbüßte (616), erlangte dieser die Bretwaldawürde über die angelsächsischen Reiche und gestattete, von seiner kentischen Gemahlin beredet, und von Papst Bonifacius durch kostbare Geschenke und schmeichelhafte Briefe gewonnen, dem Bischof Paulinus die Bekehrung der Angeln. Eadwin selbst erwog lange mit prüfender Seele die Lehren des Christenthums; erst als eine wunderbare Rettung von dem vergifteten Dolche eines gedungenen Mörders und ein nächtliches Traumgesicht sein Gemüth für die Aufnahme der göttlichen Wahrheit empfänglich gemacht, entsagte er nach ernster Berathung mit seinen Edeln und Rathgebern in der Reichsversammlung (Witena-Gemot) feierlich den heidnischen Göttern und bekannte sich zum Evangelium (627). In Kurzem betete das ganze Land zu dem gekreuzigten Heiland. Der Oberpriester selbst legte Hand an die Tempel und Altäre und gab das Zeichen zu ihrer Verbrennung. Die Petruskirche in der alten Römerstadt York wurde die hochgefeierte Kathedrale des Nordens, seitdem Paulinus, der vom Papste Honorius das Pallium empfing, diese Stadt als Bischofsitz erwählt hatte. Daneben war das Bisthum Lindisfarne, die Mutterstätte von Durham, eine berühmte Pflanzschule der Bildung und Frömmigkeit im angelsächsischen Norden. Auch die Bewohner von Lincoln brachte Paulinus zum Christenthum und führte den Vorsteher der Stadt, der sein Geschlecht von Wodan herleitete, zur Taufe. Der Zustand von Sicherheit, Gerechtigkeit und Ordnung, der die Regierung Eadwin's, des Gründers von Edinburg (Eadwinsburg) auszeichnete und seinen Namen noch lange im Andenken des Volkes erhalten hat, war ein gutes Zeugniß von den Wirkungen des Christenthums und der weitern Verbreitung desselben sehr förderlich. Bald gewann das Evangelium auch in Ostangeln festen Boden, als Fürst Sigebert, der im Frankenland bereits die christliche Lehre angenommen, in Begleitung des Bischofs Felix von Burgund in die Heimath zurückkehrte und mit aller Kraft die Finsterniß des Heidenthums zu vertilgen bemüht war. Auch als der fromme Fürst aus dem Kloster, wo er als königlicher Mönch sein Leben zu enden beschloß, auf das Schlachtfeld geführt, und dort, den Stab in der Hand, von den Feinden erschlagen ward (635), blieb der christliche Glaube dennoch bestehen. Der Sieg, den um dieselbe Zeit der in Schottland dem Christenthum gewonnene Oswald in dem nach Eadwin's Tod schwer heimgesuchten Northumberland über den letzten britischen Kriegsheld Eadwalla davontrug, nachdem er bei Hexham unter dem Kreuze zum Herrn der Heerschaaren gebetet, entschied die Herrschaft des Christenthums im Lande der Angeln. Oswald, der sechste Bretwalda, war ein eifriger Beförderer der Lehre vom gekreuzigten Heiland. Unter seinem Beistand brachte Bischof Birinus, vom Papst Honorius als Missionar nach England geschickt, den König von Wessex, Cynegils zur Taufe (635), worauf in Kurzem der größte Theil des Volkes die Heilsbotschaft annahm und in der Stadt Dorcic (Dorchester) ein Bisthum errichtet ward. Doch dauerte es noch ein halbes Jahrhundert, ehe in den südlichen Sachsenländern das Heidenthum völlig erlag. Nun fehlte nur noch Mercien in der Reihe der christlichen Staaten. Penda, der Kraftvolle, ein Abkömmling Wodan's, hatte den treuen Oswald besiegt und in der Schlacht zu Fall gebracht (642); er hatte während einer dreißig-

In Northumberland s. 627.

Ostangeln s. 630.

In Wessex und Sussex s. 635.

In Mercien s. 659.

jährigen Regierung die meisten angelsächsischen Reiche mit glücklichem Erfolg bekriegt und brüstete sich mit dem Ruhme, für den letzten unerschütterlichen und mächtigen Anhänger der alten Götter zu gelten. Aber auch seine Stunde kam. In einem heftigen Krieg gegen den Bretwalda Oswin, den Nachfolger Oswald's, verlor er in einer blutigen Schlacht am Flusse Winwaer bei Leeds Sieg und Leben gegen den christlichen Heerführer, der vor der Schlacht die Errichtung von zwölf Klöstern gelobt hatte und nach dem Sieg in Bernicia und Deira dem Gelübde mit Treue nachkam. Dem Falle des kriegerischen Königs folgte die Bekehrung von Mercien, dessen Bewohner schon längst nach der Lehre des Heils Sehnsucht empfunden. Im Jahre 659 wurde ein Angelsachse zum Bischof von Mercien ernannt. Die Annahme der christlichen Lehre geschah meistens in Folge eines Beschlusses der Landesversammlung, daher auch die Taufe gewöhnlich in Masse bei Tausenden zugleich vorgenommen wurde; die Ueberzeugung des Einzelnen wurde weniger beachtet als der Wille der Gesammtheit. Doch finden sich keine Spuren von gewaltsamem Aufdringen der neuen Religion, noch von Verfolgungen durch die Anhänger des alten Glaubens. Während des Bekehrungswerks hatten sich auch die altbritischen Geistlichen den Angelsachsen genähert, und namentlich war in Northumberland und Mercien das Evangelium von schottischen Missionaren, die den Lehren Columba's folgten, verbreitet worden. War doch unter Oswald der Schotte Aidan wegen seiner christlichen Tugenden, seiner Glaubensinnigkeit und seiner Bildung eine Zierde der Kirche und vom Volke als ein Heiliger verehrt. Dadurch war in die junge Kirche eine Verschiedenheit gekommen, die leicht Spaltungen hätte zur Folge haben können, wäre nicht unter König Oswin's Auspicien auf der Synode zu Streaneshalch (Sinus Phari, Whitby) in Yorkshire 664 die römische Glaubens- und Cultusform für die rechtmäßige erklärt, und damit die kirchliche Uniformität und der päpstliche Supremat begründet worden. Von dem an wurde in der Osterfeier, in der Taufe und in den übrigen abweichenden Gebräuchen die römische Vorschrift eingehalten und somit die angelsächsische Kirche in die abendländische Katholicität hineingezogen. „Die Schotten kehrten entweder zu den Ihrigen zurück (sagt Lappenberg) oder bequemten sich zu den Ansichten der Mehrheit und wurden so den christlichen Angelsachsen durch die Gelehrsamkeit ihrer Schule nützlich; mit jenen kleinen Aeußerlichkeiten schwand aber der große verborgene Einfluß, den ihre Kirche im Gegensatze mit dem damals noch weniger befestigten Papstthume erreicht hätte." Hauptbeförderer dieser päpstlich-katholischen Uniformität unter den Angelsachsen war der im Jahre 667 vom Papste Vitalianus zum Erzbischof von Canterbury ernannte Theodorus, früher Mönch in Tarsus, der mit Klugheit und Verstand die abweichenden Eigenthümlichkeiten der englischen Kirche zu beseitigen suchte, diese dadurch einigte, stärkte und an die übrigen Kirchen des Festlandes anschloß, und dann sich bemühte seine höhere Bildung der Geistlichkeit des Landes mitzutheilen und diese der übrigen christlichen Welt gleichzustellen. In demselben Geiste wirkte sein Zeitgenosse, der hochverehrte energische Bischof Wilfrid von York, der während seines thatenreichen Lebens noch die letzten Anhänger der Odinsreligion in Sussex und Wessex und auf der Insel Wight zur Annahme des Christenthums brachte, worauf auch in diesen Gegenden neue Bisthümer, Domkirchen und Klöster erstanden. In der beschaulichen Stille eines solchen beschloß der König von Wessex die letzten Tage seines Lebens, nachdem er von Wilfrid zur Taufe geführt worden. Bisher (sagt Kemble, der gründlichste Kenner der angelsächsischen Geschichte in allen ihren Richtungen und neben Turner, Palgrave und Lappenberg der zuverlässigste Historiker dieser Zeit) hat es Kirchen in England gegeben, von nun an gab es blos eine Kirche. Doch ist es der römischen Hierarchie nie ganz gelungen, die angelsächsischen Nationaleigenthümlichkeiten völlig aus der Kirche zu vertilgen. Die angel-

Schottische Mönche in Northumberland.

Theodorus f. 667.

Wilfrid. † 709.

sächsische Sprache blieb bis zu der normännischen Invasion die Kirchensprache; die Taufformel war angelsächsisch; die Bücher des A. und N. Testaments waren in angelsächsischen Uebersetzungen unter dem Volke verbreitet, angelsächsische Homilien haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Ebenso wurde die Autorität des Papstes erst unter den Normannen in ihrer ganzen Macht begründet, das kanonische Recht fand keine Geltung, das Gesetz der geistlichen Ehelosigkeit konnte erst spät durchgeführt werden. Die Bischöfe wurden von den Königen eingesetzt, die Concilienbeschlüsse erlangten nur durch die königliche Bestätigung allgemeine Geltung, die Kirchengüter waren gleich den weltlichen den Lasten und Abgaben unterworfen, die bürgerliche Gerichtsbarkeit umfaßte auch die Kleriker. Dagegen wetteiferten die angelsächsischen Könige und Edlen in Gründung von Klöstern und Abteien, und nirgends äußerte sich eine größere Sehnsucht nach der beschaulichen Ruhe, als unter den angelsächsischen Königsfamilien. Auch mühsame Pilgerfahrten, zu denen die angeborene Wanderungslust den unstäten Nordländer einlud, gehörten zu den frommen Neigungen angelsächsischer Fürsten. — Wilfrid machte auch in seinem langen, vielbewegten Leben (er starb 709, sechsundsiebenzigjährig) den Anfang zu den folgenreichen Missionsreisen englischer Glaubensboten nach den heidnischen Ländern des Festlandes, indem er den Friesen das Evangelium verkündigte.

Die Einführung des Christenthums begründete eine neue Aera in der Entwicklungsgeschichte der Angelsachsen. Die Einwanderung fremder Geistlichen aus cultivirteren Ländern, die Pilgerfahrten fürstlicher Personen nach Rom, der Verkehr mit Gallien und Italien förderten die Bildung und weckten den Trieb nach Belehrung und Wissen in der Brust des rauhen Kriegervolks. An den Sitzen der Bischöfe erhoben sich steinerne Kirchen mit Bleidächern nach dem Vorbilde der römischen Basiliken, größtentheils von fremden Werkmeistern und Bauleuten aufgeführt, vor welchen die altbritischen und schottischen Kirchen von Holz mit Schilf bedeckt bald verschwanden. Die Versammlung der Volkshäupter, das Witenagemot, erhielt durch die Theilnahme hervorragender Kleriker an den Berathungen mehr Haltung und Bedeutung; die Schriftkunde, bisher nur auf rohe Runen beschränkt, wurde durch die Einführung des lateinischen Alphabets erleichtert und verbreitet; durch Theodorus wurden allerlei nützliche Kenntnisse eingeführt und dadurch die Möglichkeit einer christlichen Literatur geschaffen, wie sie in Beda „dem Ehrwürdigen" zu Tage tritt. Wenn Gildas Cormac, der fromme Mönch von Bangor, der sein Leben in der Einsamkeit oder auf Pilgerfahrten verbrachte, als der würdigste Repräsentant der keltisch-römischen Geistlichkeit und ihrer Cultur betrachtet werden kann, so war Beda, Zögling des Klosters Wearmouth in Northumbrien, der Lehrer und Dolmetscher der angelsächsischen Christenheit. Tragen die Schriften des gelehrten Mönchs von Bangor, besonders sein „Tagebuch", die Spuren eines untergehenden Geschlechtes an sich, von dem er mit „schwarzen Zügen und strafendem Eifer" in schwülstiger, verworrener Darstellung ein düsteres Bild entworfen hat, so erkennt man in Beda's „Kirchengeschichte der Anglen" und in seinen zahlreichen Lehrbüchern und theologischen Werken den klaren, kräftigen Geist

Wirkungen des Christenthums in den angelsächsischen Reichen.

Gildas. 516—570.

Beda der Ehrwürdige. 672—735.

eines in froher Gläubigkeit aufstrebenden Christenvolkes. Seine Erläuterungen zu den Büchern des A. und N. Testaments haben viele Jahrhunderte hindurch in jedem Kloster Europas Leser und Abschreiber gefunden; seine Kunde der griechischen Sprache, der Medicin, der Astronomie, der Metrik war ihm Mittel zur Belehrung seines Zeitalters. Sein Werk „von den sechs Lebensaltern der Welt" ist die Grundlage der meisten Universalchroniken des Mittelalters geworden, sein Martyrologium diente allen ähnlichen Schriften als Quelle und Vorbild; seine Ostertafeln galten als unentbehrliches Hülfsmittel der kirchlichen Zeitrechnung. In Beda und Wilfrid zeigte sich schon der siegesfrohe Glaubensmuth, von dem im nächsten Jahrhundert die gottbegeisterten Sendboten erfüllt waren, welche zu den Friesen, zu den Alemannen und Hessen und zu allen den deutschen Völkern, die noch in den „Schatten des Todes" wandelten, die Botschaft des Heils brachten.

Von demselben Aethelbert von Kent, dem dritten Bretwalda, durch den das Christenthum zuerst Eingang auf der Insel fand, rührt auch die älteste Sammlung der angelsächsischen Gesetze in der Landessprache her, bei deren Aufstellung die kentischen „Witena", bei der Niederschreibung wohl Kleriker mitgewirkt haben. Sie enthalten größtentheils Bestimmungen über „Bußen und Wetten" bei Friedensbrüchen, bei Vergehen und Verbrechen gegen Person und Eigenthum. Aus dieser Gesetzessammlung so wie aus den übrigen Rechtsbüchern der Angelsachsen (Hlothars, Wihträds, Ine's Gesetzen) erhalten wir die meisten Aufklärungen über die Standesunterschiede, über die „Schutzverhältnisse der Magen, das Fehderecht, die Ordnung des gerichtlichen Verfahrens" u. dgl. (Reinhold Schmid: Gesetze der Angelsachsen. Leipz. 1858. 2. Aufl.).

Nach Aethelbert's Tod sank die Bedeutung von Kent. Die Würde eines Bretwalda ging auf die jüngeren Staaten Northumberland, Mercien und Wessex über, die durch Kriegsthaten wider die Feinde ihre Gebiete erweiterten und mit den Stammesgenossen der Nachbarreiche um den Ruhm der Tapferkeit und Obergewalt stritten, bis sie durch die gegenseitigen Kämpfe geschwächt und durch die inneren Wirrungen, Aufstände und Frevelthaten in ihrer sittlichen Kraft gebrochen, endlich dem tapfern und verständigen Egbert zufielen, welcher während eines dreizehnjährigen Aufenthaltes als Flüchtling am Hofe Karl's des Großen die Kunst des Regierens gelernt hatte und von seinen Freunden auf den erledigten Thron von Wessex berufen, allmählich alle Theile der Heptarchie bezwang und sich König von England nannte. Während dieser zwei Jahrhunderte bietet die angelsächsische Geschichte ein trübes Bild voll blutiger Kämpfe und Schlachten, voll kühner Thaten und Frevel dar ohne Abwechselung und ohne welthistorisches Interesse. Die Erzählungen und Beschreibungen der Kriegsbegebenheiten werden bei den Chronisten nur selten durchbrochen durch die Anführung von Werken des Friedens und der Gesetzgebung. Nur die Kirche feierte ihren stillen Sieg über die Gemüther der rauhen Kriegsmänner. Bisthümer und Kathedralen wurden errichtet, und die Könige und Volkshäupter fuhren fort durch Gründung von Klöstern und Heiligthü-

mern und durch Weltentsagung und Pilgerfahrten nach Rom sich die Gnade des Himmels zu verdienen. Aber wie unfruchtbar diese Zeit geringfügiger Fehden voll Feldschlachten und Waffenthaten für die Menschengeschichte sein mag, für Poesie und Volksdichtung war sie eine reiche Quelle. Die verwegenen Thaten der Angelsachsen und ihrer dänischen Nachfolger gewährten reiche Stoffe für epische Gedichte, und die tapfern Volkskönige und Kriegsfürsten hafteten noch lange in der Ueberlieferung und in der Phantasie des Volkes. Aus dieser Zeit der Thaten und Kämpfe stammt die älteste Dichtung der Angelsachsen, das Beowulfslied, ein aus mehreren einzelnen Gesängen zusammengesetztes Epos aus der nordischen Vorzeit voll heidnischer Mythen. Es handelt von den Thaten, Fahrten und Abenteuern des starken Königssohnes Beowulf, welcher mit den riesigen Geistern der sumpfigen Oede kämpft und den Drachen erschlägt, der die goldenen Schätze bewacht, und gibt ein treues, anschauliches Bild von dem Ritterleben der nordischen Edelinge bei fröhlichen Gelagen, bei Waffenspiel und Harfenklang, wie von der wilden rauhen Nordlandsnatur mit den eisigen Meeresküsten.

Unter den Königen Northumbriens war Aldfrid der gefeiertste, weniger wegen 1. Northumberland.
seiner Kriegsthaten, als weil er die Bildung des Volkes zu heben bemüht war und sei- Aldfrid.
nen gelehrten Zeitgenossen, dem ehrwürdigen Beda und dem Mönch Egbert, der zuerst die 685—705.
Bekehrung der Friesen und Sachsen durch Willibrord und die beiden Ewalde einleitete, seine Gunst zuwandte. Aber der Glanz Northumbriens erbleichte bald. Unter Aldfrid's Sohn Ofred brachte zuerst die lange Minderjährigkeit, dann die Ausschweifungen des Königs große Noth über das Land und beförderte die Zügellosigkeit des Adels. Er selbst fiel als Opfer einer Empörung durch das Schwert eines Verwandten. 716.
Ofred's Nachfolger Ceolwulf, ein frommer und gelehrter Fürst, dem Beda seine Ceolwulf.
Geschichte der anglischen Kirche widmete, suchte nach einer durch Zwietracht und Bürgerkrieg getrübten Regierung Ruhe in den Klostermauern von Lindisfarne, wo er noch 737.
über dreißig Jahre lebte, fern von den „Strudeln weltlicher Sorgen". Sein Neffe Eadbert folgte nach einer zwanzigjährigen ruhmreichen Regierung dem Beispiel des Eadbert.
Oheims. Mit Eadbert's Sohn Oswulf, welcher im folgenden Jahr von einem treu- 757.
losen Dienstmann verrätherisch erschlagen ward, erlosch das Haus Idas in Northumberland, oder wurde wenigstens nicht weiter beachtet. Nun folgte eine Zeit voll bürgerlicher Unruhen, Thronkämpfe und Gräuel aller Art, während welcher das Volk verwilderte, der Landbau verfiel und Noth und Elend sich über Northumbrien lagerte. Aethelred, Sohn des Aethelwald Moll, eines Kriegsmannes von dunkler Herkunft, Aethelred. 790—796.
der eine Zeit lang die Herrschaft geführt, erlangte endlich, nach einem abenteuerlichen Flüchtlingsleben, den Thron von Northumberland, den er durch grausame Ermordung seiner Mitbewerber und durch Verbrechen sicherte. Als auch er unter den Schwertern 796.
einiger Großen verblutete, erreichte die Verwirrung und wilde Parteiwuth den höchsten Grad. Und um das Maaß des Jammers voll zu machen, landeten damals die ersten Normannen in Northumberland, plünderten Kloster und Kirche von Lindisfarne und führten die Mönche als Sclaven weg oder stürzten sie ins Meer. Erst im Anfang des neunten Jahrhunderts, als das Land jenseit des Humber unter Eanred sich dem König Eanred. 809—842.
Egbert unterwarf, begann eine bessere Zeit. Im Verlauf von hundert Jahren, bemerkt Lingard, hatten 14 Könige das Scepter in Northumberland geführt und von

diesen ist kaum Einer im ruhigen Besitz der Herrschaft gestorben. Sieben hatten einen gewaltsamen Tod gefunden, sechs waren von aufrührerischen Großen des Thrones beraubt oder vertrieben worden. Bei solcher Verwirrung war für gelehrte Studien und wissenschaftliche Bestrebungen kein Boden in Northumbrien, daher auch Alcuin von York das Land seiner Geburt verließ, um am Hofe Karl's des Großen einen ruhigeren Wirkungskreis zu suchen.

2. Mercien. In Mercia hatte Penda der Kraftvolle, der heftige Feind des Christenthums, dessen Schwerte fünf Könige erlegen waren, tapfere Krieger gebildet und aus den Nachkommen der alten Seehelden eine Landmacht erschaffen, welche den Briten wie den eigenen
Wulphere. Stammgenossen furchtbar ward. Sein Sohn Wulphere, ein eifriger Bekenner und Förderer des Christenglaubens, wahrte und mehrte die Macht Mercias. Nach seinem
675 Tode erlangte sein Bruder Aethelbert den Thron; aber die Ermordung seiner Gattin Osthryde durch den kriegerischen Adel seiner nördlichen Landschaften machte solchen Eindruck auf sein Gemüth, daß er das Reich seinem Neffen Coenred abtrat und als Abt
† 716. des Klosters Bardeney sein Leben beschloß. „Auch Coenred gab nach einigen größten-
Coenred. theils in Kämpfen mit den Briten verbrachten Jahren die kaum eingeübten Zügel der
709. Regierung einem Nachfolger, dem jungen Coelred, und ging mit Offa, König von Essex, einem Jüngling mit allem Reize der Jugend und Liebenswürdigkeit geschmückt, wie mit allen Herrschergaben ausgerüstet, nach Rom, um daselbst das Mönchsgelübde in die Hände des Papstes Constantin abzulegen und für ihr Seelenheil und das ihrer verlassenen Ehegenossen, Angehörigen und Völker bis an das Ende ihrer irdischen Tage
Coelred. zu beten und zu fasten." Coelred besaß weder die Tugenden noch die Tapferkeit seiner Vorgänger. In einem Krieg mit Ine von Wessex blieb die Ehre des Sieges bei Wodansberg unentschieden, und in seiner inneren Regierung machte er sich nur bemerklich durch seine Feindschaft gegen das Christenthum und seine Hingebung an die Genüsse der Sinne. Bei einem Festmahl wurde er von Raserei ergriffen, in welcher er
716. die Beute des Todes ward, wie die Sage meldet, vom bösen Feind dahingerafft. Die
Aethelbald. 716—757. sinnlichen Ausschweifungen theilte auch sein Nachfolger Aethelbald, sonst ein kraftvoller, für das Wohl des Volkes und der Kirche bedachter Fürst. Seine Wollust, die sich selbst gegen Ehefrauen und Nonnen richtete, wirkte verderblich auf die Sitten der Edlen zum großen Kummer des heiligen Bonifacius. Aethelbald war der mächtigste Fürst seiner Zeit; Ostangeln, Essex und Kent folgten dem Banner von Mercia. Aber
752. sein Stern erbleichte in der Schlacht bei Burford in Oxfordshire gegen den König von Wessex. Als der tapfere Aethelun, dem das Reichsbanner anvertraut war, dem König der Mercier in der Schlacht begegnete, wich dieser von plötzlicher Furcht erfaßt dem Kampf aus und gab den Seinen das Beispiel zur Flucht. Fünf Jahre danach fiel er durch den Verrath seiner eigenen Leibwache. Die Verwirrung, die diese That zur
Offa. 758—796. Folge hatte, führte nach einiger Zeit den kraftvollen Offa, einen Abkömmling des königlichen Hauses, dessen Name in Sage und Dichtung viel gefeiert ward, auf den Thron von Mercien. Er entriß dem Britenkönig Powis seine Hauptstadt Penywern (Shrewsbury) und sicherte sich die Eroberung durch sächsische Ansiedelung in der Ebene, die sich vor den Bergen ausdehnt, und durch den Offa-Graben, den Grenzwall zwischen England und Wales, von dem noch jetzt Spuren erhalten sind. Offa war der mächtigste Fürst der Angelsachsen, der mit Karl d. Gr. bald in freundlichem Verkehr stand, bald in Streit lebte. Neidisch auf den kirchlichen Vorrang von Canterbury und York wollte er auch seinem Reiche die Ehre eines unabhängigen Erzbischofs in Litchfield zuwenden; doch ist diese Schöpfung nicht von Dauer gewesen. Gefürchtet als tapferer Streiter im Feld, gehaßt wegen mancher Frevelthaten, namentlich der treulosen Ermordung des Fürsten der Ostangeln, den er gastlich bei sich aufgenommen,

aber geehrt als Gesetzgeber seines Volkes, starb Offa im 38. Jahre seiner Regierung unter schweren Gewissensleiden. Eine angebliche Pilgerreise nach Rom zur Abbüßung seiner Sündenschuld ist ungewiß. Die Sage schrieb den Untergang seines Hauses der göttlichen Strafgerechtigkeit zu. Seine Gattin Cynedrithe wurde von Räubern in ihrem eigenen Brunnen ertränkt, sein Sohn überlebte den Vater nur wenige Monate; von seinen Töchtern starb eine im Kloster, eine zweite endete als Bettlerin auf den Gassen von Pavia, die dritte verlor Vater, Bruder und Gemahl in demselben Jahr.
Unter Ceonwulf, einem Abkömmlinge Penda's, erlebte Mercien die letzten Tage Ceonwulf. 796—819.
des Ruhmes und der Größe. Er fügte Kent seinem Reiche bei und gewann sich die Gunst der Geistlichkeit und die Liebe des Volks. Aber kurz nachdem er auf einem Feldzug gegen die Ostangeln umgekommen war, wurde sein siebenjähriger Erbe auf Geheiß seiner verrätherischen Schwester im Walde getödtet. Die Verwirrung, die darauf eintrat, erleichterte die Unterwerfung des Landes durch Egbert.

In demselben Maaße, wie Northumberland und Mercien durch innere Zerrüttung 3. Wessex.
von ihrer Größe herabsanken, stieg Westsachsen unter den Nachfolgern Ceawlin's zu äußerer Macht und innerer Ordnung empor. Die britischen Länder an der Saverne und in Cornwallis waren den Sachsen ein lockender Preis der Tapferkeit, und vor ihren großen Speeren und strahlenden Streitäxten wichen die keltischen Bewohner immer weiter in die Berge zurück. Cenwealh, der von Penda vertrieben, während Cenwealh. 642.
seines Aufenthaltes in Ostangeln das Christenthum annahm und dann in sein Reich zurückberufen über dreißig Jahre ruhmvoll herrschte, gewann bei Bradford am Avon 648.
einen Sieg, „wo die Kraft der Briten wie Schnee vor der Sonne zerschmolz", und 652.
dehnte die Grenzen weit nach Westen aus. Zum Dank errichtete er zu Winchester, einem altberühmten Orte, wo er ein Kloster und eine prachtvolle Kirche gegründet, ein neues Bisthum. Dabei verfuhr er milde gegen die britische Geistlichkeit und bewog die Mönche von Glastonbury am Grabe des Königs Arthur „für das ewige Heil auch des germanischen Eindringlings zu beten". Nach seinem plötzlichen kinderlosen Tod verwaltete 672.
seine Wittwe Seaxburge das Reich in ihres Eheherrn Geist und Kraft, erlag aber schon im nächsten Jahre den Sorgen und Anstrengungen des männlichen Amtes. Der Nachfolger Centwin befestigte die Herrschaft von Wessex durch Kriegsthaten gegen die Centwin.
Briten, von denen Viele nach Aremorica auswanderten, gegen Mercien und gegen die unruhigen Großen seines Landes. Als Centwin krank und altersschwach dem Thron 685.
entsagte, folgte ihm Ceadwalla, sein heftigster Gegner, der viele Jahre mit einer Ceadwalla.
Schaar getreuer Anhänger wider Centwin gestritten. Der neue König entehrte seinen Namen durch die Grausamkeit, mit der er die heidnische Bevölkerung der Insel Wight vertilgte. Zwölfhundert Familien wurden ausgerottet und ihre beiden Oberhäupter nach 686.
der Taufe in Hamptonshire hingerichtet. Sein Bruder Mul, „das Vorbild heidnischer Thane und Fürsten, furchtbarer Kraft, schöner Gestalt, im höchsten Ruhme strahlend", unternahm die Eroberung von Kent, wurde aber von dem über die Verwüstung des Landes empörten Volke mit zwölf Begleitern in einer Hütte verbrannt. Ceadwalla rächte den Bruder durch ein furchtbares Blutbad. Zwei Jahre nachher entsagte der 688.
junge König der Herrschaft zu Gunsten seines Vetters Ine und pilgerte nach Rom, um sich vom Papst Sergius taufen zu lassen. Er war schon lange durch Wilfrid von York dem Christenthum gewonnen worden, hatte aber die Taufe verschoben. Er starb zu Rom und wurde in der Peterskirche beigesetzt. Ine's siebenunddreißigjährige Re- Ine. 688—725.
gierung war ausgezeichnet durch Thaten des Krieges wie durch Werke des Friedens. Er zwang die Kenter zu einem hohen Wergeld für die Ermordung Mul's, drängte die Briten zurück und stritt mit den stammverwandten Fürsten der Nachbarschaft um den Ruhm der Tapferkeit und Obergewalt. Das Feld von Wodnesbeorgh (Wanborough

in Wilts) barg die Leichen tapferer Sachsen und Mercier in seinem Schooße. Von großer Bedeutung war die von Ine veranstaltete Aufzeichnung angelsächsischer Gesetze, worin er mit Zustimmung des Witenagemot die Rechtspflege ordnete, die gesetzlichen Bußen für Verbrechen bestimmte, die Gewalt der Großen niederhielt, die unterworfenen Briten unter den Schutz des Rechts stellte und Verkehr und Eigenthum sicherte. Ehen mit Briten wurden durch einen Nationalbeschluß als rechtsgültig anerkannt. Unter seinen Freunden und Rathgebern behauptete der treffliche Bischof Aldhelm eine hohe Stelle, ein Prälat, der als Gelehrter, Dichter und Rechtsgelehrter glänzte und der durch einflußreiche praktische Thätigkeit gleich Beda vortheilhaft auf seine Zeitgenossen einwirkte. Nach einem frohen Feste voll königlicher Pracht entsagte Ine der Herrschaft und pilgerte mit seiner Gemahlin Aethelburge nach Rom, „wo es ihm verstattet war noch einige Jahre in irdischer Dürftigkeit nach himmlischen Schätzen
Aethelheard. 725—740. zu ringen". Ine's Nachfolger Aethelheard und Cuthred kämpften mit abwech-
Cuthred. 740—754. selndem Glücke gegen die Mercier, bis des letzteren Sieg bei Burford die Uebermacht
752. der nördlichen Nachbarn auf immer brach und den Grund zu der Größe der West-
Sigebricht. sachsen legte. Nachdem der gewaltthätige Sigebricht von den empörten Edlen und Gemeinen vertrieben und im Andredeswalde, wo er Zuflucht gesucht, von einem Hirten
Cynewulf. mit dem Speere ermordet, und auch sein Nachfolger Cynewulf zu Merton von einer
784. Schaar verschworener Großen überfallen und getödtet worden, kam noch durch die Lasterhaftigkeit der Königin Eadburge, Tochter der berüchtigten Cynedrithe von Mercien, eine schlimme Zeit über Wessex, bis endlich, nachdem das verbuhlte Weib, das
800. ihren Gemahl Beorthric und viele Edlen durch Gift aus der Welt schaffte, zu Pavia in Elend und Schande gestorben, der flüchtige Egbert vom Hofe Karl's des Großen nach der Heimath eilte und mit Hülfe seiner Freunde sich des erledigten Thrones von Wessex bemächtigte.

3. Das Zeitalter Justinian's.

A. Allgemeiner Charakter.

Die Zustände des Reichs. Während das Abendland sich von den Stürmen der Völkerwanderung allmählich erholte und nach der religiösen und nationalen Einigung der verschiedenen Volkselemente zu neuen gesunden Lebensformen sich emporarbeitete, beharrte das byzantinische Reich in dem Zustande des Verfalls und der Entartung, in den wir es bereits bei der Gründung der neuen Hauptstadt eintreten sahen. Der Boden seiner Lebensthätigkeit war unterwühlt; Tugend und Freiheitsgefühl erloschen unter dem Drucke eines orientalischen Despotismus und unter den Wechselfällen, welche die Unsicherheit der Thronfolge nach sich zog. Alle Gebrechen und Laster, alle traurigen und widerwärtigen Erscheinungen, die uns in dem kaiserlichen Rom früher mit Betrübniß und Unwillen erfüllt haben, begegnen unsern Blicken in der neuen Weltstadt in größerer Ausdehnung und mit neuen Unsitten und Häßlichkeiten vermehrt. Ein von orientalischer Pracht und Ueppigkeit umgebener und von dogmatischen Parteifragen zerrissener Hof, wo ränkevolle Günstlinge, boshafte Eunuchen und sittenlose Weiber durch Intriguen und Frevel die schwachen oder lasterhaften Kaiser heben und stürzen,

und einflußreiche Hoftheologen der Politik eine religiöse und kirchliche Richtung und Färbung geben; eine übermüthige Leibwache, die mit dem Thron ein eben so vermessenes Spiel treibt, wie früher die Prätorianer in Rom; eine aufgeregte Volksmasse, die ihrer Sinnenlust nachrennt, von Brodspenden lebt und an den rohen Belustigungen der circensischen Spiele in der Rennbahn (Hippodrom) ihr ausgelassenes Ergötzen findet, indeß die Provinzen unter dem Druck der Steuern und unter der Erpressung und Willkür der Statthalter und Beamten erliegen, der Ackerbau in Verfall geräth, Handel und Gewerbe durch Zölle und Monopole zu Grunde gehen und die Städte mehr und mehr in Armuth und Knechtschaft stürzen; dies ist das traurige Bild, welches das byzantinische Reich im 6. und 7. Jahrhundert darbietet. Die volkreichen Länder des großen Staats waren der Sitz der Kunst und Gelehrsamkeit, der Ueppigkeit und des Reichthums, und die Bewohner, welche die Sprache und Sitten der Griechen bewahrt oder angenommen hatten, nannten sich den aufgeklärtesten und gebildetsten Theil der damaligen Menschheit; und dennoch ging das Reich einem unrettbaren Verfall entgegen. Unter dem Despotismus des Thrones hatte das Volk jede Spur von Freiheit und Seelengröße, unter der Herrschaft der Genußsucht und Verweichlichung allen Kriegsmuth und alle Waffenübung eingebüßt. Der vollendetste Glaubensdespotismus war eingetreten der von aller höheren Einsicht verlassen, nach Willkür und vorgefaßten Meinungen die Rechtgläubigkeit festsetzte und aufnöthigte. Die früher erwähnten leidenschaftlichen Streitigkeiten über die unlösbaren Fragen nach der Stellung des Sohnes zum Vater und nach dem Verhältniß der göttlichen und menschlichen Natur in Christo theilten Hof und Reich in feindliche Parteien, deren Haß und Verfolgungssucht nur der Wuth gleich kamen, womit die nach den Farben der Wagenlenker in den Rennbahnen benannten politischen Parteien der **Blauen** und **Grünen** einander anfeindeten. Bei den heißen Gefühlen der Südländer und ihrer regen Phantasie, in welcher auch das Geistige eine sichtbare Gestalt annimmt, konnten solche tiefsinnige Speculationen über das Wesen der dreieinigen Gottheit in das praktische Volksleben eindringen, und bei der unermeßlichen Zahl müßiger Mönche und Geistlichen in Stadt und Land, in den volkbelebten Straßen und in der entlegenen Einöde, fehlte es nicht an Führern und Streitern. *Parteiungen.*

Justinus. 518–527. Unter Kaiser Leo I. wanderten drei junge Bauernsöhne aus dem verödeten Lande Dardanien (dem heutigen Bulgarien), eine Tasche mit Lebensmitteln über der Schulter, auf der großen Heerstraße nach der Hauptstadt Constantinopel, um sich dem Dienste der Waffen zu widmen. Ihr schlanker und hoher Wuchs und ihre kräftige Gestalt verschafften ihnen die Aufnahme unter die Leibgarde des Kaisers. Der Eine von ihnen hieß **Justinus**. Er war ohne jegliche Bildung, selbst des Lesens und Schreibens unkundig, aber von offenem Sinn für die Künste der Intrigue und die Schleichwege des Hoflebens. Unter

Leo's Nachfolgern Zeno, dem Zeitgenossen Odoaker's, und Anastasius, dem Erbauer der „langen Steinwehr", welche von der Propontis über Hügel und Flachland sechzehn Stunden weit bis ans schwarze Meer ging und die Hauptstadt mit den reichen Umgebungen gegen die Ueberfälle der Barbaren schützen sollte, stieg Justinus durch glückliche Feldzüge gegen das räuberische Bergvolk der Isaurier, die nach dem Tode ihres Landsmannes Zeno ihre gewohnten Beutezüge wiederholten und alles Land von den Ufern der Propontis und des schwarzen Meeres bis an die Thore von Tarsus, Antiochia und Damascus durchstreiften, gegen die Perser und Bulgaren, welche die Herrschaft des Anastasius von Osten und Norden beunruhigten, und durch die treuen Dienste, die er dem von den Strenggläubigen gehaßten Kaiser bei den Empörungen und Bürgerkriegen leistete, rasch zu Reichthum und Ehrenstellen empor. Er erhielt die Würde eines Senators und den Oberbefehl über die Leibwache. Als Anastasius, ein Fürst, der durch Sparsamkeit und weisen Staatshaushalt große Reichthümer sammelte und dabei dennoch die Steuerlast der Unterthanen erleichterte, ins Grab stieg, hoffte Hypatius, der älteste seiner drei Neffen, den Thron zu besteigen; aber der mächtige Eunuche Amantius stellte ihm einen anderen Bewerber entgegen. Der Gardepräfect Justinus empfing eine große Geldsumme, um die Leibwache für den Plan zu gewinnen; er vertheilte das Geld, aber nicht im fremden, sondern im eigenen Interesse. Durch diese Hinterlist und Bestechung erreichte Justinus, damals ein hoher Sechziger, seinen Zweck. Unter dem Beistande der Leibgarde wurde der dacische Bauer mit dem Purpur geschmückt; Heer, Volk und Geistlichkeit erkannten die Wahl freudig an; denn Justinus war als tapferer Kriegsmann und als rechtgläubiger Christ hochangesehen. Der unglückliche Thronbewerber endete sein Leben im Kerker, Amantius und seine Vertrauten auf dem Blutgerüste. Der kühne Gothenhäuptling Vitalianus, der an der Spitze eines barbarischen Bundesheeres Stadt und Reich beherrschte, wurde durch erheuchelte Gunst und Freundschaft sicher gemacht und dann an der kaiserlichen Tafel ermordet. Seine Stelle und damit den Oberbefehl über das gesammte Heer des Ostens ertheilte Justin seinem Neffen Justinian, den er zur Stütze seines Alters aus der bäuerlichen Einsamkeit in die Weltstadt gezogen. Justin hatte sich während seines Kriegslebens die mangelnde Bildung nicht erwerben können. Gleich seinem Zeitgenossen Theoderich in Ravenna pflegte er seine kaiserliche Unterschrift mittelst eines mit eingeschnittenen Buchstaben versehenen Holztäfelchens, durch dessen Ritzen er die Feder zog, unter die Urkunden zu setzen; aber seine mangelhaften Regentengaben wurden ersetzt theils durch die Geschäftsgewandtheit seines Quästors oder Kanzlers Proclus, theils durch die Eigenschaften seines klugen Neffen, der, während er die Verwaltungssorgen des altersschwachen Oheims theilte, zugleich sich bei Senat und Volk so beliebt zu machen wußte, daß die allgemeine Stimme ihn dem kinderlosen Kaiser zum Mitregenten aufdrängte. Seine berechnete Orthodoxie, die den

schmalen Pfad zwischen den Ketzereien der Eutychianer und Nestorianer mit Sicherheit einhielt, erwarb ihm die Gunst und Hingebung des katholischen Klerus, und durch die Veranstaltung prachtvoller Spiele erfüllte er die schaulustigen Bewohner der Hauptstadt mit Begeisterung. Noch bei Lebzeiten des alten Kaisers, der in Folge einer unheilbaren Wunde gegen das Ende seines Lebens den Regierungsgeschäften nicht mehr obliegen konnte, galt Justinian als der rechtmäßige Herrscher des Morgenlandes. Bei dem Tode seines Oheims stand er im 45. Jahre seines Alters.

Die mehr als achtunddreißigjährige Regierung Justinian's war der Glanzpunkt der byzantinischen Geschichte seit den Tagen des großen Stifters des Reiches; und ihr ist das Glück aber auch das Mißgeschick zu Theil geworden in Prokopius einen Geschichtschreiber zu finden, der in der Darstellung des persischen, vandalischen und gothischen Krieges, in dem Buche von den Bauunternehmungen und in der geheimen Geschichte des Hofes („Anekdota") nach einander die Geschichte, Lobrede und Satire seines Zeitalters geschrieben hat, jene mit großer Sachkenntniß und im Geiste des Alterthums, diese mit einem in Gift getauchten Griffel. Die Geschichtswerke des Prokopius sind ein Spiegelbild der ereignißvollen Regierungszeit Justinian's sowohl nach der großartigen Außenseite als nach der grenzenlosen Tyrannei, Bedrückung und Unsittlichkeit im Innern. Nur auf Befriedigung seiner Herrschsucht, seines Stolzes und seines Ehrgeizes bedacht, suchte Justinian dem Kaiserthron allein alle Macht und alles Ansehen beizulegen; Ein Staat, Eine Kirche, Ein Gesetz sollte die Welt beherrschen. Von dieser Idee geleitet, vernichtete er durch die Auflösung des Consulats, 540. das selbst in dem wesenlosen Schatten seiner ehemaligen Bedeutung der unbeschränkten Alleinherrschaft noch eine Grenze zu setzen und die Römer an ihre alte Freiheit zu mahnen schien, die letzten Spuren republikanischer Einrichtungen und Erinnerungen, und führte, da seine Prachtliebe und Verschwendung, wie seine Kriege, seine Bauwerke und seine ganze Regierungsweise, verbunden mit den Veruntreuungen und der Corruption der Beamten, unermeßliche Geldsummen verschlangen, ohne Rücksicht auf des Volkes Wohl und Wehe die mannichfaltigste und drückendste Besteuerung und die ungerechtesten und härtesten Confiscationen und Geldstrafen ein. Ein Zoll- und Abgabensystem, das in fortwährender Steigerung zuletzt Alles, selbst Wasser und Luft der Besteuerung unterwarf, zehrte an dem innersten Mark der Länder. Manche Grundeigenthümer verzichteten auf den Besitz ihrer Güter, weil der Ertrag nicht hinreichte die Forderungen des Schatzes zu befriedigen. Wenn die vom Kaiser den einzelnen Provinzen auferlegte Steuersumme nicht aufgebracht werden konnte, mußten die reicheren Bürger in Stadt und Land das Fehlende aus ihrem Vermögen ergänzen, wodurch dann mit der Zeit aller Wohlstand dahinschwand und die gesammte Bevölkerung einer allgemeinen Verarmung anheimfiel. — Von dieser Idee geleitet, schloß er die Schule von Athen und zwang die letzten Bekenner

Justinian. 527—565. Charakter seiner Regierung.

und Anhänger des Heidenthums und der platonischen Philosophie zur Auswanderung (S. 394. 605), beschützte er die katholische Glaubenslehre von der Natur Christi gegen die abweichenden Ansichten der Arianer und Monophysiten (S. 618) und verhängte über alle Häretiker blutige Verfolgungen. Mit dem römischen Papste stellte er das gute Einvernehmen her und erwies, um die Herzen der katholischen Völker zu gewinnen, dem apostolischen Stuhle äußerlich stets große Ehrfurcht; aber nicht dem Papste, nicht dem Patriarchen von Constantinopel, nicht den Concilien sollte die oberste Autorität, die letzte Entscheidung über die Rechtgläubigkeit zustehen, sondern dem byzantinischen Selbstherrscher, nach seinem persönlichen Ermessen; jene sollten nur die Werkzeuge des kaiserlichen Willens sein. Vom Thronsaale des Palastes aus wurden die Gesetze der Religion bestimmt, wurde über die Gewissen verfügt, wurde die Staatskirche nach Glauben und Cultus festgesetzt, wobei die Laune und Willkür verworfener Menschen, Intriguen und Hofränke und die Interessen weltlicher Politik von größerem Gewicht waren, als religiöse Ueberzeugung. — Von dieser Idee geleitet, bändigte er den Uebermuth und das aufrührerische Treiben der Factionen in der
19. Jan. 532. Rennbahn, nachdem er den furchtbaren Aufstand an dem berühmten „Nika"-Tag durch seinen Feldherrn Belisar niedergeschlagen, und gab dem Reiche in dem „Justinianeischen Codex" und in den „Pandekten" oder „Digesten" ein einheitliches weltbeherrschendes Rechtsbuch als Ersatz und Gegengewicht gegen den Verfall der Sitten, gegen das erschlaffte Rechtsgefühl. — Von dieser Idee geleitet, suchte er den Kaiserstaat nach Außen mit dem alten Glanz und Ansehen zu umgeben und die verlornen Provinzen den arianischen Germanen wieder zu entreißen, unterwarf die Vandalen in Afrika und die Ostgothen in Italien und befestigte das Reich durch Burgen und Mauern an der Donau und an anderen bedrohten Orten gegen die Einfälle der Barbaren. Allein der römische Name war seiner Schrecken entkleidet, seitdem man sein Vertrauen mehr auf Festungswerke als auf die Kraft der Legionen stützte. „Die Barbaren zogen in ihren jährlichen Einbrüchen an diesen unnützen Bollwerken vorüber, kehrten an denselben verachtungsvoll zurück, und statt daß die Bewohner der Grenze unter dem Schatten der allgemeinen Vertheidigungslinie ruhen konnten, mußten sie mit unablässiger Wachsamkeit ihre besonderen Wohnplätze wahren." Zugleich hob Justinian Handel und Industrie durch Anlegung von Straßen und Brücken, durch Beförderung des Verkehrs und der Betriebsamkeit, durch Verpflanzung der Seidencultur aus ihrer chinesischen Heimath nach Europa*). Aber trotz aller dieser Thaten und Unternehmungen war die Regierung Justinian's eine der unheilvollsten Epochen in der Geschichte der Menschheit, das Grab aller Freiheit, Tugend

*) Bis auf Justinian war die Seide durch persische Kaufleute nach den Ländern des römischen Reiches zu Wasser und zu Land eingeführt worden. Durch die List zweier persischen Mönche, welche die Eier des Seidenwurms in einem hohlen Rohre bargen und nach Constantinopel brachten (552), kam diese wichtige Industrie nach Vorderasien und Europa.

und Menschenwürde, der Verfall alles Wohlstandes und alles Lebensglücks. Nicht genug, daß durch die ununterbrochenen Kriege und die häufigen Einfälle der Barbaren alle Gegenden des Reiches verheert wurden und viele Strecken Landes öde lagen, daß durch das Bedrückungssystem und die Habgier blutsaugender Beamten die Nothstände auf eine furchtbare Höhe getrieben wurden, die Natur selbst schien den Untergang der alten Welt durch Pest und Erdbeben beschleunigen zu wollen. Antiochia, die alte Stadt der Lüste, und Berytus, der Sitz der Rechtsgelehrsamkeit, wurden besonders hart von dieser Geißel des Menschengeschlechts betroffen. Die Kirchen und Prachtbauten, die Justinian an allen Orten errichten ließ und unter denen die neue von dem Architekten Anthemius aufgeführte Kathedrale der christlichen Weisheit in Constantinopel (Sophienkirche), ein Kuppeldom mit zehn verschiedenen Stein- und Marmorarten, den ersten Rang einnahm, so wie das großartige Gesetzbuch, durch das er seinen Namen auf alle Zeiten verewigt hat, waren blendende Denkmale einer Herrschaft, welche alle äußeren und inneren Lebensregungen unter dem Despotismus eines einzigen Willens begrub, welche trotz der Systeme der „Zucht" und des „Rechts" durch das verderbliche Beispiel von Oben die Sittenlosigkeit und Willkür in alle Schichten der Gesellschaft einführte, und welche die Menschheit in die Bande einer unwürdigen Zwingherrschaft schlug, wie die Welt noch nie eine gesehen. In dem Kaiser culminirte die Beamtenhierarchie, der Klerus und die Militärmacht; das Volk hatte im Staat keine andere Stellung als die der Steuerzahler. Kein Kettenglied gemeinsamen Interesses oder nationaler Sympathie vereinigte die verschiedenen Klassen zu einem Körper und verband sie mit dem Oberhaupte. Das einzige Band der Einigung war das des allgemeinen Drucks. Freie und Unfreie theilten das gleiche Loos der Knechtschaft und Armuth. Selbst das Gesetzbuch, obwohl berechnet den Schwachen und Unfähigen gegen Unrecht zu schützen, war durch die Menge der gesetzlichen Bestimmungen, durch die Schwierigkeit des Verständnisses und durch den verwickelten und kostspieligen Rechtsgang eine Plage für die Menschheit.

Prokopius aus der Stadt Cäsarea in Palästina, ein in den berühmten Schulen seiner Heimath, in Berytus und Antiochien herangebildeter, in den klassischen Werken des Alterthums wie in der Rechtswissenschaft erfahrener Grieche, der dem Feldherrn Belisarius als rechtskundiger Rath und Geheimschreiber auf seinen Feldzügen folgte, hat in den acht Büchern des persischen, des vandalischen und des gothischen Krieges eine Geschichte seiner Zeit geliefert, die als würdige Nachbildung der altgriechischen Schriftsteller, besonders des Herodot, gelten kann. Wie dieser, der ihm in Darstellung und Denkweise, in den Einschaltungen und abschweifenden Bemerkungen, selbst in dem Glauben an die Macht eines dunkeln Verhängnisses als Muster und Vorbild diente, hat auch Prokopius seine Geschichte aus persönlichen Erfahrungen und eigenen Anschauungen, aus dem freien Verkehr mit den handelnden Personen und aus den zuverlässigsten Berichten geschöpft. Zunächst auf die Unterhaltung der Zeitgenossen bedacht, aber auch von dem edlen Ehrgeiz beseelt, von der Nachwelt gelesen und geachtet zu werden, hat er sich stets einer würdigen Haltung, einer Prokopius.

Offenheit und Freimüthigkeit beflissen und sich von jeder niedrigen Schmeichelei und knechtischen Denkart fern gehalten. Im Stil strebt er nach Kraft und Eleganz, und in den Betrachtungen und Reden, die er häufig einflicht, legt er einen reichen Schatz politischer Kenntnisse und Erfahrungen nieder. Vom Jahre 527, wo er Belisar nach Persien begleitete, bis zum Jahre 549, als er diesem Feldherrn nach Byzanz folgte, vollendete er die ersten sieben Bücher seiner Zeitgeschichte, die er wahrscheinlich im Jahre 550 herausgab. Einige Jahre nachher fügte er noch ein achtes Buch, das jetzige vierte der gothischen Geschichte hinzu, in welchem die denkwürdigsten Ereignisse der Jahre 550—552, besonders die Beendigung des Gothenkrieges, ihre Darstellung fanden. Daran schließen sich dann die Fortsetzungen des Agathias in fünf Büchern bis zum Jahre 559. Obschon Prokopius das Werk ehrfurchtsvoll zu den Stufen des Thrones niederlegte, so scheint doch der Stolz des Herrschers sich verletzt gefühlt zu haben über das dem Feldherrn gespendete Lob, und vielleicht hatte Prokopius die Absicht, in den sechs Büchern über die Bauunternehmungen Justinian's diesen Eindruck zu verwischen und durch die Schilderung der glänzendsten Seite von Justinian's Regierung, wo dessen großartiger Sinn wie seine Frömmigkeit besonders hervorleuchtete, des Kaisers Gnade und Gunst zu erringen. In diesem Werke beschrieb Prokopius die Kirchen, Klöster, Prachtgebäude, Bäder, Kranken- und Armenhäuser, Wasserbehälter, Denkmäler und Anlagen, mit denen Justinian Constantinopel und andere Städte des Reiches ausschmückte und bereicherte, ferner die Gründung und Erweiterung von Städten und Festungen, wie Antiochia und Karthago, die Wasserleitungen und Brücken in allen Provinzen seines Reiches, endlich die Mauern, Befestigungswerke und andere Anstalten zur Sicherstellung und leichteren Vertheidigung des Reiches gegen äußere Feinde. Wichtig durch die Reichhaltigkeit des Inhaltes ist dieses Buch eine so überschwengliche Lobrede auf Justinian, daß man den sonst so freisinnigen und aufgeklärten Geschichtschreiber kaum darin zu erkennen vermag. Auch in religiöser Beziehung bildet das Werk über die Bauunternehmungen einen Abstand gegen die früheren. Während in den Kriegsgeschichten der Verfasser von jeder Hervorkehrung christlicher Gläubigkeit so entfernt ist, daß man ihn bald für einen Heiden, bald für einen hellenistisch gebildeten Juden zu halten geneigt war, ist in dem Lobe, das der Frömmigkeit des Kaisers in dem anderen gespendet wird, nicht zu verkennen, daß der Schreiber dem Christenthum angehört. — Wahrscheinlich ging jedoch die Hoffnung des Geschichtschreibers auf Lohn und Ehrenstellen nicht in Erfüllung; denn der Prokopius, welcher im Jahre 562 als Senator und Stadtpräfect von Constantinopel erwähnt wird, scheint von dem Geschichtschreiber, der gewöhnlich den Beinamen „Rhetor" oder „Sophistes" führt, verschieden gewesen zu sein. Vielleicht war es das Gefühl der Rache für die getäuschten Erwartungen, das Prokopius bewog die Lobschrift durch eine Schmähschrift zu verdunkeln, in welcher der Kaiser und seine Gemahlin Theodora als der Auswurf der Menschheit dargestellt sind. Das berüchtigte Buch „Anekdota" sollte von den in seiner Geschichte beschriebenen Ereignissen die verborgenen Ursachen enthüllen, welche bei der Abfassung, aus Furcht vor harter Strafe, hätten verschwiegen werden müssen. Das Werk, wenn es anders echt ist, wurde wahrscheinlich erst nach dem Tode Justinian's in unvollendetem Zustande der Oeffentlichkeit übergeben. Die darin aufgeführten Thatsachen scheinen auf Wahrheit zu beruhen, aber durch das Gift der Bosheit in der Darstellung wird Alles in das schwärzeste Licht gestellt. „Zweideutige Handlungen werden den schlechtesten Beweggründen zugeschrieben, Irrthum mit Schuld, Zufall mit Absicht, Gesetze mit Mißbräuchen verwechselt; die parteiische Ungerechtigkeit eines Augenblicks wird mit Gewandtheit als die allgemeine Maxime einer zweiunddreißigjährigen Regierung gegeben, der Kaiser allein für die Fehler seiner Beamten, die

Unordnungen der Zeiten, die Verderbtheit seiner Unterthanen verantwortlich gemacht, ja sogar natürliche Drangsale, Pest, Erdbeben und Ueberschwemmungen werden dem Fürsten der Hölle zugeschrieben, welcher unheilstiftend die Gestalt Justinian's angenommen habe."

B. Das Innere.

a. Die Kaiserin Theodora und die Parteien der Rennbahn.

Kurz vor seiner Thronbesteigung hatte sich Justinian mit Theodora, der Tochter des „Bärenmeisters" Acacius von Cypern vermählt. Frühe eine vaterlose Waise und von ihrer sittenlosen Mutter vernachlässigt, hatte sich Theodora nebst ihrer älteren Schwester dem verführerischen Leben einer Schauspielerin gewidmet, und war dann den Schmeicheleien und Verführungen, die der reizenden jungen Pantomimenspielerin von zierlicher Gestalt und feurigen Augen von allen Seiten entgegengebracht wurden, erlegen. Angetrieben von ihrer sinnlichen Natur und von der Lust an Ausschweifungen, war sie so tief gesunken wie ein Weib nur sinken kann; sie hatte aus der Unzucht ein Gewerbe gemacht und ihre käuflichen Reize jedem Liebhaber preisgegeben. Nachdem sie in verschiedenen Städten des Morgenlandes, besonders in Alexandrien einige Zeit den Buhlkünsten gelebt, durch welche ihre cyprische Heimath von jeher berüchtigt war, kehrte sie nach Constantinopel zurück, erfüllt von dem Traumbild künftiger Größe, das sie selbst in der verworfensten Lage nicht verlassen hatte. In der Hauptstadt spielte sie nun eine anständigere Rolle. Sie half ihrer Armuth durch die löbliche Arbeit des Wollespinnens ab und erkünstelte in einem kleinen Hause, das sie in der Folge in einen prachtvollen Tempel verwandelte, ein Leben der Keuschheit und Sittsamkeit. Ihre Schönheit, erhöht durch die Kunst der Koketterie und der geistreichen Unterhaltung, war noch wirksam genug, den jungen Justinian, des Kaisers Neffen, anzuziehen, und sie besaß hinreichende Erfahrung und Weltklugheit, seine Begierden und Neigungen zu reizen und seine Liebe zu fesseln. Der kaiserliche Thronerbe legte die Schätze des Morgenlandes zu den Füßen der ehemaligen Buhldirne nieder; und weder die Gesetze des alten Roms, noch der Widerspruch der Gattin Justins und seiner eigenen Mutter waren vermögend ihn von dem Vorsatze abzubringen, mit ihr die Weltherrschaft zu theilen. Das strenge Gesetz des Alterthums, das Frauen, die ihre Person auf dem Theater oder durch ein schandbares Gewerbe entehrt hatten, von einer rechtsgültigen Ehe ausschloß, wurde durch ein milderes ersetzt, in dem einer „glorreichen Reue" Rechnung getragen war. Nun wurde Theodora Justinian's Gattin, und als er den Thron bestieg, setzte der Patriarch von Constantinopel das Diadem auf die Häupter des Kaisers und der Kaiserin des Morgenlandes, und so weit ging die Zuneigung Justinian's und der Ehrgeiz Theodoren's, daß er in feierlichen Erlassen sie als seine „hochehrwürdige durch Gott verliehene Gemahlin" erklärte und sie zur Mitregentin zu gleichen Rechten mit sich selbst

Theodora. 1. Ihre Lebensgeschichte.

erhob, also daß die Statthalter der Provinzen den Eid der Treue auf den vereinigten Namen Justinian's und Theodoren's ablegen mußten. Die Buhlerin, die vor den Augen zahlloser Zuschauer das Theater von Constantinopel befleckt hatte, bemerkt Gibbon, wurde nun in derselben Stadt von würdevollen Richtern, rechtgläubigen Bischöfen, siegreichen Feldherren und gefangenen Königen angebetet.

2. Ihr Charakter. Selten erhebt sich der gesunkene Mensch aus dem Schlamme der Sinnlichkeit und des Lasters zu wahrer Tugend und Seelengröße. Wie sehr auch in der reichen Lebensschule Verstand, Welterfahrung und Willensstärke ausgebildet werden mögen, der Stachel, der in der Seele des Gefallenen zurückbleibt, läßt die aufrichtige Menschenliebe, die Quelle jeder wahren Tugend und edlen Gesinnung, nicht Wurzel greifen. So hat auch Theodora auf der Höhe des Lebens nie die Leidenschaften und unlauteren Regungen ihrer Seele zu beherrschen oder zu unterdrücken vermocht. Zwar war sie eifrig beflissen ihr vergangenes Schandleben durch äußere Frömmigkeit und kirchliche Rechtgläubigkeit, durch Sittsamkeit und Wohlanständigkeit in Vergessenheit zu bringen; aber dieses Tugendgewand war nur die Hülle der bösen Neigungen ihres Herzens, war nur die einstudirte Rolle einer welt- und menschenkundigen Schauspielerin. Stolz, Habsucht und Grausamkeit waren die schlimmen Geister, die in ihrer Brust arbeiteten. Für die Niedrigkeit und Verachtung, unter der sie früher zu leiden gehabt, entschädigte sie sich durch grenzenlosen Hochmuth. Verächtlich entzog sie sich den Huldigungen der Menge, indem sie den größten Theil des Jahres in ihren an dem Gestade der Propontis lieblich gelegenen Palästen und Gärten zubrachte, umgeben von ihren Hofdamen und Eunuchen, deren Hingebung und Schmeicheleien sie mit freigebiger Hand oft auf Kosten der Gerechtigkeit belohnte, und auf Erhaltung und Pflege ihrer körperlichen Schönheit bedacht. Nur die Senatoren und die angesehensten Personen des Staates durften sich ihr nahen, und wenn sie nach langem Harren in einem schwülen Vorzimmer in das Prunkgemach eingelassen wurden, mußten sie sich vor dem Throne niederwerfen und mit ihren Lippen die Fußspitzen der hoffärtigen Augusta berühren. „Kein ekelhafterer Anblick war denkbar, als die Mitglieder der höchsten Reichsbehörde zu dem Zwecke der Fußverehrung an dem Fußschemel der Kaiserin wie eine Sclavenschaar vorbeikriechen zu sehen." Der Vorwurf der Habsucht mag einigermaßen ausgeglichen werden durch die Freigebigkeit, mit der sie Kirchen und Klöster und alle Anstalten der Wohlthätigkeit unterstützte, durch die Gründung eines großartigen Rettungshauses für gefallene Frauen und Mädchen und durch Handlungen der Milde und Werkthätigkeit; um so schwerer lastet die Anklage der Grausamkeit auf ihrem Namen. Sie unterhielt eine Schaar geheimer Spione und Angeber, die alle Thaten, Worte und Blicke belauschten und ihrer Gebieterin ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen, oft getränkt mit dem Gifte der eigenen Bosheit zutrugen. Und wehe dem Unglück-

lichen, den der Zorn oder die Ungnade der Kaiserin traf. Konnte sie nicht offen durch falsche Anklage oder bestochene Richter seinen Untergang bewirken, so geschah es im Geheimen durch eine unsichtbare Schloßvehme. An körperlichen Züchtigungen und Todesurtheilen fand sie Wohlgefallen, besonders wenn der Verfolgte sich vornehmer Herkunft rühmen konnte. Man erzählte sich, daß die Opfer ihrer Rache oft in ihrer Gegenwart mit Folter und Geißelhieben bestraft wurden. Nicht selten ließ sie aber auch den Gegenstand ihres frischen Hasses oder ihrer ehemaligen Gunst in den unterirdischen grabesfinstern Kerkern des Palastes plötzlich verschwinden und langsam verschmachten. „Hier wälzten sich manche spurlos verschollene Opfer ihrer Tyrannei in martervollem Gram, ohne Hoffnung je wieder das Tageslicht zu erblicken, während wenige Spannen über ihren Häuptern die gekrönte Verbrecherin in Gold- und Purpurgemächern menschlicher Lüste und göttlicher Ehren genoß." Diejenigen, die wieder in die Welt zurückkehren durften, wandelten, ihres Vermögens und ihrer Augen oder anderer Glieder beraubt, als lebendige Denkmäler ihrer Rache unter den Menschen einher. Aber neben diesen Lastern besaß Theodora Eigenschaften, die ihr die Herrschaft über den Kaiser und den Hof ungeschwächt bewahrten; sie verband mit überlegener Einsicht Muth und Entschlossenheit, und die eheliche Treue scheint sie nie verletzt zu haben. Dadurch erhielt sie sich die Zuneigung und das Vertrauen Justinian's bis an ihren Tod (548). Die wichtigsten Entscheidungen in Staats-, Rechts- und Kirchenangelegenheiten gingen von ihr aus, und als sie einst zur Stärkung ihrer geschwächten Gesundheit die warmen Bäder Bithyniens besuchte, folgten ihr der prätorianische Präfect, der Großschatzmeister, mehrere Patricier und ein glänzender Zug von 4000 Dienern; die Straßen wurden bei ihrer Annäherung ausgebessert, ein Palast zu ihrer Aufnahme eingerichtet, und ihr Tod wurde von dem Kaiser als der schwerste Verlust beweint.

Die Parteien der Rennbahn.

Von den Volksbelustigungen des alten Rom waren nur die Circus-Spiele in die christliche Zeit und in die neue Hauptstadt übergegangen. Aber bei dem Mangel eines würdigen Volkslebens mit höheren Gütern und Zielen fanden die der Menschennatur angebornen Parteibestrebungen, Leidenschaften und Meinungsrichtungen in diesen Spielen ihren Heerd und Mittelpunkt. Die ganze heißblütige Bevölkerung der Hauptstadt theilte sich in Genossenschaften oder Corporationen, die nach den Farben der Wagenlenker die Namen der „Grünen" und „Blauen" führten. Auf diese Zwei hatte sich die ursprüngliche Vierzahl reducirt, seitdem die Rothen sich mit den Grünen, die Weißen sich mit den Blauen verbanden. Wenn die Viergespanne zu Hunderten von Doppelwagen durch die Arena rannten, war die ganze hauptstädtische Bevölkerung, vom Kaiser und den höchsten Hof- und Reichsbeamten bis in die niedersten Schichten der Gesellschaft, in der höchsten Aufregung. Ermunternde Zurufe von den Sitzen feuerten die Führer ihrer Farbe zum Siege an. Von der Hauptstadt verpflanzte

sich das Parteiwesen in die Provinzen. Das ganze Reich war in die zwei farbigen Heerlager getheilt; alle Spaltungen, die sonst die Menschen aus einander reißen, religiöser oder politischer Art, gingen in dieses jämmerliche Factionswesen über, das, zur leidenschaftlichsten Höhe des Hasses, der Wuth und des Fanatismus gesteigert, den Staat und die Gesellschaft in ihren Grundfesten unterwühlte und alle edleren Bande zerriß. Wie zur Zeit des Thukydides die politische Parteiwuth die griechische Welt unter die Fahnen der Aristokratie und Demokratie führte, wie zur Zeit Dante's die italienischen Völker sich in Guelfen und Ghibellinen schieden, so war das byzantinische Reich im 6. Jahrhundert in die Parteien der Rennbahn gespalten, die einander mit dem tödtlichsten Haß anfeindeten und verfolgten und nicht selten zu blutigen Kämpfen, zu Nachstellungen und Mord schritten. Unter der Regierung des Anastasius, als Volkshaß im Verein mit Religionswuth die Leidenschaften fieberhaft aufgeregt, hatten bei einem feierlichen Feste die Grünen dreitausend ihrer blauen Gegner mit verborgenen Dolchen niedergestoßen. Familien wurden getrennt, Freunde und Brüder entzweit, und selbst die Frauen, die im Circus nur selten erscheinen durften, in die Factionswuth hineingerissen. Jedes menschliche und göttliche Gesetz wurde mit Füßen getreten, und so lange die Partei siegreich blieb, kehrten sich ihre verblendeten Anhänger weder an das Unglück der Einzelnen, noch an die Drangsale des Staates. Da der Hof und die Beamten sich in das Parteitreiben hineinreißen ließen, so nahm dasselbe nothwendig auch einige politische und kirchliche Momente in sich auf. Alle, welche die Farbe des Kaisers und seiner Hofleute trugen, galten als Anhänger der Regierung und der Hoforthodoxie, wogegen die andere Partei als Opposition bezeichnet wurde. Jene hatten im Circus die Ehrensitze auf der rechten Seite des kaiserlichen Tribunals, zunächst den Plätzen der Senatoren, während ihre Gegner auf den linken Flügel gewiesen waren. Zur Zeit des Anastasius besaßen die „Grünen" die Gunst des Hofes, aber die neue Dynastie wandte sich mit Eifer den „Blauen" zu. Besonders begünstigte Theodora die letztere Partei, weil die Grünen sie einst schnöde abgewiesen hatten, als sie mit ihren beiden Schwestern, bekränzten Hauptes und Blumengewinde in den Händen, um die Stelle eines Thierhüters, die ihr Vater bekleidet hatte, für den zweiten Mann ihrer Mutter flehte, die Blauen dagegen sich der Bittenden erbarmten. Diese Kränkung vergaß Theodora niemals, und ihrem Einfluß war es zuzuschreiben, daß der Kaiser seine Gunst ausschließlich den Blauen zuwandte, daß alle einflußreichen Hof- und Staatsämter mit ihren Parteigenossen besetzt wurden, daß die von ihnen verübten Ungesetzlichkeiten und Frevelthaten durch die kaiserliche Gnade unbestraft, ja unbeachtet blieben, während die Grünen in allen Streithändeln von der ganzen Strenge der Gesetze betroffen wurden. Daß die zurückgesetzte und von dem wachsenden Uebermuthe der Gegner schwer gekränkte Partei sich nach einer Neuerung sehnte und die Tage des Anastasius zurückwünschte, war natürlich.

Nun lebten am Hofe Justinian's die drei Neffen des Anastasius: Hypatius, Pompejus und Probus. Sie konnten es nicht verschmerzen, daß sie, die ihren Stammbaum auf den großen Pompejus zurückführten und sich die ganze Bildung der Zeit angeeignet hatten, von der thrakischen Bauernfamilie vom Throne verdrängt worden waren; aber klug und vorsichtig verbargen sie ihren Groll und ließen sich von der kaiserlichen Gnade Würden und Ehrenstellen verleihen, ohne jedoch ihre Hoffnungen und Ansprüche ganz aufzugeben; eine Veränderung der Herrschaft konnte sich zu ihren Gunsten wenden und die unterdrückte Partei der Grünen erblickte in ihnen heimliche Gönner, wenn sie auch äußerlich sich zu den Hofkreisen hielten. Hypatius, der angesehenste unter ihnen, war durch das Mißtrauen Justinian's von der Armee, wo er sich durch Kriegskunst und Tapferkeit ausgezeichnet hatte, abberufen worden. Seitdem lebte er in der Hauptstadt und verkehrte in äußerlicher Unbefangenheit mit den Hofkreisen, aber von Groll und Ehrgeiz verzehrt galt er als das Haupt der Malcontenten. Der Einfluß seiner durch Anmuth und Liebenswürdigkeit, wie durch Tugend und Sittsamkeit ausgezeichneten Gattin Maria war nicht mächtig genug, die Aufreizung der gefährlichen Freunde wie die Triebe der eigenen Ehrsucht niederzuhalten. Den größten Anstoß scheint er von seinem ungestümen Vetter Pompejus empfangen zu haben.

b. Der Nika-Aufstand im Jahre 532.

Zu Anfang des Jahres 532, als der Uebermuth der Blauen aufs Höchste gestiegen war, als Stadt und Häuser täglich mit Mord und Frevelthaten sich füllten und die Gerichte bei allen Untersuchungen einer großen Parteilichkeit zu Gunsten der Blauen sich schuldig machten, kam die lange unterdrückte Gährung der Grünen zum Ausbruch. Ihre Vorsteher und „Rufer" bestürmten den im Circus anwesenden Kaiser mit Klagen über das Unrecht, das sie von den parteiischen Richtern und Beamten zu erleiden hätten. Justinian wies ihre Beschuldigungen zurück, gab aber doch, um den Sturm zu beschwören und den Schein der Gerechtigkeit zu retten, am folgenden Tag Befehl, sieben Angeklagte, darunter auch einige von der Partei der „Blauen", deren Schuld durch die Untersuchung zu Tage gekommen war, hinrichten zu lassen. Vier der Verurtheilten wurden vor den Augen des Volkes enthauptet; die drei anderen sollten am Galgen sterben; aber nur bei Einem gelang die Execution, die zwei anderen, ein Grüner und ein Blauer, bei denen die Stricke zerrissen, wurden von der Menge in eine nahe Kirche gerettet. Die gemeinsame Gefahr führte eine Verständigung zwischen den beiden Farben herbei, und da der Stadtpräfect Eudämon dem Ruf um Begnadigung der Schutzflehenden kein Gehör gab, vielmehr die Kirche mit Bewaffneten umstellte, so vereinigten sich die Blauen, unzufrieden über das Verfahren des Kaisers, mit ihren ehemaligen Gegnern zu gemeinschaftlichem Widerstand und zum Sturze der verhaßten Regierung. Als bei

Die Geburt des Aufruhrs.

11. Jan.

12. Jan.

13. Jan. den öffentlichen Rennspielen am 13. der laute Ruf um Gnade wieder kein Gehör fand, stürmten die Anwesenden mit tobendem Geschrei zum Circus hinaus und gaben durch den Ruf: „Nika!" d. i. „Siege!" die Losung zum Aufruhr.

Der Stadtbrand. Noch in derselben Nacht wurde das Präfecturgebäude niedergebrannt, die Gefangenen befreit, die militärischen Wachen getödtet. Entsetzt über das Flammenmeer, das vom Winde angefacht mehrere der prächtigsten Häuser in Asche legte und weithin den Himmel röthete, flohen die ruheliebenden oder neutralen Bewohner massenweise theils nach Pera, theils nach dem asiatischen Festlande.
14. Jan. Am folgenden Tage erneuerte sich der Straßenkampf und die Brandstiftung; die Umgebungen des Schlosses hallten von wildem Geschrei, von Schmähungen und Drohungen. Vergebens suchte der Kaiser durch Entlassung der am meisten verhaßten Beamten, des prätorischen Präfecten Johannes von Kappadokien, gleich verächtlich wegen seiner Habsucht wie wegen seiner Ausschweifungen und rohen Lüste, des Reichskanzlers Tribonian, dessen juristische Gelehrsamkeit ihn nicht gegen Geldgier und Ungerechtigkeit schützte, und des Stadtpräfecten Eudämon den schwellenden Aufruhr zu stillen; die Zugeständnisse befriedigten nicht mehr. Die gegnerische Hofpartei und die Monophysiten drängten die aufgeregte Menge immer weiter auf der Bahn der Revolution: der Sturz Justinian's und die Einsetzung eines neuen Kaisers wurde nunmehr das Ziel und die Losung der Stürmenden. Selbst das Einschreiten des Oberfeldherrn Belisar, der gerade in der Stadt zugegen war und mit der bewaffneten Macht die empörte Menge zurückdrängte, war ohne nachhaltigen Erfolg. Die Gluthhitze von den brennenden Prachtgebäuden in der Umgebung des Palastes nöthigte sie zum Rückzug in die inneren Schloßräume. Schon lagen die herrlichsten Gebäude am augusteischen Marktplatze, der Senatspalast, die Sophienkirche mit ihrem Säulenwalde, die Prachtbäder des Zeuxippus mit ihren zahllosen Kunstwerken und dem damit verbundenen Lampenhaus, der Vorhof des Palastes (Chalke) nebst den anstoßenden Säulenhallen in Trümmern und Asche, bereits waren die herrlichsten Zierden der Stadt und die wohlthätigsten Anstalten eingesunken, und in den brennenden Hospitälern hatten die Kranken einen jammervollen Tod erlitten; nur einem günstigen Winde war es zu verdanken, daß nicht auch der Kaiserpalast von den Flammen ergriffen ward. Und dennoch hatte der Aufstand noch nicht seinen Höhepunkt erreicht. Es sollten noch gräßlichere Thaten geschehen. Da die Leibgarde unzuverlässig war und das anwesende Militär den wachsenden Aufruhr nicht zu bewältigen vermochte, so rief Belisar aus den benachbarten Standorten die Besatzungstruppen herbei, die größtentheils aus barbarischen Söldnern, Gothen und Herulern bestehend, am
17. Jan. 17. einen unerwarteten Ausfall auf die ungeordnete und zum Theil wehrlose Volksmasse unternahmen und ein furchtbares Blutbad anrichteten. Umsonst suchte die Geistlichkeit in feierlicher Prozession die Kämpfenden zu trennen; die germanischen Kriegsleute, unter denen manche Arianer sein mochten, warfen die

Priester sammt ihren Reliquien schonungslos zu Boden. Diese Schändung des Heiligen steigerte die Wuth des Volkes auf eine furchtbare Höhe. Alles nahm Theil an einem Kampfe, der jetzt einen religiösen Charakter erhielt. Die Weiber schleuderten von den Dächern und oberen Stockwerken Steine, Dachziegel und andere Gegenstände auf die Häupter der Soldaten, die ihrerseits zur Vergeltung Feuerbrände in die Häuser warfen. Das Oktagon, ein wichtiges Stadtquartier, wo der Widerstand am heftigsten war, ging in Flammen auf; ein scharfer Nordostwind trieb die Lohe wirbelnd in die Höhe, so daß sie die anstoßenden Gebäude erfaßte. „Eine einzige ungeheuere Brandstätte erfüllte jetzt in Folge der vier Feuersbrünste den Raum von dem constantinischen Forum bis zu den Eingängen des Palastes und dem Circus. Wie Oasen ragten diese drei Punkte aus der Trümmerwelt hervor, in der die Hälfte der Stadt mit ihrem Hauptschmuck begraben lag."

Nach solchen Thaten war eine Versöhnung nicht mehr möglich. Dennoch machte Justianian noch einen Versuch. Am 18. Jan., einem Sonntage, berief er das Volk in die Rennbahn, bekannte offen seine Schuld, und schwur auf die Evangelien, Alles zu vergeben und zu vergessen, wenn sie Ruhe halten wollten. Man traute ihm nicht. „Du schwörst falsch!" brauste es ihm von allen Seiten unter Schmähungen entgegen. Betäubt eilte der Kaiser in den Palast. Hier entließ er den Hypatius und Pompejus, die bisher gleichsam als Geiseln im Schlosse geweilt hatten, aus Argwohn, sie möchten die unzuverlässigen Haustruppen zum Abfall bringen und den Aufruhr in den Kaiserpalast hereinziehen. Dadurch erhielten die Aufständischen angesehene Führer. Hypatius wurde von dem jubelnden Volke als Kaiser begrüßt: vergebens beschwor ihn seine treue Gattin, sich der lockenden Versuchung nicht hinzugeben, der Ehrgeiz und das Zureden seiner Anhänger trugen den Sieg davon. Er wurde auf einem Schilde nach dem constantinischen Forum getragen und dort mit den Herrscherinsignien angethan.

Der Aufstand auf seiner Höhe.

19. Jan.

Auf diese Kunde berief Justinian seine Getreuen in den Thronsaal zu einer Berathung, welcher auch die Kaiserin und Belisar anwohnten. Hier wurde im Angesicht des offenen Meeres und des Schloßhafens, wo auf den kaiserlichen Schiffen alle Vorbereitungen zur Flucht getroffen waren, die Frage aufgestellt, ob man ausharren oder über das Meer nach Heraklea flüchten solle. Die Mehrzahl war für Flucht, selbst Belisar scheint bei der Unzuverlässigkeit der Truppen dieser Ansicht gewesen zu sein. In diesem entscheidenden Momente zeigte allein Theodora Muth und Entschlossenheit. „Selbst wenn die Flucht das einzige Rettungsmittel wäre," sprach sie, „würde ich sie doch verschmähen. Tod ist das Loos aller Gebornen, wer aber einmal geherrscht hat, darf nie den Verlust der Würde und Herrschaft überleben. Ich meinestheils möchte nie einherwandeln ohne Purpur und Diadem, möchte nie den Tag erleben, wo ich nicht mehr als Herrscherin begrüßt würde. Bestehst du, o Kaiser! auf der

Die Berathung im Kaiserpalast.

Flucht, wohlan, du hast Schätze die Fülle; dort ist das Meer, da liegen die Schiffe. Nur siehe zu, daß du nicht aus Begierde zum Leben elender Verbannung oder schimpflichem Tode entgegen gehest. Ich aber beharre bei dem Grundsatze des Alterthums: das ruhmvollste Grabmal ist ein Herrscherthron."

Der Ausgang. Diese mannhaften Worte machten einen gewaltigen Eindruck auf die Versammlung und gaben den Gemüthern Muth und Entschlossenheit zurück. Belisar erhielt Befehl mit den fremdländischen Kriegern abermals vorzugehen und die Rennbahn, wo Hypatius mit den Führern seiner Partei sich festgesetzt hatte, zu erstürmen, während Narses und andere Parteigänger durch Geldspenden und verführerische Reden die Blauen von dem Bunde mit den Grünen abzubringen suchten. Das doppelte Spiel gelang. Während sich das unnatürliche Bündniß der Parteien zu lösen begann und die wachsende Siegeshoffnung der Grünen die Blauen mit Bestürzung erfüllte, rückten Belisar und Mundus auf verschiedenen Wegen über Schutthaufen und zwischen halbeingeäscherten und zusammenstürzenden Häusern auf den Hippodrom los und ließen ihre germanischen Soldtruppen zu gleicher Zeit von zwei entgegengesetzten Seiten auf die verwirrte und zum Theil unbewehrte Volksmasse einhauen. Nun begann ein entsetzliches Morden, in Folge dessen 30,000 Leichen die weiten Räume des Circus füllten. Nachdem der Aufruhr niedergeschlagen war, ergingen schwere Strafgerichte. Hypatius und Pompejus, die durch eine falsche Botschaft von der Flucht des Kaisers getäuscht, aus ihrer anfänglichen Zurückhaltung hervorgetreten waren, wurden von der kaiserlichen Tribüne gerissen und zu den Füßen Justinian's geführt. Ihre Betheuerung, daß sie die Treue gegen den Herrscher nicht gebrochen und absichtlich die Insurgenten auf einen Haufen zusammengeführt hätten, fand keinen Glauben. Sie wurden gefesselt im Erdgeschoß des Palastes in ein einsames Verließ eingeschlossen, um am folgenden Tag zur
20. Jan. Hinrichtung abgeführt zu werden. Ihre Leichen wurden den Wellen des Bosporus übergeben, ihre Güter eingezogen. Viele Senatoren und erlauchte Glieder patricischer Geschlechter theilten ihr Loos. Während die Berichte meldeten „es herrsche tiefe Ruhe", nahmen die Verhaftungen, Verbannungen und Hinrichtungen kein Ende. Wohl lag der Aufruhr im Circus, seiner Wiege, eingesargt; aber die Blutgerichte mit ihren Confiscationen, die in furchtbarer Eile von Minute zu Minute ihre Opfer forderten, füllten Alles mit Furcht und Todesangst. Die Stadt, zur Hälfte ein Schutthaufen, zur anderen von unheimlicher Grabesstille erfüllt, bot den trostlosesten Anblick dar. Selbst der Hippodrom blieb mehrere Jahre zu einem düstern Schweigen verurtheilt. Anastasia, die treue Gattin des Pompejus, suchte in einem Kloster des heiligen Oelberges eine sichere Zufluchtsstätte, nicht gegen die Verfolgung, wohl aber gegen die zudringlichen Zärtlichkeiten Justinian's. Die alten Großbeamten, Johannes von Kappadokien und Tribonian, nahmen ihre früheren Stellen wieder ein, und während der erstere sein Erpressungssystem auf die Spitze trieb,

also daß sogar die Gehalte der öffentlichen Lehrer in allen Städten eingezogen wurden, um die zum Wiederaufbau der Residenz und zur Herstellung der neuen Sophienkirche und anderer Werke der Kunst und Pracht erforderlichen Geldsummen aufzubringen, leitete der andere die Gesetzgebungscommission, aus deren Thätigkeit in den nächsten zwei Jahren die „Institutionen", die „Pandekten", die vermehrte Auflage des „Codex" und die „Novellen" hervorgingen, und verherrlichte durch Schmeichelei und Unterwürfigkeit einen Fürsten, der aus Rücksicht für seine juridische Gelehrsamkeit und Erfahrung und für seine schriftstellerischen Verdienste das Laster niedriger Habsucht, mit dem er sich befleckte, übersah und ihm bis zu seinem Tode die Gunst und das Vertrauen bewahrte.

Johannes und Tribonian waren Männer von großen Talenten, aber befleckt von dem Laster der Zeit, der Gewinnsucht und Corruption. Johannes von Kappadokien „war eine derbe und plumpe Natur von rohen, ungeschlachten Sitten". Er war ohne Erziehung und Bildung in den freien Künsten und Wissenschaften. Sein Stil war kaum lesbar, dagegen besaß er eine außerordentliche Geistesschärfe und das umfassende und angeborene Talent, die klügsten Rathschläge zu geben und in den schwierigsten Lagen Auswege zu finden. Aber der Verderbtheit seines Herzens kam die Kraft seines Verstandes gleich. Obschon er im Verdacht der Zauberei und heidnischen Aberglaubens stand, war er doch eben so unempfindlich gegen die Furcht vor Gott, wie gegen die Vorwürfe der Menschen. Um seine unersättliche Geldgier und Genußsucht zu befriedigen, weihte er Tausende dem Tod und der Verarmung, gab er Städte und Provinzen der Verödung preis. Vom frühen Morgen bis zum Mittagsmahl war er unablässig bemüht, seinen Gebieter und sich selbst auf Kosten der römischen Welt zu bereichern, den Ueberrest des Tages verbrachte er in Trunkenheit und in den größten sinnlichen Ausschweifungen, die stillen Stunden der Nacht vergingen ihm unter banger Furcht vor dem Dolche eines Mörders. „Seine Fähigkeiten, vielleicht seine Laster, empfahlen ihn der dauernden Freundschaft Justinian's." Noch über zehn Jahre ließ er das Volk seine Rache empfinden. Nur mit Mühe gelang es der Kaiserin Theodora, die ihn seines Uebermuthes wegen tödtlich haßte, durch eine schlau ersonnene Hofkabale seinen Sturz zu bewirken. Er wurde seiner Stelle entsetzt und nach Cyzicus verwiesen, wo er im Genusse eines großen Theiles seines Vermögens einige Zeit ruhig lebte, bis die Ermordung seines alten Feindes, des Bischofs jener Stadt, der Kaiserin den willkommenen Vorwand gab, auf strengere Bestrafung zu dringen. Johann von Kappadokien, dessen Thaten einen tausendfachen Tod verdient hatten, heißt es bei Gibbon, wurde zuletzt wegen eines Verbrechens verurtheilt, an dem er unschuldig war. Ein großer Minister, der mit den Ehrenstellen eines Consuls und Patriciers bekleidet gewesen, wurde schimpflich, gleich dem gemeinsten Missethäter gegeißelt; ein zerrissener Rock war der einzige Ueberrest seines Vermögens, er wurde in einem Kahne nach dem Orte seiner Verbannung, Antinoopolis in Oberägypten gebracht, und der Präfect des Ostens bettelte um Brod in Städten, die vor seinem Namen gezittert hatten. Während einer siebenjährigen Verbannung wurde sein Leben durch die erfinderische Grausamkeit der Theodora verlängert und bedroht, und als ihr Tod dem Kaiser gestattete einen Diener, den er ungern aufgegeben hatte, zurückzurufen, blieb sein Ehrgeiz auf die demüthigen Pflichten des priesterlichen Rufes beschränkt. Seine Künste im Erpressen und Betrügen waren bereits durch Andere überboten worden.

Johannes von Kappadokien.

Außer der Sophienkirche widmete Justinian allein in Constantinopel und den Vorstädten 24 Kirchen der Ehre Christi, der Jungfrau und der Heiligen. Viele dieser

Bauwerke.

Kirchen waren mit Marmor und Gold verziert und ihre Lage geschickt gewählt. Die Apostelkirche zu Constantinopel und die Johanneskirche in Ephesus wurden nach dem Muster der Sophienkirche gebaut. Besonders erfreute sich Palästina der frommen Fürsorge des Kaisers. Nicht nur daß er der heiligen Jungfrau von Jerusalem ein prachtvolles Heiligthum auf schwierigem Boden von herrlichem Marmor errichtete; er füllte das ganze Land mit Klöstern, Hospitälern, Brunnen und Rastorten für Pilger. Die Baulust wurde bei Justinian zur Leidenschaft. Fast jeder Heilige des Kalenders empfing die Ehre eines Tempels, fast jede Stadt im Reiche erhielt die dauernden Vortheile von Brücken, Hospitälern, Wasserleitungen. Dagegen verschmähte er es, seine Unterthanen „in der beliebten Ueppigkeit der Bäder und Theater" zu unterstützen. Auch für seine eigene Würde und Bequemlichkeit war Justinian bedacht. Der byzantinische Palast mit dem „ehernen Vorhof" (Chalke), der während des Nika-Aufstandes Schaden gelitten, wurde in erhöhter Pracht hergestellt, und auf dem asiatischen Gestade, ostwärts von Chalkedon, ein herrliches Lustschloß sammt Gartenanlagen zum Sommeraufenthalt errichtet. Nicht minder war Justinian auf Sicherung des Reichs durch

Reichsbefestigung. Festungswerke und Mauern bedacht, da man sein Vertrauen nicht mehr auf die Stärke der Waffen und die Kriegskunst der Legionen zu setzen wagte. Von Belgrad bis zum schwarzen Meer, vom Einfluß der Save bis zu den Mündungen der Donau dehnte sich längs dem Ufer dieses großen Stromes eine Kette von mehr als 80 befestigten Plätzen hin. Einige Wachthürme wurden in starke Citadellen verwandelt, leere Mauern mit Colonien oder Besatzungen angefüllt, eine starke Festung vertheidigte die Ruinen der Brücke Trajan's, und mehrere Militärposten strebten den Stolz des römischen Namens auch jenseit der Donau zu verbreiten. Die verödeten Städte wurden aufs Neue bevölkert. Seinen Geburtsort Tauresium erhob er unter dem Namen „Justiniana prima" zur Hauptstadt Illyriens und zum Sitz eines Erzbischofs und Präfecten mit einer Kathedrale und einem Palast, mit Wasserleitungen und festen Mauern. Sechshundert Thürme und Bollwerke, die in den Provinzen Dacien, Epirus, Thessalien, Makedonien und Thrakien errichtet oder ausgebessert wurden, sollten die Fortschritte der Barbaren und ihre Hoffnungen auf Beute vereiteln. Aber die reichen Weiden von Thessalonike wurden häufig von skythischen Reiterschwärmen durchzogen und das wonnevolle Thal Tempe wurde fortwährend durch Kriegslärm erschreckt. Der Thermopylenpaß wurde durch starke Mauern geschlossen und mit Besatzungen und Vorrathshäusern versehen, und starke Bollwerke um Athen, Platää und auf dem Isthmus von Korinth sollten Griechenland und den Peloponnes vor feindlichen Invasionen schützen. Auch der thrakische Chersones wurde durch die „lange Mauer" und die Festungswerke von Gallipoli und Sestus gedeckt. Aber die herrliche Umgebung von Constantinopel, wo die Senatoren und reichen Bürger ihre Gärten und Landhäuser hatten, war zu verlockend für die kühnen und räuberischen Barbaren, als daß sie sich durch die Festungswerke hätten abschrecken lassen. „Die edelsten Römer wurden aus dem Schooße ihrer friedlichen Trägheit in skythische Gefangenschaft abgeführt, und ihr Gebieter konnte aus seinem Palaste die feindlichen Feuer sehen, die verwegen bis zu den Thoren der kaiserlichen Stadt herandrangen." Mit gleicher Sorgfalt wachte

Sicherung der Grenzen im Osten und Norden. 492—498. Justinian über die Ruhe und Sicherheit Asiens. Die Isaurier waren schon unter der Regierung des Anastasius durch seinen Oheim Justinus während eines sechsjährigen Krieges unterworfen worden; nachdem das Schwert ihre kühnsten Führer gefällt hatte, wurde die streitbare Jugend in ferne Colonien oder in die kaiserlichen Heere abgeführt und der Ueberrest durch strenge Richter und Beamten zum Gehorsam und zu einem friedlichen Leben gebracht. Desto bedrohter war die Lage im Osten, wo die persischen Reiter und Bogenschützen stets bereit waren über die Grenze einzubrechen. Um die

Erneuerung eines verheerenden Raubkrieges, wie ihn der persische König Kabades wider Anastasius geführt, in Zukunft zu verhüten oder zu erschweren, ließ Justinian die von jenem Kaiser angelegte Festung Dara vollenden und mit einer doppelten Ringmauer und tiefen Gräben umgeben und schützte Mesopotamien durch Verstärkung der Festungswerke von Amida und Edessa und die nördliche Grenze bis zur Stadt Trapezunt durch Errichtung von Burgen und ummauerten Plätzen an den zugänglichsten Pässen. Eben so wurde das Gebirgsland zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere in den Thälern, welche den skythischen Kriegsschaaren des Nordens gewöhnlich als Durchzug dienten, die „albanischen und iberischen Thore“ durch lange Mauern und Wälle geschlossen, welche Justinian und der Perserkönig auf gemeinschaftliche Kosten aufführen ließen, da beide Reiche von den Einbrüchen jener wilden skythischen Reitervölker in gleicher Weise zu leiden hatten.

c. Justinian's legislatorische Thätigkeit.

„Justinian's eitle Siegestitel sind in Staub zerfallen, aber sein Name als Die Rechtsquellen.
Gesetzgeber bleibt auf ein schönes und unvergängliches Denkmal eingegraben.“ Unter seiner Regierung wurde das gesammte Gebiet des Civilrechts durch unsterbliche Werke geordnet, die für das Rechtsleben aller Völker und Zeiten von bestimmendem Einfluß geworden sind. Wir haben schon früher (S. 291. 369. 636) gesehen, wie unter Hadrian und dem jüngeren Theodosius Versuche gemacht wurden, das wuchernde Anschwellen von Gesetzen, Verordnungen, Rechtssprüchen u. s. w. durch Begrenzung der Rechtsquellen zu verhindern und die bunte Masse und den unendlichen Reichthum, in deren Mitte der richterliche Beamte hülflos und rathlos hätte darben müssen, wenn ihn nicht Praxis und Erfahrung geleitet hätten, zu sichten und zu ordnen. Aber es waren nur dürftige Nothbehelfe, die weder für das theoretische Rechtsstudium noch für die juristische Praxis zureichten; sollte die Weisheit und Rechtserfahrung von vielen Jahrhunderten nicht unter der Masse begraben werden, so mußte die ganze Fülle von Gesetzen und Rechtsentscheidungen durch einen klaren organisatorischen Geist mit emsigem sorgfältigen Fleiße geordnet und eingetheilt werden. Zum Glück besaß Justinian in Tribonian einen Mann, der alles Wissen seiner Zeit be- Tribonian.
herrschte und seine umfassenden Kenntnisse und wissenschaftliche Befähigung bereits durch mehrere Schriften dargethan hatte. Dieser bedeutende Mann, der sich noch neun gelehrte Gehülfen beigesellte, unternahm es, die ungeordnete Masse des juristischen Materials mit dem Geiste der Kritik und mit ordnendem Sinne zu durchdringen und das Dunkel mit der Fackel des Verstandes und Urtheils zu erhellen. Schon im ersten Jahre der Regierung Justinian's unterzogen sich die zehn Rechtsgelehrten der schwierigen Arbeit, die Constitutionen der Kaiser seit Hadrian's Zeit, welche theilweise in der gregorianischen, hermogenianischen und theodosianischen Gesetzessammlung (Codices) enthalten waren, zu prüfen, sie von Irrthümern und Widersprüchen zu reinigen, alles Veraltete und Ueberflüssige zu beseitigen, und die weisen, heilsamen, der Praxis der

Gerichtshöfe und dem Wohle der Unterthanen angemessenen Gesetze auszuheben.
Codex Justinianeus. 529. Innerhalb vierzehn Monaten war das Werk, das des Kaisers Namen und Unterschrift führte, vollendet; es trat als Reichsgesetz am 16. April 529 in Kraft und wurde in vielen Abschriften an die Obrigkeiten der Provinzen vertheilt. Aber es zeigte sich bald, daß der „Codex Justinianeus“ eine „Umkehrung der Ordnung“ sei, da sämmtliche Grundideen der ganzen Rechtswissenschaft in den Schriften der Juristen lagen, indeß die Constitutionen nur „gelegentliche Eingriffe“ enthielten. Daher ernannte der Kaiser eine neue gesetzgebende Commission von sechzehn Rechtsgelehrten, welche unter Tribonian's Vorsitz aus den Schriften der älteren Juristen, insbesondere derjenigen, welche von den Kaisern „patentisirt“, d. h. zur Abfassung rechtsgültiger Urtheile in Klagsachen autorisirt waren, das
Die Pandekten. 533. Beste und Zweckmäßigste excerpirten. Das neue innerhalb drei Jahren vollendete Rechtsbuch, das vom 30. December 533 an Gesetzeskraft bekam, enthielt eine Sammlung von Aussprüchen, Erklärungen und Entscheidungen der neununddreißig ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten, bestehend in Auszügen aus ihren Schriften und Commentaren, die materienweise zusammengestellt und unter einzelne Titel gebracht, alles für den praktischen Gebrauch des Juristen Brauchbare enthalten sollten. Von dieser Anordnung führte die in 50 Bücher getheilte Sammlung, das Ergebniß umfassender Studien und Arbeiten, den Namen „Digesten“, während die Benennung „Pandekten“ von dem das Ganze der römischen Rechtswissenschaft umfassenden Inhalt herrührt. Da jedoch sowohl der Codex als die Pandekten für den Unerfahrenen viel Schwieriges und Unver-
Die Institutionen. 533. ständliches enthielten, so ließ der Kaiser zur Förderung des Rechts-Studiums durch Tribonian und zwei Gehülfen ein wissenschaftliches Lehrbuch der Rechtswissenschaft in vier Büchern ausarbeiten, auf dem Grund und nach dem Muster der Institutionen des Gajus, und unter demselben Titel fast gleichzeitig mit den Pandekten bekannt machen. Diese drei Werke, der Codex, die Pandekten und die Institutionen, wurden als das gesetzliche System des Civilrechts erklärt; sie allein wurden bei den Gerichtshöfen zugelassen, sie allein in den Akademien von Rom, Constantinopel und Berytus gelehrt. Justinian richtete an Senat und Provinzen seine ewigen Orakel, sagt Gibbon, und sein Stolz schrieb unter der Maske der Frömmigkeit die Vollendung dieses großen Werkes der Hülfe und Eingebung der Gottheit zu. Es sollte wie ein Heiligthum geehrt und durch keine Commentare ausgelegt oder entstellt werden. Aber er selbst überzeugte sich bald von der Mangelhaftigkeit seines ersten Gesetzbuches, daher wurde schon ein Jahr nach dem Erscheinen der Pandekten und Institutionen eine neue genauere
Codex repetitae praelectionis. 16. Nov. 534. Ausgabe seines „Codex“ in zwölf Büchern veranstaltet, welche mit 200 seiner eigenen Gesetze und 50 Entscheidungen „der dunkelsten und verwickeltsten Rechtspunkte“ bereichert und in Titel, ziemlich nach Ordnung der Pandekten eingetheilt,
Die Novellen. die erste Ausgabe bald in Vergessenheit brachte. So umfassend indessen der kaiserliche Codex war, so unterließ doch Justinian nicht die späteren Jahre seiner

Regierung noch mit neuen Edicten und Verordnungen über einzelne Materien und Rechtsfragen zu bereichern. Von diesen sogenannten Novellen wurden mehrere Privatsammlungen veranstaltet. Eine derselben, die noch unter Justinian von Julianus zusammengestellt wurde, enthielt 125 dieser Gesetze in einem lateinischen Auszuge; eine zweite, die 134 vollständige Novellen in lateinischer Uebersetzung umfaßt, wurde später von den Glossatoren als eigentlicher Gesetzestext (Authenticum) anerkannt und nach Ausscheidung des Unbrauchbaren in Collationen getheilt der justinianeischen Compilation hinzugefügt; eine dritte Sammlung enthält 168 Novellen in griechischer Sprache, die aber nicht sämmtlich von Justinian herrühren.

Die Grundzüge des römischen Rechts nach den Institutionen.

Die Institutionen Justinian's sind gleich dem älteren Compendium in vier Bücher getheilt. Das erste Buch handelt vom Personen- und Familienrecht, das zweite, dritte und der Anfang des vierten vom Vermögensrecht; im übrigen Theile des vierten Buchs ist der Civilproceß und im letzten Titel desselben Strafrecht und Strafprozeß erörtert. I. In dem Personen- und Familienrecht erfuhr die altrömische Strenge einige zeitgemäße Milderungen, bei denen die Wirkungen des Christenthums nicht zu verkennen sind. So wurden die Rechtsverkürzungen für einzelne Arten der Freigelassenen aufgehoben: wer durch einen Akt der Freilassung aufhörte Sclave zu sein, trat ohne Unterschied in den Stand eines Bürgers; desgleichen wurde es in die Macht des Kaisers gelegt, den Vorzug der freien Geburt Jedem zu verleihen, wodurch das Erlöschen der häuslichen Sclaverei befördert ward. — Die altrömische Strenge der väterlichen Gewalt, die des Sohnes Leben, Freiheit und Vermögen in den Willen des Vaters legte, wurde gleichfalls gemildert; der Sohn wurde nicht nur gegen Willkür und Mißhandlung geschützt, sondern ihm auch ein „unvollständiges Eigenthumsrecht" gewährleistet. — Zur Zeit der römischen Republik war die Ehe ein bürgerlicher Vertrag, der im Laufe der Jahre bei der zunehmenden Unsittlichkeit immer lockerer wurde, und da mit der Eingehung einer Ehe die Gütergemeinschaft nicht nothwendig bedungen war, so konnte der Vertrag des gemeinsamen Zusammenlebens wie jede freiwillige Genossenschaft durch den Rücktritt des einen Theiles gelöst werden, daher bei dem Mangel jedes religiösen Zwanges die Ehescheidungen gegen das Ende des Freistaats immer häufiger wurden. Mehrere Kaiser, besonders Augustus, suchten durch Gesetze dem Leichtsinn oder der Zügellosigkeit zu steuern, aber erst dem Einfluß des Christenthums gelang es, dem Ehebund auch in der bürgerlichen Gesetzgebung einen heiligen Charakter aufzuprägen und die Ehescheidung zu erschweren, theils indem man bei der einseitigen Scheidung außer dem von Jesus selbst als rechtsgültig anerkannten Scheidungsgrund nur noch Verbrechen, Todsünden, unheilbare Laster und wenige andere durchschlagende Gebrechen als genügende Gründe zur gesetzlichen Auflösung der Ehe zuließ, theils indem man den verletzten Theil gegen Beschädigung in Schutz nahm und dem Beleidiger die Eingehung einer neuen Ehe erschwerte. Die Scheidung auf gegenseitige Einwilligung (das vertragsmäßige Divortium) ward später von Justinian verboten, aber von seinem Nachfolger auf dringendes Ersuchen wieder gestattet. — Nur eine eheliche Verbindung unter römischen Freigebornen gewährte den Kindern volles Bürgerrecht; das eheliche Zusammenleben eines Römers mit einer Fremden — selbst wenn sie wie Kleopatra oder Berenike aus königlichem Geschlechte waren — mit einer Sclavin, unter Umständen auch mit einer Freigelassenen, galt nur als Concubinat, doch wurden die aus einer solchen (gesetzlich erlaubten) Gemeinschaft hervorgehenden

1. Personen- und Familienrecht.

Kinder von der Schande der Bastarde, der „unechten Brut des Ehebruchs, der Preisgebung und der Blutschande", befreit und erbten als „natürliche" Kinder den sechsten Theil des Vermögens ihres Vaters, während die letzteren nur in den Namen, Stand und die Habe der Mutter eintraten. Die Grade der Blutsverwandtschaft, innerhalb deren die Ehe verboten sein sollte, waren nicht immer gleich aber ziemlich ausgedehnt. Nicht nur zwischen Geschwistern, durch Geburt oder Adoption, sondern auch zwischen Oheim und Nichte, Tante und Neffe, Schwager und Schwägerin, ja in älterer Zeit selbst zwischen Geschwisterkindern waren eheliche Verbindungen untersagt. — Mit besonderer Vorsicht werden in den Institutionen und Pandekten die Verhältnisse der Unmündigen behandelt. Person und Eigenthum einer Waise müssen stets der Obhut eines einsichtsvollen Freundes anvertraut sein. Hatte der verstorbene Vater seine Wahl nicht erklärt, so waren die Agnaten oder väterlichen Verwandten des nächsten Grades die natürlichen Vormünder (Tutoren). Konnte ein solcher nicht bestellt werden, so hatte die Obrigkeit der Stadt oder Provinz die Verpflichtung, für eine geeignete Vormundschaft (Tutel) Sorge zu tragen. Durch die Verpflichtung des Vormunds zur Bürgschaft und Rechenschaftsablegung sollte der Mündel gegen ungetreue und gewissenlose Verwaltung geschützt werden. Nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre erlosch die Tutel; dann wachte aber ein amtlich bestätigter Curator bis zum 25. Lebensjahr über das Vermögen des Unmündigen, damit nicht durch Leichtsinn oder Unerfahrenheit das väterliche Erbe verschwendet werde. Frauen waren ursprünglich zu ewiger Unselbständigkeit unter Vätern, Gatten oder Vormündern verurtheilt; jedoch verschwand die besondere Vormundschaft über sie in der späteren Kaiserzeit.

2. Vermögensrecht.

II. Im Vermögensrechte wird zunächst vom Eigenthum und dessen Benutzung und Uebertragung gehandelt. Das persönliche Recht des ersten Besitzers ging bei dessen Tod auf seine Erben über. Das „hochmüthige Vorrecht der Erstgeburt" war den Römern unbekannt; alle Söhne und Töchter hatten, soweit sie nicht aus der Familie ausgeschieden waren, ursprünglich Anrecht auf einen gleichen Theil der väterlichen Verlassenschaft. In Ermangelung der geraden Linie ging das Erbfolgerecht auf die Seitenzweige über, doch galten nach dem alten Civilrecht nur die Agnaten oder Verwandten in männlicher Linie als erbberechtigt, indeß die Cognaten oder Verwandten vom Weiberstamme als Fremde und Unangehörige ausgeschlossen waren. Aber schon in dem letzten Jahrhundert des Freistaats wurde diese Bestimmung durch das Edict des Prätors durchbrochen, dann in einzelnen Fällen ein Cognat auch im Civilrecht als Erbe anerkannt, und unter Justinian wurde Blutsverwandtschaft als solche ohne Rücksicht auf den Familienzusammenhang zur Grundlage des gesetzlichen Erbrechts gemacht und genau bestimmt, wie jeder Grad in aufsteigender, absteigender oder seitenverwandtschaftlicher Linie, „je nach der Nähe des Bluts und der Liebe", in das erledigte Besitzthum eines römischen Bürgers eintreten solle. — Die natürliche Erbfolgeordnung wurde aber häufig durch Verfügungen oder Testamente, welche die Obgewalt des Eigenthümers über das Grab hinaus verlängerten, willkürlich verletzt. Wie sehr auch das römische Recht bemüht war, durch verwickelte Formalitäten die Ausübung dieses Rechts vor Mißbräuchen oder Betrügereien zu wahren, so war doch der Erbschleicherei, der Fälschung, der Verleumdung ein weiter Raum gelassen. Es war daher eine zweckmäßige Beschränkung der letztwilligen Verfügungen eines Testators, daß für besonders nahe stehende Verwandte eine bestimmte Quote ihres Erbtheils als Pflichttheil festgesetzt ward, sowie daß die Verbrechen oder Vergehen bezeichnet wurden, um derentwillen die Enterbung der Verwandten in gerader Linie rechtliche Folgen haben sollte. — Wenn der in der letztwilligen Verfügung aufgestellte Erbe das Testament

annahm, hatte er die von dem Testator bestimmten Vermächtnisse oder Legate den betreffenden Personen zu entrichten, doch mit dem Rechte, daß er vor Auszahlung derselben den vierten Theil seiner Erbquote, die Falcidia, zu seinem eigenen Besten zurückbehalten dürfe. Dasselbe Recht war auch in dem Fall gewährt, wenn eine Erbschaft durch Codicille oder Fideicommisse übertragen ward. Da nämlich nur römische Bürger gesetzlich erben konnten, so kam es häufig vor, daß ein Römer beim Sterben einen Freund oder Vertrauten (Fiduciarius) zum Erben einsetzte, ihn aber zugleich durch ein eigenhändiges, von fünf Zeugen als echt bestätigtes Schreiben (Codicill) ersuchte, das Vermächtniß einem Anderen zu übermachen, den die Gesetze von der Erbschaft ausschlossen, z. B. Fremde, natürliche Kinder, Töchter (die nach einem älteren, dem voconischen Gesetze nur auf einen kleinen Antheil des Vermögens angewiesen waren). Die Vollziehung des Auftrags durch Codicille war dem Gewissen und Ehrgefühle des Betrauten überlassen, erst durch Augustus erhielt das Verfahren die gesetzliche Heiligung. Um aber den Erben auch hier gegen allen Schaden zu schützen und ihm seine Mühewaltung zu vergelten, wurde ihm unter Nero durch Senatsbeschluß das Recht eingeräumt, den vierten Theil des Vermögens zurückzuhalten.

III. Von Klagen und Prozessen. „Die allgemeinen Pflichten des Men- 3. Von Klagen u. Prozessen.
schengeschlechts werden durch ihre öffentlichen und Privatverhältnisse auferlegt: ihre besonderen Verpflichtungen (Obligationen) gegen einander können aber nur die Wirkung eines Versprechens, einer Wohlthat oder einer Rechtsverletzung sein: und wenn diese Verpflichtungen durch das Gesetz genehmigt sind, kann der Betheiligte die Erfüllung durch eine gerichtliche Klage erzwingen." Mit diesen allgemeinen Prinzipien leitet Gibbon den dritten Abschnitt der römischen Rechtslehre ein. Das Obligationenrecht hatte an der Entwicklung des römischen Gemeinwesens Theil genommen. Ausgehend von einfachen Anfängen, wie sie der Einfachheit der ursprünglichen Zustände entsprachen, war es später durch Aufnahme universaler Elemente erweitert und dann durch die Thätigkeit der klassischen Juristen zu einer theoretischen und namentlich auch praktischen Vollkommenheit emporgehoben worden, welche es als ein des Weltreichs würdiges Weltrecht erscheinen ließ. Mit bewunderswerthem Takte ward es vermöge seiner Elasticität den verschiedenartigsten Verhältnissen angepaßt, indem die Rechtsanwendung sich bald streng an den Wortlaut der Parteiberedung hielt, wie beim verbreitetsten der römischen Verträge, der in Form von Frage und Antwort geschlossenen Stipulation und dem Darlehen, bald in freier Weise dem Parteiwillen Rechnung trug, wie bei den Verträgen auf Treu und Glauben, zu denen u. a. Kauf, Miethe, Gesellschaft, Hinterlegung gehörten. Mannichfache Zinsbeschränkungen sollten eine Ausbeutung des Schuldners verhüten. Einzelne Verletzungen der Privatrechtssphäre waren als Delicte besonders verpönt und mit Privatstrafen belegt. So wurde für Sachbeschädigung in weitem Umfange gehaftet; das entwendete Gut, auch wenn es durch eine Reihe reiner und unschuldiger Hände gegangen, mußte dem Eigenthümer zurückerstattet werden, der außerdem gegen den Dieb Anspruch auf doppelten, ja unter Umständen selbst auf dreifachen Ersatz hatte. Persönliche Injurien oder körperliche Verletzungen geringerer Art wurden nach dem ältesten Rechte mit einer Geldbuße und mit Schadenersatz bestraft; aber bei dem wachsenden Ehrgefühl einer in der gesellschaftlichen Bildung fortgeschrittenen Zeit mußte die äußere Stellung, mußte Alter und Geschlecht, mußten die besonderen Zustände bei der Beleidigung berücksichtigt und danach die Strafen bestimmt werden. Im Civilprozeß war die eigenthümliche Gestaltung der älteren und klassischen Zeit, wonach das Verfahren regelmäßig in zwei Abschnitte zerfiel, einen ersten vor dem Beamten (in Rom dem Prätor), der den Prozeß instruirte, und einen zweiten vor einem Civilgeschworenen, der die Sache untersuchte und aburtheilte, zuerst zurückgedrängt und dann durch Dio-

cletian beseitigt worden. In Betreff der Criminaljustiz kannte das römische Gesetz ursprünglich das unmenschliche Prinzip der Wiedervergeltung, und in den Zwölf Tafeln wurden neun Arten von Verbrechen, darunter Brandstiftung, Meineid, Annahme von Bestechung seitens eines Richters, nächtliche Verwüstung eines Kornfeldes, Zauberei, Schmähschrift u. A. als todeswürdig erkannt und mit einfacher oder verschärfter Todesstrafe belegt. Mit der Zeit wurde diese Strenge mehr und mehr gemildert, bis endlich in den letzten Jahrzehnten der Republik die Todesstrafe bei römischen Bürgern fast gänzlich verschwand und durch eine vorübergehende Verbannung ersetzt ward. Nur bei Fremden, Freigelassenen oder Sclaven wurde die Strafe der Kreuzigung häufig angewendet. In der Kaiserzeit richtete sich die Criminaljustiz besonders gegen die Verbrechen des Verraths an der in der Person des Kaisers repräsentirten Majestät der Republik und gegen die das gesellschaftliche Zusammenleben und die häusliche Zucht und Ehrbarkeit vergiftenden Laster der Unzucht. Aber die letzteren Verbrechen wucherten trotz der Strafgesetze ungehindert fort, da bei der herrschenden Unsittlichkeit die öffentliche Meinung sie nicht mit dem Brandmal der Schande belegte. Erst unter den christlichen Kaisern richtete sich das Strafrecht mit großer Strenge gegen die Verbrechen der Sittlichkeit. Ehebruch und Knabenschändung wurden in die Reihe der ärgsten Verbrechen gestellt und mit den härtesten und entehrendsten Strafen bedroht. Justinian ermäßigte die Strafe für weibliche Untreue; nach zweijähriger Buße in der Einsamkeit durfte die Schuldige zu dem verzeihenden Gatten zurückkehren; um so unerbittlicher war er gegen die Laster unnatürlicher Wollust. Ein schmerzvoller Tod mit Schande und Qualen erwartete die Schuldigen. Selbst zwei Bischöfe erlitten diese Strafe. Vielleicht hatte diese Strenge ihren Grund in der Wahrnehmung, daß durch den Cölibat der Mönche und Geistlichen die alte Unsitte in den griechischen Städten Asiens vermehrt wurde. Aber nur zu oft diente diese Beschuldigung der Kaiserin und den boshaften Höflingen zum Deckmantel eines Justizmordes. Geheime Laster sind schwerer zu beweisen und darum um so geschickter von Mächtigen als Waffen gegen verhaßte Feinde zu gebrauchen, zumal bei einem so despotischen Gerichtsverfahren, wie es in Byzanz von Constantin bis Justinian in Uebung war. Denn an die Stelle der alten Richtercollegien waren kaiserliche Tribunale getreten, wo ein vom Kaiser willkürlich ernannter und von dessen Gnade abhängiger Oberrichter mit einem demüthigen und fügsamen Rathe von Beisitzern die Civil- und Criminalgerichtsbarkeit leitete. In der Zeit des Heidenthums konnte ein Angeklagter dem gesetzlichen Urtheile durch freiwillige Verbannung oder Selbstentleibung zuvorkommen, da seine Person bis zum schließlichen Richterspruch frei war. Dadurch rettete er seiner Familie manchmal die Ehre des Namens oder das Vermögen; manchmal freilich wurde aber auch durch tyrannische Kaiser die Leiche der öffentlichen Schmach preisgegeben und das Gut eingezogen. In der christlichen Zeit wurde dem unglücklichen Verurtheilten selbst dieser Ausweg durch die Gebote des Evangeliums oder der Kirche ausgeschlossen, welche den Selbstmord mit der göttlichen Strafgerechtigkeit bedrohen.

C. Justinian's Regierung nach Außen.

a. Der Vandalenkrieg.

Hilderich. 523—530. Am 25. Januar 477 war Genserich, der mächtige Seekönig der Vandalen in Nordafrika, aus dem Leben geschieden, nach Theoderich der größte Herrscher der Barbaren, der wie ein römischer Imperator in der reichen Provinz geschaltet

und gewaltet hatte. Unter seinen Nachfolgern gerieth das Reich bald in Verfall. Bruderkriege im Königshause der Asdinger, welche die von Genserich nach dem Vorbilde der Numidier mit Zustimmung des Volkes eingeführte Thronordnung nach dem Senioratsprinzip mehr begünstigte als verhinderte, die Religionskämpfe zwischen Katholiken und Arianern, die wir S. 629 kennen gelernt haben, die sittliche Entartung und Verweichlichung, der die rauhen Germanen in dem reichen üppigen Lande sich hingaben, schwächten die Kraft der Nation. Die Mauren, die alten Bewohner des Landes, suchten mit dem Schwerte wieder zurückzugewinnen, was ihnen die Vandalen im ersten Ansturm entrissen hatten, und dehnten ihre Niederlassungen immer weiter nach der Meeresküste aus. Thrasamund, dessen Schönheit, Geist und Bildung man rühmte, erhob noch einmal das Reich Genserich's zu einigem Glanz. Er trat mit Theoderich dem Großen in nähere Verbindung, indem er dessen verwittwete Schwester Amalafrida als Gemahlin heimführte. Eine Tausendschaft erlesener Gothen geleitete die hohe Braut, die als Mitgift den südwestlichen Theil von Sicilien mit Lilybäum (Marsala) dem Vandalenreich beifügte, über das Meer. Aber die Zeit der Blüthe ging rasch vorüber. Wir wissen, daß sein Nachfolger Hilderich in religiösen Dingen eine andere Politik befolgte als seine arianischen Vorgänger (S. 629). Nicht nur daß er gegen die Katholiken Toleranz übte; er verfeindete sich auch mit den Gothen in Italien und Spanien und näherte sich dem Hofe von Byzanz. Die verwittwete Königin Amalafrida und ihre gothische Umgebung kamen in den Verdacht, mit den Mauren einen Aufruhr geplant zu haben, um einen Thronwechsel herbeizuführen. Sie wurden auf der Flucht überwältigt, die Fürstin in den Kerker gebracht, wo sie den Tod fand, ihre Begleiter, so viele in dem Treffen bei Capsa sich gerettet, getödtet. Um sich vor der Feindschaft der Ostgothen, die sich Hilderich durch diese Härte gegen die Schwester des großen Theoderich und ihre Volksgenossen zuzog, sicher zu stellen, trat er mit Justinian, damals noch Thronfolger, in Verbindung und erließ im Anfang seiner Regierung ein Duldungsgesetz, kraft dessen zweihundert Bischöfe aus der Verbannung zu ihren Kirchen zurückkehren durften und die freie Bekennung des athanasianischen Glaubens gestattet war. Gegenseitige Gesandtschaften und Geschenke bezeugten und erhielten das gute Vernehmen zwischen beiden Herrschern. Aber die Vandalen blickten mit Unmuth auf diese Entfernung von der Sitte und Handlungsweise der Väter; und da Hilderich, milden und sanften Charakters, aber ohne Thatkraft und dem Kriege abgeneigt, seiner Regierung nicht den Ruhm und äußeren Glanz verlieh, der die Gemüther eines rauhen Volkes zu versöhnen vermag, so steigerte sich diese Unzufriedenheit bis zur Empörung. Die Niederlage seines Vetters Hoamer, des „vandalischen Achilles", in einer Schlacht gegen die Mauren und eine neue Gesandtschaft an Justinian mit einem Hülfegesuch, brachte die Gährung zum Ausbruch. Gelimer, ein Verwandter des Königs aus Genserich's Blute, schilderte den Gelimer. 530–533.

vandalischen Kriegern den König als einen Verräther des Volks, der das Reich dem byzantinischen Kaiser unterwerfen wolle. Seine Worte fanden einen starken Anklang bei der nationalen Partei. Hilderich wurde mit Hoamer und dessen Bruder ins Gefängniß gebracht und Gelimer an seiner Statt zum König ausgerufen. Viele Anhänger des gestürzten Fürsten wurden an Leben oder Gut gestraft und die katholischen Christen mit der alten Strenge behandelt.

Justinian und Gelimer.

Auf die Kunde von diesen Vorgängen schloß Justinian mit dem Perserkönig Chosroes nicht ohne große Opfer und Demüthigungen den „ewigen Frieden", um in Afrika die Pflichten der Freundschaft und der Religion mit Nachdruck geltend zu machen. Seine schriftlichen Ermahnungen an Gelimer, sich jeder ferneren Gewaltthat, welche das Mißfallen Gottes und der Römer reizen möchte, zu enthalten, das Recht der Nachfolge, wie es Genserich festgesetzt, zu ehren und dem kränklichen alten Fürsten zu gestatten, seine Tage in Frieden zu enden, sei es auf dem Throne von Karthago oder im Palaste zu Constantinopel, machten wenig Eindruck. Gelimer berief sich auf das uralte Recht und Herkommen des Vandalenvolkes, den tapfersten und wehrhaftesten aus dem Herrscherhause auf den Thron zu heben, und bewies seinen Trotz damit, daß er den gefangenen König strenger behandelte und Hoamer blenden ließ. So sehr indessen Justinian nach Ruhm und Rache Verlangen trug, so wurden doch im Staatsrathe so viele Bedenken erhoben und insbesondere von Johann von Kappadokien so nachdrücklich die Gefahren geschildert, welche ein Seekrieg nach einem entlegenen Lande und wider ein streitbares Volk mit sich brächte, daß der Kaiser betroffen ward und vielleicht den ganzen Plan aufgegeben oder verschoben haben würde, wenn ihm nicht ein Bischof, in Folge eines angeblichen Traumgesichtes, den unfehlbaren Sieg unter dem Beistande des dreieinigen Gottes verheißen hätte. Diese religiöse Mahnung und die gleichzeitige Nachricht, daß das Vandalenreich durch Zwietracht zerrissen sei, daß die Anhänger Hilderich's auf Abfall sännen, daß Pudentius, ein angesehener Afrikaner, die Provinz Tripolis den Römern unterwerfen wolle, daß Godas, der tapfere Statthalter von Sardinien, sich von Gelimer losgesagt und die Freundschaft des Kaisers nachgesucht habe, überwog alle Bedenken und Zweifel. Während Truppen und Schiffe ausgerüstet wurden, erflehte Justinian durch Beten, Fasten und Andachtsübungen den Segen Gottes für das große und heilige Unternehmen. Denn er scheute sich, seine Person den Gefahren und Beschwerden eines Kriegszugs auszusetzen; der Kaiserpalast in Constantinopel war das Gebiet seiner weltbeherrschenden Thätigkeit.

Belisar und Antonina.

Zum Anführer des Krieges wurde der Kriegsheld ausersehen, der seine niedrige Geburt aus einem thrakischen Bauerngeschlecht und seine mangelhafte Bildung durch seine im Perserkrieg bewiesene Tapferkeit und Feldherrngabe und durch seine Dienste bei der Unterdrückung des Nika-Aufstandes in Vergessenheit gebracht hatte. Aber nicht blos die Lorbeern, die er gegen die Feinde

und die empörten Rotten errungen, empfahlen Belisar der Gunst des Kaisers; er besaß auch die in Justinian's Augen schwer wiegende Tugend der Unterwürfigkeit und Hingebung und war der Gemahl der Antonina, der vertrauten Freundin Theodora's. Von geringer Herkunft und von Jugend an den sinnlichen Lüsten bis zur Buhlerei und zur ehelichen Untreue ergeben, behauptete Antonina dennoch durch ihren gewandten Geist, durch ihre vollendete Kunst in Ränken und Intriguen und durch den beharrlichen und entschlossenen Sinn, womit sie an dem beschwerlichen Kriegsleben ihres Gatten unverdrossen Antheil nahm, stets die Herrschaft über das Herz des Feldherrn, der freilich als Mann nicht so hoch stand wie als Stratege und Soldat. Ein energischer und entschlossener Führer im Felde, der mit festem und klarem Sinn die Heerschaaren lenkte, der durch seine schöne stattliche Gestalt wie durch seine persönliche Tapferkeit die Soldaten mit Begeisterung und Zuversicht füllte, der die Künste der Ueberredung wie die Schrecken der Waffen mit gleicher Meisterschaft handhabte und die Leiden des Krieges durch edle Menschlichkeit milderte, war Belisar im Leben ein schwankender Charakter, ohne Selbstachtung und Mannesstolz, ohne Würde und wahres Ehrgefühl, unzuverlässig und launenhaft im Umgang, kriechend gegen das Herrscherpaar auf dem Thron und von einem blinden Vertrauen gegen sein ungetreues Weib, die ihrer sinnlichen Neigung zu einem jungen Krieger in der Umgebung ihres Gemahls, Theodosius, sich schrankenlos hingab und unter dem Beistande der Theodora, mit der sie zuerst durch die Aehnlichkeit der Freuden verbunden, dann durch die Eifersucht des Lasters getrennt und zuletzt durch die Genossenschaft der Schuld wieder ausgesöhnt war, alle Verräther und Gegner dieses schandvollen Verhältnisses, darunter ihren eigenen Sohn erster Ehe, Photius, mit unversöhnlicher Rachgier verfolgte.

Die Streitkräfte. Die Rüstungen zu dem vandalischen Feldzug waren des großen Unternehmens nicht unwürdig. Und dennoch gibt der Feldzug ein klägliches Bild von dem Verfalle der Kriegsmacht im byzantinischen Reich. Auf fünfhundert Frachtschiffen, denen 92 kleine zum Kampfe eingerichtete und mit 2000 Seeleuten bemannte Schnellsegler zur Seite liefen, setzte ein Heer von 10,000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern nach der Küste Afrikas, um ein Volk zu unterjochen, das seit hundert Jahren der Schrecken der römischen Welt gewesen war und eine zehnmal stärkere Streitmacht besaß. Und dieses Kriegsheer bestand noch großentheils aus barbarischen Miethtruppen, aus Herulern und aus Massageten oder Hunnen, die als gewandte Bogenschützen zu Pferd in den Kampf zogen. Aber die Mangelhaftigkeit der Streitkräfte wurde ausgeglichen durch die Trefflichkeit des Feldherrn, dem der Oberbefehl zu Wasser und zu Land mit unumschränkter Vollmacht übertragen war, den eine auserlesene von ihm selbst besoldete Leibgarde umgab, die vor Begierde brannte, sich der ehrenvollen Auszeichnung, mit der sie Belisar behandelte, durch Muth und Tapferkeit würdig zu zeigen, und der die große Gabe besaß, die Kriegsvölker ver-

schiedener Zungen und Waffengattungen in gleichem Gehorsam und in gleicher Hingebung an seine Person zu halten.

Die Heerfahrt. 533.

Es war um die Zeit der Sommersonnenwende des Jahres 533, als die Flotte, nachdem der Patriarch den Segen gesprochen, aus dem Hafen von Byzanz auslief und in langsamer Fahrt den Hellespont und das griechische Inselmeer durchschneidend zuerst an der Küste von Messenien bei Methone anlegte, wo dem Heere eine kurze Rast gestattet und der durch die betrügerische Sparsamkeit des Präfecten Johannes ungenießbar gewordene Mundvorrath durch die Sorgfalt Belisar's mit gesunder Speise ersetzt wurde. Aus dem Hafen von Methone fuhr sodann die Armada über das ionische Meer. Eine Windstille verlängerte die Ueberfahrt, so daß die Mannschaft an Trinkwasser Mangel litt, bis sie an der Südspitze von Sicilien landete, wo die gothischen Beamten alle Bedürfnisse in reichlicher Menge herbeischafften und aus Haß auf die Vandalen dem Kriegszug allen möglichen Vorschub leisteten. Die durch Prokopius erhaltene Nachricht, daß die Vandalen von der Annäherung der Römer noch keine Kunde hätten und die afrikanische Küste unbewacht sei, bewog Belisar, seine Ueberfahrt zu beschleunigen. Begünstigt von einem Ostwinde landete er nach kurzer Fahrt über Malta an dem Vorgebirge Caputvada, fünf starke Tagereisen von Karthago. Dort wurde alsbald die Ausschiffung bewerkstelligt, da die Soldaten ihre Angst vor einem Seekampfe mit den gefürchteten Vandalen deutlich und wiederholt zu erkennen gegeben. Sie zitterten bei dem Gedanken zugleich gegen Winde, Wellen und Barbaren streiten zu müssen. Eine geringe Mannschaft blieb zur Bewachung auf den Schiffen, während das übrige Heer auf dem Landungsplatz ein festes Lager schlug.

Der Feldzug in Afrika.

Das Glück, das den byzantinischen Feldherrn auf seiner dreimonatlichen Ueberfahrt so wunderbar begünstigt, blieb ihm auch nach der Landung treu. Da sein Vertrauen weniger auf der Stärke seines Heeres beruhte, als auf dem Hasse der Eingebornen gegen die arianischen Vandalen, so hielt er strenge Mannszucht, damit die Bewohner nicht durch Plünderung und Mißhandlung gereizt mit den Feinden sich zur gemeinsamen Abwehr der Oströmer vereinigten. Seine Berechnung täuschte ihn nicht. Die Afrikaner, durch die schonende Kriegsweise und die Verheißungen Belisar's gewonnen, öffneten dem griechischen Heere freudig ihre Thore, versahen die Truppen reichlich mit allen Bedürfnissen und feierten die Rückkehr unter die Herrschaft des römischen Kaisers, des Beschützers ihrer Kirche, als ein glückliches Ereigniß. So zog Belisar wie durch Freundesland von Syllektum über Leptis und Adrumetum bis nach Grasse, einem Lustschlosse der vandalischen Könige, in dessen schattigen Hainen sich der ermüdete Soldat an den kühlen Brunnen und köstlichen Früchten labte. Auf diesem Zuge längs der Meeresküste hatte Belisar die größte Vorsicht und Ordnung beobachtet und zugleich durch Kundschafter und geschickte Parteigänger, die er reichlich mit Geld versehen, unter den Feinden Zwietracht und Spaltung zu erzeugen gesucht. „Er

sei nicht gekommen, die Vandalen zu bekriegen oder den mit Genserich geschlossenen „ewigen Frieden" zu brechen; nur den Tyrannen wolle er stürzen, welcher die Verordnungen seines Ahnherrn nicht geachtet und seine Verwandten grausam mißhandelt habe."

Die Vandalen waren nicht mehr das streitbare, kriegsmuthige Volk von ehedem. Die heiße Sonne Afrikas und die aufgehäuften Reichthümer hatten in den langen Friedensjahren die alte Kraft und strenge Kriegstugend aufgelöst; an die Stelle der germanischen Einfachheit und Waffenlust war ein Leben voll Ueppigkeit und Verweichlichung getreten. Unter allen Völkern, die wir kennen, waren die Vandalen am meisten verzärtelt, sagt Prokopius (II, 6). Denn seitdem sie Afrika besaßen, bedienten sich alle jeden Tag der Badestuben und einer Tafel, die an den feinsten und auserlesensten Speisen, so viel das Land und die See zu liefern vermögen, üppigen Ueberfluß hatte. Größtentheils trugen sie auch goldenen Schmuck und umgaben sich mit modischen Kleidern, die man jetzt seidene nennt, und schafften sich Zeitvertreib in den Schauspielen, in den Rennbahnen und in anderen behaglichen Ergötzlichkeiten, vornehmlich aber auf Jagden. Sie hatten Kunsttänzer, Mimenspieler, eine Menge von Ergötzlichkeiten für das Ohr und das Auge, musikalische Belustigungen und was sonst Menschen mit Vergnügen anzuschauen pflegen. Viele von ihnen wohnten in Kunstgärten, die mit Quellen und Bäumen reichlich versehen waren, hielten die meiste Zeit Trinkgelage und ergaben sich dem Dienste der Aphrodite mit großer Leidenschaft. Die strengen Sittengebote Genserich's blieben ohne nachhaltige Wirkung, zumal da er selbst in späteren Jahren sich der Wollust hingab. Sitten der Vandalen.

Dennoch zeigte Gelimer in der entscheidenden Stunde Muth und Entschlossenheit, aber freilich auch die Härte eines rohen Gemüthes. Nachdem er sich durch die Hinrichtung seines gefangenen Vetters und dessen Unglücksgenossen — der geblendete Hoamer war mittlerweile gestorben — und durch Verhaftung der griechischen Kaufleute und anderer unzuverlässigen Bürger in Karthago gegen innere Aufstände sicher gestellt, trat er mit einem weit überlegenen Reiter-Heere dem behutsam vorrückenden Feinde in der Nähe seiner Hauptstadt am „zehnten Meilenstein" (Decimum) entgegen. Er selbst nahm mit dem Hauptheer einen Umweg, um die Griechen im Rücken anzugreifen, indeß sein Bruder Ammatas und sein Neffe Gibamund sie in der Fronte und auf der linken Seite fassen sollten. Aber die Schlacht hatte sich bereits unglücklich gewendet, als Gelimer auf der Wahlstatt ankam. Sein Bruder, der von heftiger Kampfbegierde getrieben, voreilig in das Treffen geeilt war, lag, die Todeswunde in der Brust, auf dem blutgetränkten Leichenfelde, neben ihm zwölf erschlagene Feinde; sein Neffe war vor den Pfeilen der skythischen Bogenschützen geflohen; bis an die Thore Karthagos war bereits der Boden mit Todten und Sterbenden bedeckt. Dennoch brachte Gelimer, unerwartet hinter einem Hügel hervorbrechend, die Schlacht am zehnten Meilenstein.

feindlichen Reihen zum Weichen und hätte durch rasche Entschlossenheit leicht den Sieg über die geringe und zerstreut aufgestellte gegnerische Kriegsmacht erringen können, hätte er nicht, bei dem Anblick der brüderlichen Leiche von Schmerz überwältigt, durch die Bestattung der Gefallenen den günstigen Zeitpunkt versäumt. Während er voreilig die Pflicht der Pietät erfüllte, brachte Belisar seine fliehenden und wankenden Schaaren wieder zum Stehen und verbreitete, indem er plötzlich mit seiner gesammten Reiterei vordrang, unter den bestürzten und überraschten Vandalen solchen Schrecken, daß sie sich sammt ihrem König zur schnellen Flucht wandten. Gelimer zog sich eilig nach der numidischen Wüste. Er mißtraute der Gesinnung seiner Hauptstadt, wo die grausamen Maßregeln gegen Hilderich und seine Anhänger Mitleid und Zorn unter dem Volke erregt hatten.

Belisar in Karthago. Belisar schlug sein Lager auf dem Siegesfelde am „zehnten Meilensteine" auf und rückte am folgenden Tage vor die Mauern von Karthago. Er fand die Thore offen und die Stadt festlich beleuchtet; dennoch verschob er den Einzug auf den folgenden Tag, theils aus Besorgniß vor einem möglichen Hinterhalt, der in der Dunkelheit dem Heere Gefahr bringen könnte, theils um die Einwohner vor Mißhandlungen durch die Soldaten zu schützen. Er überzeugte sich bald, daß dem friedlichen Aussehen zu trauen sei. Als er am folgenden Tag, es war das Fest des heiligen Cyprian, an der Spitze seines siegreichen Heeres im Triumphe einzog, wurde er von dem jubelnden Volke als Befreier begrüßt. Eine einzige Stunde änderte den ganzen Anblick der Stadt. Während die Arianer eine Zufluchtsstätte in den Kirchen suchten, ließen die Rechtgläubigen Lobgesänge erschallen, und die gefangenen Kaufleute wurden von ihren bebenden Wächtern aus dem Kerker befreit und um Fürsprache angefleht. In freudiger Aufregung stürzte die Menge nach dem Hafen, um die Kette wegzunehmen, die den Eingang schloß, und der heransegelnden Flotte einen ungehinderten Eingang zu verschaffen. Mit edler Menschlichkeit behandelte der Kriegsheld die Einwohner der Stadt, ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung; und sein Beispiel weckte in der Brust seiner Krieger gleiche Gefühle. Während Afrika erobert und ein Reich gestürzt wurde, litten die Künste des Friedens und die Geschäfte des Handels keine Störung. Die neubefestigte Hauptstadt, deren Mauern und Graben durch die wetteifernde Thätigkeit der Soldaten, Matrosen und Bürger in unglaublicher Eile hergestellt wurden, bot der Herrschaft Justinian's einen sichern Halt und Mittelpunkt. Die maurischen Häuptlinge eilten, die neue Herrschaft anzuerkennen und sich in ihrer Würde bestätigen zu lassen. Mit einem aus Freude und Besorgniß gemischten Gefühle vernahm Justinian die Siegesbotschaft seines Feldherrn, die ihn zum Herrn von Afrika machte.

Schlacht bei Trikameron. 533. Während dieser Vorgänge weilte Gelimer in den Feldern von Bulla, vier Tagereisen von Karthago. Die Nachricht, daß sein Bruder Tzazon die Insel

Sardinien erobert und den Aufrührer Godas getödtet habe, richtete seinen gesunkenen Muth wieder auf. Er sammelte die zerstreuten Vandalen um sich, warb durch die Aussicht auf Raub einige Maurenschaaren und rief seinen Bruder mit seinen Truppen und Schiffen herbei, damit sie mit vereinten Kräften das verlorene Reich wieder gewännen. Er untergrub die Wasserleitung der Stadt und setzte einen hohen Preis auf jeden Römerkopf. Tzazon folgte eilig dem Ruf. Nachdem die Brüder in schmerzlicher Umarmung die Unfälle ihres Hauses beweint, rüsteten sie sich zur letzten Entscheidungsschlacht. Bei Trikameron, etliche Meilen südwestlich von Karthago, stießen die Heere zusammen. December 533.
Auch hier waren die Vandalen an Zahl weitaus im Vortheil, und dennoch trug das Feldherrntalent Belisar's und die Tapferkeit seiner Garde den Sieg davon. Dreimal mußte der Bach überschritten werden, welcher die beiden Heere trennte. Die Vandalen kämpften nur mit dem Schwerte, wie der König befohlen, während die Feinde Pfeile, Lanzen und Wurfspeere gebrauchten. Erst als Tzazon und seine Getreuen in der Feldschlacht einen rühmlichen Tod gefunden, und Gelimer bei der Erstürmung seines Lagers mit einer kleinen Schaar seiner Anhänger sich nach Numidien geflüchtet hatte, neigte die Schlacht ihrem Ende zu. Als die Vandalen entdeckten, daß ihr König sie verlassen, zerstreuten sie sich eilig, nur auf ihre persönliche Sicherheit bedacht. Die Griechen bemächtigten sich des mit Schätzen reich gefüllten Lagers und verfolgten dann die Flüchtigen die ganze Nacht hindurch. Die Männer wurden niedergehauen, die Frauen und Kinder zu Sclaven gemacht. Selbst Belisar's Ansehen war nicht mächtig genug, in dieser Stunde der Leidenschaft der Wollust und Habgier der aufgeregten Soldatenschaaren zu wehren. Nur mit Mühe gelang es ihm am anderen Morgen, nachdem er im tiefsten Gefühle der Schmach und Gefahr die Nacht auf dem Siegesfelde verbracht, die zerstreuten Rotten zu sammeln und die Ordnung und Mannszucht herzustellen. Der Feldherr verfolgte den flüchtigen König bis nach Hippo Regius; als er aber erfuhr, daß jener mit dem Reste seines Gefolges in die maurischen Gebirge entkommen sei, wohin bei der vorgerückten Jahreszeit kein Feldzug mehr unternommen werden könne, kehrte er mit dem Schatze des Königs, den er entdeckte, als er gerade nach Spanien gerettet werden sollte, nach Karthago zurück, eine auserlesene Mannschaft von Herulern zur Bewachung Gelimer's auf den Gebirgshöhen zurücklassend. Die hülfeflehenden Vandalen stellte er unter seinen Schutz, nachdem er sie der Waffen beraubt.

Drei Monate hatten hingereicht, die Herrschaft der Vandalen zu stürzen Belisar's Siege.
und die Provinz Afrika, einst die Kornkammer Italiens, dem römischen Reiche zurückzugeben. Denn nach der Schlacht bei Trikameron waren nur noch Siege und Huldigungen übrig. Als Belisar's Unterfeldherr Cyrillus mit einem Geschwader in Sardinien erschien und als Wahrzeichen seiner Siegesbotschaft den Kopf des Tzazon vorzeigte, unterwarf sich die Insel ohne Schwertstreich. Ihr Beispiel fand Nachahmung auf Korsika und den Balearen. Selbst die sicilische

Festung Lilybäum, welche die Ostgothen nach Amalafrida's Ermordung wieder an sich gebracht, wurde als ehemalige vandalische Besitzung in Anspruch genommen. Die oströmische Flagge beherrschte abermals das Mittelmeer. Bald gehorchten auch Cäsarea, die Mutterstadt des heutigen Algier, und Septum, da wo jetzt Ceuta von Süden her die Straße von Gibraltar beherrscht, den Befehlen Justinian's. Die Vandalen hatten im Vertrauen auf ihre Stärke alle Festungswerke verfallen lassen, damit sie nicht den inneren Feinden bei Aufständen dienen möchten. Dadurch wurde nun die Einnahme des Landes erleichtert. In Kurzem reichte der Arm des byzantinischen Gewaltherrn von Tripolis bis nach dem westlichen Mauretanien. Die vandalische Herrschaft in Nordafrika war nur noch eine Episode in dem weiten Buch der Weltgeschichte.

Gelimer's Ausgang.

Zwar hielt sich Gelimer noch mit einer Schaar maurischer und vandalischer Krieger in einer unzugänglichen Bergfeste Numidiens, aber von dem wachsamen Herulerfürsten Fara enge belagert und von aller Zufuhr abgeschnitten, litten die Eingeschlossenen bald die bitterste Noth. Ein kühner Versuch des Königs, die feindlichen Linien zu durchbrechen, endete mit einem verlustvollen Rückzug. Die an die Ueppigkeiten des Lebens gewohnten Krieger verbrachten die Tage und Nächte in ärmlichen Lehmhütten und nährten sich dürftig von rauhem Hafer- oder Gerstenbrod, in heißer Asche unvollständig gebacken. Zu diesen Entbehrungen gesellte sich bei Gelimer noch der Kummer über den Hochmuth seiner Beschützer und die Furcht vor der Verrätherei der käuflichen Mauren. Aber umsonst forderte ihn der menschenfreundliche Fara auf, sich freiwillig zu unterwerfen und die großmüthigen Anerbietungen des Kaisers und des Feldherrn anzunehmen; Gelimer weigerte sich der Sclave eines Monarchen zu werden, der ihn ohne Ursache und Recht vom Throne in das tiefste Elend gestürzt habe. Er bat nur um ein Brod, seinen Hunger zu stillen, um einen Schwamm, sein von Thränen geschwollenes Auge zu trocknen und um eine Cither, sein Unglück zu besingen. Fara gewährte ihm die Bitte, ließ aber von der strengen Einschließung nicht nach. Da beugte sich endlich der harte Sinn des Königs unter das Gebot der Nothwendigkeit. Als die Abgesandten Belisar's ihm im Namen des Kaisers das Leben und ehrenvolle Behandlung zugesichert, stieg er von seinen Bergen herab und traf mit dem siegreichen Feldherrn in einer Vorstadt Karthagos zusammen. Sein Auge war trocken geworden; die Eitelkeiten der Welt schienen ihm jetzt, wie einst dem weisen Demokrit, nur des Lachens würdig.

Belisar's Rückkehr und Triumph. 534.

Bald darauf schiffte sich Belisar mit seiner Garde, seinen Schätzen und seinen Gefangenen ein, um dem Kaiser durch sein Erscheinen in der Hauptstadt seine Treue zu beweisen und die Verdächtigungen boshafter Höflinge, als gehe er mit dem Plane um, sich selbst auf den Thron der Vandalen zu setzen, durch seine Unterwürfigkeit zu widerlegen. Diese arglose Hingebung verscheuchte alle Besorgnisse aus der Seele Justinian's; und der dankbare Monarch gewährte

dem „dritten Africanus" die Ehre eines Triumphes, eine Feierlichkeit, welche das neue Rom noch nie erblickt hatte. Wie erstaunte die Menge bei dem Anblick der Reichthümer und Kostbarkeiten, der Geräthe und Siegeszeichen, welche die Vandalen einst aus allen Gegenden der Welt weggeraubt hatten und die jetzt durch die Gassen der byzantinischen Hauptstadt getragen wurden*). Belisar selbst schritt zu Fuße an der Spitze seiner Garde einher; ihm voraus ging ein langer Zug der edelsten Vandalen von hohem Wuchs und männlichem Antlitz, unter ihnen König Gelimer im Purpurgewand und in stolzer Haltung, die Worte des Predigers, „Alles ist eitel!" wiederholt aussprechend, deren Wahrheit sein eigenes Beispiel so deutlich darthat. Nur mit sanfter Gewalt konnte der Enkel Genserich's vermocht werden, neben seinem Ueberwinder vor den Stufen des Thrones im Hippodrom sich auf die Erde zu werfen und ehrfurchtsvoll den Fußschemel eines Fürsten zu berühren, „der sein Schwert nicht aus der Scheide gezogen", und einer Buhlerin, „die einst auf dem Theater getanzt hatte". Darauf wurde Belisar zum alleinigen Consul für das folgende Jahr (535) ernannt und der Tag seiner Einsetzung war für ihn ein zweiter Triumph. Ueberwundene Vandalen zogen seinen Siegeswagen, von dem er Gold und Silber aus der Beute mit freigebiger Hand unter die Menge ausstreute. Eine Denkmünze mit dem Bildnisse des Kaisers und des Helden und Mosaikgemälde in der „ehernen Halle" des Schlosses verewigten den glorreichen Sieg über die Vandalen. — Das Schicksal der Gefangenen war kein hartes. Gelimer wurde mit einer reichen Besitzung in Galatien beschenkt, wo er mit seiner Familie ein Leben der Ruhe und des Ueberflusses führte; der Rang eines Patriciers und Senators mußte ihm versagt werden, weil er sich weigerte den arianischen Glauben abzuschwören; die Töchter Hilderich's wurden ihrem Stande gemäß erzogen und mit aller ihrem Unglück und ihrem Range gebührenden Rücksicht behandelt; die blondgelockten germanischen Jünglinge traten, in fünf „vandalische" Reitergeschwader vereinigt, in das kaiserliche Heer ein und hatten bald Gelegenheit im Felde den Waffenruhm ihrer Ahnen zu erneuern.

Innere Zustände des Vandalenreichs in Afrika.

So verschwand das vandalische Reich in Afrika nach einer hundertjährigen Dauer aus dem geschichtlichen Leben. Die germanischen Krieger, die nach langen Wanderzügen in den reichen Fluren sich niedergelassen, hatten es verschmäht mit den Eingebornen in Gemeinschaft und Rechtsverhältnisse zu treten, um durch Vermischung der Volkselemente zu einer neuen Nationalität zu erstarken. Mit dem Schwerte, dem sie ihre Eroberungen verdankten, hatten sie sich ihre Besitzungen zugemessen; ohne Rechtsverträge hatten sie sich die schönsten Güter der Landschaft Zeugitana in der Nähe der Hauptstadt Karthago angeeignet, und die alten Eigenthümer theils vertrieben, theils dienstbar und zinspflichtig gemacht; ihre rauhe Herrschaft, auf Raub und Krieg

*) Unter denselben befanden sich auch die einst von Titus erbeuteten, dann von Genserich entführten jüdischen Heiligthümer, die nun der gottesfürchtige Justinian in der Kirche von Jerusalem niederlegte.

gegründet, konnte der römischen Cultur, Rechtswissenschaft und Verwaltungskunst leicht entbehren, daher auch nur wenige der alten Bewohner unter der neuen Regierung Hof- oder Staatsämter bekleidet haben mögen; und da auch die religiösen und kirchlichen Verhältnisse zwischen den arianischen Vandalen und den katholischen Romanen sich feindseliger gestalteten, als in irgend einem anderen Provinzlande des Römerreichs, so fehlten alle Bande der Vermittelung und Vereinigung. Die Vandalen bildeten den Wehrstand des Landes; ihre Besitzungen, wo ihre Grafen und Edlen (Gardinge, „Hausbeamten") im Ueberfluß und frei von Steuern und Abgaben lebten, lagen nahe bei einander in dem üppigen Lande, dessen Mittelpunkt Karthago mit der Königsburg war. Dort bauten Hörige und Knechte, Eingeborne und Zugewanderte, im Frohndienst und gegen Abgabe eines Theiles vom Ertrag die ergiebigen Felder und weideten die zahlreichen Heerden, während die Vandalen selbst zu Kampf und Seeraub auszogen und die Tage der Ruhe in Freuden und Genüssen verbrachten. In den übrigen Theilen lebte die alte Bevölkerung in gewohnter Weise dahin, nur daß sie an den neuen Königshof Zins und Schoß entrichtete und an die Staatskasse zollte, dabei von der religiösen Unduldsamkeit der Arianer viele Drangsale zu dulden hatte. Die Herrschaft der Vandalen in Afrika war auf das Schwert gegründet und konnte nur durch kriegerische Kraft erhalten werden; als aber unter den Ueppigkeiten des Lebens der Arm erlahmte und die Waffenkunde dahinschwand, als Zwietracht im eigenen Heerlager die Bande des Bluts und der Genossenschaft zerriß und durch Gelimer's Ehrgeiz an die Stelle der von Genserich begründeten Erbfolgeordnung die alte Wahlfreiheit des Volkes wieder zur Geltung kam, da war eine geringe Kriegsmacht genügend die gelockerte Militärherrschaft zu stürzen und die früheren Zustände zurückzuführen. Nur die maurischen Wanderstämme, die mit den Vandalen in freundlicheren Beziehungen gestanden als einst mit den römischen Gebietern, und denselben in ihren Kriegen und Raubzügen als gewandte Bogenschützen wichtige Dienste geleistet hatten, suchten die verwirrte Lage nach Belisar's Abzug zu ihrem eigenen Vortheil zu benutzen, wurden aber von dem Eunuchen Salomo, dem Nachfolger des Eroberers, durch einen kühnen Feldzug überwunden und in ihre Berge und Einöden zurückgedrängt. Das aurasische Gebirg, wo in reizenden Thälern und fruchtbaren Hochebenen fette Weidetriften voll wasserreicher Quellen mit herrlichen Getreidefeldern und Fruchtbäumen abwechseln, wurde erstiegen und durch Kastelle und Festungswerke mit Besatzungen dem Römerreich gesichert.

Afrika unter der byzantinischen Herrschaft.

Mit Salomo's Sieg am aurasischen Gebirge war der Eroberungskrieg in Afrika zu Ende, und Justinian konnte zu neuen Organisationen schreiten. Das gesammte afrikanische Land wurde zu einer Oberstatthalterschaft erhoben und in fünf Provinzen getheilt. Die höchste Leitung lag in den Händen eines Präfecten, der im kaiserlichen Palaste zu Karthago seinen Herrschersitz aufschlug; in den Hauptstädten der Provinzen führten „Herzoge" den Oberbefehl über die Besatzungstruppen, welche die Unterthanen in Gehorsam hielten. Im Gefolge der neuen Verwaltung zog eine Schaar von Beamten, Notaren, Schreibern und Rechtsgelehrten in das Land ein, die das oströmische Steuer- und Abgabensystem und die neugeschaffenen Rechtsbücher aus Constantinopel als Morgengabe der byzantinischen Herrschaft in den neuen Ehebund mitbrachten. Diese Geschenke lasteten so schwer auf den Einwohnern, daß weder die Unterdrückung der arianischen und donatistischen Häresien und die Wiederherstellung

der Kirche und Bischofsgewalt in ihre Güter und Rechte, noch die Verfügung, daß die Eingebornen, deren Vorfahren einst von den Vandalen ihrer Besitzungen beraubt worden, ihre Ansprüche darauf bis ins dritte Glied geltend machen könnten, die Unzufriedenheit über die Wandlung zu heben vermochten, daß sich manche in der Stille nach der lockeren Herrschaft der germanischen Volkskönige zurücksehnten. Diese Stimmung blieb kein Geheimniß, und sie mag nicht wenig beigetragen haben, daß das neueroberte Land noch zehn Jahre hindurch wiederholt von Aufständen beunruhigt ward, in welchen einzelne Abtheilungen der römischen Besatzungstruppen, verlockt durch die vandalischen Frauen und Töchter, die sie sich nach der Schlacht bei Trikameron angeeignet und in ihr Ehebett genommen, mit den zersprengten Vandalenschaaren und maurischen Freibeutern gemeinsame Sache machten. Diese Aufstände, zu deren Bewältigung Belisar von Sicilien herbeigerufen werden mußte, und bei deren Erneuerung unter der 536.
Führung eines unternehmenden Soldaten, Namens Stoza, der tapfere Salomo in offener Feldschlacht zugleich mit dem feindlichen Führer den Tod fand, 543.
vernichteten noch die letzten Reste des Vandalenvolks. Was dem Schwerte entrann, wurde in andere Gegenden des Reiches abgeführt; die Zurückbleibenden vermischten sich mit den alten Bewohnern und verloren mit der Zeit die letzten Spuren nationaler Eigenthümlichkeit. Aber noch Jahrhunderte nachher wollten Reisende in einigen Gegenden Mauretaniens an der weißen Hautfarbe und an dem langen Flachshaar der Bewohner Spuren nordischer Abstammung erkennen. Afrika war durch Krieg, Empörung und Wegführung verödet worden; der Reichthum war verschwunden, die wohlhabenden Bürger waren weggezogen, die Bevölkerung hatte sich um mehrere Millionen vermindert, auf dem ganzen Lande herrschte die Ruhe des Grabes. In manchen Gegenden konnte der Fremde Tage lang wandern, ohne eines Menschen ansichtig zu werden.

b. Untergang des Gothenreichs in Italien.

1. Belisar und Vitiges.

Die Ostgothen hatten aus Haß gegen die Vandalen der Eroberung Afrikas ruhig zugesehen, ja ihr sogar Vorschub geleistet. Aber nur zu bald hatten sie ihre kurzsichtige Politik zu beklagen. Schon die strenge Forderung Belisar's, die Feste Lilybäum auf Sicilien abzutreten (S. 794), konnte sie überzeugen, daß sich Justinian mit Afrika nicht begnügen würde; und die demüthige Antwort Amalasunta's, der Tochter des großen Theoderich, die damals als Vormünderin ihres Sohnes Athalarich die Herrschaft führte, daß sie die Entscheidung dem schiedsrichterlichen Urtheile des Kaisers anheimgebe, mußte die Hoffnungen und Ansprüche der Griechen steigern. Amalasunta, eine Wittwe von etwa 28 Jahren, vereinigte mit dem Ruhme hoher Geburt — ihre Mutter war die Schwester des Frankenkönigs Chlodwig, ihr Vater der glorreichste

Amalasunta.

Sprosse des Herrschergeschlechts der Amaler — alle Vorzüge des Geistes und Körpers. Schön, gebildet und von hohem Verstand, war sie eine Zierde des Thrones und wäre eine glückliche und beglückende Königin gewesen, hätte sie nicht über ein Volk regiert, das die weibliche Herrschaft unwillig ertrug und ihre Vorliebe für römische Bildung und Sitte mit Aergerniß ansah. Es war nicht nach dem Sinne der Gothen, daß sie gleich nach dem Tode ihres Vaters die Kinder des Boethius und Symmachus wieder in ihr väterliches Erbe einsetzte, daß sie den Mitgliedern des Senats ihr Vertrauen und Wohlwollen zuwandte, daß sie ihre römischen Unterthanen gegen die Gewaltthätigkeiten ihres eigenen Volkes schützte und nicht zugab, sie mit Leibes- oder Geldstrafen zu belegen, daß sie die Freundschaft des oströmischen Kaisers mit Emsigkeit und Demuth suchte, daß alle Klagsachen gegen katholische Geistliche der Gerichtsbarkeit des römischen Bischofs in erster Instanz zugewiesen wurden. Ihr lebhafter Geist und ihre vielseitige Bildung, die sie befähigten in gothischer, lateinischer und griechischer Sprache sich mit gleicher Leichtigkeit und Sicherheit auszudrücken und im Rathe und bei Gericht in kurzen Worten ein gereiftes und richtiges Urtheil zu fällen, hatten in den Augen der Gothen weniger Werth, als Tapferkeit und kriegerische Tugend. Ihre Regierung, die durch die Weisheit Cassiodors geleitet und durch seine Beredsamkeit gefeiert wurde, war mehr geeignet für die feinen Römer als für die rauhen Gothen. Zu ihrem Unglück traten in den ersten Jahren ihrer Herrschaft Ereignisse ein, welche die gothische Ehre tief verletzten und dennoch ungestraft ertragen wurden. Amalafrida, Theoderich's Schwester, starb zu Karthago im Kerker; Hermanfried von Thüringen, der Gatte ihrer Tochter Amalaberga, wurde von dem austrasischen König seines Reiches und seines Lebens beraubt (S. 718); Amalarich, der Enkel Theoderich's bei den Westgothen, erlag der Hand eines Mörders, und der Urheber der blutigen That nahm seine Stelle ein (S. 713); und derselbe Kaiser, um dessen Gunst und Freundschaft die Königin sich so eifrig bemühte, bedrohte die Grenzen des Gothenreichs im Süden und Osten!

Athalarich. Vor Allem bemerkten die Gothen mit Mißfallen, daß Amalasunta aus Vorliebe für die römische Literatur und Bildung ihrem Sohne eine Erziehung gab, die ihn für den künftigen Beruf eines Kriegsfürsten unfähig zu machen schien. „Die Waffen wurden mit Büchern, die Rennbahn mit der Schule, die Ungebundenheit mit Zucht und Ordnung vertauscht, und statt ihn unter den rohen Jugendgespielen in Freiheit aufwachsen zu lassen, nahmen ihn drei bejahrte Gothen, Männer von Verstand und Sitte, in Aufsicht." Dem königlichen Knaben gefiel diese Erziehungsweise eben so wenig als den übrigen Gothen. Gereizt über eine erlittene Züchtigung entwich er einst aus den Gemächern des Schlosses in Ravenna zu den bei einem festlichen Mahle versammelten Männern und beklagte sich über die unwürdige Behandlung. Sogleich begaben sich einige angesehene Gothen zur Königin, überhäuften sie mit Vorwürfen, daß

sie es auf das Leben des Sohnes abgesehen habe, um allein zu herrschen, und verlangten gebieterisch, daß der junge König mit seinen Altersgenossen in der Weise der Väter erzogen würde. Amalasunta vermochte dieser Forderung, die ihr als der Wille der Nation verkündet wurde, nicht zu widerstehen. Athalarich vergaß über den Freuden der Jagd und der Waffenübung die höheren Bestrebungen, überließ sich dem Weine und allen jugendlichen Ausschweifungen und begegnete seiner Mutter mit kränkendem Ungehorsam.

Erfüllt von Zorn und Unmuth über die steten Beleidigungen, welche sie Amalasunta u. Theodahad. von den rohen Gothen zu erleiden hatte, sann Amalasunta auf Rache. Sie fragte insgeheim bei Justinian an, ob sie eine sichere Aufnahme in seinen Staaten finden würde, ließ, als ihr die Zusicherung mit Freuden ertheilt ward, die drei Häupter der ihr feindlich gesinnten Partei in den ihrer Aufsicht anvertrauten Provinzen durch zuverlässige Diener ermorden, und gab Befehl, den Schatz ihres Vaters, 40,000 Pfund Goldes, auf das Schiff zu bringen, auf dem sie nach Dyrrhachium zu fliehen gedachte. Das Gelingen ihres blutigen Auftrags an den drei Parteihäuptern der Mißvergnügten und der frühe Tod ihres Sohnes, 534. der im sechzehnten Jahre seines Alters seinen Ausschweifungen zum Opfer fiel, hielt sie von der beabsichtigten Flucht zurück. Angetrieben von Ehrgeiz und Herrschsucht, den mächtigsten Leidenschaften ihrer Seele, suchte sie Mittel und Wege, gegen das Grundgesetz des Gothenvolkes sich auf dem Throne zu behaupten. Sie bot ihrem Vetter Theodahad, dem letzten männlichen Sprößling der Amaler, der als Graf von Tuscien durch seine Habsucht und Gewaltthätigkeiten sich allgemein verhaßt gemacht hatte und von der Königin selbst wegen seiner Willkürhandlungen öfters zurechtgewiesen worden war, die Mitherrschaft an, unter der Bedingung, daß er mit dem Königstitel sich begnügen und an die Ausübung der Gewalt keine Ansprüche machen wolle. Theodahad leistete ohne Bedenken den geforderten Eid, in der stillen Absicht, ihn so bald als möglich zu brechen. Cassiodor wurde beauftragt dem römischen Senat und dem byzantinischen Kaiser in beredten Worten zu verkündigen, daß Amalasunta und Theodahad den Thron von Italien bestiegen hätten. Justinian konnte sich freuen, daß die Zügel der Regierung in Hände gelegt waren, die unfehlbar den Staat des großen Theoderich zu Grunde richten und seine eigene Herrschaft vorbereiten mußten. Denn auch Theodahad war schon längst mit den Netzen byzantinischer Staatskunst umstrickt. Er hatte durch den Sachwalter des Kaisers, den beredten und umsichtigen Petrus, bereits das Anerbieten gemacht, gegen reiche Geldentschädigung und die Ehre, in den Senat von Byzanz aufgenommen zu werden, die Grafschaft Tuscien dem oströmischen Reiche abzutreten und seinen Wohnsitz in Constantinopel aufzuschlagen.

„Theodahad war keineswegs ein Mann ohne Geist," sagt O. Abel, „aber es gebrach ihm an allen den Eigenschaften, deren ein König bedarf. Er war schwankend in seinen Entschlüssen, ohne Kraft und Muth, bei allem Ehrgeiz doch des ehrlosesten

Thuns fähig, weil er zu kleinlich und zu schwach war, sein persönliches Wünschen und Behagen aufgehen zu lassen in den größeren Forderungen der gemeinen Wohlfahrt; in einem durch die Waffen geschaffenen und noch immer fast allein durch die Wehrhaftigkeit des Volks getragenen Staat verstand er vom Kriegswesen nichts, statt dessen spielte er den Gelehrten, vertiefte sich in die überschwängliche Weisheit, welche eine spätere Zeit über der Philosophie Platon's ausgebrütet hatte, und wußte mit zureden in den theologischen Streitigkeiten, welche die Menschen jener Tage beschäftigten."

Amalasunta's Ausgang. Das Doppel-Regiment war von kurzer Dauer. Theodahad, gereizt durch
534. die gerechte Verachtung, die Amalasunta ihm ohne Rückhalt zeigte, und gestachelt von Ehrsucht und Herrschgier, wandte sich ihren Feinden zu und ließ die Königin wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung auf eine kleine Insel des Volsener Sees bringen, wo sie nach kurzer Gefangenschaft auf Befehl oder mit
535. Einwilligung des neuen Königs im Bade getödtet ward. Die Anverwandten der ermordeten Gothenhäupter hatten auf ihren Tod gedrungen. Alle Schuld rächt sich auf Erden

Theodahad's Haltung. Den blutigen Frevel konnte Theodahad nur durch Thaten des Ruhmes in
535. Vergessenheit bringen. Nur wenn er als Vertreter der nationalen Unabhängigkeit auftrat und bei dem unvermeidlichen Kampfe gegen Byzanz als König und Mann die politische Stellung und die Ehre seines Volkes vertheidigte, konnte er den dunkeln Flecken, wenn auch nicht verwischen, so doch durch den Glanz seines späteren Lebens überstrahlen. Wenn Amalasunta in ihrer früheren Bedrängniß den unverzeihlichen Schritt gethan hatte, mit dem Kaiserhof Verbindungen anzuknüpfen, die auf nichts Geringeres als die Abtretung Italiens an das oströmische Reich hinausgingen, wenn Theodahad selbst vor seiner Erhebung sich in Unterhandlungen ähnlicher Art hinsichtlich Tusciens eingelassen hatte, so mußte nun der König alle diese Fäden mit Entschiedenheit zerreißen und als gothischer Heerfürst in die Bahn seines Oheims Theoderich einlenken. Aber zu einem solchen mannhaften Entschlusse vermochte sich Amalasunta's Mörder nicht aufzuschwingen. Als Justinian, von den Vorgängen durch seine Gesandten in Italien genau unterrichtet, den größten Schmerz über den Tod der Königin kund gab und mit drohenden Worten in Ravenna erklären ließ, daß er sie rächen werde, verlor Theodahad Muth und Fassung. Er schrieb Briefe voll Demuth und Unterwürfigkeit an den Kaiser; seine Gemahlin Gudeline mußte Theodora's Fürsprache anflehen; die Ermordung Amalasunta's wurde als eine gegen seinen Willen vollbrachte Gewaltthat der Gothen dargestellt. Und als nun gar Justinian Kriegsanstalten traf, als sein Feldherr Mundus in Dalmatien einrückte und Salona eroberte, als Belisar, „dessen Schwert noch vom Blute der Vandalen triefte", auf Sicilien landete und trotz seiner geringen Kriegerschaar die ganze Insel nach kurzem Widerstande in Panormus zur Unterwerfung brachte, da entsank dem Gothenfürsten aller Muth und alle Thatkraft. Er berief den noch immer in Italien weilenden Gesandten Petrus zu sich und

erklärte sich bereit, Sicilien an den Kaiser abzutreten, ihm jährlich eine goldene Krone, 300 Pfund schwer, zu senden, und wenn es verlangt werde, 3000 kampffertige Gothen zu stellen. Ferner machte er sich verbindlich, ohne Genehmigung des Kaisers keinen Priester oder Senator mit Tod oder Güterverlust zu bestrafen, keinen Unterthanen zur Würde eines Patricius oder Senators zu erheben, endlich bei den öffentlichen Spielen und allen feierlichen Gelegenheiten Justinian's Namen stets dem seinigen vorangehen zu lassen. Wie demüthigend diese Bedingungen auch waren, so fürchtete der feige König dennoch, sie möchten in Constantinopel verworfen und der Krieg gegen ihn fortgeführt werden. Darum ging er noch einen Schritt weiter in der Selbsterniedrigung. Von den Gebilden seiner Furcht umhergetrieben, rief er den Gesandten, der sich bereits auf der See befand, wieder nach Ravenna zurück, um aus seinem Munde die beruhigende Versicherung zu vernehmen, ob er glaube, daß der Kaiser den angebotenen Vertrag bestätigen werde. Petrus hielt es für wahrscheinlich. „Was wird aber daraus werden, wenn er es nicht thut?" fragte der feige Fürst weiter. „Dann wirst du Krieg führen müssen," entgegnete der Gesandte. Und als er merkte, daß Theodahad bei dem bloßen Gedanken, das Schwert gegen den Kaiser führen zu sollen, in Zweifel und Kleinmuth sich verzehrte, tröstete ihn der andere mit der Lehre, jeder Mensch handle nach seiner Natur; er, der König, sei zum Philosophen geboren und dürfe seine Hand nicht mit Blut beflecken, den Kaiser dagegen beseele das Bestreben, die Länder, die von Alters her zu seinem Reich gehört hätten, mit den Waffen wieder zu erobern. Erleichtert durch diesen Trost schwur Theodahad dem listigen Griechen, sein ganzes Reich an Justinian abtreten zu wollen gegen ein jährliches Einkommen von 1200 Pfund Goldes in Landgütern. Wenn er dabei dem Gesandten zugleich den Eid abnahm, nur für den Fall, daß sein erster Antrag vom Kaiser verworfen würde, ihm den zweiten vorzulegen, so war dies nur ein neuer Beweis seiner Unfähigkeit und Kurzsichtigkeit. Der erste Vorschlag wurde natürlich verworfen, dagegen nahm Justinian das Anerbieten der Abdankung huldvoll entgegen, lobte des Königs verständigen Sinn und friedliebendes Gemüth und verhieß ihm außer der Jahresrente noch die höchsten Reichswürden. Zugleich erhielt Belisar, der die Eroberung Siciliens beendigt und den erwähnten Aufstand in Afrika unterdrückt hatte, die Weisung, schleunigst aufzubrechen, um auch Italien in Besitz zu nehmen.

Aber so leicht sollte die Sache nicht zu Ende gehen. Theodahad brachte sich durch seinen Wankelmuth um die Früchte seiner Erniedrigung und Feigheit. Ein Sieg, den die Gothen über die Kaiserlichen in Dalmatien erfochten und die Wiedereroberung von Salona erhob den erstorbenen Muth des Königs plötzlich wieder zu so ungemessenen Erwartungen, daß er nicht nur der getroffenen Verabredungen, sondern auch der völkerrechtlichen Pflichten vergaß und die byzantinischen Gesandten ins Gefängniß werfen ließ. Nun überzeugte sich Justinian, daß allein die Waffen entscheiden könnten. Ein neues Heer rückte in Sein Wankelmuth.

Illyricum ein; noch vor dem Winter war Salona wieder erobert, Dalmatien und Liburnien aufs Neue unterworfen und die gothische Besatzung nach Ravenna eingeschifft. Mit dem Glück schwand auch wieder der Muth des Königs. Er nöthigte durch Drohungen die Bischöfe und den Senat, in Byzanz noch einmal als Vermittler des Friedens aufzutreten. Aber Justinian würdigte sie keines Gehörs, sondern wiederholte den Befehl an Belisar, in Italien einzurücken. Die unter den Gothen herrschende Zwietracht und Uneinigkeit ließ rasche Erfolge erwarten.

Belisar in Unteritalien. 536. Es war im Frühling des Jahres 536, als Belisar über die Meerenge nach Rhegium überschiffte und sich, während die Flotte längs der Küste hinsegelte, durch Bruttien und Lucanien nach Neapel wandte. Fast ohne Schwertstreich ergaben sich die kleineren Städte dem menschenfreundlichen Feldherrn, ja Theodahad's eigener Schwiegersohn ging mit seinem Gefolge ins feindliche Lager über und empfing als Lohn des Verraths reiche Besitzungen und die Würde des Patriciats. Auch die Bürgerschaft von Neapel war zur Uebergabe bereit, aber zwei Sachwalter, Freunde der Gothen, und die Versprechungen der Juden, für die Bedürfnisse zu sorgen, verhinderten den Abschluß des Vertrags. So wurde Neapel zu Wasser und zu Lande belagert. Allein nach zwanzigtägiger Einschließung drangen die Griechen durch einen unterirdischen Gang während der Nacht in die Stadt, indeß ihre Waffenbrüder mit Sturmleitern von Außen die Mauern erstiegen. Von Raubgier und Rachsucht erfüllt ließen die Soldaten die Einwohner alle Schrecknisse des Krieges empfinden. Sie wütheten gegen Bewaffnete und Wehrlose; selbst Kirchen und Priester wurden mißhandelt. Nur mit Mühe gelang es dem Feldherrn, sein Ansehen geltend zu machen und dem Morden und Rauben der wilden Horden, unter denen sich besonders die Hunnen und Massageten hervorthaten, Einhalt zu thun. Nach dem Falle Neapels unterwarf sich Campanien und ganz Unteritalien der Herrschaft des byzantinischen Kaisers.

Theodahad's Ausgang. Vitiges. Während dieser Vorgänge hatte Theodahad keinen Arm gerührt. Er barg sich hinter den Ringmauern Roms, während seine Reiterei auf der appischen Straße bis zu den pomptinischen Sümpfen vorrückte. Da überzeugten sich die Gothen, „daß der Stamm der Amaler vertrocknet sei in Aesten und Zweigen, und die Zeit einen Mann heische, den ihr jenes Geschlecht nicht geben könne". Darum versammelten sie sich auf freiem Felde, einige Meilen südwärts von Rom, und hoben den Vitiges auf den Königsschild, der nicht von erlauchtem Geschlechte war, aber von erprobter Tapferkeit im Krieg. Auf diese Kunde ergriff Theodahad die Flucht, doch noch ehe er Ravenna erreichte, fiel er durch den Arm eines ergrimmten Gothen „wie ein Opferthier vor den Stufen des Altars". Seinen Sohn ließ Vitiges in Haft nehmen und eilte dann nach Ravenna, wo er in einem Manifest verkündete, „daß er unter den Heereswaffen auf den Schild erhoben worden nach der Sitte der Väter", sich mit Amalasunta's wider-

strebender Tochter vermählte, „um einen schwachen Schatten erblichen Rechts zu erlangen“, und Anstalten traf sowohl zur Sicherheit des Reiches als zur Herstellung des Friedens.

Aber weder Justinian noch der siegreiche Feldherr wollten von Frieden hören. Die von Cassiodor mit Geschick und Beredsamkeit abgefaßten Sendschreiben nach dem Osten blieben ohne Wirkung. Unterdessen rückte Belisar längs der Küste auf der latinischen Straße auf Rom los, das Leudaris, ein bejahrter Kriegsmann, mit einer Besatzung von 4000 Gothen nur schwach vertheidigte. Da regte sich bei der Geistlichkeit, dem Senat und der Bürgerschaft der lange verhaltene Grimm gegen die „arianischen Barbaren des Nordens“, und sie luden durch Abgeordnete den Stellvertreter des Kaisers ein, ihre freiwillige Unterwerfung anzunehmen, und in die Stadt, die seiner Ankunft freudig entgegenharre, einzuziehen. Belisar folgte dem Rufe. Während er durch das südliche Thor seinen Einzug hielt, entfernten sich die gothischen Truppen durch das nördliche, um sich zu Vitiges nach Ravenna zu begeben. Nur ihr Führer blieb zurück; seine Sendung nach Constantinopel mit den Schlüsseln von Rom war zugleich die zuverlässigste Siegesbotschaft.

Belisar in Rom.

10. Dec. 536.

Die Römer freuten sich, das Fest der Geburt Christi ohne die entweihende Gegenwart der Arianer feiern zu können, und bewunderten den Heldensinn und Edelmuth des großen Feldherrn, in dem die hohen Gestalten ihrer Ahnen wieder aufzuleben schienen. Auch die Bürger der benachbarten Städte Narnia, Spoletium, Perusia u. A., welche von den Griechen mit leichter Mühe besetzt wurden, stimmten in das Frohlocken der Hauptstadt ein. Als aber die Kunde eintraf, daß Vitiges die zerstreuten Gothen von allen Seiten um sich sammle, um mit großer Heeresmacht die verlornen Städte und Landschaften wieder zu erobern, und die Ausbesserung der Stadtmauern und die Errichtung fester Vertheidigungswerke durch Belisar sie überzeugte, daß sie die Beschwerden und Leiden eines Belagerungskrieges zu erdulden haben würden, so verwandelte sich ihre Freude bald in Angst und Sorge. Es dauerte nicht lange, so stand ein gothisches Heer, dessen Zahl auf 150,000 Mann angegeben wird, an dem Tiber und begann, nachdem die milvische Brücke im Sturm genommen worden, in sieben Lager vertheilt, die Belagerung der Stadt. Sie dauerte ein volles Jahr, und der griechische Geschichtschreiber, der als Augenzeuge zugegen war, hat mit Sorgfalt und umständlicher Genauigkeit der Nachwelt berichtet, mit welcher gewaltigen Kraftanstrengung die Gothen bemüht waren, mittelst Sturm- und Belagerungswerkzeugen von wunderbarer Größe und Stärke und mit allen Waffen und Künsten, die ihnen zu Gebote standen, die Stadt zu erobern, und mit welcher Umsicht, Tapferkeit und Geschicklichkeit der byzantinische Feldherr den Stürmen und Angriffen begegnete; wie er selbst die unkriegerischen Römer zur willigen Theilnahme an der Vertheidigung brachte und dadurch die geringe Zahl seiner eigenen Streiter mehrte oder doch die Feinde zur Theilung ihrer

Belagerung Roms durch Vitiges. 537. 538.

Mannschaften nöthigte; wie er die Thatkraft und den Muth des tapfersten Soldaten mit dem klaren Blick eines umsichtigen Feldherrn und mit der Sicherheit und dem entschlossenen Willen des echten Befehlshabers vereinigend den Seinigen als Muster und Leitstern vorleuchtete. Dieser geschickten Führung wie der Unerfahrenheit der Gothen im Belagerungskriege und den großen Schwierigkeiten, welche die weite und hohe Ringmauer den Angreifenden darbot, war es zuzuschreiben, daß trotz der Ueberlegenheit der Gothen an Zahl und trotz der großen Tapferkeit und Todesverachtung, mit der sich die Krieger in den Kampf stürzten, Rom nicht erobert wurde. Die Belagerten schlugen nicht nur die Stürme muthig zurück, wobei selbst die herrlichsten Meisterwerke griechischer Plastik zum Zermalmen feindlicher Krieger über die Mauern gestürzt wurden, sie beunruhigten die Belagerer auch unaufhörlich durch Ausfälle bald in größerer Ausdehnung, bald in kleineren Heerhaufen. Prokopius setzt die Summe der vorgefallenen Gefechte auf siebenundsechzig, und fast immer entschied der Sieg für die Römer; „so viele Vortheile über die größere Anzahl gewährten die besonnenen Anordnungen Belisar's, die Umsicht seiner tapferen Leibwächter, die gewöhnlich den Angriff leiteten, und beim schnellen Vorrücken und Zurückweichen die Gewandtheit der Hunnen, die gut beritten waren und sich des Bogens bedienten, während die Reiterei der Gothen mit Schwertern und kurzen Spießen focht und ihre Bogenschützen, da sie zu Fuße kämpften, sich nur unter dem Schutz der Schwerbewaffneten hervorwagen durften".

Nothstände in Rom. Aber wie erfolgreich immer die äußeren Kämpfe für die Römer sein mochten, mit der Zeit zeigte sich in der Stadt ein Feind, der mit schwerer Hand auf Allen lastete, Hunger und Krankheit. Zwar hatte Belisar mit eifriger Fürsorge Vorräthe aus Sicilien und Campanien herbeischaffen lassen; allein die lange Dauer der Belagerung hatte die Kornspeicher allmählich geleert, und da die Gothen im Besitze des Hafens waren, so war die Verbindung mit der See abgeschnitten. Mit der größten Umsicht suchte Belisar dem zunehmenden Mangel zu steuern; die Frauen, Kinder, Greise und Alle, die nicht bei der Vertheidigung mitwirkten, erhielten Befehl, an der noch freien Seite sich nach Süden zu begeben; die Soldaten wurden in ihren Rationen verkürzt und dafür durch höhere Löhnung entschädigt; das Wasser des Tiber wurde zum Trinken und zum Mahlen des Korns verwendet, da die Gothen die Aquäducte unterbrochen hatten; aber bei dem Allen nahm die Noth der Stadt mit jedem Tage zu und die Römer, „aus ihren Träumen von Größe und Freiheit geweckt", fingen an das Haupt zu senken und ihren früheren Eifer für die byzantinische Herrschaft zu beklagen. Dem Feldherrn gingen Gerüchte von hochverrätherischen Umtrieben zu. Darum verdoppelte er seine Wachsamkeit; mehrere Senatoren von zweideutiger Gesinnung wurden verbannt, der Papst Sylverius, dessen Umtriebe durch glaubwürdige Zeugen und durch seine eigene Unterschrift deutlich an Tag kamen, wurde in das geringe Gewand eines Mönchs gekleidet nach einem fernen Ver-

bannungsort im Morgenlande verwiesen und die römische Geistlichkeit zur Wahl eines neuen Oberhauptes angehalten. Durch einen Simonievertrag wurde auf Veranlassung Antonina's und Theodoren's der Diakon Vigilius auf den päpstlichen Stuhl erhoben.

Belisar hatte mit der Botschaft seiner bisherigen Siege dringende Bitten an Justinian gerichtet, ihn mit Mannschaft und Lebensmitteln zu versehen. Als der Feldherr vernahm, daß Verstärkungen von Unteritalien heranrückten und einige Schiffe mit Geld und Mundvorrath der Hafenstadt Ostia sich näherten, hielt er die Gothen durch kluge Bewegungen und wiederholte Angriffe so lange in Spannung, bis seine Gemahlin und sein Geheimschreiber Prokopius die Truppen und die Zufuhr sicher in die Stadt gebracht hatten. Dadurch wuchs den Römern aufs Neue der Muth, während die Gothen, welche die angelangte Verstärkung für viel beträchtlicher hielten, die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang verloren. Sie baten um Frieden. Aber Belisar verwarf stolz ihre Anträge. Er gewährte ihnen nur eine dreimonatliche Waffenruhe, damit sie ihre Bitten an den Kaiser selbst richten könnten. Kaum hatten jedoch die Gothen im Vertrauen auf den Vertrag die Hafenstadt, wo es ihnen an Lebensmitteln gebrach, verlassen und sich mit ihren Waffengefährten im Lager vereinigt, so besetzte Belisar diesen günstig gelegenen Ort nebst Centumcellä und Albanum und sandte den tapfern und unternehmenden Führer der Isaurier, Johannes, in das Picenische, um die unbewachten Orte, wo die Gothen ihre Frauen, Kinder und Schätze geborgen hatten, zu überfallen. Alles was den Romanen gehöre, sollten sie jedoch verschonen.

Verstärkungen u. Waffenruhe. 537.

Die Gothen, empört über den Treubruch der Byzantiner, machten noch einen letzten Versuch, sich der Stadt zu bemächtigen; ein geheimer Gang in einer der Wasserleitungen sollte ihnen als Eingang dienen; aber auch dieses Vorhaben wurde durch Belisar's Wachsamkeit vereitelt. Da entsank den Gothen, deren Reihen durch Hunger, Krankheit und das Schwert der Feinde bedeutend zusammengeschwunden waren, aller Muth. Sie drangen auf den Abzug, und Vitiges, der mit Sorge vernahm, daß Johannes mit seinen wilden isaurischen Kriegsschaaren alles Land von den Apenninen bis an das adriatische Meer verheere, reiche Beute und unzählige Gefangene nach der von ihm besetzten Stadt Ariminum bringen lasse und seine eigene unzufriedene Gattin, Amalasunta's stolze Tochter, zur Untreue und zur Uebergabe Ravenna's zu verleiten suche, gab den Forderungen seines Volkes Gehör und ordnete den Rückzug an. Im März des Jahres 538 zündeten die Gothen ihre Gezelte an und zogen in Unordnung über die milvische Brücke ab. Aber durch ihre eigene Furcht und Eile gedrängt und von dem nachsetzenden Belisar im Rücken angegriffen erlitten sie noch schwere Verluste. Viele fanden in den Fluthen des Tiber ihren Untergang.

Abzug der Gothen. März 538.

Doch war das abziehende Gothenheer noch so stark, daß Vitiges in die

Vitiges in Ravenna.

haltbaren Städte Etruriens und Umbriens Besatzungen senden und dann zur Belagerung von Ariminum schreiten konnte. Aber auch dieses Unternehmen scheiterte an der Tapferkeit und Geschicklichkeit, mit der Johannes, dem großen Belisar nacheifernd, die Mauern vertheidigte und die Angriffe zurückschlug. Als die kleine Griechenschaar durch Mangel und Verluste schon in der höchsten Noth war, rückte der Eunuche Narses mit siebentausend Mann auserlesener Truppen von Picenum heran, während eine Flotte längs der Küste hinsegelte. Da gab Vitiges die Belagerung auf und zog eilig hinter die Mauern und Sümpfe von Ravenna. Nun fiel auch der größte Theil von Mittelitalien in die Gewalt Belisar's, und das Schicksal des Gothenreiches hätte sich vielleicht noch in demselben Jahre entschieden, wenn nicht durch den Ungehorsam einiger Führer und durch den Hader zwischen dem Oberbefehlshaber und dem Eunuchen Narses, der von dem häuslichen Dienste des Palastes und der Verwaltung des Privatschatzes zum Heerführer emporgestiegen war, die kriegerischen Unternehmungen gelähmt worden wären. Dadurch fand Vitiges Zeit, sich in Ravenna zu verstärken und mit Hülfe der Burgunder die wichtige Stadt Mailand, die heimlich mit Belisar wegen Uebergabe in Unterhandlung getreten war, mit schwerer Züchtigung heimzusuchen.

Burgunder und Franken in Oberitalien. 539. Im Anfang des Krieges hatte Justinian die Franken mit religiösen Gründen auf seine Seite zu bringen gesucht, aber sie hatten sich bisher jeder Einmischung enthalten. Nun gelang es Vitiges, den austrasischen König Theodebert (S. 719) durch Abtretung von Land und durch Geldgeschenke zum Waffenbunde zu bewegen. Er gestattete es, daß zehntausend seiner neuen Unterthanen, der Burgunder, über die Alpen stiegen und die Gothen bei der Belagerung von Mailand unterstützten. Die Einwohner hofften umsonst auf Entsatz; Belisar stand zu weit entfernt und Narses weigerte sich, ihnen zu Hülfe zu ziehen. So wurde die Stadt, als Mangel und Elend den höchsten Grad erreicht hatten, zur Ergebung gezwungen. Die römische Besatzung erhielt freien Abzug und der Bischof Datius, der Urheber der Empörung, entkam „nach der Ueppigkeit und den Ehren des byzantinischen Hofes". Ueber die ganze übrige Stadt dagegen kam Tod und Verderben. Alle erwachsenen Männer (ihre Zahl wird auf 30,000 angegeben) starben durch das Schwert; die Priester wurden an den Stufen ihrer Altäre erschlagen, die Häuser ausgeplündert und dann angezündet, die Mauern dem Erdboden gleich gemacht und die Frauen von den Burgundern in Knechtschaft geführt. Im folgenden Jahre erschien Theodebert selbst an der Spitze eines großen mit Schwert und Streitaxt bewehrten Heeres in Ligurien; Römer und Gothen geriethen in gleichen Schrecken, da der schlaue Franke mit seiner Erklärung, auf wessen Seite er treten wolle, zurückhielt. Denn die Franken, bemerkt Prokop, sind das treuloseste aller Völker. Und in der That griff Theodebert fast gleichzeitig das Lager der Gothen und der Griechen an und benutzte dann beider Flucht, um Ligurien und das Poland mit

Raub und Mord zu überziehen. Genua erlitt dasselbe Schicksal wie im vorhergehenden Jahre Mailand. In Pavia (Ticinum) wurden gothische Weiber und Kinder in den Fluß geworfen, „weil sie, obwohl Christen, noch immer an ihrem alten Glauben festhielten, unheilige Opfer schlachteten und durch Zeichendeuterei die Zukunft erforschten". Bald stellte sich jedoch in dem verödeten Lande Mangel bei dem Heere ein, so daß der dritte Theil dem Hunger und den Krankheiten erlag. Da gab der Austrasier dem Verlangen seines Volkes und den Ermahnungen Belisar's Gehör und führte den Rest mit der Beute über die Alpen zurück. So endete der Feldzug, dessen Andenken durch gallische Münzen verewigt ward.

Bald nach dem Abzuge der Franken ergaben sich Fäsulä und Auximum, wo sich die Gothen lange Zeit tapfer vertheidigt hatten, dem römischen Feldherrn. Bei der Belagerung der letzteren Stadt wäre Belisar beinahe durch einen Pfeil getödtet worden, wenn nicht einer seiner getreuen Leibwächter das Todesgeschoß mit Verlust seiner eigenen Hand aufgefangen hätte. Die Besatzung von Auximum durfte mit der Hälfte ihrer Reichthümer abziehen, aber sie verpflichtete sich, entweder in den Dienst des Kaisers zu treten oder in Frieden sich auf ihre Güter zu begeben. Nun traf Belisar Anstalten zur Belagerung von Ravenna. Justinian, besorgt über einen neuen Krieg, mit dem ihn im Osten der Perserkönig Chosroes bedrohte, war nicht abgeneigt, mit Vitiges einen Frieden einzugehen und ihm das Land jenseit des Po sammt dem Königstitel und der Hälfte des Schatzes zu überlassen; aber Belisar verwarf den Theilungsvertrag und erklärte den Gesandten seinen Entschluß, Vitiges in Ketten zu Justinian's Füßen zu führen. Er wagte es mit dem Muthe eines großen Staatsmannes allein „die Gefahr wie das Verdienst edlen Ungehorsams zu tragen". Er schloß Ravenna, das durch seine feste Lage gegen alle Stürme und Angriffe gesichert nur durch die Gewalt des Hungers bezwungen werden konnte, von allen Seiten ein, um jede Zufuhr abzuschneiden, und bewirkte durch geheimen Verrath, daß die Kornspeicher der Stadt in Flammen aufgingen.

Belisar vor Ravenna. 539.

Die Gothen waren schon längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Unfälle nicht ihrem Mangel an Tapferkeit, sondern der Schwäche und Unfähigkeit ihres Königs zuzuschreiben seien. Voll Bewunderung über die hohen Eigenschaften und Kriegstugenden Belisar's boten sie ihm die Herrschaft Italiens an, wenn er ihr König werden und als würdiger Nachfolger Theoderich's über ein ergebenes Volk und ein reiches und schönes Land regieren wolle. Belisar ließ sich jedoch durch den Glanz eines Diadems nicht blenden; er war ein zu kluger und umsichtiger Staatsmann, als daß er seine Zukunft auf die unsichere Treue eines fremden Volkes hätte gründen und die Rache eines mächtigen Kaisers auf sich ziehen mögen. Dennoch beschloß er, den guten Willen der Gothen und die günstigen Umstände zu seinem und seines Gebieters Vortheil zu nutzen. Ohne sich

Sein Einzug in die Stadt. Dec. 539.

durch Verträge zu binden willigte er scheinbar in ihre Vorschläge und brachte sie dahin, daß sie ihm freiwillig die Hauptstadt Ravenna übergaben. Wie ein Dec. 539. Triumphirender zog hierauf der byzantinische Feldherr durch die Thore der uneinnehmbaren Stadt, während eine mit Lebensmitteln beladene Flotte in den Hafen einfuhr, ein willkommener Gast für die hungernden Einwohner. Mit Staunen und Beschämung blickten die hohen Gestalten der Gothen auf die geringe Schaar kleiner unscheinbarer Krieger, durch deren Waffen und kriegerische Tugenden sie überwunden worden waren, und die stattlichen Frauen übergossen ihre Söhne und Männer mit Hohn und Vorwürfen, daß sie ihre Macht und Freiheit an die winzigen Söhne des Südens verloren hätten.

Belisar's Haltung. Sobald Belisar die Stadt besetzt und sich durch umsichtige Anordnungen gegen jede Empörung sicher gestellt hatte, nahm er im Namen des byzantinischen Kaisers Besitz von Italien und Ravenna. Täuschte er durch diese Loyalität die Erwartungen der Gothen, so war er andererseits bedacht, die Gesetze der Menschlichkeit und Gerechtigkeit walten zu lassen. Vitiges wurde in ehrenvoller Haft gehalten, die Blüthe der gothischen Jugend zum Dienste des Kaisers auserlesen, der Ueberrest des Volkes ohne alle Gefährdung nach den friedlichen Wohnsitzen in den südlicheren Landschaften entlassen, um die Bevölkerung der Hauptstadt zu mindern. Auf die Kunde von diesen Vorgängen ergaben sich die meisten der noch nicht eroberten Festungen in Oberitalien; die gothischen Befehlshaber eilten nach Ravenna, um ihre Huldigungen persönlich darzubringen. Allein anstatt eines Königs fanden sie einen getreuen Unterthanen des byzantinischen Kaisers.

Belisar's Abzug. 540. Wäre der Oberbefehl über Italien in Belisar's Händen geblieben, so würde die Halbinsel mit ihrer romanischen und germanischen Bevölkerung in Kurzem eine ruhige Provinz des byzantinischen Reiches geworden sein. Aber die Verdächtigung neidischer Höflinge über das zweideutige Spiel des Feldherrn blieben nicht ohne Wirkung auf die argwöhnische Seele Justinian's. Mitten in seinem Siegeslauf, noch ehe die gothischen Befehlshaber von Pavia und Verona ihre Unterwerfung erklärt, wurde Belisar abberufen, um, wie die gnädige Botschaft lautete, den Lohn für seine Verdienste aus der Hand des dankbaren Kaisers entgegen zu nehmen und die Ostgrenze gegen die Heere der Perser zu vertheidigen. Denn nur Er sei dieser schwierigen Aufgabe gewachsen; die Ueberreste des gothischen Krieges dagegen könnten durch Bessas und andere geringere Feldherren beendigt werden. Belisar's Machtstellung in Italien und sein eigenmächtiges Auftreten schienen unvereinbar mit der in einer absoluten Monarchie nothwendigen Unterordnung. Und konnte denn nicht im Laufe der Zeit der große Feldherr versucht werden, die ihm von den Gothen angebotene Königskrone wirklich zu ergreifen? Aber Belisar folgte dem kaiserlichen Befehl ohne Zögern. Eben so gehorsam und treu als tapfer schiffte er sich mit der Beute, den Siegeszeichen und den edlen Gefangenen, darunter Vitiges und seine Ge-

mahlin, nach Constantinopel ein, und legte dem undankbaren Herrscher den reichen Schatz des großen Theoderich zu Füßen. Nicht einmal die Ehre eines Triumphes ward ihm zu Theil. Vitiges und seine Gattin wurden mit ehrender Artigkeit empfangen, und da der Gothenkönig sich zur Annahme des athanasianischen Glaubensbekenntnisses bequemte, so erhielt er nebst reichen Erbgütern in Asien den Rang eines Senators und Patricius.

2. Totilas und Narses.

Durch den Abzug Belisar's glaubten die Gothen von dem Vertrage der Unterwerfung entbunden zu sein; denn nur dem Feldherrn, nicht dem byzantinischen Kaiser hatten sie sich ergeben. Die nationale Partei athmete daher wieder frei auf und sammelte die zerstreuten Kräfte, um wenigstens noch Einiges aus dem großen Schiffbruch zu retten. Die alten Volksrechte, die unter Theoderich außer Acht gelassen worden, lebten wieder auf. Die Besatzungstruppen von Pavia und Verona erhoben Ildebald, einen tapfern Feldherrn und Neffen des Westgothenkönigs Theudes, zur Würde eines Heerkönigs, und zogen unter seiner Führung wider die Feinde, die ohne gemeinsamen Befehlshaber und verstimmt über den kargen Sold, den der Rechnungsrath (Logothete) Alexander in Ravenna, ein habgieriger, gewaltthätiger Beamter, ihnen für ihre Gefahren und Wunden zuwies, rathlos und unschlüssig in ihren zerstreuten Heerlagern den Gang der Dinge abwarteten. Nur der Feldherr Vitalius trat mit einer Schaar Heruler dem kleinen Gothenhaufen entgegen, erlitt aber eine Niederlage, in welcher er selbst nur mit Mühe dem Schwerte entrann und der Fürst der Heruler mit dem größten Theile der Seinen umkam. Diese Vortheile, nach so vielen Unfällen der erste Lichtblick, erfüllten die Gothen mit neuem Vertrauen zu ihrem Führer. Aber dieses Vertrauen sollte nur zu bald verschwinden. Die Gemahlin des Uraias, eines Neffen von Vitiges, welche reich angethan und von angesehenem Gefolge umgeben ein Bad besuchte, hatte Ildebald's gering gekleidete Gattin nicht als Königin begrüßt und verächtlich behandelt. Die Gekränkte forderte ihren Gemahl zur Rache auf, und Uraias wurde hinterlistig ums Leben gebracht. Diese ehrlose That entfremdete dem König die Herzen der Gothen, und sie sahen gleichgültig zu, als er von einem seiner Leibwächter, dessen schöne Braut während der Abwesenheit des Verlobten der König einem anderen Gothen vermählt hatte, bei einem Mahle ermordet ward. Als sich Ildebald vom Ruhesitz vorwärts beugte und die Hand nach den Speisen ausstreckte, trennte der Beleidigte das Haupt mit scharfem Schwerte so kräftig vom Rumpfe, daß es zum Schrecken Aller auf dem Tische hinrollte.

Ildebald. 540–541. *541.*

Die durch diese That herbeigeführte Verwirrung benutzten die Rugier, jener deutsche Volksstamm, der seit Theoderich unter den Gothen lebte, ohne sich jedoch durch Zwischenehen mit denselben zu vermischen, um den Erarich (Ehrenreich), einen ihrer Volksgenossen, zum König auszurufen. Aber seine

Der Rugier Erarich. 541.

Herrschaft dauerte nur fünf Monate. Als er heimlich mit Justinian verrätherische Unterhandlungen über die Abtretung Italiens anknüpfte, wurde er von den Gothen erschlagen und Totilas, der tapfere Befehlshaber von Treviso (Tarvisium), Ildebald's Brudersohn, auf den Königsschild erhoben.

Cassiodor. Während dieser Jahre der Verwirrung war es wohl, daß Cassiodor, erschüttert durch die Wechselfälle, die sich in so rascher Folge vor seinen Augen zutrugen, den Entschluß faßte, sich von der Welt zurückzuziehen, und in dem Kloster, das er in der Nähe seiner Vaterstadt Scylacium (Squillace) erbaut hatte, ein beschauliches, der Andacht und den Wissenschaften geweihtes Leben zu führen (S. 704). „Die Ereignisse in den letzten Tagen Theoderich's und die nach dessen Tode eintretenden Unfälle des königlichen Hauses und ganz Italiens hatten schwerlich Jemanden stärker berührt und kräftiger an den Wechsel aller irdischen Größe und Hoheit erinnert, als diesen Staatsmann. Er war Zeuge gewesen von der Hinrichtung des Boethius und Symmachus, seiner vertrauten Freunde, und was vorzüglich verwundete, durch den Beschluß eines Königs, den er liebte und achtete; er hatte den Enkel des Königs in der Blüthe seiner Jugend und mit ihm eine gerechte Hoffnung verwelken sehen; er beweinte in der Mutter des Jünglings eine Fürstin, die ihm durch Liebe zu den Wissenschaften verwandt und eines besseren Looses würdig war; und er sah nicht nur unter Theodahad und Vitiges den Sturm über sein Vaterland, das kaum von den langen, vor Theoderich erduldeten Leiden zu genesen anfing, hereinbrechen, sondern erfuhr auch die Wirkung dieses Sturmes vor vielen Anderen, da ihm, dem ausgezeichneten und gewandten Geschäftsmanne, die hohe und zugleich beschwerliche Würde der prätorischen Präfectur vier- oder fünfmal übertragen wurde. Es ist begreiflich, wie so viele schmerzliche Erfahrungen, die wiederkehrende Bürde eines Amtes, das er unter den obwaltenden bedenklichen Verhältnissen, ohne Tadel auf sich zu laden, nicht ablehnen konnte, die mit der Präfectur häufig wechselnden Geschäfte der Quästur und das Gefühl der vormals freien, nun durch die Bekriegung Italiens gehemmten Wirksamkeit ihn ermüden und mit dem öffentlichen Leben entzweien mußten."

Totilas. 541—552. Erfolge der Gothen. Um die Zeit, da Totilas auf den Königsschild gehoben ward und die zerstreuten Reste der Gothen unter seiner Fahne sammelte, machten die Römer, erschreckt durch die harten Verweise Justinian's, einen nächtlichen Angriff auf Verona. Artabazes, ein kühner Armenier, drang an der Spitze von hundert Kriegern durch das Thor ein, das ein bestochener Wächter ihm geöffnet. Bestürzt und verwirrt flüchtete die gothische Besatzung in die nahen Berge. Als aber das Hauptheer der Griechen durch die Schuld der Führer, die sich über die Theilung der zu erwartenden Beute stritten, nicht rasch genug nachrückte, stiegen die Gothen, als sie beim Grauen des Morgens die geringe Zahl der Feinde erblickten, wieder von ihren Bergen nieder und bemächtigten sich von Neuem der Stadt. Die römische Mannschaft fand größtentheils ihren Tod in den Straßen oder beim Herabspringen über die Mauer. Nur wenige retteten sich zu den befreundeten Truppen. Dieser Ausgang hob in demselben Grade den Muth und das Selbstvertrauen der Gothen, als er die Byzantiner, die den belebenden Heldengeist Belisar's schmerzlich vermißten und unter der Führung von elf zwieträchtigen Feldherren von gleichem Range der nöthigen Zusammen-

wirkung entbehrten, unsicher und zaghaft machte. Während in den früheren Jahren geringe Heerhaufen die überlegenen Streitkräfte des Vitiges überwanden, wurden jetzt im florentinischen Hügellande unweit der Stadt Faventia 20,000 Römer von einer geringen Schaar tapferer Gothen unter Totilas besiegt und in solchen Schrecken gesetzt, daß sie sich in größter Eilfertigkeit nach allen Seiten zerstreuten und hinter den Mauern der festen Städte bargen. Der Gothenkönig verschmähte es, die Zeit mit einzelnen Belagerungskriegen zu vergeuden; von der Ansicht geleitet, daß durch rasche Erfolge im Süden die verlorne Herrschaft über die Halbinsel am sichersten wieder zu gewinnen sei, überstieg er die Apenninen und rückte, an Florenz und Rom vorüberziehend, in das Herz von Italien ein. Benevent wurde erobert und seiner Mauern beraubt; Totilas in Campanien.
das üppige Cumä fiel in seine Gewalt und füllte seine Kasse mit hohen Geld- 543–544.
summen; aber die Frauen der Senatoren, die sich in den Landhäusern oder in den Bädern von Bajä überraschen ließen, durften ungekränkt abziehen. Neapel leistete Widerstand; als aber die Fahrzeuge, die Justinian mit Truppen und Lebensmitteln der bedrängten Stadt zu Hülfe schickte, von Totilas aufgefangen wurden, und der Befehlshaber mit einem Strick um den Nacken an den Fuß der Mauer geführt, mit bebender Stimme die Bürger aufforderte, sich der Gnade des Siegers zu ergeben, standen sie nach kurzer Frist von der Gegenwehr ab und öffneten die Thore.

Der Gothenkönig verherrlichte seinen Sieg durch Treue, Edelmuth und Gerechtigkeit. Er gewährte der Besatzung sichern Abzug, versorgte die hungernden Bürger mit Lebensbedürfnissen und ließ Großmuth und Menschlichkeit walten. In Briefschaften, die er durch arianische Priester in Rom verbreiten ließ, verhieß er dem Senat und Volk Verzeihung alles Vorgefallenen als Preis des Abfalls.

Nach der Eroberung von Neapel besetzte Totilas ungehindert ganz Unteritalien, erhob die öffentlichen Abgaben, legte auf die Einkünfte der Güterbesitzer Beschlag und ordnete Alles so, als sei er Herr des Landes. Mittlerweile verharrten die byzantinischen Feldherren, von ihren widerspenstigen Truppen zurückgehalten, unthätig in ihren Städten, Constantianus in Ravenna, Johannes in Rom, Bessas in Spoletium, Justin in Florenz, Cyprian in Perusia, und andere in anderen Orten. Statt Siege im Felde zu erfechten, unternahmen die Soldaten, durch den unregelmäßigen Unterhalt gereizt, Streifzüge in die benachbarten Orte und Landschaften, entehrten sich durch Erpressung und Gewaltthaten und ergaben sich einem zuchtlosen Leben voll Ausschweifung.

Als Justinian von den siegreichen Fortschritten der Gothen Kunde erhielt, Belisar zum zweiten Mal
warf er sein Auge abermals auf Belisar, der damals, von den Ufern des in Italien. 544. 545.
Euphrats zurückgekehrt, ohne Auszeichnung und in halber Ungnade in Constantinopel lebte, vermischt mit dem Schwarm gewöhnlicher Höflinge. Er übertrug ihm aufs Neue den Oberbefehl in Italien. „Aber dieser Oberbefehl war eine Ehre ohne Macht und Belisar ein Feldherr ohne Heer.“ Die besten

Truppen standen an der persischen Grenze; die Besatzungen in Italien waren demoralisirt und ohne Kriegsmuth und Ehrgefühl; zu Anwerbungen in Thrakien und Illyrien fehlten ihm die nöthigen Geldsummen.

Belisar selbst macht in einem von Prokopius uns erhaltenen Schreiben an den Kaiser von seiner traurigen Lage folgende Schilderung: „Ich bin nach Italien gekommen ohne Mannschaft, Pferde, Waffen und Geld, das heißt, mit nichts versehen, was der Krieg fordert. Während meines Aufenthalts in Thrakien und Illyricum sammelte ich nur wenig Krieger, und diese wenigen sind klägliche Leute, die keine Waffen haben und den Krieg nicht kennen. Der Rest derer aber, die ich hier fand, besteht aus untauglichen, furchtsamen Leuten, die durch häufige Niederlagen entmuthigt sind und den Feind nicht nur absichtlich meiden, sondern sich auch ihrer Pferde begeben und ihre Waffen wegwerfen. Geld aus Italien zu beziehen ist ganz unmöglich: denn es ist in der Gewalt der Feinde, und somit kann ich den Kriegern weder ihren Sold zur gesetzten Frist zahlen, noch ihnen befehlen, denn die Schuld schließt mir den Mund. Auch sollst du wissen, daß ein großer Theil deiner Krieger zu dem Feinde übergelaufen ist. War es dir also blos darum zu thun, mich nach Italien zu schicken, so hast du trefflich für den Krieg gesorgt: denn ich bin mitten unter den Italiern; beabsichtigest du aber die Feinde zu überwinden, so müssen andere Anstalten getroffen werden: denn ohne Soldaten kann Niemand Feldherr sein. Darum schicke mir zuvörderst meine Speerträger und Schildner (Gardisten) und bemühe dich um eine hinlängliche Anzahl Hunnen und andere Ausländer, denen du gehörigen Sold zahlen wirst."

Belagerung von Rom. 545. 546.

Aber selbst dieses nachdrückliche Schreiben, das Belisar durch Johannes, seinen namhaftesten Unterfeldherrn, nach Byzanz sandte, blieb ohne Wirkung. Johannes vernachlässigte über den Freuden und Festlichkeiten seiner Vermählung mit des Kaisers Nichte die Aufträge des Befehlshabers und beförderte dadurch die Fortschritte der Gothen. Während Belisar, unfähig den Feind im Felde zu bestehen, sich nach Dyrrhachium zurückzog, um den erwarteten Verstärkungen näher zu sein, besetzte Totilas Firmum, Asculum, Spoletium u. a. O. und rückte dann vor die Mauern Roms, um die Stadt, welche der habgierige Bessas mit einer Besatzung von 3000 Mann schützte und bedrückte, noch mit den Leiden einer engen Belagerung zu bedrängen. Der Bischof Vigilius hatte in Sicilien Getreide aufkaufen lassen, aber die Schiffe wurden großentheils von den Gothen erbeutet; und was von der Ladung nach Rom gelangte, nahm Bessas in Verwahrung, um es den Reichen zu unerhörten Preisen abzulassen. Bald entstand in Rom die furchtbarste Hungersnoth. Der ärmere Theil der Bürgerschaft fristete sein mühseliges Dasein mit Kleien, Nesseln und gefallenen Thieren; bald hatten auch die Reicheren keine andere Nahrung mehr; wie bleiche Schatten wankten die Einwohner durch die Straßen vor den Palast des Statthalters, verzweiflungsvoll um Brod oder um die Erlaubniß zur Auswanderung flehend. Die schauderhaftesten Auftritte erfolgten; ein Vater stürzte sich vor den Augen seiner fünf hungernden Kinder von der Tiberbrücke herab in den Strom. Die Wenigen, die so glücklich waren, von dem Geize des Befehlshabers die Erlaubniß zum Abzug zu erkaufen, fielen nicht selten unterwegs

kraftlos nieder und endeten ihre Leiden mit dem Tode. Endlich lief Belisar mit Schiffen und Mannschaft im Hafen ein, und seine Erscheinung erfüllte die zagenden Herzen mit einem Strahl von Hoffnung. Und in der That gab der mit eben so viel Kühnheit als Ueberlegung angelegte Kriegsplan zur Befreiung der Stadt Zeugniß von der ungeschwächten Geisteskraft und strategischen Geschicklichkeit des Feldherrn. Trotz der Absperrung des Flusses durch eine starke Kette und Balkenbrücke, deren Enden an beiden Ufern von festen mit Bogenschützen angefüllten Thürmen vertheidigt wurden, hätte Belisar dennoch mittelst seiner kunstvollen Brandschiffe und schweren mit Kriegsmannschaft beladenen Fahrzeuge den Eingang erzwungen, und die Stadt mit Lebensmitteln versorgt, wäre er, wie verabredet war, durch einen rechtzeitigen Ausfall seines Unterfeldherrn Bessas unterstützt worden, und hätte nicht die jugendliche Hitze des im Hafen zurückgelassenen Isaak, der gegen den ausdrücklichen Befehl seine Stellung verließ, um am Kampfe Theil zu nehmen, den Gothen einen Sieg verschafft, eben so ermuthigend für sie selbst als niederschlagend für die Römer. So wurde das Unternehmen durch niederträchtigen Eigennutz und strafbaren Ungehorsam vereitelt. Zum ersten Mal in seinem Leben gerieth Belisar in Verwirrung; er ließ zum Rückzug blasen, um seine Gattin und seine Schätze in Sicherheit zu bringen, unbekümmert um das Schicksal der Hauptstadt, die nun schutzlos der Milde oder dem Grimme des Totilas preisgegeben war. Verdruß und getäuschte Hoffnung wirkten dergestalt auf den Feldherrn ein, daß er in ein gefährliches Fieber verfiel, das ihn dem Tode nahe brachte.

Bald nach dem Abzug Belisar's meldeten vier Isaurier, die heimlich in *Totilas in Rom.* das Gothenlager entronnen waren, dem König, daß die Stadt leicht eingenom- *546. 547.* men werden könne, da weder Soldaten noch Bürger sich um den Wachdienst kümmerten und alle Spannkraft durch Hunger und Entbehrung gelähmt sei. Als sich Totilas von der Wahrheit der Aussage überzeugt hatte, drang er bei nächtlicher Weile durch das asinarische Thor, das ihm die Verräther öffneten, in Rom ein, hielt jedoch bis zum Morgen vorsichtig seine Leute in Reih und *17. Dec. 546.* Glied aufgestellt, um nicht durch einen etwaigen Verrath oder Hinterhalt Schaden zu nehmen. Dadurch erhielt Bessas Zeit mit seiner Mannschaft und einem Theil der Patricier und Senatoren zu entkommen. Und so eilig war die Flucht, daß er seine schmachvoll erworbenen Schätze zurückließ. Totilas war ein schonender Sieger. Mochten auch, während er in der Peterskirche zum Gebete niederkniete, in der Vorhalle einige Soldaten und Bürger durch die ergrimmten Gothen ihren Tod gefunden haben, so wurde doch die Eroberung durch keine Gräuelthaten befleckt. Zwar erlaubte der König seinen Kriegern sich an der Habe der Ueberwundenen zu vergreifen, nachdem die kostbarere Beute für den königlichen Schatz gesichert war; dagegen blieb ihr Leben und die Ehre der Frauen unverletzt. Selbst Rusticiana, die Wittwe des Boethius, eine ehrwürdige Matrone, ging straflos aus, obwohl sie beschuldigt wurde, das Volk zum

Umstürzen der Standbilder Theoderich's aufgestiftet zu haben. Am anderen Tag hielt Totilas eine freundliche Ansprache an seine Soldaten, in der er ihre gegenwärtige Lage mit der früheren verglich und sie zur Ausdauer und Gerechtigkeit ermahnte, und eine scharfe Strafrede an die Senatoren, in welcher er sie nichtswürdige Sclaven schalt, ihnen Undank und Treulosigkeit vorwarf und ihre Besitzungen und Ehren an Fremde zu vertheilen drohte. Doch ließ er sich durch ihre Verzweiflung und die Fürbitte des Priesters Pelagius besänftigen. Er ließ durch römische Gesandte in Byzanz seine Bereitwilligkeit erklären auf Grund des früheren Verhältnisses mit dem Kaiser eine Uebereinkunft zu schließen, für den Fall der Verweigerung mit Verwüstung der Stadt drohend. Als aber Justinian den angebotenen Frieden zurückwies und zugleich der Feldherr Johannes mit einem Haufen barbarischer Söldner in Lucanien einige Landstriche der byzantinischen Herrschaft zurückeroberte, gab der erzürnte König den raschen Befehl, „die öffentlichen Gebäude zu verbrennen und die Stadt zu einer Viehweide zu machen", damit nicht, während er seine Waffen nach Unteritalien trüge, der Feind sich von Neuem darin festsetze. Schon war ein Drittel der Stadtmauer eingerissen, schon trafen die Gothen Anstalten zum Verbrennen oder Abtragen der altehrwürdigen Bauwerke, da traf eine Gesandtschaft von Belisar ein mit einem Schreiben, in dem er den König beschwor, sich doch nicht durch Zerstörung der ehrwürdigen Denkmäler und erhabenen Kunstwerke an der Menschheit zu versündigen. Totilas war nicht taub gegen diese Vorstellungen; er ließ sich bewegen die ewige Stadt zu erhalten „als die Zierde seines Königreiches, als das schönste Pfand des Friedens und der Versöhnung". Aber als er mit seinem Heere abzog, um in Lucanien dem Feinde zu begegnen, führte er die Senatoren und angeseheneren Bürger, deren Sympathien stets dem oströmischen Kaiserthum zugewendet waren, mit sich fort und schickte das übrige Volk, Männer, Weiber und Kinder nach Campanien in die Verbannung, also daß Rom 40 Tage lang einer öden und schauerlichen Einsamkeit überlassen blieb.

Wiederbesetzung Roms durch Belisar. 547. Febr. 547.

Während aber Totilas in Lucanien beschäftigt war und den Johannes nöthigte, hinter einem verschanzten Wall bei Tarent Sicherheit zu suchen, drang Belisar in Rom ein, rief die zerstreuten Einwohner aus der Verbannung zurück und betrieb mit großem Eifer die Wiederherstellung und Befestigung der Mauer und Thore. Erstaunt und ergrimmt eilte Totilas herbei; aber Belisar's Werk war bereits so weit gediehen, daß die Gothen, die im Belagerungskrieg stets unerfahren blieben, drei Tage lang vergebens die Stadt zu erstürmen suchten. Totilas zog sich nach Tibur, in dessen hergestellter Burg er seine Schätze niederlegte, indeß Belisar Rom mit neuen Thoren versah und die Schlüssel dem Kaiser nach Byzanz schickte, als Zeichen, daß er auch in der Bedrängniß vollbringe, was Geschicklichkeit und Muth nur immer vermögen. Unter diesen Kämpfen und Wechselfällen fanden Roms Kunstschätze, Denkmale und Bauwerke

großentheils ihren Untergang, also daß von dieser Zeit an Italiens alte Pracht und Cultur nur noch aus seinen Ruinen sichtbar war.

Seit der Wiederbesetzung Roms strahlte Belisar's Name im alten Glanze, so daß sich Totilas, um den sinkenden Muth der Seinigen aufs Neue zu beleben, auf den kleinen Krieg, auf Streifzüge, Ueberfälle und Hinterlisten beschränkte. Durch nachdrückliche Verstärkungen hätte der unternehmende Feldherr in Kurzem wieder das Uebergewicht erlangen können, aber von dem mißtrauischen und launenhaften Kaiser mit Schiffen, Mannschaft und Geld höchst nothdürftig unterstützt vermochte er mit allem Heldenmuth und aller Kriegskunst nichts Namhaftes auszuführen. Wie in „verstohlener Flucht" zog er an der Küste hin von einem Ort zum anderen, ohne eine entscheidende Feldschlacht wagen zu können. Selbst die letzte Hoffnung, daß die nach Constantinopel entsendete Antonina durch Vermittelung der Kaiserin Verstärkungen erwirken würde, schlug fehl. Theodora war gestorben und Antonina erreichte nichts weiter für ihren Gatten, als die Erlaubniß zur Rückkehr. So verließ denn Belisar zum zweiten Mal den Schauplatz seines Ruhmes, zwar minder glänzend, als in der früheren Periode, da er den gefangenen König vor Justinian's Thron führte, aber in den Augen der Kundigen als vollendeter Meister der Kriegskunst. Nur die Milde und Humanität des Charakters, die in den Tagen des Glücks so herrlich hervorleuchtete, war in den Tagen der Noth von ihm gewichen. Der Krieg wurde auf Kosten der treuen Städte und Unterthanen geführt, und der Habsucht seiner Gattin Antonina kam er willfährig entgegen.

Belisar's Bedrängniß und Rückkehr. 548. 549.

549.

Kaum war der Feldherr nach der byzantinischen Hauptstadt zurückgekehrt, um die Freuden und Ehren zu genießen, die ihm hohe Würden, kriegerische Verdienste und große Reichthümer gewährten, so fiel Rom wieder in die Gewalt der Gothen. Die Besatzungstruppen, durch die Aussicht auf neuen Mangel entmuthigt und durch Zwietracht geschwächt, ergaben sich nach kurzem Widerstande unter ehrenhaften Bedingungen. Die Führer durften abziehen, die Gemeinen traten größtentheils in gothische Kriegsdienste; Alle die an den heiligen Stätten Schutz gesucht, wurden von dem Sieger begnadigt. Und als ob durch die Entfernung Belisar's alle Gefahr entschwunden wäre, erhob Totilas jetzt Rom zum Hauptsitz seines wiedergewonnenen Reiches. Er rief die Senatoren aus der Zerstreuung zurück, sorgte für reichlichen Lebensunterhalt und wohnte im Gewande des Friedens den ritterlichen Spielen im Circus bei. Aber Rom war nur noch ein schwacher Schatten seiner ehemaligen Größe. — Bald fielen auch Rhegium und Tarent in die Gewalt der Gothen, und nun konnte Totilas die Insel Sicilien für ihre Untreue bestrafen; er führte Gold und Silber, Früchte und Vieh hinweg und überließ die Einwohner der Armuth und Verzweiflung. Sardinien und Korsika folgten dem Schicksale Italiens, als der Gothenkönig ein ansehnliches Geschwader mit Kriegsmannschaft an den unvertheidigten Küsten landen ließ; selbst die Insel Korkyra und das gegen-

Totila's Siege. 549. 550.

überliegende Gestade von Epirus, von Nikopolis bis zum altberühmten Dodona, fühlten die Wirkung der neuen gothischen Kriegsflotte.

Neue Kriegsrüstung in Constantinopel. 550. 551. Trotz dieser Erfolge unterließ Totilas nicht, den Kaiser mit Friedensanträgen anzugehen und seine Dienste als Bundesgenosse anzubieten. Aber Justinian schenkte den Boten kein Gehör. Vielmehr bewiesen die großen Anstrengungen, mit denen neue Heere und Flotten ausgerüstet wurden, daß der byzantinische Herrscher, den dringenden Bitten des römischen Bischofs Vigilius und anderer vornehmen Römer nachgebend, den Plan einer Wiedereroberung Germanus. Italiens mit neuem Eifer aufgegriffen habe. **Germanus**, ein Verwandter des Kaisers, der wegen seines Edelmuthes, seiner Treue und seiner ritterlichen Eigenschaften in höchster Achtung stand und als Gemahl von Theoderich's Enkelin Matasunta auch auf die Zuneigung der Gothen rechnen durfte, war zum Befehlshaber der Landmacht ausersehen, während Liberius und nach dessen baldiger Abberufung Artabanes, ein verwegener Mann, dem Justinian kurz zuvor eine ruchlose Verschwörung gegen seinen Thron und sein Leben verziehen hatte, als Flottenführer nach Sicilien segelte. Der Name des Germanus und der Ruf seiner Großmuth lockte Krieger aus allen Gegenden herbei; er selbst bestritt einen Theil der Löhnung aus eigenem Vermögen; Alles versprach den glücklichsten Fortgang; da erlag der Feldherr zu Sardica, wo er seine Truppen 551. musterte, einer Krankheit.

Die byzant. Sache im Steigen. 551. Doch war die bloße Nachricht, daß der Kaiser den ernsten Willen hege, die italische Halbinsel seinem Reiche beizufügen, von solcher Wirkung, daß die Seestädte Ancona, Kroton, Centumcellä, welche die Gothen noch nicht zur Unterwerfung gebracht, mit verdoppeltem Eifer ihre Mauern vertheidigten und daß die Einwohner von Sicilien sich aufs Neue der byzantinischen Herrschaft unterwarfen, als Artabanes auf der Insel landete und die schwachen gothischen Besatzungen zum Abzug nöthigte. Diese Zuversicht auf den endlichen Sieg des Kaisers wurde noch bedeutend erhöht, als eine Seeschlacht im adriatischen Meere unfern der bedrängten Küstenstadt Ancona sich nach hartnäckigem Kampfe zu Gunsten der Römer entschied, die den Vortheil größerer Uebung und Segelfertigkeit auf ihrer Seite hatten.

Narses. Um die Zeit da der Glücksstern der Gothen in der appenninischen Halbinsel sich zu neigen begann, trat an die Spitze der byzantinischen Streitmacht ein Feldherr, der an Tapferkeit und Kriegstalent dem Belisar kaum nachstand, und ihn an Staatsklugheit und Charakterstärke weit übertraf. Es war derselbe **Narses**, der schon früher unter Belisar an den italischen Feldzügen Theil genommen. Ein Verschnittener von kleinem Wuchse und schwachem Körper hatte Narses seine Jugend in der Besorgung des Haushalts und im Dienste weiblicher Ueppigkeit und unter weiblichen Beschäftigungen zugebracht, aber dabei die Gaben eines kräftigen und hellen Geistes geübt und ausgebildet. Ohne wissenschaftliche Bildung und in der Redekunst unerfahren, besaß er dennoch

einen klaren umfassenden Verstand und gewandten Ausdruck; und wenn sein Amt als Kämmerling und Schatzmeister des Kaisers ihn in die höfischen Künste, in die schlüpfrige Bahn der Intrigue und Schmeichelei einführte, so gab das Leben im Lager und im Felde ihm Gelegenheit, sich praktische Kenntniß vom Kriegswesen zu erwerben und die ihm angebornen Gaben der Geistesstärke, des Muthes, der Entschlossenheit auszubilden. Dieser Mann wurde jetzt von Justinian ausersehen, die Eroberung Italiens zu vollenden, die der erste der römischen Feldherren unvollständig hinterlassen hatte. Er unterzog sich der großen Aufgabe, aber erst als man ihn in den Stand gesetzt hatte, die für das Unternehmen erforderliche Heeresmacht zu sammeln und mit hinreichenden Geldsummen zur Ausrüstung von Schiffen und zur Beschaffung von Vorräthen versehen.

Justinian bewilligte dem gewandten Höfling mit freigebiger Hand, was er dem Belisar nur zögernd und spärlich gewährt hatte, so daß Narses, dessen bekannte Großmuth einen verlockenden Zauber übte, bald im Besitze einer der Majestät des Reiches und der Größe des Unternehmens würdigen Kriegsmacht war. Zu den Truppen des Germanus, die bei Salona unter den Waffen standen und den tapfern Johannes zum Befehlshaber hatten, kamen noch 2500 edle Langobarden nebst 3000 bewaffneten Kriegsknechten, die ihm der König Audoin zusandte, ferner 3000 wohlberittene Heruler unter ihrem Fürsten Philemuth und auserlesene Schaaren streitbarer Hunnen und Gepiden; auch Lobades, der Neffe des Perserkönigs, schloß sich mit einem Heerhaufen treuergebener Waffengefährten dem Zuge an, und viele Veteranen und Freiwillige aus dem Reiche selbst widmeten ihre Dienste einem Feldzuge, der Ehre und Beute verhieß. Seine Kriegsmacht.

Als Narses in Salona seine Kriegsmacht vereinigt hatte, wollte er zu Lande über Venetien nach Ravenna ziehen, wo noch griechische Besatzung lag. Aber hier stellten sich ihm unüberwindliche Hindernisse entgegen: nicht allein, daß die Franken, die einen großen Theil des Landes in Besitz hatten, dem Heere den Durchgang versagten, weniger wohl aus Feindschaft gegen die Langobarden, die kaiserlichen Hülfstruppen, wie sie angaben, als aus Besorgniß um ihr eigenes erobertes Gebiet; Tejas, der tapfere Feldherr des Totilas, hatte auch mit dem Kerne der gothischen Streitkräfte eine feste Stellung bei Verona eingenommen und das umliegende Land durch Fällung der Wälder und durch Ueberschwemmungen unwegsam gemacht. Narses war in Verlegenheit; aber einer seiner Führer fand einen Ausweg. Während das Heer behutsam an der befreundeten Meeresküste vorrückte, segelten mehrere größere Schiffe mit einer Anzahl Kähne voraus, welche dann an den Mündungen der Flüsse, die nordwärts von Ravenna sich in die Adria ergießen (Timavus, Brenta, Etsch und Po), zu Schiffbrücken verbunden wurden. So gelangte Narses nach Ravenna. Hier gönnte er dem Heere eine neuntägige Erholung und rückte dann an Ariminum (Rimini) vorüber landeinwärts nach der flaminischen Narses zieht in Ravenna ein. 552.

Straße, um durch eine Hauptschlacht dem Kriege möglichst bald eine entscheidende Wendung zu geben.

Schlacht bei Tagina. Juli 552. Dieser Plan stimmte auch mit Totilas' Wünschen überein. Denn bei den offenkundigen Sympathien des Klerus und Volkes von Italien für die byzantinische Herrschaft konnte er sich nur durch rasche Fortschritte gegen Abfall und Verrath sicher stellen. Daher war er bei der Nachricht von dem Anrücken des oströmischen Heeres schnell von Rom nach derselben Richtung aufgebrochen. Am Fuße der Apenninen bei dem Dorfe Tagina, da wo einst die Römer im Samniterkrieg einen entscheidenden Sieg erfochten und noch viele Leichenhügel die „Brandstätte der Gallier" bezeichneten, kamen die Heere einander nahe. Narses ließ den Gegner auffordern, die Waffen niederzulegen und Justinian's Herrschaft anzuerkennen. Die Antwort war die Festsetzung der Schlacht auf den achten Tag. Aber Narses, eine Kriegslist argwöhnend, besetzte in der folgenden Nacht einen Hügel, der die ganze Gegend beherrschte. Totilas versuchte am nächsten Morgen vergebens den Feind von dem günstig gelegenen Posten zu vertreiben und die Anhöhe zu erstürmen; der Angriff scheiterte und die dort gelieferten Kämpfe dienten als Vorspiel zur allgemeinen Schlacht. Der größte Theil des Morgens ging ohne wichtige Gefechte vorüber: Totilas, benachrichtigt, daß eine Verstärkung von 2000 Reitern auf dem Marsche zu ihm sei, zögerte mit dem Angriff; er ritt in glänzender Rüstung, sein Roß kunstreich tummelnd und den Speer schwenkend, vor der Linie der Seinen auf und nieder. Die allgemeine Spannung der beiden in Schlachtordnung aufgestellten Heerkörper wurde nur durch einen Zweikampf getheilt, in welchem ein großer herausfordernder Gothe von einem kühnen Römer erlegt ward, ein Ausgang, der in den Reihen der Byzantiner als glückverheißende Vorbedeutung galt. Nachdem die erwartete Verstärkung eingetroffen war und beide Heere das Frühmahl genommen, ohne die Waffen abzulegen oder aus Reih und Glied zu treten, vertauschte Totilas seine goldene Rüstung mit der Tracht und den Waffen eines gemeinen Kriegers und gab das Zeichen zur Schlacht. Die gothische Reiterei, die vor dem Fußvolk aufgestellt war, ging mit mehr Muth als Vorsicht rasch voran, sah sich aber bald von den beiden Hörnern des Halbmondes, zu welchem sich die feindliche Schlachtreihe auf Narses' Befehl ausgedehnt hatte, mit einem Pfeilregen überschüttet, gegen den ihre Speere nichts auszurichten vermochten. Trotz dieses ungleichen Kampfes leisteten die Gothen tapfern Widerstand, bis der Abend hereinbrach. Da aber gerieth die Reiterei, überall gedrängt und durchbrochen, in Unordnung und stürzte sich in solcher Hast und Verwirrung auf das rückwärts stehende Fußvolk, daß dieses sich ebenfalls auflöste und die Flucht allgemein ward. 6000 Gothen blieben auf dem Schlachtfelde von Tagina. Selbst die Gefangenen und solche, die sich ergeben hatten, fielen als Opfer des Grimmes. Mit fünf Gefährten, so berichtet Prokop, floh Totilas feldeinwärts; aber Asbad, vom Stamme der Gepiden, holte ihn ein und durch-

Niederlage und Tod des Totilas.

bohrte ihn rückwärts mit dem Speere. Zum Tode verwundet wurde der Gothenkönig von seinen Getreuen nach einem etliche Meilen entfernten Landhaus gebracht. Hier starb Totilas wenige Stunden nachher, ein tapferer Krieger und ein edler Fürst. Er hatte wenigstens den Trost, daß seine letzten Augenblicke nicht durch den Anblick der Feinde verbittert wurden. Ein gothisches Weib brachte den Römern die Todeskunde; aber sie glaubten nicht eher an die Vollständigkeit ihres Sieges, als bis sie die Leiche geschaut. Dann gönnten sie dem unglücklichen König das armselige Grab, in das ihn die trauernden Gefährten gesenkt hatten. Sein mit Edelsteinen verzierter Helm und sein blutiges Gewand wurden dem byzantinischen Kaiser von den Siegesboten zu Füßen gelegt.

Nachdem der siegreiche Eunuche der gebenedeiten Jungfrau, seiner besonderen Beschützerin, seinen Dank dargebracht, verabschiedete er die Langobarden, die sich durch Brand, Raub und wilde Kriegsfrevel geschändet, und gab dem Unterfeldherrn Valerian, der sie mit einer ansehnlichen Mannschaft an die Grenze geleitete, den Auftrag, die Festung Verona in Besitz zu nehmen. Aber die Franken erhoben Ansprüche auf die Stadt und nöthigten Valerian zum Abzug. Während er sich am Po aufstellte, um die Bewegungen des Tejas, den die Gothen in Pavia auf den Königsschild gehoben, zu beobachten, rückte Narses auf Rom los. Nirgends stieß er auf Widerstand. Narnia, Spoletium, Perusia ergaben sich, und nach kurzer Frist lagerte er sich mit dem Heere unter den Mauern der alten Hauptstadt. Die Besatzung war zu einer erfolgreichen Vertheidigung viel zu gering. Indeß die Gothen den einen Theil der weiten Umfangsmauer schützten, erstürmten die Römer die entgegengesetzte Seite und drangen durch die geöffneten Thore in die Stadt ein. In ihrer Bedrängniß suchten die gothischen Streiter Schutz in dem Grabmal Hadrian's, welches Totilas mit einer besondern Mauer umgeben und zu einer Festung umgeschaffen hatte. Aber nach kurzer Frist übergaben sie auch diese Zufluchtsstätte dem siegreichen Feinde, sich nur Schonung ihres Lebens ausbedingend. So wechselte Rom zum fünften Male unter Justinian's Herrschaft den Gebieter, und jedes Mal hatte die Bürgerschaft schwere Drangsale zu erleiden. Die barbarischen Bundesgenossen des Narses übten rücksichtslos die Rechte der Eroberer, und die Gothen in Pavia tödteten aus Rache 300 Jünglinge aus den edelsten Familien, die als Geiseln über den Po gesendet worden waren, und alle Senatoren und Patricier, die sich noch in den Städten Campaniens befanden, wurden unbarmherzig niedergemacht. Von diesem Schlage erholte sich der römische Senat, einst eine „Versammlung von Königen", nie mehr. Die geringen Reste, die dem allgemeinen Verderben entrannen, verbrachten ein Leben in Armuth und Dunkelheit.

Narses erobert Rom. 552.

Mittlerweile hatte Tejas in Pavia die Reste der Gothen um sich gesammelt und mit den daselbst verwahrten Schätzen neue Kriegsrüstungen gemacht.

Die Kämpfe am Sarnus. 552.

Als er aber hörte, daß sein Bruder Aligern, der in dem alten Cumä den noch übrigen Königsschatz hütete, von Narses eingeschlossen und bedrängt werde, und seine Hoffnung, die Hülfe der Franken zu erflehen oder zu erkaufen, an der Treulosigkeit und Selbstsucht des Königs Theodebald scheiterte, da faßte er den kühnen Entschluß durch das feindliche Land nach Unteritalien zu ziehen. Mit merkwürdiger Kühnheit schlich er sich auf geheimen Wegen längs der adriatischen Küste hinab, die Wachsamkeit der römischen Führer täuschend, und schlug am Ufer des Sarnus, der vor Nuceria in die Bucht von Neapel strömt, sein Lager auf, im Angesicht der Feinde, welche die andere Seite des schmalen aber tiefen und reißenden Flusses besetzt hielten. Hier kämpften die Gothen, geschützt durch das steile, abschüssige Ufer und von der See her mit Nahrungsmitteln versehen, sechzig Tage lang wider die Römer. Erst als es dem Eunuchen gelang, die feindlichen Getreideschiffe durch den Verrath des Führers in seine Gewalt zu bringen und die ermüdeten Gegner von den neuerrichteten Thürmen aus durch Wurfgeschosse unaufhörlich zu beunruhigen, da nahte die letzte Stunde der Entscheidung. Umsonst besetzte Tejas mit seiner Schaar die Höhen des nahen „Milchberges", um den feindlichen Bogenschützen zu entgehen; Mangel an Nahrung brachte sie bald in solche Noth, daß sie beschlossen, lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben als dem Hungertode zu erliegen. Muthig

Heldenkampf und Tod des Tejas.

stiegen sie den Berg herab, ließen ihre Pferde laufen und begannen einen Kampf, dessen Beschreibung bei Prokopius mehr einem Schlachtgemälde der Ilias oder des Nibelungenliedes als einer historischen Darstellung gleicht. Der König selbst leuchtete an Tapferkeit und Todesmuth Allen voran, so daß der griechische Geschichtschreiber versichert, er habe keinem der alten Heroen nachgestanden. In der Rechten das Schwert, in der Linken den Schild schritt er den Seinen voran, Tod und Verderben um sich verbreitend. Zahllose Wurfgeschosse waren auf ihn gerichtet, weil die Römer glaubten, daß mit seinem Falle die Schlacht zu Ende sein würde; aber er fing sie alle mit seinem großen Schild auf und stieß die Anrückenden nieder. Schon starrte sein Schild von zwölf eingedrungenen Speeren, so daß das Gewicht ihm lästig ward; da rief er, ohne seinen Platz zu verlassen oder den Kampf einzustellen, seinen Waffengefährten zu, ihm einen frischen Schild zu reichen. Man willfahrte ihm. Aber in dem Augenblick, als während des Wechsels seine Brust entblößt war, wurde er von einem feindlichen Speer durchbohrt; er stürzte nieder und bedeckte mit seiner Leiche die Stätte, wo er so heldenmüthig gestritten. Sein Haupt wurde vom Körper getrennt und auf einer Lanze umhergetragen, damit bei dessen Anblick den Römern der Muth wachse, den Gothen die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage

Auflösung des Gothenheers.

desto klarer werde. Aber die germanische Waffenehre gebot den Kampfgenossen, dem Kriegsfürsten nicht nachzustehen an Tapferkeit und seinen Tod nicht zu überleben. Und so setzten sie denn die Schlacht fort, bis die Nacht hereinbrach und die Streitenden trennte. Doch wurden Waffen und Kriegskleid nicht ab-

gelegt, damit bei Anbruch des neuen Lichtes der Kampf sogleich wieder beginnen könne. Auch den ganzen zweiten Tag dauerte die Schlacht ungeschwächt fort; Tapferkeit und Erbitterung schienen mit der Zeit zu wachsen. Erst am dritten Morgen, als die angesehensten Führer gefallen und die Kräfte der Ueberlebenden durch Mangel an Wasser und Nahrungsmitteln erschöpft waren, da erboten sie sich vom Kampf abzulassen, wenn man ihnen freien Abzug gewähre. Auf den Rath des Johannes willigte Narses in die Bedingung, theils in Anerkennung ihrer Tapferkeit, theils, um nicht seine eigenen Krieger der Wuth von Verzweifelten aufs Neue preiszugeben. So wurde ihnen denn freigestellt, entweder in die kaiserlichen Heere einzutreten oder mit ihrer Habe wegzuziehen und sich ein neues Vaterland zu suchen. Eine kleine Schaar von tausend Mann brach sogleich auf und zog über den Po nach Pavia; die übrigen verloren sich unter den Völkerschaften Italiens oder in fernen Gegenden.

Die letzten Kämpfe. 553.

Mit dem Tode des Tejas war indessen der Gothenkrieg noch nicht zu Ende; sein heldenmüthiges Beispiel feuerte vielmehr zur Nacheiferung an. In Lucca und in den Städten jenseit des Po lagen gothische Besatzungen, die noch im Widerstand beharrten und abermals die Hülfe der Franken und anderer germanischen Völker anriefen; und in den festen über unterirdischen Gewölben und Höhlen aufgebauten Mauern Cumäs vertheidigte Tejas' Bruder Aligern, der stärkste und geschickteste Bogenschütze, mit einer tapfern und getreuen Gothenschaar den verborgenen Königsschatz. Aber Narses überwand auch den letzten Widerstand, mehr durch Großmuth als durch Waffen. Aligern zog die Freundschaft des Feldherrn und die Gnade Justinian's dem Bunde mit den treulosen Franken vor und übergab die Felsenstadt Cumä den Griechen, und Lucca stand endlich von dem hartnäckigen Widerstande ab, gewonnen durch die Milde und Großmuth des Eunuchen, welcher freiwillig die Geiseln den zitternden Einwohnern zurückstellte. Nun beherrschte Narses alles Land vom Südufer des Po bis zur Straße von Messina und nahm abwechselnd seinen Wohnsitz in Ravenna und Rom.

Kriegszug der Franken und Allemannen in Italien. 553. 554.

Im nächsten Frühjahr brauste jedoch ein neuer Kriegssturm über die Halbinsel herein. Der schwache Frankenkönig Theodebald hatte den Gothen jeden Beistand versagt; aber die kriegerischen Großen seines Volkes zürnten, daß das schöne Land den germanischen Volksgenossen entrissen und der Herrschaft der Oströmer unterworfen werden solle. Sie verbanden sich daher mit den alemannischen Kriegerschaaren, die unter der Führung ihrer Herzöge Lothar (Leutharis) und Butilin (Buccelinus) von den rhätischen Alpen in die Po-Ebene niederstiegen, um im Anschluß an die gothischen Volksreste den Byzantinern den Raub wieder zu entreißen. 75,000 Deutsche zogen von Mailand aus südwärts, überschritten den Po und überfielen in Parma die Heruler, welche unter ihrem Stammfürsten Fulcaris die Vorhut des römischen Heeres bildeten. Der Führer selbst erlag den Streichen der aus einem Hinterhalt hervorstürzenden Feinde. Er

wollte lieber sterben als durch die Flucht gerettet das zürnende Angesicht des Narses ertragen. Raubend durchzogen hierauf die Germanen das etruskische Land. An der Grenze von Samnium theilten die Brüder ihre Streitkräfte. Während Butilin mit dem rechten Flügel in Campanien und Lucanien einrückte, griff Lothar auf der linken nach der Beute von Apulien und Calabrien. Erst die äußerste Landesspitze im Süden setzte dem Zerstörungszug Grenzen. Nicht einmal die Kirchen wurden von den heidnischen Alemannen verschont; geweihte Gefäße, goldene Kelche und kostbare Reliquienschreine galten als werthvolle Beute, und die Altäre und heiligen Räume wurden mit Mord und Blut befleckt. Narses ließ den ersten Sturm dahinbrausen, in der richtigen Voraussicht, daß Klima, Unmäßigkeit und Zwietracht bald die feindlichen Reihen lichten würden, machte aber unterdessen umfassende Kriegsrüstungen. Seine Berechnung täuschte ihn nicht. Während Lothar, nur den Eingebungen seiner Habsucht folgend, längs der Küste des adriatischen Meeres zurückkehrte, um seinen Raub in Sicherheit zu bringen, dem Bruder baldige Rückkehr versprechend, bezog Butilin, von der stolzen Hoffnung getragen, als germanischer Heerkönig gleich Theoderich und Totilas über Italien herrschen zu können, ein festes Lager bei Casilinum am Volturnus, der Rückkehr seines Bruders entgegenharrend. Aber dieser war bereits mit dem größten Theile seiner Truppen im Venetianischen den Wirkungen des ungewohnten Klimas und der unmäßigen Lebensweise erlegen, als Narses mit seinem gekräftigten und geübten Heere nach Campanien aufbrach. Zwar waren die Alemannen und Franken den Oströmern an Zahl weit überlegen; aber während dort Ungestüm und wilde Kampfwuth die Krieger vorwärts trieb, herrschte hier Besonnenheit und verständige Ueberlegung. Ruhig ließ Narses die Heersäule der Germanen in Keilform geordnet seine lange Schlachtreihe durchbrechen, um sie dann von der Seite und im Rücken durch seine Reiter und Bogenschützen zu bedrängen. Gegen solche Feinde und Waffen waren die Franken und Alemannen, die zu Fuße im leichten Kriegskleide mit Schwert und Streitaxt fochten, fast wehrlos, daher auch die Schlacht mit einer furchtbaren Niederlage endigte. Nur fünf sollen dem Untergange entronnen sein; die anderen alle, unter ihnen der Heerführer selbst, deckten das Schlachtfeld oder füllten mit ihren Leichen den Fluß Volturnus. In den Reihen der Römer erwarben der Gothenfürst Aligern und der Anführer der Heruler den Preis der Tapferkeit. Nach der Schlacht zog Narses als Sieger und Herr in Rom ein, der verödeten Hauptstadt zum letzten Male das Bild eines Triumphes gewährend. Die Waffen und Schätze der Gothen, Franken und Alemannen wurden zur Schau gestellt, während die Soldaten, Blumengewinde in den Händen, Hymnen zu Ehren des Siegers sangen. Eine Schaar von 7000 tapfern Gothen, die sich unter der Führung eines Hunnen noch einige Monate in dem festen, mit allen Bedürfnissen reichlich versehenen Bergschloß Campsa in Samnium hielten, ergaben sich im nächsten Frühjahr, nach dem

Ihre Niederlage am Volturnus. Frühling 554.

Ausgang des Gothenkriegs. 555.

Fall ihres Anführers, freiwillig dem byzantinischen Feldherrn, der ihnen Schonung ihres Lebens versprach und sie nach Constantinopel abführen ließ. So endete das Reich der Ostgothen nach einem zwanzigjährigen großartigen Kampfe; dem schönen Italien aber, das während dieser unheilvollen Jahre von Völkern der verschiedensten Herkunft und Natur verwüstet und durchplündert wurde, hat der lange Krieg Wunden geschlagen, von denen es sich nie wieder erholte. Die alte Welt mit ihrer Kunst und Herrlichkeit, mit ihrer Cultur und mit den Denkmalen und Erinnerungen ehemaliger Größe war unter den Wechselfällen des Gothenkrieges in Schutt und Trümmer gesunken. Die Völker Italiens hatten die Eroberung des Landes durch die verwandten Oströmer gewünscht und gefördert, weil sie es in ihrem Hochmuthe nicht verschmerzen konnten, daß eingewanderte „Barbaren" häretischen Glaubens über sie herrschten, sie von der Führung der Waffen ausgeschlossen und zu dem Stande wehrloser Schützlinge erniedrigt hatten. Aber sie hatten keine Ursache sich zu freuen, „daß der mächtige Kaiser die heilige Roma erlöst habe, und daß ihm Gott darum den Sieg verliehen, weil er so fromm war und jede Ketzerei unerbittlich bekämpfte": sie mußten die neue Herrschaft mit der Verödung ihrer Felder, mit der Verwüstung ihrer Städte, mit dem Ruin ihres Wohlstandes erkaufen. Das byzantinische Italien war nur noch ein Grab der Vergangenheit. Zustand Italiens.

c. Die Grenzvölker.

1. Der Norden und Osten.

Wir haben gesehen, wie gering die Streitkräfte waren, welche dem Belisar im vandalischen und gothischen Krieg zu Gebote standen. Die Ursache davon lag, abgesehen von dem Mißtrauen, mit dem der Kaiser das Waffenglück seines Feldherrn fortwährend betrachtete und das in der Furcht vor der Möglichkeit eines Abfalls und einer selbständigen Königsmacht des hochgestellten Mannes seine Quelle hatte, hauptsächlich in der Nothwendigkeit, die Grenzen im Norden und Osten gegen kriegslustige und räuberische Völker zu vertheidigen und zu dem Behuf beträchtliche Besatzungsheere daselbst zu unterhalten. Außer den Langobarden und Gepiden, von denen später die Rede sein wird, wurden die Länder an der Niederdonau und am schwarzen Meer von barbarischen Völkern heimgesucht, welche unter den Gesammtnamen der Bulgaren und Slaven oder Slovenen zusammengefaßt werden mögen, wenn gleich unter diesem gemeinschaftlichen Namen viele einzelne Stämme mit eigenen Oberhäuptern verborgen lagen, die bald in lockeren Bundesverhältnissen sich bewegend, bald auf eigene Hand in den weiten Ebenen und Steppen jener Gegend auf und nieder wanderten, aber darin einig, daß sie die Einfälle in die römischen Grenzländer und die Bekriegung des Reiches als gemeinsames Lebensziel verfolgten. Die Bulgaren (Wolgavolk), ein tatarischer Volksstamm, seit Jahrhunderten an 1. Bulgaren und Slaven.

der Wolga und am Ural seßhaft, waren allmählich südwärts gezogen und hatten sich zwischen Don und Dniepr niedergelassen. Ein streitbares Hirten- und Reitervolk gleich den Hunnen, deren Reste großentheils in ihnen aufgingen, theilten die Bulgaren ihr einförmiges Dasein zwischen der Wartung ihrer Roß- und Lämmerheerden und den Raubzügen nach Süden und Westen. Der allgemeinen Völkerbewegung folgend rückten sie dann im Laufe der Zeit bis an die Ufer der Niederdonau vor, worauf der tatarische Stamm der Chazaren in ihre ursprünglichen Wohnsitze einwanderte. — Neben den Bulgaren und zuweilen in denselben Ländern begegnet man auch den Slovenen und ihren Stammesgenossen, den Anten. Prokopius schildert sie als ein großes, kräftiges Geschlecht von nicht sehr weißer Hautfarbe und hellbraunem Haar. Schmutzig und unordentlich lebten sie in elenden zerstreut umherliegenden Lehmhütten in einfacher Gemeindeverfassung ohne monarchisches Oberhaupt mit patriarchalischen Sitten und eifersüchtig über die Erhaltung ihrer wilden uneingeschränkten Freiheit wachend. Sie seien gutmüthig, versichert er, von schlichter Gesinnung und Gemüthsart, milde gegen Fremde und Gefangene und treu in der Ehe. „Wenn sie zur Schlacht gehen, schreitet der große Haufen zu Fuß voran; sie tragen kleine Schilde und Wurfspieße, legen aber keinen Panzer um. Manche haben nicht einmal ein Obergewand, sondern ziehen nur um die Lenden gegürtet gegen den Feind aus." Die weiten Ebenen gewährten Futter für ihre zahlreichen Heerden und Korn zu ihrem eigenen Unterhalte in hinreichender Menge. Ihre Religion war ein einfacher Naturdienst ohne den Glauben an ein waltendes Schicksal. Als höchsten Gott verehrten sie den unsichtbaren Herrn des Donners und Blitzes, von den russischen Slaven Perun genannt, mit Opfern und Gelübden. Sein Bild von Holz geschnitzt, mit silbernem Haupte und goldenem Schnurrbart, stand bei Kiew auf einem Hügel, in Nowgorod am Flusse Wolchow. Ewig brannte vor ihm ein Opferfeuer, und um seine Gnade zu erflehen oder seinen Zorn zu besänftigen schlachteten ihm seine Verehrer Menschen und Thiere. Den Flußgöttern und den übrigen Naturmächten nahten sich die Slaven mit geringerer Furcht und freudigerem Gemüthe.

Sitten und Lebensformen der Slaven.

Die Slaven, berichtet ein neuerer Schriftsteller (Strahl), lebten unter mancherlei Namen in dem weiten Raume zwischen dem baltischen, adriatischen und schwarzen Meere, getrennt von einander, in einsamen Hütten, am liebsten in Waldungen und bei Bächen, an Flüssen und Seen, woher viele ihrer Namen, in unthätiger Ruhe und roher Sitteneinfalt, unbekannt mit den schönen das Leben schmückenden und erheiternden Künsten, mit Gleichmuth und Geduld dem rauhen Himmel trotzend und durch Jagd, Viehzucht und Ackerbau ihr einförmiges Leben in schmutziger Armuth fristend. Ihr röthliches Haar, starker Körperbau und hoher Wuchs, ihre Tapferkeit, ihr unbändiger Freiheitssinn und ihr Abscheu vor Städten und begrenzten Wohnungen erinnern an Tacitus' Germanen; doch Sprache und Sitten, Religion und Gebräuche waren bei beiden Völkern ganz verschieden. Kein gemeinschaftliches Oberhaupt verband die einzelnen Stämme zu einem Ganzen, Jeder folgte entweder der altgewohnten Sitte oder

dem in stürmischer Versammlung gefaßten allgemeinen Beschlusse; der Rath des erfahrungsreichen Alters ward in Sachen wichtiger Ueberlegung gern vernommen und oft befolgt; Geburt und fremdes Verdienst gaben aber weder Rechte noch Ansprüche auf Vorzug. Heilig übten sie das Recht der Gastfreundschaft und gewährten Sicherheit dem Gast; treue Gattenliebe zierte das eheliche Band, und mit Kampfspielen (Trisnas) oder gar durch freiwilligen Tod ehrte der Hinterlassene das Andenken des verstorbenen Helden, Freundes oder Gatten. Der Mord ward durch Blutrache gesühnt. Mit wilder Leidenschaft stürzten sie sich in den Kampf, gleich allen Barbaren, in ungeordneten Haufen, selten einem allgemeinen Heerführer oder wohlüberlegten Plane folgend, nur einzeln geharnischt, mit mancherlei Waffen, als Bogen, vergifteten Pfeilen, Schleudern, Lanzen, Schwertern und Schilden ausgerüstet, kühn und verwegen im Angriff, tapfer in der Gegenwehr und feig auf der Flucht. Sie fochten zu Fuß und zu Pferd; durch Heldenthaten errang sich der Einzelne Ehre, Macht und Ansehen, und ihm fiel eine größere Zahl der Kriegsgefangenen zu, die als Knechte dienen mußten, doch oft milder Behandlung sich erfreuen konnten, nicht selten ihre Freiheit wieder erhielten und in ihr Vaterland zurückkehren durften.

Lange trennte der Dniestr die Wohnsitze beider Stämme. Westwärts von demselben bis zu den Gebirgen saßen zwischen Sümpfen und Wäldern die „Slavini"; ostwärts bis zum Dniepr die „Antes" längs der Küste des schwarzen Meeres. Von den Kämpfen der Byzantiner mit den letzteren gibt der Siegername „Anticus", der in den Titeln des Kaisers prangte, Zeugniß. — Andere Stämme slavischer Abkunft wohnten im weiten Bogen an den waldbedeckten Höhen der Karpaten, von wo aus einzelne Aeste, durch die großen Völkerzüge gedrängt und mit asiatischen Hordenschwärmen verbunden, sich dem Strome der Weichsel entlang nach Norden ausdehnten und mit ihren Stammesgenossen den Wenden oder Winden in den waldbedeckten, sumpfigen Ebenen am Wolchonskiwald, und den Aesten sammt ihren Blutsverwandten, den Porussen und Letten, an den Küstenlandschaften der Ostsee zu einem Volksganzen sich vereinigten. Im Westen an die Germanen, im Norden an die Finnen und im Osten an die zahllosen Hirtenstämme grenzend, welche das Alterthum unter dem Namen der Skythen und Sarmaten zusammenfaßte, fanden die Slaven bei dem unaufhörlichen Drängen der Völker nach Mittag und Abend bald Raum und Gelegenheit zu neuen Wanderungen und Ausbreitungen. Während die Einen, die sich unter den schweifenden Hirtenstämmen im Osten niederließen und die Sprache, Sitten und nationalen Eigenthümlichkeiten des slavischen Volksstammes am treuesten bewahrten, sich allmählich nach allen Seiten ausdehnten und in dem weiten Flachlande von der Weichsel bis zu den Ufern der Wolga und des Dnieprs ihre Hütten und Zelte aufschlugen, besetzten die gen Abend ausgewanderten Stämme, welche von den Deutschen vorzugsweise mit dem Namen der Wenden belegt wurden, die durch die Völkerwanderung leergewordenen germanischen Länder vom Südrande der Ostsee und von der Mündung der Elbe bis zum Fichtelgebirge und Böhmerwald, und die Anderen brachen südwärts in die Provinzen des morgenländischen Kaiserreichs

Slavische Stämme.

ein, Schrecken und Verwüstung verbreitend; wohin sie ihre Tritte wandten, gingen Städte und Dörfer in Flammen auf, wurde kein Menschenleben ge-
Raubfahrten. schont. Umsonst suchten die Herrscher von Byzanz durch Festungswerke an der Niederdonau den Raubfahrten zu wehren, oder ihr friedliches Verhalten durch Verträge zu sichern; die ersteren boten nur eine schwache Schutzwehr gegen die zahllosen Horden, so daß die Geschichtsbücher des Prokopius fast jedes Jahr von neuen Einbrüchen zu berichten haben; die letzteren waren bei der großen Menge unabhängiger Völkerschaften unwirksam, da sie nur die Einen banden.
540. Dasselbe Jahr, in welchem sich Ravenna ergab, wurde durch einen Raubzug der barbarischen Grenzvölker an der Donau bezeichnet, in Folge dessen alles Land von den Mauern Constantinopels bis zu den Gestaden des ionischen Meeres mit Raub und Verwüstung erfüllt ward, das gesunkene Hellas der Verödung anheimfiel und mehr als hunderttausend Gefangene über die Donau wanderten, um auf fremder Erde die Heerden zu hüten und die Kornfelder zu bestellen, sofern nicht von ihren Angehörigen die Auslösung um hohe Geldsummen erwirkt wurde. Und als die verarmten Städte und Länder Illyriens, Thrakiens und Griechenlands keine genügende Beute mehr gewährten, lenkten sie ihre Schritte weiter nach Osten, bedrohten den Kaiser in seiner Hauptstadt und kehrten mit dem Raub der Griechenstädte am Hellespont in ihre Heimath zurück, wo sie die Schätze und werthvollste Habe im Schooße der Erde bargen.
558. Kurz nachdem Narses das Ostgothenreich in Italien zu Fall gebracht, zitterte die Hauptstadt des Morgenlandes abermals vor einer wilden Heermasse bulgarischer und slavischer Völker, die unter dem Reiterfürsten Zabegan über das thrakische Land und den von einem Erdbeben eingerissenen Steindamm hereinbrachen, voll Begierde ihre Banner auf den Zinnen Constantinopels aufzu-
Belisar's Sieg. pflanzen und die Herrlichkeiten der Weltstadt zu entführen. In dieser Noth richtete der zagende Kaiser noch einmal seine Blicke auf den alten Kriegshelden Belisar, und diesem war es vergönnt den Abend seines Lebens mit einem letzten Sieg zu verherrlichen. Die Feinde, durch die zweckmäßigen und klugen Anordnungen des Feldherrn getäuscht und durch Gerüchte von feindseligen Bewegungen an der Donau erschreckt, zogen ab, und Justinian beeilte sich, sie durch große Geldsummen aus der kaiserlichen Schatzkammer zur Herausgabe der Gefangenen und zur Abschließung eines Vertrages zu bewegen, in welchem sie versprachen, die Grenzen nicht ferner zu verletzen und dem Reiche als treue Bundesgenossen zu dienen.

Belisar's Ende. Die Beweise von Dankbarkeit und Liebe, die das gerettete Volk der Hauptstadt durch freudige Zurufe dem einziehenden Feldherrn darbrachte, erhöhten das Mißtrauen und die Verstimmung des alternden Kaisers gegen Belisar. Die Wahrnehmung, daß er selbst überall mit Gleichgültigkeit, Abneigung oder Haß betrachtet werde, daß trotz der langen Gewaltherrschaft sein Regiment jeder festen Stütze entbehre, daß der Herr der Welt, dessen Geboten Afrika und Italien von Neuem gehorchten, nur mühsam das gährende Volk der Hauptstadt und die alten Parteien der Blauen und Grünen von

wiederholten Ausbrüchen der Wuth und Empörung abzuhalten vermochte, daß jeder leichte Anfall von Krankheit drohende Aufregungen hervorrief, vermehrte mit den Jahren die düstere Gemüthsstimmung und den finsteren Argwohn und öffnete sein Ohr den Einflüsterungen boshafter Höflinge und verschmitzter Eunuchen. Eine Verschwörung 564.
in seiner nächsten Umgebung, durch einen Mitschuldigen verrathen, erfüllte ihn zugleich mit Angst und Wuth. Die Urheber starben eines gewaltsamen Todes durch eigene oder fremde Hand, und durch Schrecken und Folterqualen wurden Geständnisse erpreßt. Angst und Schmerz brachten einen der Angeschuldigten zu der Erklärung, er habe nach geheimen Befehlen Belisar's gehandelt. Diese Aussage genügte dem Kaiser, den berühmten Feldherrn mit seiner vollen Ungnade zu strafen. Er wurde seiner Ehrenstellen und seines Vermögens beraubt und mehrere Monate in Haft gehalten. Als seine Unschuld endlich zu Tage kam, gab man ihm die Freiheit und einen Theil seines Vermögens zurück und setzte ihn wieder in seine Würden ein; aber Gram und Kummer über die erlittene Kränkung nagten an seinem Herzen und verkürzten sein Leben. Er starb wenige Monate vor dem Kaiser. Seine Wittwe Antonina verwen- 13. März 565.
dete die letzten Reste ihres Lebens und Vermögens zur Gründung eines Klosters. Die Sage, daß er seiner Augen und seines Vermögens beraubt ins Elend gestoßen worden und als blinder Bettler um ein Almosen „für den Feldherrn Belisarius" gefleht habe, ist eine Erdichtung späterer Zeiten, welche als ergreifendes Beispiel der Wechselfälle menschlichen Glücks leicht und gern geglaubt wurde.

Um dieselbe Zeit, als die Slaven und Bulgaren durch Belisar's Schwert 2. Türken und Avaren.
und Justinian's Schätze aus der Nähe der byzantinischen Hauptstadt an die Donau zurückgedrängt wurden, brach im fernen Asien ein Völkersturm los, der wie einst der Hunnenzug die damalige Menschheit gewaltig durchschütterte, neue Wanderungen hervorrief, Nationen trennte und verband, die unbekannten Länder nordwärts der Donau mit neuen Bewohnern füllte und die Räthsel der Geschichte durch neue Völkermischungen mehrte. Im Norden jenes Hochgebirges, das unter dem Namen Altai das chinesische Reich von Sibirien trennt, im Quellgebiete des Irtisch, wohnten die Türken, die verachteten Knechte des Groß-Khans der Geougen, in deren Diensten sie das Eisen schmiedeten, das die Berge in ihrem Schooße trugen. Nach langen Jahren der Unterjochung überzeugte ein kühner Führer seine Volksgenossen, „daß dieselben Waffen, welche sie für ihre Gebieter schmiedeten, in ihren eigenen Händen Werkzeuge der Freiheit und des Sieges werden könnten". Sie brachen aus ihren Gebirgen hervor, und mit der Kraft frischer Natursöhne über die Geougen herfallend, gewannen sie rasch die Herrschaft und gründeten ein mächtiges Reich, das von den heimathlichen Thälern am Altai seine Grenzen bald weithin nach Norden und Westen ausdehnte und die Bewohner des nördlichen China in demüthiger Ergebung hielt. Sie unterwarfen die „weißen Hunnen" und fügten die großen Handelsstädte Samarkand und Bokchara ihrem Reiche bei; sie drangen mit zahllosen Schaaren zu Fuß und zu Roß bis an die sumpfigen Küsten der Mäotis und zwangen die Völker zur Unterwerfung oder Auswanderung. Die Ogoren oder Varchoniten erlagen mit ihrem Oberhaupte dem Schwert der Türken, also daß die Leichen der Erschlagenen einen Raum von vier Tage-

reisen bedeckten. Die Ueberlebenden unterwarfen sich der Herrschaft der Sieger; aber eine Anzahl streitbarer Männer zogen die Auswanderung der Knechtschaft vor und wurden unter dem Namen Avaren bald der Schrecken der abendländischen Welt. Dem Strome der Wolga folgend gelangten sie nach einem langen beschwerlichen Marsche an den Fuß des Kaukasus, wo sie zum ersten Mal „von dem Glanz und der Schwäche" des römischen Reiches hörten. Sie schickten eine Gesandtschaft nach Constantinopel und boten dem Kaiser Justinian Freundschaft und Bündniß an; sie wollten sich seinem Dienste weihen und seine Feinde bekämpfen, sofern er ihnen zum Lohn ihrer Tapferkeit Jahrgelder und fruchtbare Wohnsitze geben würde. Die Einwohner der Hauptstadt betrachteten mit Erstaunen das fremde Volk, welches an Tracht und Sitten den Hunnen glich, aber langes Haar trug, das anmuthig mit Bändern umwunden über den Nacken herabhing. Justinian, durch Alter gebrochen und gebeugt von den Widerwärtigkeiten, die von allen Seiten auf ihn eindrangen, nahm mit Zustimmung des Senats das Anerbieten an; er erkaufte die Freundschaft der Fremdlinge mit prachtvollen Geschenken, seidenen Gewändern, weichen Ruhebetten und goldenen Ketten, und beredete sie, ihre Waffen gegen die Feinde des Reiches zu kehren. Willig folgten die Avaren der Weisung. Sie setzten über den Don und Dniepr, zwangen die bulgarischen und slavischen Stämme an der Niederdonau zur Unterwerfung und Heeresfolge und dehnten in den nächsten Jahrzehnten ihre Streifzüge bis an die Elbe aus. Wie sehr sich der Avarenfürst (Chagan) fortwährend die Miene gab, die Freundschaft des morgenländischen Kaisers zu pflegen, so erkannte man doch bald in Constantinopel, daß er mehr seine eigene Herrschaft und Größe im Auge habe, als die Wohlfahrt des Reiches. Man wurde jetzt zurückhaltender mit Zugeständnissen, aber es war bereits zu spät ihre Ansiedelung in dem Flachlande der Donau und Theiß zu verhindern. Dort im alten Pannonien, dem großen Tummelplatze der Völkerzüge, schlugen die Avaren ihre Zeltlager auf, anfangs neben und zwischen den Gepiden und Langobarden, bis die Unterwerfung der ersteren und der Abzug der letzteren ihnen Gelegenheit gab ihre Macht und ihren Länderbesitz zu mehren. Bald reichte ihre Herrschaft vom Fuße der Alpen bis ans schwarze Meer und ihr Chagan Bajan, der den einfachen Palast Attila's bezog, spielte dieselbe Rolle gegen die Nachfolger Justinian's, wie einst der Hunnenfürst gegen die Nachfolger des Theodosius. Er trotzte durch barsche Gesandte dem byzantinischen Hofe Jahrgelder und kostbare Geschenke ab, um die Zeltwohnungen seiner Hauptstadt zu zieren und das Leben genußreicher zu machen, und begegnete den vornehmen Byzantinern, die mit Gaben oder Bitten sich seinem Hoflager nahten, mit Uebermuth und Verachtung. Während er mit den feierlichsten Eidschwüren seine friedliche Gesinnung betheuerte, zwang er Sirmium durch Hunger zur Ergebung, machte die Stadt Singidunum am Einfluß der Save in die Donau dem Erdboden gleich und füllte alles Land von diesem

Randbemerkungen: Die Avaren im Dienste des Reichs. 558. — Stellung des Chagan.

Grenzstrom bis nach Constantinopel und von der Adria bis zum schwarzen Meer mit Flammen und Blut. Die Männer wurden niedergestoßen, die Weiber und Kinder in Knechtschaft geführt, die Jungfrauen unter die Sieger vertheilt. In den beiden Hauptstädten der alten Welt zitterten Kaiser und Papst vor dem Namen der Avaren und ihres Kriegsfürsten Bajan, dem indessen, wie seinem hunnischen Vorbilde, auch die Regungen der Großmuth und des Edelsinns nicht fremd waren. Die kaiserlichen Heere, die Mauritius anfangs selbst ins Feld führen wollte, dann aber seinem feigen und unfähigen Bruder überließ, wichen erschrocken zurück vor dem Ungestüm der skythischen Reiter und Bogenschützen; nur dem tapfern und geschickten Priscus gelang es, an den Ufern der Donau und Theiß die letzten römischen Siegeszeichen zu errichten. Von Pannonien kehrte der Avarenfürst seine Waffen nach Westen; bald durchstreiften seine Schaaren die Fluren an der Oder und Elbe, und indem die späteren Geschlechter ihren Spuren folgten, wurden die Avaren eben so sehr die Geißel der Germanen und Slaven wie der Oströmer. Vor Allen hatten die Stämme der Moraven und Tschechen, welche sich westlich von ihnen niedergelassen hatten, von ihrem rohen Uebermuthe zu leiden. Es wird von alten Schriftstellern berichtet, daß die Avaren die Unterjochten vor ihre Wagen gespannt, daß sie den Frauen und Töchtern Gewalt angethan, daß sie dem ganzen Volke Tribut und Frohndienste auferlegt hätten. Endlich vermochten die Slaven den Druck nicht länger zu ertragen, erzählt Fredegar. Sie sagten den Avaren den Gehorsam auf und begannen den Kampf. Gerade zu dieser Zeit — es war 623 — kam Samo, ein Franke von Geburt, in diese Gegend. Er schloß sich dem Heereszuge der Slaven gegen die Avaren an und half den Ersteren zum Siege. Deshalb wählten ihn die „Winider" (Tschechen und Moraven) zu ihrem König; seitdem schlug er die Avaren in vielen Treffen und beherrschte länger als 35 Jahre ein Slavenreich, dessen Kern das Böhmerland war, das aber von hier aus südwärts bis zu den steyerischen Alpen, ostwärts bis an die Karpaten und nördlich bis an die Havel und Spree sich erstreckte. Und nicht nur gegen den Andrang der Avaren, sondern auch gegen die Waffen seiner eigenen Stammesgenossen behauptete Samo seine Herrschaft und trug wesentlich bei, die Macht der Slaven im Osten Germaniens für alle Zukunft zu befestigen. Im Besitze der Küstenländer des baltischen Meeres haben die slavischen Völker auch eine Zeit lang große Handelsthätigkeit entwickelt. Noch lange erzählte man sich Wunderdinge von der sagenverherrlichten Wendenstadt Julin (Wollin), dem „nordischen Venedig", die auf einer der Inseln vor der Odermündung günstig gelegen im frühen Mittelalter der reiche Markt des Handels und Verkehrs für den weiten Osten gewesen sein soll. Schön gezimmerte hölzerne Häuser in großer Menge hätten Zeugniß gegeben von dem Reichthum und der Pracht der wendischen Kaufmannstadt.

Avaren un Slaven.

Samo. 623.

Wie Justinian und seine Nachfolger die Avaren begünstigten, um sich ihrer

3. Die Perser.

Hülfe gegen die anderen feindlichen Völker an der Donau und in Pannonien, die Gepiden und Langobarden, zu bedienen, so ertrugen sie auch den Uebermuth des Groß-Khans der Türken und bewarben sich um dessen Freundschaft durch Geschenke und Gesandtschaften, damit sie in ihren Kriegen mit den Persern an jenen gefürchteten Einwohnern Turans eine Stütze und einen Rückhalt hätten. Denn das friedliche Verhältniß, welches in den späteren Jahren der Regierung des Sassaniden Kobades zwischen den Römern und dem von bürgerlichen und religiösen Unruhen verwirrten Perserreiche bestand, wich bald neuen Feindseligkeiten, als Kobades' kraftvoller, gewaltthätiger Sohn Chosroes I.*), der ungeachtet mancher grausamen und tyrannischen Handlungen den Beinamen Nuschirwan oder der „Gerechte" erhalten hat, den Thron der Sassaniden einnahm. Nachdem er seine Regierung, zu der ihn der Vater unter Zustimmung der Satrapen und Edlen mit Umgehung zweier älteren Söhne berufen hatte, durch die Ermordung dieser seiner Brüder sammt ihren Familien und Anhängern sicher gestellt, war er bemüht, sein Reich durch verständige Anordnungen und zweckmäßige Gesetze zu beruhigen und zu kräftigen. Er unterdrückte die Religionssekte, welche seinem Vater so viele Sorge und Schmach bereitet hatte, er ordnete die Rechtspflege und hielt die Richter an, schnelles und gerechtes Gericht zu ertheilen und ihre Hände rein zu halten von Bestechung und Bedrückung der Armen; er beförderte den Ackerbau, indem er die Bauern und Pächter erleichterte und unterstützte und durch Bewässerungsanstalten den Boden fruchtbar machte; er suchte den Wohlstand seiner Unterthanen zu heben und Armuth und Elend nach Kräften zu verbannen. Mit dem Ruhme der Gerechtigkeit verband Chosroes noch das Lob eines Freundes und Beförderers der Wissenschaften und der Dichtkunst.

Chosroes I. Nuschirwan. 531–579.

Wenn auch die sieben athenischen Philosophen sich bald überzeugten, daß kein Jünger Plato's den Thron der Perser inne habe, so war Chosroes doch beflissen auf alle Weise die Volksbildung zu fördern. In der Nähe der alten Königsstadt Susa wurde eine Arzneischule gegründet, die allmählich zu einer freien Schule der Poesie, Philosophie und Rhetorik anwuchs; die Königsannalen wurden gesammelt und der Nachwelt erhalten (I, 387); auf Nuschirwan's Befehl wurden die berühmtesten Schriftsteller von Griechenland und Indien in die persische Sprache übersetzt, und Bid-

---

*) Dynastie der Sassaniden: Ardschir Babekan oder Artaxerxes 226—240. Schapur (Sapores) 240—271. Hormuz (Hormisdas) 271—272. Bahran (Varanes) I. 272—276. Bahran (Varanes) II. 276—293. Bahran (Varanes) III. 293—294. Narses 294—303. Hormuz (Hormisdas) II. 303—309. Schapur (Sapor) II. d. Große 309—380. Ardschir (Artaxerxes) II. 380—383. Schapur (Sapor) III. 383—388. Bahran Kermanschah (Varanes IV.) 388—399. Yezdedschird (Isdegerd) I. 399—419. Bahran Gur (Varanes V.) 420—440. Yezdegerd II. (oder Varanes VI.) 440—457. Hormuz (Hormisdas) III. und sein Bruder Firuz (Pherozes) 457—488. Balasch (Valens) 488—491. Kobad (Kabades) Sohn des Firuz 491—531. Khosru (Chosroes) Nuschirwan d. Große 531—579. Hormuz (Hormisdas) IV. 579—591. Khosru (Chosroes) II. 591—628. Schirueh (Siroes) 628. Ardschir (Artaxerxes) III. 629 u. A. m. Yezdegerd III. Khosru's Enkel 632—636. † 649.

pai's Fabelbuch, das damals aus indischen Quellen zusammengestellt ward, ist das Gemeingut der europäischen Menschheit geworden (I, 342); fremde Gelehrte fanden an dem Hofe des Sassaniden Gunst, Ehre und Lohn; und als jene sieben letzten Anhänger der platonischen Weisheit nach kurzer Zeit das Land wieder verließen, schützte sie Chosroes gegen Verfolgung (S. 605).

Der „ewige" Friede, den Justinian um hohe Geldsummen von dem Perserkönig erkaufte, setzte jenen in Stand das Vandalen- und Gothenreich zu unterjochen und gewährte diesem die zur Begründung seiner Reformen und zur Hebung des Wohlstandes seiner Staaten nothwendige Ruhe. Doch bemerkte er mit Sorge die wachsende Macht des Römerreichs, und die warnenden Worte, die der Gothe Vitiges in seiner Bedrängniß durch eine Gesandtschaft an ihn richtete, um ihn zum Kampfe wider den gemeinsamen Feind zu reizen, machten großen Eindruck auf sein Gemüth. Er fürchtete, der ehrgeizige Kaiser möchte nach Unterwerfung seiner Feinde im Westen die Waffen nach Osten kehren, und beschloß, den Siegeslauf desselben durch einen Einfall in Syrien zu hemmen. Der Streit des Saracenenfürsten Almondar, eines persischen Schutzbefohlenen, mit Aretas, einem Bundesgenossen der Römer, um die ausgedehnte Schaafweide im Süden der Wüste von Palmyra, bot die willkommene Veranlassung zum Friedensbruch. Chosroes fiel mit Heeresmacht in Mesopotamien ein, schlug die Einwohner der Stadt Dura mit der Schärfe des Schwerts und führte Schaaren von Gefangenen weg, um hohes Lösegeld für sie zu erpressen. Die reichen Städte Syriens: Hierapolis, Beröa (Aleppo), Chalcis, Apamea mußten die Leiden und Gefahren einer Belagerung und Eroberung mit Gold abwenden, und die christlichen Kirchen und Reliquien wurden ihres Schmucks und ihrer kostbaren Gefäße entkleidet. Antiochia, das durch die freigebige Unterstützung Justinian's die zerstörenden Wirkungen des Erdbebens wieder geheilt hatte und den Freuden und dem Muthwillen wieder mit dem alten Leichtsinn fröhnte, wurde im Sturm genommen und durch Raub und Brand ärger verheert als vierzehn Jahre zuvor durch die Schrecken der empörten Natur. Mit Schätzen und Gefangenen schwer beladen kehrte Chosroes über den Euphrat zurück, um die neue Stadt, die er in einiger Entfernung von Ktesiphon nach dem Muster der syrischen Weltstadt erbaute, mit griechischen Bewohnern zu bevölkern und mit dem Raube zu schmücken. Palästina und die heilige Stadt Jerusalem waren das nächste Ziel der Habgier des Perserkönigs, und schon gedachte er in Kleinasien einzudringen und seine raschen Lanzenreiter an die Küsten des schwarzen Meeres zu führen, als die Kunde, daß Belisar den Euphrat überschritten und in der Nähe von Nisibis sein Lager aufgeschlagen habe, ihn zur Rückkehr zwang. Auf einem zweijährigen Feldzuge entwickelte Belisar wieder dasselbe Kriegstalent, wieder dieselbe militärische Einsicht und Erfahrung wie vordem in Italien; aber von Ungunst und Mißtrauen verfolgt, von unfähigen oder ungehorsamen Führern umgeben und mit ungenügender

Der neue Perserkrieg. 540–543.

Kriegsmannschaft ausgerüstet, konnte er an dem mächtigen Perserkönig keine Vergeltung üben. Er mußte sich begnügen, durch den Schein einer militärischen Machtentfaltung dem Beherrscher des Ostens die Lust nach einer Wiederholung der Eroberungszüge zu benehmen und die Grenzen, die im „ewigen Frieden" festgesetzt worden waren, von Neuem anzuerkennen. Diese unblutigen Lorbeern Belisar's waren nicht weniger ruhmvoll als die glänzenden Thaten in Afrika und Italien, aber sie fanden am byzantinischen Hofe wenig Anerkennung und noch weniger Dank.

Krieg in Kolchis. 549—551. Bald darauf eröffnete der Abfall des römischen Bundesfürsten der Lazi im alten sagenberühmten Goldlande von Kolchis dem König Chosroes eine neue Gelegenheit das byzantinische Reich zu bedrängen. Bedrückt und mißhandelt von den römischen Besatzungstruppen in Petra und benachtheiligt in ihrem Handel durch das aussaugende Zoll- und Monopolsystem Justinian's suchten die Lazi, obwohl bereits zum Christenthum bekehrt, die byzantinische Zwingherrschaft gegen die Oberhoheit des persischen Großfürsten zu vertauschen. Eine Gesandtschaft des Fürsten Gubazes trug dem Sassaniden Bündniß und Freundschaft an und flehte um dessen Schutz. Chosroes, die Wichtigkeit von Kolchis für sein Reich erwägend, sagte die erbetene Hülfe zu. Sein hochfliegender Geist sah bereits eine persische Flotte aus dem breiten und tiefen Phasis auslaufen, die Hauptstadt des byzantinischen Reiches bedrohen und das schwarze Meer beherrschen. Unter dem Vorwand eines skythischen Krieges führte er seine Truppen nach Iberien an den obern Lauf des Cyrus-Stromes. Von dort aus rückte er unter der Leitung landeskundiger Kolchier durch die Schluchten und Wälder des Kaukasus vor die Mauern von Petra und nöthigte die Besatzung, sich durch Uebergabe der Festung freien Abzug zu erkaufen. Aber die Lazi hatten bald Ursache, den Wechsel der Herrschaft zu beklagen. Chosroes, ein eifriger Anhänger des zoroastrischen Religionssystems, suchte die Lehre des Evangeliums durch den Feuerdienst zu verdrängen und erschreckte die Eingebornen durch Einführung der persischen Todtenbestattung (I, 380). Und als er bemerkte, wie unzufrieden die Kolchier die neue Herrschaft ertrugen, so gab er geheime Befehle, den Fürsten zu ermorden, die Einwohner in ein fernes Land zu verpflanzen und eine treue und kriegerische Colonie an den Ufern des Phasis anzulegen. Da flehten die Kolchier, von diesem Vorhaben unterrichtet, reuevoll den byzantinischen Herrscher um Vergebung und Beistand an, und Justinian war klug genug, ihnen aus Politik zu gewähren, wozu Nachsicht und Milde ihn schwerlich bewogen hätten. Eine ansehnliche Streitmacht rückte in Kolchis ein, um in Verbindung mit den Lazis die Wiedereroberung von Petra zu versuchen, ein Unternehmen, gleich schwierig durch die Lage der Stadt auf einem schroffen in das Meer hinausragenden Felsen und durch die reichen Vorräthe wie durch den kühnen Muth der Besatzung.

Zwei Jahre dauerte die Belagerung der Felsenstadt. Die persische Besatzung sank

von 1500 auf 400 herab, und unter diesen befanden sich kaum 50 Unverwundete oder Gesunde. So groß war aber ihre Standhaftigkeit, daß sie, ihren Verlust vor dem Feinde zu bergen, die Leichen ihrer Gefährten neben sich stellten, unerschüttert durch den Anblick und Verwesungsgeruch. Durch die Nachlässigkeit oder Habsucht des griechischen Anführers Dagisthäus gelang es den Persern, neue Truppen in die bedrängte Festung zu bringen und die Gegenwehr mit frischen Kräften fortzusetzen. Wurfgeschosse und Feuerbrände richteten unter den Belagerern furchtbare Verheerungen an. Endlich wurden die Mauern unter der Führung des tapfern Bessas, eines alten Kriegers, mit Sturmleitern erstiegen und die Mannschaft theils erschlagen, theils in Gefangenschaft geführt. Aber 500 kühne Streiter hielten sich noch in dem unzugänglichsten Theil der Burg, und leisteten dort, jeden Vertragsvorschlag verächtlich zurückweisend, den muthigsten Widerstand, bis sie von den Flammen verzehrt wurden.

Belagerung von Petra. 549—551.

Das heldenmüthige Beispiel der Besatzung von Petra wirkte belebend und erhebend auf das ganze Heer, besonders so lange der kühne Mermeroes den Oberbefehl führte und trotz seines Alters und seiner gelähmten Füße die Feinde mit Schrecken und die Seinen mit Zuversicht erfüllte. Während die römischen Feldherren, unabhängig von einander und mit gleicher Macht ausgerüstet „um den Vorrang in Lastern und Verwerflichkeit" kämpften, lenkte der persische Anführer, der sich in einer Sänfte vor der Schlachtlinie hertragen ließ, als Stellvertreter des höchsten Kriegsfürsten, die Schaaren nach einem sicheren Plane. Erst als nach seinem Tode der übermüthige Nakoragan den Oberbefehl überkam, nahmen die Dinge eine andere Wendung. Die Römer waren allmählich bis an den Rand der Küste gedrängt worden; auf den Ruinen der griechischen Colonie am Phasis stand ihr letztes Lager, geschützt durch Verschanzungen, durch den Fluß und durch das schwarze Meer. Auf dieses richteten die Perser ihre Angriffe. Allein Noth und Verzweiflung erfüllten die Bedrängten mit kühnem Muth. Sie schlugen die Feinde in die Flucht; 10,000 erlagen den Streichen der Verfolger; der Führer selbst entkam, aber nur um auf Befehl des erzürnten Gebieters einen entsetzlichen Tod zu erleiden. Seine abgezogene und ausgestopfte Haut wurde zum warnenden Schreckbild auf einem Berge aufgestellt. Der Sieg brachte jedoch dem unglücklichen Volke keinen Frieden. Die feindlichen Heere durchzogen noch Jahre lang das verödete Gebirgsland, und die römischen Feldherren häuften durch die verrätherische Ermordung des Königs Gubazes während einer Unterredung neue Schmach auf den römischen Namen. Erst als die Lebenszeit Justinian's ihrem Ende zuneigte, kam ein 561.
neuer Friede zu Stande, der die Grenze beider Reiche im Wesentlichen so ließ, wie sie vor dem Krieg bestanden, und das Land Kolchis mit den dazu gehörigen Territorien der Hoheit des byzantinischen Kaisers zurückgab, jedoch nur gegen die Zusage eines jährlichen „Geschenkes" von 30,000 Goldstücken.

Ausgang des Kriegs.

Damals stand Chosroes auf dem Höhepunkt seiner Macht; sein Reich umfaßte alles Land vom Mittelmeer bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien und zur Grenze Aegyptens. Er hatte die inneren Aufstände siegreich

Chosroes' Größe.

niedergeworfen und die Herrschaft über die alten Provinzen Irans fest gegründet; mit den Türken hatte er einen Friedensvertrag geschlossen und die Tochter des Groß-Khans unter die Zahl seiner rechtmäßigen Frauen aufgenommen; in seinem Marmorpalast zu Madain oder Ktesiphon empfing er aus den Händen glänzender Gesandtschaften kostbare Geschenke oder Tribute von den Fürsten Indiens.

Chosroes und die Nachfolger Justinian's. Bald nach Justinian's Tod brach der Krieg zwischen Rom und Persien von Neuem aus und nahm, da religiöse Leidenschaften die Waffen schärften, einen blutigen Charakter an. Die Bewohner des glücklichen Arabiens auf der Ostseite des rothen Meeres waren von den christlichen Abyssiniern besiegt und zinspflichtig gemacht worden. Des fremden Joches überdrüssig riefen sie die Hülfe der Perser an. Chosroes gewährte ihre 570. Bitten. Er zog mit einem Heere nach dem Lande des Weihrauchs und der Myrrhen, trieb in Verbindung mit den Arabern die Fremdlinge über das rothe Meer zurück und setzte einen Sprossen des alten Fürstenhauses der Homeriten als zinspflichtigen König 1. Krieg gegen Justinus. in Yemen ein. Nun nahm sich aber Kaiser **Justinus**, begierig nach einem Vorwand zur Verweigerung des lästigen und schmachvollen Tributs, zu dem sich Justinian unter dem Namen eines Jahrgeldes verpflichtet hatte, des abyssinischen Fürsten, seines Bundes- und Religionsgenossen, an und unterstützte zugleich die christlichen Armenier, die sich von der persischen Hoheit zu befreien suchten. Die Beschwerden Nuschirwan's fanden in Constantinopel keine Beachtung, vielmehr trat Justinus mit den Türken in ein Bündniß wider den gemeinsamen Feind. Aber während der byzantinische Kaiser ruhig in seinem Palaste weilte, zog der achtzigjährige Perserkönig mit jugendlicher Kraft selbst 572. ins Feld. Er bedrängte Dara, die wichtigste Stadt Mesopotamiens, und brachte sie nach einer Belagerung von fünf Monaten zu Fall, indeß sein Feldherr Adarman von Babylon aus über den Euphrat setzte, Apamea verbrannte und die Beute von Syrien seinem Gebieter zu Füßen legte. Kummervoll suchte der schwache Justinus eine 2. Unfälle der Perser unter Tiberius. Stütze in **Tiberius**, den er zum Mitregenten und Nachfolger ernannte. Dieser benutzte einen dreijährigen Waffenstillstand zu großartigen Rüstungen, so daß er, als Chosroes' Ausgang. Chosroes abermals mit Heeresmacht in Syrien eindrang, ihm bei Melitene eine große 579. Niederlage beibrachte, in Folge deren Nuschirwan eilig den Rückzug über den Euphrat antrat. Der kaiserliche Feldherr Justinian verfolgte den Sieg. Er zog im Bunde mit den Türken den Armeniern zu Hülfe und richtete seine Fahne am Ufer des Araxes auf; er verpflanzte 70,000 Gefangene aus Hyrkanien nach Cypern und befuhr das kaspische Meer mit seinen Schiffen; er trug im nächsten Frühjahr die Kriegsfackel in die fruchtbaren Ebenen Assyriens und näherte sich der Hauptstadt, als der greise König gerade seinen letzten Tag erlebte.

Hormisdas (Hormuz). 579–591. Alle Früchte der langen und kraftvollen Regierung Chosroes des Gerechten gingen verloren unter der tyrannischen und grausamen Willkürherrschaft seines Sohnes und Nachfolgers **Hormuz** oder **Hormisdas**. Zögling des verständigen Buzurg Mihir, der die Fabeln Bidpais und das Schachspiel aus Indien nach Persien verpflanzte, vergaß Hormisdas unter dem Einflusse verderblicher Schmeichler und Höflinge rasch die Lehren der Tugend, die ihm der weise Erzieher, und die Beispiele der Tapferkeit und Gerechtigkeit, die ihm der große Vater gegeben; habsüchtig, eitel, mißtrauisch, wurde er die Geißel seines Volks. Sein grausamer Sinn wurde nicht gebeugt durch die Botschaften, daß die gedrückten und mißhandelten Unterthanen in Babylonien, Susa und Karamanien die Fahne der Empörung aufgepflanzt hätten und die Fürsten von Arabien, Indien und Skythien dem unwürdigen Nachfolger Nuschirwan's den Tribut zurückhielten, daß die Waffen der Römer in Mesopotamien und Assyrien neue Erfolge

errangen und die zahllosen Schaaren der Türken und Skythen die nördlichen Provinzen
des Reichs verheerend durchstreiften. Und als der einzige Feldherr, dessen Heldenthaten
die Ehre Irans retteten, **Varanes** oder **Bahran**, einem alten und edlen Fürstenge- Bahran's Erhebung.
schlechte Persiens entsprossen, in seinem Geburtslande Hyrkanien die türkischen Schwärme
durch eine glorreiche Waffenthat zu einem verlustvollen Rückzug zwang, war Beschim- 590.
pfung und Undank sein Lohn. Endlich war das Maaß der Laster und Verbrechen voll.
Während der entehrte Bahran von seinen empörten Truppen als Herrscher ausgerufen Ende des
auf die Hauptstadt Madain losrückte, wurde Hormisdas von Bindoes, einem sassani- Hormuz. 591.
dischen Fürsten, den er aus Mißtrauen in langer Kerkerhaft gehalten, in dasselbe Ge-
fängniß gebracht, aus dem der andere entflohen war, und durch den richterlichen Aus-
spruch einer Versammlung persischer Edlen des Thrones entsetzt und der Augen mit
einem glühenden Drahte beraubt. Seine Gemahlin und sein jüngerer Sohn, zu dessen
Gunsten er auf den Thron hatte verzichten wollen, wurden getödtet und ihre verstüm-
melten Leichen öffentlich ausgesetzt. Darauf bewirkte Bindoes die Erhebung des **Chos-** Chosroes II.
roes, des erstgebornen Sohnes des gestürzten Monarchen, auf den väterlichen Thron, von Bahran vertrieben.
in der Hoffnung über den unerfahrenen Jüngling zu herrschen. Aber Bahran versagte 591.
dem neuen König die Anerkennung, und als derselbe die „Sclaven des Palastes und
den Pöbel der Hauptstadt" wider das siegreiche Heer ins Feld führte, wurde er mit
leichter Mühe überwunden und zur Flucht in die Fremde gezwungen. Bindoes aber
endigte das elende Dasein des gefangenen Hormuz mit einer Bogensehne. Während
Chosroes mit seinen Kebsweibern und einigen Getreuen seiner Leibwache über den
Euphrat floh und sich unter den Schutz des griechischen Befehlshabers von Circesium
stellte, zog Bahran in den Königspalast von Madain ein. Aber die Behauptung des
Thrones war schwieriger als die Erwerbung. Das Volk bereute seine Unbesonnenheit,
den Erben des Hauses Sassan dem Ehrgeiz eines kühnen Empörers geopfert zu haben,
und die Magier weigerten sich seine Usurpation zu heiligen. Der Widerstand reizte
seinen Zorn und trieb ihn zu Maßregeln der Gewalt. Der Palast wurde bald durch
Verschwörung, die Stadt durch Tumult, die Provinzen durch Aufruhr zerrüttet, und
die grausame Hinrichtung der Schuldigen und Verdächtigen diente mehr zur Steige-
rung als zur Dämpfung des öffentlichen Mißvergnügens. Diese Umstände erleichterten
die Rückkehr des flüchtigen Sassaniden. Kaiser **Mauritius**, der Nachfolger des Von Mauritius wieder
Tiberius, nahm sich des Verstoßenen wohlwollend an. Ein römisches Heer rückte in eingesetzt.
Persien ein, um den vertriebenen König wieder in die Herrschaft einzusetzen. Bei
seinem Erscheinen am Tigris stießen Schaaren von Anhängern zu den vereinigten
Fahnen der Römer und Perser. Bald gebot Chosroes über ein größeres Heer als
Bahran. Dennoch nahm dieser den Kampf auf. Aber in zwei Schlachten besiegt, floh
er nach den östlichen Provinzen am Oxus, wo er mit den Türken in Verbindung trat.
Ehe er jedoch mit seinen neuen Bundesgenossen wieder ins Feld rücken konnte, starb
er, sei es an Gift oder an Verzweiflung über seinen verlornen Ruhm. Nun wurde Chosroes II. 591–628.
Chosroes durch fremde Waffen in die Hauptstadt eingeführt, und eine Schaar von
tausend Römern wachte für seine Sicherheit, bis er die Ungetreuen seiner Unterthanen
bestraft und an den Schuldigen und Verdächtigen Rache genommen. Selbst Bindoes
büßte mit seinem Leben den Frevel, königliches Blut vergossen zu haben. Die Dienste
des oströmischen Kaisers, der den Sassaniden mit dem Ehrennamen eines „Sohnes"
auszeichnete, lohnte Chosroes mit der Abtretung der Festungen Dara und Martyro-
polis, und willigte ein, daß Armenien bis an die Ufer des Araxes und des kaspischen
Meeres in den Reichsverband zurückkehrte. Während der ganzen Regierung des Mau-
ritius wurde der Friede zwischen Persien und Byzanz nicht ferner gestört, und die
Christen erfreuten sich einer fortwährenden Duldung und vieler Beweise von Gnade

und Wohlwollen. Wenn auch Chosroes selbst nicht dem Christenthum beitrat, so war doch seine geliebteste Gemahlin Sira oder Schirin, deren Schönheit, Verstand und musikalische Talente in den Sagen und Dichtungen der Perser viel gefeiert wurden, eine fromme Christin. Aber nach diesen Sagen besaß Chosroes nicht das Herz der geliebten Gattin, die vielmehr ihre Neigung dem Ferhad, dem schönsten Jüngling des Orients, zugewendet hatte.

2. Die Langobarden und die Zustände Italiens.

Gepiden und Langobarden.

Während des Krieges wider die Oströmer hatten die Gothen ihre Streitkräfte von allen Seiten an sich gezogen und dadurch die Donaugrenze, welche Theoderich so sorgfältig gehütet, offen gelegt. Davon nahmen die Gepiden und Langobarden, die schon lange die Ebenen an der Theiß und die Gebirgsländer Ober-Pannoniens in Besitz hatten (S. 691), Gelegenheit, ihre Grenzen über die Donau auszudehnen. Die Gepiden pflanzten ihre Fahnen auf den Mauern von Sirmium und Belgrad auf und entschuldigten ihre Kühnheit in Byzanz mit der höhnenden Bemerkung, da der Kaiser so unablässig bemüht sei, tapfere Männer in sein Reich und in die Zahl seiner Unterthanen und Bundesgenossen aufzunehmen, so seien sie, seine getreuen Verbündeten, diesem Bestreben durch freiwillige Besetzung der verlassenen Lande entgegengekommen. Justinian, außer Stand, die wilden waffengeübten Gäste zurückzutreiben, reizte die Langobarden, ihre Grenznachbarn, durch Jahrgelder und Versprechungen zum Krieg wider die Gepiden. Aber die Bundesgenossen waren dem morgenländischen Reiche nicht minder verderblich als die Feinde. Während die Langobarden in langjährigen Kämpfen die Macht der Gepiden schwächten und endlich brachen, durchstreiften zugleich einzelne Schaaren derselben die Länder südwärts der Donau bis an den Rand des adriatischen Meeres, plünderten die Städte und trieben Menschen und Heerden weg; andere zogen unter dem Banner des Reiches wider die Gothen in Italien (S. 817) und es schwoll ihnen schon damals das Herz vor Verlangen nach den Reizen und Reichthümern der schönen Halbinsel.

Alboin's Jugend.

Auf allen diesen Zügen glänzte in den Reihen der Langobarden der jugendliche Königsohn Alboin als ritterlicher Vorkämpfer in jeglichem Streit. Während er noch unter den Fahnen seines Vaters Audoin focht, heißt es in alten Mären und Volksliedern, die Paulus Diakonus in sein Geschichtswerk eingeflochten hat, durchbohrte er in der Schlacht mit seiner Lanze den Sohn des Gepidenkönigs Turisund und wagte sich mit vierzig Gefährten an das Hoflager des Gegners, um von seiner Hand die ritterlichen Ehren zu empfangen. Damals hat er wohl zum ersten Mal die schöne Rosamunde erblickt, die jugendliche Tochter Kunimund's, des erstgebornen Königssohnes, und ein heftiges Verlangen nach ihrem Besitze in sein Herz aufgenommen.

Fall des Gepidenreichs. 566.

Als Justinian im dreiundachtzigsten Jahr seines Lebens nach einer Regierung von achtunddreißig Jahren müde und lebenssatt ins Grab sank und

seiner Schwester Sohn Justinus, der gerade in der Hauptstadt zugegen war, durch die Thätigkeit der Senatoren und Hofbeamten seiner Partei den Thron bestieg, nahte die letzte Stunde des Gepidenreichs. Alboin, gestachelt von den entgegengesetzten Leidenschaften des Hasses und der Liebe, erkaufte durch große Zugeständnisse die Bundesgenossenschaft und Waffenhülfe der Avaren gegen das Nachbarvolk. Die beiden Könige Alboin und Kunimund begegneten einander im Felde an der Spitze ihrer Heere. Es ereignete sich eine blutige Schlacht, in welcher der Gepidenkönig mit den Tapfersten seines Volkes die Wahlstatt deckte. Alboin betrachtete das Haupt seines Todfeindes mit Wonne und ließ, um die Süßigkeit der Rache in vollen Zügen zu genießen, nach Art der Skythen aus dem Schädel einen Becher bereiten. Die schöne Rosamunde aber wurde beredet oder gezwungen, dem Sieger in sein Ehebett zu folgen, das kurz zuvor durch den Tod seiner austrasischen Gattin leer geworden war. Die Avaren aber eigneten sich als Lohn für ihren Beistand die fruchtbaren Länder auf beiden Ufern der Donau an und legten den überwundenen Gepiden das Joch der Knechtschaft auf; ein anderer Theil unterwarf sich den Langobarden, von denen sie mit Großmuth und Milde behandelt wurden. „Damals machten die Langobarden solche Beute," bemerkt Paul Diakonus, „daß sie zum größten Reichthum gelangten, der Stamm der Gepiden aber kam so sehr herab, daß sie seitdem nicht einmal mehr einen eigenen König hatten."

Alboin sinnt auf Eroberung Italiens.

Alboin's hochfliegender Geist begnügte sich nicht an diesen Erfolgen. Mit Begierde lauschte er den Erzählungen der Volksgenossen, die einst unter Narses nach dem reizenden Lande jenseits der Alpen gezogen, und ihre Schilderungen von den reichen Städten und Palästen, von den köstlichen Früchten, die in dem Garten der Welt fast ohne Pflege der Menschenhand von selbst wuchsen, von den Schätzen an Gold und Silber, welche die Raubgier feindlicher Völker noch nicht zu erschöpfen vermocht, entzündeten seine Phantasie und reizten seine Leidenschaften. Und welchen Widerstand konnte er finden in dem zertretenen Lande, wo ein zwanzigjähriger Krieg unheilbare Wunden geschlagen und eine furchtbare Pest und Hungersnoth, die demselben folgte, Tausende von Menschen ins Grab gestürzt, von einer Bevölkerung, die unter der langen Knechtschaft die Uebung der Waffen verlernt hatte? Sein Verlangen und seine Siegeszuversicht erhielt noch neue Nahrung durch eine Botschaft des Feldherrn Narses, die ihn von der Furcht befreite, diesen Kriegshelden im Kampfe bestehen zu müssen.

Narses Exarch in Ravenna.

Ueber zwölf Jahre hatte Narses als Patricius und kaiserlicher Statthalter (Exarch) von Ravenna aus das eroberte Land verwaltet nach dem byzantinischen Rechte, welches Justinian durch ein eigenes Grundgesetz (pragmatische Sanction) in dem wiedereroberten Italien eingeführt. Und wie sehr man auch die Umsicht anerkennen mußte, mit welcher er die verwirrten Verhältnisse der Rechte und des Eigenthums auszugleichen und mit Billigkeit zu ordnen bemüht war, und die

Energie, mit der er der Zuchtlosigkeit und den Ausschweifungen des verwilderten Heeres entgegentrat, so erzeugte seine Verwaltung dennoch Haß und Unzufriedenheit unter dem Volke. Seine Tugenden waren durch das Laster der Habsucht befleckt: bei der Umwandlung der gothischen Besitzungen in kaiserliche Kammergüter, bei der Einführung der drückenden Besteuerung, unter welcher das ganze Reich seufzte, bei der Anstellung neuer Beamten und städtischer Obrigkeiten häufte er durch Druck und Aemterverkauf unermeßliche Schätze von Gold und Silber. Diese dunkeln Flecken seines Charakters wurden an dem neuen Hofe, wo die Kaiserin Sophia eine einflußreiche Stimme führte, von seinen zahlreichen Feinden und Neidern in grellen Farben geschildert. „Für die Römer war es wahrlich besser," läßt Paulus Diakonus sie sprechen, „den Gothen dienstbar zu sein, als den Griechen, wo der Eunuche Narses befiehlt und uns in drückender Knechtschaft hält. Entweder befreie uns aus seiner Hand, gnädigster Fürst, oder sei versichert, wir überliefern die Stadt Rom und uns selbst fremdem Volke." Die Ankläger erreichten ihr Ziel. Justinus, einen Aufstand befürchtend, rief den Statthalter ab, und die Sage meldet, die Kaiserin habe hinzugefügt, „der Eunuche solle das Kriegsamt Männern überlassen und heimkehren, um mit ihren Mägden in der Weiberstube Wolle zu spinnen"; darauf habe Narses zur Antwort gegeben, „er wolle ihr ein Gespinnst anfertigen, das sie ihr Leben lang nicht mehr werde entwirren können". Darauf sei er nach Neapel gegangen und habe die Langobarden durch eine feierliche Botschaft eingeladen, ihre ärmlichen Felder in Pannonien mit den Reizen Italiens zu vertauschen. Und um ihrer Einladung größeren Nachdruck zu geben, hätten die Gesandten köstliche Früchte und andere Erzeugnisse des Südens mit sich geführt und auf die königliche Tafel gesetzt.

Einfall der Langobarden in Italien. 568.

Die Langobarden folgten willig dem Rufe. Nachdem sie den Avaren die bisherigen Wohnsitze überlassen mit der Bedingung, daß wenn die Eroberung von Italien mißlänge, sie wieder in ihre vorigen Besitzungen eingesetzt werden sollten, zogen sie mit Weib und Kind und aller Habe über die Alpen, begleitet von 20,000 Sachsen, die Alboin herbeigerufen, und von einer großen Menge Krieger und Abenteurer verschiedener Herkunft, Sprache und Religion. Narses bereute seine Raschheit und traf Anstalten zur Gegenwehr, aber sein Tod befreite die Langobarden von einem mächtigen und gefährlichen Gegner. Ohne einem Heere im Felde zu begegnen besetzte Alboin Forum Julii und das umliegende Gebiet, jetzt unter dem davon abgeleiteten Namen Friaul bekannt, und rückte, nachdem er seinen Neffen Gisulf mit einer Schaar getreuer Edlen (Faren) zur Bewachung der Gebirgspässe zurückgelassen, durch das Land der Trevisaner auf Verona los. Brand, Raub und Verwüstung bezeichneten die Pfade, auf denen die wilden Schaaren einherzogen. Schrecken und Angst erfaßte die Einwohner; sie flüchteten nach den Seen, Felsen und Morästen, wo sie einige Trümmer ihrer Reichthümer bargen, und „verzögerten so den Augenblick ihrer

Knechtschaft". Der Patriarch Paulinus von Aquileja rettete seine Schätze und Heiligthümer nach der Lagunenstadt Grado, und gab dadurch Veranlassung zur Gründung eines selbständigen Bisthums, welches sich in der Folge die Venetianer aneigneten, und Honoratus, der auf dem Stuhle des heiligen Ambrosius in Mailand saß, suchte hinter den Mauern von Genua Zuflucht vor der Treulosigkeit und Grausamkeit Alboin's. Nach dem Falle Mailands gerieth alles Land von Trient bis vor die Thore von Ravenna und Rom fast ohne Schwertstreich in die Hände der Langobarden, und dem Statthalter, der an Narses Stelle getreten, blieb kaum etwas Anderes zu thun übrig, als dem Kaiser den Verlust seiner Provinzen und Städte zu melden. Nur Ticinum oder Pavia, das von den Gothen stark befestigt worden, leistete tapfern Widerstand. Während die einzelnen Truppenabtheilungen das obere und mittlere Italien zur Unterwerfung brachten und bis nach Capua, Benevent und Tarent streiften, blieb das königliche Lager über drei Jahre vor die Mauern von Pavia gebannt. Ergrimmt über die hartnäckige Gegenwehr schwur Alboin, er wolle die Stadt von Grund aus zerstören und alle Bewohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechts dem Tode weihen. Endlich wurde Pavia durch Hunger zur Ueber- 572.
gabe gezwungen, und die Bürgerschaft erwartete mit stummer Angst ihr Schicksal. Als aber der König durch die Straße ritt, strauchelte sein Pferd und stürzte nieder. Dies wurde von einem der Begleiter als göttliches Zeichen gedeutet, daß der Himmel über den Schwur zürne. Alboin ließ sich erweichen; er ruhte friedlich im Palaste der Gothenkönige und verkündete der bebenden Menge, „daß sie leben und gehorchen solle". Und als ob Pavia durch den langen Widerstand an Reiz gewonnen habe, erhob Alboin sie zur Hauptstadt des Langobardenreichs, den Glanz von Mailand verschmähend.

Alboin's Herrschaft war von kurzer Dauer. Noch waren die Dinge in Italien Alboin's Ausgang.
nicht vollendet, als ihm Untreue und häuslicher Verrath den Tod brachte. Einst feierte 573.
er auf einem Schlosse bei Verona mit seinen Waffengefährten ein Gelage, wobei es hoch herging. Im Uebermuth der Trunkenheit ließ er den Becher bringen, den er aus dem Schädel Kunimund's hatte verfertigen lassen und im Kreise herumgehen; dann befahl er denselben bis zum Rande gefüllt der Königin zu reichen, damit sie mit ihrem Vater fröhlich trinken möge. Rosamunde gehorchte; während sie aber den Becher mit ihren Lippen berührte, gelobte sie in ihrem Innern, daß diese Schmach mit Alboin's Blut gerächt werden solle. Sie verschwor sich darauf mit Helmigis, des Königs Schildträger, ihrem geheimen Buhlen, gegen das Leben ihres Gatten. Helmigis zitterte, wenn er der Kraft und Kühnheit Alboin's gedachte, und rieth ihr, den Peredeus, einen ungemein starken Krieger, beizuziehen. Rosamunde erkaufte sich den Beistand des Langobarden mit neuer Schande. Sie nahm die Stelle einer ihrer Frauen ein, welche Peredeus liebte, und sich ihm in der Dunkelheit hingebend, sprach sie wie einst die lydische Königin zu Gyges (II, 373), daß er nach solcher That nur die Wahl habe, den Alboin zu tödten oder durch sein Schwert zu fallen. Da wollte er lieber der Mitschuldige als das Opfer Rosamunden's sein. Eines Tages, als Alboin nach der Tafel sich zurückzog, um seinen Mittagsschlaf zu halten, ließ das treulose Weib, nachdem sie das Gefolge entfernt und sein Schwert festgebunden hatte, die Genossen

ihrer Schuld in das Gemach. Der König erwachte, aber außer Stande das Schwert aus der Scheide zu ziehen, wehrte er sich blos mit einem Fußschemel, der ihn jedoch nicht lange gegen die Speere der Mörder zu schützen vermochte. So fiel Alboin, der streitbarste und kühnste Mann, durch den feigen Verrath seines Weibes und seiner Waffengefährten. Seine Leiche wurde unter lautem Wehklagen seiner Freunde unter der Treppe des Palastes beigesetzt, und die Langobarden ehrten das Grab und das Andenken ihres siegreichen Führers. Noch in den Tagen des großen Frankenkönigs Karl sangen und sagten die Nachkommen der deutschen Stämme, die unter dem Heerkönig Alboin nach Italien gezogen, von den Thaten und Schicksalen des starken Langobarden. Aus solchen Liedern hat ohne Zweifel Paul der Diakone seine Erzählungen geschöpft. Er selbst behauptet zwar den verhängnißvollen Becher gesehen zu haben, aber das Ganze trägt doch mehr den Charakter der Sage und Dichtung als der Geschichte.

Rosamunde u. Helmigis.

Rosamunde hoffte mit Hülfe ihrer Gepiden dem Helmigis die Krone zu verschaffen und dann in seinem Namen zu herrschen. Allein die langobardischen Edlen erhoben sich wider sie und forderten Bestrafung der schweren Schuld. Da schickte sie zu dem griechischen Statthalter Longinus und flehte um Schutz. Als ihr dieser zugesagt ward, entfloh sie mit ihren beiden Liebhabern, mit ihrer Tochter und mit dem königlichen Schatze aus Verona und gelangte unter dem Geleite ihrer treuen Gepiden auf einem griechischen Schiffe nach Ravenna. Der Statthalter sah mit gierigem Verlangen die Reize und Schätze der Wittwe Alboin's und trachtete nach ihrem Besitze. Sein Antrag fand bei der ruchlosen Frau geneigtes Gehör; über der Leiche ihres Buhlen Helmigis wollte sie die neue Hochzeitsfackel anzünden. Als der Langobarde einst aus dem Bade stieg, reichte sie ihm einen Gifttrank. Da er aber an dem Geschmack und der Wirkung sogleich merkte, daß er den Becher des Todes getrunken, zog er das Schwert gegen Rosamunde und zwang sie den Rest zu trinken. „Und also starben durch das Gericht des allmächtigen Gottes die ruchlosen Mörder in Einer Stunde." Die Tochter Rosamunden's sammt den reichen Schätzen wurde nach Constantinopel eingeschifft. Auch Peredeus befand sich in ihrem Gefolge und setzte den kaiserlichen Hof durch seine Stärke in Verwunderung und Schrecken. Damit er kein Unheil anrichte, wurde er der Augen beraubt; er wollte Rache nehmen an dem Kaiser, sein Messer traf aber nur zwei Höflinge. So lautet die Sage von dem langobardischen „Simson" bei dem geistlichen Geschichtschreiber.

Kleph. 573–574.

Nach Alboin's Tod wurde **Kleph** zum König der Langobarden gewählt*); aber schon nach achtzehn Monaten fiel der grausame Fürst durch die Hand eines Dieners. Während der Jugend seines Sohnes Autharis unterließen die Edlen die Wahl eines Königs, so daß das Land einer ritterlichen Anarchie anheimfiel, wo 35 Herzoge willkürlich herrschten und jeder „seines Raubes genoß". Unterdessen ruhten die weiteren Eroberungen, und in Friaul, Spoleto, Benevent u. a. O.

Die Herrschaft der Herzoge. 574–584.

---

*) **Die Könige der Langobarden**: **Alboin** 561—573. Kleph † 574. **Autharis** † 590. Agilulf † 615. Adelwald 615—624. Ariwald 624—636. **Rothari** 636—652. Rodoald † 653. **Aribert** (Theodelinden's Brudersohn) 653—661. Godebert (in Pavia) ermordet 662 und Berthari (in Mailand) vertrieben 662. **Grimoald** 662—672. Sein unmündiger Sohn Gariwald konnte sich nicht halten gegen den rückkehrenden Berthari 672—690. **Kunibert** 690—703. Liutbert 704. Aribert —712. Ansprant 712. **Luitprand** 713—744. Hildebrand 745. **Ratchis** —749. **Aistulf** 749—756. **Desiderius** — 774.

entstanden selbständige Herzogthümer, die auch in der Folge nur in lockerem Verbande mit dem Langobardenreiche verblieben, aber demselben doch als Vorhut gegen Avaren und Griechen von Nutzen waren. Unter solchen Umständen konnten die Oströmer auf den Gedanken kommen, in Verbindung mit den rechtgläubigen Franken die arianischen Langobarden zu vertreiben oder doch zu beschränken. In der That ließ sich der merovingische König Childebert von Austrasien, Chlodwig's Urenkel, durch Geld und Versprechungen bewegen, die Alpenpässe zu besetzen und in Verbindung mit dem Exarchen von Ravenna die Langobarden in der Po-Ebene zu bekriegen. Bei dieser Gefahr, die nur durch den Mangel eines gemeinsamen Zusammenwirkens nach einem überlegten Kriegsplane und durch die Tapferkeit der langobardischen Kriegshaufen im Felde nicht zu dem beabsichtigten Ziele führte, erkannten Edle und Volk die Nothwendigkeit einer festeren Führung und eines einherrlichen Regiments. Sie erhoben daher Kleph's Sohn, den ritterlichen Autharis, auf den Königsschild, Autharis. 584–590. und die Herzoge gaben von dem geraubten Grundbesitz die Hälfte dem König heraus, zur Bestreitung des Unterhalts seines Hofes und Gefolges. Autharis rechtfertigte die Wahl: die Franken wurden nach schweren Verlusten in der Feldschlacht über die Alpen zurückgetrieben, die Macht der Griechen auf die früheren Grenzen beschränkt und die Marken des Königreichs an den rhätischen Alpen und an einer Säule am Gestade von Rhegium durch den tapfern Autharis mit der Lanze festgestellt. Zugleich verlieh er dem Staatswesen eine feste monarchische Form, wobei Ordnung und Freiheit gleiche Berücksichtigung fanden. Die treuen Dienstleistungen der Großen belohnte er durch Jahrgehalte und „Beneficien“ und der Versammlung des freien Volkes auf der Ebene von Pavia ertheilte er die Bestätigung der Königswahl und der Gesetze.

In diesem Heerkönig der Langobarden spiegelt sich schon die mittelalterliche Ritterzeit mit ihrer Kraft und Romantik. Er warb um die schöne Theodelinde, die Tochter des Baiernherzogs Garibald. Ungeduldig über die langsamen Fortschritte der Unterhandlung ging der feurige Liebhaber im Gefolge seiner eigenen Gesandtschaft nach dem herzoglichen Hoflager, um unerkannt seine Braut als Königin von Italien zu begrüßen und als seine Gattin heimzuführen. Als sie auf dem Rückwege an die Grenze kamen, warf Autharis seine Streitaxt mit unvergleichlicher Kraft und Gewandtheit nach einem Baume und sprach zu den erstaunten Baiern: „Das sind die Waffen des Königs der Langobarden.“

Ein Jahr nachdem Autharis im Palaste zu Verona sein Vermählungsfest mit der baierischen Fürstentochter Theodelinde gefeiert, starb der blondgelockte Langobardenkönig. Seine Wittwe reichte darauf dem Herzog Agilulf Agilulf 590–615 von Turin, einem Verwandten des Verstorbenen, ihre Hand, und die Lango- und Theodelinde. barden, welche sie wegen ihrer Tugend und ihres Verstandes ehrten, erkannten ihn als ihren König an und feierten seine Krönung in Mailand. Unter ihm wie unter dem folgenden König Adelwald übte Theodelinde großen Einfluß Adelwald. 615–624. auf Verwaltung und Gesetzgebung. Eine fromme Bekennerin des athanasiani-

schen Glaubens, den sie aus ihrer baierischen Heimath mitgebracht hatte und von dessen Wahrheit sie durch die rührenden Briefe Gregor's noch mehr überzeugt worden war, vermittelte sie die religiösen Gegensätze, indem sie die Anhänger der römischen Kirche vor Bedrückung durch die arianischen Langobarden schützte und die päpstliche Autorität nach Kräften förderte. Sie bewog ihren Gemahl, die katholische Kirche mit Gütern zu beschenken und den Bischöfen das verlorene Ansehen zurückzugeben, und gründete selbst die Kathedrale von Monza, wo fortan die „eiserne Krone" der Langobarden aufbewahrt wurde. Dieses Kleinod der Nation führte seinen Namen von dem eisernen Ringe am Kopfrande, bei dessen Anfertigung Nägel vom Kreuze Christi angewendet worden sein sollten. Unterdessen setzte ihr Gemahl Agilulf den Eroberungskrieg gegen die Byzantiner kräftig fort. Er fügte die Städte im Pogebiete Padua, Mantua, Cremona u. a. dem lombardischen Reiche bei, er rückte vor die Thore von Rom und verbreitete solchen Schrecken unter den Bewohnern, daß Gregor der Große seine Predigten unterbrach, um für die Vertheidigung der heiligen Stadt zu sorgen und die Flüchtigen und Gefangenen, die der langobardische König an Stricken gebunden nach Frankreich schleppen und als Knechte verkaufen ließ, zu schützen und auszulösen.

Rom und die byzantinischen Besitzungen.

Während dieser kriegerischen Jahre wurde der Wohlstand von Italien vollends zu Grunde gerichtet und Rom seiner letzten Herrlichkeit entkleidet. „Der stolze Baum, unter dessen Schatten die Nationen der Erde geruht hatten, war seiner Blätter und Zweige beraubt und man ließ den dürren Stamm auf dem Boden modern." Dem Namen nach galt Rom mit den umliegenden Territorien noch immer als ein Bestandtheil des griechischen Exarchats von Ravenna, dessen wichtigste Provinzen außerdem noch Venedig nebst den Sümpfen von Ferrara und Commachio, die Seeküste von Rimini bis Ancona und die Stadt und Umgegend von Neapel bildeten. Aber getrennt von der Hauptstadt Ravenna durch fremde und feindliche Besitzungen war Rom hauptsächlich auf seine eigenen Kräfte angewiesen, und da die geringe und durch die unregelmäßige Soldzahlung mißmuthige Besatzungsmannschaft nur schwachen Schutz gewährte, so hing das Schicksal der Stadt hauptsächlich von dem Papste ab, in dessen Hände daher mehr und mehr auch das zeitliche Regiment überging, zumal seitdem der kraftvolle und staatskluge Gregor den Stuhl des Apostelfürsten inne hatte. Aber so sehr auch die Macht und das Ansehen des obersten Bischofs von der ganzen rechtgläubigen Kirche anerkannt ward, gegen die arianischen Langobarden, welche das Schwert der Verwüstung bis unter die Mauern der Stadt trugen, waren seine geistlichen Waffen machtlos und seine Vertheidigungsanstalten ungenügend. Die Römer wagten sich nicht mehr vor die Thore; die Landhäuser sanken in Trümmer, die Anlagen und Gärten fielen der Verödung anheim, und die Campagna von Rom gerieth allmählich in den traurigen Zustand der Verwilderung, mit kahlem Boden, unreinem Wasser und verpesteter Luft. Die Wellen des Tiber, die durch Ueberschwemmungen oder über eingesunkene Uferdämme in die Stadt hereinbrachen, bildeten in den Vertiefungen der sieben Hügel stehende Lachen, deren Fäulniß Fieber und ansteckende Krankheiten erzeugten, so daß einst inmitten einer feierlichen Procession, welche den Himmel um Erbarmen anflehte, achtzig Personen todt umsanken. Zu diesen Uebeln gesellte sich noch häufig Hungersnoth, wenn die Zufuhr von Außen stockte, und Muthlosigkeit und Lebensüber-

druß, die einer sinkenden und verzweifelnden Welt die letzte Kraft und Erhebung rauben. Auch die Inseln Sicilien, Korsika und Sardinien und das heutige Calabrien im südlichsten Theile der Halbinsel gehörten noch zum Reiche, gingen aber demselben Verfalle entgegen, wie die alte Hauptstadt. In Sardinien, das zur Provinz Afrika gehörte, wachte das Heidenthum wieder auf, und der Oberrichter ertheilte den Einwohnern gegen eine Abgabe die Erlaubniß, den Göttern zu opfern; und in Korsika herrschte ein Steuerdruck, daß Manche in der Verzweiflung ihre Kinder verkauften.

Die Rückkehr der Langobarden zum Königthum war zugleich der Anfang einer neuen Ordnung in den Eigenthums- und Standesverhältnissen. Nicht nur daß, wie erwähnt, für den Unterhalt des Königs ein fester Grundbesitz ausgeschieden ward, auch mit den alten Bewohnern scheint jetzt ein Rechtsverhältniß im Wege eines gemeinsamen Vertrages aufgerichtet worden zu sein. Nach dem Zeugniß des Paulus wurden nach der Einwanderung der Langobarden viele vornehme Römer ermordet und ihres Eigenthums beraubt und gegen das Volk in Stadt und Land mit großer Gewaltthätigkeit verfahren, selbst die Kirchen und Priester wurden nicht verschont. Es waltete also das schrankenloseste Eroberungsrecht. Aber mit der Einsetzung des Autharis scheint die rohe Willkür ihr Ende gefunden zu haben. Wenn erwähnt wird, daß dieser Fürst sich zuerst den Namen „Flavius" beilegte, der den Römern so angenehme Erinnerungen erweckte und der dann von allen folgenden Langobardenkönigen geführt ward, so darf man darin wohl die Absicht einer Versöhnung und Handreichung mit den noch übrigen Romanen voraussetzen, und wenn man die weitere Angabe des Geschichtschreibers, daß die bedrückten Völker unter die langobardischen Fremdlinge vertheilt worden seien und alle Gewaltthätigkeiten, Beraubungen und Zwangsdienste aufgehört hätten, in Verbindung bringt mit der früheren Nachricht, daß die vertheilten Romanen den dritten Theil des Ertrages an die langobardischen Grundherren hätten abtragen müssen, so mag man (wie Gaupp) den Schluß ziehen, daß nach der neuen Uebereinkunft „das Eigenthum des ganzen römischen Grundstücks auf den darauf gesetzten Langobarden überging, der römische Possessor aber sich in einen zinspflichtigen Colon verwandelte, welcher auf dem Grundstücke sitzen blieb und den dritten Theil der darauf gewonnenen Früchte an den neuen Grundeigenthümer zu entrichten hatte". Bei diesem auch in anderen romanischen Ländern nachweisbaren Verhältniß ging man wohl von dem Gedanken aus, „daß ein Dritttheil des Ertrags auf die Bestellungskosten abzurechnen sei, ein Drittel dem Meier oder Colon für seinen eigenen und seiner Familie Unterhalt verbleiben und ein Drittel dem Grundeigenthümer zufallen solle". Demnach zerfielen die Bewohner des langobardischen Reiches in zwei Hauptgruppen, in die germanischen Langobarden, in denen der auf König, Edlen und Volksversammlung beruhende Staat gleichsam lebte, die allein vollkommenes Staatsbürgerrecht und politische Freiheit hatten; und in Romanen, die zwar persönlich und bürgerlich frei waren, auch wenn sie als zinspflichtige Leute fremdes Eigenthum bebauten, aber keine politischen Rechte

Rechtsstellung der Romanen.

besaßen. Außerdem gab es noch Halbfreie, „Aldien" genannt, worunter man die „alten, schon seit langer Zeit in Italien seßhaft gewordenen Germanen" verstehen will, und eigentliche Sclaven, welche die Einwanderer vorfanden und mitbrachten.

Rechte und Gesetze der Langobarden.

Die beiden Volkselemente der Germanen und Romanen standen anfangs ohne Vermittelung und Vermischung einander gegenüber, insbesondere so lange neben der Verschiedenheit der Abstammung auch noch die religiöse Trennung obwaltete. Selten wurden Mischehen eingegangen, auch wo kein gesetzliches Hinderniß vorhanden war; noch unter Rotharis befanden sich in den meisten Städten zwei Bischöfe, ein katholischer und ein arianischer. Den Langobarden, die unter allen germanischen Völkern den Charakter eines frischen Naturvolks von jugendlicher Kraft und Fülle noch am meisten an sich trugen, fiel Staat und Volk in Einen Begriff zusammen, und die Unfähigkeit, sich zu höherer Auffassung des ersteren zu erheben, wirkte hemmend auf die Verschmelzung der Nationalitäten zu Einem Ganzen ein. Nicht nur daß jede Rechtsgemeinschaft fehlte, daß die Romanen nach justinianischem Gesetz, die Germanen nach ihren überlieferten Volksrechten gerichtet wurden, es wurde auch nicht einmal der Versuch gemacht, bei den Aufzeichnungen der langobardischen Gesetze eine Ausgleichung herbeizuführen. Während der Ostgothe Theoderich bemüht war, eine gemeinsame Rechtsordnung für beide Volkselemente anzubahnen (S. 695), und die fränkischen und burgundischen Gesetzbücher nach Inhalt und Form den Einfluß des römischen Rechts verrathen, enthielt das langobardische Rechtsbuch in seiner ersten Zusammenstellung durch König Rotharis nur die alten Gewohnheitsgesetze des Volkes, die für die germanische Bevölkerung Italiens ebenso ausschließlich in Geltung waren, wie das römische Recht bei den Romanen. Erst bei der späteren Revision durch Grimoald und besonders in der erweiterten Ueberarbeitung durch die Könige Luitprand, Ratchis und Aistulf in einer Zeit, wo die nationalen Gegensätze durch längeres Zusammenleben und durch die religiöse Vereinigung abgeschliffen waren, vermochte das römische Recht mit seiner überwältigenden Macht auch das Leben der Langobarden zu durchdringen, ohne jedoch die Eigenthümlichkeiten der germanischen Rechtsanschauungen zu verwischen, die namentlich in den Bestimmungen des **Wergelds** für Mord in den mannichfachsten Abstufungen nach Stand und Stellung der Betreffenden hervortreten.

Die Städte.

Das langobardische Gesetzbuch, wie es schließlich von Adel und Volk bestätigt zur Anwendung kam, „die Frucht des Verstandes der Barbaren, welche den Bischöfen von Italien nie zu ihren gesetzgebenden Versammlungen Zutritt gönnten", faßt hauptsächlich die ländliche Bevölkerung ins Auge: die städtischen Angelegenheiten werden in demselben kaum berührt. Man ist daher zu dem Schluß berechtigt, daß die Langobarden in den ersten Zeiten ihrer Niederlassung sich als Gutsbesitzer über das offene Land verbreiteten, daß die thatenfrohen „Faren" (Barone), die sich der reichen Ländereien bemächtigt, ihr Leben

nach altgermanischer Weise auf den „Gehöften" inmitten ihrer Zinsbauern verbrachten, mehr auf Waffenübung und Krieg, auf Jagd und Falknerei bedacht, als auf die Künste des Friedens, auf Gewerbsamkeit und Handel, und daß aus diesem Grunde in den italischen Städten auch unter der Herrschaft der Langobarden die römische Stadtverfassung ungefährdet fortbestand, die inneren Anliegen der Gemeinden lediglich den städtischen Municipalbehörden überlassen blieben. Die langobardischen „Gastalden" oder Grafen und Schultheißen (Judices), welche im Namen des Königs, als obersten Schirmherrn, die Hoheitsrechte wahrten und die schutzherrlichen Pflichten und Befugnisse übten, mischten sich wohl selten in das innere Gemeindeleben. Sie vollzogen die höchste Gerichtsbarkeit, ordneten und leiteten die Wechselbeziehungen der Stadtgemeinden zu dem König und seinen Räthen und überwachten die Interessen derjenigen Langobarden, die ihren Aufenthalt in den Städten nahmen, aber lange Zeit eine Sonderstellung zur Gesammtheit der Bürgerschaft behaupteten.

Allmähliche Verschmelzung der Volkselemente.

So bildeten die Langobarden in den ersten Jahrzehnten ihrer Ansiedelung in Italien einen gesonderten Kriegerstaat, nicht unähnlich den Vandalen in Afrika. Der Volkskönig, gewählt oder bestätigt von der langobardischen Heergemeinde, war das Oberhaupt des Militärstaats, dem die übrigen freien Volksgenossen unter der Anführung der „Herzoge" und „Grafen" den Heerdienst zu leisten hatten. Bei der gewaltthätigen Weise, wie die Langobarden das Eroberungsrecht in aller Strenge ausübten, bei den unaufhörlichen Kriegen, die sie mit den Byzantinern und anderen Feinden zu führen hatten und bei dem Streben ehrgeiziger Könige und fürstlicher Herren, ihre Gebiete zu erweitern, war die Herrschaft der Langobarden im Anfang ein schweres Joch für die Eingebornen; doch von minder nachtheiligen und eingreifenden Folgen für die italische Nationalität, als man vielfach geglaubt hat. Die Bevölkerung war durch Kriege und Auswanderung, durch Hungersnoth, Pest und andere Plagen in allen Gegenden der Halbinsel bedeutend zusammengeschwunden, blos die Städte, wo schützende Mauern einen Zufluchtsort gewährten, hatten noch eine namhafte Zahl von Bewohnern; die Dörfer und offenen Flecken waren von den wohlhabenderen Bürgern, welche die Sicherheit der Stadtgebiete den Gefahren des Landlebens vorzogen, verlassen worden; nur die Zinsbauern und Armen bewahrten ihre Hütten und Felder, und ihnen war wenig daran gelegen, in wessen Diensten sie die Erde bebauten und wem sie den Bodenzins entrichteten, sie bereiteten den germanischen Siegern bei der Besitznahme der Güter keine Schwierigkeiten. Mit der Zeit gestalteten sich die Verhältnisse günstiger. Die langobardische Bevölkerung nahm eher ab als zu; die sächsischen Bundesgenossen waren, verstimmt über die abhängige Stellung, in die sie zu den Langobarden treten sollten, in ihre Heimath zurückgekehrt; die unaufhörlichen Feldzüge und Eroberungskriege stürzten manchen tapfern Mann ins Grab; die fast unabhängige Stellung, welche sich die Herzoge von Spoleto, Benevent, Friaul und Tuscien vielleicht mit Hülfe der

Romanen erwarben, schwächte die Gesammtmacht der Nation und führte zu Abfall, Spaltungen und Parteikämpfen. Bald übten auch die Lüste und Genüsse des südlichen Landes, von jeher der mächtigste Bundesgenosse der reizenden Halbinsel gegen die Kraft und rohe Leidenschaft des Nordens, ihre erschlaffende Wirkung auf die Natursöhne Germaniens, ein Moment, das in dem Verschmelzungsprozeß der Volkselemente von nicht geringer Bedeutung war. So trat denn unter den späteren Geschlechtern eine heilsame Annäherung ein: die Güter und Gaben beider Volkstheile vermischten sich, und aus ihrer Vereinigung erwuchs ein frisches kräftiges Nationalganzes. Durch die sorgfältige Bestellung der Felder und die umsichtige Landwirthschaft der germanischen Ansiedler erhoben sich die fruchtbaren Gefilde der „Lombardei" bald zu neuer schöner Cultur; in Venetiens reichen Grasebenen nahm unter der fleißigen Wartung der Langobarden die Zucht der Pferde und Ochsen frischen Aufschwung; die Uebung der Waffen, welche die alten Einwohner den Eroberern ablernten, seitdem auch den freien Romanen der Eintritt in den Heerbann gestattet oder geboten war, führte Muth, Freiheitssinn und Lebenslust in die Herzen zurück, und bald ergötzten sich Alle an der fröhlichen Falkenjagd, welche die Einwanderer aus ihrer germanischen Heimath eingeführt hatten. Auch in den geistigen Gütern und Gaben trat ein Austausch ein; aber dabei waren die Germanen der verlierende Theil: die Sprache, Sitten und Volksdichtungen der Ahnen verschwanden; der arianische Glaube, unter dessen Fahne die Väter gestritten, verlor in ihnen seine letzten Bekenner. Dafür eigneten sich die Langobarden die Bildung und Wissenschaft der romanischen Bevölkerung an, sie lernten von ihr die Künste und Kenntnisse des Friedens und trugen, indem sie sich an dem Handel und Industrieleben der Städte mehr und mehr betheiligten, den alten Einwohnern das „schmachvolle Zeichen der Besiegten" abnahmen und durch ihre verständige Mitwirkung an dem Ausbau und den Reformen der Gemeindeverfassungen dem erstorbenen Municipalwesen einen neuen kräftigen Geist verliehen, zur späteren Blüthe der lombardischen Städte wesentlich bei. Die langen Bärte, denen der Stamm seinen Namen verdankte, und die kriegerische Tracht mit dem Schwerte zur Seite wichen allmählich einer zierlicheren Kleidung im Friedensgewand. Aber noch war die Ausgleichung der Lebensgewohnheiten beider Nationen nicht vollständig durchgeführt, als die Freiheit und Selbständigkeit des langobardischen Reichs nach einer Dauer von zweihundert Jahren durch die Franken vernichtet wurde. Doch hat ein günstiges Geschick die herrlichen Nationalsagen, die sich wie ein voller frischer Kranz um die ganze Geschichte der Langobarden schlingen, der Nachwelt erhalten, wenn auch nicht in der ursprünglichen Form und Sprache, so doch dem Inhalte nach in der lateinischen „Geschichte der Langobarden" von Paulus Diakonus. Einem edlen Langobardengeschlechte aus Friaul entsprossen hat der fromme Geistliche in einfachen schlichten Worten, mit lauterer Wahrheitsliebe und mit warmem Gefühle für sein Volk Alles aufge-

zeichnet, was er aus alten Quellen und mündlicher Ueberlieferung über die Herkunft und Geschichte der Langobarden bis zum Tode Luitprand's (744) erfahren hatte, unberührt von fremder Gelehrsamkeit und ohne ruhmredige Verherrlichung die alten Sagen berichtend. „Rettungslos würde Alles dieses nach dem Sturze des Reichs dem Untergange verfallen sein, wenn nicht des alten Mönchs Hand es mit treuer Liebe aufgezeichnet hätte."

Paulus geboren ums Jahr 730 in der Stadt Forojuli, wurde nach alter deutscher Sitte am Hofe des Königs Ratchis zu Pavia erzogen. Er hatte dort zum Lehrer den Flavianus, dessen er noch im hohen Alter mit Liebe gedenkt. Auch den Königen Aistulf und Desiderius soll Paulus lieb und werth gewesen sein. Mit der Tochter des letzteren, Adalberga und ihrem Gemahle, dem Herzog Arichis in Benevent, stand er fortwährend in freundlichem Verkehr. Er feierte sie in einem Gedichte und schrieb für sie eines seiner Hauptwerke, „die römische Geschichte", indem er den Eutropius erweiterte und fortsetzte. Für den Herzog dichtete er zwei geistliche Lobgesänge, die noch jetzt in Benevent und anderwärts in der katholischen Kirche gesungen werden. Am Hofe des Herzogs suchte er auch wohl eine Zuflucht nach dem Untergange des Reichs von Pavia; wenigstens scheint er längere Zeit zu Benevent gelebt zu haben. Vielleicht war es aus Schmerz über den Fall seines Volks, daß Paulus, der anfangs nicht für den geistlichen Stand bestimmt gewesen zu sein scheint, in das Benedictinerkloster zu Monte Casino eintrat. Diesem Aufenthalt wurde er einige Jahre nachher durch eine besondere Veranlassung entzogen. Um Ostern 776 entstand in Friaul eine Empörung gegen die Frankenherrschaft, in welche des Paulus Bruder Arichis verflochten war. Dieser wurde deshalb in Gefangenschaft abgeführt und sein Vermögen eingezogen, wodurch dessen Gattin mit vier Kindern in Noth und Elend gerieth. Im sechsten Jahre dieser Gefangenschaft richtete Paulus eine Elegie an den gerade in Rom anwesenden König, in der er ihn um die Freilassung seines Bruders und um Rückgabe des Vermögens bat. In Folge dieses Gedichtes kam Paulus an den Hof Karl's des Gr., sei es, daß er nach Frankreich reiste, um es selbst zu überreichen, sei es, daß der König ihn seiner Gelehrsamkeit halber zu sich berief. Er nahm nun regen Antheil an dem literarischen Leben, welches sich an dem fränkischen Hofe entwickelte, ohne jedoch die Sehnsucht nach der stillen Klosterzelle in Monte Casino aus seinem Herzen verbannen zu können. Karl ehrte den gelehrten Langobardenmönch sehr hoch, besonders wegen seiner Kenntniß der griechischen Sprache. Auf seinen Befehl dichtete Paulus die Grabschriften für die Königin Hildegard, ihre Töchter Adelheid und Hildegard und Pipin's Töchter Adelheid und Rotaid, womit der König ohne Zweifel im Sommer 783 deren Gräber in St. Arnulf zu Metz schmücken ließ. In seinem Auftrage verfaßte er auch um dieselbe Zeit die „Homiliensammlung", den Geistlichen ein willkommener Schatz, und die „Geschichte der Bischöfe von Metz", worin er mit besonderer Ausführlichkeit die Ahnen und die Familie Karl's des Gr. behandelte, mit der deutlichen Absicht, „die Thronbesteigung der Karolinger zu rechtfertigen und sie als ein durch Heilige gleichsam legitimes Herrscherhaus darzustellen". Nach einigen Jahren kehrte Paulus wieder über die Alpen zurück. Im Sommer 787 finden wir ihn bereits wieder in Monte Casino. Vielleicht hatte er von Karl den Auftrag erhalten, den Herzog Arichis, der die Waffen gegen die Franken noch nicht aus der Hand gelegt hatte, zur Huldigung zu bringen. Aber schon am 25. Aug. desselben Jahres starb der Herzog, und sein Freund ehrte sein Andenken in einer schönen Grabschrift. Den Abend seines Lebens verbrachte Paulus in Monte Casino, wo der Ruhm seiner Gelehrsamkeit viele Schüler um ihn versam-

Paulus Diaconus. 730—c. 800.

melte. Hier verfaßte er für den fränkischen König noch eine ausführliche Erläuterung der Ordensregel und widmete dann den Rest seiner Tage der Geschichte seines Volks, die er jedoch unvollendet hinterlassen hat. Die schöne Grabschrift eines seiner Schüler ist ein Denkmal der Liebe und Verehrung, die sich der fromme, friedfertige und liebenswürdige Diakone bei Allen, die ihm nahe kamen, zu erwerben wußte. „Als einen bedeutenden Historiker," sagt Wattenbach, „können wir Paulus freilich nicht betrachten. Die Sprache weiß er in seinen Gedichten mit Leichtigkeit und Anmuth zu behandeln und in der Erzählung zieht uns ihre schmucklose Einfachheit an. Von der gesuchten Gelehrsamkeit und Ueberkünstelung, so wie von der barbarischen Rohheit des siebenten Jahrhunderts ist er frei. Allein historische Kunst oder tiefere Auffassung dürfen wir bei ihm nicht suchen. — In der Geschichte der Langobarden finden wir nur einfache Erzählung, zusammengesetzt aus der mündlichen Ueberlieferung und schriftlichen Quellen, wie Gregor von Tours, Beda, dem Leben der Päpste u. a. m. Aus diesen nimmt er ganze Stücke auf, ohne sie eigentlich zu einem Ganzen zu verarbeiten; in der Kritik, sogar in der Sorgfalt und Genauigkeit bei Benutzung seiner Gewährsmänner erscheint er schwach, und obwohl seine eigentliche Aufgabe die Volksgeschichte der Langobarden ist, nimmt er ohne rechtes Maaß und Prinzip doch auch ferner Liegendes auf."

Gregor der Große. 590—604. In jenen schweren Jahren der Drangsale und Verwirrung, die im Gefolge der langobardischen Invasion über Italien hereinbrachen, saß auf dem Stuhle des heiligen Petrus ein Mann, welcher inmitten der von allen Seiten heranstürmenden Gefahren den kühnen Gedanken faßte, Rom zum Horte Italiens und das Papstthum zum Mittelpunkt der Christenheit zu erheben — Gregor der Große. Aus einem reichen senatorischen Geschlechte stammend und auf dem Wege zu den höchsten Staatsämtern entsagte er plötzlich der Welt und ihrer Herrlichkeit, verwandelte den väterlichen Palast in ein Kloster und sprach den Entschluß aus, sein künftiges Leben in stiller Zurückgezogenheit zu verbringen. Aber das Schicksal hatte ihn zu höheren Dingen bestimmt. Schon als päpstlicher Botschafter in Constantinopel hatte er Gelegenheit, den römischen Primat über die abendländische Kirche bei dem Kaiser und Patriarchen geltend zu machen. Nach seiner Rückkehr wurde er abermals aus dem Kloster hervorgerufen, um nach der einstimmigen Wahl des Klerus, Senates und Volks
8. Febr. 590. die Regierung der Kirche zu übernehmen. Nur mit Widerstreben gehorchte er dem Rufe. Es waren schwere Zeiten und verwirrte Verhältnisse, als er den Stuhl des heiligen Petrus bestieg, aber durch Klugheit, Umsicht und Festigkeit wußte er die Umstände zum Sieg und die Gefahren und Drangsale in Triumphe der Kirche zu verwandeln. Gregor war der eigentliche Begründer des Papstthums in seiner mittelalterlichen Macht und Bedeutung. Er trat zunächst dem Hochmuthe des Patriarchen von Byzanz entgegen, indem er den Titel eines „allgemeinen (katholischen) Bischofs", den dieser sich beilegte, verdammte und, um durch den Gegensatz der äußersten Demuth denselben zu beschämen, sich selbst den „Knecht der Knechte Gottes" nannte. Ein Mann, der die asketische Strenge des Mönchs auch im bischöflichen Glanze festhielt, „hart gegen sich selbst und in kirchlichen Forderungen gegen Untergebene, freigebig bis zur Ver-

schwendung gegen die Armen und Müßigen", der mit umfassender Bildung und mit genauer Kenntniß der Theologie und Rechtswissenschaft die ganze Schwärmerei seiner Zeit und eine ausschließliche Hingebung an die Zwecke der Kirche verband, hat er vierzehn Jahre lang die ganze Kraft und Thätigkeit † 12. März 604.
einer energievollen Seele der Macht und Unabhängigkeit der Kirche und des Papstthums und dem Siege des christlich-katholischen Glaubens gewidmet. Sein Streben, mit Klarheit erfaßt und mit Folgerichtigkeit durchgeführt, galt 1. der Verwirklichung der Idee, daß der römische Bischof als der Nachfolger des heiligen Petrus eine oberrichterliche Gewalt über die gesammte Kirche besitze und unabhängig sei von jeder weltlichen Macht und Obrigkeit, 2. der Mehrung des Reiches Christi, der Begründung der religiösen Einheit und Rechtgläubigkeit, und 3. der Ausbildung und Vollendung der Kirche in Cultus und Lehrbegriff. Und wenn er auch selbst dieses hohe Ziel nicht vollständig erreichte, wenn auch seine Nachfolger noch über ein Jahrhundert den oströmischen Kaiser, sofern dieser Gewalt über sie hatte, als Herrn von Rom anerkannten, so hat Gregor doch die kirchliche Oberherrschaft des Stuhles Petri vorbereitet und in den Grundprinzipien festgestellt. Ein Mann von gewaltiger Persönlichkeit, dessen geistiges Auge das ungeheure Gebiet seiner Wirksamkeit vom Größten bis zum Kleinsten überschaute und dessen Wille stark genug war, „eine ganze Welt vom Krankenbette aus zu regieren", förderte er mit allen Mitteln, durch Predigten und praktische Schriften, durch Missionen und Bekehrungen, durch Geldspenden und Unterstützungen das Reich Christi, „das ihm zusammenfiel mit dem päpstlichen Reiche".

1. Seine politische Thätigkeit.

1. In den Kämpfen der Langobarden und Oströmer beobachtete Gregor eine aktive Neutralität mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß er den päpstlichen Stuhl zu einer selbständigen vermittelnden Macht über den kriegführenden Völkern erhob. Indem er die Vertheidigung Roms gegen die wiederholten Angriffe der Langobarden größtentheils mit den Mitteln der Kirche leitete und durch seine praktisch klugen Sendschreiben an geistliche und weltliche Beamten alle Kräfte zum gemeinsamen Wirken nach einem klaren bestimmten Plane lenkte, erwarb er dem Papstthum eine Macht und Stellung, welche weder der Exarch von Ravenna, noch die kaiserlichen Militär- und Civilbeamten in den dem Reiche noch unterworfenen Provinzen und Städten zu beherrschen vermochten; bei Unterhandlungen führte er die vermittelnde, oft entscheidende Stimme, und seine Autorität wußte er in Constantinopel und Ravenna wie in Pavia geltend zu machen und zu wahren. Nicht minder erfolgreich war sein Streben, die Bischöfe Italiens, ja des gesammten Abendlandes an den Gedanken zu gewöhnen, in dem Nachfolger Petri das Oberhaupt der Kirche zu erkennen und zu verehren. Die Ohnmacht des byzantinischen Reiches, die Uebersiedelung des Mailänder Bisthums während der Herrschaft der arianischen Langobarden nach Genua, wodurch dessen Metropolitanrechte in den nördlichen Provinzen stillschweigend erloschen und auf Rom übergingen, verbunden mit der Kraft und dem stolzen Selbstgefühl, womit Gregor in allen kirchlichen Conflicten sein Richteramt anwandte, und mit der Bereitwilligkeit, die Noth der Kirche und des Volkes während der drangsalvollen Zeiten durch großartige Unterstützung aus dem eigenen Vermögen und den Einkünften der päpstlichen Patrimonien innerhalb und außerhalb Italiens zu lindern, kamen diesem Streben fördernd entgegen. Denn zu den übrigen Vorzügen dieses Kirchenfürsten gehörte auch die umsichtige Verwaltung und ökonomische Ordnung des Vermögens der Kirche, wodurch er

bei eigener Sparsamkeit und Einfachheit die großartigste Mildthätigkeit üben und zugleich große Geldsummen zu höheren Zwecken verwenden konnte. Selbst gegen die Langobarden war das Gold der Kirche oft wirksamer als Eisen. Dieser Kampf gegen die nordischen Feinde hatte auch die Wirkung, daß das erstorbene Nationalgefühl der Römer durch die immerwährende Spannung eines überall gegenwärtigen Kampfes aufs Neue erweckt und die erschlaffte Kraft nach und nach geübt und gestärkt ward. „Das Volk erhob sich aus dem langen Schlaf der Knechtschaft, und Italien sah nach langer Zeit wieder römische Bürgerheere entstehen."

2. Sein Missionseifer. 2. Ueber den politischen Sorgen eines römischen Bischofs verlor jedoch Gregor den apostolischen Beruf der Mehrung und Vollendung des Reiches Gottes auf Erden nicht aus dem Auge. Wir haben früher gesehen, mit welchem Eifer er die Bekehrung der Angelsachsen ins Werk setzte und durchführte (S. 755 f.); er hatte den Triumph, den Westgothenkönig Reccared in den Schooß der katholischen Kirche eintreten zu sehen; und bei den Langobarden war durch die eifrigen Bemühungen Theodelinden's und ihrer gleichgesinnten Tochter Gundeberge der Sieg der katholischen Kirche sicher vorbereitet. Gundeberge, die Gemahlin zweier langobardischer Könige, des Ariwald und des Rotharis, wirkte so erfolgreich im Geiste der Mutter, daß in Aribert, Theodelinden's Brudersohn und Rotharis' Nachfolger, die Langobarden einen katholischen König erhielten und duldeten. Und nicht nur gegen die Bekenner ketzerischer Lehren innerhalb des Christenthums war sein Bekehrungseifer gerichtet; er unterließ auch kein Mittel der Verführung, der Bedrückung, der Verfolgung, um Juden und Heiden die himmlische Seligkeit durch die Gnadenspenden der Kirche zu Theil werden zu lassen. Dem Bischof von Caralis auf Sardinien gebot er in einem Sendschreiben, die heidnischen Bauern auf den Kirchengütern der Insel so lange zu peinigen und zu pressen, bis sie durch die Züchtigung zum rechten Glauben bekehrt würden.

3. Sein Eifer für Gottesdienst und christliche Gläubigkeit. 3. Derselbe Eifer im Aufbauen und Zerstören offenbarte sich auch in Gregor's Bestreben, den christlichen Gottesdienst zu heben und die Macht der heidnischen Kunst und Wissenschaft auf Christenherzen zu brechen. „Durch Vereinfachung des Stils wie durch seine Sängerschule erhob er den Kirchengesang, gab dem römischen Gottesdienste seine geheimnißvolle Pracht durch Festsetzung der liturgischen Gebräuche, der Feste und Prozessionen, der Priestergewänder in ihrem bunten Wechsel und insbesondere der Abendmahlsfeier in ihrer dermaligen Gestalt als Meßopfer und begründete das Fegfeuer in der Phantasie des Volks." — Der Vorwurf, daß Gregor zuerst sich an den heidnischen Tempeln vergriffen, die Statuen umgestürzt und die palatinische Bibliothek verbrannt habe, mag mit Unrecht dem eifrigen Kirchenfürsten zur Last gelegt werden; dagegen offenbaren seine Schriften seinen unversöhnlichen Abscheu gegen die Denkmäler des klassischen Alterthums und seine Verachtung gegen weltliche Wissenschaft: er hielt es eines Bischofs unwürdig, „das Wort Gottes in die Regeln des Donat zu zwängen". Durch seine praktischen Schriften, in welchen er keinen Anstand nahm „die Wahrheiten der Religion durch das Zeugniß von Geistern, Wundern und Todtenerweckungen zu bekräftigen", hat er eben so sehr die kirchliche Leichtgläubigkeit wie die kirchliche Frömmigkeit im Abendlande gefördert.

IX. Der Orient vor dem Islam.

Das byzantinische Reich bis zum Bilderstreit und die letzten Sassaniden.

Charakter des Hofes und Kaiserthums. Der Glanz, den Justinian dem oströmischen Reich verliehen, erlosch bald. Unter den nächsten Nachfolgern Justinus, Tiberius und Mauritius

gingen die meisten Besitzungen in Italien verloren, bedrängten die Perser von Osten, die Bulgaren und Avaren von Norden das Reich, und im Innern stachelten religiöse Streitigkeiten, Verfolgungen und Steuerdruck die Leidenschaften und führten Abfall und Verrath herbei. Die siegreichen Feldzüge des Heraklius gegen den Sassaniden Chosroes II. (S. 835) bildeten den einzigen Glanzpunkt in dem langen Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten und retteten die römische Waffenehre vor gänzlicher Verachtung. Die übrige Geschichte des byzantinischen Hofes und Reiches bietet ein Bild sittlicher Verworfenheit und Entartung dar, wie es kaum schrecklicher und häßlicher gedacht werden kann. Unter empörenden Gräueln bestiegen lasterhafte Fürsten den blutbefleckten Thron, um ihn nach kurzem angstvollen Besitze wieder ebenso an einen Glücklicheren zu verlieren; Blendungen, Verstümmelungen der Ohren, Nase und Zunge, Giftmischereien und andere unmenschliche Gräuelthaten gehörten zu den alltäglichen Erscheinungen an diesem gottvergessenen Hofe. Die kalte Grausamkeit eines Phokas und Justinian II. überstieg alle Frevelthaten eines Nero und Domitian, und die Raubgier eines Constans entführte den Städten Italiens und Siciliens noch die letzten Reste der Kunstdenkmale des Alterthums, welche Alarich's und Genserich's Heerzüge übrig gelassen. Dieses grauenvolle Einerlei ward nur unterbrochen durch die Laster und Lüste einer überbildeten Hauptstadt, durch das boshafte Ränkespiel übermüthiger Weiber und Höflinge und durch heftige Religionskämpfe über unerforschliche Fragen. Indeß man sich mit leidenschaftlicher Hitze stritt, ob Christus vermöge seiner Doppelnatur einen oder zwei Willen besessen und zuletzt die doppelte Willenskraft als rechtgläubig erklärte (S. 619), eroberten wilde bulgarische und slavische Horden die Länder am Hämus, behaupteten sich in Mösien, Illyrien und Makedonien und zertraten in Hellas und im Peloponnes die letzten Spuren hellenischer Cultur. Selbst die Namen der Länder und Städte verschwanden, und die Nacht der Barbarei lagerte sich über die Sitze alter Bildung und Humanität. Zugleich bedrohten von Norden die Avaren, von Osten die Perser und von Süden die durch Mohammed's Lehre für Kampf und Eroberung begeisterten Araber die Landschaften des Reiches bis unter die Mauern der Hauptstadt.

Die Regierung des an Geistesschwäche und körperlichem Siechthum leidenden Kaisers Justinus II. war eine Zeit der Verwirrung und Ohnmacht nach Außen und der Ungerechtigkeit und Bedrückung nach Innen. Afrika ging der Verödung entgegen, in Italien war die Herrschaft des Exarchen von Ravenna auf die Ostküste und die Seestädte Venedig und Genua nebst der Stadt und Umgegend von Rom beschränkt; an der Ostgrenze tobte der Perser aufs Neue und bedrohte Mesopotamien und Syrien mit verheerenden Einfällen; in den Provinzen und Städten seufzte das Volk unter den Lasten der Besteuerung und den Gewaltthätigkeiten käuflicher Obrigkeiten und Richter. Im Gefühle seiner Ohnmacht beschloß endlich Justinus sich einen Mitherrscher und Nachfolger zu suchen. Seine Wahl wurde von der Kaiserin Sophia auf Tiberius, den treuen Befehlshaber der Leibwache, gelenkt, einen Thrakier von schöner

Justinus II. 565–578.

574.

Gestalt und rühmlichen Eigenschaften. Nachdem er den Erkornen in feierlicher Versammlung dem Senat und Volke vorgestellt und zu einer weisen und gerechten Regierung ermahnt, zog er sich von den Geschäften zurück und verbrachte die vier letzten Lebensjahre in stiller Dunkelheit.

Tiberius II. 578–582. Sein Nachfolger, der dem verhaßten Namen Tiberius noch den volksthümlichen „Constantinus" beifügte, war ein edler Fürst von tugendhaftem Leben. Die ehrgeizige und herrschsüchtige Kaiserin Sophia, welche über den Ehren und Auszeichnungen, die der neue Herrscher der kaiserlichen „Mutter" erwies, die getäuschte Hoffnung auf Theilnahme an der Regierung nicht verschmerzen konnte, reizte einen Verwandten des vorigen Herrscherhauses, den tapfern Feldherrn Justinian, zum Abfall. Aber Tiberius unterdrückte die Verschwörung mit Kraft und versöhnte die Schuldigen durch Milde. Nur die Urheberin des verrätherischen Unternehmens wurde unter strengere Aufsicht gestellt und ihre Handlungen überwacht. Diese Erfahrung hatte jedoch auf den edeln Charakter des Kaisers keine nachtheilige Wirkung; er fuhr fort durch Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Standhaftigkeit die Lage seines Volkes nach Kräften zu erleichtern, die Lasten zu mindern, den Mißbräuchen zu wehren. Aber seine Regierung dauerte nur

Mauritius. 582–603. † 605. vier Jahre. Auf seinem Sterbebette ernannte er den tapfern Feldherrn **Mauritius**, dem er zum Lohne seiner Dienste in den Perserkriegen die Hand seiner Tochter gegeben, zu seinem Nachfolger, einen würdigen Fürsten, der sich seinen kaiserlichen Wohlthäter zum Vorbild nahm; und wenn er auch dasselbe nicht ganz erreichte, wenn auch sein kaltes und zurückhaltendes Wesen als Stolz gedeutet werden konnte, wenn seine Gerechtigkeit nicht immer von Grausamkeit, seine Milde nicht immer von Schwäche frei war und seine strenge Sparsamkeit ihm zuweilen den Vorwurf der Habsucht zuzog, so besaß er doch den Willen und die Einsicht, das Glück seiner Unterthanen nach Kräften zu fördern und die Grenzen des Reiches zu schützen. Aber die Gefahren und Mühen eines ununterbrochenen Kriegslebens erfüllten die Soldaten mit Mißmuth, und als ihnen die Regierung aus Noth oder Kargheit noch den Sold kürzte und Entbehrungen auflegte, entstand auf einem Feldzuge gegen die Avaren Abfall und Meuterei im Heer. Wie in den Tagen des Prätorianerübermuths riefen die Legionen einen bisher unbe-

Oct. 602. kannten Hauptmann Namens **Phokas** zum Kaiser aus und schmückten ihn mit dem Purpur. Als Mauritius zum ersten Mal den Namen seines Gegners vernahm, mit der Bemerkung, daß er wohl ein frecher Aufrührer sei aber furchtsam im Angesicht der Gefahr, rief er verzweifelnd aus: „Ach! wenn er ein Feigling ist, wird er sicher ein Mörder sein!"

Phokas. 603–610. Mauritius hatte sich nicht getäuscht. Die leichtsinnige Bevölkerung der Hauptstadt, die der sparsame Kaiser in ihren Vergnügungen eingeschränkt hatte, gab bei der Kunde von dem Anrücken des aufrührerischen Heeres ihre Freude über den Wechsel zu erkennen. Die Partei der Grünen trat mit den Rebellen in Verbindung; die Volksmenge stieß Schmähungen und Drohworte gegen den Herrscher aus, als er bei einem religiösen Umzug in frommer Demuth barfuß durch die Straßen schritt. Bald ging die

Flucht und Tod des Mauritius. 605. Aufregung in Tumult mit Brand und Plünderung über. Da entfloh der unglückliche Monarch mit Frau und neun Kindern auf einer Barke nach der asiatischen Küste, von wo aus sein ältester Sohn Theodosius nach Persien eilte, um von der Freundschaft und Dankbarkeit Chosroes' Hülfe zu erflehen. Während Mauritius in einer Kirche bei Chalcedon unter Beten und Wachen den Ausgang in frommer Ergebung erwartete, hielt der Centurio Phokas unter den Freudenrufen des leichtsinnigen Volkes auf einem Triumphwagen mit weißem Viergespann seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt und belohnte dann die verrätherischen Truppen mit reichen Geschenken. Der drohende Ruf der Blauen, als Phokas die Grünen begünstigte: „Bedenke, daß Mauritius noch am Leben ist!" beschleunigte das tragische Ende des bisherigen Herrschers. Die Diener

des Todes eilten nach Chalcedon. Sie schleppten den Kaiser aus dem Heiligthum, ermordeten vor seinen Augen nach einander seine fünf Söhne und gaben zuletzt dem von Schmerz gebrochenen Vater selbst den Todesstoß. Die Leichen wurden ins Meer geworfen, ihre Häupter dem Hohne oder Mitleid der Menge in Constantinopel öffentlich ausgestellt. Mit solchen Thaten begann die Regierung des Phokas, eines Unmenschen, dessen Laster und Frevelsinn durch keine einzige Tugend gemildert war, dessen Thronbesteigung aber dennoch Papst Gregor als ein glückliches Ereigniß mit schmeichelnden Glückwünschen begrüßte. Die abschreckende Häßlichkeit seiner Gestalt und seines Antlitzes war das Bild seiner Seele. Der Wissenschaften, der Gesetze, sogar der Waffen unkundig, betrachtete Phokas seine erhabene Stellung nur als Mittel seine Wollust, seine Leidenschaften und seine Rachsucht zu befriedigen. Als die Kaiserin Constantina, eingedenk ihres Vaters, ihres Gatten und ihrer Söhne, die Volksmenge gegen den Tyrannen aufzuregen suchte, wurde sie gefoltert und dann mit ihren drei schuldlosen Töchtern zu Chalcedon auf derselben Stelle enthauptet, die mit dem Blute ihres Gemahls und ihrer Söhne befleckt worden war. Diesen erlauchten Opfern folgten zahllose andere von jedem Rang und Stand, die meistens ohne gerichtliche Untersuchung und oft mit ausgewählter Grausamkeit zum Tode geführt wurden. Man durchbohrte ihre Augen, so schildert Gibbon das Schauergemälde, man riß ihnen die Zunge bei der Wurzel aus, man schnitt ihnen Hände und Füße ab; Einige kamen unter der Geißel, Andere in den Flammen um, Andere wurden von Pfeilen durchschossen, ein einfacher, schneller Tod war eine Gnade, die sie nur selten erlangen konnten. Der Hippodrom wurde durch Häupter und Gliedmaßen und verstümmelte Leichen befleckt. Selbst Narses, von Geburt ein Perser, dessen Tapferkeit und Feldherrntalent Mauritius hauptsächlich seine Erfolge im Osten zu verdanken hatte, mußte, durch falsche Verheißungen nach Constantinopel gelockt, auf dem Markte der Hauptstadt den Feuertod erleiden. Als Phokas endlich seinen todbringenden Argwohn sogar gegen seinen eigenen Schwiegersohn Crispus kehrte, reizte dieser, um sein Leben besorgt, den Sohn des Statthalters von Afrika, **Heraklius**, zum Aufruhr. Sobald die Flotte des Befreiers durch den Hellespont und die Propontis segelte, strömten die nach Rache dürstenden Flüchtlinge und Verbannten unter seine Fahne. Phokas wurde durch Crispus über die Lage getäuscht, bis die feindlichen Schiffe in den Hafen von Constantinopel einfuhren. Da wurde der Tyrann in seinem Palaste gefangen genommen und in ein elendes Gewand gehüllt und mit Fesseln beladen in einer Barke auf das Schiff seines Gegners gebracht, wo er Marter und Schimpf erleiden mußte, bis sein Haupt von dem Körper getrennt und der verstümmelte Rumpf in die Flammen geworfen wurde. Von Klerus, Senat und Volk eingeladen, bestieg hierauf **Heraklius** den byzantinischen Thron, der dann auf seine Nachkommen bis ins vierte Geschlecht forterbte. Crispus, zu mächtig und übermüthig um sich dem glücklichen Emporkömmling zu fügen, wurde gezwungen in den Mönchsstand zu treten.

Grausamkeit und Ende des Phokas.

Als Mauritius in Chalcedon durch die Mörder des Phokas sein Leben verloren und sein Erstgeborner Theodosius auf seiner Reise nach Persien in Nicäa umgekommen war, warf sich Chosroes zum Rächer seines Vaters und Wohlthäters auf (S. 835). Er ließ den Gesandten, der die Thronbesteigung des neuen Kaisers Phokas dem Hofe zu Madain anzeigte, in den Kerker werfen und fiel mit Heeresmacht in Mesopotamien ein. Die griechischen Heere, durch die Grausamkeit des Kaisers des einzigen namhaften Feldherrn Narses beraubt, vermochten dem Ungestüm der östlichen Feinde nicht zu widerstehen. Sie wurden von der Reiterei durchbrochen, von den Elephanten zertreten, von den Pfeilen

Die letzten Perserkriege.

der Barbaren durchschossen, und eine große Anzahl Gefangener nach Urtheilsspruch des Siegers auf dem Schlachtfelde enthauptet. Nachdem Chosroes die Festungen Merdin, Dara, Amida und Edessa bezwungen und geschleift hatte ging er über den Euphrat, eroberte die syrischen Städte Hierapolis, Chalcis Beröa (Aleppo) und bedrängte bereits die Mauern von Antiochia, als Phokas sein gewaltsames Ende fand.

Heraklius. 610—641. Sein Nachfolger Heraklius war in den ersten Jahren seiner Herrschaft nicht im Stande, den Siegeslauf des Persers zu hemmen. Nach dem Falle Siegeslauf des Chosroes. von Antiochia rückte Chosroes, von seinen Magiern aufgereizt und von einer großen Schaar fanatischer Juden verstärkt, in Palästina ein, bezwang Galiläa
614. und erstürmte Jerusalem. „Das Grab und die prachtvollen Kirchen der Helena und Constantin's wurden von den Flammen verzehrt oder wenigstens beschädigt, die frommen Gaben von drei Jahrhunderten an einem einzigen Freveltage geraubt, der Patriarch Zacharias und das wahre Kreuz nach Persien abgeführt, und man schrieb die Niedermetzelung von 90,000 Christen den Juden und Arabern zu, welche die Unordnung des persischen Zuges vergrößern halfen." Schaaren flüchtiger Christen fanden bei dem Erzbischof von Alexandrien, Johannes dem „Almosengeber", Schutz und Unterhalt. Bald erlag jedoch
616. Aegypten selbst dem Sieger vom Osten. Das persische Reiterheer erstürmte Pelusium, den Schlüssel des schwer zugänglichen Landes, überschritt die Canäle und Flußarme des Delta und durchzog das lange Nilthal von den Pyramiden bei Memphis bis an die Grenzen von Aethiopien. Auch Alexandria fiel, nachdem der Erzbischof und der Präfect sich nach Cypern geflüchtet, in die Gewalt der Perser, die ihre Fahne bis in die alte Pentapolis trugen, die Reste der griechischen Tochterstädte von Kyrene unter den Hufen ihrer Rosse zertretend. Zugleich drang ein anderes Heer nach dem thrakischen Bosporus vor, nahm Chalcedon ein und schlug im Angesicht der Hauptstadt ein Lager auf. Selbst die Insel Rhodos konnte unter den Eroberungen des Enkels Nuschirwan's aufgezählt werden. Die Tage der Macht und Größe, wie sie einst Darius und Xerxes gesehen, schienen den Persern noch einmal aufgehen zu wollen; der neue Königssitz Artemita oder Dastadscherd, zwölf Meilen nördlich der Hauptstadt, umgeben von lachenden Triften, von herrlichen Parks und reichen Thiergärten, vereinigte, wie einst die Herrscherstädte Susa und Persepolis, in seinen Räumen die Schätze der Welt, den Raub der Nationen, die entführten Kunstwerke und Kostbarkeiten der Griechenstädte. Aber es war nur das letzte Aufleuchten einer Noth des Heraklius. Fackel vor ihrem Erlöschen. Heraklius mußte den Kelch der Demüthigung bis auf die Hefen leeren. Bedrängt von den Avaren, die sogar die Vorstädte Constantinopels plünderten, seiner reichsten Länder in Asien und Afrika beraubt, in seiner Hauptstadt durch den Anblick des persischen Lagers geängstigt, in einer volkreichen Stadt eingeschlossen, wo Hungersnoth und Pest täglich eine reichliche Todesernte hielten, war er in der peinvollsten Lage, in welche ein Herrscher gerathen kann. In seiner Noth faßte er den Entschluß, seinen Sitz nach

Karthago zu verlegen. Schon lagen die Schiffe mit den Schätzen des Palastes beladen zum Absegeln bereit, als der Patriarch ihn durch die Macht der Religion von diesem verderblichen Vorsatze abbrachte und am Altare der Sophienkirche zu dem feierlichen Eide drängte, mit seinem Volke zu leben und zu sterben. Um Zeit zu Rüstungen zu gewinnen, erkaufte er den Abzug des Perserkönigs um ein hohes Lösegeld. Er versprach im Laufe der nächsten Jahre tausend Talente Goldes und Silbers, tausend seidene Gewänder, tausend Pferde und tausend Jungfrauen dem Gebieter des Ostens zu senden.

Aber noch ehe dieser schmachvolle Tribut abgetragen war, raffte sich Hera- Erhebung und Siege des
klius aus der Trägheit und schlaffen Wollust empor, die ihn so lange mit ihren Heraklius. 622—628.
Netzen umstrickt hatte. Die Verzweiflung weckte seine schlummernden Kräfte, und er stellte seine eigene und Roms Ehre durch die Heldenthaten und Siegeszeichen von sechs kühnen Feldzügen wieder her. Die Reichthümer der Kirche, die er mit dem feierlichen Versprechen der Rückerstattung allenthalben einzog, setzten ihn in Stand, Truppen zu werben, Kriegsvorräthe zu sammeln und Schiffe auszurüsten. Zwei Tage nach dem Osterfeste vertauschte Heraklius, 622.
nachdem er den Avarenfürsten durch eine hohe Geldsumme zu dem Versprechen friedlichen Verhaltens gebracht, den kaiserlichen Purpur mit dem einfachen Soldatengewande und bestieg dann mit seiner Mannschaft die Flotte, die ihn durch den Hellespont in das Mittelmeer führte. An der Grenze von Kilikien und Syrien stiegen die Heere ans Land und bezogen in der Gegend von Issus, wo einst Alexander den glänzenden Sieg über Darius erfochten, ein festes und weites Lager. Wachsamkeit, Kriegszucht und fortwährende Waffenübungen erzeugten einen kriegerischen Sinn, und das Beispiel des Kaisers, der alle Arbeiten, Beschwerden und Entbehrungen des Lager- und Felddienstes theilte, weckte Vertrauen und Hingebung. Noch ehe der Sommer vorüber war, hatte Heraklius über das persische Reiterheer, das ihn in dem Gebirgslande aufgesucht, einen vollständigen Sieg erfochten. Muthig überstieg er das Taurusgebirge und überwinterte in Kappadokien unweit des Halys. Die Raubsucht, der Steuerdruck und der religiöse Fanatismus, durch welchen Chosroes die unterworfenen Länder und die christlichen Unterthanen bedrängt und mißhandelt hatte, bewirkte, daß die Völker den Wechsel der Herrschaft als eine Erlösung von einem unwürdigen und schweren Joche begrüßten. Nach der Befreiung von Vorderasien rief Heraklius von Trapezunt aus seine Unterthanen und Bundesgenossen von der Mündung des Phasis bis zum kaspischen Meer unter seine Fahnen, rückte in Armenien und Medien ein und vergalt die Schändung der 623. 624.
christlichen Heiligthümer in Palästina durch Zerstörung der persischen Tempel und Feueraltäre. Fünfzigtausend Gefangene, die der Perserkönig nach den Städten der Meder geführt, wurden in Freiheit gesetzt und kehrten froh in die Heimath zurück. Chosroes hielt vor dem siegreichen Heere nicht Stand; erst als er seine Streitkräfte aus den fernen Lagern um sich gesammelt, stellte er sich dem byzantinischen Kaiser, der von den hyrkanischen Berghöhen niederstieg und

das Herz des persischen Reiches bedrohte, mit einem dreifachen Heer entgegen. Aber das Glück war von den Söhnen Irans gewichen. Die Heere wurden zurückgeschlagen, mehrere Städte erobert und verbrannt. Mit unermeßlicher Beute
625. beladen zog Heraklius nach Amida zurück, wo er dem Senat von seinen Thaten und Siegen Nachricht gab, und erreichte dann wieder die Küste des schwarzen Meeres, von wo er vor drei Jahren ausgezogen war.

Die Avaren vor Constantinopel. 626.

Von Rachsucht und Ehrgeiz getrieben, strengte Chosroes alle Kräfte an, das byzantinische Reich zu Fall zu bringen. Durch eine drückende Aushebung der persischen Jugend wurde er in Stand gesetzt, drei neue große Heere ins Feld rücken zu lassen. Während das eine, das den stolzen Namen „der goldenen Speere" führte, wider den Kaiser selbst zog, das zweite dessen Vereinigung mit den Truppen seines Bruders Theodorus verhindern sollte, bezog das dritte das alte Lager von Chalcedon und schreckte die Hauptstadt durch die Flammen und Rauchsäulen, welche die Städte, Dörfer und geheiligten Stätten Kleinasiens verzehrten. Und bald sollte noch eine größere Gefahr in der nächsten Nähe die Byzantiner bedrohen. Sarbar, der persische Feldherr, hatte mit dem Chagan der Avaren ein Bündniß zu einem gemeinsamen Angriff auf Constantinopel geschlossen. In Folge dieser Uebereinkunft rückte der Avarenfürst im Sommer des Jahres 626 mit einem durch Gepiden, Bulgaren und Slaven verstärkten Heer von 80,000 Mann vor die Thore der Stadt. Feuersäulen von brennenden Ortschaften und fliehende Volkshaufen verkündeten der zitternden Bürgerschaft die Ankunft des schrecklichen Feindes. Sie flehte um Gnade; der Avarenfürst verlangte Uebergabe der Stadt mit allen Gütern und Schätzen; den Einwohnern sollte freier Abzug mit leerer Hand und im dürftigen Unterkleid gewährt sein. Dieser Uebermuth eines Barbaren weckte den letzten Rest von Römersinn in den Senatoren und Bürgern und erfüllte sie mit dem Muthe der Verzweiflung. Verstärkt mit einer Abtheilung von 12,000 Panzerreitern, die ihnen Heraklius zugesandt, schlugen sie die Stürme der Avaren ab und bewachten mit ihren Schiffen den Bosporus, daß die Perser sich nicht mit denselben verbinden konnten. Und in der That war ihre Gegenwehr so wirksam, daß der Chagan, nachdem er zwölf Tage unter dem Schutze undurchdringlicher Schirmdächer, deren Verfertigung die Avaren ihren Feinden abgelernt, die Mauern zu erschüttern und zu ersteigen gesucht, von Hunger gedrängt seine Belagerungsmaschinen verbrannte und unverrichteter Dinge abzog.

Heraklius in Assyrien und Persien. 627. 628.

Dieser Ausgang und der gleichzeitige Sieg des Theodorus hob den Muth des Kaisers, der mittlerweile vom Phasis aus einen Vertheidigungskrieg gegen die fünfzigtausend „goldenen Speere" der Perser geführt hatte. Und um desto nachdrücklicher und erfolgreicher den Kampf fortsetzen zu können, trat er mit den Türken in Bündniß. Er verpflanzte eine Horde der Chazaren von der Ebene der Wolga nach dem Gebirgslande Georgien und erkaufte sich den Beistand des Khans durch Geschenke und Versprechungen. Verstärkt durch 40,000 Reiter, die der Chazarenfürst ihm in Tiflis zuführte, und unterstützt von einer

gleichzeitigen Bewegung der Türken, welche den Oxus überschreitend in das alte Stammland der Iranier mit ihren wilden Kriegsschaaren einfielen, drang Heraklius vom Araxes nach dem Tigris vor, unbesorgt über die zahllose Menge der Feinde, welche in diesen Tagen der Entscheidung Medien und Assyrien, den Mittelpunkt des Reiches, decken sollten. Die Kunde, daß Sarbar, der Befehlshaber des Lagers von Chalcedon, von Chosroes abgefallen sei, entweder aus Furcht vor dem Argwohne und Haß des Königs oder verführt durch die List des Byzantiners, erhöhte sein Vertrauen und beschleunigte seinen Marsch. An der Stelle, wo einst die Weltstadt Ninive gestanden und ödes Mauerwerk an vergangene Größe erinnerte, erfocht Heraklius einen glorreichen Sieg über das zehnmal stärkere Heer der Perser. Niemand ahnete, daß unter den Erdhügeln, auf welchen damals die Heere des östlichen und westlichen Asiens in furchtbarer Anstrengung ihre Kräfte maßen, noch die bildergeschmückten Räume der alten Königspaläste verborgen lägen. Heraklius selbst übertraf an diesem denkwürdigen Tage durch persönliche Tapferkeit seine streitbarsten Krieger. Unter seiner Lanze bluteten mehrere feindliche Führer, darunter der Oberfeldherr Rhazates, dessen goldene Rüstung und Waffenschmuck bei dem Triumphe des Kaisers glänzten. Die Perser, die mit großer Tapferkeit den ganzen Tag über fochten, blieben zum großen Theil auf dem Schlachtfelde; die übrigen zerstreuten sich in die festen Städte. Nach diesem Siege stand dem oströmischen Heere der Weg nach Assyrien offen. Chosroes mußte die Schmach erleben, daß die geraubten Schätze und Reichthümer, die er in den Gemächern und Gewölben seines Lieblingssitzes Dastadscherd geborgen hatte, wieder entführt wurden, daß Heraklius außer den 28 Fahnen, die er auf dem Schlachtfelde von Ninive erbeutet, noch 300 römische, die einst der Perserkönig aus den bezwungenen Ländern und Städten fortgeschleppt hatte, zurückeroberte.

Schlacht auf den Ruinen von Ninive. 1. Dec. 627.

Der Großkönig der Perser hatte nicht gewagt in der Schlacht bei Ninive dem Tode ins Auge zu blicken und mit seinem glorreichen Gegner um die Herrschaft der Welt zu kämpfen: während sein Feldherr den feindlichen Lanzen erlag und seine tapferen Krieger die Wahlstatt mit ihren Leichen bedeckten, harrte Chosroes in sicherer Entfernung des Ausganges und floh dann, als sich die Römer seiner üppigen Residenz näherten, mit seiner Gattin Sira und einigen Nebenfrauen und getreuen Dienern auf geheimen Wegen nach Ktesiphon, sich in niedrigen Bauernhütten vor Nachstellungen bergend. Aber der Rest des armseligen Lebens, das er so sorglich vor den Feinden zu retten suchte, wurde ihm durch heimischen Verrath verbittert und verkürzt. Sein ältester Sohn Schiruch (Siroes), den ihm die schöne Sira geboren, bildete, erbittert, daß der Vater einen anderen geliebteren Sohn zum Mitregenten und Nachfolger erkoren, mit einer Anzahl unzufriedener Satrapen und Edlen eine Verschwörung. Als er sich mit den Abzeichen der königlichen Würde im Lager zeigte, wurde er von den Truppen mit freudigem Zurufe begrüßt. Denn Heer und Volk grollte dem alten König, der in seinem Herrscherstolze jeden Frieden

Chosroes' Ausgang. 628.

verschmähte, und während er selbst den Gefahren sorgfältig auswich, das Glück und Leben seiner Unterthanen dem siegreichen Feinde preisgab. Auf die Nachricht von der Empörung seines Sohnes und dem Abfall des Heeres versuchte Chosroes zu fliehen. Aber alle Wege der Flucht waren abgeschnitten. Er wurde ergriffen; achtzehn Söhne wurden vor seinen Augen ermordet; dann schloß
25. Febr. 628. man ihn in einen finstern Thurm ein, wo er am fünften Tage in Kummer und Elend starb.

Fall des Sassanidenreichs. Mit Chosroes' Leben endete der Glanz der Sassaniden. Sein unnatürlicher Sohn genoß nur achtzehn Monate die Früchte seiner Verbrechen. Dann folgten einige Jahre wilder Anarchie und Bürgerkriege, in welchen die letzten Kräfte des persischen Reiches gebrochen wurden, Städte und Provinzen sich trennten und unter den Thaten des Bluts und des Frevels Recht, Tugend und Sittlichkeit in Staub getreten wurden. Der Baum, der solche Früchte trug, war reif zum Fällen; und schon war die Axt erhoben, welche die Herrschaft der Sassaniden vom Erdboden vertilgen sollte. Als Chosroes auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, empfing er von Mekka ein Schreiben mit der Aufforderung, Muhammed als den Apostel Gottes anzuerkennen. Verächtlich zerriß er die Schrift des Mannes, dessen Namen er noch nicht gehört hatte. „So wird einst Gott das Reich des Chosroes zerreißen," rief der arabische Prophet aus, „und sein Flehen verwerfen." Unter Yezdegerd ging dieses prophetische Wort in Erfüllung.

Friede und Triumph. Dem Tode des Chosroes folgte ein Friede zwischen Byzanz und Persien. Heraklius begnügte sich mit der Herstellung der alten Grenzen und der Herausgabe des heiligen Kreuzes und der geraubten Trophäen und Gefangenen. Auf einem von vier Elephanten gezogenen Wagen kehrte darauf der Kaiser in seine gerettete Hauptstadt zurück, festlich empfangen von Senat, Geistlichkeit
629. und Volk. Im nächsten Jahre unternahm Heraklius im ärmlichen Pilgerkleide eine Wallfahrt nach Jerusalem, um dem neuen Fest der „Kreuzeserhöhung" beizuwohnen und durch Verfolgung der Juden seine christliche Frömmigkeit zu beweisen.

So endigte dieser letzte große Perserkrieg. Die Waffenehre des Reiches war glänzend hergestellt worden; aber dennoch hat dieser verheerende Krieg mehr als alle früheren Schicksale und Erlebnisse zu dem völligen Ruin beigetragen, in dem die griechische Welt zusammenstürzte. Damit den Kirchen und Geistlichen die erborgten Summen zurückgestellt werden könnten, wurde das Volk mit neuen Abgaben erdrückt. Glück, Wohlstand und Lebensmuth sanken dahin, und Kunst, Wissenschaft und Industrie entbehrten jeglicher Pflege. Der Geist der Erfindungen stockte und die Hände verloren die alte Kunstfertigkeit.

Verwirrung des Reichs. Heraklius überlebte seinen Triumph noch zwölf Jahre. In den Armen seiner geliebten Nichte Martina, die er zu seiner zweiten Gemahlin erhoben, verbrachte er den Abend seines Lebens in derselben üppigen Ruhe wie das erste Jahrzehnt seiner Herrschaft. Zwei Jahre vor seinem Tode traf er nach dem Wunsche der Kaiserin die Bestimmung, daß seinem Sohne erster Ehe, dem kränklichen Constantin, der Sohn

der Martina, **Herakleonas** als Reichsgehülfe zur Seite stehen sollte, und sein letzter Wille erklärte beide Söhne zu gleichen Erben des Reichs und empfahl ihnen die Kai- 11. Febr. 641. serin Martina als ihre Mutter und Fürstin zu ehren. Aber der Widerwille, mit dem Constantinus III. die Geistlichkeit und das Volk von jeher die unerlaubte Ehe betrachtet, wurde durch 641. den Regierungswechsel nicht gemindert. Das Murren der Senatoren und Bürger, als Herakleonas. 641. Martina sich zum ersten Mal öffentlich auf dem Throne zeigte, nöthigte sie, die ehrgeizigen Ansprüche auf eine Mitregentschaft aufzugeben und ihren Einfluß auf ihre Frauengemächer zu beschränken, und als bald darauf der schwächliche Constantin starb, 22. Juni 641. schrieb man den Tod einer Vergiftung zu. Die Soldaten, von einem treuen Diener des verstorbenen Monarchen aufgestiftet, erregten einen Aufstand, an dem Senat und Volk Theil nahmen, und der damit endigte, daß Martina und ihr Sohn Herakleonas an Nase und Zunge verstümmelt in die Verbannung gestoßen wurden, wo sie ihr Leben in Vergessenheit beschlossen, indeß Constantin's Sohn **Constans**, ein Knabe von zwölf Constans II. 641–668. Jahren, den Thron des oströmischen Reiches bestieg. Die guten Vorsätze des jungen Monarchen, die er vor dem Senate aussprach, wurden unter der Entartung der Zeit und des Hofes bald vergessen. Aus Furcht und Mißtrauen zwang er seinen Bruder Theodosius zuerst in den geistlichen Stand einzutreten, und als ihm diese Erniedrigung des kaiserlichen Sprößlings noch nicht volle Sicherheit gewährte, ließ er ihn ermorden. 660. Diese und andere Frevel reizten das Volk der Hauptstadt zum Haß, so daß sich Constans durch eine längere Entfernung, die zuletzt in eine freiwillige Verbannung überging, den Nachstellungen und Verwünschungen desselben entzog. Nachdem er einen Winter in Athen zugebracht, bekriegte er die Langobarden in Benevent und anderwärts, besuchte Rom, wo er die Kirchen ihres Schmucks beraubte, das eherne Dach des Pantheon abnehmen ließ und die Reste der Kunstschätze des Alterthums entführte, um die öffentlichen Gebäude in Constantinopel zu zieren, und schlug dann seinen Wohnsitz in Syrakus auf. Hier verbrachte er die letzten Jahre seines lastervollen Lebens unter den Qualen eines vorwurfsvollen Gewissens, bis ein fanatischer Diener dem Frevler im Purpur, dem Begünstiger der monotheletischen Ketzerei, im heißen Bade den Tod be- 668. reitete. Die Truppen von Sicilien riefen einen jungen Krieger von geringem Stande und großer Schönheit zum Kaiser aus. Aber die Zeit der Prätorianermacht war vorüber. Senat und Volk der Hauptstadt, empört über die Anmaßung des entfernten Heeres, bekleideten den ältesten Sohn des Constans, **Constantinus**, mit dem Purpur Constantinus IV. und gewährten ihm freudig die Mittel, die Schmach und Vermessenheit zu rächen. 668–685. Der neue Kaiser setzte nach Sicilien über, schlug, durch die Legionen von Karthago und Rom verstärkt, die Empörung nieder und ließ das schöne Haupt des ermordeten Gegners im Hippodrom aufstellen. Unter der Zahl von Opfern, die seine Rache forderte, war auch ein junger Geistlicher, Germanus. Constantin ließ ihn entmannen; aber die Wunde heilte und der Verletzte stieg später zu dem Range eines Patriarchen und Heiligen empor. Während der Abwesenheit in Sicilien war des Kaisers Barthaar gewachsen, daher ihn seine Unterthanen mit dem Beinamen des „Bärtigen" (Pogonatus) belegten. Nach dem Tode des vierten Constantinus, der sich vor den Ansprüchen seiner Brüder durch ihre Verstümmelung sicher stellte und den Bulgaren und Arabern das Reich preisgab, um sich ungestört den theologischen Streitigkeiten zu widmen, folgte sein Sohn **Justinian II.**, ein ruchloser Jüngling von geringem Verstand und hef- Justinian II. (erste Periode). tigen Leidenschaften, der den Namen seines berühmten Vorgängers durch Laster ent- 685–695. weihte und ihn nur nachahmte in verschwenderischer Baulust. Ein Eunuch und ein Mönch waren seine Großbeamten: „dem Einen überließ er den Palast, dem Anderen die Finanzen; jener züchtigte des Kaisers Mutter mit einer Geißel, dieser hing zahlungsunfähige Steuerpflichtige mit dem Haupte niederwärts über ein langsam loderndes Feuer auf". Zehn Jahre ertrugen die Unterthanen die Grausamkeiten des Tyrannen.

Leontius. 695—698. Da erregte **Leontius**, ein Feldherr von Ruf, der drei Jahre lang mit mehreren der angesehensten Senatoren im Kerker geschmachtet hatte, in dem kurzen Zwischenraum, der ihm zwischen seiner Befreiung und Abführung nach Griechenland gestellt war, einen Aufstand. Justinian wurde von dem zornigen Volke in den Hippodrom geschleppt; aber Leontius schenkte ihm das Leben und begnügte sich mit seiner Verstümmelung und
695. Verbannung. Der entsetzte Tyrann, fortan mit dem Beinamen „Rhinotmetus" belegt, verbrachte mehrere Jahre in einer einsamen Ansiedelung zu Cherson. Nach dreijährigem Aufenthalte an jenem Rande der skythischen Wüste erhielt Justinian die Nachricht, daß Leontius durch den Rebellen Apsimar gestürzt und verstümmelt worden sei und dieser
Tiberius III. 698—705. unter dem Namen **Tiberius** den Thron Constantin's bestiegen habe. Erfüllt von der Hoffnung auf Wiedereinsetzung entfloh Justinian den Nachstellungen des neuen Gebieters. Er begab sich zu den Chazaren, die ihre Zelte zwischen Don und Dniepr aufgeschlagen hatten. Der Khan nahm ihn wohlwollend auf, wies ihm die Stadt Phanagoria am asiatischen Ufer der Mäotis zum Aufenthaltsort an und vermählte ihm seine Schwester Theodora. Aber als Justinian einige Jahre nachher merkte, daß der Chazarenfürst, von seinen Feinden in Byzanz durch Gold gewonnen, auf seinen Tod oder seine Auslieferung sinne, entfloh er heimlich mit seinem Gefolge auf einem Schiffe nach den Donaumündungen, erkaufte sich durch große Verheißungen den Beistand des Königs der Bulgaren und rückte mit demselben an der Spitze von 15,000 Reitern vor die Mauern von Constantinopel. Dort hatte man während seiner zehnjährigen Abwesenheit seine Frevelthaten zum Theil vergessen, daher gelang es ihm mit Hülfe
705. seiner Anhänger den Thron seiner Väter wieder zu besteigen. Sein erstes Anliegen,
Justinian II. (zweite Periode). 705—711. nachdem er den Bulgarenfürsten mit Schätzen beladen entlassen und seine treue Gattin von Phanagoria herbeigerufen hatte, war blutige Rache an seinen Widersachern. Leontius wurde aus dem Kerker, Apsimar (Tiberius) aus dem Palaste in den Hippodrom vor den kaiserlichen Thron geschleppt. Justinian setzte den Fuß auf ihre Nacken, während er dem Wagenrennen zusah und sich an dem Jubelgeschrei des Volkes ergötzte. Ihre Hinrichtung bildete den Anfang einer sechsjährigen Tyrannei, wie Rom und Byzanz noch keine erlebt. Beil, Strick und Folter betrachtete er als die einzigen Werkzeuge der kaiserlichen Würde. Auch die Chersoniten wurden mit grausamer Verfolgung heimgesucht und nur durch die Flucht nach dem Festlande entgingen sie der gänzlichen Vernichtung. Ein zweiter Zug sollte das blutige Werk vollenden. Da gelang es aber den Verbannten, die sich unter dem Schutze des Chazarenfürsten gesammelt hatten, die Schiffsmannschaft zum Abfall und zur Anerkennung des von ihnen zum Kaiser erhobenen Armeniers Bardanes (Philippicus) zu bewegen. Als diese sich der Hauptstadt näherten, wurde Justinian, von Freunden entblößt und selbst von seiner Leib-
711. wache verlassen, durch den Streich eines Mörders getödtet. Sein junger Sohn Tiberius, der an dem Altare und dem Kreuz einer Kirche Schutz gesucht, wurde von den Empörern weggerissen und an der Thüre niedergemacht. In ihm erlosch der Stamm
Philippicus. 711—713. des Heraklius. Der neue Kaiser, der den Namen **Philippicus** annahm, büßte den kurzen Rausch einer zweijährigen in Wollust und Verschwendung verbrachten Herrschaft mit dem Verlust seiner Augen durch eine Palastverschwörung. Nachdem sein Nachfolger
Anastasius II. 713—716. **Anastasius II.** durch einen Aufstand der Schiffsmannschaft bei einem Seekriege gegen
Theodosius III. 716—718. die Araber gestürzt worden war und Theodosius III., der ungern seine Stelle eingenommen, dem Feldherrn der Truppen des Ostens, **Leo** dem Isaurier, hatte weichen
Leo der Isaurier. 718—741. müssen, bestieg ein neues Herrschergeschlecht den Thron, dessen bilderstürmender Eifer dem oströmischen Reiche frische Wunden schlug, während die Araber ihre siegreichen Waffen bis unter die Zinnen der Hauptstadt trugen. Anastasius und Theodosius vertauschten das Scepter mit dem geistlichen Gewande. Als aber der erstere in Verbindung

mit dem Bischof von Thessalonike Versuche machte die verlorene Macht wieder zu erlangen, mußte er nebst seinem Gefährten eines gewaltsamen Todes sterben.

Wir sind an einem Zeitpunkte angelangt, wo die alte griechisch-römische Welt, welche im Westen unter den Stürmen der Völkerwanderung den Schlägen der Germanen erlegen war, welche dann in den osteuropäischen Landestheilen von den slavischen und bulgarischen Stämmen und von den Reiterschaaren der skythischen Avaren zertreten worden und welche endlich im fernen Morgenlande mit den Persern um die Herrschaft in Asien gerungen hatte, von Süden her durch ein neues Volk bedrängt wurde, dessen Name bisher noch kaum in der Weltgeschichte genannt worden ist, und wo die christliche Religion, die in ihrem Bildungs- und Entwicklungsgange allmählich die alten heidnischen Culturformen und geistigen Errungenschaften in sich aufgenommen, mit einem Glaubenssystem feindlich zusammentraf, in welchem die göttliche Einheit viel schärfer ausgeprägt war.

Ehe wir diese neue Erscheinung ins Auge fassen, ehe wir das arabische Volk von dem Saume des rothen Meeres auf seinem Eroberungszug begleiten, und die Religion Muhammeds, die sich durch das ganze Mittelalter als feindlicher Gegensatz dem Christenthum entgegenstellte und auf das geschichtliche Leben des Morgen- und Abendlandes den wichtigsten Impuls übte, in ihren Grundbildungen darstellen, möge es gestattet sein, einen Rückblick zu werfen auf die germanischen Völkerschaften, die seit dem vierten Jahrhundert in den Vordergrund des handelnden Lebens getreten sind, von denen in den nächsten Zeiträumen die Geschicke der Welt hauptsächlich bestimmt werden und die auf neuen Wegen und in verschlungeneren Lebensformen die Aufgabe der Menschheit zu lösen versuchten.

Der Vermischungsprozeß der Völker und Nationen, der schon in dem römischen Weltreich vor sich gegangen, wurde unter dem Einflusse des Christenthums, das alle Verehrer des gekreuzigten Heilandes zu einer großen christlichen Gemeinschaft vereinigte, noch weiter geführt, bis die christliche Menschheit in drei großen Völkergruppen, Romanen, Germanen und Slaven gesammelt, der muhammedanischen Welt des Südens und Ostens entgegentrat. Jene drei Völkergruppen, die gleichsam als der Lehr-, Wehr- und Nährstand der europäischen Menschheit des Mittelalters dastehen, tauschten in den Ländern des gemeinsamen Besitzes ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und geistigen Errungenschaften vielfach mit einander aus, wobei der gebildetere und fähigere Theil der gebende, der unreifere und schwächere der empfangende war, also daß die Germanen in die Mitte gestellt, den Romanen gegenüber die letztere, den Slaven gegenüber die erstere Aufgabe zu lösen hatten. Denn während die slavischen Völker an der Oder und Elbe, an der Donau und in den Ostalpen durch die Einwirkung der Deutschen zu den Anfängen eines umfassenden staat-

lichen Lebens gelangten, und ihre heimischen Sitten, Sprache und nationales Wesen mit der Zeit großentheils gegen das Germanische vertauschten, verloren die ausgewanderten deutschen Völkerschaften allmählich ihre vaterländischen Erinnerungen und Eigenthümlichkeiten in den fremden Ländern, die sie sich durch ihr Schwert erworben, und nahmen die Sprache, Cultur und Gesetzgebung der besiegten Völker an. Gibt diese Erscheinung einerseits Zeugniß von der Macht der geistigen Bildung, die auch dem Schwachen und Unterdrückten ein Uebergewicht verleiht über den ungebildeten Starken und Rohen, so ist sie zugleich ein Beweis von der empfänglichen und nachgiebigen Natur der Germanen, die fremden Einflüssen nicht nachdrücklich genug zu widerstehen vermag. Die schönsten Provinzen des römischen Abendlandes waren germanischen Stämmen zugefallen: die Erinnerungen der alten Zusammengehörigkeit unter Roms Obmacht waren noch nicht ganz entschwunden; ein germanisches Westreich hätte sich wohl durch ein Bundesverhältniß erschaffen und dem byzantinischen Ostreich gegenüberstellen lassen. Aber weit entfernt, sich zu einem Ganzen zu vereinigen und den Bestrebungen des großen Theoderich fördernd entgegenzukommen, gingen die germanischen Staaten immer mehr aus einander, gestalteten ihr Leben selbstständig in eng begrenzten Kreisen und verschafften dadurch dem Fremden den Sieg. Die Langobarden in der Po-Ebene wurden Italiener, die Westgothen und Sueben in der pyrenäischen Halbinsel wurden Spanier, die Franken nahmen gallische Sprache und Bildung an, wenn gleich Land und Volk seitdem von den neuen Einwanderern den Namen führten. Die Gothen sahen ruhig zu, wie die Vandalenherrschaft in Afrika gebrochen ward, und doch bildete diese Eroberung nur den Anfang zu anderen Unternehmungen, durch welche ihre eigene Existenz gefährdet oder bedroht war. Nach zwanzig Jahren theilten die Ostgothen das Loos ihrer südlichen Volksgenossen, und die Westgothen hatten noch über ein halbes Jahrhundert schwere Kämpfe zu bestehen, ehe es ihnen gelang, die Südküste Spaniens von der byzantinischen Herrschaft zu befreien und den „Dorn des Schmerzes“ auszureißen, der eine eiternde Wunde erzeugte, welche fortwährend den ganzen Reichskörper in fieberhafter Aufregung hielt. „Und welcher andere deutsche Stamm schien so sehr wie der gothische den Beruf zu haben, die aus einander gesprengten Germanenstämme zu einem machtvollen Reiche zu vereinen, die Ordnung und Gesittung der römischen Welt zu verschmelzen mit deutscher Kraft und Freiheit, und so was noch Lebenskräftiges in den alten Zuständen war, in sicherem Bette hinüberzuführen zu neuer Entwickelung? Kein deutsches Volk zeigte neben heldenmüthiger Tapferkeit diese Empfänglichkeit für die aus dem Alterthum überkommene Bildung, bei keinem haben die Wissenschaften, hat das Christenthum so schnell und so tief Wurzel geschlagen.“ Die deutschen Stämme, die sich innerhalb der Grenzen des römischen Reiches niederließen, bemerkt Waitz, haben wohl ihr altes Recht, ihre politischen Institutionen, manche auch ihre Lebensart und Sitte bewahrt, oder doch auf deutscher Grundlage neu gestaltet; aber die heimische Sprache haben sie aufgegeben und

in der Mischung mit romanischer Bevölkerung so viel des Fremden bei sich aufgenommen, daß von deutscher Nationalität nicht mehr die Rede sein kann.

Und nicht blos die Stämme vergaßen ihres gemeinschaftlichen Ursprungs und ihrer Geschlechts- und Blutsverwandtschaft, und bildeten ihr Sonderleben unabhängig von den übrigen aus, die einzelnen Völker spalteten sich wieder in mehrere getrennte Staaten und Reiche und schwächten nicht selten ihre Kräfte durch Kriege, Stammfehden und Thaten der Blutrache. Die Angelsachsen, die in den britischen Inseln so sehr über die keltische Bevölkerung die Oberhand hatten, daß dort allein germanische Sprache und Lebensweise, Recht und Religion über die romanische Cultur den Sieg davon trugen, gingen in sieben Königreiche aus einander; die Franken theilten sich in vier Staaten; in Spanien wurde frühzeitig die nationale Scheidung geboren, die in der Folge mehrere Königreiche schuf; in Burgundien schwächte innere Zwietracht und Parteiung die Volkskraft. Nirgends steuerte ein Erbfolgegesetz der staatlichen Zersplitterung; wie Privatgüter wurden die Länder unter die Herrschersöhne vertheilt. Als Karl der Große im achten und neunten Jahrhundert die germanischen Staaten zu einem Ganzen zu vereinigen suchte, waren schon die Vandalen und der edle Stamm der Ostgothen dem Schwerte der Byzantiner erlegen, und bei den übrigen hatte sich durch die Vermischung mit der römischen Bevölkerung bereits ein bestimmter eigenthümlicher Volkscharakter ausgebildet und befestigt. Zu dieser Trennung trug auch die religiöse Verschiedenheit das Ihrige bei, indem unter den germanischen Völkerschaften die zuerst zum Christenthum bekehrten dem Arianismus huldigten, die Franken und Angelsachsen dagegen den römischen Lehrbegriff und Cultus annahmen und mit Fanatismus zu verbreiten sich bestrebten. Und als im sechsten und siebenten Jahrhundert allmählich alle heidnischen und häretischen Lehrmeinungen verschwanden und das römisch-katholische Kirchenwesen durch Gregor's Thätigkeit im ganzen Abendlande Eingang gewann, wurde wohl ein gemeinsames Band um alle Völker geschlungen, aber ein solches, das die nationale und volksthümliche Entwicklung mehr hemmte als förderte, das gerade dem Romanismus die vollständigste Herrschaft verschaffte und die germanische Volksnatur durch das allgemeine kirchliche Gepräge, das sie allen Völkern aufdrückte, zurückdrängte. — Zwar bewahrten die germanischen Völker noch lange ihr eigenthümliches Recht und ihre auf Herkommen und Ueberlieferung beruhenden Gesetze; an den Malstätten wurde noch in alter Weise das Recht gefunden, und die bedeutendsten germanischen Völker, die Langobarden, Burgunder, Franken und Westgothen suchten die überkommenen Rechtsinstitute durch Sammlungen und Aufzeichnungen vor dem Untergang und vor Fälschung zu retten und ihren Nachkommen zu erhalten; aber um dieselbe Zeit, ein merkwürdiges Zusammentreffen! wurde in Byzanz das justinianeische Rechtsbuch aufgestellt, das berufen war, die germanischen Völker in der Folge nicht minder unter das römische Joch zu beugen als die Kirche. Römische Cultur und Sprache, römisches Recht und römisches Kirchenthum

waren zu mächtige Factoren der öffentlichen Lebensthätigkeit, als daß nicht einfache, ungebildete und ehrliche Volksstämme ihren Einflüssen hätten erliegen sollen. Nur die heimischen Sitten und der angeborne Kriegsmuth, die in der ureigenen Natur und Geistesrichtung der Germanen wurzelten, blieben ungebrochen und übten bald eine wohlthätige Rückwirkung auf die entartete romanische Welt aus. Die deutsche Treue, das gerade Manneswort, die Achtung vor dem Weibe und die persönliche Ehre blieben forthin anerkannte Tugenden und Güter und dienten zur Veredlung des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens, die auch auf die unterworfenen Völker einen wohlthätigen Einfluß übten. „Ueberall brachten die Germanen in die sittlich tief gesunkene römische Welt einen jugendlich frischen Lebenshauch, an dem sich nun auch die alte Bevölkerung wieder aufrichtete und erquickte: und sehr bald trat auch in Betreff des Besitzstandes an Grund und Boden ein geregeltes Verhältniß ein.“ Aus dem Zusammenwirken und Zusammenschmelzen römischer und germanischer Bestandtheile erwuchsen die Völker des Mittelalters, die Sitten und Cultur des Abendlandes. Und wie aus jeder Mischung verschiedener Metalle eine festere Masse entsteht als aus der Verbindung gleichartiger Theile, so gewinnen auch die Völker durch die Mischung verschiedenartiger Elemente an Kraft.

Aber wie viele edle Kräfte die deutsche Nation durch die Völkerwanderung eingebüßt hat, dennoch bleibt dieselbe der Stolz und Ruhm der deutschen Geschichte, und die Vernichtung des römischen Weltreichs die größte That der germanischen Völker. Dies erkannte auch der Volksinstinct, indem er seine ältesten und großartigsten Dichtungen an jene tiefbewegte thatenreiche Zeit anknüpfte. Das Heldenalter der Völkerwanderung gestaltete sich zu dem geheimnißvollen sagenreichen Grundstock, wo in unerforschter Höhe die Lebensströme der germanischen Völkergeschichte ihren dunkeln Ursprung haben, wo, wie in einem mächtigen Gebirgsstock, einzelne sonnenerleuchtete Häupter glänzend emporragen und in ihren goldenen Spitzen den Ruhm und die Herrlichkeit ganzer Volksstämme in sich tragen. Der Zeitraum der Völkerwanderung ist in der deutschen Geschichte das Alpengebirge, wo sich die romanische und germanische Welt verbindet und trennt, vermischt und abstößt, und wo es oft schwer zu entscheiden ist, welchem Stamme die einzelnen glanzumstrahlten Höhen angehören. Es ist die letzte gemeinsame Heimath aller germanischen Völkerschaften, ehe sie nach den verschiedensten Richtungen aus einander gingen und in den neuen Wohnsitzen der alten Zusammengehörigkeit vergaßen. In den Heroengestalten der Volksdichtung erhielt sich die letzte Erinnerung der ehemaligen Verwandtschaft und nationalen Einheit.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Weber, Georg,

Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen
Bd.: 4

1883